Beiheft

zum

Militair-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1877.

Erstes Heft.

Inhalt:

Berlin 1877.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Aus der Geschichte des Grenadier-Regiments Königin Olga (1. Württembergisches) Nr. 119.

Türkenkriege.

Nach bis jetzt unbenutzten Akten des Schwäbischen Kreis-Archivs in Ludwigsburg dargestellt von

Georg v. Niethammer,
Hauptmann und Kompagniechef im Grenadier-Regiment Königin Olga (1. Württembergisches) Nr. 119.

Es war am 4. Juli 1683, als ein kaiserlicher Aufruf um schleunige Reichshilfe gegen die Türken auf dem Reichstage zu Regensburg eintraf.

Nie hatte das Reich sich in einem elenderen und hilfloseren Zustande befunden, nie war das Gebahren des westlichen Nachbars solcher Ohnmacht gegenüber übermüthiger und frecher gewesen als eben jetzt, da diese neue Gefahr im Osten des Reiches sich erhob.

Durch innere Uneinigkeiten zerrissen, im Westen und Osten von unversöhnlichen, an Wildheit und Grausamkeit einander fast überbietenden Feinden bedroht, schien das Reich der gänzlichen Vernichtung preisgegeben zu sein.

Aber was die treulosesten Friedensbrüche, was die verheerendsten Raubeinfälle der Franzosen nicht vermocht hatten, das brachte die Kunde von dem drohenden Einfalle der Türken zu Stande.

Aller Parteihader, alle Religionsstreitigkeiten und Rangstreitereien, die das Reich Frankreich gegenüber zum wehrlosen Kinde machten, schienen vor der dem christlichen Glauben und der christlichen Gesittung drohenden Gefahr verschwunden, und einig, wie selten, schickten sich die Deutschen an, den Barbaren im Osten entgegenzutreten. Fast leichten Herzens fand man sich den unverschämtesten Forderungen Frankreichs gegenüber durch die weitgehendste

Nachgiebigkeit ab, um am Rheine Ruhe und den Türken gegenüber freie Hand zu haben.

Als die ersten unter den deutschen Fürsten sagten Herzog Administrator Friedrich Karl von Württemberg und Kurfürst Emanuel von Bayern dem Kaiser Hülfe zu.

Schleuniges Handeln that Noth.

Im Juni schon hatten die Türken die Drau überschritten. Ohne Widerstand zu finden, rückten sie bis zur Raab vor. Dort stellte sich ihnen Herzog Karl von Lothringen mit schwachem in der Eile zusammengezogenem Heere entgegen. Doch schnell von dem übermächtigen Feinde umgangen und zum Rückzug gezwungen, konnte der kaiserliche Feldherr kaum noch sein Fußvolk in die nun unmittelbar bedrohte Kaiserstadt Wien werfen, als schon die feindlichen Reiter die Thore dieser Stadt zu umschwärmen begannen. Am 14. Juli ward Wien von der türkischen Hauptarmee eingeschlossen, mit genauer Noth war es dem Kaiser möglich gewesen, noch vorher die Residenz zu verlassen.

Herzog Friedrich Karl hatte, angesichts der unruhigen Verhältnisse, schon im Frühjahr 1683 nicht allein seine Haustruppen verstärkt, sondern auch bei dem schwäbischen Kreise eifrig auf Kriegsbereitschaft gedrungen. Doch waren bei der schwerfälligen Kriegsverfassung des Kreises die Rüstungen desselben, besonders die der unzähligen kleinen Kreisstände, noch nicht zu einem solchen Grade gediehen, um dem Kaiser eine unverzügliche Hülfe von Seiten des Kreises senden zu können, wie es die dringenden Umstände und die vor kurzem noch besonders gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtungen erforderten.

Sehr willkommen mußte daher dem Kreise das Anerbieten Herzogs Friedrich Karl erscheinen, für den bevorstehenden Krieg gegen die Türken sein Regiment zu Fuß, das Stammregiment des heutigen Grenadier-Regiments Königin Olga, in den Dienst des Kreises übertreten zu lassen.

Der schwäbische Kreis hatte gemäß einem Reichstagsbeschlusse von 1681 zwei Regimenter zu Fuß und zwei Regimenter zu Pferd als Kontingent zum Reichsheere zu stellen. Die Kreisregimenter pflegten aus den Kreiskontingenten sämmtlicher Mitglieder des Kreises zusammengesetzt zu werden. Je ein Regiment zu Fuß und eines zu Pferd wurde vorzugsweise von den protestantischen, die beiden andern von den katholischen Kreisständen gestellt.

Dem Uebereinkommen gemäß, das Herzog Friedrich Karl nunmehr mit dem Kreise traf, sollte das herzogliche Regiment zu Fuß an Stelle des von den protestantischen Ständen erst noch zu errichtenden Kreisregimentes zu Fuß unverzüglich zu der sich bei Krems an der Donau sammelnden Reichsarmee abmarschiren. Die Verstärkungen, welche das Regiment nöthig hatte, um verfassungsmäßig als Kreisregiment erscheinen zu können, sollten mit den übrigen Kreistruppen so schnell als möglich nachrücken.

Am 9. August war die Ausrüstung des Regiments soweit vollendet,

daß Herzog Friedrich Karl, nachdem er dasselbe bei Stuttgart in eigener Person gemustert und auf den schwäbischen Kreis hatte beeidigen lassen, den Befehl zum Abmarsch ertheilen konnte.

Das Regiment hatte eine Stärke von 1000 Mann in fünf Kompagnien.

Kommandeur des Regiments und zugleich Inhaber der Leibkompagnie war Oberstlieutenant Linkh von Kirchheimb; Inhaber und Führer der übrigen Kompagnien waren: Oberstwachtmeister Johann Krumbhaar, Hauptmann Johann v. Heiterscheid, Hauptmann Truchseß und Hauptmann Josef.

Die Uniform des Regimentes bestand in weiten, sackartigen Röcken von weißgrauer Farbe, mit rothen Umschlägen an Kragen und Aermeln, kurzen weißledernen Beinkleidern, grauen wollenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Um den Hals wurde ein schwarzes Tuch geschlungen, auf dem Kopfe saß ein breitrandiger runder Filzhut von schwarzer Farbe, mit weißen Borten eingefaßt und weißer Hutschnur. Die Haare wurden lang, gelockt und frei-herabhängend getragen.

An breitem über die Brust gekreuztem Bandolier hingen der Degen und die große mit Dachsfell überzogene Patrontasche. Als Hauptwaffe trug der Musketier die schwere Steinschloßmuskete. Als eine Neuerung hatte Herzog Friedrich Karl seit kurzem das Bajonet eingeführt und damit war die alte Pike in Wegfall gekommen.

Jede Kompagnie hatte ihre eigene Fahne — die Leibkompagnie führte eine solche von weißer Farbe, die Fahnen der übrigen Kompagnien waren schwarz-gelb geflammt — sämmtliche Fahnen mit dem herzoglichen Wappen geschmückt.

Herzog Friedrich Karl hatte angeordnet, daß das Regiment bei Ulm auf der Donau eingeschifft werde, um bis Passau zu Wasser und von da auf dem Landwege nach Krems zu gelangen, wo die zum Entsatz von Wien bestimmte Reichsarmee sich sammelte.

Den 17. August kam das Regiment in Ulm an. Am folgenden Tage wurde dasselbe auf dem Söflinger Felde von dem versammelten Kreiskonvente besichtigt. Nach beendigter Musterung wurde durch die Stadt an den zur Einschiffung bestimmten Platz marschirt.

Die Berichte der Zeitgenossen sind voll Lob und Bewunderung über die Schönheit des Regiments. Die Größe, die Haltung der Leute und ihr stattliches Auftreten in der geschmackvollen Uniform werden hochgerühmt.

Selbst der bei der Musterung anwesende kaiserliche Gesandte war so hingerissen von der stolzen Erscheinung der Württemberger, daß er beim Vorbeimarsche des Regiments ausrief: „wohl dürfe man mit jenen Legionen Cäsars sagen:

Suevis ne deos quidem immortales pares esse."

Zwischen 12 und 1 Uhr nachmittags wurde der Einschiffungsplatz erreicht, wo die „Ulmer Schachteln" und „Zillen", acht an der Zahl, bereit lagen. Baarhäuptig mit gebogenen Knien sprach die ganze Mannschaft am Strande ein lautes Vaterunser und sang ein geistliches Lied. Nachdem man so von der Heimath Abschied genommen, wurden die Schiffe bestiegen, und fort ging es unter den Zurufen der versammelten Menge den Strom hinab dem „graußamen Erbfeind christlichen Nahmens" entgegen.

Die beiden Feldstücklein, welche Herzog Friedrich Karl dem Regimente beigegeben hatte, sowie die sämmtlichen Pferde — jeder Offizier war beritten — wurden zu Land, unter dem Schutze der von Herzog Friedrich Karl ebenfalls dem Kaiser zu Hülfe gesandten herzoglichen Reiter, nach Passau geschickt, wo sie mit dem Fußvolk wieder zusammentreffen sollten.

Am 23. August langte das Regiment bei Passau an. Die Fahrt war ohne Unfall von statten gegangen. In Donauwörth war unterwegs Quartier genommen, bei Regensburg auf dem untern Wörth kampirt worden. Sonst aber hatte die Mannschaft auf der ganzen Fahrt die Schiffe nicht verlassen dürfen. Lebensmittel, überhaupt alle Bedürfnisse, waren an Bord geliefert worden, denn selbst die beste geworbene Truppe war damals so wenig wie heute frei von dem Uebel der Fahnenflucht.

Auf dem Durchmarsche durch Regensburg hatte das Regiment vor dem versammelten Reichstage defilirt, wobei es vor allen durchpassirenden Truppen durch seine Schönheit auffiel.

Von Passau wurde der Marsch zu Fuß fortgesetzt. Da die Bagage noch nicht eingetroffen war, so blieb Oberstlieutenant Linkh einige Tage bei Linz stehen, um dieselbe zu erwarten; „— allein man kann ohne die Bagage nicht subsistiren, denn khein Offizier khein Pferd hat", schreibt Oberstlieutenant Linkh als Entschuldigung dieses Aufenthaltes an Herzog Friedrich Karl, von dem er den gemessensten Befehl erhalten hatte, den Marsch so zu beschleunigen, daß das Regiment zeitig genug bei der Hauptarmee eintreffe, um bei dem Entsatze von Wien mitwirken zu können. Daß es Oberstlieutenant Linkh ernstlich daran gelegen war, dem Befehle seines Herzogs nachzukommen, folgt aus der in demselben Berichte sich findenden Betheuerung: „dann ich der allerohnglückseeligste müßte sein, wann ich wegen so schlechter Ahnstalt diese occasion versäumen thät."

Und es gelang dem Oberstlieutenant auch in der That, unter den ersten bei Krems einzutreffen.

Außer an dem Reiche hatte Kaiser Leopold einen weiteren, mächtigen Bundesgenossen an Johann Sobiesky, dem Könige von Polen, gefunden, der, einem im Frühjahre geschlossenen Vertrage folgend, jetzt mit einem starken Hilfsheere durch Mähren herbeizog.

Bei Tulln und bei Krems sollte sich das Entsatzheer sammeln, um von hier vereinigt gegen Wien vorzugehen.

Fast zu gleicher Zeit mit Oberstlieutenant Linky trafen die Sachsen und Franken bei Krems ein, die Bayern waren schon vorher daselbst angekommen. Andere Hilfstruppen, wie die Rheinischen und Brandenburger, waren noch zu Hause mit der Ausrüstung beschäftigt.

Das Kommando über die bei Krems sich sammelnden Reichstruppen übernahm Fürst Georg von Waldeck als Reichsfeldmarschall.

Bei Tulln concentrirten sich unter dem Herzog von Lothringen alle noch verfügbaren österreichischen Truppen. Ebendaselbst traf Ende August auch der sehnlichst erwartete König der Polen mit einer Hilfsarmee ein, welcher nun den Oberbefehl über das ganze Entsatzheer übernahm.

Am 7. September wurde von den seitherigen Sammelpunkten aufgebrochen. Bei Krems überschritt die Reichsarmee, bei Tulln die Kaiserlichen und Polen die Donau, und am folgenden Tage stand das ganze Heer 70,000 Mann stark zwischen Tulln und Muckendorf vereinigt.

Die Schlachtordnung wurde hier folgendermaßen eingerichtet: auf dem rechten Flügel standen die Polen, auf sie folgten in der Mitte die Bayern, die Württemberger, die Sachsen und Franken, den linken Flügel nahmen die Kaiserlichen ein.

Am 9. von hier aufgebrochen, erreichte man nach drei beschwerlichen Marschtagen den Kahlenberg, dessen Hänge unter großen Anstrengungen erstiegen wurden. Weit ausgedehnt lag zu den Füßen der auf den Höhen Angekommenen das Lager der türkischen Hauptarmee, eng die schwerbedrängte Reichshauptstadt umschließend, und der unaufhörliche Donner der Geschütze verkündete die Noth, in welcher die so heldenmüthig sich vertheidigende Stadt schwebte.

Mit Tagesanbruch am 12. September begannen die leichten Truppen des linken Flügels mit den feindlichen vorgeschobenen Posten zu plänkeln. Bald wurde der Kampf ernsthafter. Der Feind suchte das Debouchiren des linken Flügels aus dem Gebirge zu verhindern. Mit großer Tapferkeit bahnten sich jedoch die Kaiserlichen und die ihnen folgenden Sachsen den Weg. Franken, Württemberger und Bayern folgten ihnen nach, ohne auf Widerstand zu stoßen. Gegen Mittag standen der linke Flügel und die Mitte am Fuße des Gebirgs vereinigt.

Noch waren aber die Polen, welche einen weiteren und beschwerlicheren Weg zurückzulegen hatten, nicht aus dem Gebirge hervorgebrochen. Der Herzog von Lothringen, welcher das Gefecht bisher geleitet hatte, brach daher, um ihre Ankunft zu erwarten, den Kampf vorerst ab. Endlich gegen 2 Uhr Nachmittags erschien auf dem rechten Flügel die polnische Reiterei. Mit Ungestüm warfen sich die tapferen polnischen Lanzenreiter auf die den Ausgang aus dem Gebirge verwehrenden Türken. In heftigem Kampfe und unter tapferer Gegenwehr wurden die letzteren mehr und mehr zurückgedrängt. Ihr Rückzug verwirrte die hinter ihnen haltende türkische Kavalleriereserve.

Mit Blitzesschnelle stürzte sich, dies erkennend, Johann Sobiesky auf dieselbe, durchbrach sie und verfolgte die von panischem Schrecken Ergriffenen bis an das Hauptlager.

In der Mitte und auf dem linken Flügel hatte, als die Polen zuerst erschienen waren, alles mit der größten Begeisterung wieder zu den Waffen gegriffen. Nur mit Gewalt konnte die Mannschaft von den Offizieren abgehalten werden, sich sofort auf den Feind zu stürzen. Der Herzog von Lothringen wollte zuerst den Erfolg des Angriffs der Polen abwarten. Erst als dieser entschieden war, nahm er den Kampf wieder auf, und nun stürzten sich linker Flügel und Mitte unaufhaltsam auf den gegenüberstehenden Feind, der, ohne ernstlichen Widerstand mehr zu leisten, gegen das Hauptlager zurückwich. In einem Anlaufe wurde dasselbe erstürmt. In wilder Flucht zerstreute sich das türkische Heer, eine unermeßliche Beute in Händen der Sieger lassend. Bis zur Erstürmung des Lagers hatten die türkischen Batterien in den Laufgräben die Beschießung von Wien fortgesetzt, jetzt erst konnte die befreite Stadt von den Drangsalen einer furchtbaren Belagerung aufathmen.

Wie aus einem Ende Oktober erlassenen Schreiben des Herzogs Friedrich Karl folgt, hat es Oberstlieutenant Linkh versäumt, dem Herzoge Bericht über die Theilnahme des Regiments an der Schlacht vor Wien zu erstatten, denn es heißt in jenem vom 25. Oktober datirten Erlasse: .... „und befremdet Uns nicht wenig, daß zeit deines Abmarsches mehreres nicht denn ein einiger Bericht und zwar aus Lintz eingeloffen."

So viel steht übrigens fest, daß das Regiment die Schlacht im Centrum neben den Franken mitmachte — ohne Verlust wahrscheinlich, da die Mitte überhaupt zum größten Theil kaum zum eigentlichen Gefecht kam.

Bis zum 17. verweilte die verbündete Armee bei Wien. An diesem Tage wurde nach Ungarn aufgebrochen, wo man sich, die Belagerung der von den Türken besetzten Festung Neuhäusel zu unternehmen, entschlossen hatte.

Die Vorhut der Armee bildeten die Polen, auf sie folgten die Kaiserlichen und zuletzt kamen die Reichstruppen. Fieber und Ruhr, durch den langen Aufenthalt in der Nähe des Schlachtfeldes bei Wien, ungünstiges Wetter und Mangel an Lebensmitteln hervorgerufen, lichteten die Reihen der Verbündeten stark. Auch unser Regiment erlitt bedeutende Verluste dadurch. Oberstlieutenant Linkh wird der Vorwurf gemacht, daß er schlechte Anstalten für die Verpflegung der herzoglichen Truppen getroffen habe, indem er das für sie bestimmte Mehl den Kaiserlichen überlassen habe, „die nur schimmlichtes Brod dafür liefern, an welchem die Leute krepiren."

Durch mancherlei Umstände verzögerte sich der Marsch des Heeres bedeutend, so daß die günstige Gelegenheit zu einem Angriff auf eine so bedeutende Festung wie Neuhäusel angesichts der vorgerückten Jahreszeit vorüber zu sein schien. Man beschloß daher die Belagerung von Gran zu unternehmen.

Am 7. Oktober kamen die Polen bei Parkan, dem Brückenkopfe von Gran, an. Ein unvorsichtiger Angriff ließ sie dort eine empfindliche Schlappe erleiden. Am folgenden Tage trafen die Kaiserlichen bei ihnen ein und wiederholten den Angriff. Mit stürmender Hand nahm Markgraf Ludwig von Baden an der Spitze seines Regiments die Verschanzungen weg. Der Herzog von Lothringen überschritt hierauf mit den Kaiserlichen, den Bayern, Württembergern und Franken die Donau und begann die Belagerung von Gran, welche durch die bei Parkan stehenden Polen gedeckt wurde.

Den 20. Oktober wurden die Laufgräben eröffnet, den 25. die Wasserstadt erstürmt, und 2 Tage darauf ergab sich die Festung gegen freien Abzug der 6000 Mann starken Besatzung.

Damit war der Feldzug beendigt. Kaiserliche und Polen bezogen Winterquartiere in Ungarn; die deutschen Hilfstruppen kehrten in ihre Heimath zurück.

Das herzogliche Regiment hatte nach den vorhandenen Berichten auf dem Marsch bis Gran und während der Belagerung durch Krankheiten einen solchen Verlust erlitten, daß am Tage der Uebergabe von Gran seine Stärke auf nur noch 365 Mann sich belief.

Auch der Heimweg forderte noch viele Opfer. In Preßburg mußte eine große Anzahl von Kranken zurückgelassen werden. Auch die beiden Feldstücklein blieben dort zurück, da die Pferde alle gefallen waren.

Ende Dezember traf das Regiment, größtentheils kranke, durch Strapazen aller Art elend gewordene Männer, kaum 300 Mann stark bei Nördlingen ein, um von da vollends in die Heimath zu marschiren.

Als Winterstationen wurden den Zurückgekehrten die Schwarzwaldämter Balingen, Rosenfeld, Hornberg u. a. angewiesen, „dieweil erstlich die Luft reiner und gesünder droben und wegen des Weintrinkens auch um so weniger Gefahr.“ In Betreff ihrer Unterkunft wurde verfügt, „daß allein die Offiziere in die Städte, die Gemeinen aber mit einander in die Ortschaften zu logiren.“

Trotz den Erfolgen des letzten Feldzugs mußte der Kampf mit den Türken im folgenden Jahre wieder aufgenommen werden, denn die Macht des kriegerischen Feindes war keineswegs gebrochen.

Der größte Theil des heutigen Ungarns befand sich in seiner Gewalt. Ofen, Neuhäusel, starke, in nächster Nähe der kaiserlichen Erblande liegende Festungen bildeten die vortrefflichsten Stützpunkte für eine Wiederholung des vorjährigen Einfalls, der zudem wieder in dem schon im vorigen Jahre ausgebrochenen und noch keineswegs gedämpften ungarischen Aufstande bedeutenden Vorschub finden konnte.

Außer den Polen hatte als weiterer Bundesgenosse im Kampfe gegen die Türken die Republik Venedig sich dem Kaiser angeschlossen. Während die Polen in Oberungarn, die Venetianer in Dalmatien den Feind bekämpfen

sollten, traf Kaiser Leopold Anstalten, um die im vergangenen Jahre in Ungarn errungenen Vortheile behaupten und weiter verfolgen zu können.

Wie im vorigen Jahre wandte sich der Kaiser wieder an das Reich „um Hilfe an Geld, Volk, Geschütz und Munition.“ Hier hatte zwar die Bedrängniß durch die Franzosen mit Beginn des Frühjahrs wieder zugenommen, so daß der Kurfürst von Bayern, der schwäbische und fränkische Kreis sich sogar zu einem Bündniß gegen einen Einfall des Feindes geeinigt hatten. Zugleich aber waren die Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes in Regensburg fortgesetzt worden, und endlich im August, nachdem Ludwig XIV. durch die Wegnahme von Trier und Luxemburg seinen Forderungen noch stärkeren Nachdruck gegeben hatte, kam der zwanzigjährige Waffenstillstand zu Stande, durch welchen den Franzosen alle bis zum Schlusse des Jahres 1681 gemachten Eroberungen überlassen wurden. Nun hatte man im Reiche freie Hand, um ohne zu große Besorgniß für das eigene Land dem Kaiser Hilfe nach Ungarn senden zu können, wo der Feldzug seit Mitte Juni wieder eröffnet worden war.

Auf dem Anfangs August von Herzog Friedrich Karl ausgeschriebenen schwäbischen Kreistage wurde beschlossen, dem Kaiser auch jetzt dieselbe Unterstützung, wie im vorhergehenden Jahre zu leisten.

Im vorigen Feldzuge war unser Regiment ohne die ihm als Kreisregiment zukommenden Verstärkungen abmarschirt, und diese letzteren waren nachgefolgt, ohne daß eine Vereinigung zu Stande gekommen wäre.

In diesem Jahre nun tritt dasselbe zum erstenmal als ein vollständiges Kreisregiment auf unter dem Namen: Kreisregiment zu Fuß Baden-Durlach.

Das ursprüngliche herzogliche Regiment, von Herzog Friedrich Karl nach den großen Verlusten des letzten Feldzugs wieder auf die Stärke von 660 Mann ergänzt, erhielt durch den Zutritt der Kontingente von 38 kleinen Kreisständen den vorschriftsmäßigen Stand eines Kreisregiments zu Fuß mit 2005 Mann. Das größte dieser Kontingente, dasjenige der Stadt Ulm, betrug 300 Mann und bildete 1½ Kompagnien, das kleinste — Eberstein — zählte 6 Mann.

Das Regiment war in 10 Kompagnien eingetheilt, die Württemberger bildeten für sich 4 Kompagnien, von denen jedoch die vierte durch die Kontingente von 6 andern Ständen auf den etatsmäßigen Stand ergänzt wurde. Mit dem Uebertritt des herzoglichen Regiments zu Fuß in den Dienst des Kreises war dasselbe in seiner Eigenschaft als Kreisregiment dem Markgrafen Karl Gustav von Baden-Durlach verliehen worden, nachdem derselbe von dem Kreise als Führer des Kreistruppenkorps angenommen worden war. Der Name Baden-Durlach trat für das ursprüngliche herzogliche Regiment jedoch erst in Kraft, nachdem es die andern Kontingente an sich gezogen und damit vollständig den Charakter eines Kreisregiments sich angeeignet hatte. Das Kommando des Regiments lag dem damaligen Brauche gemäß dem

Inhaber desselben ob; doch wurde, wenn dieser zugleich eine höhere Funktion bekleidete, als die eines Obersten, wie es bei unserem Regimente der Fall war, die eigentliche Führung dem ältesten Stabsoffizier übertragen, und dieser war hier der uns schon bekannte Oberstlieutenant Linkh.

Fast jedes Kontingent des Regiments trug seine eigene Uniform, je nach dem Geschmacke seines Werbstandes. Ebenso war die Bewaffnung ungleichmäßig und, wie es sich denken läßt, bei den kleinen Kontingenten oft von zweifelhafter Beschaffenheit. — Zu einem Regiment zu Fuß gehörten zwei sechspfündige Regimentsstücklein. Eine Eintheilung des Regiments in Bataillone bestand nicht; doch wurde nach dem Beispiele der Kaiserlichen eine solche in Ungarn zuweilen improvisirt.

Außer dem Kreisregiment Baden-Durlach besaß der schwäbische Kreis noch das Regiment zu Fuß Oettingen und 2 Regimenter zu Pferd. — Alles zusammen 5000 Mann.

Die Mobilmachung der Kreistruppen war Anfangs September beendigt, so daß am 8. desselben Monats das Regiment Oettingen, am 11. das Regiment Baden-Durlach auf der Donau bei Ulm eingeschifft werden konnten. Die Reiterei sollte wie im vorigen Jahr den Landweg einschlagen. Es ereignete sich aber, daß Bayern sich weigerte, dieselbe durch sein Gebiet marschiren zu lassen, und beide Regimenter zu Pferde erhielten daher noch im Augenblicke vor dem Abmarsche Gegenbefehl und mußten zu Hause bleiben.

Ohne Unfall erreichte das Regiment Baden-Durlach am 23. September Abends Wien, wo man neben dem einige Tage vorher angelangten Regimente Oettingen „im Tabor an der Schlagbrückhen" ein Lager bezog. Am folgenden Tage wurde der Marsch zu Land fortgesetzt. Vorher noch wurden beide Regimenter in der Hofburg Kaiser Leopold vorgestellt, „allwo Ihro Kaiserliche Majestät solche genau considerirt und Ihro sehr wohl gefallen."

In Wien erhielt Markgraf Karl Gustav die Nachricht, daß die unmittelbar nach dem Regimente Baden-Durlach von Ulm auf der Donau abgegangenen Proviantschiffe der schwäbischen Truppen von dem kaiserlichen Zollamte in Günzburg angehalten und mit Beschlag belegt worden wären, weil sie mit keinem österreichischen Passe versehen seien. Die schwäbischen Truppen erlitten in Folge dessen auf dem Weitermarsche von Wien für längere Zeit einen empfindlichen Mangel an Lebensmitteln, und erst Ende November wurden die Schwierigkeiten, welche dem freien Durchgang der schwäbischen Schiffe auf der Donau in den Weg gelegt wurden, durch einen kaiserlichen Erlaß vollständig beseitigt.

Werfen wir einen Blick auf die Lage der Dinge in Ungarn, wie dieselben unser auf dem Marsche dorthin begriffenes Regiment erwartete. — Mitte Juni hatte die kaiserliche Hauptarmee sich unter Herzog Karl von Lothringen in der Gegend von Gran aus den Winterquartieren zusammengezogen. Nachdem mit der Einnahme des festen Schlosses von Wissegrad

und der Festung Waitzen nicht unbedeutende Erfolge errungen waren, hatte sich Herzog Karl von Lothringen Mitte Juli gegen Ofen gewandt, um dem vom Wiener Hofkriegsrathe gestellten Feldzugsplane gemäß die Belagerung dieses Hauptbollwerks der Türken in Ungarn zu unternehmen. Die Belagerung, anfangs von Erfolgen begleitet, nahm aus verschiedenen Gründen bald einen schlechten Fortgang. Ungünstiges Wetter und mangelhafte Verpflegung riefen Krankheiten hervor, durch welche die kaiserliche Infanterie furchtbar dezimirt wurde — von einem Regimente wird berichtet, daß es Ende August bis auf 12 Dienstfähige herabgeschmolzen sei. Dazu kamen die häufigen ungestümen Ausfälle eines von wilder Tapferkeit und Begeisterung entflammten, energisch und umsichtig geführten Feindes, welche oft nur mit äußerster Mühe zurückgewiesen werden konnten. Anfangs September näherte sich ein von Essegg kommendes türkisches Entsatzheer bis auf wenige Meilen der Circumvallationslinie der Kaiserlichen. Obgleich die immer im Einverständniß mit den Belagerten unternommenen Entsatzversuche dieses Heeres jedesmal mit Glück zurückgewiesen wurden, so verdoppelte doch die Nähe dieses Feindes die Anstrengungen des Belagerers, dem außerdem die feindlichen Streifpartien häufig die Zufuhren abschnitten, da die kaiserliche Kavallerie durch die schlechte Witterung und Futtermangel größtentheils zu Grunde gegangen war.

Jede Unterstützung war unter solchen Umständen willkommen. Am 11. September waren die Bayern unter dem jungen thatkräftigen und ehrgeizigen Kurfürsten Max Emanuel im kaiserlichen Lager angekommen. Den 12. Oktober langte Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach mit den Schwaben daselbst an, der Uebereinkunft gemäß unter den Oberbefehl des bayerischen Kurfürsten sich stellend.

Die Bayern hatten ihren Angriff (abgesondert von den Kaiserlichen) von dem Blocksberge gegen das Schloß gerichtet und hier schon solche Erfolge errungen, daß ihr Angriff bald als der Hauptangriff der Belagerung betrachtet wurde. Doch war von einer Einnahme des stark befestigten, glänzend vertheidigten Schlosses noch keine Rede, und ein kurz vor dem Eintreffen der Schwaben unternommener Sturm war blutig mit großem Verluste zurückgewiesen worden. Neben den Bayern wurde den Schwaben ihr Posten angewiesen.

Am Morgen nach der am 12. Abends erfolgten Ankunft mußten beide schwäbische Regimenter zusammen 1400 Kommandirte unter dem Oberstlieutenant von Wörz des Regiments Oettingen in die Approchen gehen. In der Nacht vom 13. auf den 14. fiel der Feind „mit wildem Geschrei und grausamer Furie“ auf die Schwaben und Bayern aus. Glücklich wurde der ungestüme Angriff zurückgewiesen und der Feind hinter seine Wälle zurückgejagt. Die Schwaben verdienten sich in diesem ersten Kampfe das volle Lob der Kaiserlichen und Bayern „undt hätte man ihnen als neuen Leuthen nit so

viel zugetrawet." Am folgenden Tage wiederholte sich der Ausfall des Feindes, ebenso am 18. Oktober. Die Verluste waren bedeutend: Regiment Baden-Durlach hatte bei diesen 3 Ausfällen 23 Todte und 51 Verwundete, unter letzteren 3 Offiziere. „Doch haben wir bei unserer Attaque alle geschehenen Ausfälle zurückgetrieben, also daß sie noch die Jungfrawschaft erhalten."

Da es sich durch die häufigen Ausfälle zeigte, daß der Muth des Feindes ungeachtet der langwierigen Belagerung keineswegs gebrochen war, sondern vielmehr durch die täglichen Alarmirungen, welche das in der Nähe stehende türkische Entsatzheer vornahm, stets neue Nahrung erhielt, da ferner die kaiserliche Infanterie so zusammengeschmolzen war, daß sie kaum mehr zu nothdürftiger Besetzung der Laufgräben ausreichte, so beschloß Herzog Karl von Lothringen, endlich dem Drang der Umstände nachgebend, die Belagerung aufzuheben. Wenige Tage nach dem letzten gegen die Schwaben stattgefundenen Ausfalle des Feindes wurden die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Entschlusses getroffen. Den 29. Oktober wurde die Artillerie auf der Donau eingeschifft; angesichts der nahe herangerückten türkischen Ersatzarmee brach am 30. das Heer aus dem Lager vor Ofen auf, und unter den Freudensalven der von einer 109tägigen Belagerung erlösten Besatzung wurde der Rückmarsch nach Wissegrad und Gran angetreten, um die Winterquartiere zu beziehen.

Da nach dem schlechten Ausfalle dieses Feldzugs eine Fortsetzung des Krieges im nächsten Jahre außer allem Zweifel war, so beschloß der schwäbische Kreis, die beiden Regimenter zu Fuß über die Dauer des Winters nicht nach Hause zu berufen, sondern — gleich den Bayern — Winterquartiere in Ungarn nehmen zu lassen. Die kaiserliche Regierung sagte für diesen Fall eine Unterstützung durch Auszahlung von „Servitien" zu.

Die Winterquartiere wurden den beiden Regimentern in und um Kesmark im Zipserland angewiesen.

Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach verließ in Gran das schwäbische Korps und übertrug den Oberbefehl über die beiden Regimenter zu Fuß dem Oberstlieutenant Linkh.

Hatten die Regimenter schon vor Ofen durch Krankheit viel gelitten — Regiment Baden-Durlach allein hatte vor dem Abmarsche von Ofen gegen 300 Kranke theils im Lager, theils in Komorn und Preßburg — so forderte der weite Marsch nach Oberungarn in die Winterquartiere bei so schlimmen Wegen und Wetter noch eine fast größere Anzahl von Opfern.

Auch in den Quartieren selbst war kaum Erholung möglich, denn Unterkunft und Verpflegung waren, wie es sich denken läßt, in jenen Gegenden äußerst mangelhaft, so daß bei einer Ende Januar vorgenommenen Musterung Regiment Baden-Durlach nur noch 447 Mann bei der Fahne zählte, worunter 72 Kranke in den Quartieren. Was von den Fehlenden nicht vor

dem Feinde gefallen war — und dies war eine verhältnißmäßig geringe Anzahl — war an Krankheit gestorben, auf dem Marsche zurückgeblieben und von den rebellischen Bauern erschlagen worden, oder lag krank in Preßburg darnieder. Welche Behandlung den Kranken in Preßburg zu Theil wurde, darüber entnehmen wir Folgendes aus einem Briefe des verwundeten Lieutenants Tobias Göckler Regiments Baden-Durlach: „denn man uns hier nicht mehr leiden will, und schon viele Kerl so krank waren aus den Häußern auf die Gassen mit Gewalt geschmissen worden, daß sie hernach verfrieren müssen."

Von Kesmark wurden die beiden Regimenter Ende Januar nach Selein, einem Städtchen an der obern Waag, nicht weit von der schlesischen Grenze, verlegt. Hier waren die Quartiere und Verpflegung um etwas besser, auch war die Verbindung mit der Heimath durch die größere Nähe der letzteren jetzt leichter geworden.

Ende Januar des Jahres 1685 schon war eine kaiserliche Botschaft bei dem schwäbischen Kreise um Hilfe für den bevorstehenden Feldzug eingelaufen.

Die Kreisversammlung hatte hierauf beschlossen, die Neuausrüstung der alten Mannschaft sowohl als ihre Ergänzung auf den vorigen Stand durch Anwerbung von Rekruten ungesäumt vorzunehmen.

Der Zustand der in Ungarn liegenden Regimenter in Hinsicht auf ihre Ausrüstung und Bekleidung war ein sehr bedenklicher. Nach einem Berichte des Oberstlieutenant Linkh .... „fällt dem Kerl die mondirung vom Leipe undt ist an gewöhr sambt pulver und Bley ein so großer mangel, daß nit 2 bey beeden Regimentern sein, die ihre Musqueten laden können." Ein Umstand, der dem Oberstlieutenant Linkh um so bedenklicher erscheint, da Oberungarn hauptsächlich der Sitz des ungarischen Aufstandes war und „vor 2 Jahren die allhier gelegenen Kayserl. von den Inwohnern und den von diesen wider sie angeführten Rebellen alle überfallen und niedergesabelt worden."

Herzog Administrator Friedrich Karl, dem die buntscheckige Uniformirung des Regiments Baden-Durlach längst ein Dorn im Auge war, hatte bei dieser Gelegenheit es durchgesetzt, daß das ganze Regiment nach württembergischer Weise uniformirt wurde: weißgraue Röcke mit gelben Umschlägen, schwarze Hüte mit weißer Hutschnur u. s. w. Der Herzog war in diesem Bestreben auf das Kräftigste von Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach unterstützt worden, dem die zwanzigerlei Uniformen seines Regiments vor den Kaiserlichen nicht wenig Aergerniß erregt hatten.

Mit 2500 Mann Ersatzmannschaften schiffte sich Oberstwachtmeister

Krumbhaar am 18. Mai auf der Donau ein. Am gleichen Tage gingen auch die 2 Kavallerie-Regimenter, denen dieses Mal der Durchmarsch durch Bayern gestattet wurde, zu Land von Ulm ab.

Etwas später, Ende Mai, erhielt Oberstlieutenant Linkh, der den ganzen Winter über den Oberbefehl über die beiden Regimenter geführt hatte, den Befehl, aus den Winterquartieren nach Preßburg aufzubrechen, um dort die Ankunft des Ersatzes zu erwarten. In der zweiten Hälfte des Monats Juni traf Oberstwachtmeister Krumbhaar bei Preßburg ein, wo Linkh schon 8 Tage vorher angekommen war. Der Markgraf von Baden-Durlach, ebenfalls um jene Zeit im Lager bei Preßburg angelangt, übernahm das Kommando über das schwäbische Kreiskorps wieder. Einer mit Bayern geschlossenen Uebereinkunft gemäß sollte das Korps auch in diesem Feldzuge unter den Befehl des Kurfürsten treten. Bei dem kaiserlichen Hofkriegsrathe hatte der schwäbische Kreis sich ausbedungen, daß die schwäbischen Kreistruppen stets nur bei der Hauptarmee und „an der Donau oder 2 oder 3 oder 4 Meilen davon entfernt" verwendet werden sollten.

Im Lager bei Preßburg, wo nach einigen Tagen auch die beiden Kavallerie-Regimenter sich mit dem Korps vereinigten, blieb Markgraf Karl Gustav einige Zeit liegen, um die Eintheilung der Rekruten, die Einkleidung und Ausrüstung der alten Mannschaft vorzunehmen, und dabei durch fleißiges Exerziren Ordnung herzustellen und Führer und Mannschaft an einander zu gewöhnen.

Wenden wir uns indessen zur kaiserlichen Hauptarmee. Diese hatte sich mit unglaublicher Langsamkeit erst Ende Juni bei Gran gesammelt. Hatte man anfangs beabsichtigt, Ofen als den wichtigsten Stützpunkt der Türken anzugreifen, und gehofft, diese Festung vor Ankunft eines türkischen Ersatzheeres wegnehmen zu können, so zeigte sich letzteres, nachdem der Beginn der Operationen soweit hinausgeschoben worden war, als unmöglich. Herzog Karl von Lothringen entschloß sich daher, die Festung Neuhäusel zu belagern, welche für die Kaiserlichen günstiger gelegen, unter den gegebenen Umständen ein lohnenderes Angriffsobjekt zu werden versprach. Anfangs Juli war die kaiserliche Armee vor Neuhäusel eingetroffen, und am 5. desselben Monats hatte die Belagerung begonnen.

An demselben Tage brach der Markgraf von Baden-Durlach aus dem Lager vor Preßburg auf. Da die Insel Schütt, durch welche der nächste Weg auf Neuhäusel führte, der Ueberschwemmungen wegen nicht passirt werden konnte, so mußte der Umweg über Leopoldstadt und Neutra eingeschlagen werden. Schlechtes Wetter und Hochwasser bereiteten auch auf diesem Wege mancherlei Hindernisse, so daß erst am 13. Juli Oberstlieutenant Linkh mit den beiden Regimentern zu Fuß im Lager der Kaiserlichen vor Neuhäusel eintraf. Wenige Tage vorher waren die Bayern und die Lüneburger ebenfalls daselbst angekommen.

Die Festung Neuhäusel, auf dem rechten Ufer der Neutra in flacher und sumpfiger Gegend gelegen, bildete ein regelmäßiges bastionirtes Sechseck ohne Außenwerke mit einem tiefen, jedoch nicht sehr breiten Wassergraben. Die Besatzung hatte eine Stärke von 3000 Mann. Die Befestigungswerke waren in gutem Zustande.

Zur Zeit der Ankunft der Schwaben hatten die Kaiserlichen und Bayern je einen gesonderten Angriff gegen die Festung begonnen und bereits die 2. Parallele 500 Schritt von dem Festungsgraben entfernt ausgehoben. Die beiden schwäbischen Regimenter zu Fuß erhielten ihren Posten gegenüber dem Wiener Thore rechts von den Bayern, den rechten Flügel an die Neutra lehnend.

Kaum hatte die Belagerung begonnen, als das Gerücht von der Annäherung der türkischen Hauptarmee sich verbreitete. Herzog Karl von Lothringen betrieb daher den Angriff mit größter Energie, und Schanz- und Grabarbeiten, letztere, um dem Festungsgraben das Wasser zu entziehen, hielten neben dem Wach- und Laufgrabendienst die Mannschaft in unausgesetzter Thätigkeit. Der Feind verhielt sich trotz des heftigen Feuers der Belagerer ziemlich ruhig und erwiederte die Beschießung nur schwach, auch machte er keine größere Ausfälle, um die Arbeiten zu stören. Gleichwohl wurde jede Aufforderung zur Uebergabe trotzig zurückgewiesen.

Vor der von den Schwaben besetzten Linie gegenüber dem Wiener Thore, etwa 150 Schritte von dem Grabenrande entfernt, wurde „zu besserer Repoussirung der Ausfälle“ eine Redoute gebaut. Noch war dieselbe nicht ganz vollendet, als am 24. Juli in der Frühe Oberstlieutenant Linkh mit 2 Hauptleuten, 2 Lieutenants und 300 Mann die Wache daselbst bezog. Es war ein heißer Tag, und die Anstrengungen der vorhergehenden Tage und Nächte durch Schanzarbeiten und Wachen mochten nicht gering gewesen sein. So kam es, daß Oberstlieutenant Linkh, ein ältlicher Herr, sich trotz der exponirten Lage seines Postens einem Mittagsschlafe überließ, und weil der Feind bisher nur selten und mit kleinen Partien, welche keinen Schaden anrichten konnten, ausgefallen war, so scheint auch der übrige Theil der Wache sich zum mindesten sehr sicher gefühlt zu haben.

Ein unsanftes Erwachen aus der unzeitigen Ruhe sollte den Sorglosen zu Theil werden. Ueber 200 Janitscharen, durch das zwischen dem Festungsgraben und der Redoute stehende hohe Gras unbemerkt herangeschlichen, stürzten sich zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags, „nachdem sie die Schildwacht in größter Furie niedergesebelt“, von allen Seiten über den halbfertigen Wall auf die ahnungslose Besatzung, machten nieder, was ihnen in den Weg kam, vertrieben die Andern und kehrten, nachdem sie den Todten und Verwundeten die Köpfe abgeschnitten hatten, mit dieser Beute so schnell als sie gekommeu waren wieder in die Festung zurück. Das Ganze war das Werk weniger Minuten gewesen, und erst die in wilder Flucht in die Lauf-

gräben zurückkommenden Ueberlebenden brachten ihren Waffenbrüdern die Kunde von dem verderblichen Ueberfall. — Fünf Offziere: Oberstlieutenant Linkh, Hauptmann Wiedemann, Lieutenant Romig vom Regiment Baden-Durlach, ein Hauptmann und ein Lieutenant vom Regiment Oettingen — waren gefallen, ... „indessen müssen sie allem äußerlichen ansehen nach als rechtschaffene und tapfere Offizier sich gewehrt haben, indem sie neben verlierung des Hauptes auch an andern Gliedern des Leibes zerhauen und gestimmelt worden, so man bei derselben nächtlicher Abholung gesehen." Ihre Köpfe aber prangten von der Stunde an neben denen von 120 Unteroffizieren und Gemeinen den Christen zum Hohne, auf Stangen gespießt, auf den Wällen der Festung.

Während die Belagerung mit größter Energie fortgesetzt und „die Vöstung seit dem 22. Juli mit 36 groben Stücken und auß 2 Keßeln à 21 Feuermorseln so tags so nachts heftig geängstigt und bombardirt wurde," fand es sich, daß das Gerücht nicht ohne Grund von der Annäherung eines Entsatzheeres gesprochen hatte. Am 25. traf die sichere Nachricht ein, daß die türkische Hauptarmee vor Ofen stehe.

Von hier wandte sich dieselbe gegen Gran, um diese Festung, welche seit 1683 in kaiserlichen Händen war, zu belagern. Zu der Sorge um das nur schwach besetzte, äußerst wichtige Gran gesellte sich für den Herzog von Lothringen die Besorgniß um den günstigen Fortgang der Belagerung von Neuhäusel. Hier hatten die Kaiserlichen und Bayern zu gleicher Zeit begonnen, zum Zwecke eines Sturmes den Graben zu überdämmen. Mit diesem Fortschritte der Belagerung aber war plötzlich die seither anscheinend schlummernde Energie der Besatzung erwacht. In heftigen Ausfällen am 28. und 29. Juli und 1. August zerstörten die Türken nicht nur die begonnenen Grabendämme, sondern entrissen den Belagerern auch noch andere mühsam errungene Vortheile. Der Herzog verdoppelte hierauf die Anstrengungen, um den so hartnäckig vertheidigten Platz endlich zu gewinnen. Als aber die sichere Nachricht von der begonnenen Belagerung von Gran durch die türkische Hauptarmee eintraf, so entschloß er sich, um Gran zu retten, mit dem größten Theile seiner Armee zum Entsatze dieser Festung abzumarschiren, während der kleinere in der Belagerung von Neuhäusel fortfahren sollte. Am 7. August kam dieser Entschluß zur Ausführung. 60,000 Mann unter dem Herzog von Lothringen marschirten gegen Gran ab, 16,000 Mann unter Feldmarschall Caprara blieben vor Neuhäusel zurück.

Auch das schwäbische Korps wurde von dieser Theilung der Armee betroffen, indem Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach den Befehl erhielt, ein Regiment zu Fuß und ein Kavallerieregiment vor Neuhäusel zu lassen und mit den beiden andern der Hauptarmee sich anzuschließen. Den vom schwäbischen Kreise erhaltenen Instruktionen gemäß, nach welchen „das schwäbische corpo stets unzertheilt und bei einander" bleiben sollte, legte der

Markgraf Verwahrung gegen diese Trennung ein, ohne jedoch dadurch mehr als eine scharfe Zurechtweisung zu erreichen. Er fügte sich daher in das Unvermeidliche. Das Regiment Oettingen und ein Regiment zu Pferd zogen mit dem Markgrafen unter der Hauptarmee gegen Gran ab. Baden-Durlach blieb mit dem andern Regimente zu Pferd vor Neuhäusel.

Was die Hauptarmee betrifft, so überschritt diese die Donau bei Komorn und wandte sich von hier gegen Gran. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung hoben die Türken ohne Verzug die Belagerung auf und nahmen unweit dieser Festung Stellung, den rechten Flügel an die Donau, den linken an die nahen Berge lehnend und in der Front durch einen ausgedehnten Sumpf gedeckt. Der Herzog rückte bis an die türkische Stellung heran, so daß beide Heere nur durch jenen Sumpf getrennt waren. Vier Tage stand man einander unbeweglich gegenüber, als endlich am 15. August Herzog Karl von Lothringen sich entschloß, den Versuch zu machen, den Feind aus seiner unangreifbaren Stellung durch einen verstellten Rückzug herauszulocken. Diese List gelang vollkommen. Die Türken folgten in Hitze den zurückweichenden Deutschen, griffen sie mit großem Ungestüm an und wurden auf allen Punkten zurückgeschlagen. Ihr Rückzug, durch den hinter ihnen liegenden Morast erschwert, artete bald bei dem größten Theil des Heeres in wilde Flucht aus, und nur der matten Verfolgung hatte es die türkische Armee zu verdanken, daß sie auf dem Rückzuge nach Ofen nicht ganz vernichtet wurde.

Vor Neuhäusel war indessen die Belagerung trotz der sehr verringerten Stärke des Belagerungskorps mit ungeschwächter Energie fortgesetzt worden. Die Arbeiten schritten, des tapferen Widerstandes des Feindes ungeachtet, so weit vor, daß am 15. August, dem Tage der Schlacht von Gran, die Breschbatterien ihr Feuer beginnen konnten. Dasselbe hatte eine solche Wirkung, daß das feindliche Geschütz vollkommen verstummte und die Vorbereitungen zu dem längst beschlossenen Sturme am hellen Tage ungestört vollendet werden konnten. Die Beschießung dauerte an den folgenden Tagen mit gleicher Heftigkeit fort, und der Wall der angegriffenen Front wurde dadurch dergestalt zerstört, „daß man mit Schwadronen hätte hineinreiten können." Der 18. August war als Tag des Sturmes bestimmt gewesen; schlechtes Wetter, das die Breschen schlüpfrig machte, hatte jedoch Feldmarschalllieutenant Caprara veranlaßt, den folgenden Tag zur Ausführung zu bestimmen.

Am 19. in aller Frühe, es war an einem Sonntage, traten die zum Sturme bestimmten Abtheilungen an, um durch die Laufgräben vor die Breschen geführt zu werden. 3000 Mann, in 2 Kolonnen getheilt, sollten den Sturm ausführen. Die linke Kolonne, welche an der sogenannten bayrischen Attaque stürmen sollte, bestand aus Kaiserlichen, Bayern, Kölnischen und Franken unter dem kurbayerischen General Rummel, in der rechten Kolonne aber standen neben Kaiserlichen und Lüneburgern 300 Kommandirte von dem schwäbischen Regimente Baden-Durlach, und diese Kolonne, von dem

kaiserlichen Generalwachtmeister Graf Scherffenberg geführt, sollte bei der kaiserlichen Attaque stürmen. Um 7 Uhr Morgens begann der Sturm, voran in der rechten Kolonne die Schwaben unter dem als Oberstwachtmeister funktionirenden Hauptmann Heyterscheid, den Hauptleuten Harsdörfer, von Weltz, von Newenstein und 3 Lieutenants. Fast ohne Widerstand von dem überraschten Feinde zu erfahren, wurde von beiden Kolonnen zugleich der Wall überstiegen und die Stürmenden drangen zugleich mit den vom Walle fliehenden Türken in die Stadt ein. In den Häusern und hinter Abschnitten vertheidigte sich hier der Feind zwar mit fanatischem, verzweifeltem Muthe, aber nichts konnte der Wuth der Angreifer widerstehen. Bald war der letzte Widerstand überwunden, und nun begann ein entsetzliches Morden. Alles ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts wurde niedergemacht, und die erbitterten Schwaben rächten durch Ströme von Blut den Tod ihrer am 24. Juli gefallenen Brüder. Auf eine glänzende Weise gelang es ihnen noch außerdem die an jenem Tage erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Unter den ersten in die Stadt eingedrungen erstürmten sie das Haus des Festungskommandanten und eroberten dabei die große prachtvolle Festungsfahne. Diese Fahne war von schwerer grüner Seide, im Flug 18′ lang und 16′ breit. Es war auf ihr mit großen goldenen Buchstaben auf rothem Grunde, die Fahne von oben nach unten mit einem dreifachen breiten Streifen theilend, die 48. Sure des Koran, genannt „der Sieg“ eingewirkt, deren Anfang heißt:

Wahrlich wir haben Dir einen offenbaren Sieg verliehen 2c.

Rechts und links von jenem dreifachen Streifen befanden sich symmetrisch vertheilt zahlreiche mit Gold auf rothem Grunde gewirkte zierliche Rosetten, Halbmonde und Glückssterne, umschrieben von Koransprüchen. Markgraf Karl Gustav übersandte dieses Zeugniß schwäbischer Tapferkeit den Fürsten und Ständen des schwäbischen Kreises nach Ulm „zu dieses Creyses Ehr und ewigem Gedächtniß“. Durch Dekret vom 24. November 1685 verlieh der Kreis dem glücklichen Ueberbringer der Fahne eine Belohnung von 30 Fl.

Nicht einen Mann hatte das Regiment Baden-Durlach bei dem Sturme verloren.

Feldmarschall Caprara rückte von Neuhäusel mit dem Belagerungskorps nach Parkan, wohin sich die Hauptarmee nach dem Siege bei Gran gezogen hatte. Von Parkan rückte das vereinigte Heer über die Gran und Eypel bis Marosch, da die wiedergesammelte türkische Armee auf dem linken Donau-Ufer bis Neograd wieder vorgegangen war. Auf die Nachricht von der Annäherung des Herzogs von Lothringen eilten die Türken jedoch schleunigst auf Pesth und von da auf dem rechten Donauufer bis hinter die Drau zurück. Hierauf bezog der Herzog mit dem größten Theil der Armee in der ersten Hälfte des September ein Lager bei Solika zwischen der Eypel und

der Gran, von hier verschiedene Korps zur Niederwerfung der ungarischen Rebellen hauptsächlich nach Oberungarn entsendend.

Bis Anfangs Oktober blieb die Armee und bei ihr Regiment Baden-Durlach im Lager bei Solika — Regiment Oettingen war, durch das Loos bestimmt, als Besatzung nach Neuhäusel gelegt worden. Mitte Oktober endlich traf der Befehl zum Beziehen der Winterquartiere ein.

Der schwäbische Kreis, durch die schlimmen Erfahrungen des vorigen Winters gewitzigt, beschloß nun seine Truppen in die Heimath zurückzuziehen.

Den 15. Oktober von Solika abmarschirt, erreichten die beiden Regimenter zu Fuß Ende November die heimathliche Grenze bei Nördlingen. Waren die Verluste während des Feldzugs verhältnißmäßig gering gewesen — Regiment Baden-Durlach hatte beim Abmarsche aus Ungarn nur 62 Kranke in Preßburg zurückgelassen — so waren sie auf dem Heimmarsche im Verhältniß um so stärker. Allein 46 Mann verlor Regiment Baden-Durlach unterwegs durch den Tod, und daran waren nach dem Berichte des Markgrafen die österreichischen und bayerischen Landeskommissäre schuld, welche die Marschroute unter möglichster Ausdehnung der Märsche so einrichteten, „daß der Soldat solches nicht ertragen kann sondern allererst auf dem Rückmarsch recht ruinirt wird und krepiret."

Während des Winters hatten die Regimenter Muße, sich in den guten Quartieren der Heimath zu erholen. Schon mit Beginn des Frühjahrs 1686 aber regte man sich im Kreise mit neuen Kriegsrüstungen, denn dem Versprechen gemäß sollten auch in diesem Jahre wieder die Kreistruppen dem Kaiser zu Hilfe nach Ungarn kommen.

Schon im April konnte sich der Markgraf von Baden-Durlach mit den neurekrutirten Regimentern zu Fuß wieder bei Ulm einschiffen, und um dieselbe Zeit marschirten die beiden Kavallerieregimenter zu Land von da ab.

Das Regiment Baden-Durlach wurde von dem an Linkhs Stelle neu ernannten Oberstlieutenant von Wachenheimb geführt.

Während die Kreistruppen auf den gewohnten Wegen Ungarn zueilten, sammelten sich dort zwei Hauptarmeen, die eine unter dem Kurfürsten von Bayern bei Komorn, die andere unter dem Herzog von Lothringen bei Parkan. Zur ersteren gehörten außer den Bayern und Kaiserlichen die Sachsen und Ungarn. Die letztere bestand aus Kaiserlichen, Brandenburgern, Franken und Schwaben. Noch nie stießen die Reichstruppen so zahlreich zu der kaiserlichen Armee, wie in diesem Feldzuge. Massenhaft strömten die Freiwilligen herbei, und wie vordem zu den Kreuzzügen, so sammelte sich jetzt im kaiserlichen Lager der Adel der Christenheit ohne Unterschied der Nation zum Kampfe gegen die Türken.

Noch ehe die Schwaben und Brandenburger angekommen waren, rückten die beiden Heere von ihren Sammelplätzen gegen Ofen, um sich unter den Wällen dieser Festung zum Angriff zu vereinigen. Am 21. Juni traf der Herzog von Lothringen, welcher den Weg auf dem rechten Donauufer eingeschlagen hatte, vor Ofen ein; an demselben Tage ging der Kurfürst bei Pesth von dem linken auf das rechte Ufer über. Ersterer schlug sein Lager bei Alt-Ofen, letzterer, wie vor zwei Jahren, hinter dem Blocksberge auf. Mit dem Feinde hatte bis jetzt kein Zusammenstoß stattgefunden, dagegen hatte man erfahren, daß in Ofen eine Besatzung von 10,000 Mann liege, daß die Festung aufs beste mit allen Bedürfnissen versehen sei, und daß ein türkisches Entsatzheer bei Belgrad sich sammle. Die Belagerung begann ohne Zögern; wie früher griff der Herzog Ofen selbst an, während der Kurfürst seine Attaque wieder von dem Blocksberg gegen das Schloß richtete.

Der Kampf zeigte gleich von Anfang an ein ernsthaftes Ansehen. Schon am dritten Tage erstürmten die Kaiserlichen die nur schwach vertheidigte untere Stadt und setzten sich darin fest. In den folgenden Tagen, am 26. und 29. Juni, machten die Türken sowohl gegen die Kaiserlichen als gegen die Bayern heftige Ausfälle, die mit bedeutendem Verluste auf beiden Seiten zurückgewiesen wurden.

Den Tag nach dem gegen die Bayern stattgefundenen Ausfalle, am 30. Juni, traf der Markgraf von Baden-Durlach mit den schwäbischen Kreistruppen im Lager der Kaiserlichen ein. Die Regimenter zu Fuß erhielten ihren Posten im Lager und in den Trancheen in der Reihe der kaiserlichen Regimenter, die beiden Kavallerieregimenter wurden sofort mit kaiserlicher Kavallerie gegen Stuhlweißenburg auf Rekognoszirung entsendet.

Die Laufgräben der Kaiserlichen waren bis auf 50 Schritte von der Festungsmauer vorgerückt. Gleich am Tage nach der Ankunft wurden von beiden Regimentern 600 Kommandirte in die Approchen geschickt. Eine heiße Arbeit erwartete sie dort. Aus Geschützen und Kleingewehr, aus Steinmörsern, mit Pfeilen und Handgranaten wurden Tag und Nacht ohne Unterlaß die in den Laufgräben Stehenden von dem unermüdlichen Feinde beschossen und beworfen. Schon am ersten Tage hatte Regiment Baden-Durlach 8 Todte und 21 Verwundete unter den Kommandirten. Fast kein Tag ging in den Laufgräben ohne Verlust vorüber. Als einer der ersten fiel Oberstlieutenant von Wachenheimb durch einen Schuß in den Kopf. Für ihn übernahm Oberstwachtmeister Starkh von Köchsell die Führung des Regiments.

Wenige Tage nach den Schwaben, am 3. August, kamen die Brandenburger 8000 Mann unter Schöning vor Ofen an; ihnen wurde der Platz links neben den Kaiserlichen angewiesen.

Ein Ausfall des Feindes folgte dem andern. Die Beschießung wurde auf beiden Seiten mit größter Energie fortgesetzt. Am 13. Juli glaubte

der Herzog von Lothringen eine hinlängliche Bresche zu haben, um sich auf dem Graner Rondell festsetzen zu können. Noch am nämlichen Tage befahl er den Sturm. Um 7 Uhr Abends standen die dazu bestimmten Truppen bereit, unter ihnen 600 Kommandirte der schwäbischen Regimenter. Einige Stückschüsse gaben das Zeichen zum Beginn des Angriffs. „Es ware wohl ein Dolles wundterbarliches Stürmen" schreibt Markgraf Ludwig von Baden-Baden als Augenzeuge, „welches ohnmöglich anderst als unglückseelig hätte ablauffen können." In der Eile angeordnet, fehlte dem Sturme die nöthige Vorbereitung und Leitung. Die eigentliche Bresche war gar nicht gangbar, wie es sich zeigte, als man dieselbe erreicht hatte, und die ohne Deckung am hellen Tage Anstürmenden mußten furchtbare Verluste erleiden. Der Widerstand der Türken war unüberwindlich. Weiber und Kinder kämpften in den Reihen der fanatischen Ungläubigen. Mit beispielloser Tapferkeit waren die Angreifer bis an den Fuß der Bresche vorgedrungen, wenngleich ein Hagel von Geschossen aller Art und von Steinen sie überschüttet, Minen haufenweise sie unter Trümmern begraben und Pulversäcke unter ihre Reihen geschleudert, die gräßlichsten Verheerungen angerichtet hatten. Hier aber fand der Angriff unüberwindliche Hindernisse. Nur einzelnen gelang es, die jähe Bresche zu erklettern und bis zu den Pallisaden vorzudringen; die Hauptmasse hielt am Fuße an und mußte, da es keine Möglichkeit war, den steilen Hang zu erstürmen, zurückgeführt werden. Nicht weniger als 1400 Todte und Verwundete hatte dieser Sturm gekostet. Wie viele die beiden schwäbischen Regimenter dabei verloren, ist nicht angegeben.

Zu gleicher Zeit als dieser Sturm unternommen wurde, hatte der Feind einen Ausfall auf die Brandenburger gemacht, ein Zeichen seiner Energie und Kühnheit. Glücklicher als die Kaiserlichen waren die Bayern, welche sich wenige Tage nachher durch einen gelungenen Angriff unmittelbar an der Contreescarpe des Schlosses festsetzten.

Um jene Zeit traf die sichere Nachricht ein, daß die Entsatzarmee im Begriffe sei, die Drau bei Essek, 12 Tagmärsche von Ofen, zu überschreiten, eine weitere Mahnung, die Einnahme zu beschleunigen. Durch einen Zufallschuß wurde am 22. Juli das Hauptpulvermagazin der Türken in die Luft gesprengt, wodurch große Verheerungen an den Festungswerken angerichtet wurden. Der Herzog von Lothringen ließ hierauf die Besatzung zur Uebergabe auffordern, wurde aber mit seinem Ansinnen stolz und entschieden zurückgewiesen. Um ihrer Weigerung Nachdruck zu geben, machten die Türken am 25. einen großen Ausfall gegen die Kaiserlichen, Brandenburger und Bayern zugleich, der aber überall, auf Seite der Kaiserlichen „hauptsächlich von denen Schwaben mit Verlust bald wieder repoussirt und zurückgejagt worden." Am 27. Juli ließ der Herzog auf kaiserlicher wie auf bayerischer Seite abermals einen Hauptsturm anstellen. Zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags begann der Angriff, welcher auf Seite der Kaiserlichen mit 6000

Mann unternommen wurde. 1000 Schwaben stürmten dabei mit. Wieder leisteten die Türken den heldenmüthigsten Widerstand, und abermals waren es Weiber und Kinder, die in ihren Reihen mitfochten. Aber trotz der verzweifelten Gegenwehr der Vertheidiger wurde in vierstündigem Kampfe die Hauptumfassung erstürmt und behauptet. Die Verluste waren außerordentlich. Die Kaiserlichen und Schwaben zählten 2000 an Todten und Verwundeten, die Brandenburger allein 500, die Bayern 800.

Die Nachrichten von der zunehmenden Annäherung des türkischen Entsatzheeres bewogen den Herzog von Lothringen, am 3. August wieder einen allgemeinen Sturm zu unternehmen. Aber die Vertheidiger, ebenfalls von dem Anmarsche des türkischen Heeres unterrichtet, zeigten sich, durch die Hoffnung auf baldigen Entsatz entflammt, geradezu unüberwindlich, und der Sturm mißlang. Von den schwäbischen Regimentern waren nicht mehr als 400 Kommandirte bei diesem Angriffe betheiligt gewesen.

Wenige Tage nach diesem erfolglosen Unternehmen zeigten sich im Süden die Vortruppen des Feindes, und nun galt es, gegen zwei Seiten Front zu machen. Obgleich eine Circumvallationslinie vorhanden war, so beschloß doch der Herzog, statt sich in dieselbe einzuschließen, dem Feinde ins freie Feld entgegenzurücken.

Noch vorher am 11. und 12. August war von neuem der Versuch gemacht worden, Ofen vor der Ankunft des türkischen Heeres mit Sturm zu nehmen, jedoch wie seither vergeblich. Am 13. August rückte der Herzog mit 40,000 Mann aus dem Lager dem wenige Meilen entfernten Feinde entgegen; das schwäbische Regiment Oettingen befand sich mit den beiden kürzlich von Stuhlweißenburg zurückgekehrten Reiterregimentern unter dem ausmarschirten Korps. Regiment Baden-Durlach war unter der Besatzung der Laufgräben vor Ofen zurückgeblieben.

Die beiden Heere im freien Felde standen einander auf geringe Entfernung gegenüber, und ein Zusammenstoß schien unvermeidlich. Wie es sich jedoch bald zeigte, war es nicht die Absicht der Türken, eine Schlacht zu wagen, um Ofen zu entsetzen, sondern sie hatten vielmehr den Plan gefaßt, durch Hineinwerfen von Verstärkungen in die Festung einen längeren Widerstand derselben, bis zum Eintreten der schlechten Witterung zu ermöglichen. Schnell nach einander wurden zwei Versuche zu diesem Zweck gemacht; der erstere derselben mißlang vollständig, indem die 8000 denselben ausführenden Türken, nachdem sie einen Theil der kaiserlichen Armee durchbrochen, größtentheils zusammengehauen und gefangen oder zersprengt wurden. Bei dem zweiten Versuche jedoch glückte es etwa 300 Janitscharen von einer 2000 Mann starken Kolonne sich in die Festung hineinzuwerfen, allerdings größtentheils verwundet und kampfunfähig. Mit dem Gelingen dieses letzteren Versuchs zufrieden zog sich das türkische Heer gegen Hansabeck zurück. Der Herzog von Lothringen dagegen rückte wieder in seine Linie vor Ofen ein,

um die Belagerung, welche inzwischen fast geruht hatte, mit neuer Energie aufzunehmen. Am 22. August bemächtigten sich die Bayern durch wiederholten Sturm eines Theils des Schlosses und setzten sich in demselben fest. Einige Tage nachher machte die aufs neue vorgerückte türkische Armee einen abermaligen Versuch, Verstärkung in die Festung zu bringen. Doch fiel dieser noch schlimmer aus als die vorigen, indem von den 1500 in das kaiserliche Lager eingedrungenen Türken nicht ein Mann mit dem Leben davon kam. Wieder zog sich hierauf die türkische Armee auf Hansabeck zurück, die heldenmüthige Besatzung von Ofen ihrem Schicksal überlassend.

Die letzten Tage des Widerstandes waren herangekommen. Von Tag zu Tag machten die Belagerer größere Fortschritte in dem Trümmerhaufen, aus dem noch die Festungswerke bestanden, und ein Abschnitt um den andern wurde dem heroischen Vertheidiger entwunden, dessen Stärke auf wenige Tausend Mann herabgesunken war. Als zudem noch Ende August das 10,000 Mann zählende Korps des Generals Scherffenberg aus Siebenbürgen, sowie ein schwedisches Hilfskorps im kaiserlichen Lager eintrafen, so wurde endlich der Hauptsturm beschlossen, dessen Erfolg kaum mehr zweifelhaft sein konnte.

Der 2. September wurde als der Tag des Sturmes festgesetzt und beibehalten, trotzdem die türkische Entsatzarmee noch am 1. wieder gegen die Circumvallationslinie vorgerückt war. Während der größere Theil der Armee in Bereitschaft gegen den äußern Feind stand, machten sich 6000 Mann Kaiserliche, Brandenburger, Schweden, Schwaben 2c. sowie 3000 Bayern zum Sturme fertig. Von dem Regimente Baden-Durlach waren es 800 Mann, die zum Sturme kommandirt waren; Regiment Oettingen war bei dem Hauptkorps der Armee eingetheilt.

Um 3 Uhr nachmittags wurde das Zeichen zum Beginn des Sturmes gegeben.

Drei Kolonnen griffen auf der kaiserlichen Seite an. Abschnitt um Abschnitt wurde von den unaufhaltsam Vordringenden dem Feinde entrissen. Unter fürchterlichem Blutbade drangen die Stürmenden in die Stadt ein, jedes Haus, jede Straße wurde von dem Feinde aufs Aeußerste vertheidigt und mußte mit Verlust genommen werden. Endlich aber war aller Widerstand gebrochen, und nun begann ein gräßliches Morden, dem nur das an allen Enden ausbrechende Feuer Einhalt that. Von der ganzen Besatzung waren nicht mehr als 2000 übrig geblieben, denen der Kurfürst von Bayern das Leben schenkte, nachdem sie das Schloß bis zum letzten Augenblick aufs äußerste vertheidigt hatten.

Ueber den Verlust des Regiments Baden-Durlach sind keine Angaben vorhanden. Ein Feldwebel namens Schick von des Hauptmanns Keller Kompagnie aber eroberte eine türkische Fahne. „. . . . weil er der Ersten Einer unter den Kommandirten in Ofen gewesen und einen türkischen Haupt-

fahnen erobert, selbigen aber einem Kaiserlichen Offizier extradiren müssen" wurde ihm von Kreises wegen eine Belohnung von 30 Fl. dekretirt.

Lieutenant Barth von des Oberstlieutenants Starkh Kompagnie wird bei einer späteren Gelegenheit der Gnade seines Herzogs besonders empfohlen, „weil er sich vor Allen als ein höchst rechtschaffener und dapferer Offizier bei stürmender Eroberung der Vöstung Offen erwiesen."

Somit hatten die Schwaben auch bei diesem blutigen Gange ihre Streiche zu führen gewußt.

Die türkische Entsatzarmee hatte keinen Versuch gemacht, Ofen zu retten, und zog sich, als sie sich von dem Falle dieser Festung überzeugt hatte, unverweilt gegen Süden zurück. Der Herzog von Lothringen folgte ihr, am 7. September von Ofen aufbrechend, mit dem ganzen Heere nach. Bei Tolna am 20. September angekommen, erhielt er die Nachricht, daß der Feind, der Auflösung nahe, über die Donau zurückzugehen im Begriffe sei. Da unter solchen Umständen eine Fortsetzung der Verfolgung dieser Armee unnöthig erschien (? d. Red.) und weil die Reichsarmee und andere Verbündete sich weigerten, weiter gegen Süden zu marschiren, so bezog der Herzog mit dem Gros des Heeres am 26. September ein Lager bei Bogyißlo auf dem linken Donauufer gegenüber von Tolna, zwei selbständige Korps von hier gegen Stuhlweißenburg und Fünfkirchen entsendend, um auch diese Festungen noch dem Feinde zu entreißen.

Ende September traf von Wien der Befehl zur Auflösung der Hauptarmee ein. Am 30. desselben Monats brach Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach aus dem Lager auf, um sich heimwärts zu wenden. Nicht ohne Anerkennung sollten die Schwaben von den Kaiserlichen scheiden. Ihre Verdienste würdigend gab ihnen Herzog Karl von Lothringen ein Schreiben an den schwäbischen Kreis mit, in welchem es heißt: „— — vndt werde mir bei Ihro Kaiserl. Mayst. nach erkhennender obliegenheit angelegen sein lassen, gedachte Truppen zu Ihro Kayserl. Mayst. Diensten in allen vorgefallenen gelegenheiten bißhero trew unerschrockhen vndt dapfer erwießener embsigkeit, Insonders aber Ihro des Herrn Markgraven Lbd. zu allgemeinem besten vndt vergnügen ahnsehnlichen geführte conduite auch unermüth angewendter eyffer hoch anzurühmen."

Die Marschroute war besser eingerichtet als im vorigen Jahre, und in bestem Zustande erreichten die Regimenter zu Fuß Ende November wieder die schwäbische Grenze bei Nördlingen, um von hier aus die Winterquartiere zu beziehen.

Ungleich günstiger wie in den vorhergehenden Feldzügen standen die Verhältnisse für die Kaiserlichen, als Ende Mai 1687 Markgraf Karl Gustav

von Baden-Durlach von neuem sich mit den beiden Kreisregimentern zu Fuß bei Ulm einschiffte, um nach Ungarn zu eilen. Ofen, das Hauptbollwerk der türkischen Macht in Ungarn war gebrochen, Fünfkirchen, Siklos und andere wichtige Festungen waren am Schlusse des vorigen glücklichen Feldzugs in die Hände der Kaiserlichen gefallen, so daß man hoffen konnte, mit einem letzten vernichtenden Schlage gegen die in ihrem Winterlager bei Belgrad stehende Hauptarmee vollends Herr in Ungarn zu werden und möglicherweise noch jenseits der Drau und der untern Donau Eroberungen zu machen.

Mitte Mai sammelten sich die beiden für die Hauptoperationen des bevorstehenden Feldzugs bestimmten Armeen — die eine, die Hauptarmee, unter dem Herzog von Lothringen bei Gran, die andere unter dem Kurfürsten Max Emauel bei Szolnok an der Theiß. In die Hauptarmee sollten die erwarteten schwäbischen, fränkischen 2c. Hülfstruppen eintreten; die andere Armee bestand ausschließlich aus Kaiserlichen und Bayern.

Jede der beiden Armeen war anfangs dazu bestimmt, selbständig zu operiren. Der Mangel an Lebensmitteln zwang aber den Kurfürsten bald, von der Theiß an die Donau sich zu wenden, wo die Verhältnisse sodann die Vereinigung mit der Hauptarmee von selbst herbeiführten.

Letztere, anfangs Juni von Gran aufgebrochen, war im Verlaufe dieses Monats auf dem rechten Donauufer bis Darda vorgerückt, wo sie schon auf die Vortruppen des um diese Zeit bei Essek hinter der Drau stehenden türkischen Heeres gestoßen war. Durch die kurfürstliche Armee verstärkt, beschloß der Herzog, den Feind in seiner Stellung hinter der Drau aufzusuchen, und beide Armeen überschritten zu diesem Zwecke Mitte Juli bei Siklos diesen Fluß und rückten gegen Essek vor. Auf beschwerlichen Wegen, durch dichte Waldungen und Moräste, am 18. Juli vor Essek angelangt, traf man hier das zahlreiche türkische Heer gegen alle Erwartung statt in freiem Felde in einem wohlverschanzten Lager an. Nachdem man zwei Tage unter nutzlosen Plänkeleien vor dem feindlichen Lager gestanden und durch feindliches Geschützfeuer über tausend Mann verloren hatte, kehrte die ganze Armee auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen, wieder über die Drau zurück. Man beabsichtigte nach diesem verunglückten Zuge, sich zur Belagerung von Großwardein zu wenden. Unvermuthet aber überschritt fast auf dem Fuße folgend die türkische Armee die Drau bei Essek und schlug ein Lager bei Baranyavar, in der Nähe von Mohacz, den Herzog von Lothringen dadurch nöthigend, von anderen Unternehmungen abzusehen und sich gegen sie zu wenden. Am 31. Juli schlug die vereinigte kaiserliche Armee ihr Lager gegenüber vor dem wohlbefestigten türkischen Lager auf. Beide Heere waren durch das sumpfige Flüßchen Karasicza getrennt.

So standen die Dinge, als nach langwierigem Marsche der Markgraf von Baden-Durlach am 31. Juli mit den beiden Regimentern zu Fuß und den 2 Kavallerieregimentern bei der Hauptarmee eintraf.

Der Zustand der Regimenter zu Fuß war, dem Berichte des Markgrafen nach, ungeachtet des langen Marsches ein vortrefflicher, woran die von Seiten des Kreises eingeführten Verbesserungen im Proviant- und Sanitätswesen einen nicht geringen Antheil hatten; wie denn „zur bessern Konservation des armen gemeinen Knechts" auf Betreiben Herzogs Friedrich Karl von Württemberg in diesem Feldzuge zum ersten Male jedem Regiment neben den Feldscherern, von denen jede Kompagnie einen hatte, und dem „Feldkasten", in welchem der Vorrath an Arzneimitteln für das ganze Regiment mitgeführt zu werden pflegte, ein Feldapotheker mit einem „Arzneikasten" zugetheilt wurde, sowie 6 geräumige Krankenzelte. Auch in der Ausrüstung des gemeinen Mannes war auf Herzog Friedrich Karls Betreiben manche zeitgemäße Verbesserung eingeführt worden. Zum ersten Male war das ganze Regiment Baden-Durlach mit Bajonetten ausgerüstet — die Württemberger führten dieselben übrigens schon seit dem Jahre 1683; damals war diese Neuerung aber von den übrigen Kreisständen als „untauglich und dem Soldaten beschwerlich" erachtet worden. — Außerdem wurden die Regimenter zu Fuß mit „Schweinsfedern und Stöcken zu spanischen Reitern" ausgerüstet — „ein dem Soldaten zu guter Defension dienendes Gewehr, dann aus den Stöcken gleichbalden spanische Reuter können formirt und also zur Beschirmung des ganzen Regiments können vorgepflanzt werden." Die Schweinsfedern und Stöcke wurden auf dem Marsche auf Wägen nachgeführt.

Seit dem 31. Juli standen die kaiserliche Hauptarmee und die Türken einander in der Nähe von Mohacz gegenüber. Der Herzog von Lothringen wagte es nicht, das zwischen beiden Lagern befindliche sumpfige Terrain angesichts des Feindes zu überschreiten, um zum Angriff überzugehen, und die Türken blieben im Bewußtsein der Stärke ihrer Stellung ruhig in derselben, in unausgesetzten Scharmützeln durch ihre überlegene Reiterei den Deutschen die Fouragirung und Zufuhr erschwerend.

Bis zum 6. August dauerte dieser Zustand, als endlich der Herzog von Lothringen in der Absicht, die Türken aus ihrer unangreifbaren Stellung herauszulocken, aufbrach und nach Mohacz marschirte. Aber außer einigen Rekognoszirungstruppen, welche der Armee folgten, blieb das ganze türkische Heer ruhig im seitherigen Lager stehen. Drei Tage wartete der Herzog bei Mohacz auf das Vorrücken des Feindes, als dieses aber immer noch nicht erfolgt war, so beschloß er nach Ablauf dieser Frist, auf Siklos und Fünfkirchen zu marschiren, um diese Festungen zu demoliren und sodann das Land rechts der Donau dem Feinde preisgebend mit der ganzen Armee auf das linke Donauufer überzugehen. Am 10. August war man, umschwärmt von feindlicher Reiterei, von Mohacz aufgebrochen, am folgenden Tage lagerte die Armee unweit Siklos am Fuße des Berges Harsan im Thale der Karasicza. Da brachten die Kundschafter die unvermuthete Nachricht, daß die ganze

türkische Armee, aus dem Lager bei Baranyavar aufgebrochen, im Anmarsche begriffen sei. In der That schlug der Feind auch an dem nämlichen Tage noch sein Lager in geringer Entfernung von dem der Kaiserlichen auf und begann, dasselbe durch starke Verschanzungen zu decken. Das Terrain, auf welchem beide Heere lagerten, erschien dem Herzoge von Lothringen für die nun endlich sicher bevorstehende Entscheidungsschlacht aus verschiedenen Gründen nicht günstig genug. Er beschloß daher, weiter gegen Siklos hin zu rücken, wo das freiere Gelände eine kräftigere Verwendung der Truppen zuzulassen schien, als in dem von sumpfigen Wäldern und von Bergen eingeengten Thale der Karasicza.

Das Lager der Kaiserlichen lehnte sich mit dem rechten Flügel an den Berg Harsan oder Diamantberg, über dessen Seitenabhang tief eingeschnitten die Straße nach Siklos führte. — Am Morgen des 12. trat die kaiserliche Armee den Marsch gegen Siklos an, voraus der rechte Flügel, in welchem die beiden schwäbischen Regimenter zu Fuß bataillonsweise eingetheilt waren, und die Mitte unter dem Herzoge von Lothringen. Der linke Flügel unter dem Kurfürsten von Bayern bildete die Nachhut und stellte sich als Deckung vor dem oben erwähnten Engweg auf, während das Gros der Armee dasselbe durchziehen mußte.

Letzteres hatte bereits den Hohlweg passirt und setzte jenseits desselben den Marsch fort. Eben schickte sich die Nachhut an allmälig zu folgen, als plötzlich ihr äußerster linker Flügel überraschend und ungestüm von der bis dahin durch Gebüsch verdeckten leichten Reiterei der Türken angegriffen wurde.

Lassen wir statt jeder weiteren Beschreibung der aus diesem Angriff der Türken sich schnell entwickelnden Schlacht den Bericht des Markgrafen von Baden-Durlach über den Verlauf derselben und die Theilnahme des schwäbischen Fußvolks an ihr in dessen eigenen Worten folgen:

„Nachdem wir ausm Lager am sogenannten Diamantberg 2 Stunden von Sziklos den 12. Aug.: morgens früh aufgebrochen und unsern Marsch gegen Sziklos nehmen wollen, ist der Feind mit seiner gantzen Armée avancirt und nachdem selbiger wahrgenommen, daß wir ohneracht dessen unseren marche gegen Siclos fortgesezt, hat er sich an unsern linken Flügel attachirt und zu zweienmalen mit größter Furie und Force angesezt, in willens die Höhe zu gewinnen und uns mit den Stücken in die flanque zu kommen, worauf des Herrn Churfürsten von Bayern Gnaden sagen lassen, daß man mit der Armée und Avantgarde anhalten möchte, welches denn gleichbalden geschehen. Und sind sogleich etliche Regimenter Kays: und 4 Bataill: Schwäbisch: und Fränkisch: gegen gedachten linken Flügel und die Höhe kommandirt worden, welche dann nebenso denen auf dem linken Flügel gestandenen Truppen dergestalt auf den angekommenen

Feindt avancirt und getroffen, daß selbiger sich gar bald wieder retiriren müssen.

Die Schwäbischen 2 Bataillons, eines von meinem unterhabenden Regimente, das andere von Oetting: auch fränk: 2 Bat's sind auch auf den Feind avancirt aber zu keiner andern Salve als durch Regimentsstücklein kommen. Auf dieses nun und nachdem der Feindt auf dem linken Flügel repoussirt worden, ist die ganze Armée auf den Feindt losgangen und hat denselben mit solcher Dapferkheit angegriffen, daß er gleichbalden aus seinem gehabten und angefangenen retranchement gewichen undt durch den Waldt undt sein Lager über den Morast Reißaus genommen undt uns also sein Lager und völlige victorie hinterlassen. Von deme Feindt sollen bei m./10 und' zwar meistens Janitscharen geblieben undt gefangen, von denen unsrigen aber mit mehr denn 1500 M. blessirt undt umkommen sein. . . ."

Die Auflösung der türkischen Armee war vollständig. In wilder Flucht suchten sich die zerstreuten Haufen über die Drau nach Essek zu retten. Unermeßlich war die Beute, welche mit der Einnahme des türkischen Lagers in die Hände der Deutschen fiel: „70 groß und kleine Stuckh, 11 Feuermörsel, dazu vill Pumben und Kugeln 900 Püffel und andere Ochsen, vill Cameel, Etliche Köstliche Belz von Zobel und marder, sauber gewöhr und sabel, ville überauß schöne Zelt, Proviant, überflüssige Menge von Mehl, reiß und allerhand dergl. victualien. . . ."

Am andern Tage wurde „in des Feindes spöttlich verlassenem Lager" ein feierliches Te Deum abgehalten. Der Herzog von Lothringen glaubte nach diesem glänzenden Siege die zur Unterwerfung des Landes südlich der Drau nöthigen Operationen einem kleineren Korps überlassen zu können. Er selbst beschloß mit der Hauptarmee nach Siebenbürgen zu rücken, diesen türkischen Vasallenstaat in Besitz zu nehmen und der Armee in dem von dem verheerenden Kriege bis jetzt fast ganz verschonten, mit reichen Hülfsmitteln versehenen Lande gute Winterquartiere zu verschaffen.

Am 15. August brach die Armee von dem Schlachtfelde auf, um an die Donau zu marschiren, welche sodann am 18. bei Baja, in der Nähe von Mohacz überschritten wurde.

Bevor man auf das linke Ufer überging, wurde General Dünewaldt mit 15,000 Mann nach Slavonien entsendet. Die Hauptarmee wandte sich, um die Unternehmung Dünewaldts durch eine Demonstration zu unterstützen, donauabwärts gegen Peterwardein, wo sich die Trümmer der türkischen Armee wieder gesammelt hatten. Da aber sichere Nachrichten, welche über eine in der türkischen Armee ausgebrochene Meuterei einliefen, zeigten, daß von dieser Seite nichts mehr zu besorgen, so trat das Heer, nachdem man donauabwärts bis Apatin gekommen war, am 31. August wirklich den Marsch nach Siebenbürgen an. Zunächst wurde wieder die Donau hinauf bis Baja

marschirt. Von hier wandte sich die Armee nach Szegedin an der Theiß, rückte sodann flußaufwärts an der Theiß bis Szolnok und von da gerade in östlicher Richtung gegen die siebenbürgische Grenzfestung und Paßsperre Somlyo.

Je weiter man sich von der Donau entfernte, desto mangelhafter zeigte sich die Einrichtung des Proviantwesens. Die Schwaben hatte zudem das zweifelhafte Glück getroffen, daß nach dem Uebergang über die Donau ihre Verpflegung, welche sie bisher stets selbstständig geführt hatten, keineswegs zu ihrem Vortheile in die Hände der Kaiserlichen übergegangen war. „Das Maaß Wein kostet bereits 1 Gulden bis 1 Thaler, welches sowohl mir als den übrigen Herrn Offizieren recht schwer fallet" beklagt sich Markgraf Karl Gustav schon bei Baja an der Donau. Zu diesem Uebelstande kamen noch auf dem weiten Marsche durch die Pußta die glühend heißen Tage gefolgt von bitter kalten Nächten, der Mangel an gesundem Trinkwasser und an Brennholz. Den 15. September lagerte die Armee bei Szegedin an der Theiß. Bei einer hier angestellten Musterung fand es sich, daß das Regiment Baden-Durlach an Kranken 351 Mann, an Desertirten 96 Mann zählte. Auf dem Marsche waren gestorben 19 Mann. Dienstthuende Offiziere und Mannschaften waren es im Ganzen noch 970 Mann.

Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach verließ erkrankt hier die Armee und übergab das Kommando über die schwäbischen Truppen dem Grafen von Oettingen, Generalwachtmeister und Inhaber des nach ihm benannten Kreisregiments zu Fuß.

Ueberdruß und Muthlosigkeit scheinen sich allmälig in die Reihen der Schwaben wie der andern Hülfstruppen eingeschlichen und auch den höheren Befehlshabern mitgetheilt zu haben. „Ih. Dchl. kommen doch bald" schrieb der Graf von Oettingen wenige Tage nach dem Aufbruch von Szegedin an den in Ofen krank darniederliegenden Markgrafen von Baden-Durlach, „sonsten stirb ich ohnfehlbar. Ich bin ohnedem schon krank." Als besonders hart wird in den vorhandenen Berichten das Schicksal „des armen Musquetiers" geschildert, der bei erbärmlicher Verpflegung auf schlechten Wegen sich fortschleppend gar schlecht sich konservire. Mit Hunde- und Katzenfleisch, in den verlassenen Ortschaften aufgestöbert, müsse er sich begnügen, während der Reiter wenigstens auf seinen Streifzügen sich manchmal gütlich thun könne.

Mitte Oktober hatte man nach unbeschreiblichen Beschwerden die siebenbürgische Grenze erreicht. Ohne Schwertstreich ergab sich die den Gebirgspaß sperrende Festung Somlyo, und der ungehindert über die Grenze rückenden Armee kamen Deputationen entgegen, welche im Namen des Landes die Festungen und die bedeutendsten Städte den Kaiserlichen einzuräumen und Kontributionen zu zahlen sich erboten.

Somit war ohne Kampf das Ziel dieser Expedition erreicht. Die Schwaben aber sollten der in Siebenbürgen in Aussicht gestellten Quartiere nicht theilhaftig werden. Bei der Austheilung der Winterquartiere, welche Ende

Oktober vorgenommen wurde, nachdem die Armee Klausenburg erreicht hatte, wurde das schwäbische Korps nach Szathmar in Oberungarn dislozirt. Man mußte daher trotz der frühzeitig eingebrochenen Kälte anstatt der gehofften Ruhe sich erfreuen zu können, den Marsch nach jener unwirthlichen Gegend fortsetzen.

Mitte November kam der Graf von Oettingen mit den beiden Regimentern zu Fuß in Szathmar an — den Kavallerieregimentern wurden kleinere in der Nähe liegende Ortschaften angewiesen — daselbst übergab er das Kommando über das Fußvolk dem schon früher genannten Oberstlieutenant Starkh von Köchsell vom Regiment Baden-Durlach und reiste in die Heimath ab. Die Unterkunft der Truppen war schlecht wie die Verpflegung, und die Leute erkrankten in Folge davon haufenweise und starben elend dahin „von geistlichen und weltlichen Mitteln destituirt und verlassen, weil weder Apothek noch Feldkasten vorhanden auch nicht einmal ein Seelsorger."

Ende Februar wurden auf die dringenden Vorstellungen des Oberstlieutenant Starkh die Truppen weiter anseinander gelegt, da epidemische Krankheiten unter den zu 10 und 12 in elenden Hütten Untergebrachten mehr und mehr Opfer verlangten. Regiment Baden-Durlach wurde nach Nemeti, in der Nähe von Szathmar, verlegt. Kaum dort angekommen, starb am 6. März Oberstlieutenant Starkh von Köchsell am Typhus. An seiner Stelle übernahm Oberstwachtmeister Albrecht Ludwig von Reischach die Führung des Regiments — derselbe, welchen wir in späteren Jahren als Inhaber und Kommandeur unseres Regiments, dessen Namen es viele Jahre hindurch führte, wieder finden.

Der schwäbische Kreis ließ sich gegen Bezahlung von einem Reichsthaler für den Mann auf jeden Monat bereit finden, seine Truppen den Winter über in Oberungarn zu lassen, wobei er sich noch verpflichtete, alle vier Regimenter im künftigen Frühjahr neu rekrutirt und ausgerüstet, dem Kaiser wieder zu Hilfe zu senden.

Unter mancherlei Besorgnissen wurde in Deutschland das Frühjahr 1688 angetreten. Das übermüthige Benehmen des nach neuem Raube gierigen Nachbarn jenseits des Rheins gab zu der Befürchtung Anlaß, es möchte derselbe, die ihm günstigen Verhältnisse benutzend, den unsichern Frieden brechen und seine früheren Einfälle in die wehrlosen deutschen Grenzländer wiederholen, so lange Kaiserliche und Reichstruppen weit ab vom Rheine an der untern Donau gegen die Türken kämpften. Der Gedanke, die Truppen zum eigenen Schutze in die Heimath zurückzurufen, lag somit für die Fürsten und Stände des schwäbischen Kreises nahe. Dennoch siegte die Treue gegen das dem Kaiser gegebene Versprechen über alle andern Bedenken, und der

Kreis traf demzufolge mit Beginn des Frühjahrs die nöthigen Anstalten, um seine in Ungarn stehenden Regimenter neu zu ergänzen und auszurüsten.

Mitte Mai ging Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach mit der Ersatzmannschaft und einem Transport von Waffen und Ausrüstungsgegenständen von Ulm ab. Ausnahmsweise wurde der ganze Weg bis Ofen auf der Donau zurückgelegt. Am 8. Juni bei Ofen angekommen, traf man hier die beiden Regimenter zu Fuß unter dem Oberbefehl des Oberstlieutenants von Reischach an, welche, schon Ende März von Szathmar und Nemeti abmarschirt, seit längerer Zeit im Feldlager bei Ofen standen. Zunächst war die Neuausrüstung der alten Mannschaft und die Eintheilung der Rekruten vorzunehmen. Markgraf Karl Gustav war daher genöthigt, zu diesem Zwecke einige Zeit bei Ofen zu verweilen.

Die kaiserliche Armee hatte Ende Mai begonnen, sich bei Essek zu concentriren, denn die Hauptoperationen des diesjährigen Feldzuges sollten der türkischen Festung Belgrad gelten. Den Oberbefehl über das kaiserliche Heer hatte an Stelle des erkrankten Herzogs von Lothringen Kurfürst Max Emanuel von Bayern übernommen. Bis zu dessen Eintreffen bei der Armee führte Feldmarschall Graf Caprara das Kommando.

Während Feldmarschall Graf Caprara, Ende Juni von Essek aufgebrochen, sich langsam und schwerfällig gegen Peterwardein bewegte, rückte der Markgraf von Baden-Durlach, welcher nach Erledigung der oben erwähnten Angelegenheiten am 26. Juni von Ofen abmarschirt war, in Eilmärschen auf dem rechten Donauufer hinab, um sich mit den Kaiserlichen zu vereinigen. Obgleich glühende Hitze abwechselnd mit außerordentlichen, Hochwasser und Ueberschwemmungen verursachenden, Regengüssen den Marsch bedeutend erschwerten, so erreichte der Markgraf doch fast zu gleicher Zeit mit den Kaiserlichen Peterwardein, wo am 20. Juli die Vereinigung des schwäbischen Korps mit der Hauptarmee stattfand. Feldmarschall Caprara blieb, sei es aus Schwerfälligkeit, sei es weil er vor der Ankunft des Oberbefehlshabers bei der Armee nichts Entscheidendes unternehmen durfte, unbeweglich im Feldlager bei Peterwardein stehen.

Die Türken benutzten die Langsamkeit des Gegners dazu, die Festungswerke von Belgrad in besten Zustand zu setzen, und unter den Mauern der Festung ein stark befestigtes Lager anzulegen. Ein Korps von 4000 Mann stellte sich bei Brod auf, um den Deutschen den Uebergang über die Save streitig zu machen. Im Uebrigen aber war die vielbewährte Kraft und Einheit der Türken durch innere Unruhen, welche Staat und Armee eben zu jener Zeit in hohem Grade heimsuchten, bedeutend gelähmt und erschüttert.

Die am 28. Juli erfolgte Ankunft des Kurfürsten von Bayern machte endlich der schläfrigen Zeitversäumniß auf Seiten der Deutschen ein Ende. Ohne Zögern ließ Kurfürst Max Emanuel den Marsch gegen Belgrad an-

treten. Ueber Salankemen und Tissa erreichte man am 6. August die Save bei Semlin. Um den Uebergang über diesen Fluß bewerkstelligen zu können, war eine große Anzahl von Schiffen von der Donau auf Wagen mitgeführt worden. Noch in der Nacht vom 6. auf den 7. August ließ der Kurfürst angesichts der zur Gegenwehr bereit stehenden feindlichen Vortruppen 200 Mann unter dem kaiserlichen Oberstlieutenant Graf Herberstein übersetzen. Dieselben wurden zwar, noch ehe sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, von dem Feinde mit einer Salve empfangen, doch ließen sie sich hierdurch nicht abschrecken, stiegen vielmehr kühn an's Land, vertrieben die feindlichen Vortruppen und behaupteten sich hinter den vorgesetzten spanischen Reitern gegen wiederholte Angriffe. Kaum hatte man so auf dem jenseitigen Ufer Stellung gefaßt, so ließ der Kurfürst sofort weitere Truppen übersetzen. Gegen 6 Uhr morgens, als schon etwa gegen 5000 Mann, worunter 260 Kommandirte der beiden schwäbischen Regimenter zu Fuß unter dem Hauptmann v. Newenstein vom Regiment Baden-Durlach auf dem jenseitigen Ufer standen, machten 7—8000 Janitscharen einen heftigen Angriff auf die Uebergesetzten. Diese leisteten jedoch hinter spanischen Reitern und schnell hergestellten Erdaufwürfen tapfern Widerstand und schlugen nach einstündigem Gefecht den Feind in die Flucht. Mittlerweile hatte man mit dem Brückenbau begonnen. Gegen 5 Uhr nachmittags war derselbe vollendet, ohne daß der Feind es gewagt hätte, die Arbeiten weiter zu stören, und die Armee konnte ungehindert den Fluß überschreiten.

Am 9. August abends war der Uebergang vollendet. Als man sich am folgenden Tage Belgrad und dem davor liegenden befestigten Lager näherte, fand es sich, daß der Feind letzteres verlassen hatte.

Theils zu Land, theils auf der Donau hatte sich die durch innern Zwiespalt geschwächte türkische Armee gegen Semendria gezogen. Noch angesichts des anrückenden deutschen Heeres fuhr eine große Menge von Schiffen beladen mit Mannschaft und flüchtenden Einwohnern auf der Donau ab.

Belgrad, in dem durch den Zusammenfluß der Donau und Save gebildeten Winkel, gleichsam auf einer Landzunge, gelegen, bestand aus vier Haupttheilen: der Vorstadt, der eigentlichen oder obern Stadt, dem Schlosse und der Wasserstadt. Davon waren die drei letzteren, jeder für sich, stark befestigt. Die Vorstadt dagegen, die südliche Fortsetzung der obern Stadt, war vollständig offen; vor der Vorstadt, noch weiter südlich, befand sich das schon erwähnte befestigte Lager.

Bei ihrem Abzuge von Belgrad hatte die türkische Armee die Vorstadt in Brand gesteckt, in der Festung dagegen eine Besatzung von etwa 4000 Janitscharen zurückgelassen.

Die kaiserliche Armee bezog, nachdem der Kurfürst sich für den Angriff von der Vorstadt aus auf die obere Stadt entschieden hatte, das verlassene Lager der Türken.

Es wurde in zwei Treffen gelagert; in dem vorderen, der Festung zunächst stehenden, war Regiment Baden-Durlach eingetheilt, zwischen den Regimentern Kaiserlich Württemberg und Fränkisch Heidersdorff. Regiment Oettingen lag im zweiten Treffen.

Schon in der Nacht vom 12. auf den 13. August wurde die erste Parallele ausgehoben, 500 Schritte von der Angriffsfront entfernt. Der Feind gab alsbald durch heftige, schnell auf einander folgende Ausfälle seinen Entschluß, sich energisch zu vertheidigen, kund. Aber auch die Belagerung wurde mit äußerstem Nachdruck betrieben. Wenngleich in Ermangelung des Belagerungsgeschützes dem Feinde gegenüber in großem Nachtheile, so waren die Belagerer doch am 20. bereits bis auf 50 Schritte von der Contreescarpe vorgedrungen. Erbittert und blutig war der Kampf in dieser Nähe. Der Feind zeigte sich unermüdlich in heftigen Ausfällen und in unausgesetzter Beschießung der Laufgräben. Gleichwohl wußten die Deutschen, angefeuert durch das glänzende Beispiel des Kurfürsten von Bayern, des Prinzen Eugen von Savoyen u. a. m. ihre bis daher errungenen Vortheile trotz der großen Ueberlegenheit des feindlichen Feuers mit bewundernswürdiger Ausdauer und Tapferkeit festzuhalten, bis endlich am 25. August das so sehnlich erwartete schwere Geschütz von Ofen her eintraf. Sofort wurden drei Breschbatterien errichtet. Am 4. September schon waren zwei breite Breschen in der Hauptumwallung der Stadt zu sehen. Durch glückliche Minensprengungen wurde in den folgenden Tagen die Gangbarkeit derselben so weit hergestellt, daß der Kurfürst den allgemeinen Sturm auf den 6. September festsetzte.

Zum Angriff auf die Breschen wurde je eine Kolonne von 1050 Mann bestimmt. Außer diesem Hauptangriff wurden drei gleichzeitige Nebenangriffe an verschiedenen Fronten der Festung angeordnet. In der rechten Kolonne des Hauptangriffs standen 400 Kommandirte von Baden-Durlach. Der Führer dieser Kolonne war Feldmarschallieutenant Graf Scherffenberg. Ein heftiges Geschützfeuer bereitete den Angriff vor. Der Feind hatte in Eile die Breschen mit Pallisaden und Sandsäcken versetzt und erwartete hinter denselben den Angriff. Zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags setzten die Kolonnen auf ein gegebenes Zeichen an allen Seiten zugleich zum Sturme an. Unaufhaltsam drangen die Tapfern — des größten Verlustes ungeachtet — die Breschen hinan. Mit heldenmüthigem Beispiele gingen die Führer voraus. Graf Scherffenberg fiel an der Spitze seiner Sturmkolonne; dessenungeachtet wurde die Bresche in kurzer Zeit erstiegen und der verzweifelnden Widerstand leistende Feind von ihr vertrieben. Schon glaubte man den Sieg errungen zu haben, als sich den auf der Höhe Angekommenen ein neues unerwartetes Hinderniß entgegenstellte, das den ganzen Angriff in's Stocken brachte. Hinter dem Hauptwalle zeigte sich, der Kenntniß der Belagerer bis jetzt entgangen, ein tiefer und breiter Graben und jenseits

desselben ein neues, fast noch unversehrtes Werk. Furchtbar war der Verlust der angesichts dieses neuen Hindernisses ungedeckt auf der Bresche Haltenden durch den Feind, „der ihnen mit Schießen und graußamen Pulversäcken auch Steinen ungemein zusezte, unter welchen fast alle Offiziers nebst vielen gemeinen todt geblieben."

Die Lage der Angreifer war äußerst peinlich; schon fürchtete man, sich mit dem bis jetzt errungenen Erfolge begnügen zu müssen und begann, an der Möglichkeit verzweifelnd die neuen Hindernisse überwinden zu können, sich auf der Bresche einzurichten. Da eilte Kurfürst Max Emanuel selbst auf die Bresche. Seine Gegenwart flößte den Zaudernden Kühnheit ein, und seinem begeisternden Zurufe gelang es, das unmöglich Scheinende möglich zu machen. Wie ein Mann erhoben sich die von neuem Muthe Entflammten wieder. Mit Todesverachtung kletterten die einen, die Hände einander reichend, angesichts des unten stehenden Feindes in den Graben hinab, mittelst Leitern folgten andere nach. Das wüthendste Handgemenge entspann sich in der Tiefe des Grabens. Die Reserven mußten herbeigeholt werden, um den Widerstand des erbitterten Feindes zu brechen. Endlich in den Flanken umgangen, weichen die Türken, mit ihnen dringen die Deutschen in ihre letzte Verschanzung ein, und nun begann „ein erschröckliches Massacre."

Die Stadt war in Händen der Belagerer. Auch die Wasserstadt war unter den Nebenangriffen gefallen, und nur das feste Schloß allein hielten noch durch 250 Türken besetzt, welche sich aus der Stadt dahin geflüchtet hatten. Sie steckten die weiße Fahne auf und baten „mit lamentierlichem Schreyen" um Gnade. Um weiteres Blutvergießen zu verhüten, nahm sie Kurfürst Max Emanuel als Gefangene an. Nicht weniger als 7000 Türken waren in dem zweistündigen Kampfe niedergemacht worden. Der Verlust der Deutschen bestand in etwa 300 Todten und 1000 Verwundeten.

Die Schwaben zählten an Todten 78, an Verwundeten 153 Mann, wovon der größte Theil auf Regiment Baden-Durlach kam, da Oettingen erst mit den Reserven sich am Kampfe betheiligte. Ueber ihre Leistungen, namentlich bei dem Sturme, lesen wir bei Sattler Geschichte Württembergs XI. Band Seite 162: „wie sie dann sehr vieles zur Eroberung der Vöstung beytrugen. Dann der Herzog erhielte die erfreuliche Nachricht von ihnen, daß sie sich bei der Einnahme vor anderen hervorgethan und dem Feind dergestalt bei dem vorgenommenen Sturme zugesetzt, daß sie die erste gewesen, welche mit ihm in das Castell eingedrungen."

Der Sieg wurde nach hergebrachter Weise am folgenden Tage durch ein Te Deum unter Lösung sämmtlicher Stücke gefeiert. Der Glanz dieses Festes wurde noch dadurch erhöht, daß während desselben eine türkische Gesandtschaft in dem Lager eintraf, welche nach Wien zu reisen im Begriff war. Den Schwaben aber kam an dem nämlichen Tage eine unwillkommene

Zeitung aus der Heimath: die Franzosen waren in die Pfalz eingefallen, jeden Augenblick war ihr Uebergang über den Rhein zu erwarten. Der schwäbische Kreis hatte daher die Entlassung seiner Truppen aus dem Heere von dem Kaiser ausgewirkt, und der Befehl hierzu konnte jeden Tag von Wien eintreffen.

Am 25. September trennten sich die Schwaben zugleich mit den Franken und Bayern bei Semlin von der Armee. — Wenige Tage vorher hatten die Franzosen den Rhein überschritten und Philippsburg eingeschlossen. — Am 25. Oktober hatte das schwäbische Korps Raab erreicht.

Die hier eintreffenden Nachrichten aus der Heimath drängten zur größten Eile — Philippsburg war gefallen, wie ein verheerender Strom hatten sich die französischen Raubschaaren über Schwaben ergossen. — In Eilmärschen hoffte der Markgraf von Baden-Durlach die österreichischen Erblande und Bayern durchziehen zu können, da traf ihn in Wien die unerwartete Nachricht, daß Bayern rundweg den Durchmarsch verweigere. Vergebens waren alle Unterhandlungen und Vorstellungen. Der Umweg durch Böhmen mußte angetreten werden. Ueber Budweis erreichte man Ende November bei Tauß von neuem die bayerische Grenze. Von dem schwäbischen Kreise wiederholt zu größter Beschleunigung des Marsches angetrieben, hatte der Markgraf abermals Verhandlungen mit Bayern angeknüpft wegen des Durchmarsches durch die Oberpfalz. Dieses Mal gelang es unter kaiserlicher Intervention die Schwierigkeiten zu überwinden.

Nach einem unfreiwilligen Aufenhalte von fünf Tagen konnten die schwäbischen Truppen von Tauß aus vollends ungehindert durch die Oberpfalz auf das Eichstedtische Ulm zueilen, wo sie am 15. Dezember und den folgenden Tagen eintrafen.

In Schwaben war inzwischen die Noth aufs höchste gestiegen. Unmittelbar nach der Einnahme von Philippsburg, in der zweiten Hälfte des Oktober, waren die französischen Generale Melac, Fouquière und Montclar in Schwaben und Württemberg eingefallen und hausten in dem wehrlosen Lande auf die schändlichste Weise. Der Herzog Administrator war, um Hilfe gegen diese Räuber- und Mordbrennerbanden zu suchen, nach Regensburg an den Reichstag geeilt. An der Spitze der Regierung des Herzogthums stand die verwittwete Herzogin Magdalena Sybilla. Diese muthige und entschlossene Frau war durch Drohungen von den Franzosen gezwungen worden, ihnen die Festung Asperg übergeben zu lassen. Als Gegenleistung hatte General Montclar feierlich versprochen, die Residenzstadt Stuttgart in jeder Hinsicht zu verschonen.

Am 20. Dezember aber erschien plötzlich Oberst Peysonnel mit beträchtlicher Truppenmacht vor Stuttgart und verlangte, in General Montclars Namen, in die Stadt eingelassen zu werden. Die Bürger Stuttgarts weigerten sich, die Thore zu öffnen, und griffen zu den Waffen. Da die

Franzosen Gewalt anwendeten, so kam es an dem Hauptstädter Thore zu einem mehrstündigen sehr heftigen Kampfe, bis endlich die Bürger der Uebermacht erlagen. Zur Strafe für solche Widersetzlichkeit sollte die Stadt verbrannt werden.

Schon waren alle Anstalten hierzu getroffen, da führte die Nachricht von dem Anmarsche des Markgrafen von Baden-Durlach mit dem Kreistruppenkorps unversehens eine Wendung der Dinge herbei.

Noch war der Markgraf bei Ulm damit beschäftigt, Bagage und Nachzügler seines Truppenkorps zu erwarten, als die Kunde von dem Schicksale Stuttgarts zu ihm drang. Ohne Zaudern beschloß er der unglücklichen Stadt zu Hülfe zu eilen und setzte sich schon am 21. mit dem ganzen Kreistruppenkorps und einem inzwischen ebenfalls bei Ulm angelangten kaiserlichen Kavallerieregimente in Marsch.

Auf das Gerücht von der Annäherung des Markgrafen von Baden sandte ihm General Melac von Cannstadt aus ein Streifkorps entgegen, das, um seinen Marsch aufzuhalten, die Neckarbrücke bei Köngen zerstören sollte. Aber schon hatte die markgräfliche Vorhut die Brücke besetzt, als die Franzosen bei Köngen ankamen und mit blutigen Köpfen wurden dieselben zurückgejagt.

Auf diese Nachricht hin beschlossen die Franzosen den eiligen Rückzug. Nachdem sie in Stuttgart noch eine beträchtliche Kontribution ausgeschrieben und die Stadt geplündert hatten, brach das ganze Korps am 23. Dezember früh vor Tagesanbruch gegen Pforzheim auf.

Schon um 8 Uhr am Morgen desselben Tages aber erschienen die Kreistruppen auf der Höhe des Bopsers. Achttausend bewaffnete Bauern hatten sich ihnen angeschlossen. In Göppingen bereits hatte man das Glück gehabt, einen Haufen Franzosen aufzustören, der von den erbitterten Bauern niedergemacht wurde.

In Eile rückte der Markgraf von dem Bopser herab in die nahe Stadt. „Die Kavallerie sowohl als die Infanterie war nicht anderst als ein Löw, der zum Raube eylet, anzuschauen.“ Viele Franzosen, die sich beim Plündern verspätet hatten, wurden noch angetroffen und niedergemacht, selbst die Verwundeten, die in den Häusern lagen, fanden keine Schonung.

Einige Escadrons setzten dem auf dem Rückzuge befindlichen französischen Korps nach. Diesen gelang es noch die Nachhut des Feindes zu erreichen und ihm einen Theil seines Raubes abzujagen.

Ein allgemeines Vorrücken des schwäbischen Korps zur Verfolgung der Franzosen schien dem Markgrafen bei der Ueberzahl des Feindes und der Schwäche seiner strapazirten Truppen nicht rathsam. Er blieb daher vorerst bei Stuttgart stehen, während die Franzosen unter Sengen und Brennen ihren Rückzug gegen Philippsburg hin fortsetzten.

Noch ehe das Jahr zu Ende ging, war längst kein Franzose mehr im Lande.

So war es dem Regimente Baden-Durlach vergönnt gewesen, bei der Befreiung der Heimath von dem räuberischen Friedensbrecher noch mitzuwirken, und zu den Lorbeeren, die es sich weit hinten an der Save im heißen Kampfe mit den Ungläubigen erstritten, noch am Schlusse dieses ereignißreichen Jahres einen neuen Zweig am Neckar hinzufügen zu können.

Statistischer Sanitätsbericht über die königlich preußische Armee und das XIII. (königlich württembergische) Armeekorps für die Jahre 1870, 1871, 1872 und das erste Vierteljahr 1873, ausschließlich des Kriegsjahres 1870/71.

Bearbeitet von der Militair-Medizinalabtheilung des königlich preußischen Kriegsministeriums.

Berlin 1876. E. S. Mittler und Sohn, königliche Hofbuchhandlung und Buchdruckerei, Kochstraße 69. 70.

Preis 7.50 Mark. 4°. 306 Seiten nebst zwei Blatt graphischer Darstellungen.

Der letzte, auf die Jahre 1868/69 bezügliche statistische Sanitätsbericht über die königlich preußische Armee erschien im Jahre 1873 im Verlage des königlich preußischen statistischen Büreaus. Die vorliegende Veröffentlichung bringt die Fortsetzung der Ergebnisse bis zum 1. April 1873, jedoch mit Ausschluß des 2. Semesters 1870 und des 1. Semesters 1871, und ist nach durchaus gleichartigen Grundsätzen bearbeitet, wie die Berichte über die Jahre 1867—1869. Seit dem 1. April 1873 wurde eine anderweitige Rapport- und Berichterstattung, welche die Sanitätsverhältnisse der Truppen auch hinsichtlich der Garnisonverhältnisse zum Gegenstand der Beobachtung macht, bei der preußischen Armee eingeführt. Diese, schon von dem internationalen statistischen Kongresse zu London (1860) empfohlene Anordnung, welche auch später, namentlich auf dem berliner Kongresse (1863) lebhaft befürwortet wurde, bedingt naturgemäß wesentliche Aenderungen in der bisherigen Art der Zusammenstellung und Verarbeitung der Ergebnisse und ließ den Beginn des 2. Quartals 1873 als geeigneten Zeitpunkt für den Anfang einer neuen Reihe in sich gleichartiger Militair-Sanitätsberichte erscheinen, deren erster, die Zeit vom 1. April 1873 bis zu Ende des Jahres 1874 behandelnder Band bereits zur Drucklegung vorbereitet wird.

Die Kriegsperiode 1870/71, d. h. die Zeit vom 1. Juli 1870 bis zum 1. Juli 1871 wird ebenfalls binnen kurzer Zeit veröffentlicht werden können,

da die Redactionsconferenz bereits im königlich preußischen Kriegsministerium unter Zuziehung bayerischer, sächsischer u. s. w. Militairärzte stattgefunden hat.

Diese neuen Publikationen der Militair-Medizinalabtheilung werden zusammen hiernach Aufschluß geben über die Sanitätsverhältnisse des Heeres während des fünfjährigen Zeitraums von 1870 bis einschließlich 1874 und eine, namentlich in medizinischen Fachkreisen empfundene Lücke der preußischen Militair-Sanitätsstatistik ausfüllen. Bisher war die preußische Militairverwaltung mit der Veröffentlichung dieser, auch für nichtmilitairische Kreise in mehrfacher Hinsicht werthvollen Nachrichten im Vergleich mit fremden Kriegsverwaltungen der Zeit nach stark zurückgeblieben, doch wird dieser Mißstand nunmehr bald beseitigt sein. An neuesten Sanitätsberichten über andere Heere liegen z. B. vor:

1) A report on the hygiene of the United States Army, with descriptions of military posts. Washington, government printing office 1875.
2) Army medical Department Report for the year 1874. (Vol. XVI.) London 1876 (Blue-book), 8⁰. 220 Seiten. Preis 1.75 Mark.
3) Statistique médicale de l'armée pendant l'année 1874. Appendice au compte rendu sur le service du recrutement de l'armée. Paris 1875. 4⁰. 244 Seiten.
4) Militairstatistisches Jahrbuch für das Jahr 1873. Theil II. Wien 1876. 4⁰. 306 Seiten und 3 Blatt graphische Darstellungen. (Die Sanitätsverhältnisse des k. k. Heeres im Jahre 1873).
5) Statistischer Sanitätsbericht über die russische Armee im Jahre 1872. St. Petersburg 1875. 4⁰. 424 Seiten mit vielen graphischen Darstellungen (russisch).
6) Auszug aus vorstehendem Werke, von dessen Verfasser, Dr. J. Schmulewitsch, für die Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Büreaus bearbeitet. Berlin 1876.

Die Verzögerung der auf die letzten Jahre bezüglichen preußischen Sanitätsberichte wurde vorzugsweise durch die zeitraubende und schwierige Zusammenstellung der auf die jüngste Kriegsperiode bezüglichen Nachrichten bedingt und kann nicht weiter befremden, da es erst in allerneuester Zeit und auf Grund umfänglicher Nachforschungen bei sämmtlichen Truppentheilen und an der Verwundeten- bezw. Krankenpflege betheiligten Lazarethen 2c. überhaupt gelungen ist, die Zahl der während des deutsch-französischen Krieges verstorbenen Militairpersonen einigermaßen vollständig festzustellen.

Die allgemeine Bedeutung von Militair-Sanitätsberichten beruht darauf, daß dieselben allein ein aus gleichmäßig ausgeführten Erhebungen abgeleitetes, für die vergleichende Statistik und im weiteren Sinne für die Anthropologie

auf anderem Wege überhaupt nicht zu beschaffendes Material, und zwar bei Berichten über große Armeen die Ergebnisse von Massenbeobachtungen, der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich machen. Wo, wie im Deutschen Reiche, auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht Personen der verschiedensten Berufs- und Erwerbsklassen dem Heere angehören, erhöht sich der Werth der Beobachtungsergebnisse noch erheblich; sie werden namentlich dann ein treffendes Bild von dem durchschnittlichen Gesundheitszustande der im kräftigsten Mannesalter stehenden Bevölkerung liefern können, wenn auch die bei dem Ersatzgeschäfte beobachteten Sanitätsverhältnisse der ausgemusterten oder zurückgestellten Militairpflichtigen mitgetheilt werden.

Die bei der britischen Armee gewonnenen Erfahrungen stellen es außer Zweifel, daß derartige, längere Zeit hindurch unter Berücksichtigung der Garnisonverhältnisse durchgeführte Beobachtungen in hohem Grade geeignete Unterlagen für Verbesserung des Gesundheitszustandes der Truppen und der Mortalität abgeben können. In der britischen Armee fanden lediglich auf Grund der von der Militairstatistik gelieferten Nachrichten im Laufe der letzten Dezennien eine Reihe beachtenswerther Reformen statt, welche namentlich in Indien und den Kolonien, jedoch auch im vereinigten Königreiche, in den Mittelmeerstationen und auf der königlichen Flotte den Krankenstand und die Sterblichkeit beträchtlich verminderten, vielfache Verbesserungen in Bezug auf Unterkunft, Bekleidung, ja selbst Dienstbetrieb und Truppenvertheilung veranlaßten und die effektive, zum Dienst verfügbare, Truppenstärke gegen früherhin erhöhten.

Die neue, seit dem 1. April 1873 in der preußischen Armee eingeführte, Art der Berichterstattung bietet die erforderlichen Unterlagen für ähnliche dem praktischen Dienste nützliche Untersuchungen und wird gewiß angemessen ausgenutzt werden.

Der auf den Zeitraum 1870/73 bezügliche Bericht zerfällt in den die Hauptergebnisse übersichtlich zusammenfassenden allgemeinen Bericht (19 S.) und ein die Details der vier Beobachtungsjahre enthaltendes Tabellenwerk (286 S.) Zwischen beide Theile ist eine Uebersicht der Rekrutirungsbezirke (1 S.), welche sich lediglich auf Benennung der zu den einzelnen Infanterie-Brigaden gehörigen Landwehr-Bataillonsbezirke beschränkt, eingeschoben. Am Schlusse des Bandes finden sich zwei Blatt chromolithographischer Darstellungen über die Verbreitung der einzelnen Krankheitsgruppen in der Armee während der Jahre 1867 bis 1873.

Aus dem allgemeinen Bericht, welcher die in den vorhergehenden Sanitätsberichten detaillirter behandelten Jahre 1867 bis 1869 ebenfalls mit zum Vergleiche heranzieht, mögen folgende Nachrichten hier im Auszuge mitgetheilt werden.

I. Morbidität bei den Truppen.

Im ersten Halbjahre 1870 betrug die durchschnittliche Stärke an Unteroffizieren und Mannschaften 267873 Mann, von denen aufs Tausend 744.8 (gegen 794.7 i. J. 1869, 843.5 i. J. 1868 und 625.6 i. J. 1867) überhaupt erkrankten. Der strenge Winter 1869/70 vermehrte den Krankenzugang auffallend, ebenso der Umstand, daß die erste Rekrutenausbildung — die Einstellung erfolgte im Dezember 1869 — in diese ungünstige Jahreszeit fiel. Es wird dies leicht erklärlich, da im Februar 1870 in den östlichen Provinzen bis —20° R. beobachtet wurde und bis Anfang April dort keine Nacht frostfrei war, ja selbst im Rheinland, in Koblenz-Ehrenbreitstein, die Kasematten bis zum 10. Juni geheizt werden mußten.

Von den Erkrankten mußten ins Lazareth geschickt werden Prozent 1870: 26.9, 1869: 37.3, 1868: 31.8, 1867: 50.1 und zwar am häufigsten im IX., X. und V. Armeekorps, am wenigsten im VI., XI. und VIII. Armeekorps.

Die durchschnittliche Krankheitsdauer war im II. und V. Armeekorps am höchsten (15.4 und 15.0 Tage), im Garde- und VIII. Armeekorps am niedrigsten (8.3 Tage), und durchschnittlich kam auf 22.4 Diensttage ein Krankentag.

Für die militairische Ausbildnng fielen demnach im ersten Halbjahr in Folge von Krankheit durchschnittlich 8.2 Tage aus, am meisten im V. und II. Armeekorps (12.7 und 11.8), am wenigsten im Garde-, IV. und VIII. Armeekorps (6.3, 6.4 und 6.7 Tage).

Von je tausend Mann der Kopfstärke erkrankten 355.3 an äußeren Krankheiten, 125.4 an Krankheiten der Ernährungsorgane, 87.2 an Brustkrankheiten, 41.7 an Augenkrankheiten, 33.0 an zymotischen Krankheiten, 31.6 an Rheumatismus, 30.1 an anderen inneren Krankheiten, 24.1 an Krätze, 15.7 an Venerie.

Die gegen früher erheblich vermehrte Zahl der an äußeren, namentlich Haut-Krankheiten Erkrankten ist wohl großentheils den ungünstigen Witterungsverhältnissen beizumessen. Allein durch direkte Einwirkung der Kälte entstanden 3264 Frostschäden (= 3.4 Prozent aller äußeren Krankheiten).

Die Zahl der Brustkranken war nur wenig höher als vorher und betrug 1869: 81.6, 1868: 83.9 und 1867: 72.5 vom Tausend der Kopfstärke. Am häufigsten waren akute katarrhalische Affektionen der Luftwege, welche ungefähr 3000 Erkrankungen mehr als gewöhnlich veranlaßten.

Diese, sowie die ungewöhnlich häufigen akuten katarrhalischen Affektionen der Mandeln, des Rachens, der Magen- und Darm-Schleimhaut, welche die Zahl der an den Ernährungsorganen Erkrankten steigerten, sind ebenfalls auf die Ungunst der Witterungsverhältnisse zurückzuführen.

Unter den zymotischen Krankheiten (überhaupt 8847 Fälle) bildete 832 Mal Typhus (namentlich im Bereiche des XI., dann des IX., VI. und I. Armeekorps) die Krankheitsursache und wird auf unzureichende Lüftung der Wohnräume zurückgeführt, wie solche in Folge der rauhen Witterung und bei durch diese bedingtem längeren Aufenthalt der Mannschaft in der Wohnung überall eintritt, wo, wie z. B. in Bürgerquartieren, weniger Kontrole nach dieser Richtung stattfinden kann. Die Mehrzahl der Fälle kam im Januar, Februar und März vor.

Die Ueberschwemmungen riefen in der Provinz Posen und an der Oder intermittirende Fieber (4978 Fälle) hervor, namentlich im Juni und Juli, sowie beim V., II. und III. Armeekorps. Diese Fieber zeigten sich auch hartnäckiger als gewöhnlich.

Die Masern wurden von der Civilbevölkerung auf die Truppen übertragen und veranlaßten namentlich beim II. (in Stettin), IX., V. und I. Armeekorps mehr Erkrankungen als gewöhnlich.

Unter überhaupt 11,174 Fällen von Augenkrankheit waren 2556 (= 22.6 Prozent) kontagiös; 4/5 der Fälle letzterer Art betrafen das I., II., V. und VI. Armeekorps, und zwar vorzugsweise polnische Ersatzmannschaften, bei denen diese Krankheit auch in Mainz (19. Infanterie-Regiment) beobachtet worden ist. In Glogau, Wohlau, Samter, Schweidnitz und Posen beeinflußte die große Zahl derartiger Kranker merklich den Dienstbetrieb und scheint zum Theil von Mannschaften, welche vorher im Grenzdienst zur Verhütung des Einschleppens der Rinderpest verwendet worden waren, nach den Garnisonen mitgebracht worden zu sein.

Die Krätze trat viel seltener auf, als in den vorhergehenden Jahren; es erkrankten vom Tausend 1870: 24.1, 1869: 32.9, 1868: 40.4 und 1867: 61.0 Mann. Die meisten Fälle kamen im I., II., IX. und X. Armeekorps vor.

Auch die syphilitischen Krankheiten waren seltener, als früherhin. Es erkrankten vom Tausend 1870: 15.7, 1869: 25.0, doch traten die sekundären Formen verhältnißmäßig etwas häufiger auf, und zwar namentlich bei der Garde, dem IX. und IV., am seltensten dagegen bei dem VII. Armeekorps.

Der Bericht über das 2. Halbjahr 1871 bezieht sich auf die um zwei Armeekorps (XIV. und XV.) vermehrte Armee, jedoch mit Ausschluß der drei Divisionen des II., III. und X. Armeekorps, welche bei der in Frankreich stehenden Okkupationsarmee verblieben waren. Die auf deutschem Gebiete befindlichen immobilen Ersatztruppen letztgedachter Divisionen sind dagegen mit berücksichtigt.

Der Krankenzugang erfuhr eine außergewöhnliche Steigerung durch die Nachwirkungen der vorhergehenden Kriegsperiode, namentlich durch Ueberführung Kranker und Verwundeter vom Kriegsschauplatze nach heimathlichen Lazarethen, sowie durch Auflösung der Hülfs- und Reservelazarethe, dann auch

durch Aufnahme vieler zur Entlassung kommender Mannschaften, welche Invalidenansprüche geltend machten.

Dazu kam, daß mehr Truppen, wie gewöhnlich, in Bürgerquartieren untergebracht werden mußten, da die Kasernements großentheils einer gründlichen Reinigung und Ausbesserung bedurften. Gleichzeitig änderten sich mit der Demobilmachung plötzlich die gesammten Lebens- und Ernährungsverhältnisse der Mannschaft.

Der während des Krieges eingestellte Ersatz, welcher bei der Fahne blieb, war durchschnittlich weniger gut, als gewöhnlich der Fall ist — eine natürliche Folge der starken Verluste.

Die durchschnittliche Kopfstärke betrug, ohne Offiziere, 267474 Mann, von denen vom Tausend 730.1 (gegen 557.1 i. J. 1869, 587.6 i. J. 1868 und 486.8 i. J. 1867) erkrankten, und zwar am meisten beim I., II. und VII. Armeekorps (950.0, 822.7 und 809.6), am wenigsten beim IV., III. und Gardekorps (630.7, 637.8 und 672.6).

Von den Erkrankten kamen ins Lazareth Prozent 1871: 35.8, 1869: 30.7, 1868: 37.0 und 1867: 46.9, und zwar i. J. 1871 am meisten im I., IX. und V., am wenigsten im XI. und XIV. Armeekorps. Durchschnittlich blieb jeder Revierkranke 6.6 Tage, jeder Lazarethkranke 21.1 Tage (gegen 19.0 Tage in den Jahren 1867—1869) in Behandlung und zwar veranlaßten die Schußverletzungen vorzugsweise diese Verlängerung der Lazarethbehandlung. Durchschnittlich fiel auf 19.8 Diensttage ein Krankentag, so daß im 2. Halbjahre 1871 durchschnittlich 9.4 Tage (gegen 6.3 im gleichen Zeitraum der Jahre 1867—1869) für die Ausbildung verloren gingen.

Hierzu ist jedoch zu bemerken, daß die Berechnung der Krankentage im Verhältniß zur Durchschnittsstärke für das 2. Semester weniger zutreffend ist, als für das 1. Halbjahr, weil nur während des letzteren die Truppenstärke innerhalb der einzelnen Monate nahezu dieselbe bleibt. Viele während des 2. Halbjahrs entlassene Mannschaften mögen bald nach der Entlassung und noch in Folge von Kriegsstrapazen erkrankt, aber nicht in Militairlazarethen behandelt worden sein. Dies ist auch bei Würdigung der folgenden Angaben zu beachten.

Vom Tausend der Durchschnittsstärke erkrankten im 2. Halbjahre 1871 an äußeren Krankheiten 264.3, an Krankheiten der Ernährungsorgane 150.0, an Brustkrankheiten 70.0, an Augenkrankheiten 48.9, an zymotischen Krankheiten 48.5, an Venerie 45.4, an Rheumatismus 40.4, an anderen inneren Krankheiten 31.7, an Krätze 30.9.

Unter den zymotischen Krankheiten veranlaßte Wechselfieber 21 Prozent, Ruhr 15 und Typhus 10 Prozent der Fälle, und zwar Typhus namentlich im Bereiche des XI., VI., IX. und XIV. Armeekorps. In das XI. Armeekorps wurde der Typhus im Oktober durch erkrankte, von Paris her zurückkehrende Mannschaften verpflanzt. Die Ruhr trat im VIII., VII. und

XV. Armeekorps epidemisch auf und ergriff in Koblenz—Ehrenbreitstein 8 Prozent der Garnison, von denen fast die Hälfte (3.7 Prozent) starben. Durchschnittlich starben 5.2 Prozent aller Ruhrkranken. Diese Krankheit trat namentlich in den Festungen — Koblenz, Wesel, Minden, Köln, Metz (Kaserne Chambière) — auf. Letztere Kaserne war während der Einschließung als Ruhrlazareth verwendet, danach aber desinfizirt worden. Außerdem kamen noch Cholera (2 Prozent der von zymotischen Krankheiten Ergriffenen, von denen jedoch ein Drittel starb) und Pocken (7 Prozent, von denen 1/21 starb) vor, und zwar Cholera namentlich in Königsberg (Schloßkaserne), von Rußland her vordringend, die Pocken im Garde- und IX. Armeekorps, durch Uebertragung von der Civilbevölkerung, unter welcher diese Epidemie durch französische Kriegsgefangene verbreitet worden war.

Die auffällig hohe Zahl der im zweiten Halbjahre 1871 vorgekommenen Erkrankungen der Ernährungsorgane, der Brust 2c. und der venerischen ist größtentheils auf die Nachwirkungen der letzten Kriegsperiode und die vollständig veränderten Lebensverhältnisse zurückzuführen.

Der Bericht über das Jahr 1872 bezieht sich auf das Garde-, I., IV. bis IX., XI., XIII. bis XV. Armeekorps und die 3., 5., 20. und 25. Division, sowie die Ersatztruppen der bei der Okkupationsarmee in Frankreich verbliebenen 4., 6. und 19. Division, welche zusammen eine durchschnittliche Stärke von 283,255 Unteroffizieren und Mannschaften erreichten.

Während des ganzen Jahres erkrankten durchschnittlich vom Tausend 1213.9 Mann, gegen 1403.4 i. J. 1869, 1496.2 i. J. 1868 und 1128.9 i. J. 1867, und zwar am meisten im I., X., VII. und VIII., am wenigsten in der 25. (großh. hessischen) Division, dem XV. und IV. Armerkorps. 32.25 Procent der Erkrankten kamen ins Lazareth, und zwar am meisten beim III. Armeekorps, der 25. (großh. hessischen) Division und dem IV. Armeekorps, am wenigsten beim VIII., XIV. und XI. Armeekorps.

Nach der Jahreszeit fanden die meisten Erkrankungen (136.3 vom Tausend der Kopfstärke) im Januar und Februar, die wenigsten im September (67.4 vom Tausend), Oktober (61.3 vom Tausend) und November (76.2 vom Tausend) statt. In letztgenannter Zeit sind nur verhältnißmäßig wenig Mannschaften in Bürgerquartieren untergebracht, da die Reserven bereits entlassen, die Rekruten jedoch noch nicht eingestellt sind. Dieser Umstand, so wie die durchschnittlich günstigen Witterungsverhältnisse, äußert einen vortheilhaften Einfluß auf die Morbidität.

Durchschnittlich waren von 1000 Mann stets 42 krank, und zwar 15.4 im Revier, die übrigen im Lazareth. Die Behandlung dauerte durchschnittlich im Revier 6.7, im Lazareth 23.3 Tage, und zwar letztere am längsten im VI. und I., am kürzesten im XIII. Armeekorps und der 25. (großh. hessischen) Division.

Auf 23.8 Diensttage kam durchschnittlich 1 Krankentag, sodaß jeder

Mann während des ganzen Jahres durchschnittlich 15.3 Tage hindurch durch Krankheit dem Dienste entzogen wurde, und zwar am längsten beim I. Armeekorps (20.4 Tage) und am kürzesten bei der 25. (großh. hessischen) Division (10.4 Tage).

Von je Tausend Mann der Durchschnittsstärke erkrankten an äußeren Krankheiten 530.3, an Krankheiten der Ernährungsorgane 239.0, an Brustkrankheiten 118.7, an zymotischen Krankheiten 69.2, an Augenkrankheiten 68.8, an Rheumatismus 59.2, an anderen inneren Krankheiten 45.2, an Venerie 45.1 und an Krätze 37.4.

Unter den zymotischen Krankheiten veranlaßte Wechselfieber 36.5 Prozent, Typhus 13.1, akute Exantheme 13.0, Ruhr 7.1 und Cholera 0.6 Prozent der vorgekommenen Fälle.

Morbidität und Mortalität stellte sich für Typhus etwas höher als im Jahre 1869; namentlich bei der 25. (großh. hessischen) Division und dem IV. Armeekorps verlief diese Krankheit ungünstig, denn es starben 40 bezw. 22 Prozent der Erkrankten, während durchschnittlich im Jahre 1872 in der Armee 15.5, im Jahre 1869 dagegen nur 14.6 Prozent aller Typhuskranken gestorben sind. Die meisten Fälle kamen im Januar und Oktober vor.

Die Ruhr verbreitete sich vom Bereiche des XV., VIII. und VII. Armeekorps, wo sie im zweiten Halbjahr 1871 vorzugsweise herrschte, nach dem XIII. und X. Armeekorps, sowie zu der 25. (großh. hessischen) Division. Es starben 5.1 Prozent der Erkrankten.

Wechselfieber traten namentlich von Juni bis August (einschließlich) beim Gardekorps in der Festung Spandau und beim V. Armeekorps auf.

Die Pocken erloschen erst gegen die Mitte des Jahres. Die Sterblichkeit betrug bei den echten Pocken 6.6, bei den modifizirten Pocken 1.1 Prozent der Erkrankten.

Die äußeren Krankheiten entzogen beträchtlich weniger Mannschaften dem Dienste, als in den Jahren 1868 und 1869, die Abnahme betrifft vorzugsweise Wundlaufen, Wundreiten, Kontusionen, Distorsionen, Abscesse und Hautgeschwüre. Letztere beiden Krankheitsformen verminderten sich bis auf den dritten Theil der in den Jahren 1868 und 1869 behandelten Fälle.

Dagegen erkrankten 246.5 Mann vom Tausend an Entzündungen, Furunkel und Hautausschlägen, und zwar am wenigsten in der Zeit vom Juni bis August (einschließlich), wo sich Gelegenheit zum Baden in offenen Gewässern bietet, am meisten in den Monaten Januar bis Mai. Ganz ebenso vertheilen sich die Erkrankungen an Krätze, welche von Januar bis Mai durchschnittlich fünf Mal so häufig vorkommen als in den drei folgenden Monaten.

Brustkrankheiten waren ebenso häufig, wie im Jahre 1867 und betrafen namentlich das I., XIII. und III. Armeekorps, am wenigsten dagegen die 25. (großherzoglich hessische) Division, das V. und XV. Armeekorps. Schwind-

sucht bildete vorzugsweise die Veranlassung, in ganz besonders hohem Grade im Bereiche des VII. Armeekorps, aus dessen Ersatzbezirk im Jahre 1872, abweichend gegen früher, viele zu Lungenkrankheiten disponirte Mannschaften eingestellt worden sind, da 196 Mann wegen Lungenschwindsucht schon nach kurzer Dienstzeit als dienstuntauglich entlassen werden mußten. Vielleicht hängt dies mit der Zunahme der Industrie, namentlich der Webereien in Westfalen zusammen, da auch unter der dortigen Civilbevölkerung die Zahl der durch Schwindsucht veranlaßten Sterbefälle eine Steigerung erfahren hat. Namentlich die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter scheint geeignet, etwaige Disposition zu Lungenkrankheiten zu entwickeln.

Von 1866—1871 waren einige westfälische Regimenter nach anderen Korpsbezirken abkommandirt und durch andere ersetzt, weshalb diese Verhältnisse erst im Jahre 1872 in voller Schärfe hervorgetreten sind.

Auch beim III. Armeekorps, welches sich zum Theil aus Berlin rekrutirt, kamen verhältnißmäßig viel Fälle von Schwindsucht vor.

Katarrhe der Luftwege waren beim I. und II. Armeekorps besonders häufig und dürften durch die ungünstigen klimatischen Verhältnisse der betreffenden Korpsbezirke zu erklären sein; ebenso die in diesen beiden Korps sehr häufigen Erkrankungen an Lungen- und Rippenfell-Entzündung.

Krankheiten der Ernährungsorgane traten im VIII. Armeekorps häufiger auf als anderwärts, nächstdem beim VII. Armeekorps und am seltensten im XV. Armeekorps und der 25. (großherzoglich hessischen) Division.

Die Augenkrankheiten erfuhren zwar im Jahre 1872 durchschnittlich eine Abnahme, doch wurde dies günstige Verhältniß lediglich dadurch herbeigeführt, daß sich der bezügliche Jahresbericht zum ersten Male auf das XIII., XIV. und XV. Armeekorps sowie die 25. (großherzoglich hessische) Division miterstreckt, in welchen Fälle kontagiöser Augenkrankheit fast garnicht vorkommen.

Im I. Armeekorps sind noch immer Augenkrankheiten viel häufiger als anderwärts und kommen doppelt so oft vor als im V. und II., dreimal so oft als im VI. und viermal so oft als bei den übrigen Armeekorps vor. Eine geringe Abnahme der Augenkrankheiten war im Jahre 1872 allerdings auch im Bereiche des I. Armeekorps festzustellen.

Im ersten Quartale des Jahres 1873 verminderte sich der Krankenzugang gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres um 15 aufs Tausend der Durchschnittsstärke, der Antheil der einzelnen Krankheitsursachen erlitt nur unerhebliche Veränderungen. Vom Tausend waren durchschnittlich täglich 40.3 Mann krank, und zwar 16.0 im Revier und 24.3 im Lazareth. Die Dauer der Behandlung betrug im Revier 5.9, im Lazareth 18.7 Tage und auf je 24.8 Diensttage kam ein Krankentag, so daß in diesem Vierteljahr durchschnittlich 3.7 Tage durch Krankheit für die Ausbildung verloren gingen.

II. Abgang in Folge von Dienstuntauglichkeit.

Wir beschränken uns auf Zusammenstellung der wichtigsten Durchschnittsergebnisse vom Tausend aller als dienstuntauglich Entlassenen auf die einzelnen Waffengattungen und verweisen im Uebrigen auf den Sanitätsbericht selbst.

Es wurden als dienstunbrauchbar anerkannt:

Waffengattung:	I. II. Quartal 1870.	Jahr 1872.	I. Quartal 1873.	Durchschnittlich.
Infanterie	781	723	721	747
Kavallerie	97	144	136	132
Artillerie	85	81	96	85
Pioniere	19	24	25	21
Train	14	?	17	15
Ueberhaupt	996	972	995	1000
Davon Unteroffiziere	6	4	9	5
Mannschaft i. 1. Dienstj.	782	780	821	787
" 2. "	136	162	127	150
" 3. "	69	58	41	59

Das zweite Halbjahr 1871 ist hierbei außer Betracht gelassen worden, weil dasselbe in Folge der unmittelbar vorangegangenen Kriegszeit nicht zum Vergleiche geeignet erscheint.

III. Abgang in Folge von Halbinvalidität und Ganzinvalidität.

Es kamen zur Entlassung als Halbinvalide:

	I. II. Quartal 1870	III. IV. Quartal 1871	Im Jahre 1872	I. Quartal 1873
Unteroffiziere	301	436	920	213
Mannschaften	37	702	320	27
Zusammen	338	1138	1240	240
Davon Unteroffiziere nach 12jähr. Dienstzeit	226	195	442	119

Im Ganzen sind mithin 2956 Mann als Halbinvalide entlassen worden,
davon 498 = 16.9 Prozent innerhalb der ersten 3 Dienstjahre,
287 = 9.7 " von über 3 bis zu 5 Dienstjahren,
453 = 15.3 " von über 5 bis zu 10 Dienstjahren,
736 = 24.9 " von über 10 bis zu 12 Dienstjahren,
982 = 33.2 " nach längerer als 12jähriger Dienstzeit.

Es kamen zur Entlassung als Ganzinvalide überhaupt 21120 Unteroffiziere und Mannschaften, davon nach dem 1. Juli 1870 10279 Verwundete (worunter 349 Amputirte, 11 in Gelenken Resecirte und 68 Exartikulirte), 1965 wegen Lungenleiden, 1614 wegen Schwäche und Steifheit der Gliedmaßen, 1253 wegen chronischem Rheumatismus, 645 wegen Augenleiden, 440 wegen Herzleiden, 410 in Folge von Knochenbrüchen, 190 wegen Gehirnleiden und 160 in Folge schwerer Unterleibsbrüche.

Von der Gesammtzahl wurden anerkannt:

im ersten Halbjahre 1870: 608 = 2.20
" zweiten " 1871: 14421 = 53.91
" Jahre 1872: 5569 = 19.16
" ersten Quartale 1873: 522 = 1.75

} vom Tausend der jedesmaligen durchschnittlichen Kopfstärke der Armee.

Der Antheil der Armeekorps stellt sich je nach der Höhe ihrer Kriegsverluste sehr verschieden, was namentlich bei der Zahl der im zweiten Halbjahre 1871 Entlassenen bemerkbar wird.

IV. Mortalität der Armee.

Es starben während des Beobachtungszeitraumes vom Tausend der jedesmaligen durchschnittlichen Kopfstärke:

Todesursache:	I. II. Quartal 1870	III. IV. Quartal 1871	Im Jahre 1872	I. Quartal 1873
In Folge von Krankheiten	2.5	4.15	6.15	1.17
Durch Verunglückung	0.2	0.24	0.42	0.07
Durch Selbstmord	0.29	0.28	0.62	0.10
Ueberhaupt	2.99	4.67	7.19	1.34

In Folge von Krankheiten starben vom Tausend

der überhaupt Kranken	3.14	5.507	5.07	3.22
der Lazarethkranken	11.23	14.43	15.87	13.81

Im Verhältniß zu seiner Kopfstärke hatte das I. Armeekorps die meisten Todesfälle in Folge von Krankheiten (19.94 vom Tausend während der ganzen Beobachtungszeit), demnächst das II. (19.15), das X. (18.40) und V. (16.28). Am günstigsten stellte sich die Sterblichkeit im IX. Armeekorps (11.29.), III. (11.30) und XI. (11.53). — Von den überhaupt Erkrankten starben verhältnißmäßig im V. Armeekorps die meisten.

A. Frhr. v. Fircks.

Beiheft

zum

Militair-Wochenblatt.

Herausgegeben
von
v. Witzleben,
General-Lieutenant z. D.

1877.
Zweites Heft.

Inhalt:

Berlin 1877.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Der russische Krieg 1853—56.

Von
Graf v. Bothmer II.,
Königl. Bayerischer General-Lieutenant und General-Quartiermeister.

I.

Nach dem bisherigen Verlaufe der orientalischen Verwicklung, deren weitere Phasen auch heute noch nicht zu übersehen sind, dürfte es nicht uninteressant sein, das vor zwanzig Jahren dort abgespielte Drama in seinen verschiedenen diplomatischen und militärischen Akten kurz zu überblicken. Zu diesem Zwecke könnte vielleicht die Zusammenstellung dienlich sein, welche der Verfasser bald nach Beendigung jenes Krieges verfaßte, jedoch nicht der Oeffentlichkeit übergab. Sie ist unter Benutzung der Quellen geschrieben, welche damals zu Gebote standen, und macht keinen Anspruch, tiefer in die Geheimnisse der Staatskunst eingedrungen zu sein. Ihr Zweck war vielmehr nur, einer militärischen Studie als Rahmen zu dienen; und sie würde auch ferner mit letzterer im Pulte des Verfassers begraben bleiben, wenn nicht einige Kameraden, welchen sie bei Gelegenheit der neuesten Ereignisse gezeigt wurde, die Meinung ausgesprochen hätten, es dürfte dieselbe weiteren Kreisen willkommen sein. Und somit erscheint sie unverändert, wie sie im Winter 1856/57 geschrieben wurde.

An den Zänkereien der Lateiner und Griechen um die heiligen Stätten Jerusalem's äußerte sich seit 1850 mit erhöhter Lebhaftigkeit der rivalisirende Einfluß der Großmächte Frankreich und Rußland. Die militärischen und diplomatischen Erfolge Rußlands unter der langen Regierung des Kaisers Nikolaus gaben der russischen Politik ein Gefühl des Uebergewichts, während die französische Politik sich in den Zeiten Louis Philipp's nach Außen schwach

gezeigt hatte. Der Präsident später Kaiser, Louis Napoleon, hatte das größte persönliche Interesse, Frankreich nach Außen glänzend zu machen — die Frage der heiligen Stätten kam ihm hierzu gelegen und wurde um so lieber als Streitobjekt ausgebeutet, als die mangelhafte Anerkennung des Kaisers Napoleons III. durch den Kaiser Nikolaus den Ersteren erbittert hatte.

England verhielt sich in dieser Frage neutral; es schwankte über die Wahl der Allianz mit Rußland, dessen Kaiser es zur Theilnahme an der Erbschaft des „kranken Mannes" einlud, oder mit Frankreich, durch dessen Hülfe es das lästige Uebergewicht des Czaren zu brechen hoffte.

Oesterreich war durch die Hülfeleistung Rußlands gegen Ungarn weniger zum Danke, als zur Herstellung seiner Selbstständigkeit gegen den übermüthigen Helfer gestimmt und ließ sich durch die Veröffentlichung der russischen Pläne auf die Türkei, in welchen Oesterreichs sehr vormundschaftlich erwähnt wurde, leicht von England gegen Rußland gewinnen, welches überdieß auf die Donau-Mündungen seit lange lästig drückte.

Das preußische Kabinet endlich neigte zwar stark zu Rußland; aber die öffentliche Meinung in Preußen selbst wie in den übrigen Ländern des deutschen Bundes hinderte es, dieser Neigung mehr als passiven Ausdruck zu geben.

Rußland täuschte sich über die ungünstige Stimmung Europa's, als es — überdieß gestachelt durch die Konzessionen, welche Oesterreich im Februar 1853 durch den Grafen Leiningen den Türken abgedrungen hatte — im März bis Mai desselben Jahres durch den Fürsten Menschikoff Forderungen stellen ließ, welche über die Frage der heiligen Stätten hinaus die Souveränität der Pforte antasteten. Am 21. Mai verließ Menschikoff unbefriedigt Constantinopel, am 26. richtete die hohe Pforte ein Memorandum an die Repräsentanten Englands, Frankreichs, Oesterreichs und Preußens, worin sie darlegte: daß, nachdem die Frage der heiligen Stätten mit dem Fürsten Menschikoff zur Zufriedenheit beider Parteien gelöst worden, der Fürst in Beziehung auf den griechischen Kultus Ansprüche erhoben habe, welche die Unabhängigkeit und die Regierungsgrundlagen der Pforte berührt haben würden, also zurückgewiesen werden mußten, was — im Hinblick auf Rußlands Rüstungen zu Wasser und zu Land — auch türkischerseits Vertheidigungsmaßregeln erheische. Am 31. erfolgte eine neue drohende Note Rußlands.

Der Kaiser von Frankreich hatte schon am 19. März als ersten Gegenzug das Touloner Geschwader nach Salamis beordert. Seine Verständigung mit England war nun so weit gediehen, daß beide Mächte am 4. Juni ihre Flotten in die Nähe der Dardanellen nach Tenedos befehligten, wo diese am 14. Anker warfen. Auf diesen Schachzug hin wies die Pforte am 16. das russische Ultimatum zurück, worauf Rußland in einem Manifeste vom 26.

die pfandweise „friedliche" Besetzung der Donaufürstenthümer ankündigte, am 2. Juli den Pruth überschreiten und am 15. Bukarest besetzen ließ. Ein russisches Zirkular vom 2. führte diesen Gewaltschritt auf die Bewegungen der westmächtlichen Flotten zurück.

Die Pforte protestirte am 14. und wandte sich an die garantirenden Großmächte Oesterreich, England, Frankreich und Preußen, deren Gesandten dann am 24. die Konferenz zu Wien eröffneten, von welcher am 10. August ein Vermittlungs-Entwurf an Kaiser Nikolaus abging, welcher unbedingt zustimmte. Aber man hatte die Ansicht der Pforte vorher nicht eingeholt; diese erkannte in dem Entwurfe Verletzungen ihrer Souveränität und verlangte Abänderungen, welche von der Konferenz befürwortet, aber von Rußland am 8. September mit Erläuterungen Nesselrode's zurückgewiesen wurden, in deren Folge Frankreich und England die weitere Empfehlung des Entwurfes unterlassen zu müssen erklärten.

Am 21. September warfen acht französische Kriegsschiffe vor Constantinopel Anker, um dem Sultan, wie es hieß, Sicherheit und Freiheit der Entschließung gegen die fanatisirte alttürkische Partei zu gewähren. Am 26. beschloß der Divan die Kriegserklärung gegen Rußland, und Omer Pascha erhielt Befehl, dem Fürsten Gortschakoff eine 14tägige Frist zur Räumung der Fürstenthümer zu stellen, nach deren Ablauf die Feindseligkeiten zu eröffnen seien.

Gortschakoff erhielt am 9. Oktober Omer Pascha's Frist und Kriegserklärung. Nach der Art, wie er sie aufnahm, begannen am 16. die Türken bei Kalafat mit schwachen Abtheilungen über die Donau zu setzen und dort — Widdin gegenüber — zu schanzen. Am 31. setzte eine andere Abtheilung bei Turtukai über, worauf am 4. November das Gefecht von Oltenitza stattfand; die Türken behaupteten sich gegen den russischen Angriff, gingen aber bald freiwillig auf's rechte Ufer zurück. Weitere kleine Gefechte dieser Art fanden am 12. und 15. November bei Giurgewo, Turno, Kalarasch ꝛc. statt; am 23. kanonirte sich das Fort Isaktscha mit russischen Kanonenbooten. Im Ganzen trennte, den Punkt Kalafat ausgenommen, die Donau die Kämpfenden.

In Asien eröffneten die Türken die Feindseligkeiten in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober mit Wegnahme des Forts St. Nikolai, nachdem schon im Juli und August die Forts Ghelendzik, Tenginsk und Gostagai (unweit Anapa) durch die Bergvölker — aufgestachelt von den Türken — vergebens angegriffen und hierauf im September von Schamyl ein größerer Einfall in das lesghische Gebiet und die Einschließung des Forts Messeldagher ohne Erfolg versucht worden waren. Hierauf folgten Angriffe der anatolischen Armee auf die Provinz Achalzik und das russische Armenien, welche zu den Treffen bei Atskur (24. November) und Bayandur (26. November) führten und mit den Niederlagen der Türken bei Achalzik (26. November) und Uguzly

(1. Dezember) endigten. Gleichzeitig (30. November) fand das die türkische Flotte vernichtende Seetreffen bei Sinope statt. —

Europa sah dem eröffneten Kampfe mit lebhafter Theilnahme für die Türken zu; aber selbst Frankreich und England zögerten sich dabei zu betheiligen. Der Kaiser von Rußland hatte in Olmütz (24. bis 28. Sept.) und Warschau (3. Oktober) gegen die Monarchen von Oesterreich und Preußen sich friedfertig geäußert und reine Defensive in den Donaufürstenthümern versprochen. Die vier Konferenzmächte brachten am 5. Dezember ein Protokoll zu Stande, welches der Pforte genehm war, von Rußland jedoch am 27. Januar 1854 verworfen wurde.

Indessen trieb die öffentliche Meinung die Westmächte vorwärts. Das Losschlagen der russischen Flotte bei Sinope wurde nicht nur als ein Wortbruch des Kaisers, als eine unerhörte Barbarei, sondern auch als eine Herausforderung der westmächtlichen Flotten angesehen, welche nach der Kriegserklärung seitens der Pforte gegen Rußland vertragsmäßig die Dardanellen passiren durften und auf eine formelle Aufforderung der Pforte am 5. November im Bosporus Anker geworfen hatten. Doch zögerte man noch bis zum 5. Januar 1854, ehe die Flotten ins schwarze Meer einliefen; sie zogen hier eine Art Demarkationslinie und erklärten dem Fürsten Mentschikoff, daß sie die russischen Schiffe in ihre Häfen zurückweisen würden, ohne betreffs der türkischen Schiffe das Gleiche zu versprechen. Nun sandte Kaiser Nikolaus den Grafen Orloff nach Wien, um sich der unbedingten Neutralität Oesterreichs zu versichern; Gleiches wurde in Berlin versucht. Aber beide Mächte glaubten an die Möglichkeit, das russische Kabinet durch einheitliches Auftreten der übrigen Kabinette zur Nachgiebigkeit bringen zu können, und lehnten daher die russische Forderung ab. Oesterreich verlangte dagegen das Versprechen Rußlands, die Donau nicht zu überschreiten und nach dem Kriege die Donaufürstenthümer zu räumen; und da man ausweichend antwortete, stellte es ein Observationskorps von 25,000 Mann an der serbischen Grenze auf. Am gleichen Tage (6. Februar 1854) brachen die Westmächte die diplomatischen Beziehungen mit Rußland ab und beschlossen in einem Ultimatum die Räumung der Fürstenthümer zu fordern, und falls sie nicht erfolge, 50,000 Mann der Pforte zu Hülfe und eine Flotte in die Ostsee zu senden.

An der Donau waren im Dezember keine wesentlichen Gefechte vorgefallen, nur einige Kanonaden bei Matschin zwischen russischen Schiffen und türkischen Uferbatterien (11., 13. und 14. Dezember), dann ein Gefecht bei Giurgewo (14. Dezember), wo türkische Abtheilungen über die Donau setzten und auf der Insel Mokan vergeblich festen Fuß fassen wollten, endlich ein Gefecht bei Csestan (31. Dezember). Am 6. Januar 1854 kam es bei Cetate (vor Kalafat) zu einem scharfen Gefechte. In Asien blieb Alles ruhig.

Ende Januar begann der griechische Aufstand in Epirus. Oesterreich,

durch Rußlands panslavistische Bestrebungen bedroht, fand darin Veranlassung, den Westmächten näher zu treten und sein Observationskorps auf 50,000 Mann zu verstärken (23. Februar). Es versprach, eine Aufforderung an Rußland zur Räumung der Fürstenthümer zu unterstützen. Diese Aufforderung fand seitens der Westmächte am 27. Februar 1854 statt, und zwar in der Form eines Ultimatums; am 12. März schlossen dieselben einen Allianztraktat mit der Pforte, welcher am 8. Mai ratifizirt wurde. Der Abschluß einer Konvention mit den zwei deutschen Großmächten in Betreff weiterer aktiver Schritte derselben gegen Rußland scheiterte an der Weigerung Preußens und der Rücksicht Oesterreichs auf Preußen. Rußland schickte, während das Ultimatum unterwegs war, den Baron Meyendorf an die Konferenz mit neuen Friedensvorschlägen; die Konferenz erklärte, daß auf Grundlage derselben nicht unterhandelt werden könne. Kaiser Nikolaus antwortete gar nicht formell auf das Ultimatum, sondern gab Befehl zur Ueberschreitung der Donau; am 23. März 1854 gingen 33,000 Russen bei Braila, Galacz und Tultscha über.

Darauf erfolgte am 28. März die englische Kriegserklärung; Frankreich hielt eine solche für überflüssig. Am 10. April schlossen England und Frankreich einen Allianzvertrag zur Wiederherstellung des Friedens und Verhütung der Wiederkehr ähnlicher Verwicklungen.

Gleichzeitig (23. März) erfolgte wegen des fortdauernden Aufstandes in Epirus und Thessalien der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Pforte und dem Königreich Griechenland.

Am 2. April 1854 hatten die Russen die Dobrudscha bis zum Trajanswall ausgefegt; am 11. streiften schon die Kosaken darüber hinaus nach Varna und Schumla hin. In Wien ließ Kaiser Nikolaus erklären, daß die Besetzung der Dobrudscha seinem Heere nur eine bessere Vertheidigungslinie verschaffen solle. Bei Kalarasch, Silistria gegenüber, sammelte sich ein Truppenkorps mit Belagerungspark, während General Liprandi den Befehl zur Räumung der kleinen Wallachei erhielt.

Die Alliirten beherrschten mit 35 Schiffen (mehr als 2000 Kanonen) das schwarze Meer und sammelten, von Ende März angefangen, allmälig die nach dem Orient bestimmten 60,000 Mann Landtruppen bei Gallipoli, Constantinopel und Skutari. Sie hielten sich des moralischen Beistandes Oesterreichs und Preußens versichert und hofften mit solcher Sicherheit auf den baldigen thätigen Beistand des ersteren, daß der Kaiser von Frankreich schon am 2. März dem gesetzgebenden Körper verkündigte, Oesterreich werde mit den Westmächten gegen Rußland gehn.

Am 10. Mai 1854 marschirte Lüders aus der Dobrudscha am rechten Donauufer nach Silistria, vor welcher Festung er am 16. eintraf; das Korps bei Kalarasch schlug jetzt eine Brücke, und die Belagerung begann unter Paskewitsch's eigener Ueberwachung, während Omer Pascha's Armee bei

Schumla die vollständige Einschließung des Platzes unmöglich machte, d. h. als ein gewagtes Unternehmen erscheinen ließ. Omer Pascha seinerseits wagte nicht Silistria zu entsetzen; er drang in St. Arnaud und Raglan zu seiner Unterstützung heranzurücken, worauf Ende Mai und Anfang Juni drei französische und vier englische Divisionen, meistens zu Schiff, in die Gegend von Varna versetzt wurden; sie waren aber zum Bewegungskriege noch so wenig ausgerüstet, daß auch sie im Laufe des Juni der bedrängten Festung keine Hülfe bringen konnten. Die Rettung derselben — nach äußerst tapferer Vertheidigung — erfolgte auf diplomatischem Wege. Preußen hatte sich im März geweigert, sich enger mit Oesterreich und den Westmächten durch eine Konvention zu verbinden; es machte Miene zu einer bewaffneten Neutralität, brach jedoch die Unterhandlungen mit Oesterreich nicht ab, sondern hoffte und suchte dieses möglichst zurückzuhalten. Oesterreich seinerseits wollte sich für alle Fälle der Hülfe Preußens und auch des übrigen Deutschlands versichern und suchte daher Preußen möglichst nachzuziehen. Daher unterzeichnete zwar Preußen am 9. April 1854 ein Protokoll mit Oesterreich, Frankreich und England, in welchem die Räumung der Donaufürstenthümer als Grundbedingung für die zu wahrende Integrität der Pforte erklärt wurde 2c., und schloß am 20. ein Bündniß mit Oesterreich passiver und eventuell auch gemeinsam aktiver Natur; suchte aber durch diese Schritte nur Oesterreich in der Neutralität festzuhalten, während Oesterreich das Gegentheil damit bezweckte. — Das übrige Deutschland sollte eingeladen werden dem Vertrage vom 20. beizutreten; die deutschen Mittelstaaten fühlten sich indessen verletzt, weil besagter Vertrag vorher vollständig abgeschlossen war; in Folge dessen verabredeten Oesterreich und Preußen Ende Mai, eine gemeinsame Vorlage an den Bundestag zu machen. Der Allianzvertrag zwischen England und Frankreich vom 10. April und der obige zwischen den deutschen Großmächten (20. April) wurden am 23. Mai gegenseitig mitgetheilt und in Zweck und Grundlagen wesentlich übereinstimmend gefunden. Oesterreich hielt sich durch dies Alles gedeckt genug, um Rußland am 3. Juni 1854 zur Räumung der Moldau und der Wallachei aufzufordern; durch eine Konvention mit der Pforte vom 14. Juni wurde von dieser das Recht der Besetzung derselben mit oder ohne Gewaltanwendung gegen Rußland erhalten. Oesterreich unterstützte jene Aufforderung durch Mobilisirung bedeutender Streitkräfte, welche die Nord- und Ostgrenzen Galiziens und Siebenbürgens decken sollten, während Feldmarschall-Lieutenant Coronini aus der Wojewodina in die Fürstenthümer einzurücken bestimmt war. Dieser drohenden Haltung Oesterreichs gegenüber gab Rußland nach; es erfolgte der Befehl zur Aufhebung der Belagerung Silistria's und wurde am 22. Juni vollzogen; es erfolgte auch, vom 20. Juni angefangen, ein allgemeines Zurückgehen der russischen Truppen. Nur die Waffenehre sollte gewahrt werden; als daher die Türken über die Donau nachsetzten und am 7. Juli

ein heftiges Gefecht bei Giurgewo stattfand, machten die Russen halt, und es bedurfte einer neuen Vermittlung Oesterreichs, damit sie Ende Juli ihren Rückzug wieder aufnahmen. Am 31. räumten sie Bukarest, welches am 6. August die türkische Vorhut besetzte.

Am 21.—24. Juli hatte sich ein Theil der englisch-französischen Hülfs-armee von Varna gegen die Dobrudscha vorbewegt, war aber wegen der üblen klimatischen Einwirkungen umgekehrt. Ein anderer Theil unterstützte ein Ultimatum an den König von Griechenland wegen des Aufstandes in Epirus und Thessalien. Ende Mai erschien derselbe drohend vor dem Piräus; der König gab nach; jedoch blieb eine französische Brigade im Piräus zurück. Erst Anfang Juli unterdrückten die Türken jenen Aufstand völlig. —

Die Flotte der Verbündeten hatte am 22. April Odessa bombardirt, dann Redutkaleh und Poti besetzt, im Uebrigen nur die russischen Küsten blokirt. Gestützt auf jene Forts nahm Selim Pascha sein Hauptquartier in Usurgheti, wurde aber Anfangs Juni von Achalzik her vertrieben und am 16. am Tschuruk geschlagen. Schamyl machte im Juli einen größeren Einfall in das russische Gebiet am Alasan, wo er sich bis Ende des Monats behauptete. Nach dessen Abzug rückten die Russen von Eriwan auf Bajasid, schlugen die Türken bei Kara-Bulak (1. August 1854), nahmen Bajasid und gingen gegen Erzerum bis Diadin vor; am 7. August erlitten die Türken bei Kurukdere auf der Straße von Alexandropol nach Kars eine Niederlage.

Die englische Ostsee-Flotte war schon am 12. März aus- und am 27. in den Hafen von Kiel eingelaufen. Anfangs April segelte eine Avantgarden-Division der Flotte nach dem finnischen Meerbusen, während das Gros vom 16. April bis 5. Mai an der schwedischen Küste bei Stockholm lag, wobei vergebens versucht wurde, Schweden zur Theilnahme am Kriege zu bereden. Die französische Ostsee-Flotte war am 19. April von Brest ausgelaufen, passirte am 10. Mai den Belt und vereinigte sich am 13. Juni im finnischen Meerbusen mit der englischen. Am 24. Juni erschien die vereinigte Flotte vor Kronstadt; in den ersten Tagen des Juli kehrte sie nach Barösund zurück. Am 15. Juli schiffte sich eine französische Landtruppen-Division bei Boulogne auf englischen Schiffen ein; der Kommandirende — General Baraguay d'Hilliers — versuchte am 29. in Stockholm das Nämliche, was Napier mißglückt war, nämlich den König von Schweden zur Theilnahme an den Feindseligkeiten — diesmal zur Besetzung der zu erobernden Alands-Inseln — zu überreden; es war umsonst. Die mit der Flotte vereinigten Landtruppen wurden am 8. August mit Belagerungsgeschütz bei Bomarsund ans Land gesetzt; vom 11. auf den 12. wurden die Belagerungsarbeiten begonnen, am 16. war die Eroberung vollbracht. Nach Schleifung der Werke verließ man die Inseln; die französischen Landungstruppen kehrten Anfangs September nach Frankreich zurück; bald darauf folgte die französische Flotte,

während die englische noch bis zum Zugehen des Wassers die Blokade aufrecht hielt.

Kaiser Nikolaus hatte mit der Antwort auf Oesterreichs Aufforderung Friedensanerbietungen verknüpft, welche dieses an Frankreich und England mittheilte. Am 8. August vereinigten sich hierauf die Westmächte mit Oesterreich über gemeinsame Aufstellung der sogenannten „vier Punkte"; auch Preußen wurde zum Beitritt eingeladen, lehnte jedoch ab, indem es nachwies, daß die Forderungen an Rußland weit über den österreichisch-preußischen Vertrag vom 20. April, welchem der deutsche Bund am 24. Juli beigetreten war, hinausgingen. Es unterstützte indessen Oesterreich's Empfehlung der vier Punkte, welche von Rußland unannehmbar gefunden wurden. Am 1. September kam diese abschlägige Antwort nach Wien und Berlin; Oesterreich machte keinen Kriegsfall daraus, ließ aber Ende August und im September seine Truppen die Wallachei und Moldau besetzen.

Dadurch wurden die Fürstenthümer thatsächlich ein neutrales Gebiet. —

Die alliirten Truppen bei Varna waren Ende Juni und Anfangs Juli um eine französische und eine englische Division verstärkt worden. In den ersten Tagen des September wurden nun vier französische, fünf englische und eine türkische Division (70,000 Mann) in den Häfen von Varna und Baltschik eingeschifft und landeten am 14. September 1854 in der Krim südlich von Eupatoria, welches am 15. von einem Detachement besetzt wurde. Am 20. wurde Mentschikoff an der Alma geschlagen und ging mit dem Gros seiner Truppen nach Sebastopol, um dessen Vertheidigungsmaßregeln anzuregen. Am 25. führte er sein Heer nach Baktschisarai, während die Verbündeten am gleichen Tage um die Nordseite Sebastopol's herum nach der Südseite marschirten. — Vom Plateau von Balaklava aus eröffneten sie in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober die Belagerungsarbeiten und versuchten am 17. u. f. die Wirkung einer gemeinschaftlichen Beschießung aus den Belagerungsbatterien und von den Schiffen, nach deren Fruchtlosigkeit der regelmäßige Angriff fortgesetzt wurde. Am 25. lieferten die indessen nach der Krim gekommenen russischen Verstärkungen den Alliirten das Treffen bei Balaklava und am 5. November die Schlacht von Inkerman. —

Als der Handstreich auf Sebastopol nicht gelungen war und eine lange Belagerung in Aussicht stand, lag es im Interesse der Alliirten, die russischen Streitkräfte fern von der Krim an der türkisch-österreichischen Grenze festzuhalten. Man sprach zu diesem Zwecke von einer Diversion an den Pruth, zu welcher auch Omer Pascha im November einen schwachen, doch bald endenden Anlauf nahm. Aber die Erreichung jenes Zweckes beruhte wesentlich auf der Haltung Oesterreichs, die Westmächte drängten es natürlich zu thätiger Mitwirkung; es wollte jedoch nur zur Anwendung des Schwertes schreiten, wenn von Rußland außerdem die als nothwendig erkannten Konzessionen nicht zu erreichen wären, und wollte, falls es das Schwert wirklich zog,

sich auf die anderen deutschen Streitkräfte stützen. Als sich daher die russischen Truppen nach der galizischen Grenze hin ansammelten, wandte sich Oesterreich an Preußen, um kriegerische Maßnahmen seitens Deutschlands zu verlangen. Es bezog sich auf den Vertrag vom 20. April und den Bundesbeschluß vom 24. Juli, wonach ihm die Mithülfe Deutschlands gesichert sei, wo immer es von Rußland angegriffen werde. Aber Preußen, welches die Konvention Oesterreichs mit der Pforte (14. Juni) betreffs der Besetzung der Fürstenthümer schon ungern gesehn hatte, machte nun Oesterreich förmlich einen Vorwurf aus dieser Besetzung und behauptete, es habe keine Verpflichtung, Oesterreichs Stellung in den Donaufürstenthümern zu vertheidigen. Zudem seien die „vier Punkte" einer zu weiten Auslegung fähig und berührten nicht blos deutsche Interessen, für diese allein wolle es einstehn. Es sehe keinen Grund, Truppenaufstellungen an den Ostgrenzen vorzunehmen und die deutschen Bundesgenossen in diesem Sinne aufzufordern. Gereizt durch Drohungen der Westmächte, sprach es von einem Frontmachen nach beiden Seiten als Preußens und Deutschlands allein würdig.

Oesterreich drohte darauf in der letzten Hälfte des Oktober, mit Umgehung Preußens einseitig seine Forderungen an den deutschen Bund zu bringen, dessen Stimmung damals Oesterreich sehr günstig war. Nun fürchtete Preußen für seinen Einfluß und lenkte ein; es einigte sich mit Oesterreich zu einem Zusatzartikel (26. November) zum Aprilvertrag und übernahm dadurch die Pflicht zur Vertheidigung der Stellung Oesterreichs in den Fürstenthümern. Man einigte sich ferner zu einer gemeinsamen Vorlage an den deutschen Bund in diesem Sinne; auch sollte dieser die „vier Punkte", namentlich aber die beiden ersten als Grundlagen zu Friedensunterhandlungen anerkennen, endlich die Nothwendigkeit der Kriegsbereitschaft beschließen. &c.

Preußen hatte sich auch an Rußland gewendet (23. Oktober) und es dringend zum Frieden ermahnt. In Folge dessen machten die am 14. September von Petersburg abmarschirten Garden in Litthauen halt, und Rußland erklärte in einer Depesche vom 6. November, welche dem preußischen Kabinet am 21. mitgetheilt ward, seine Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen auf Grundlage der „vier Punkte". Aber diese genügten nun den Westmächten nicht mehr; gleichwohl schlossen sie in der Furcht Oesterreich zu verlieren, mit diesem den Wiener Vertrag vom 2. Dezember, worin auf Oesterreichs Wunsch die „vier Punkte" als Grundlage festgehalten, aber ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß in Aussicht gestellt wurde, falls der Friede bis zum Ablauf des Jahres nicht hergestellt sei; in diesem Falle behielten sich die Verbündeten weitere Forderungen an Rußland vor. Preußen sollte zum Beitritt zum Dezembervertrage eingeladen werden. — Oesterreich machte über diesen Vertrag Mittheilung an Rußland, und nun traten Graf Buol, Graf Westmoreland, Baron Bourqueney und Fürst Gortschakoff am 28. Dezember zu Wien zusammen, um sich zunächst über eine Auslegung der „vier Punkte" als Ausgangs-

punkte der Verhandlungen zu verständigen. Dies wurde am 7. Januar 1855 erreicht; aber die wirkliche Eröffnung der Friedensverhandlungen verzögerte sich noch bis zum 15. März. Die Ursachen dieses Verzugs waren: Formfragen der Vertretung am Kongreß, Verständigung der Dezemberverbündeten unter sich über ihre Anforderungen, die Stellung Preußens zum Dezembervertrag, die Hoffnung auf günstige Ergebnisse des Krimfeldzuges, endlich der Sturz des englischen Ministeriums (Ende Januar) und der Tod des Kaisers Nikolaus (2. März).

Preußen fühlte sich durch den Abschluß des Dezember-Vertrages empfindlich berührt; es hatte erst am 30. November von Oesterreich die Mittheilung erhalten, daß ein solcher Vertrag beabsichtigt werde, und am 2. Dezember war er schon abgeschlossen worden. Als man es zum Beitritte aufforderte (16. Dezember), verlangte es Aufklärungen über die Auslegung der „vier Punkte"; man erwiderte ihm, daß solche erst nach dessen Beitritt zu geben seien; darauf lehnte Preußen den Beitritt ab. Nun wollte man es auch von der Theilnahme an den Friedenskonferenzen ausschließen; darauf beschloß es mit den Westmächten direkt zu unterhandeln (20. Dezember), (Usedom in London, 20. Dezember; Hatzfeld, später General v. Wedell, in Paris).

Der deutsche Bund hatte sich am 9. Dezember 1854 den Zusatzartikel vom 26. November angeeignet; nunmehr verlangte Oesterreich — da das Jahr 1854 ohne den Friedensschluß abgelaufen war — von Preußen die Aufstellung der ersten 100,000 Mann, welche nach dem Aprilvertrage verheißen waren, und theilte ihm mit, daß es die Mobilisirung der halben Kontingente des deutschen Bundes beantragen werde. Preußen hielt seine abweichende Auslegung jenes Vertrages entgegen (5. Januar 1855), verlangte aber Zulassung zum Friedenskongreß, was abgelehnt wurde. Oesterreich unterhandelte nun mit den einzelnen Bundesstaaten um ihren Anschluß — Preußen wirkte entgegen und machte sogar die Verträge vom April und November von der Vertretung Preußens und des deutschen Bundes bei den Friedenskonferenzen abhängig. Gleichzeitig brachte Oesterreich seinen Antrag auf Mobilisirung der halben Kontingente und Ernennung eines Bundesfeldherrn ein; Preußen sah zu einer solchen Maßregel keinen Grund. Bayern vermittelte, und auf seinen Antrag wurde am 8. Februar erhöhte Kriegsbereitschaft der ganzen Kontingente, aber Aufschiebung der Wahl des Feldherrn bis zu deren wirklicher Aufstellung beschlossen. Preußen erklärte dies als eine Maßregel „im Hinblick auf die bedrohliche Lage Europas im Allgemeinen", und der deutsche Bund eignete sich die preußischen Motive an.

Oesterreich hatte nach Paris den General Creneville zur Verabredung eventueller militärischer Maßregeln geschickt — in Wien befand sich seitens Frankreichs der General Letang. Frankreich verbürgte Oesterreich die Aufrechthaltung der Ruhe in Italien; der Anschluß Sardiniens an die West-

mächte (10. März 1855) und der Abmarsch eines sardinischen Korps von 15,000 Mann nach dem Orient vermehrte die Beruhigung Oesterreichs. Außerdem fing man, an den Gedanken zu hegen, in Ermangelung deutscher Hülfe 80—100,000 Franzosen als Reserve nach Mähren zu ziehen. Nebenbei arbeitete Frankreichs Diplomatie rührig an den süddeutschen Höfen und zog mittelbar auch die Schweiz zur großen Koalition herüber durch Ochsenbein's Fremdenlegion.

Während General von Wedell in Paris ohne Resultat unterhandelte, stritten Oesterreich und Preußen am Bundestage über den Bundesbeschluß vom 8. Februar und dessen Motive, und da der preußische Gesandte von Bismarck auf eine mögliche Verwendung der Kontingente an der Westgrenze hinwies, gab es bitteren Notenaustausch zwischen Frankreich und Preußen; ersteres gab Befehl zur Bildung einer Ostarmee, welcher am 1. März vollzogen werden sollte. Der Tod des Kaisers Nikolaus milderte diese Spannungen, weil derselbe überhaupt friedlichere Stimmungen herbeiführte. —

Auf dem Kriegstheater in der Krim geschahen seit Inkerman keine Fortschritte. Die winterlichen Leiden der englischen Armee halfen das Ministerium Aberdeen stürzen, an dessen Stelle am 7. Februar 1855 Palmerston trat. Mit letzterem Ereignisse trafen ernste Anstalten zur Eröffnung der Friedenskonferenzen und zugleich des französischen Kaisers Idee zusammen sich selbst nach der Krim zu begeben, welche bekanntlich nicht zur Ausführung kam.

Die Konferenzmitglieder waren halb schon zu Wien versammelt halb noch unterwegs dahin, als Kaiser Nikolaus am 2. März verschied. Am 7. März traf auf telegraphischem Wege die einfache Erneuerung der Vollmacht für die russischen Konferenzmitglieder ein; am 15. März wurde die Konferenz eröffnet, ohne Preußen, welches vergeblich auf die Theilnahme Anspruch machte. —

Es erschien nothwendig die verwirrten Fäden der politischen Verhältnisse, welche auf die Aufstellung und Vertheilung der russischen Streitkräfte von wesentlichem Einfluß waren, bis hieher etwas ausführlicher zu behandeln. Von jetzt an glaubt man, da die Grundzüge festgestellt waren, kürzer verfahren zu können.

Unter großen Rüstungen auf beiden Seiten nahmen die Konferenzen einen günstigen Anlauf, welcher aber seit der Sitzung vom 21. April 1855 in das Gegentheil umschlug. Am 9. April fand die Eröffnung der zweiten Beschießung Sebastopol's statt, am 19. Mai übernahm General Pelissier das Oberkommando der französischen Armee. Am 26. April wurden die Konferenzverhandlungen abgebrochen; am 4. Juni wurden sie wieder aufgenommen und zugleich geschlossen. Oesterreich trat in eine abwartende Stellung zurück und reduzirte seine Armee.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai ging die Expedition der Alliirten gegen Kertsch und das Asow'sche Meer ab; am 23. und 24. Mai fanden heftige Kämpfe vor der Stadtseite Sebastopol's statt; am 25. ließen die Russen ohne Widerstand den Gegner die Tschernaja-Linie besetzen. Am 7. Juni erfolgte die Erstürmung der Vorwerke von Karabelnaja (Mamelon vert etc.), am 18. Juni der abgeschlagene Sturm auf den Hauptwall der Vorstadt. Im Anfange des Juni drangen die Russen in Klein-Asien auf Kars los.

Die englische Flotte in der Ostsee bestand aus 62 Wimpeln mit 1643 Geschützen und wurde später mit mehreren Kanonenbooten und schwimmenden Batterien verstärkt; am 8., 9. und 10. August bombardirte sie Sweaborg, weiterhin geschah nichts Wesentliches. Im stillen Meer war im September 1854 ein verunglückter Angriff auf die russische Station Petropauloffsk in Kamtschatka gemacht worden, Ende Mai 1855 sollte derselbe wiederholt werden, die Russen hatten jedoch die Station geräumt; nun beabsichtigte das Geschwader eine Unternehmung gegen die russische Station an der Amur-Mündung auszuführen.

Der russische General Murawieff hatte im ersten Drittel des August ein Stück türkisch-asiatischen Gebiets von 12 Meilen Breite und 24 Meilen Länge besetzt; seine leichten Truppen blokirten Kars und erzeugten — zwar nicht Hungersnoth — aber doch Mangel in der Festung.

Am 16. August stürmte Fürst Gortschakoff vergeblich die Tschernaja-Linie, am 8. September 1855 fiel Sebastopol.

Am 17. Oktober wurde Kinburn erobert, am 18. sprengten die Russen die Strandbatterie vor Otschakoff. — Am 29. September machte General d'Allonville einen glücklichen Streifzug aus Eupatoria, wo er am 19. Oktober durch 1½ französische Divisionen verstärkt wurde. Am 22., 24., dann am 27., 29. machte er noch größere Unternehmungen dieser Art, welche aber beide in der Schlucht von Tshobotar eine für unübersteiglich gehaltene Schranke fanden.

An der Landzunge von Arabatt, an den übrigen Küsten des Asow'schen Meeres und vor Kertsch fanden Ereignisse von sekundärem Belange statt. — Die Hauptarmee in Sebastopol breitete sich im Baidarthale aus, besetzte die Pässe gegen den oberen Belbeck hin und erschien mit Vortruppen im Thale desselben. Weiter geschah nichts, und vom 2. November an ließ Marschall Pelissier die Winterquartiere beziehen. — Die tapferen Vertheidiger von Kars unter General Williams schlugen am 29. September einen Sturm Murawieffs ab; vergebens hofften sie auf einen Entsatz. Die 30,000 Türken, welche Omer Pascha von Suchumkaleh aus in der Richtung gegen Tiflis Mitte Oktober in Bewegung setzte, forcirten am 6. November den Uebergang über den Ingur, wechselten dann ihre Operationslinie, indem sie Redutkaleh als Basis nahmen, und gelangten am 3. Dezember bis an den

Fluß Tzchenistschal, welcher die Straße von Redutkaleh nach Kutais durchschneidet. Hier kam ihre Offensive zum stehen und schlug in Rückzug um, als am 7. Dezember die Nachricht im türkischen Hauptquartier eintraf, daß Kars gefallen sei. Dieses Ereigniß hatte am 27. November stattgefunden, nachdem die Besatzung durch Hunger auf's Aeußerste gebracht war.

Nach dem Falle Sebastopol's nahmen Preußen und Oesterreich mit erhöhtem Eifer das Geschäft der Friedensvermittelung auf, waren jedoch unter sich nur in schwachem Zusammenhange, da die Thätigkeit Preußens mehr russen-freundlicher, die Oesterreichs aber entgegengesetzter Natur war. Der Kaiser von Frankreich neigte entschieden zum Frieden, England erwies sich sehr zähe, das russische Kabinet war nach dem Falle der Pontusfeste kriegerischer als zuvor gesinnt.

Kaiser Napoleon suchte, wie früher Schweden, so jetzt Dänemark in die große Koalition zu ziehen, welche Rußland zur Nachgiebigkeit bewegen sollte. In Dänemark scheiterten die Bemühungen des Gesandten Canrobert, der wiederholte Versuch auf Schweden aber brachte dieses unter der Form einer reinen Defensiv-Allianz den Westmächten um einen Schritt näher. Der Kaiser Napoleon suchte in dieser Zeit auch auf die deutschen Mittelstaaten im Interesse der Beförderung seiner Wünsche einzuwirken. —

In London waren auf Anregung Frankreichs und Oesterreichs fünf Friedenspunkte redigirt worden, welche am 6. Dezember nach Wien abgingen; Graf Valentin Esterhazy nahm sie am 16. von da nach Petersburg mit. Er hatte den Auftrag, deren unbedingte Annahme zu empfehlen, neun Tage auf Antwort zu warten und nach weiteren elf Tagen, wenn eine zweite Aufforderung keinen Erfolg bis dahin gehabt hätte, seine Päße zu verlangen. Gleichzeitig reduzirte jedoch Oesterreich fortwährend und sprach sogar von Demobilisirung, um durch Beseitigen jeder Drohung Rußlands Ehrgefühl zu schonen. — Die Mehrzahl der deutschen Kabinette unterstützte, die Schwierigkeit einer ferneren Neutralität ausführend, Oesterreich's Bemühungen am russischen Hofe.

Der sächsische Gesandte von Seebach in Paris überbrachte Napoleon's Vorstellungen an Kaiser Alexander (23. Dezember). Gedrängt von allen Seiten, sogar von Preußen, erklärte die russische Regierung am 16. Januar 1856 die unbedingte und rückhaltlose Annahme der fünf österreichischen Propositionen als Präliminarienentwurf für Friedensverhandlungen; am 1. Februar wurde der betreffende Akt unterzeichnet. Darauf folgte am 25. Februar die Eröffnung der Friedensconferenzen zu Paris und der Abschluß eines Waffenstillstandes, endlich am 30. März 1856 der Friede.

II. Strategische Verhältnisse.

Die nachfolgende militärische Studie paßt in doppelter Beziehung nicht ganz auf die Gegenwart. Erstens hat sich in der Zwischenzeit die Organisation der kriegführenden Armeen vermehrt und verbessert; zweitens gründet sich das Urtheil des Verfassers auf das, was ihm vor zwanzig Jahren zu Gebote stand. Auf der anderen Seite ist jedoch auch Vieles ganz oder theilweise unverändert geblieben. Vor Allem die natürliche Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, dann aber auch der durch keine Organisation schnell umzuwandelnde Nationalcharakter und dessen Einfluß auf die Kriegführung, endlich die ewigen Gesetze der Kriegskunst und der Einfluß der Persönlichkeiten auf deren Anwendung. Auch in subjektiver Beziehung würde die Studie jetzt etwas anders ausgefallen sein; denn mit dem Zuwachs an Lebensjahren pflegt das Urtheil an Herbigkeit zu verlieren, an gerechter Würdigung aller Verhältnisse fortzuschreiten. Eine völlige Umarbeitung in diesem Sinne ist jedoch zur Zeit unmöglich, und so mag die Studie der Oeffentlichkeit geboten werden, wie sie ist.

Rußland hatte bekanntlich (v. Haxthausen „die Kriegsmacht Rußland's ꝛc." Berlin 1852) außer den zum Lokal- und inneren Dienst bestimmten Truppen, wozu man auch die Armee des Kaukasus rechnen kann, eine große Operationsarmee, deren Gros die sechs Infanteriekorps und deren Reserve das Garde- und das Grenadierkorps sowie die drei Kavalleriekorps*) bildeten.

Die zahlreichen irregulären Streitkräfte können an beide genannte Gruppen — d. h. sowohl an die Garnisons- als an die Operationsarmee — ihre Reiterschwärme anschließen. Die Kaukasus-Armee könnte zwar Truppentheile an die große Operationsarmee abgeben, zählt jedoch nicht eigentlich zu derselben, obwohl sie den anderen Armeekorps ähnlich organisirt ist.

Der Schwerpunkt für die Dislokation der Operations-Armee liegt an der Westgrenze des Reichs — daher die ersten vier Infanteriekorps in Russisch-Polen, das fünfte an der Nordküste des schwarzen Meeres, das sechste um Moskau, das Garde- und Grenadierkorps um Petersburg und Nowgorod, die Kavalleriekorps in den Gouvernements Cherson und Charkow stationirt sind. Diesen aktiven d. h. unmittelbar verfügbaren Truppen dienten zu Nachschüben, Ersatz ꝛc. die Reserve- (Sapasnije) Truppen, welche aus Depot-Bataillonen der aktiven Regimenter bestehn und — meistens weit

---

*) Im Dezember 1851 wurde das sogenannte erste Reserve-Kavalleriekorps aufgelöst, das zweite Reserve-Kavalleriekorps erhielt Nr. 1 und die erste Kürassier-Division des ehemaligen ersten Korps nebst der 15. und 16. Batterie zugetheilt. — Im Oktober 1856 ward das 3. oder Dragonerkorps als solches aufgelöst und dafür je ein Dragonerregiment jedem Infanteriekorps zugetheilt.

vom Regimentsstabe getrennt — theils die Rekruten aufnehmen und ausbilden, theils, nach Art der preußischen Landwehr, Kadres für einen großen Theil der ohne Sold beurlaubten alten Soldaten und Offiziere bilden, welche im Reiche zerstreut für gewöhnlich in bürgerlichen Verhältnissen leben. Die Bataillone der aktiven Armee geben 150 (bei der Garde 50) ständig Beurlaubte (nach 15- beziehungsweise bei der Garde 10jähriger Dienstzeit) an diese Sapasnije ab, sind also — insoweit dieser Abgang nicht anderweitig ersetzt wird — um diese Reservisten schwächer als der eigentlich 1000 Kombattanten betragende Sollstand eines russischen Infanterie-Bataillons. Bei der Kavallerie treffen auf eine Eskadron zu 190 Mann 10 Beurlaubte. Die ganze Summe der sogebildeten Reserve- (Sapasnije) Truppen ist in zwei große Aufgebote getheilt, deren Organisation mit der Entwickelung des Krieges einen größeren Maßstab angenommen hat. —

Mit Berücksichtigung aller Verhältnisse soll ein russisches Bataillon, welches noch nicht durch Strapazen und Schlachten verzehrt ist, auf 700 präsente Leute angeschlagen werden können; da aber die Heranbringung des Ersatzes aus den weitentfernten Depots sehr umständlich ist, so möchte hieraus das Zusammenschmelzen der aktiven Truppen zu erklären sein, während die Reserve- resp. Depot-Truppen als selbstständige Organismen — Reserve-Divisionen, Reserve-Korps — im Laufe des Krieges auftreten.

Der „friedliche" Einmarsch der Russen (2. Juli) in die Donau-Fürstenthümer wurde wirklich russischerseits als ein friedlicher angesehn, insofern man an keinen Widerstand glaubte; die eingerückten Truppen (4. Infanteriekorps und Theile des fünften) bestanden wahrscheinlich noch aus weniger als 50,000 Mann. Die Russen hatten auch anfangs von den Türken weniger zu besorgen; gegen Anfang August zählte die bulgarische Armee unter Omer Pascha kaum 50,000 Mann. Anfangs Oktober war dieselbe freilich auf 134,000 Mann gewachsen, während Fürst Gortschakoff, als ihm sein Gegner die Kriegserklärung schickte (9. Oktober), noch keine namhaften Verstärkungen erhalten hatte, welche den durch Krankheiten erlittenen Verlust ersetzt oder namhaft übertroffen hätten. Dessenungeachtet dehnte er sich bis in die fernste Ecke der kleinen Wallachei aus, und Omer Pascha fiel es nicht ein, mit ganzer Macht über die Donau zu gehen und den zersplitterten Gegner aufzureiben. Das Verfahren beider Feldherrn braucht nicht gerade aus mangelnder Einsicht, aus Uebermuth und Zaghaftigkeit erklärt zu werden, da der innere Zustand der feindlichen Reiche und Heere hinreichende Erklärungsgründe bietet. Die straff angespannte Centralisation des Einen und die sehr mangelhafte Organisation des Andern bilden solche Gegensätze, daß sich zwar der persönliche Muth der Türken noch in Gefechten kleinerer Art oder in Verbindung mit Schanzen äußern mochte, aber für größere Gefechte im freien Felde des Zusammenhangs zu sehr entbehrte. Daher die kurzen Stöße und das Temporisiren des türkischen Feldherrn, sowie das Festhalten des Pfandes von Seite

des Russen. Später, als die Russen über die Donau gingen und Silistria angriffen, räumten sie freiwillig die kleine Wallachei.

Die Dispositionen des Fürsten Gortschakoff erscheinen somit für den Anfang des Feldzugs ganz zweckmäßig, obwohl kleine Unfälle wie z. B. jene von Cetate leicht in deren Gefolge sein konnten — während man von Omer Pascha nur sagen kann, daß er die Impotenz seiner Armee geschickt mit strategischem Sande zu maskiren wußte, welchen er dem europäischen Publikum in die Augen streute. Bei der allgemeinen Sympathie für die Türken übersah man gern, daß die Erfolge bei Kalafat und Oltenitza nur höchst unbedeutend waren.

In den ersten Tagen des Dezember 1853 hatte auch das dritte russische Infanteriekorps den Pruth überschritten. — Ende Januar stand überdies die 4. Reserve-Division (12 fünfte Bataillone des 4. Infanteriekorps) in der Wallachei, so daß um diese Zeit der Sollstand der russischen Armee in den Fürstenthümern 170,000 Mann betrug, der wirkliche Stand wahrscheinlich etwas unter 150,000 Mann. Zwei Divisionen des 5. Korps (die 13. u. 14.) standen noch an der Nordküste des schwarzen Meeres; die 3. Reserve-Division (des 3. Korps) stand in Polen, die 5. Reserve-Division (des 5. Korps) in Bessarabien. Fürst Gortschakoff verfügte in den Fürstenthümern auch über 9000 Kosaken, welche jedoch schon zu obigem Stande gezählt sind. Zählt man aber die russische Armee in den Fürstenthümern auch nur zu 120,000 Mann, so war sie nunmehr der türkischen nicht nur moralisch, sondern auch numerisch hinreichend überlegen, um entschieden offensiv zu verfahren; denn die Armee Omer Pascha's hatte indessen an Stärke und moralischer Kraft eher ab- als zugenommen. In Folge dieses Verhältnisses überschritt die russische Armee am 23. März 1854 bei Braila, Galacz und Tuldscha die Donau und jagte die nominell 20,000 Mann starken Truppen Mustapha Pascha's bis zum Trajanswall zurück, welcher sich auch bald als unhaltbar erwies.

Man könnte fragen, ob ein so bedeutender Strom, wie die Donau in diesem Theile ihres Laufes darstellt, nicht auf unmittelbare Weise vertheidigt werden kann, so daß nämlich der überschiffende Angreifer durch herbeimarschirende Korps des Vertheidigers überall mit Uebermacht erdrückt wird, ehe seine Brücke völlig zu Stande kommt. — Dagegen spricht die Länge der überschreitbaren Stromstrecke, welche von Widdin bis Tuldscha circa 90 Meilen beträgt — aber diese Strecke wird durch die strategische Lage der angreifenden Armee bedeutend verkürzt. Es kann nur eine auf das Publikum berechnete Finte sein, wenn Omer Pascha zu fürchten vorgab, die Russen könnten von Widdin über Sofia nach Konstantinopel dringen; vielmehr schränkte die Lage der österreichischen Länder und das drohende Auftreten Oesterreich's jene Donaulinie um das ganze Stück von Widdin bis wenigstens Rustschuk ein, so daß nur etwa 50 Meilen (von Rustschuk bis Tuldscha) zu vertheidigen blieben. Die Festungen und Forts Rustschuk, Toturkan,

Silistria, Rassova, Hirsova, Matschin, Isakdscha und Tuldscha verkürzen aber wieder diese Linie um den Bereich ihrer defensiven und offensiven Wirksamkeit, so daß schließlich etwa 40 Meilen bleiben, welche durch 100,000 Türken — etwa in fünf Korps à 20,000 Mann — wohl allenfalls in oben berührter unmittelbaren Weise vertheidigt werden konnten. — Die Donau hat freilich viele Inseln, welche den Uebergang begünstigen; ferner ist die Dobrudscha nicht nur ein sehr ungesundes Land, sondern auch der Rückzug aus dem nördlichen Theile derselben sehr bedroht, aber alles dieses hinderte Omer Pascha nicht, seine Kräfte am östlichen Theile des Stromes anzuhäufen und — wenn nicht die Dobrudscha — so doch den Trajanswall zur unüberschreitbaren Barriere einzurichten d. h. die Linie von Rustschuk über Silistria, Rassova nach Kostendsche (30 Meilen) mit 100,000 Mann zu vertheidigen, während 20,000 Mann den westlichen Theil des Stromes beobachteten, wobei es wenig schaden konnte, wenn die windige à cheval Stellung bei Kalafat geräumt wurde. Omer Pascha traf aber auch keine Anstalten, den übergegangenen Feind in die Dobrudscha und über die Donau zurückzuwerfen (es waren anfangs nur 33,000 Russen), sondern zog sich nach Schumla zurück, indem er den französisch-englischen Heerführern sagen ließ, er könne selbst für die Vertheidigung des Balkan nicht einstehn.

Die Belagerung Silistria's, welche Mitte Mai begonnen hatte, wurde, wie schon erwähnt, durch die diplomatische Dazwischenkunft Oesterreich's Mitte Juni aufgehoben. Omer Pascha stand indessen 12 Meilen davon im verschanzten Lager von Schumla; die französisch-englischen Truppen konzentrirten sich erst bei Varna. Warum haben die Russen Silistria nicht völlig eingeschlossen und sich durch eine Circumvallationslinie gegen Omer Pascha gedeckt? Sie konnten dieselbe bis an die obere Donau ausdehnen; daß sie es unterließen, trug die üblen Früchte einer halben Maßregel.

Anfangs Juli war kein Zweifel mehr, daß die Russen die Donaufürstenthümer räumen würden; um dieselbe Zeit standen vier starke französische und fünf schwache englische Divisionen bei Varna, welche nunmehr anderweitig disponibel waren, obgleich die österreichischen Truppen erst Ende August in die Fürstenthümer einrückten. Man hätte sie damals vielleicht schon in die Krim werfen können und sollen, denn jetzt konnten sie doch für den Bewegungskrieg hinlänglich ausgerüstet d. h. mit Lebensmittelfuhrwesen ausgestattet und im Marschiren geübt sein. Statt dessen ließ man sie noch zwei Monate bei Varna als eine Beute der Cholera und der giftigen Dünste der Dobrudscha. Und dennoch scheint man nie im Zweifel gewesen zu sein, daß der nächste Angriffspunkt die Krim sein werde. In den Zeitungen wurde freilich lebhaft besprochen, ob nicht eine Landung in Kleinasien oder an der Ostküste des schwarzen Meeres mit dem Objekte Tiflis vorzuziehen wäre. Bedenkt man aber die Länge der Operationslinie, welche die übergeschiffte Armee hätte hinter sich lassen müssen, die Schwierigkeit der Verpflegung, endlich die Stärke der kaukasischen Elitearmee (wenigstens 150,000 Mann),

welche die nach langen beschwerlichen Märschen debouchirenden Alliirten empfangen hätte, so scheint diese Idee auch ohne den politischen Grund unhaltbar, daß man auch im Falle des Gelingens nur eine Eroberung gemacht hätte, mit welcher für den künftigen Frieden nichts anzufangen und somit wenig gewonnen war.

Die Russen hofften, daß die Alliirten sich dahin wenden würden, und zogen noch kurz vor der Invasion der Krim aus dieser eine Division zur Kaukasus-Armee.

Anfangs September schiffte nun die obengenannte alliirte Armee in Begleitung einer türkischen Division (Total-Summe circa 70,000 Mann) nach ihrer neuen Bestimmung. Die Russen, strategisch überrascht, verloren die Schlacht an der Alma; aber auch den Alliirten war nicht wohl im Norden Sebastopol's. Sie unterließen den geträumten Handstreich und setzten sich im Süden der Stadt mit den Flotten in Verbindung, welche dort die Häfen von Kamiesch und Balaklava fanden. Hier deckten sie sich mit Circumvallations-linien gegen die anrückenden Verstärkungen der Russen und schlugen deren Angriffe bei Balaklava und Inkerman mit geringerem und größerem Erfolge ab.

Mentschikoff war an der Alma circa 33,000 Mann stark gewesen, mit Inbegriff der in Sebastopol gelassenen Besatzung etwa 40,000 Mann.

In dem Zeitraum vom 20. September (Alma) bis 25. Oktober (Balaklava) und 5. November (Inkerman) waren jedoch Verstärkungen aus Südrußland eingetroffen und das ganze 4. Infanteriekorps vom Pruth an die Tschernaja verlegt worden. In der letzten Hälfte des Dezember bewegte sich ferner das 3. Infanteriekorps von Odessa nach Perekop. Ulanen und Dragoner waren theils schon in der Krim oder bewegten sich dahin. An Infanterie waren außer dem 4. Korps und dem bereitstehenden 3. noch die 14. Division vom 5. und die 16. und 17. vom 6. Korps zu Mentschikoff's Disposition. Reserve-Infanterie marschirte nach der Krim. Rußland hatte zu Ende des Jahres 1854 die Formirung einer zweiten Reserve aus den sechsten Bataillonen der Linien und den fünften der Garden ziemlich vollendet. Ein Ukas vom 3. April 1854 hatte die Bildung der siebenten und achten Bataillone der Linie und der sechsten der Grenadiere angeordnet; diese Bataillone konnten vorerst keine andere Bestimmung haben als den Ersatz für die im Felde stehenden, sehr gelichteten Truppen auszubilden und abzugeben. Ein Ukas vom 11. Februar 1855 rief dann eine Art Landwehr unter dem Namen Reichshülfswehr (23 Mann auf 1000 Seelen) ins Leben, welche Bataillone (Druschinen, Genossenschaften) von je 1089 Mann formirten.

Diesen Rüstungen Rußlands gegenüber schickte Frankreich eine fünfte, sechste, siebente, achte, neunte Division und die neuerrichtete Garde nach der Krim. Auch England schickte zwölf neue Regimenter und schob die Depot-abtheilungen verschiedener Regimenter nach; aber Inkerman und der Winter hatten die englische Armee so zugerichtet, daß sie im Frühjahre 1855 nur aus vier schwachen Divisionen bestand.

Frankreich sammelte im März vier weitere Divisionen im Lager von Maslak, wozu die 15,000 Sardinier stießen. In Eupatoria standen 30,000, vor Sebastopol etwa 15,000 Türken. Die Gesammtzahl der alliirten Truppen in der Krim konnte demnach auf circa 200,000 Mann gebracht werden.

Ihnen gegenüber hatten die Russen nicht viel weniger; die beiderseitig anrückenden Verstärkungen hielten sich im Gleichgewicht.

Was war nun in der Krim zu thun? — Wenn eine Festung belagert werden soll und eine Entsatzarmee in der Nähe steht, so bleibt von zwei Dingen nur eines: entweder die Belagerung mit aller Kraft zu betreiben, wozu aber nothwendig die völlige Einschließung des Platzes gehört, und sich gegen den Entsatz durch Circumvallationslinien zu decken, oder die Entsatzarmee durch eine Schlacht so zu vertreiben, daß man sich dann mit der Belagerung ungestört beschäftigen kann. — Bei dem großen Umfange der Nord- und Südseite Sebastopol's war eine völlige Einschließung, also das erste der beiden Rezepte offenbar das gewagtere, dann mußte aber auch mit Entschiedenheit an das zweite gegangen werden. Man hattte an Eupatoria einen trefflichen verschanzten Ausgangspunkt, man konnte dort die Transportmittel für Brod und Wasser in ausreichender Menge sammeln, man hatte ferner bei Balaklava eine starke Position, in welcher ein Bruchtheil, höchstens ein Viertel des Heeres, einstweilen den Lagerplatz halten konnte. Von Eupatoria nach Simpheropol sind 7½ Meilen, ebensoviel von Simpheropol nach Sebastopol; sollten die Alliirten durch die Flankenstellung der russischen Reserven bei Perekop sich davor scheuen, sich von ihren Magazinen in Eupatoria loszureißen? Wenn die russische Armee der Schlacht auswich, so war die Verbindung mit Balaklava wieder geöffnet; wenn sie durch eine starke Stellung die verbündete Armee so lange vor sich in der Steppe festhielt, daß die Bedrohung der Verbindungslinie mit Eupatoria lästig wurde, so konnte man sich schlimmsten Falls mit ganzer Kraft nach Eupatoria zurückwenden. Man durfte mit einiger Zuverlässigkeit hoffen, im Falle einer Schlacht zu siegen; jedenfalls bedurfte man der Offensive und mußte sie also wagen. Statt dessen häufte man Truppen auf Truppen vor die nicht eingeschlossene Festung und gerieth durch diese halbe Maßregel in die angenehme Lage, die ebenso starke russische Armee in der furchtbar verschanzten Stellung niederringen zu müssen, welche man die Festung Sebastopol nennt. — Kaiser Napoleon hatte zwar am 28. April 1855 an Canrobert geschrieben, daß eine Offensive gegen die russische Feldarmee, und zwar von Aluschta aus, (15 Meilen östlich von Sebastopol, 7½ Meilen südlich von Simpheropol) vorgenommen werden solle. Er bestimmte 60,000 Mann unter Pelissier (30,000 Franzosen und ebensoviel Türken) zur Behauptung des Lagerplatzes vor Sebastopol — und 55,000 Mann unter Raglan (25,000 Engländer, 15,000 Piemontesen, 5,000 Franzosen und 10,000 Türken) zur Cooperation aus dem Tschernaja- und Baidarthal mit 65,000 Mann (Franzosen, welche der Kaiser selbst, später Canrobert führen sollte), welche von Aluschta gegen

Simpheropol über den Paß von Ayen gehen sollten. Letztere wären mit Lebensmittel für 16 Tage versorgt worden. Der Kaiser versprach sich entweder eine Schlacht bei Simpheropol und in diesem Falle Lord Raglan's Nachdringen, wenn die Russen zu jenem Zwecke ihre Stellung am rechten Tschernaja-Ufer räumen würden, oder ein Verharren der Russen in dieser Stellung, in welchem Fall Raglan bei Albatt sich mit den von Baktschiserai andringenden Franzosen vereinigen sollte, um die Russen nach Sebastopol hinein und in das Meer zu werfen. Aber die Ausführung dieses Planes scheiterte an dem Widerstande Lord Raglan's und, wie es scheint, auch Pelissier's, als dieser nach Canrobert das Kommando führte. Kriegswissenschaftlich bleibt es interessant diesen Plan zu prüfen, welcher ein concentrisches harmonisches Ineinandergreifen zweier ganz getrennter Korps in einem äußerst gebirgigen Lande fordert, an dessen Ausgange im Hügellande der Gegner zu treffen sein wird, welcher offenbar jedem einzelnen der beiden Korps überlegen ist. Die Art, wie dieser Plan plausibel gemacht wird, dürfte kaum stichhaltiger sein, als die Ideen von Gefährlichkeit der Flankenmärsche und von Verhungern und Abgeschnittenwerden, womit der nämliche Plan den Gedanken einer Offensive von Eupatoria aus bekämpft. — Der Stier mußte also in Sebastopol bei den Hörnern gefaßt werden. Was die Belagerungskunst unter solchen Umständen nicht vermochte, erreichten Stürme mit ungeheuren Menschenopfern, und auch diese erreichten ihren Zweck nur, weil die Russen mit Ausnahme der schlecht angelegten Schlacht von Tractir sich im Großen allzu passiv verhielten.

Es war Herbst geworden, bis Sebastopol gefallen war. Für das Jahr 1855 verbot sich also eine weitere Offensive, die nicht ohne große Vorbereitungen zu machen war, von selbst. Pelissier, welcher seinem Gegner die Absicht zutraute, freiwillig die Krim verlassen zu wollen, beschränkte sich auf Bewegungen mit beiden Flügeln bei Eupatoria und am obern Belbek. Weder dieser gelinde Zwang noch die Einnahme von Kinburn hatten den gewünschten Effekt; endlich überhob der Friede ihn weiterer Kombininationen.

Den Kriegsschauplatz in Asien glaube ich nicht näher besprechen zu sollen; die Türken hatten es hier ohne Alliirte mit den Russen zu thun und wurden überall geschlagen. Nur das verschanzte Lager von Kars ersetzte die Mängel ihres Heeres soweit, daß unter fremden Heerführern einige Erfolge errungen werden konnten. Dagegen zeigte sich wieder die türkische Unfähigkeit und Ohnmacht darin, daß Kars seinem Schicksal überlassen wurde, während Omer Pascha hundert Stunden davon seine langsame, bald erlahmende, lächerliche Diversion von Suchumkaleh aus unternahm.

Man braucht nur den Bericht des als Augenzeuge anwesenden französischen Konsuls über die Schlacht von Indje-Dere bei Kars (5. August 1854) zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die türkische Armee im freien Felde der russischen nicht gewachsen war. Der Grund scheint nicht darin zu liegen, als ob die regulären türkischen Truppen nicht genug exercirt

wären, sondern in der schlechten hierarchischen Organisation und dem Mangel eines Motives bei den türkischen Offizieren, welches an Wirkung dem Ehrgefühle der europäischen gleich käme. Ihre Irregulären, welche in Schanzen und Jägergräben so gute Dienste leisteten, liefen im offenen Felde bei den ersten Kanonenschüssen davon, die reguläre Kavallerie zeigte sich sehr morsch, die Infanterie hielt noch am längsten; die eingeborenen Führer — besonders die höheren — zeigten vielfach Renitenz, Unwissenheit und Muthlosigkeit.

Die russische Armee stand ohne Vergleich höher, obwohl Mangel an richtiger Einsicht bei den Führern, und Unbeholfenheit bei den Unterbefehlshabern wie bei den Massen bemerklich war, welcher theils große Verluste herbeiführte, theils bei einmal begonnenem Rückzug ein Wiedervorbringen unmöglich machte. Fürst Mentschikoff hätte vor Allem trachten sollen, die Alliirten während ihrer Landung anzugreifen. Er dachte nicht daran, sondern wählte die Stellung an der Alma, wo er den steilen Rand vor seinem linken Flügel für hinreichend deckend hielt, was doch um so weniger wahrscheinlich, als eine kräftige Vertheidigung durch die flankirende Stellung der Schiffe gehindert wurde. So kam es, daß die Stellung der Russen nicht gegen das Meer hin, in einer Entfernung von mindestens dreitausend Schritt von demselben, auf dem Plateau verschanzt wurde. Einige Redouten von starkem Profil, zu deren Erbauung die nöthige Zeit gegeben war, hätten den russischen linken Flügel gegen den heraufgestiegenen Feind in ein günstiges Gefechtsverhältniß gesetzt, wodurch verhindert worden wäre, daß die Batterien, gegen welche die Engländer an der Straße anstürmten, aus Furcht vor den Fortschritten der Franzosen geräumt werden mußten. Bei Inkerman ward die Demonstration gegen Bosquet's Observationskorps so matt geführt, daß dieser General nicht verhindert wurde den Engländern zu Hülfe zu kommen. Auf dem Schlachtfelde selbst verschwanden die russischen Bataillone, welche den ersten Angriff auf den englischen rechten Flügel gemacht hatten, gänzlich, was auf eine große Desorganisation derselben schließen läßt. Abgesehen von der falschen Direktion, welche die rechte russische Kolonne genommen haben soll, sehn wir die Russen nur eine starke Pointe gegen die englischen Redouten vortreiben, während der bedeutendere Theil ihrer Streitkräfte sich hinter die Artillerie als Bedeckung und hinter den rechten Flügel als Reserve stellte. Das Gefecht an den Redouten war aber auch nach der Ankunft Bosquet's noch so sehr in der Krise, daß diese zurückgehaltenen Truppen mit Wahrscheinlichkeit den Sieg herbeigeführt hätten; statt dessen verwendete man sie zur Rettung der ängstlich bewachten Artillerie und zur Deckung des Rückzuges. Am schlechtesten eingeleitet ist aber die Offensive an der Tschernaja am 16. August 1855. Gortschakoff verwendete dazu nur ein Viertheil der verwendbaren Truppen, statt daß er mit klarem Blick in die Verhältnisse drei Viertheile dazu verwendet hätte. Als General Read's Angriff abgeschlagen wurde, suchte er nicht den erlittenen Nachtheil durch Ueberwältigung des anderen feindlichen Flügels — der Sardinier — aus-

zugleichen, sondern schickte Alles an die Stelle, wo er schon einmal wund geworden war. Die russischen Angriffe griffen nicht zusammen; ihre Divisionen wälzten sich in Klumpen die Höhe hinan — keine Treffengliederung machte eine Wiederholung, eine nachhaltige Fortsetzung, eine Festsetzung möglich, keine Reserve deckte den Rückzug unmittelbar hinter den Stürmenden. — Noch verdient das Gefecht bei Cetate am 6. Januar 1854 erwähnt zu werden. General Anrep hatte den Auftrag, die Kommunikation des türkischen verschanzten Lagers bei Kalafat mit den Unzufriedenen der kleinen Wallachei abzuschneiden. Er bedurfte dazu eines großen Beobachtungskreises und bestellte diesen aus einzelnen Posten, welche zum Beobachten zu stark, zum Widerstand aber zu schwach waren. Es erfolgte, was in solchen Fällen immer zu erfolgen pflegt. Die Türken griffen einen dieser Posten mit Uebermacht an; Oberst Baumgarten mußte sich nach dem tapfersten Widerstand zurückziehn. Ein zweiter Posten eilte herbei und wurde vollkommen geschlagen. General Anrep brachte endlich die Türken nur durch eine Demonstration gegen ihre Rückzugslinie dahin den Rückweg anzutreten. Die Russen hatten aber eine empfindliche Schlappe erlitten, welche die Fama nicht verfehlte gehörig auszuposaunen. Bei mißlichen Aufträgen dieser Art bleibt wohl nichts übrig, als die einzelnen Posten so schwach zu machen, daß sie an einen ernsthaften Widerstand nicht denken können — ihnen, falls sie mit Uebermacht angegriffen werden, Rückzugsorte anzuweisen, und mit einer beweglichen starken Reserve dem Angreifer entgegenzurücken. Dieß dürfte den Zweck besser erfüllen, als die Posten bei der Reserve in einer starken Stellung zu sammeln.

Was die Fechtart der Russen betrifft, so haben sie die Kompagnie-Kolonnen der Preußen angenommen; dahinter stehen Bataillonsmassen mit Kompagniebreite. Außerdem halten sie sich möglichst an ihre vorgeschriebenen Schlachtstellungen, welche viel zu tief, zu sehr auf die Deckung der Artillerie berechnet sind und den einzelnen Treffen nicht die nöthige Selbstständigkeit lassen.

Die Engländer haben ihre alte Zähigkeit und ihre Vorliebe für die Lineartaktik gezeigt. Sie sind verhältnißmäßig am zahlreichsten mit Subalternoffizieren versehn, was mit ein Grund sein mag, warum ein schwaches englisches Regiment vielleicht ebensoviel leistete als ein dreimal so starkes russisches. Ihre Administration hat sich als sehr unzweckmäßig erwiesen, und ihren Führern scheint die höhere militärische Bildung vielfach abzugehen. Bei Balaklava wurde die Kavallerie unter den ungünstigsten Verhältnissen und ohne gehörige Mitwirkung der übrigen Waffengattungen ins Verderben gehetzt; die Russen hatten kurz zuvor die ihrige ebenso isolirt verwendet. Das englische System der Werbungen hat sich als äußerst langsam und wenig produktiv bewährt.

Die Sardinier waren eigentlich in englischem Sold und bewährten sich, so weit sie zum Treffen kamen, als eine gut zusammengestellte Truppe.

Am meisten kriegerische Tüchtigkeit zeigten — Alles zusammen genommen — die Franzosen. Strenger hierarchischer Zwang bei großer

Selbstthätigkeit der Unterbefehlshaber, vorwärtstreibender Ehrgeiz bei Soldaten und Offizieren, selbstständiges Geschick der Einzelnen in Benutzung des Terrains, treffliche Schule der technischen Truppen, gut angepaßte Administration — dies Alles gab der französischen Armee eine große Verwendbarkeit, gute Laune, Feuer und Ausdauer. Was hingegen die höchste Führung betrifft, so vermißte man bei den Trägern derselben ein reifes Durchdenken derjenigen Fragen, welche die Strategie und Schlachtentaktik umfassen. Rüstow dürfte nicht mit Unrecht behaupten, daß es ein Fehler war, die alliirte Armee nach Varna zu bringen; man hätte sie im Mai statt im September in die Krim werfen müssen. Die Oesterreicher hatten sich damals noch nicht als Schranke zwischen die Streitenden in die Fürstenthümer geschoben, während diese Schranke vom September an den Russen gestattete, ihre Truppen nach Perekop zu schicken. Silistria wäre freilich gefallen, aber das drohende Auftreten Oesterreichs hätte diesen vorübergehenden Schaden unschädlich gemacht. Die Alliirten waren bei Varna in einer fausse position, aus welcher nur Oesterreich den Vortheil zog, sich nicht aktiver an dem Streite betheiligen zu müssen. — Ein weiterer Fehler, den Rüstow hervorhebt, ist die unterlassene Offensive mit dem größten Theile der vor Sebastopol stehenden Kräfte von Eupatoria aus. Daß man sich nicht die Zeit für die hiezu nothwendigen Vorbereitungen nahm, kommt zum großen Theil auf den Einfluß, welchen die diplomatischen Verhandlungen über die Gebühr ausübten.

Der Angriff St. Arnaud's an der Alma verräth nicht den klaren Begriff, die Kraft an dem richtigen Punkte in Thätigkeit zu setzen. Die entschiedene Ueberlegenheit der Verbündeten berechtigte sie, mit ganzer Kraft die rechte Flanke der Russen zum Angriffspunkt zu wählen, um einen entscheidenden Sieg zu erzielen. Sie thaten das Entgegengesetzte, und zugleich mußten die Engländer den Gegner an jener Stelle fassen, wo seine Vertheidigung am kräftigsten vorbereitet war; dafür blieb aber auch der Sieg ohne Früchte und ohne Verfolgung. Die Vernachlässigung des höheren militärischen Studiums, welche in Frankreich zu walten schien, ward jedoch — zwar nicht aufgewogen — aber maskirt und weniger schädlich gemacht durch die Routine, den Organismus und den Geist des Heeres, welche oben rühmend erwähnt wurden. Ohne Zweifel ist mehr dem energischen Ineinandergreifen der französischen Truppen als dem neuen 12-Pfünder-System das gelungene Festsetzen auf dem Plateau an der Alma zu verdanken, obwohl die Vor- und Nachtheile dieses Systems im Vergleiche zu den bisherigen allerdings eine umfassende und gründliche Untersuchung verdienen. Mit ebensowenig Recht legen die Russen für den Verlust der Schlacht einen so großen Nachdruck auf die bessere Infanteriebewaffnung der Gegner, wo sie lieber die Mängel der Stellung, die Fehler der Führung, vielleicht auch die schwache moralische Verfassung der Truppen anklagen sollten; aber auch die Frage der Infanteriebewaffnung ist ohne Zweifel von Gewicht und verdient die sorgfältigste Beachtung.

Ganz vortrefflich haben die Franzosen ihre Stellung auf den Fediuchene-Bergen in der Schlacht bei Tractir ausgebeutet — ein wahres Muster von Terrainbenutzung und beweglicher gelenker Vertheidigung.

III. Festungskrieg.

Die Ereignisse, welche hier besprochen werden sollen, sind die Angriffe auf Silistria, Bomarsund, Kars, Sebastopol und Kinburn. Silistria war nach den Prinzipien der neuen deutschen Fortifikation mit detachirten Werken versehen worden, welche einen Gürtel um den alten Festungskern bildeten. Es entstand dadurch ein gedeckter Raum um die eigentliche Festung, in dessen Senkungen die Truppen lagerten, welche dem berühmt gewordenen Arab Tabia zu Hülfe eilten, wenn Noth an Mann war. Genanntes Fort — übrigens nur eine Erdschanze von äußerst schwachem Profil — wurde außerdem durch Jägergräben unterstützt, in welchen sich die Arnauten festsetzten; und so kam es, daß sich dieser Maulwurfshaufen länger hielt als die berühmte Grenadierschanze zu Colberg. Indessen sind auch hier die allgemeinen Verhältnisse bedeutend mit in Rechnung zu ziehen. Es ist schon erwähnt worden, daß Silistria nicht eingeschlossen war — Colberg war es wenigstens zur Landseite — der linke Flügel der russischen Approchen endete bei Arab Tabia; nicht einmal das Werk selbst war gehörig umfaßt. Man scheint in neuerer Zeit eine Festung viel zu leichten Kaufs nehmen zu wollen und nimmt sich nicht die Zeit, die Umklammerung zu vollenden, durch welche die physische und moralische Widerstandsfähigkeit der Besatzung von Rechtswegen erstickt werden soll. Man muß aber dann die Opfer mit Zinsen nachbringen, welche eine gehörige Vorbereitung gekostet hätte.

Bomarsund war eine unvollendete Festung mit steinernen Werken; es erlag bald der ausgeschifften Artillerie der Franzosen. Man würde aber doch vielleicht irren, wenn man diesen schnellen Fall der Unzweckmäßigkeit von Steinbauten zuschreiben wollte, auch hier dürften die ferner liegenden Gründe gewichtiger sein als dieser nächste; man denke sich an die Stelle der Steinwerke in gleich isolirter Lage und unfertigem Zustande des Ganzen Erdwerke mit der gleichen Besatzung, und der Widerstand wäre wahrscheinlich auch nicht nachhaltiger ausgefallen.

Vor Kars hatten die Vertheidiger durch einen Gürtel von detachirten Erdwerken, welche durch Jägergräben theils umschlungen, theils verbunden waren, die Bedingungen eines verschanzten Lagers vollendet, welche bei Silistria nur in den Hauptpunkten gegeben waren. An dem zähen Festhalten der geschlossenen Werke (Redouten), verbunden mit der offensiven Verwendung der Reserven innerhalb des Kranzes der Jägergräben, scheiterte der Sturmangriff der Russen. Belagerungsarbeiten wurden nicht unternommen; der Hunger überwältigte endlich die Besatzung.

Sebastopol's Befestigungswerke waren von ihren Erbauern nur gegen die türkische Flotte gerichtet; an eine Landung wurde nicht gedacht. In den letzten Regierungsjahren Kaisers Nikolaus entwarf man jedoch ein Projekt zur Befestigung der Landseite und brachte es schon vor Ausbruch des Krieges theilweise in Ausführung. Die ganze, 6 Werst (7 Werst = 1 Meile) betragende Vertheidigungslinie um die Stadt und um die Vorstadt Karabelnaja bestand nun zur Zeit der Landung der Verbündeten aus unvollendeten Werken und auf dem größten Theile ihrer projektirten Ausdehnung aus einer einfachen Steinmauer, die an einigen Stellen durch Defensivkasernen verstärkt war. Der südöstliche Theil von der Mastbastion bis zur Kielbucht war mit Ausnahme des Malakoffthurms ganz offen. Vollendet war nur der südwestliche Theil von der projektirten Bastion Nr. 5 (Centralbastion) hinter der Quarantaine-Bucht weg bis an die Rhede zwischen dem Alexanderfort und der Nikolausbatterie, dann der Thurm auf dem Malakoffhügel im Südosten der Vorstadt; drei Defensivkasernen lagen hinter den projektirten Bastionen der oben genannten, als fertig bezeichneten Linie. Auf der Nordseite stand ein Fort (Nord-Fort), 1 Werst von der Rhede, mit gemauerter Escarpe und Contrescarpe, armirt mit 38 Geschützen, ferner 900 Schritte östlich desselben der Wolochof-Thurm (Thurm Martell) an der See, um eine Meeresbucht südlich des Belbek zu bestreichen. Die Besatzung bestand während der Alma-Schlacht aus 4 Bataillonen (Reserve-Brigade der 13. Division); Kommandant war Vice-Admiral Korniloff. Diesem schrieb Mentschikoff am Tage nach der Schlacht und empfahl ihm, die Flottenmannschaft zur Vertheidigung mitzuverwenden. Korniloff befürwortete dagegen im Kriegsrath, die Flotte auslaufen zu lassen und die Schiffe der Alliirten anzugreifen, da ein großer Theil dieser Schiffe mit Kriegsvorräthen und Belagerungsmaterial, ein anderer noch mit Landungstruppen befrachtet, und somit nur ein Bruchtheil gefechtsfähig sei. Der Kriegsrath jedoch meinte, dies hieße die Flotte und Sebastopol dazu opfern, während die Bemannung und Geschützausrüstung der Flotte Sebastopol retten könne. In der That war auch der richtige Moment zum Auslaufen versäumt — der Moment nämlich, wo die alliirte Flotte noch alle Landungstruppen an Bord hatte oder mit deren Landung beschäftigt war, denn damals waren nur die englischen Kriegsschiffe, welche reglementmäßig jeden Truppentransport ablehnen, gefechtsfähig. Die französischen, mit Landtruppen voll gepfropften Kriegsschiffe und die zahlreiche Transportflotte wären durch den russischen Angriff, auch wenn er endlich zur Vernichtung der russischen Flotte führte, so zerstreut und zugerichtet worden, daß vor der Hand an eine Landung nicht mehr zu denken war. Und wenn die Russen so glücklich gewesen wären, den Moment zu treffen, wo eben die Landung bewerkstelligt wurde, und unternehmend genug, ihn zu einem gleichzeitigen Angriff zu Land und zur See zu benutzen, so wäre dies gewiß eine sehr unwillkommene Störung dieses unbehaglichen, ziemlich lange dauernden Momentes gewesen. So aber war Korniloff's Idee, welche nebenbei Con-

stantinopel zum Objekt nehmen wollte, ohne Boden, und es ist die Besonnenheit zu loben, mit welcher die Russen die Rhede sperrten und die Kriegsmittel der Flotte zu Land verwendeten.

Mentschikoff war mit dem größeren Theile seiner Truppen nach Sebastopol zurückmarschirt, nur ein Theil derselben hatte sich nach Baktschiserai gewendet. Am 25. September war er aber wieder, nur 4 weitere Bataillone der Reservebrigade der 13. Division zurücklassend, nach Baktschiserai abmarschirt, wobei seine Queue durch die Kreuzung mit den Engländern beschäftigt wurde. Die Alliirten waren ein paar Tage an der Alma stehen geblieben, waren dann in voller Kampfbereitschaft an den Belbek gegen das Nordfort marschirt, hatten aber hier am 23. beschlossen, um Sebastopol herum gegen die Südseite aufzubrechen. So flatterten beide Gegner unsicher hin und her. Mentschikoff wollte den anrückenden Verstärkungen die Hand bieten, um eine Entsatzarmee zu formiren. Die Alliirten, welche keine sicheren Nachrichten über diese nämlichen Verstärkungen hatten, fühlten das höchst Mißliche der Lage ihrer Verbindungslinie mit Eupatoria, sie strebten nach einer Hafen-Basis, welche an der Nordseite Sebastopols nicht in erwünschter Nähe zu haben war. Bei dem Flankenmarsche über Mackenzie an die Tschernaja kamen sie, wie es scheint, sehr auseinander, was bei dem waldigen, unebenen Boden, der geringen Bekanntschaft mit dem wenig wegsamen Terrain und dem getheilten Kommando ziemlich begreiflich ist — vielleicht wieder ein für Mentschikoff günstiger und versäumter Moment. Nun erfolgte der intendirte Handstreich auf Sebastopol nicht, obwohl noch heute die Russen der Meinung sind, daß die 8 Bataillone Besatzung und die 12 bis 20,000 soeben der Flotte entnommenen Vertheidiger schwerlich im Stande gewesen wären, einen sofortigen Sturm auf die oben beschriebene, fast eine Meile betragende Enceinte abzuschlagen, deren Geschützarmirung damals noch nicht genügend bestellt war.*) Doch auch dieser Moment ging rasch vorüber; denn bereits am 28. trafen 29 Bataillone (die 17. Division vom 6. Korps und andere Verstärkungen) von Baktschiserai am Nordfort ein, und Mentschikoff selbst wandte sich mit 25,000 Mann gegen die Mündung der Tschernaja.

Man hat behauptet, daß dieser Sturm, wenn er unternommen worden und gelungen wäre, den Alliirten nicht den Segen gebracht hätte wie die große Konsumtion der russischen Streitkräfte, welche später auf die Vertheidigung verwendet wurden. Diese Behauptung hat gewiß ihr Wahres und beweist von neuem, welchen großen Antheil das Glück bei den Entschließungen der Menschen beansprucht. Die Alliirten wären um ein weiteres Angriffsobjekt in Verlegenheit gewesen; denn auch die kolossalen Mittel der heutigen Marine für überseeische Expeditionen ermöglichen keine tief in Feindesland eindringende Operation gegen eine Macht, wie die russische. Wenn man aber obige Behauptung so weit ausdehnt, den aufreibenden Kämpfen um Sebastopol eine

*) Am Tage der Ankunft der Alliirten waren nur vier Geschütze in Batterie, am zweiten Tage acht, dann aber vermehrte sich ihre Zahl reißend.

solche Erschöpfung der russischen Kriegsmittel beizulegen, daß Rußland zum Frieden gezwungen war, so vergleiche man dagegen Rüstow's Berechnung (I. Band Seite 156 u. f.) über die russischen Aushebungen, und man wird finden, daß die sämmtlichen Rekrutirungen incl. der Druschinen vom Februar 1854 bis Oktober 1855 noch lange nicht 2 Proz. der Bevölkerung betrugen.

Während die Alliirten vom 26. September bis 9. Oktober mit Vorbereitung der Belagerung und Ausschiffung des Geschützes beschäftigt waren, arbeiteten viele tausend Hände unter Totleben's Leitung an der Umgürtung und Armirung Sebastopol's. Es entstanden in dieser Zeit das Bastion Nr. 3 (Redan), Nr. 4 (Mastbastion) und Nr. 2 (unfern der Kielbuchtspitze), vollendet wurden Bastion 5 (Centralbastion) und 6 (Quarantainebastion), außerdem mehrere Batterien an der Kielbucht, am Malakoff-Thurm und zwischen den Bastionen — Alles mit breiten Wallgängen, auf denen Geschütze des schwersten Kalibers aufgestellt wurden, und zwar zum Theil in bedeckten Geschützständen, während innerhalb der Wallgänge Blendungen von angelehnten Hölzern entstanden, welche die bereit gehaltenen Truppen zu decken bestimmt waren. Die Batterien, welche hinter einzelnen Theilen der Mauer angeschüttet waren, wurden durch einfache Trancheen verbunden. Ein bedeckter Weg war nirgends vorhanden; Totleben ersetzte ihn durch die berühmt gewordenen embuscades. Zwei bis vierhundert Schritt vor dem Graben der Hauptschanzen, welche wegen Mangel an ausgrabbarer Erde und Ueberfluß an Felsboden ein sehr dürftiges Profil hatten, gruben sich nämlich Partien von zehn und mehr Schützen, Kosaken vom schwarzen Meer, Löcher in die Erde, deckten sich überdies mit Sandsäcken oder benutzten vorhandene Steinbrüche und kleine Schluchten. Diese kleinen logements, welche gelegentlich zu längeren Trancheen oder Jägergräben erweitert und dann von den Franzosen places d'armes genannt wurden, erschwerten später durch ihre beobachtende Nähe, durch ihr lästiges Schützenfeuer und durch die Ausfallstruppen, welche sich zwischen ihnen und den Hauptwerken sammelten, die Fortschritte und das Kanonenfeuer des Belagerers außerordentlich. Manchmal hatten deren hartnäckige Vertheidiger keinen Rückzug als über das offene Feld; wo es aber möglich war, sorgte man auch für eine künstliche Verbindung oder benutzte eine natürliche. Im Verlauf der Belagerung wurden solche Schützengräben bei Nacht durch Freiwillige angelegt, welche sich mit Schaufel und Büchse vorwärts schlichen.

Die Alliirten eröffneten in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober die erste Parallele, und zwar die Franzosen auf 1200 Schritt von der Mastbastion, die Engländer auf 1800 Schritt vom Redan, welche beide die nach Süden vorspringende Mitte der provisorischen Befestigungsanlagen bildeten. Nach acht Tagen waren die Batterien armirt und eröffneten aus 126 Geschützen ihr Feuer. Aber die Russen antworteten mit 200 Kanonen, welche das Arsenal und die Schiffe geliefert hatten; und so kam es, daß der Artilleriekampf sowohl zu Lande als jener aus den Küstenforts gegen die

alliirte Flotte nicht zum Vortheil der Angreifer ausfiel. Die regelmäßige Belagerung wurde nun fortgeführt. Seit dem 4. Oktober hatten die Verbündeten auch ihr Plateau nach Osten befestigt; einige darüber hinaus vorgeschobene Redouten vor Balaklava waren aber so ärmlich ausgeführt, daß sie am 25. Oktober von der russischen Observationsarmee ohne Mühe den Türken abgenommen wurden; die nordöstliche Ecke der Circumvallationslinie, von den Engländern vernachlässigt, gab Veranlassung zu der Schlacht bei Inkerman am 5. November. — Die Russen wehrten sich mit Beihülfe zahlreicher Ausfälle gegen die Franzosen, welche eine zweite und dritte Parallele gegen die Mastbastion vortrieben, und gegen die Engländer, welche nicht recht vom Flecke kamen. Beiden kämpfenden Theilen kamen Verstärkungen zu; der Winter füllte endlich sowohl die Laufgräben als das Thal der Tschernaja mit Koth und mit Schneewasser und machte dem Kampf im Großen ein Ende.

Im Januar 1855 eröffneten die Engländer die zweite Parallele auf 1200 Schritt vom Redan, die Franzosen trieben den Mineur gegen die Mastbastion. Aber hatte man sonst in der ersten Parallele seine Rikoschettbatterien angelegt, welche das Feuer des Gegners soweit zum Schweigen brachten, daß man mit der flüchtigen Sappe zur zweiten schreiten kann — hatte man dann in dieser seine Demontirbatterien in Thätigkeit gesetzt, welche das Feuer der Festung vollends zum Schweigen brachten — und ging man nun mit der förmlichen Sappe vorwärts, gegen das Kleingewehrfeuer den Rollkorb vor sich herwälzend: so war hier bei den kolossalen Artilleriemitteln der Festung an ein Dämpfen des Geschützfeuers nicht zu denken. Muß ferner in einer kleinen Festung eine sehr ökonomische Verwendung der Besatzung zu Ausfällen stattfinden, so hatten hier die Vertheidiger ein unerschöpfliches, beständig durch Ablösung aufzufrischendes Truppenmaterial, mit welchem sie sich auf die Batterien und Approchen der Angreifer stürzten. Es war ein Kampf zweier Armeen, wobei die eine ein trefflich verschanztes Lager, die andere nur ihren Laufgraben zum Schilde hatte. Es war kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Belagerungsarbeiten den Grabenrand nicht erreichten, daß die Russen ihre zerschossenen Erdscharten beständig ausbessern, die demontirten Geschütze ersetzen und die Trancheen der Angreifer durch Contreapprochen und neue Batterien flankiren konnten. Wohl war auch der steinige Boden ein Hinderniß des Angriffs; aber der entscheidende Grund ist hier in höheren Verhältnissen zu suchen, welche Rüstow (I. Band Seite 170 u. f.) vortrefflich ausgeführt hat. Aehnliche Verhältnisse werden bei sehr großen Dimensionen der Festungen, oder richtiger gesagt, der verschanzten Lager sich auch künftig wiederholen; man denke z. B. an eine Belagerung von Paris. Für diese Fälle muß das Vauban'sche Angriffssystem verändert werden; der Belagerer muß seinen Schild — die Angriffswerke — gegen die beständigen Ausfälle verstärken. Geschlossene Werke mit äußerem Graben müssen die Geschütze bergen und die Trancheen beschützen. Die Parallelen dürfen nicht zusammenhängend gebaut werden, sondern mit

breiten Oeffnungen für das Hervorbrechen größerer Truppenmassen. Die Artilleriemittel müssen auf einer kurzen Strecke möglichst gehäuft werden. Schließlich bleibt nichts als die Mine und — wenn der Vertheidiger auch diese neutralisirt — der Sturm. —

Auf General Niel's Antrag wurde Mitte Februar der Hauptangriff auf die Karabelnaja-Vorstadt gerichtet, ohne daß deshalb der westliche aufgegeben wurde; die Angriffswerke der Verbündeten umspannten jetzt über eine deutsche Meile, nämlich 12,000 Schritt. Die Franzosen nahmen die Engländer in die Mitte, verlängerten die zweite englische Parallele nach rechts und gingen von hier aus gegen die Korniloswki-Bastion (Malakoff) vor. Aber wie mit einem Zauberschlage bauten die Russen auf dem Sapun-Berge vor der Kielbucht die Redouten Selenginski und Wolinski; und während diese das Angriffsterrain vor Kornilowski flankirten, wurde 800 Schritte gerade vor Kornilowski die Kamtschatka-Lünette (Mamelon vert) vor den Augen der erstaunten Franzosen aufgebaut. Natürlich ging dies nicht ohne heftige Kämpfe ab, trotz deren jedoch die Werke armirt und auch wieder mit Jägergräben verstärkt wurden. Das Geschützfeuer erhob sich auf dieser Seite am 19. März zu einem heftigen Bombardement; darauf folgte in der Nacht vom 22. zum 23. ein großer Ausfall der Russen. Am 1. April hatten die Engländer ihre dritte Parallele, 660 Schritte von dem Redan, vollendet.

Vor der Stadtseite verlängerten die Franzosen vom 14. bis 16. März ihre zweite Parallele gegen die Centralbastion hin und vermehrten ihre Batterien in der zweiten und dritten Parallele.

Indessen stockten die Friedenskonferenzen zu Wien; man wünschte einen großen militärischen Erfolg, um sie wieder in Gang zu bringen. Der französische Kaiser schickte sich zu seiner Reise nach London an und befahl seiner Krim-Armee ein gewaltiges Bombardement. Am 9. April begann dieses aus 508 Geschützen schwersten Kalibers, deren jedes 700 Schüsse bereit hatte — am 16. April traf der Kaiser in London ein — am 22. war er in Paris zurück — am 23. fing die Kanonade an, schwächer zu werden. Die Russen hatten kräftig geantwortet; ihre demontirten Geschütze — durchschnittlich täglich 15 — ersetzte das Arsenal und die Flotte; die Verwüstungen der feindlichen Kugeln an den Erdwerken wurden jede Nacht ausgebessert; in den heftigsten Krisen des Bombardements verloren sie täglich etwa 9 Offiziere und 400 Mann an Todten und Verwundeten, aber sie lösten die Truppen durch frische des 3. Armee-Korps (8. Infanterie-Division) ab und bargen die Abgelösten auf der Nordseite der Rhede. Die zahlreichen Blendungen innerhalb der Wallgänge deckten die nicht unmittelbar im Dienste befindliche Mannschaft (im Kornilowski-Bastion wurden zu diesem Zwecke förmliche Kasematten mit hölzernen Wänden und Decken im Walle angelegt), die Reserven fanden in dem großen Raume der Stadt und Vorstadt doch ein Plätzchen, wo sie von den Wurfgeschossen weniger litten — und so war nicht daran zu denken, daß das Bombardement allein die Alliirten zum Ziele

führen werde. Ihre Generale theilten auch nicht diesen chimärischen Glauben des europäischen Publikums; sie wollten nur den trostlos stockenden Geniearbeiten unter die Arme greifen. Während des Nachts die Bomben niederhagelten, fanden vor der Stadtseite, wo Pelissier kommandirte, heftige Kämpfe um die Approchen und Contreapprochen statt, namentlich auf dem Terrain zwischen der Centralbastion und dem vorliegenden Kirchhof. Nach den blutigsten Gefechten gelang es endlich den Franzosen, die vor ihren Augen entstandene place d'armes vor der Centralbastion in eine dritte Parallele dauernd umzusetzen. Vor der Mastbastion eröffneten sie sich durch Minentrichter eine vierte Parallele, 100 Schritt von dem Werke. Auf der Vorstadtseite kämpften die Engländer um die Logements und Steinbrüche vor dem Redan, ohne sie dauernd in ihren Besitz zu bringen; die Franzosen gruben vor der Wolinski-Redoute und Kamtschatka-Lünette, wurden aber durch immer neue Gegenarbeiten der Russen aufgehalten. Vom 6. Mai an trat von Seite der Alliirten ein Stocken ein; sie schienen an ihrer Aufgabe zu verzweifeln.

Jetzt erhielt Pelissier das Oberkommando (19. Mai), vor dessen Geiste es klar zu stehn schien, daß hier nichts Anderes zu machen sei, als nach kurzem vorbereitenden Artilleriefeuer mit Massen die russischen Werke zu stürmen, in den genommenen sich durch Geniearbeiten festzusetzen, und auf dieser Grundlage den gewaltsamen Angriff fortzusetzen, bis dem Gegner die Lust vergehe sich hinter neuen Abschnitten zu wehren. In der That mußte dieses System endlich zum Ziele führen, wenn der Gegner im Großen sich fortwährend passiv verhielt. Gortschakoff war aber der Mann für eine zähe Vertheidigung, nicht für eine kräftige Offensive, welche dem Gegner das Gesetz gibt. Beide Feldherrn geboten jetzt über gewaltige Massen; die Stärke der Verbündeten betrug um diese Zeit 175,000 Mann, die der Russen kaum weniger. Die überlegene Artillerie der Verbündeten machte es kaum möglich, ihre Laufgräben zu stürmen; auch wäre das Debouchiren aus den Werken der Stadt und Vorstadt zu einem entscheidenden Angriff auf ihr Laufgrabensystem kaum möglich gewesen; hier mußte sich also Gortschakoff defensiv verhalten. Dagegen konnte er vor den Circumvallationslinien der Verbündeten seine Streitkräfte entwickeln und hoffen, diese über eine Meile langen Linien irgendwo stürmend zu durchbrechen; er mußte dies versuchen, denn es gab sonst keine Aussicht Sebastopol zu retten. Er besaß noch das Terrain, auf welchem das Treffen bei Balaklava geliefert worden war, und weiter hinauf das Baidar-Thal; mit höchster Unklarheit überließ er diese Basis seiner nothwendigen Offensive am 25. Mai ohne Widerstand an Pelissier, nachdem dieser kurz zuvor (23. und 24. Mai) an der Stadtseite, hinter der Quarantainebucht, ein blutiges Vorspiel seines beabsichtigten Massensturmsystems aufgeführt hatte. Das Insmeerwerfen und Vertilgen der Alliirten, welches die Russen immer im Munde führten, war eine Phrase ohne Mark; sie richteten ihren Sinn niemals ernsthaft auf das aggressive Vernichten des Gegners, sondern empfingen — im Großen genommen — leidend seine Streiche, bis sie den fortgesetzten Angriffen erlagen.

Nach einer 27 stündigen Kanonade ließ Pelissier am 7. Juni die Vorwerke der Karabelnaja stürmen. Vierzigtausend Mann der Verbündeten waren zu diesem Zwecke auf den Beinen; die Kamtschatka-Lünette (Mamelon vert), die Redouten Selenginski und Wolinski wurden genommen und behauptet; die Engländer vertrieben die Russen aus den Steinbrüchen vor dem Redan. — Berauscht von seinem Erfolg, versäumte Pelissier den linken Flügel der russischen Werke als Vorbereitung für den weiteren Sturm gehörig zu umklammern — leider kam auch aus Paris die Weisung, den 18. Juni, den Schlachttag von Waterloo, durch die Erstürmung des Hauptwalls zu verherrlichen. Ungenügend durch Angriffsarbeiten vorbereitet, ungenügend durch Artilleriefeuer eingeleitet, mit im letzten Augenblicke abgeänderter Disposition, wurde an diesem Tage der Sturm unternommen. Vierundvierzigtausend Mann wurden für denselben in Thätigkeit gesetzt; dennoch waren für alle verschiedenen Gefechtszwecke, welche im Verlaufe des Kampfes sich ergeben mußten — Festhaltung des Gewonnenen, erneuertes und wiederholtes Vordringen — nicht Treffen genug vorhanden, und die allgemeine Reserve der Franzosen stand viel zu weit von dem Kampfplatz. General Mayran an der Kielbucht wurde zu früh von den Russen entdeckt, weil keine Angriffsarbeiten seine Truppen verbargen — es blieb ihm nichts übrig, als vor dem verabredeten Signale loszuschlagen; die russischen Dampfschiffe in der Kielbucht, deren Bestreichung durch zweckmäßig angelegte Batterien man versäumt hatte, erschütterten seine Massen, und sein Angriff war schon abgeschlagen, als eine halbe Stunde später Brunet und d'Autemarre den ihrigen begannen. Der erstere stürmte vergebens die Korniloff-Bastion (Malakoff); von dem letzteren drangen Truppen in die Batterie Scherwe (neben der rechten Face der Korniloff-Bastion), setzten sich in den Häusern der Vorstadt fest, erlagen aber endlich ohne Unterstützung der Uebermacht. Lord Raglan, durch die veränderte Disposition verstimmt, ließ eine halbe Stunde später als die vorigen den Angriff beginnen. Unordentlich wälzten sich die Engländer aus den engen Trancheen, welche nicht einmal Ausfallsstufen hatten, gegen das Redan und wurden bei dreimaligen Stürmen zurückgewiesen; nur die Brigade Eyre nistete sich in den Häusern vor der Gartenbatterie am Ende der Kriegshafenbucht ein, verließ aber endlich diesen Posten, den sie von 4 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr weintrinkend und fechtend behauptet hatte. General Pelissier hatte bereits um 8 Uhr Morgens das um 3 Uhr begonnene Stürmen einstellen lassen; sobald die Truppen zurückgezogen waren, begann wieder die Kanonade. — So glänzend das Resultat des 7. Juni gewesen war, wobei jedoch die näheren Anordnungen dem General Bosquet angehören, so traurig waren die Resultate des 18. — Pelissier schien sich zu dem etwas plumpen Stoßmethodismus der älteren Napoleonischen Schule zu neigen; er schien zu wenig Werth darauf zu legen, daß die Kraft durch kunstvolle Anwendung potenzirt werden kann. Gar zu kunstlos und übereilt war der Stoß am 18.; General Bosquet befehligte an diesem Tage

das Observationskorps an der Tschernajalinie. Aber groß erscheint Pelissier nach der mißlungenen Unternehmung durch das unerschütterte Festhalten an seiner wohlbegründeten Ueberzeugung, daß Sebastopol nur durch gewaltige Stürme fallen könne, wenn einmal die Idee, welche außer seinem Gesichtspunkte lag, nämlich ein wohlvorbereiteter Angriff von einem anderen Punkte der Küste auf die Entsatzarmee, als beseitigt betrachtet wurde. Unmöglich konnte die verlorene Schlacht ohne trübe Einwirkung, selbst auf die Franzosen, sein, die Engländer schmollten, Omer Pascha höhnte, die Presse erhob ein furchtbares Geschrei. Man suchte den Hauptgrund des Mißlingens in der zu großen Entfernung der Angriffsarbeiten von den Objekten des Sturmes; man vergißt hierbei die größere Schwierigkeit, ganze Divisionen gedeckt in den Laufgräben aufzustellen und über die Ausfallsstufen, die man aus anderen Gründen doch nur mit Maß anbringen kann, geordnet heraus zu bringen. Dieser Uebelstand vermindert sich nicht durch die größere Nähe der Angriffswerke; dagegen vermindert sich bei zunehmender Nähe der Entwicklungsraum, welchen doch solche Truppenmassen brauchen, wo es sich nicht um den Sturm einer einzelnen Bresche handelt. Also bei dem Heraustreten aus und dem Formiren vor den Parallelen wird man bei solchen Stürmen hauptsächlich zu leiden haben, wenn das Feuer des Feindes nicht hinreichend gedämpft ist; das Zurücklegen des Weges bis zum Grabenrand kommt hiergegen weniger in Betracht; und auch an den Hindernissen, welche der Feind noch vor seiner Feuerlinie angelegt hat, wird man — näher oder ferner herkommend — gleich viel zu leiden haben. —

Pelissier ließ sofort nach dem abgeschlagenen Sturme russische Logements vor den Bastionen Korniloff und Nr. 2 wegnehmen; er konnte schon vier Tage nach dem 18. Juni in einem Tagesbefehle seinen Soldaten zurufen, daß sie trotz allem Unglück Terrain gewonnen hätten. Die genommenen Logements dienten als Grundlage einer neuen Parallele, die Kielschlucht wurde enger umklammert, die Engländer begannen den Bau einer neuen schweren Batterie gegen das Redan. Die Russen erschwerten diese Fortschritte durch Ausfälle und nahes wirksames Artilleriefeuer, so daß die Verbündeten täglich 130 bis 140 Mann Todte und Verwundete hatten; sie verstärkten allmälig das Profil der Bastione auf 15 bis 20 Fuß Wallhöhe, 15 bis 20 Fuß Grabentiefe und 18 bis 23 Fuß Grabenbreite (das der Kurtinen — zu Anfang der Belagerung großentheils bloße Tranchееn — war etwas schwächer). Aber ohne eine kräftige Offensive an der Tschernaja waren sie dennoch verloren. Sie fühlten dies auch; es erfolgte die schlecht angelegte Offensive des 16. August; und als diese verunglückt war, scheinen sich Gortschakoff's Gedanken allmälig dem Aufgeben der Südseite zugewandt zu haben. Seine Gedanken haben sich nie zu der Klarheit erhoben, die beiderseitige Aufstellung der Armeen von der Quarantainebucht bis Balaklava aus dem Gesichtspunkt von Schlachtlinien zu betrachten. Die Besatzung Sebastopol's, welche den rechten Flügel der russischen Stellung bildete, mußte für den Schlachttag auf

ein Minimum reduzirt werden; sie konnte es, weil 30 bis 40 Bataillone hinter Schanzen von so erprobter Stärke genügten, wenigstens 70 Bataillone der Verbündeten, deren Batterien nur von ohnmächtigen Laufgräben beschützt waren, zu neutralisiren. Dadurch wäre für den russischen linken Flügel ein so bedeutendes Uebergewicht an Bataillonen gewonnen worden, daß der verbündete rechte Flügel aus den Tschernajalinien hätte geworfen werden können. — So und nicht anders war Sebastopol zu retten, denn bei den mächtigen politischen Motiven auf Seite der Verbündeten war nicht daran zu denken, daß sie aus bloßer Ermüdung die gewünschte Beute fahren lassen würden.

Am 27. August wurde eine Floßbrücke zwischen der Süd- und Nordseite vollendet; dagegen versäumt, sie durch einen Brückenkopf zu decken, während die Franzosen ihren Einschiffungsplatz an der Kamieschbucht bereits für alle Eventualitäten mit einem solchen versehen hatten. Die Franzosen gewannen allmälig aus der oben erwähnten Parallele eine neue — die sechste — auf 200 bis 150 Schritt von den Bastionen Korniloff und Nr. 2; mühsam näherten sie ihre Approchen dann noch um 40 Schritte. In der Nacht vom 16. auf den 17. August — unter dem Eindrucke des Sieges von Tractir — wurden die Scharten der Batterien der sechsten Parallele geöffnet, und ununterbrochen bis zum Falle Sebastopol's währte nun das Horizontalfeuer bei Tag, das Vertikalfeuer bei Nacht. Die Wirkung war sehr bedeutend — die Erdscharten der Russen stürzten zusammen, die Merlons verschwanden, die herabkollernde Erde der Wälle bildete lange Strecken leicht ersteiglicher Breschen; die Mauer, hinter welcher anfangs die Wälle angeschüttet wurden, war längst verschwunden; zernagt vom Geschützfeuer der Verbündeten war dieselbe sowie der Malakoff-Thurm und die Defensivkasernen freiwillig demolirt worden. Vergebens versuchten die Russen bei Nacht die Schäden zu heilen; sie verloren dabei am 17. August durch das Vertikalfeuer 1500 Mann, vom 18. bis 21. täglich 1000 Mann, und dann bis zum 4. September, während welcher Zeit den Reserven eine gedecktere Aufstellung an der Oeffnung des Kriegshafens angewiesen wurde, doch noch täglich 500 bis 600 Mann. Ihre Werke glichen nur mehr unregelmäßigen Erdhaufen, ihre Batterien mußten theilweise das Feuer einstellen; nur auf der zweiten Vertheidigungslinie, an welcher sie hinter den Bastionen Korniloff und Nr. 2 arbeiteten, war es noch möglich, eine größere Anzahl Geschütze in andauernder Thätigkeit zu erhalten. Solche Wirkungen, wie man hier von Seite des französischen Geschützfeuers sieht, sind eben, wie Rüstow Seite 554 I. Bandes bemerkt, auch bei der größten Vervollkommnung der Fernwaffen nur auf verhältnißmäßig geringe Distanzen zu erreichen. Beschützt von diesen Wirkungen eröffneten die Franzosen am 21. August halbwegs von der sechsten Parallele nach Bastion 2 eine neue Halbparallele, dann in der Nacht vom 23. auf den 24. eine nebenliegende Halbparallele aus einem Jägergraben, welchen sie den Russen vor Bastion Korniloff abnahmen; aus beiden trieben sie Approchen, welche anfangs Sep-

tember nur noch 35 Schritt von den Gräben genannter Werke entfernt waren. Auf der Stadtseite näherten sie sich durch Minen, deren Trichter sie krönten, der Mast- und der Centralbastion auf 40 und auf 55 Schritt. Die Engländer waren noch 270 Schritt vom Redan entfernt. Der tägliche Verlust der Verbündeten betrug im August 300 bis 350 Mann.

Unter diesen Umständen beschloß Pelissier seinen Sturm zu erneuern. Gortschakoff sah dies kommen; und bei den steigenden Opfern der Vertheidigung, welche sich durch keine anderweitige günstige Aussicht zur Offensive — freilich durch seine eigene Schuld — bezahlt machten, mußte sich ihm der Gedanke freiwilligen Rückzugs immer lebhafter aufdrängen. Aber zur freiwilligen Räumung gehörte eben auch ein Entschluß, ein großer gegenüber der öffentlichen Meinung Rußlands. Gortschakoff verzweifelte an der Möglichkeit, sich länger in Sebastopol zu halten; die Dispositionen zum Rückzug wurden ausgearbeitet und an die Generale vertheilt, galvanische Batterien sollten alle Pulvermagazine hinter den abziehenden Truppen sprengen. Aber dies wurde saumselig betrieben; ebenso versäumte man, die Verbindungsbrücke zwischen der Stadt und Vorstadt von der Südspitze des Kriegshafens gegen dessen Ausmündung zu bringen und sie hier mit den Forts Nikolaus und Paul, welche an den Schulterpunkten des Kriegshafens mit der Rhede lagen (die große Floßbrücke stieß an Fort Nikolaus), durch einen doppelten Brückenkopf zu verbinden. Diese Maßregel hätte Gortschakoff über seine Besorgniß beruhigt, bei freiwilligem Rückzuge von den Verbündeten zu sehr gedrängt zu werden — eine Besorgniß übrigens, welche im Gegensatz zu den Gefahren eines gezwungenen Rückzugs ziemlich irrationell war. Ein solcher Brückenkopf, wenn auch etwas unbequem zwischen den Trümmern der Stadt und Vorstadt anzulegen, hätte auch für den gezwungenen Rückzug bessere Dienste geleistet als der Abschnitt hinter Bastion Korniloff und Nr. 2. An diesem Abschnitt wurde fortgearbeitet, wenn auch Gortschakoff an eine weitere schrittweise Vertheidigung nach gefallenem Hauptwall keinen Glauben mehr hatte; aber der russische Feldherr konnte sich eben zu keinem selbstständigen Entschlusse aufschwingen; gebannt in den Fesseln erstarrender Passivität, wartete er auf den Druck von außen und traf halbe Maßregeln für alle Fälle.

Ganz anders Pelissier und unter ihm Bosquet, welchem er diesmal den französischen Angriff auf die Vorstadtseite unterordnete. Alle artilleristischen, technischen und taktischen Vorbereitungen wurden mit Umsicht und Ruhe getroffen. Besonders wurden die Truppen sorgfältig nach dem Raum der Trancheen vertheilt und die Ordnung genau bestimmt, in welcher sie zur Ueberschreitung der Ausfallsstufen antreten sollten. Dem Angriffe wurde diesmal ein Hauptobjekt bestimmt, nämlich das Bastion Korniloff, dessen Erstürmung den übrigen Stürmen auch in der Zeit vorangehen sollte. Um die Aufmerksamkeit der Russen zu theilen, wurde auch auf die Stadtseite, namentlich auf die Centralbastion, gestürmt. Während hierdurch die Russen an

einer zweckmäßigen Truppenvertheilung gehindert werden sollten, gruppirte man die eigenen sorgfältig im Verhältnisse des Haupt- und der sekundären Angriffe; bei ersterem trafen 24 Mann auf den Schritt der Angriffslinie, und die Sturmkolonnen hatten die Reserven à portée hinter sich; sogar für die Reserve-Feldartillerie waren die Wege im voraus durch die Trancheen geebnet.

So erfolgte am 8. September der Sturm, nachdem die Russen am 5., 6. und 7. beinahe 5000 Mann durch die Artillerie der Verbündeten verloren hatten, welche 700 Geschütze schwersten Kalibers spielen ließ; die Alliirten hatten jetzt eine unläugbare Ueberlegenheit im Geschützkampfe, obwohl wahrscheinlich die Russen ihre anfänglichen zweihundert Kanonen — gleichzeitig mit der Anlage immer neuer Werke vor und hinter der Hauptlinie — auch bedeutend vermehrt hatten.

Die Russen hatten jetzt — abgesehen von den Forts — circa siebenhundert Geschütze gegen die Parallelen in Batterie. Während am 7. Juni das Raketensignal Abends 6½ Uhr, am 18. Morgens 3 Uhr gegeben wurde, setzte man diesmal die Eröffnung des Angriffs auf 12 Uhr Mittags fest. Das Bastion Korniloff (Malakoff) und Nr. 2 (petit redan) wurden im ersten Anlauf erstiegen, aber letzteres bald wieder verloren, während das erste in dreistündigem mörderischen Kampfe nach und nach besetzt und endgültig behauptet wurde. Um ½1 Uhr erfolgte das Signal für die Engländer; sie erstiegen das große Redan, verloren es aber wieder, wobei der Umstand mitwirkte, daß ihre Reserven wegen der schmalen Front der Parallele und zur Vermeidung von Unordnung beim Debouchiren aus derselben zu weit zurückstanden. Um 1 Uhr signalisirte Pelissier an General de Salles zur Eröffnung des Sturmes auf die Stadtseite, das Signal wurde nicht bemerkt, erst um 2 Uhr erfolgte der Angriff, Bastion 5 (Centralbastion) wurde zwar erstiegen, war jedoch um 3 Uhr wieder verloren. Die Russen richteten Feldbatterien gegen die Kehle des Malakoff und schickten sich an, sie zu stürmen; aber um 4 Uhr befahl Gortschakoff den allgemeinen Rückzug. Er ließ zu dessen Deckung die Barrikaden hinter den Abschnitten der Stadt- und Vorstadtseite durch frischgebliebene Regimenter besetzen und ordnete an, daß mit Einbruch der Dämmerung die Truppen der Stadtseite an das Fort Nikolaus zur Brücke und die der Vorstadt an das Fort Paul zur Einschiffung geführt werden sollten. Es geschah pünktlich; auf den nichtgenommenen Werken standen Abends 9 Uhr nur noch schwache Detachements von Freiwilligen und Kanonieren, welche ein mäßiges Feuer unterhielten; um 11 Uhr zogen auch diese ab. Ihnen folgten die Besatzungen der Barrikaden. Mit dem Verlassen der Werke sprengten die Russen ihre Pulvermagazine, im Ganzen 35. — Morgens 8 Uhr am 9. September wurde das Abbrechen der Floßbrücke begonnen; was noch an Truppen diesseits der Rhede war, wurde nach der Nordseite übergeschifft. — Pelissier ahnte nicht, daß Gortschakoff's Rückzugsgedanken wirklich zur That wurden; er rüstete sich zu neuen

Kämpfen für den 9.; daher fand auch keine Verfolgung statt. Uebrigens hatten die Russen durch die Energie ihres Widerstandes (sie verloren gegen 13,000 Mann) ihre Gegner, welche fast 10,000 Mann verloren, so konsumirt, daß dadurch wie bei Zorndorf ihr Rückzug ermöglicht worden wäre, auch ohne daß in der Nacht vom 8. auf den 9. das unheimliche Auffliegen der Magazine ihre Fersen deckte.

Es ist von russischen Offizieren behauptet worden, daß das Festsetzen der Franzosen im Korniloff-Bastion und somit das Gelingen des Sturmes nur dadurch herbeigeführt wurde, weil jene Schanze eine geschlossene war. Abgesehen von den allgemeinen Verhältnissen, welche Gortschakoff's Rückzug doch endlich bestimmt hätten, möchte jene Behauptung gegründet sein. Die Russen besaßen einen breiten Manövrir-Raum hinter dem Hauptwall, wodurch die offensive Vertheidigung mittelst Angriffe der Reserven auf die eingedrungenen Feinde wesentlich erleichtert war. Eine solche offensive Vertheidigung lag aber ganz in den Bedingungen, unter welchen zwei gewaltige Armeen hier einander gegenüber standen. Sebastopol war anfangs eigentlich ein Waffenplatz, später ein verschanztes Lager, zuletzt ein starkes Defensiv-Schlachtfeld oder auch ein riesiger Brückenkopf. Die Vorwerke außerhalb der Hauptlinie waren daher mit Recht geschlossene Schanzen; in der Hauptlinie aber durften besonders wichtige Werke wie das Korniloff-Bastion höchstens durch einen leichten, von rückwärts durch Artilleriefeuer zerstörbaren Kehlschluß zu halboffenen Schanzen gemacht werden. Der Feind wurde dann verhindert, rasch durch die Kehle einzudringen, ohne daß die Russen die Möglichkeit der Wiedereroberung verloren. —

Konnte man bei einem großen umschanzten Raume, wie ihn die provisorischen Befestigungen Sebastopol's darstellten, die Erfahrung machen, daß auch das stärkste Bombardement einen Platz — wenigstens für den Fall, daß er nicht gänzlich eingeschlossen ist — allein nicht zur Uebergabe nöthigt: so zeigte sich dagegen bei einer kleinen Festung bald darauf dieses Mittel als genügend. Das Fort Kinburn, mit 50 Geschützen schwachen Kalibers und 1420 Mann Besatzung, ergab sich am 17. Oktober nach 4½ stündiger Beschießung aus schwimmenden Batterien, Kanonenbooten, Fregatten, Linienschiffen und Landbatterien, weil im Innern der Brand der Gebäude, außen der drohende Sturm der auf die Kehlmauer anrückenden Landtruppen den Kommandanten bedrängte und keine Aussicht auf Rettung vorhanden war. Mit Unrecht schreibt man diesen sehr natürlichen Erfolg zum großen Theile den vom französischen Kaiser erfundenen schwimmenden Batterien zu.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben
von
v. Witzleben,
General-Lieutenant z. D.

1877.

Drittes und viertes Heft.

Inhalt:

Die preußischen Kriegsberichte der beiden schlesischen Kriege.
Von Joh. Gust. Droysen.

Berlin 1877.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Die preußischen Kriegsberichte der beiden schlesischen Kriege.

Herausgegeben von

Joh. Gust. Droysen.

Vorbemerkung.

Seit dem Abdruck der lettres d'un officier prussien (Beiheft IX. 1876) haben sich einige weitere Notizen zu denselben gefunden, die dem Herausgeber bemerkenswerth genug scheinen, um dieselben der Fortsetzung dieser Publikation vorauszuschicken.

Von den dort mitgetheilten Kriegsberichten sind mehrere nur in Abschriften erhalten, die die Anmerkungen als „Handschriftlich von Schreibers Hand" bezeichneten, gelegentlich mit der Angabe, daß an mehreren von ihnen desselben Schreibers Hand zu erkennen sei. Bei weiteren Nachforschungen, die namentlich Dr. Koser bei der Bearbeitung der preußischen Staatsschriften dieser Kriegsjahre zu machen veranlaßt war, hat sich feststellen lassen, daß die gleiche Hand dieser Abschriften die Fredersdorfs, des Geheimen Secretärs des Königs, ist, wodurch die Vermuthung, daß diese Schriftstücke unmittelbar von dem Cabinet des Königs ausgegangen sind, ihre volle Bestätigung erhält. Es sind die Stücke I. II. III. IV. PS. zu VIII. XVIII. XIX.

Eine zweite Bemerkung betrifft die Stücke XX. XXI. XXII. Es ist in dem einleitenden Aufsatz „Kriegsberichte Friedrichs des Großen aus den beiden schlesischen Kriegen" (Beiheft IX. 1876, p. 12) bemerkt worden, daß der Bericht (XXII.): Chrudim, 1. Mai 1742 von dem Flügeladjutanten Obrist v. Borcke geschrieben und von dem Könige durchcorrigirt sein müsse. Seit Kurzem sind in das Geh. Staats-Archiv aus dem Familienarchiv der Grafen v. Borcke unter anderen Papieren die angeführten drei Lettres d'un officier prussien gekommen; es sind die originalen Concepte von des Obristen v. Borcke's Hand, mit zahlreichen eigenhändigen Correcturen des Königs.

Es muß einem neuen Abdruck der Kriegsberichte vorbehalten bleiben, die zum Theil sehr charakteristischen Verbesserungen des Königs aufzuführen. Hier genüge es zu bemerken, daß in XX. alinea 3 gleich im Anfang (p. 353) der König eingeschaltet hat: S. M. pour rapprocher des troupes vers Brunn ayant donné ordre au bataillon du R. de Maurice en quartier à Caub et au régiment de Sydow en quartier à Dirnholtz de prendre les postes de Tracht et Luntenburg, woraus das verkehrte au bataillon du Prince Maurice, das aus unkundiger Abschrift in die gedruckten Texte übergegangen ist, beseitigt wird. Es mag noch bemerkt werden, daß die Vermuthung, die Schlußworte von XXII seien nicht von Borcke sondern von Friedrich II. selbst, sich bestätigt hat; der König hat den Satz: L'on est bien malheureux lorsqu'on n'a des ressources que dans les mensonges u. s. w. eigenhändig hinzugefügt.

Aus dem zweiten schlesischen Kriege 1744—45.

Dem erregteren Verlauf des zweiten schlesischen Krieges entsprechend sind die officiellen Berichte über denselben eingehender, von größerer Mannigfaltigkeit des Tons, von bedeutenderem Inhalt.

Da die Berichte aus diesem Kriege mehrfach noch weitere Erläuterungen fordern als in der Untersuchung über ihren Ursprung gegeben worden sind, so scheint es angemessen, dieselben nach den Abschnitten, in denen dieser wechselvolle Krieg verläuft, zusammenzufassen und für die Berichte jedes dieser Abschnitte die nöthigen Bemerkungen vorauszuschicken.

A. Der Krieg in Böhmen 1744.

Friedrich II. unternahm den Feldzug nach Böhmen nach einem mit dem französischen Hofe und dem Kaiser verabredeten Kriegsplan, der ein rasches und glänzendes Ergebniß zu verbürgen schien.

Daß die Königin von Ungarn den Kaiser, aller Friedensbemühungen, aller Mahnungen Friedrichs II. und anderer Reichsfürsten ungeachtet, aus seinen Erblanden vertrieben hatte, ihn in Frankfurt so gut wie eingeschlossen hielt, seine Truppen über den Rhein und auf französisches Gebiet sich zurückzuziehen zwang, war der formale Rechtsgrund für Friedrich II., die Waffen von Neuem zu ergreifen. Es geschah in der Form, daß er mit andern Reichsfürsten eine Union zur Vertheidigung des Reichsoberhauptes und zum Schutz der Reichsverfassung schloß; er ließ die Hälfte seines Heeres unter der Bezeichnung einer „Kaiserlichen Auxiliararmee" ins Feld rücken. Es geschah in der Zeit, wo die meisten oder doch die besten Truppen der Königin von Ungarn unter der Führung des Prinzen Karl von Lothringen, nach dem glänzend ausgeführten Uebergang über den Rhein, im Elsaß bis in die Nähe von Straßburg und in die Pässe von Zabern vordrangen, während schleunigst den französischen und kaiserlichen Truppen dort von der Armee in Hennegau und in Flandern Verstärkungen zugeführt wurden und Ludwig XV. selbst nach

Metz vorauseilte die Führung zu übernehmen (Anfang August). Der Verabredung gemäß sollte die so verstärkte französische Armee im Elsaß den Prinzen von Lothringen festhalten, bis der preußische Einmarsch nach Böhmen geschehen sei, dann, wenn der Prinz von Lothringen zur Deckung Böhmens zurückeilte, ihm den Uebergang über den Rhein so schwer als möglich machen, ihm bei seinem weitern Rückzug auf den Fersen bleiben, so daß er Batthyany, der mit 20,000 Mann in der Oberpfalz stand, entweder überhaupt nicht oder nur mit den Trümmern seiner Armee erreichte, während die kaiserliche Armee, von Frankreich möglichst verstärkt, rechts die Donau hinab nach Passau eilen sollte, um die Pässe zu gewinnen, die nach Budweiß und der oberen Moldau führen. Friedrich II. selbst gedachte, nach raschem Zuge durch Sachsen, den kaiserliche Requisitorialschreiben an den Hof zu Dresden ihm reichsverfassungsmäßig ermöglichten, sich ohne Zeitverlust Prags Meister zu machen und dann die Moldau aufwärts zu eilen, um Anfang Oktober den Kaiserlichen über Budweiß die Hand bieten zu können.

Er war Anfang September vor Prag, er hatte die Stadt am 5. September zur Uebergabe gezwungen, er stand am 1. Oktober längs der oberen Moldau bis Budweiß hinauf. Er ahnte nicht, daß die Verbündeten im Elsaß den Prinzen von Lothringen ungestört über den Rhein hatten entkommen lassen, daß sie ihn mit jedem Tage mehr Vorsprung gewinnen ließen, daß Ludwig XV. statt ihm zu folgen sich südwärts wandte Freiburg zu belagern, und die kaiserliche Armee unter Seckendorf erst am 2. Oktober Donauwörth erreichte, wo er weitere vierzehn Tage zögerte, um die versprochenen französischen Hilfstruppen zu erwarten; er ahnte nicht, daß einstweilen der Dresdener Hof sich mit dem Wiener verständigt hatte und daß 20,000 Mann Sachsen über Eger im Anmarsch seien, sich mit Batthyany und den etwa 50,000 Mann, mit denen der Prinz von Lothringen am 26. September über Taus nach Böhmen eingerückt war, zu vereinigen.

Der Versuch des Königs, über Moldau-Thein und Wodnian vorstoßend, den Feind, den er von Pilsen her erwartete, zu treffen, mißlang und gab demselben Zeit an die Moldau zwei Märsche weiter stromab zu marschiren, um, den rechten Flügel der preußischen Armee umgehend, sich zwischen diese und Prag zu stellen.

Nur durch einen raschen Rückmarsch über Tabor und bis zur Sassawa rettete der König seine Verbindung mit Prag; aber er erkaufte diese Sicherstellung mit dem Verlust von Budweiß, Frauenburg, Tabor, mit dem Verlust einiger Bataillone, die er in diese festen Plätze gelegt hatte. Ein zweiter Versuch, den Feind bei Marschowitz zu einer Schlacht zu zwingen, scheiterte an der unangreifbaren Stellung der Gegner, die dann sofort an dem linken Flügel der preußischen Armee vorüber nach der Sassawa und weiter nach Kuttenberg und Kollin zu marschirten, die Verbindung der preußischen Armee mit Schlesien bedrohend.

Den weiteren Verlauf dieses Feldzuges ergeben die Berichte über denselben, insonderheit diejenigen, welche nicht gedruckt worden sind.

Es ist in den früheren einleitenden Untersuchungen angeführt worden, daß der König den Geheimrath Duhan de Jandun mit ins Feld genommen hatte, um durch ihn die Kriegsberichte für die Zeitungen schreiben zu lassen; die von dessen Hand geschriebenen, welche noch vorliegen, lassen nicht mit Sicherheit erkennen, ob sie von ihm verfaßt oder nach den Concepten des Königs ausgearbeitet, vielleicht nur ins Reine geschrieben sind. In den vier letzten Stücken dieses Abschnittes würde man auch ohne die originale Handschrift, die von dreien derselben noch vorliegt, die Feder des Königs wiedererkennen.

I.

Lettre d'un officier prussien à un de ses amis.[1])

du camp de Budin en Bohème le 30 d'août 1744.

Monsieur,

Vous avez exigé de moi, quand je pris congé de vous[2]), que je vous fisse le détail de nos opérations. Je vous l'ai promis, et je m'en acquitte. Nous avons traversé la Saxe très-promptement, et en observant un ordre très-rigoureux. Nous avons pris notre premier camp à Peterswalde, l'artillerie qui remonte l'Elbe a été arrêtée dans son chemin, les Autrichiens ayant bouché[3]) le cours de cette rivière par des canots chargés de pierres, qu'ils y ont enfoncés, et en occupant le château de Teschen, qui commande toute cette contrée. L'Elbe a été débouchée, le château pris par le Lieutenant-Colonel Kahlbutz, la garnison, consistant en

---

[1]) Handschriftlich. 1. Das Original von des Königs Hand, ohne Ueberschrift. Mit Bleistift ist von Duhan de Jandun darüber geschrieben: du camp de Budin le 30. d'août 1744.

2. Abschrift von Duhan's Hand mit der Ueberschrift: Lettre d'un officier prussien à un de ses amis, du camp de Budin le 30. d'août 1744.

3. Abschrift von Schreibers Hand, der Podewils die Ueberschrift giebt: Lettre d'un officier prussien de l'armée prussienne auxiliaire de l'Empereur à un de ses amis, du camp de Budin en Bohème le 30. d'août 1744.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 15. Septbr. Ebenda Anzeige des französischen Druckes. — In der Schlesischen Zeitung vom 19. September.

[2]) Der König schrieb à notre congé, darüber ist mit Bleistift von Duhan's Hand geschrieben wie im Text steht.

[3]) Der König hatte gâté geschrieben und corrigirte bouché.

1 capitaine, 2 officiers et 90 hommes[1]), a été faite prisonnière de guerre, et la navigation[2]) poursuivie sans autre empêchement. Le régiment de Hacke a donné la chasse depuis à un corps de Pandoures et les a délogés jusqu'à Toeplitz, de tous leurs points d'appui.

Le Roi a poussé depuis une avant-garde vers Prague, et l'armée l'a suivie jusqu'à Budin, qui est l'endroit, où nous passerons l'Egra. C'est dans ce camp, que le Colonel de Zieten des hussards[3]) nous a mené 40 prisonniers qu'il a faits sur les Autrichiens, tous hussards du régiment de Baronay. L'ennemi a eu 60 hommes de tués, nous avons un homme de mort, un officier et 12 hommes blessés. Le corps du Prince Charles nous a joints hier, demain nous poursuivons notre route et après-demain nous serons à Prague. Dieu merci l'armée est sans malades et sans désertion. Je me réserve à vous faire des détails plus circonstanciés, lorsque les matières mériteront plus votre attention, étant etc.

II.

Lettre d'un officier prussien.[4])

du camp devant Prague le 9 de sept. 1744.

Monsieur,

Pour continuer le détail, que j'ai commencé dans ma précédente, je vous dirai, que nous passâmes l'Egra le 1. de ce mois, et que le lendemain nous arrivâmes devant Prague. Dès le 3 nous jetâmes un pont sur la Moldau pour la communication de notre armée avec celle du Maréchal de Schwerin et du Prince Léopold d'Anhalt, qui s'étoient rendus devant Prague presque en même temps que nous. Quelques jours après nous construisîmes un autre pont sur la même

---

[1]) Der König schrieb hommes prisonniers de guerre, Duhan hat hommes ont été faits prisonniers mit Bleistift übergeschrieben.

[2]) a été mit Bleistift in 1. von Duhan zugefügt.

[3]) le Colonel des hussards de Zieten in Abschrift 2.

[4]) Die Ueberschrift von Ilgens Hand in der zweiten Abschrift.
Handschriftlich 1. von Duhan's Hand ohne Ueberschrift.
2. Von Duhan's Hand mit der Ueberschrift von Eichels Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 19. Septbr.
Französischer Druck angezeigt in der Haudeschen Zeitung vom 19. Septbr.
Eichel an Podewils 19. Septbr. sagt von dieser Relation: „sie ist von Herrn Duhan nach Relation einiger Officiere aufgesetzt."

rivière et nous achevâmes d'investir la ville. Le 6 on apprit qu'un détachement de troupes autrichiennes étoit arrivé à Beraun, et le Roy y envoya d'abord le Général-Major de Hacke avec 5 bataillons et des hussards, qui se trouvèrent bientôt engagés avec l'ennemi. La cavalerie autrichienne attaqua nos troupes avec beaucoup de vigueur, mais notre infanterie en soutint le choc sans s'ébranler et l'obligea ensuite à la retraite, nous cédant le champ de bataille et l'honneur du combat. Les ennemis y ont perdu environ 300 hommes, entre lesquels on compte le Colonel Comte de Traun,[1]) et plusieurs autres officiers. Nous avons fait plusieurs prisonniers, entre lesquels se trouvent un major, un capitaine et un lieutenant de cavalerie. Le nombre de leurs blessés est très-considérable. Notre perte ne monte qu'à un officier et 44 hommes tués outre environ 150 blessés. Un colonel des nôtres ayant été blessé au pied et s'étant retiré derrière la ligne pour se faire panser, a eu le malheur de tomber entre les mains des hussards autrichiens, qui l'ont fait prisonnier. Dèsque le Roi eut appris que Mr. de Hacke étoit aux prises avec les ennemis, il envoya un corps de cavalerie pour le soutenir; mais ce Général n'en a pas eu besoin, la cavalerie ennemie s'étant déjà retirée et ayant repassé la Beraun avant l'arrivée de la nôtre. Tout le détachement de Mr. de Hacke est retourné au camp devant Prague le lendemain de l'action dont je viens de vous faire le détail. Nous sommes présentement occupés à faire des préparatifs pour assiéger Prague dans les formes, n'ayant pu en commencer le siége avant l'arrivée de notre grosse artillerie, qui a été retardée par les mauvais chemins et qui ne pourra être en batterie que le 11 ou le 12 de ce mois. J'espère, que dans peu j'aurai occasion de vous mander des nouvelles intéressantes, et en attendant ce plaisir, je vous prie de me continuer l'honneur de votre amitié et d'être persuadé que je suis etc.

---

[1]) de Taun schreibt Duhan 1., de Faun Duhan 2.

III.

Schreiben eines preußischen Offiziers [1])

aus dem Lager vor Prag, den 13. Septbr. 1744.

Nachdem die Batterie auf des Feld-Marschall Graf Schwerin Attaque gegen den Cziska-Berg, welcher considérable Posten einen Theil der Stadt und der herum gelegenen Gegenden commandiret [2]), die Nacht zwischen dem 11. und 12. zur perfection gebracht worden, hatte besagter Feld-Marschall auf Ordre Sr. Königl. Majestät die disposition gemacht, nicht allein des Feindes Werke auf dem Cziska-Berge, sondern auch die zwei darunter gelegene Werke, so der Feind neu im Felsen ausgehauen und wohl besetzt hatte, zu attaquiren.

Diesem zu Folge, waren zu besagten Sturm der Oberste Brandeis mit 4 Comp. Grenadr. und der Maj. Grumbkow, denselben mit 2 Comp. zu souteniren, nach Mittage um 1 Uhr commendiret. Nachdem nun [3]) obenbenandte Batterie mit einigem succes angefangen hatte auf des Feindes Werke auf den Cziska zu feuren, und der Feld-Marschall Schwerin, wie auch des Feld-Marschalls, Erb-Prinz Leopold von Anhalt Durchl. um 10 Uhr Vormittags [4]) aus des Feindes contenance [5]) einige mouvements wahr nahmen, so befahlen sie dem Obrist Lieut. Kalbutz, welcher mit seinem Grenad. Battail. bestehend aus den beyden Grend. Comp. von alt Schwerin und Leopold Anhalt, [6]) so die Tranchée-Wacht hatte, nebst einigen Freiwilligen die attaque zu thun, welche auch gleich darauf [7]) mit solchem

---

[1]) Die Ueberschrift im Msc. 2 von Ilgens Hand.

Handschriftlich 1. Deutsch von unbekannter Hand, durchcorrigirt von Eichel.
2. Abschrift von Schreibers Hand, die nach Berlin gesandt wird, mit einem Schluß von Podewils Hand.
3. Französische vielfach corrigirte Uebersetzung von Podewils beginnend: comme la batterie.

Gedruckt: In der Haudeschen und Rüdiger'schen Zeitung vom 19. September, in der Schlesischen vom 23. Septbr. Französischer Druck angezeigt in der Rüdiger'schen Zeitung vom 19. Septbr.

Eichel schreibt an Podewils 13. Septbr. „Von dem Sturm der Ziskaschanze haben FM. Schwerin auf S. M. Befehl eine kleine Relation aufsetzen müssen, welche ich senden soll, um sie den auswärtigen preußischen Gesandten mitzutheilen." Die Handschrift in Nr. 1 sieht der Schwerins wenigstens ähnlich. Eichels Correcturen sind zum Theil aus dem folgenden Bericht (vom 17. Septbr.) oder wohl richtiger aus dem Concept zu demselben entnommen.

[2]) Der Satz „welcher . . . . commandirt" in 1 von Eichels Hand zugefügt.

[3]) „nun" hat Eichel statt „aber" corrigirt.

[4]) So in 1 statt „etwa 10 Uhr früh" von Eichel corrigirt.

[5]) So verbessert in 1 Eichel für „Continenz."

[6]) So corrigirt in 1 Eichel für „Leopold Dessau".

[7]) „Gleich darauf" Eichel 1 Zusatz.

succes geschahe, daß[1]) nachdem der Feind, als die Grenadier-Compagnie den Berg herauf kletterte einige Decharges gethan, und von den Freiwilligen und dem Grenad. Battail. die Schantze[2]) mit vieler bravour gleich erstiegen[3]) ward, der Feind sich aus der Schantze und nach den beiden darunter gelegenen Werken retirirete,[4]) wärender solcher Zeit die beyden Herrn Feld-Marschalls von denen Batterien auf letztere beide Wercke[5]) feuren und einige Bomben werffen lassen.[6])

Sobald nun der Oberst Brandis mit seinen 4 Compag. nebst dem Major Grumbkow an der Hand waren[7]), so ward letzterer so gleich[8]) commendiret, die übrigen beyden Werke zu attaquiren, woraus denn auch der Feind nach wenigem Widerstande vertrieben und nach der Stadt zu weichen gezwungen wurde.[9])

Bei diesen attaquen sind unserseits nicht mehr als 6 Mann todt geblieben und 8 Grenad. blessirt worden. Nach Mittage langeten auch Se. K. M. in hoher Person selbst auf diese eroberte Posten an, und ertheilten Dero Ordre an beyderseits Feld-Marschalls zu Erweiterung der Tranchées und Anlegung einer neuen breche batterie, woran auch mit gutem succes die Nacht vom 12. bis 13. gearbeitet worden, und hoffet man die folgende Nacht, die heut vermuthete schwere Artillerie auf beregter batterie auf zu bringen, um auf das Niclas und St. Petri bastion und der Courtine des neuen Thors breche zu legen.

Sonsten[10]) haben wir das Unglück gehabt, daß des Markgrafen Karls Königl. Hoheit Herr Bruder, des Prinzen und Markgrafen Wilhelm Königl. Hoh. General-Major und Commandeur der Königl. Garde gestern Nachts bei Eröffnung der Trancheen von Praage, und da sie als General-Major du jour in den Approchen commandiret,[11]) durch einen von ungefähr aus der Stadt geschehenen unglücklichen Kanonenschuß getödtet worden, und dero heldenmüthigen Geist aufgegeben, durch welchen schweren Verlust dieses braven

[1]) Ursprünglich: „daß nachdem der Feind einige Dechargen als sie den Berg heraufkletterten gethan, hatten sie sich gleich retiriret und ward von", corrigirt von Eichel.

[2]) Die Schanze fügt Eichel hinzu.

[3]) Ursprünglich: „erstiegen da inzwischen der Feind sich nach den beiden", von Eichel corrigirt.

[4]) Ursprünglich: „retirirte auf welche wärend der Zeit", von Eichel corrigirt.

[5]) „Auf — Werke", Zusatz von Eichel.

[6]) Ursprünglich: „lassen. Mittlerweile daß sie sich nach dem Cziska-Berge verfügten und da sie von da des Feindes continentz wahrnahmen und inzwischen auch der Obrist Brandis". Die Correctur von Eichel giebt den Text.

[7]) Ursprünglich: „angelanget waren".

[8]) Ursprünglich: „auch gleich".

[9]) Ursprünglich: „worauf sie denn auch gleich den Feind nach wenig Widerstand vertrieben. Bei . . ." von Eichel wie im Text steht corrigirt.

[10]) Der folgende Zusatz ist von Podewils Hand.

[11]) Der Satz „und da sie . . . commandiret" ist von Ilgen an den Rand geschrieben.

und tapferen Prinzen, der in dem letzten Kriege bei der Bataille von Mollwitz und sonsten bei allen Actionen so viele Marquen seiner ausnehmenden Bravour gegeben, Sr. Königl. Maj. und das ganze Königl. Haus aufs empfindlichste touchirt worden.

IV.

du camp devant Prague le 14 de septembre 1744.[1])

Monsieur,

Je vous ai déjà mandé que Prague étoit assiégée dans les formes. Nous ouvrîmes la tranchée la nuit du 10 au 11 de ce mois, et nous attaquons la place en trois endroits, tant par son grand que par son petit côté. Le Maréchal de Schwerin qui commande à l'une des attaques ayant d'abord fait travailler à une batterie, elle fut perfectionnée la nuit du 11 au 12, et nous ne tardâmes pas à nous en servir utilement. Dès le 12 le Roi donna ordre d'attaquer non seulement un fort situé sur le mont Cziska qui commande la ville et les autres hauteurs voisines, mais encore quelques ouvrages avancés qui sont taillés dans le roc, et qui incommodoient nos approches. Le Colonel de Brandeis et le Major de Grumbkow furent chargés de cette attaque. Ils avoient sous leurs ordres 6 compagnies tant grenadiers que mousquetaires, et ils ne devoient commencer à agir qu'à 1 heure après-midi. On fit, en attendant le moment de l'attaque, feu de la batterie dont je vous ai parlé, et il fut assez vif, pour incommoder extrêmement ceux qui défendoient le fort du mont Cziska. Le Maréchal de Schwerin et le Prince Léopold s'aperçurent à la contenance de l'ennemi, qu'il pensoit à la retraite, et dès les 10 heures du matin ils commandèrent le Lieutenant-Colonel Kahlbutz avec son bataillon et quelques volontaires pour insulter l'ennemi dans son fort. Les Autrichiens n'attendirent pas l'assaut; après quelques décharges faites sur nos troupes dans le temps qu'elles grimpoient sur les hauteurs, ils quittèrent la place et se retirèrent dans les deux ouvrages extérieurs voisins du fort qu'ils venoient d'abandonner. Ils n'ont pas même défendu ces ouvrages avec plus d'opiniâtreté que le fort du mont Cziska; l'approche du Colonel de Brandeis et du Major de Grumbkow, précédée de quelques volées de canon et de

---

[1]) Handschriftlich zwei Abschriften von Duhans Hand, die eine nach Berlin gesandt. Nicht gedruckt.

Dieser Bericht, wohl vom Könige selbst concipirt oder dictirt, ist insofern besonders lehrreich, als er den vom 13. sichtlich umarbeitet.

quelques bombes les détermina à la retraite, et ils rentrèrent dans la ville sans nous avoir causé d'autre perte que celle de 6 hommes tués et de 8 grenadiers blessés. Le Roi visita ce même jour les forts que ses troupes venoient d'emporter à sa vue, et il donna ses ordres pour avancer les tranchées, et construire une nouvelle batterie. Nous y avons déjà placé la grosse artillerie qui est arrivée hier au soir, et avec laquelle nous foudroyons les bastions le St. Nicolas et le St. Pierre, aussi bien que la courtine de la porte-neuve. Iugez de l'état d'une place que l'on bat en brèche et qui n'a point de secours à espérer. Le succés de la journée du 12 de septembre auroit été complet sans un accident imprévu, qui nous a causé une douleur sensible. C'est la mort du Margrave Guillaume, cousin de S. Majesté et colonel du régiment des gardes. Ce Prince regardant la prise des forts dont je viens de parler, a été tué d'une volée de canon et a fini de trop bonne heure une carrière qui auroit dû être bien plus longue, si la mort savoit épargner le mérite et pouvoit être touchée de nos regrets. J'ai l'honneur d'être avec etc.

V.

Lettre d'un officier prussien.[1])

du camp près de Bistritz le 22 de septembre 1744.

Monsieur,

Vous avez vu par ma dernière lettre, que le 14 de ce mois nous battions en brèche la courtine, qui est entre les bastions le St. Nicolas et le St. Pierre. Ce même jour notre artillerie mit le feu à un moulin construit sur la Moldau du bas-côté de la vieille-ville, et comme les écluses furent d'abord détruites, la place nous devint accessible suivant que nous l'avions espéré. Le commandant fit alors battre la chamade et il offrit de capituler pour une partie de la ville, et de se retirer au Wischeradt, qui étant un lieu assez élevé forme une espèce de citadelle; mais le Roi ne jugea pas à propos d'accepter ses propositions, on lui fit même savoir, qu'il n'avoit d'autre capitulation à attendre que de se rendre prisonnier de guerre avec tout son monde, ce qui parut d'abord au commandant une condition insupportable. Le feu de l'artillerie qui avoit été interrompu, pendant les pourparlers, recommença donc le 15 au

---

[1]) Ueberschrift nur in den Drucken.
Handschriftlich in zwei Exemplaren von Duhan's Hand, von denen das zweite nach Berlin gesandt worden ist.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 29. September.
Französischer Druck angezeigt in der Haudeschen Zeitung vom 29. September, in der Schlesischen Zeitung vom 3. Oktober.

matin, et la vivacité de nos attaques donna de nouveau à penser au commandant. Il envoya sur les deux heures de l'après-midi faire de nouvelles propositions, consentant de remettre au Roi la ville de Prague tout entière, moyennant qu'il lui fût permis de sortir libre avec sa garnison, et qu'on lui accordât tous les honneurs de la guerre, ce qui lui fut absolument refusé. La nuit du 15 au 16 les batteries du Maréchal de Schwerin avancèrent fort la brèche dans la courtine à côté de la porte-neuve et l'on faisoit déjà des préparatifs pour donner un assaut, quand le commandant fit battre la chamade consentant à rendre Prague et à être fait prisonnier de guerre avec toute sa garnison. Cette garnison monte à plus de 14,000[1]) hommes et auroit apparemment défendu Prague plus longtemps, s'il n'eût fallu que de la bravoure pour la défendre. Quoiqu'il en soit, Prague s'est rendue après 6 jours seulement de tranchée ouverte, et elle ne nous a coûté que 40 hommes tués et environ 90 blessés. La capitulation fut signée le 26 par le Maréchal de Schwerin, et l'un de ses articles porte que les personnes, qui avoient des emplois au service de la Reine de Hongrie, pourroient sortir de la ville avec tout leur bagage. Le même jour nos troupes furent mises en possession de deux des portes de Prague, et l'on convint que le lendemain nous occuperions tous les postes de la ville, et de ses remparts; ce qui fut exécuté dans le temps marqué. Le 18 du mois fut aussi fixé pour l'entière évacuation de la place, et ce jour venu, toute la garnison autrichienne, consistant en 4 bataillons de troupes réglées, 800 Varasdins, 20 bataillons de milice, 120 hussards et 140 tant cavaliers que dragons, sortit de Prague après avoir mis les armes bas. Elle fut ensuite conduite prisonnière de guerre dans les divers lieux, que le Roi lui avoit assignés. Pour nous, nous décampâmes le 19 de devant Prague, et en trois marches nous sommes arrivés au camp près de Bistritz, dont j'ai l'honneur de vous écrire. Avouez, Monsieur, que nous ne perdons pas notre temps en campagne, et qu'on ne peut nous reprocher d'avoir laissé languir la ville de Prague. Si le Prince Charles est aussi vif que nous, la guerre assurément ne traînera[2]) pas en longueur. Je suis etc.[3])

---

[1]) In der nach Berlin gesandten Abschrift corrigirt in 16 000.

[2]) So die nach Berlin gesandte Abschrift, die andere hat tirera.

[3]) Podewils an Ilgen 27. Septbr. 1744. „S. M. habe befohlen, daß die Einlage den hiesigen Zeitungen gewöhnlicher Maaßen in teutscher Sprache übersetzt inserirt, auch sonst in beiden Sprachen publique gemacht werden soll. u. s. w.

Die Nachricht von der Einnahme Prags ist am 18. Abend in Breslau und wird am 19. September in einem Extrablatt der Schlesischen Zeitung, das zugleich die Hauptmomente der Vorgänge seit dem 10. Septbr. angiebt, dem Publikum mitgetheilt.

VI.

du camp près de Tzirnew le 4 d'octobre 1744.[1])

Monsieur,

Nous quittâmes le camp de Bistritz et nous arrivâmes à celui de Wotitz le 29 de septembre. Le lendemain nous apprîmes que le Général Nassau, qui avoit été détaché le 19 de l'armée avec 8 bataillons et 30 escadrons, s'étoit rendu maître de Tabor. Cette ville située sur une hauteur escarpée de tous côtés et ceinte d'une double muraille, nous a coûté 1 officier et quelques soldats, qui ont été tués en approchant de la ville. Mais dès que le commandant a été sommé de rendre la place, il a capitulé, et sa garnison est sortie forte d'environ 800 hommes. Notre armée campa près de Tabor pendant quelques jours; elle passa la Luschnitza le 1 d'octobre, et ce jour-là le Roi reçut nouvelle de la prise de Budweiss. Comme la garnison autrichienne qui gardoit cette place, étoit considérable, elle s'est bien défendue, mais il en a coûté cher aux Talpatches et aux Pandoures. Ceux-ci ayant fait une sortie, le Colonel-Hussard de Zieten, qu'ils attaquèrent d'abord, fit mine de se retirer à leur approche, et ce stratagème servit à les attirer plus loin de la place. Mr. de Zieten trouva moyen, après avoir passé un gué à l'insu des ennemis, de les environner avec son monde, et de fondre sur eux le sabre à la main. Il les mit alors en déroute et leur tua environ 60 hommes, après en avoir blessé un plus grand nombre et fait 40 prisonniers. Le Général Nassau, pour achever de déterminer la garnison à se rendre, fit jeter quelques bombes dans Budweiss, et cette ville ne tarda pas à capituler. La garnison en est sortie forte de près de 1500 hommes de Budweiss. Mr. de Nassau a marché à Frauenberg, qui a fait peu de résistance, mais où nous avons trouvé 11 pièces de canon de divers calibres. Après toutes ces expéditions le Général Nassau a rejoint l'armée avec tout son détachement, et comme le Colonel de Winterfeld s'étoit rendu maître de Teina quelques jours auparavant, nous avons marché de ce côté-là. Nous venons de passer la Moldau et nous sommes dans les environs de Wodnian, attendant de nouveaux événements dont je ne manquerai pas de vous donner avis, étant toujours avec beaucoup d'estime, Monsieur, etc.

---

[1]) Handschriftlich von Duhan's Hand.
Nicht gedruckt.

VII.

Lettre d'un officier prussien.[1])

de Bechin le 10 d'octobre 1744.

Monsieur,

Nous marchions au devant du Général Nassau, qui nous devoit rejoindre après avoir pris Tabor[2]), Budweis et Frauenberg, et nous étions arrivés près de Wodnian, quand nous reçûmes nouvelle de la perte du Lieutenant-Colonel Janus. Cet officier détaché de notre armée avec 150 hussards fut rencontré le 6 de ce mois aux environs de Muhlhausen par un parti de 500 hussards autrichiens, qui l'attaquèrent à l'improviste. Malgré toute sa valeur et sa vigoureuse défense il a succombé sous le nombre des ennemis; il a été tué, et nous avons perdu en cette occasion 80 hommes tant morts que prisonniers. Vous voyez, Monsieur, que je ne vous déguise pas la vérité et que je vous fais part du mal ainsi que du bien qui nous arrive. Je ne sais, si cette dernière affaire a enflé le coeur des Autrichiens, mais il faut que vous sachiez une bravade du Général de Nadasti, qui mérite d'être rapportée. Se trouvant le 7 de ce mois près de Tabor pendant que nous étions éloignés de cette place, il l'a envoyé sommer de se rendre, quoiqu'il n'eût sous ses ordres que des hussards et de la cavalerie, et que Tabor ne soit pas une ville à être prise d'emblée. Nous y avons bonne garnison et pour commandant un officier des plus résolus, savoir le Colonel Kalnein. Aussi la réponse qu'il fit à Mr. Nadasti, a fait comprendre aux Autrichiens, qu'on ne prend pas nos places avec de la cavalerie et sans ouvrir la tranchée, et Mr. Nadasti profitant de l'avis n'a pas jugé à propos de pousser sa pointe. Il s'est sagement retiré avant l'arrivée du secours, que nous avons envoyé à Tabor. Cependant nous repassâmes la Moldau à Teina le 8 de ce mois, parce que le

---

[1]) Die Ueberschrift nur in den Drucken.
Handschriftlich 1. von Duhans Hand, ohne Correctur.
2. von Duhans Hand, mit einigen im flüchtigen Schreiben ausgelassenen Stellen, die dann übergeschrieben sind; von Eichel durchgesehen und an einer Stelle erweitert.
3. die nach 2 in Berlin für den Druck gemachte Abschrift, mit einer Streichung am Schluß.
Gedruckt in der Haudeschen, Rüdigerschen Zeitung vom 3. Nov., in der Schlesischen vom 7. Novbr.
Französischer Druck angezeigt in der Rüdigerschen Zeitung vom 3. Novbr.

[2]) Tabor ist in 2 erst ausgelassen, dann übergeschrieben.

Roi[1]) ayant fait reconnoître par ses généraux la situation des Autrichiens, qui s'étoient postés dans des bois et des fonds inaccessibles, ne voulut pas qu'on les attaquât dans des endroits si avantageux à l'ennemi, et prit la résolution de marcher vers Tabor formant son arrière-garde des bataillons grenadiers de St. Surin et de Geist[2]) soutenus des deux régiments hussards de Zieten et de Busch. Cette arrière-garde a été attaquée hier par les Autrichiens. Ils avoient 4 à 5 mille tant Croates que Pandoures, outre 3000 hussards et quelques dragons, dont nous ne savons pas au juste le nombre[3]), commandés par les Généraux Nadasti, Ghilani, Trenck et autres. Ils tombèrent avec fureur sur nos gens, et tâchèrent de les accabler par leur nombre, mais tous leurs efforts ont été inutiles. Quoique Teina soit un endroit ouvert et sans défense, et qu'une grande partie du bagage de notre armée[4]) s'y trouvât rassemblée, ils n'en ont pu enlever une seule charette. Nos hussards à qui ils eurent affaire, ont même taillé 5 à 600 Pandoures en pièces, et fait un capitaine, deux lieutenants et 38 hussards prisonniers, sans qu'il nous en ait coûté que 10 grenadiers, 40 hussards et environ 100 hommes de blessés. Vous[5]) voyez, Monsieur, que si la fortune partage ses faveurs, nous ne pouvons nous plaindre de la part qu'elle nous fait, et en attendant les suites de cette guerre j'ai l'honneur d'être.[6])

---

[1]) In 2 hatte Duhan statt des folgenden geschrieben parceque le Roi formant notre arrière-garde des bataillons; er trug das Ausgelassene eng zwischen die Zeilen schreibend nach.

[2]) In 1 war Geist geschrieben und ist in Jeetze verändert; in 2 u. 3 steht Geist.

[3]) dont . . . . . nombre fehlt in 1, ist in 2 von Eichel hinzugefügt und in 3 mit abgeschrieben.

[4]) In 1 war erst geschrieben une grande partie de notre armée, es ist dann du bagage übergeschrieben; in 2 und 3 demgemäß.

[5]) In 3 ist diese Stelle vous . . . . nous a fait et gestrichen und sie fehlt im Druck.

[6]) Die Abschrift Nr. 3 ist am 2. Nov. in Berlin nach einer Angabe des Minister v. Borcke, und am 3. Nvbr. rescribirt der Minister Graf Podewils an den Geh. Rath Ilgen: „E. W. werden gütigst die Verfügung bei der Geh. Kanzlei zu machen belieben, daß unsern an fremden Höfen subsistirenden Ministri jeder ein Exemplar de la lettre d'un officier prussien de l'armée pp. du camp de Berlin de 10. Oct. unter Canzlei-Couvert mit heutiger Post unfehlbar zugesandt werden möge."

VIII.

Lettre d'un officier prussien.[1])

du camp près de Pischeli le 27 d'octobre 1744.

Monsieur,

Depuis le 10 d'octobre, qui est la date de ma dernière lettre, nous nous rendîmes en quatre marches au camp de Konopitz, où nous séjournâmes pendant huit jours, et où nous apprîmes ce qui s'étoit passé à Pardubitz. Cette ville dont la garnison consiste en un bataillon prussien commandé par le Colonel de Zimmernow, fut investie le 19 par 1500 grenadiers autrichiens soutenus de 600 hussards et d'un corps d'autres troupes venues de Moravie. L'attaque commença vers les 2 heures de l'après-midi, mais le siége n'a pas été de longue durée, car malgré l'inégalité des forces la garnison a si bien fait son devoir qu'après avoir tué 40 Autrichiens et en avoir blessé un plus grand nombre elle a trouvé moyen de faire encore 1 officier et 30 hommes prisonniers. Les Autrichiens, surpris d'une défense si vigoureuse, ont jugé à propos de remettre la partie à une autre fois et de se retirer dans les environs de la place. Ils ne nous ont blessé que 6 hommes, mais le Colonel de Zimmernow est de ce nombre, ayant un bras cassé, outre une blessure à la tête. Si l'affaire de Pardubitz ne vous paroît pas un événement fort considérable, en voici d'autres, que vous apprendrez sans doute avec plaisir. Le Roi ayant été averti le 23 de ce mois, que toute l'armée autrichienne étoit campée à Marschowitz, alla avec ses généraux dès le 24 au matin reconnoître la situation du camp des ennemis. L'après-midi du même jour toute notre armée marcha sur 8 colonnes et s'avança tellement que notre aile droite n'étoit qu'à un petit quart de mille de l'armée autrichienne. Nous passâmes sous les armes la nuit du 24 au 25 et dès le matin, le Roy à la tête de 4 bataillons de grenadiers soutenus des hussards de Zieten et de Natzmer, approcha de l'aile gauche des ennemis, s'étant posté sur une hauteur voisine de celle que les Autrichiens occupoient. Nous espérions d'engager l'ennemi à une bataille, mais il nous fut impossible de l'aborder. Il se trouva entre nous et lui un ruisseau dans un fond

---

[1]) Die Ueberschrift nur im Druck.
Handschriftlich drei Exemplare, zwei von Duhans Hand, 1. fast ohne Correctur, 2. ohne Correctur, ein 3., Abschrift für Berlin.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 10. November, in der Schlesischen vom 14. November.
Französischer Druck angezeigt in der Haudeschen Zeitung vom 10. Novbr.

si marécageux, qu'il ne nous permit pas d'aller en avant, et il ne se passa que quelques légères escarmouches entre les hussards autrichiens et les nôtres. Sur les 9 heures nous aperçûmes l'ennemi qui défiloit sur sa gauche, et notre armée fit alors un mouvement à droite, pour voir s'il y avoit moyen de le prendre en flanc. Étant près de Neveklau, nous trouvâmes entre nous et lui des étangs, des fondrières et des marais impraticables, qui empêchèrent notre cavalerie de l'aborder. Ainsi désespérant de l'attirer au combat nous prîmes le parti de revenir au camp de Konopitz, dont Sa Majesté détacha le Géneral de Nassau avec quelques régiments pour aller du côté de Cammersbourg.

Le 26 nous nous remîmes en marche, et après avoir repassé la Zassawa près de Porschitz, nous campâmes près de Pischeli, où Sa Majesté reçut en arrivant des nouvelles de Mr. de Nassau. Ce Général étant près de Cammersbourg trouva un corps d'environ 10 000 Autrichiens, consistant en 4000 hommes de troupes réglées et le reste en Pandoures et en hussards commandés par le Pr. Esterhasi, et les Généraux Ghilani, Deffini et Moratz qui s'étoient retranchés dans leur camp. Sans balancer Mr. de Nassau prit le parti de les attaquer. Il fit passer son infanterie par les défilés, qui le séparoient de l'ennemi, et disposa sa cavalerie de manière qu'elle pouvoit soutenir ses bataillons. Les Autrichiens, qui avoient vu tous ses mouvements sans s'ébranler, s'étonnèrent à l'approche de l'artillerie, dès les premières décharges ils quittèrent leur poste, et abandonnèrent Cammersbourg, dont Mr. de Nassau se saisit et se rendit en même temps maître du poste de Zassawa.[1]) Voilà, Monsieur, où nous en sommes présentement. Nous avons cherché l'ennemi partout où nous avons espéré de lė trouver, et nous sommes bien fâchés, que la saison avancée ne nous permette plus d'agir comme nous le souhaiterions, ni d'aller reprendre Tabor, que les Autrichiens ont trouvé moyen de nous enlever, depuis que nous nous en sommes éloignés. J'ai l'honneur d'être etc.

IX.

Hauptquartier Bohdanetz, 14. Nov. 1744.

Unter der Bezeichnung, Berlin 24. November bringen die beiden Berliner Zeitungen und am 28. November die Schlesische einen Artikel der beginnt:

„Man hat von der in Böhmen stehenden Königl. Preußischen Kaiserlichen Auxiliairarmee und zwar aus dem Hauptquartier Bohdanetz den 14. laufenden Monats folgende Nachricht erhalten. Nachdem S. K. M. der Oesterreichischen Armee gegen Chrudim, Czaslau und Kuttenberg u. s. w.

---

[1]) So 1 des postes, de la Zassava in 2 und 3.

Der Artikel ist nach Weisung von Podewils an Ilgen 23. Nov. aus dem Schreiben von Eichel an Podewils Bohdanetz 11. Nov. entnommen und bis auf kleine stylistische Veränderungen mit ihm übereinstimmend.

Es mag gestattet sein statt desselben aus einem Schreiben des Königs an Seckendorf die erste Hälfte, die die militärischen Vorgänge in Böhmen darlegt, einzuschalten, da dasselbe sicherer des Königs Gepräge trägt.

du quartier Général de Bohdanetz
ce 14 de novembre 1744.

Monsieur,

La dernière que j'avois reçue de votre part, étoit du 8. d'octobre, lorsque j'ai reçu, presque à la fois, les vôtres du 17 et du 31 du dit mois, par lesquelles j'ai appris avec une satisfaction infinie les progrès que vous avez faits en Bavière dont je vous félicite du meilleur de mon âme, ne souhaitant rien tant au monde que de voir succéder les entreprises que vous faites pour la bonnne cause de Sa Majesté Impériale. Comme vous désirez avoir de mes nouvelles sur ce qui s'est passé ici par rapport à mes opérations, je veux vous satisfaire par le petit mais sincère et véritable détail qui va suivre.

Lorsque j'avois pris Budweis et Tabor, je pris la résolution de passer la Moldau à Tein, dans le dessein d'attaquer le Prince Charles, qui selon les nouvelles que j'avois alors, devoit camper avec son armée auprès de Wodnian. Mais lorsque je fus arrivé vers les environs de Wodnian, j'appris qu'il campoit auprès de Mirotitz, qu'il faisoit construire six ponts sur la Mulda, et que le corps de l'armée saxonne qui étoit entré en Bohème, menant toute son artillerie avec soi, marchoit vers Prague, sur quoi je trouvois nécessaire de repasser la Mulda à Tein. Deux bataillons des grenadiers, soutenus des deux régiments des hussards, firent alors l'arrière-garde, laquelle fut attaquée à Tein par 4 mille Croates et Pandoures outre 3 mille hussards et quelques dragons, commandés par Nadasti, Ghilani, Trenck et autres. Ils tombèrent avec fureur sur nos gens, tâchant de les accabler par leur nombre, mais tous leurs efforts furent inutiles, et nos hussards taillèrent jusqu'à 600 Croates et Pandoures en pièces, et firent 1 capitaine 2 lieutenants et 38 hussards prisonniers, sans qu'il nous coûtât que 10 grenadiers 40 hussards, et environ 100 hommes de blessés.

Deux choses m'obligeoient alors à me rapprocher de Prague, 1° puisque je n'avois que 6 bataillons dans Prague, 2° qu'en partant de mon pays, je n'avois pris que pour un mois de la farine pour mon armée, et qu'il nous avoit été impossible d'assembler ni farine ni la moindre chose nécessaire à la subsistance de l'armée, ni à Tabor, ni à Budweiss, par rapport à la multitude des troupes légères qui nous empêchoient de faire entrer dans notre camp jusqu'à la

moindre chose. Comme je n'avois pas eu le temps de faire entrer assez de munition dans Budweiss et Tabor, et que les Autrichiens n'en avoient guère y laissée, j'aurois déjà évacué alors ces deux places, si je n'avois pas eu dans l'idée que le Prince Charles en passant la Mulda ne pouvoit avoir autre dessein, que de venir me combattre. Je fus informé bientôt, que le Pr. Charles avoit détaché une avantgarde de dix mille hommes vers Beneschau, ce qui fit que je détachois un corps semblable, qui gagna aussi Beneschau quelques heures avant les ennemis, sur quoi le Prince Charles marcha du côté de Marschowitz. Je conçus alors le dessein d'engager une affaire avec luy, et en conséquence de cela je marchois vers Marschowitz, mais j'y trouvois toute l'armée ennemie postée sur une montagne, la moitié dans un bois ayant au pied de la montagne un fond marécageux et sur la gauche du côté de Neweklau trois grands lacs, ainsi qu'il ne me resta d'autre terrain que pour former tout au plus 5 ou 6 bataillons. Ayant donc vu qu'il n'y avoit rien à faire là, je rentrois dans mon camp. Ayant appris alors, qu' un détachement de dix mille hommes sous le Général Ghilani s'étoit mis à marcher vers Kammerburg, j'y détachois le Général Nassau avec un corps à peu près semblable, qui les y trouva et les débusqua de leur poste qu'ils furent obligés de quitter avec confusion. Dèsque je m'aperçus que le dessein des Autrichiens étoit de ne pas combattre, j'envoyois des messagers à Tabor et Budweiss pour faire évacuer ces places, mais tous ces messagers n'avoient point trouvé moyen de rendre mes lettres aux commandants respectifs, ainsi que Tabor a été repris de l'ennemi par des bombes qui avoient mis en feu la ville, et Budweiss faute de poudre qu'on n'y avoit plus. En suite de cela le corps de Ghilani passa la Saszawa; le Général Nassau ayant appris que Ghilani vouloit marcher à Kollin, y marcha avant lui et s'y jeta, ce qui obligea l'ennemi à se replier vers Kuttenberg; et le Prince Charles ayant suivi la marche de Ghilani, passa aussi la Saszawa. Pour moi je marchois alors à Böhmisch-Brodt, et je pris le camp de Kauerzim que les Autrichiens vouloient prendre, tous leurs fouriers et fourierschützen y venant déjà pour tracer le camp.

J'ai détaché de là dix bataillons pour soutenir la ville de Pardubitz où j'ai un magasin et qui est un poste soutenable par la quantité des troupes qu'on y met. En suite de cela je pris le camp de Radieborz le même jour que les Autrichiens avoient envoyé leurs fouriers pour le prendre afin de me couper par là de Kollin. Les deux armées n'ont été plus éloignées là l'une de l'autre, qu'à un petit demi-mille, les Autrichiens s'étoient tous mis sur la hauteur d'une montagne où il y a une petite chapelle nommée St. Jean

Baptiste, et derrière les marais de Malleschau de façon que, postés comme ils étoient, il nous auroit été impossible de les attaquer. Les deux armées restèrent ainsi 5 jours en présence l'une de l'autre, et il ne se passa rien, hormis tous les jours des escarmouches des postes avancés les uns sur les autres. Le 8 de ce mois, la gelée étant plus forte qu'elle n'avait été, et les fourrages étant entièrement consumés, je résolus de passer l'Elbe pour mettre mon armée en cantonnement. Les ennemis s'étant imaginés alors, que j'allois abandonner Kollin, venoient le 9 à midi forts de 7 mille hommes pour attaquer ce poste, mais y ayant trouvé dix bataillons placés derrière de petites murailles dans le faubourg, ils en ont été repoussés comme il faut.

A présent nous sommes en position à pouvoir nous rassembler sur tel endroit où l'ennemi voudra tenter de passer l'Elbe. Le 13. l'ennemi décampa de la chapelle susmentionnée et marcha en front vis-à-vis de l'Elbe à Neuhoff; il fait actuellement des détachements derrière soi, pour occuper apparemment les endroits qu'il destine pour ses quartiers d'hiver. L'ennemi qui campe jusqu'ici pendant des gelées terribles et qui manque souvent de pain, doit avoir extrêmement ruiné son armée, tandis que la mienne est sous les toits, et, ayant Kollin et Pardubitz, cantonne tranquillement jusqu'à ce que l'ennemi se soit séparé.

La grande difficulté qu'il y aura, sera de pouvoir ramasser des fourrages pour l'année qui vient, et une cavalerie comme la mienne forte de vingt et deux mille chevaux avec tous les autres chevaux de l'armée qui montent jusqu'à 5 mille, nous obligeront de nous élargir dans nos quartiers autant que nous pourrons. La subsistance pour le courant de l'année nous sera très-difficile, et je ne vois encore point de jour pour pouvoir amasser deux mois des magasins pour l'année qui vient, la Bohême n'étant pas un pays fait pour que de grandes armées y puissent agir et subsister. Les Autrichiens ont si fort ruiné les endroits où ils ont été, que les paysans même ont quitté leurs demeures.

X.

Lettre d'un officier prussien à un de ses amis.[1])

Vous prétendez de moi des nouvelles et un détail circonstancié de la retraite du Général Nassau, ainsi que sa jonction avec le Roi. Je voudrois pouvoir vous satisfaire, mais je n'oserois me flatter d'autre chose, sinon de vous dire simplement la vérité. Comme[2]) je ne suis pas en état d'entreprendre l'apologie des troupes du Roi, vous vous contenterez de ce que j'ai vu, et je rendrai justice à l'ennemi comme à nous mêmes, n'attribuant à tous deux d'autre avantage que celui qu'ils auront effectivement remporté.[3]) Je lis très-volontiers une histoire, mais je ne saurois amuser mes amis avec des fables; je ne voudrois pas être officier autrichien et qu'on m'accusât d'être le mauvais gazetier de tout ce qui s'est passé dans cette dernière campagne en Bohême, entre autres de l'affaire de Beraune et de Teyne. Je vous ai déjà écrit que l'affaire de Beraune avoit été commencée avec un peu d'imprudence, mais achevée avec toute la valeur dont notre infanterie est sûrement capable; je vous ai avoué que la cavalerie autrichienne y fit des merveilles, attaqua[4]) par trois fois avec toute la bravoure imaginable un bataillon de nos grenadiers qui avoit fait le quarré[5]) qu'elle avoit pénétré à la troisième reprise, mais que pas un seul de ceux qui étaient entrés dans le carré[6]) n'en étoit ressorti, que nous leur avions fait plusieurs prisonniers de leur cavalerie, entre autres trois officiers, mais qu'en revanche leurs Talpatches cachés derrière les buissons et dans les fossés, nous avoient tué et blessé une cinquantaine de grenadiers, enfin qu'un canon n'ayant pu tourner sur le pont avoit renversé dans la rivière où il doit être encore[7]), quoique nous fussions restés

---

1) Die Ueberschrift im Msc.

Handschriftlich in einer festen und gewandten Hand — wohl von einem Militär. Die Correcturen von derselben Hand; einige von diesen lassen erkennen, daß die Niederschrift nach Dictat gemacht und dann durchgelesen und corrigirt, daß dann noch eine zweite Correctur, welche sich durch die blassere Dinte unterscheidet, vorgenommen ist. Größere Sätze, auch an den Rand geschriebene, sind zum Theil mit blasser Dinte so durchstrichen, daß sie unleserlich sind.

Dieser Bericht ist nicht gedruckt worden.

2) Dieser Satz Comme — du Roy ist an den Rand geschrieben.

3) Hier ließ der Schreiber den Satz: Je ne voudrois — en Bohème folgen, durchstrich ihn, und fügte ihn später an seiner Stelle ein.

4) Notre infanterie, das hier folgte, ist gestrichen.

5) Corrigirt für carré.

6) Ist nicht corrigirt.

7) Ist corrigirt für: et y étoit resté.

maîtres du champ de bataille. Voilà la vérité et de quelle façon l'affaire s'est terminée; lisez, je vous prie, à présent la gazette du camp autrichien. Quant à Teyne d'où Mr. de Trenck doit avoir chassé quatre de nos bataillons et même en avoir massacré une partie, je puis vous protester premièrement, il n'y avoit à Teyne que deux bataillons qui ont fort bien maintenu leur poste de l'autre côté de la Moldau, mais qui en se retirant ont perdu quelques grenadiers sur le pont; il est vrai que les Talpatches passèrent ensuite par la ville et se présentèrent vis-à-vis nos grenadiers dans la plaine pour attaquer leur arrière-garde, mais Mr. de Trenck ne disconviendra pas que nos hussards postés en embuscade lui sabrèrent 400 Talpatsches, qu'on a trouvés sur la place, sans les blessés qui se sont traînés dans la ville. Pourquoi donc un gazetier imposteur trompe-t'-il le public croyant par là faire honneur aux Autrichiens? Leur réputation n'est-elle pas assez bien établie pour refuter un homme qui se tue à écrire des actions qu'ils n'ont jamais faites? On convient certainement que les Autrichiens sont braves et qu'ils possèdent parfaitement cette vieille routine de guerre, dont Mr. de Traune sçait[1]) bien faire usage contre nous.

Je crois qu'on peut rendre la justice à ce vieux général qu'il se conduit en Bohême avec toute la prudence possible. On a écrit plusieurs fois de Vienne que si le Roi de Prusse avoit envie d'en venir à une action, l'armée autrichienne lui en procureroit sûrement l'occasion; le Roi l'a cherchée cependant inutilement, et malgré la difficulté du terrain s'est approché avec son armée à une portée de mousquet du camp de Marschowitz, mais l'ennemi avoit tant de défilés devant lui[2]) ou plutôt des montagnes si escarpées qu'il auroit fallu une armée de miquelets pour grimper dans son camp. Le Roi fut obligé de rentrer dans le sien à[3]) Benneschau, étant resté toute la nuit et jusqu'au lendemain midi en présence de l'ennemi. Mr. de Traune qui connoît trop bien les forces du Roi pour s'y exposer, nous a toujours côtoyés depuis notre départ de Benneschau, mais a su prendre des camps si forts, qu'il y auroit eu un désavantage certain à vouloir l'attaquer.

Le Roi après s'être approché de Kollin et y avoir campé pendant quelques jours, songea alors à donner du repos à son armée, laquelle en avoit[4]) grand besoin.

---

[1]) Corrigirt für sait.

[2]) et d ist beim Schreiben durchstrichen.

[3]) So für das ursprüngliche dans son camp de B corrigirt.

[4]) déjà war hinzugefügt, ist gestrichen.

Le 8 novembre nous passâmes l'Elbe en plein jour sans que les Autrichiens osassent rien entreprendre ni même attaquer notre arrière-garde; l'armée ayant passé, on commença à replier les ponts et le Roi prit son quartier à Kollin où il avoit laissé bonne garnison; le reste des troupes marcha dans les villages assignés le long de l'Elbe, depuis Nimbourg jusqu'au delà de Pardubitz. Sur les deux heures après midi, le Roi étant encore à table, un détachement de l'ennemi s'approcha de Kollin et commença à canonner[1]) nos bataillons qui gardoient les faubourgs; le feu de l'ennemi fut très-violent, dura jusqu'au soir, et nous tua un grenadier. Le Roy resta toute la nuit à Kollin qui fut encore canonné[2]) le lendemain matin, et[3]) avec moins de succés que le jour précédent. Sa Majesté dina encore en ville et se mit ensuite en marche pour Pardubitz. Vous n'ignorez pas que l'Elbe est une rivière qu'on peut passer presque par tout à pied et à cheval, ainsi je vous laisse à penser si les Pandoures et les hussards nous ont rendu visite dans nos cantons de rafraîchissement. L'ennemi qui apprend que notre armée est tout à fait dispersée, forme le projet de passer l'Elbe; la résolution prise, Mr. de Traun choisit l'endroit de l'Elbe le plus dégarni de nos troupes et le 19 à 5 heures du matin, l'armée ennemie protégée par trois batteries de canons, commence à défiler sur trois ponts. Les Autrichiens vous diront comme moi qu'un seul bataillon de nos grenadiers marcha droit à leur rencontre, leur[4]) disputa le passage pendant trois heures et demie, et que secourus à la fin par un autre bataillon, ils disputèrent encore le terrain pied pour pied à 2000 grenadiers autrichiens. Le bataillon de Wedell exposé tout ce temps à une si furieuse canonnade eut près de 100 hommes de tués et nombre de blessés, le bataillon de Buddenbrock n'en a eu que 15 ou 20, ce qui facilita la retraite du premier à qui il restoit peu de combattants. Un officier de hussards, qui devoit en porter la nouvelle au Roy, fut malheureusement tué dans le bois de Kladerup par un chasseur du pays. Le Roy (alors auprès de Bodanetz et à qui on assure que cette canonnade étoit[5]) à Kollin) n'apprend qu'à 9 heures du matin que l'ennemi a passé l'Elbe sur trois ponts proche de Semmin; il étoit trop tard alors de s'y opposer ayant deux milles à faire sans compter un affreux défilé[6]) depuis Bodanetz jusqu'à

---

[1]) So corrigirt für canoné.
[2]) Corrigirt für canoné.
[3]) So corrigirt für mais.
[4]) Ursprünglich et leur.
[5]) Corrigirt für est.
[6]) jus durchstrichen, da noch vorher depuis Bodanetz zu schreiben war.

Semmin. Le Roi fait rassembler une bonne partie de son armée espérant que l'ennemi paroîtra dans la plaine, il manquoit alors à S. M. 31 bataillons[1]) et 44 escadrons faisant partie de son armée. Mr. de Traun qui ne l'ignoroit pas, étoit cependant bien éloigné de vouloir nous attaquer. Il prend toutes ses mesures pour n'avoir lui-même rien à craindre, marche à Chlumetz où il appuie sa gauche, sa droite à Schischelitz; ce camp étoit non seulement très-fort, mais nous[2]) coupoit toute communication avec la garnison de Kollin, dont le Roy n'avoit aucune nouvelle, plusieurs chasseurs envoyés l'un après l'autre au Général Nassau avoient été pris ou tués par les hussards qui occupoient déjà tous les chemins. Le Général Nassau avoit non seulement ordre de maintenir son poste de Kollin, mais aussi de couvrir l'Elbe depuis Teinitz jusqu'à Podiebradt. Le 18. 2000 Pandoures et hussards avoient passé l'Elbe à Welldrup entre Kollin et Podiebradt, et commençoient à faire un abattis de bois lorsque deux bataillons arrivèrent de Kollin et les obligèrent, après avoir perdu beaucoup de monde, à repasser au plus vite. Nos hussards noirs passèrent aussi la rivière à leurs trousses et brûlèrent de l'autre côté le village qui servoit depuis quelques jours de retraite aux Pandoures. Un bataillon resta à Welldrup pour garder ce passage. Le 19 à 8½ heures du matin le Général Nassau apprend que toute l'armée autrichienne à passé l'Elbe proche[3]) Semmin et qu'une de ses colonnes marchoit vers Conarwitz à un demi-mille de Kollin. Le Général surpris de ne recevoir aucune nouvelle du Roy, fait sortir tout le bagage de la ville, et 5 bataillons pour présenter une tête en cas de besoin.[4]) Sur les trois heures après-midi les hussards et Pandoures chassés le jour précédent de Welldrup s'approchent jusqu'au pied de la potence de Kollin; le Général Nassau les fait d'abord attaquer, les rechasse pour la seconde fois et leur cache par là le projet qu'il avoit d'évacuer la ville.[5]) L'impossibilité qu'il y avoit de conserver longtems un poste qui d'ailleurs

---

[1]) de son armée durchstrichen, um eine Zeile später an rechter Stelle geschrieben zu werden.

[2]) nous ist übergeschrieben.

[3]) de gestrichen.

[4]) Statt de besoin war geschrieben: que l'ennemi vint à paroître. On fait d'abord revenir les postes le long de l'Elbe jusqu'à Jeinitz. Dies ist mit blasser Dinte so durchstrichen, daß es kaum mehr zu entziffern ist. Dann folgt am Rand ein doppelt so langer Satz, der mit blasser Dinte so durchstrichen ist, daß man nichts mehr davon lesen kann.

[5]) Für d'évacuer la ville haben vier andere Worte gestanden, die mit blasser Dinte unleserlich gemacht sind.

devenoit inutile, coupé par l'armée ennemie, voulant sauver, et ramener bientôt au Roy plusieurs bataillons dont S. M. pouvoit avoir besoin, étoient des raisons plus que suffisantes pour engager le général à quitter Kollin et[1]) se retirer en bon ordre. Le tems devenoit précieux, on[2]) établit d'abord un camp très-étendu pour en imposer à l'ennemi, et lui dérober la marche qu'on réservoit à la nuit; il prit effectivement le change et crut avoir du temps jusqu'au lendemain pour l'exécution destinée au Général Nassau. Le soir après avoir[3]) fait des feux comme à l'ordinaire dans les faubourgs,[4]) on retire[5]) les postes avancées, les portes de la ville sont fermées, et le reste de la garnison entièrement sorti[6]). Après que tout s'est retiré dans le silence, on coupe le pont par le milieu, et deux canons sont placés pour protéger les travailleurs. Notre petite armée campe tandis que le bagage défile derrière le camp vers Podiebradt[7]). A minuit les poutres étoient[8]) sciées, et le pont mis hors d'état d'être raccommodé dans quelques jours; les travailleurs finissoient précisément leur ouvrage, lorsqu'une centaine[9]) de Pandoures s'avança sur le pont, on les laissa approcher jusqu'au milieu où il étoit rompu; ils ne savoient pas ce qu'on leur réservoit, un canon chargé à cartouches et qui enfiloit le pont, leur fit une décharge si terrible, qu'une partie des Pandoures resta mort sur le pont, plusieurs tombèrent dans l'Elbe en jetant des cris affreux; le reste se retira au plus vite dans la ville, mais non avant que d'avoir encore essuyé un autre coup de canon placé à côté du pont et qui pointoit à la porte de la ville. Cette brutale réception nous priva pour quelques jours du plaisir de revoir les Pandoures. Le 20. à 2 heures du matin la queue de notre bagage étoit déjà loin, et nous ne tardâmes pas à la suivre. Plusieurs raisons engageoient le Général Nassau à marcher vers Podiebradt, il renforçoit par là son corps de quelques bataillons et escadrons postés le long de l'Elbe jusqu'à Nimbourg;

---

1) quitter Kollin et ist übergeschrieben.

2) Der Satz on établit .... au Général Nassau ist mit blasser Dinte an den Rand geschrieben.

3) Ursprünglich le soir on fait statt on mit blasser Dinte übergeschrieben après avoir.

4) dont le bagage est sorti à 7 heures du soir ist mit blasser Dinte sehr durchstrichen.

5) alors ist durchstrichen.

6) So statt des ursprünglichen est déjà au deçà de l'Elbe mit schwarzer Dinte corrigirt.

7) Hier am Rande zwei mit blasser Dinte durchstrichene fast unleserliche Zeilen pour en imposer l'ennemi et lui d . . . .

8) étoient corrigirt für das ursprüngliche entièrement.

9) So corrigirt für cinquantaine.

la marche d'ailleurs très-difficile qu'il preméditoit, lui annonçoit une disette de pain dont nous fîmes provision à Nimbourg pour 8 jours.

Ces deux renforts ne devoient pas peu contribuer au dessein que le général avoit de se rejoindre au Roy, premièrement il se rendoit plus respectable, ou trop pressé par l'armée ennemie, prévenoit la famine en cas qu'il eût été forcé de faire un plus grand détour. A huit heures du matin nous arrivâmes à Podiebradt où nous campâmes, on offre 1000 écus à un messager[1]) qui voudra porter une lettre au Roy et rapporter une réponse. Mais[2]) un messager pris par les hussards à un quart de lieue de notre camp met la terreur chez les autres[3]); il se trouve encore des intéressés, mais personne qui veuille être pendu. Le 21 avant le jour notre petite armée renforcée de 4 bataillons et de 15 escadrons rangée[4]) en ordre de bataille, fit[5]) simplement à gauche et défila dans cet ordre côtoyant[6]) toujours le bagage qui se trouva par là hors de toute insulte. Nous marchons vers Königsstättl toujours entre des étangs[7]) où l'on auroit beaucoup risqué de nous attaquer. Le général vouloit prendre son camp à Nepolis où la situation avantageuse nous promettoit quelque sûreté, et même des nouvelles du Roy ou de l'armée ennemie; mais celle-ci nous avoit prévenus, ce que nous ne sûmes qu'après avoir passé Königstättl, et que notre avant-garde sur la hauteur de Wulkow voit leur camp, proche Nepolis,[8]) et leur enlève une vingtaine de cavaliers qui étoient au fourrage. Il faut céder la place au plus fort, et replier vers Königsstättl. On y traçoit déjà le camp lorsqu'on vient annoncer une colonne de l'ennemi qui marche droit à la ville derrière nous; la quantité de bagage pouvoit dans ce moment nous être bien fatale. La ville et les chemins en étoient si terriblement remplis, qu'on ne pouvoit faire passer l'infanterie destinée aux endroits qui en auroient eu le plus de besoin. Le général envoie cependant ordre à 5 bataillons qui n'avoient pas encore passé la ville, de faire front à la colonne ennemie qui s'avance; six bataillons d'un autre côté sont d'abord rangés en bataille, enfin d'autres postés de façon à pouvoir bien défendre la ville.[9]) Ce

---

1) un messager ist mit blasser Dinte übergeschrieben.

2) mais ist mit schwarzer Dinte übergeschrieben.

3) Ursprünglich autres et personne qui veuille risquer d'être, die Worte des Textes sind übergeschrieben.

4) se mit, darüber mit schwarzer Dinte fut rangée, aber fut wieder gestrichen.

5) Ursrünglich fit ensuite, letzteres Wort gestrichen.

6) Ursprünglich et marcha côtoyant.

7) Statt des richtig geschrieben étangs ist étamps corrigirt.

8) proche Nepolis ist übergeschrieben.

9) Ursprünglich à défendre la ville de toute insulte.

détachement des ennemis envoyé sans doute pour nous reconnoître, ne jugea pas à propos de se trop approcher. Nous profitons des moments qu'il nous laisse tranquille, et le général fait partir d'abord le bagage pour Neu-Biczow. Une ruse, dont on se servit, contribua beaucoup à sauver tous nos équipages et un grand convoi arrivé de Nimbourg. Une bonne avant-garde qui devoit l'escorter prend le chemin Wulkow qui va droit au camp de l'ennemi, celui-ci prend l'alarme, sa cavalerie selle, et tout est pendant la nuit sous les armes; cependant notre bagage, à la faveur de la nuit, reprend sur la gauche, notre infanterie[1]) en fait de même, tandis que l'ennemi retenu et trompé par notre cavalerie nous attend par la droite. Ces sortes de marches et contre-marches déroutèrent l'ennemi, et nous arrivâmes le 22 de grand matin à Neu-Biczow; nous y enlevâmes les quartiers du Général Nadasti comme on nous avoit pris notre camp de Nepolis, cette petite[2]) revanche étoit douce n'ayant point occasion de faire mieux. Après avoir chassé les hussards et les fourriers de la ville, les Pandoures que nous avions oubliés depuis notre départ de Kollin, reparurent sur la scène. Ils avoient même du canon dont ils tirèrent tout le parti qui leur fut possible, mais sans nous tuer[3]) personne; le chien d'un officier de hussards fut cependant blessé[4]) mortellement, et son maître m'assura qu'il auroit perdu plus volontiers en Bohême un de ses chevaux. Les hussards de part et d'autre se divertirent tout le reste du jour à tirailler, si l'on en excepte la perte d'un bon chien, la canonnade des Pandoures nous fit un bien infini; le Roy l'entendit, et apprit par là que nous nous rapprochions de lui; on fut même assez heureux pour lui faire parvenir deux chasseurs avec une lettre; c'étoit une petite consolation dans le cas embarrassant[5]) où nous nous trouvions. Nous avions plutôt l'air d'un convoi que d'un détachement; un défilé épouvantable au travers de Biczow, toutes les apparences que nous serions attaqués par des forces beaucoup supérieures, l'armée ennemie n'ayant qu'une heure de marche pour venir à nous, enfin leurs hussards et Pandoures déjà aux portes de la ville, il n'y avoit qu'un parti pour nous[6]), et la résolution[7]) fut dabord prise: en cas que l'armée autrichienne vint

---

[1]) et cavalerie ist gestrichen.
[2]) Correctur für la revenge.
[3]) ni blesser ist gestrichen.
[4]) blessé (gestrichen) cependant blessé also während des Schreibens corrigirt.
[5]) Ursprünglich épineux.
[6]) pour nous ist übergeschrieben.
[7]) en durchstrichen.

à nous, de brûler le[1]) bagage et nous défendre[2]) jusqu'à la dernière extrémité. Le 23. tandis que notre convoi défile au travers de Biczow le plus vite qu'il étoit possible, les généraux autrichiens s'approchent de la ville pour nous reconnoître; ils trouvèrent un bataillon quarré[3]) qu'il leur auroit été difficile d'attaquer sans risquer de perdre une bonne partie de leurs meilleures troupes. La ville bien gardée et le bagage fermoient un côté du carré. La situation étoit assez pour nous et nous n'avions rien à craindre que pour nos équipages. Notre heureuse destinée ne permit pas que nous fussions venus de si loin pour ne pas rejoindre l'armée du Roy, et nous échappons encore de ce pas épineux. C'est ici où je ne comprends plus Mr. de Traun, ni ses raisons pour ne nous avoir pas attaqués. Tandis que le Roy le tenoit en échec, il auroit peutêtre beaucoup risqué d'avoir pris un gros corps de son armée pour l'envoyer à nos trousses; mais le Roy marche à Königsgrätz, nous sommes encore de l'autre côté de Biczow, forcés d'attendre le maudit bagage[4]) qui est neuf heures à défiler, cependant Mr. de Traun ne nous attaque pas. En vérité il faut que ce sage général respecte beaucoup notre infanterie; je crois qu'il n'a pas tort, et les Autrichiens même en conviendront avec moi depuis qu'ils en ont fait l'épreuve; ce détachement surtout si furieusement canonné à Kollin, a sans doute mérité quelques égards de leur part. Le Général Nassau se disposoit enfin à sortir de Biczow avec son arrière-garde pour marcher à Petrowitzky, mais la première nouvelle du Roy arrive, et l'ordre de marcher à Nechanitz; nous y arrivâmes le soir renforcés de 30 escadrons et quelques bataillons[5]) que S. M. avoit envoyés au devant de nous. Le lendemain notre jonction se fit proche Königsgrätz avec la grande armée. Selon[6]) mes conjectures nous ne ferons pas long séjour ici, le fourrage et le pain commencent à nous manquer, d'ailleurs les eaux qui grossissent, pourroient nous jouer un mauvais tour au moment qu'on y penseroit le moins.

Vous savez à présent la retraite du Général Nassau, et vous avouerez je pense[7]) qu'on ne pouvoit mieux se tirer d'affaire ni avec plus d'honneur qu'il l'à fait. Il a ramené au Roy 15 bataillons et

---

1) So über nous brûlions nos geschrieben.
2) défendions, die Endung corrigirt.
3) So corrigirt für carré.
4) So corrigirt für convoy.
5) et quelques bataillons ist mit blasser Dinte übergeschrieben.
6) Si je ne me troupe nous ist rasch durchstrichen und gleich weiter geschrieben: Selon.
7) So corrigirt für je crois.

29 escadrons pour lesquels S. M. avoit tout à craindre. Pendant toute notre marche[1]) les hussards ne nous ont pas pris un seul chariot, et vous n'aurez pas tort si vous en êtes surpris, ces Messieurs-là n'étant que trop alertes quand il s'agit de faire du butin.

XI.

Lettre d'un officier prussien à un de ses amis.[2])

près de Braunau du 3 de décembre 1744.

Monsieur,

Après que nous avions tenté en vain d'attaquer les ennemis dans leurs bois et leurs montagnes, après avoir absolument consumé les fourrages de l'autre côté de la Saszawa, nous fûmes obligés de la repasser pour en chercher d'autres. L'ennemi prit alors[3]) une autre position vers notre gauche, tirant vers Camerbourg[4]) dans un pays très-montueux et difficile. Nous apprîmes alors la nouvelle, que le Général Creutz n'ayant pas reçu les ordres, que le Roi lui avoit envoyés, d'évacuer Budweis, y avoit soutenu un siége de onze jours, mais ayant manqué de poudre, il a été forcé de se rendre.

---

1) parmi tous nos . . . . ist durchstrichen und unleserlich.

2) Die Ueberschrift von Podewils Hand. Doch ist zu bemerken, daß Eichel 6. Decbr. an Podewils schreibt (pr. 10. Decbr.): „Sr. Maj. befehlen ihm die anliegende Continuation des lettres d'un officier prussien au Baron Chambrier nach Paris zu senden."

Handschriftlich 1. des Königs eigenhändige Niederschrift, von Eichel durchcorrigirt, um die Orthographie zu verbessern und undeutlich geschriebene Worte und Buchstaben dem Abschreiber zu verdeutlichen.

2. Abschrift von Fredersdorf.

3. Abschrift danach an Podewils gesandt, der Lettre d'un officier prussien u. s. w. darüber schreibt.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 12. December, in der Schlesischen von demselben Tage; also ist der Bericht aus dem Cabinet nach Berlin und Breslau zugleich gesandt.

Französischer Druck nur noch in den Mém. pour servir p. 80 vorliegend.

In den Zeitungen ist diesem Berichte folgendes vorausgesandt:

„Man hat die Ursachen, welche Se. Königl. Maj. unsern allergnädigsten Herren bewogen, dero Truppen aus Böhmen wieder zurücke zu ziehen und nach den schlesischen Grenzen zu verlegen, mit so vielen ungegründeten Raisonnements begleitet, daß man dahero billig einen Anstand nehmen müssen, hiervon etwas zu gedenken, bis man mit mehrerer Gewißheit und Zuverlässigkeit nunmehro dem Leser ein Schreiben eines preußischen Officiers mittheilen kann."

3) Der König hat allors geschrieben, Eichel corrigirt alors.

4) Camerburg corrigirt Eichel Kammerbourg.

L'armée ennemie passa la Sassawa sur notre gauche quelques jours après, et avança jusq'aux bois de Jannowitz, les marais devant[1]) soi. Surquoi le Roi marcha à Schwarz-Costelitz, de là à Caurzim, où les ennemis avoient déjà envoyè leurs fourriers. Il nout fut impossible de gagner le poste de Kuttenberg, qui étoit celui qui devoit décider de toute notre campagne.

Les ennemis occupoient[2]) déjà la haute montagne de St. Jean Baptiste, avec une avant-garde de 8000 hommes, lorsque nous en approchions et l'on ne pouvoit arriver à eux. L'armée ennemie occupa ce camp le lendemain, et nous mit dans l'embarras d'avoir perdu la communication avec notre petit magasin de Pardubitz, poste assez passable pour quiconque l'attaque sans bombes et sans canons. Le Roy prèsenta encore bataille au Prince Charles, quoique le Général Nassau fût détaché avec 15 000 hommes, dans l'espérance, qu'on refuseroit d'autant moins la partie, puisque le jeu étoit plus égal, mais tout fut inutile. Le Roi détacha encore le Général du Moulin avec huit bataillons pour soutenir Pardubitz à force de bras et se campa à portée, et nos fourrages étant entièrement consumés, nous passâmes l'Elbe, tant par cette raison, que pour regagner la communication avec la Silésie, que le Prince Charles nous auroit pu couper, s'il en avoit eu l'idée. Nous mîmes dix bataillons à Kollin, pour soutenir ce poste, qui assuroit notre communication avec le petit magasin de Nimbourg, et le reste de l'armée se cantona vers Clumetz, également à portée de Kollin et de Pardubitz, garnissant l'Elbe de demi-lieue en demi-lieue de bataillons de grenadiers et de hussards pour avertir l'armée des mouvements de l'ennemi et de ses dessins en cas qu'il voulût construire des ponts.

L'ennemi attaqua deux fois Kollin, où il perdit beaucoup de monde, il fut toujours repoussé. L'Elbe entre Kollin et Pardubitz est guéable à plus de 40 endroits. On avoit rompu ces gués le mieux que l'on avoit pu, mais le grand iuconvénient étoient les hauteurs, qui quelquefois se trouvent à la droite et quelquefois à la gauche de cette rivière. Le 19 le matin à 4 heures nous entendîmes canonner avec beaucoup de vivacité. Tont le monde unanimément crut dans nos quartiers, que c'étoit la ville de Kollin, que les ennemis attaquoient de nouveau, où des régiments nommés devoient se rendre au premier bruit; à Kollin on crut que c'étoit Pardubitz que l'on attaquoit. Cette incertitude dura jusqu'à 11 heures, que nous apprîmes, que les ennemis avoient commencé la nuit à construire

---

[1]) devens soy schreibt der König, Eichel darüber derrière soi.

[2]) Der König hat ocucoit geschrieben, woraus Eichel occupoient macht.

un pont à Selmitz, où ils avoient fait construire sur la hauteur qui est de leur côté, une batterie de 50 pièces de canon; ils avoient en même temps fait passer quelques milliers de hussards par les gués à deux cotés de Selmitz embusqués dans un grand bois, qui est immédiatement derrière. Le bataillon des grenadiers de Wedel, qui étoit à Selmitz, fut averti trop tard par une patrouille de 300 hussards des mouvements de l'ennemi. Il y marcha et soutint durant trois et près de quatre heures son poste contre 50 canons et toute l'armée autrichienne, dont 4000 grenadiers avoient déjà passé la rivière avec des bacs. Le malheur voulut, que les officiers et les hussards, qu'il envoya pour avertir les autres quartiers, furent pris par les hussards embusqués en grand nombre dans ce bois. Dès que le Roi apprit cette nouvelle, il rassembla les troupes à un village nommé Wishenjowitz[1]) non loin de Clumetz. Le Général Nassau nous manquoit encore avec 16 bataillons et 30 escadrons. Le Roi apprit, que le Prince Charles marchoit du côté de Clumetz, il prit un poste tout proche de l'armèe ennemie, pour faciliter la jonction du Général Nassau; cela réussit si bien, que par bien des mouvements et quelques marches difficiles, nous nous sommes rejoints[2]) le 24 de novembre. Les farines que nous avions à Pardubitz, tiroient à leur fin, nous n'avions que pour trois jours de pain, coupés de nos petites provisions de Leutmeritz, et dans un pays, où 150 escadrons avoient vécu pendant douze jours. Tout ceci joint à une saison très-rude, à l'impossibilité d'attaquer l'ennemi et à la nécessité de donner du repos aux troupes, cela a fait résoudre le Roi à mettre ses troupes en quartier d'hiver le long de ses frontières.

Nous avons perdu quelques chariots dans nos marches par des chemins étroits où les voitures larges de notre pays ne sauroient passer. Le Général Truchses, le Général du Moulin, le Colonel Winterfeld et le Colonel Katte ont bien bourré les hussards et les Pandoures. S'ils sont sincères, ils en diront de nouvelles, et s'ils ne le sont point, le proverbe se vérifiera: à bien battre un glorieux, il ne s'en vante plus. Je suis etc.

---

[1]) Der König schreibt nomme N. Eichel schreibt darüber Wischenjowitz.

[2]) Der König hatte erst geschrieben ce corps nous a rejoint, dann gestrichen und das bessere dahinter geschrieben.

XII.

Relation de ma campagne 1744.[1])

Je partis le 13 d'août, pour me mettre à la tête de mes troupes, qui divisées en trois colonnes, s'étoient mises en marche, pour arriver auprès de Prague, à peuprès au même jour. J'imaginois que les Saxons, ni aucune puissance de l'Europe, pouvoit trouver étrange, qu'après avoir fait annoncer ma marche, par des réquisitoriaux de l'Empereur, je poursuivisse mon chemin, sans m'arrêter, au travers de cet Électorat, et en faisant observer la meilleure discipline du monde. Le bruit qu'en firent les Saxons, avoit en vue trois objects différents, dont le premier étoit la passion et la jalousie, qu'ils ont contre la Prusse, croyant ce voisinage trop puissant pour leur foiblesse, et se flattant, par leurs cris, de révolter les puissances du Nord, et principalement la Russie, contre une action qui n'avoit en elle-même rien d'odieux, ni de contraire aux lois et aux constitutions de l'Empire. Leur second objet consistoit dans la partialité de la Reine et du Père Guarini pour la cour de Vienne; et le troisième, l'extrême disette d'argent, qui s'étendoit si loin dans ces circonstances, que la Cour manquoit souvent, de quoi pouvoir suffire aux besoins les plus pressants, ce qui leur fit espérer, que le moment favorable étoit venu de vendre leurs troupes à plus gros marché, qu'on ne les eût payées en toute autre occasion. Pendant que tout ces mouvements se passoient à Dresde, et encore plus à Varsovie, je m'avançois à grands pas vers les frontières de

---

[1]) Die Relation de ma campagne ist in den diesseitigen Acten nur in einer Abschrift von Schreibers Hand erhalten. Eine andere wird sich in dem französischen Staatsarchiv finden, da Friedrich II. Berlin 18. December diese Relation (une déscription exacte et détaillés de toute ma campagne) an Ludwig XV. gesandt hat mit der Bitte sie nicht zu veröffentlichen, weil darin mehrere Punkte seien, dont les Autrichiens pourroient tirer avantage comme de tout ce qui regarde les subsistances.

Schon am 6 December muß Eichel an Podewils melden: Der König befehle ihm von anliegendem Bericht vom 3 Decbr. einen Abdruck an Chambrier zu senden und dabei zu schreiben „das wäre vorerst nur en gros, was passirt sei, Se. Maj. werde ihm nächstens eine detaillirte Relation von der ganzen Campagne schicken, worin Alles, was vorgefallen, ganz umständlich und der Wahrheit nach angeführt werden sollte."

Daß der König Anfangs die Absicht hatte, diese oder eine ähnliche Gesammtrelation über den Feldzug in Böhmen zu veröffentlichen, ergiebt das Schreiben von Eichel an Podewils, Schweidnitz, 7 Decbr.: „. . . . es bleiben Se. Maj. aber anbei des Entschlusses, nach dero Gott gebe glücklichen retour sofort eine ausführliche relation von der ganzen Campagne publiciren zu lassen."

Es unterblieb, weil der König erst bei seiner Rückkehr nach Berlin erkannte, wie trostlos seine Lage war.

la Bohême. Il n'y eut rien de plus ridicule, que la crainte extrême du ministère Saxon, mêlée avec une fierté composée et soutenue des moyens les plus foibles et les plus insuffisants. L'on m'accordoit d'un côté tout ce que je pouvois désirer relativement à mon passage et à la subsistance de mes troupes; d'un autre côté l'on protestoit sur ce que l'on faisoit, et en même tems on faisoit travailler, jusqu'aux manufacturiers de porcelaine, pour faire plus de vingt coupures et des barricades dans les rues de la nouvelle ville de Dresde. La ville étoit fermée, on avoit doublé la garnison, mais trois bataillons de mes troupes, quarante pièces de batterie et vingt mortiers passèrent, malgré ces grands préparatifs, sur l'Elbe, au beau milieu de la ville, tandis que l'armée côtoyoit cette capitale des deux côtés. Que de singulières contradictions ne renferme point l'esprit humain! Nous trouvâmes bientôt un obstacle plus réel à notre entrée en Bohême: les Autrichiens avoient fait une espèce d'estacade dans l'Elbe, qui en interrompoit entièrement la navigation, et cette estacade étoit défendue par un bon château, situé sur un rocher escarpé de tous les côtés, et qui commande toute la rivière. Le château fut sommé, un capitaine hongrois avec 100 hommes se rendit prisonnier de guerre, l'Elbe fut déblayée, notre petite flotte y passa, et toutes ces formalités ne nous firent perdre que deux jours. L'armée continua sa route depuis vers Prague, sans aucun empêchement, une avantgarde composée de quatre régiments de hussards et de quatre bataillons de grenadiers, précédoit sa marche d'une journée, et ramassoit en chemin faisant les subsistances dont les troupes avoient besoin. Dans toute cette marche on n'a eu d'autres nouvelles du comte de Badiani (qui au bruit de notre marche étoit entré en Bohême avec un corps de 13 mille hommes) que par un détachement du régiment de Zieten, qui surprit et défit 200 hommes du régiment de Baronay, que Monsieur de Badiani avoit envoyé à Munzifai, petit bourg non éloigné des rives de l'Egra; les prisonniers au nombre de 50 déposèrent, que l'ennemi étoit aux environs de la Beraun. Nous arrivâmes le 2 de septembre aux environs de Prague, après une marche longue et difficile, dans un temps pluvieux, de façon que le trois et le quatre furent employés à faire la circon- et controvallation de la ville. Le corps du Maréchal de Schwerin, et celui du Prince Léopold étoient arrivés le 1er de septembre.

Les ponts de communication étoient jetés sur la Moldau, et il ne manquoit plus que la grosse artillerie pour commencer le siège. L'Elbe n'est navigable que jusqu'à Leutmeritz, et de là on étoit obligé de faire le transport du canon, des munitions de guerre et de bouche, par charroi, ce qui emporta huit jours de tems, pendant

lesquels on fit les fascines et les autres arrangements nécessaires pour l'ouverture de la tranchée. Je reçus entre ce tems l'avis, par un de nos espions, que le Comte Badiani faisoit amasser de gros magasins à Beraun, et que ces magasins n'étoient gardés que par mille hommes, ce qui me fit naître le dessein de m'emparer de ce poste, et de déranger par là considérablement les desseins des ennemis. Le Général Hacke fut commandé pour cet effet avec cinq bataillons et six cent hussards, et eut l'ordre d'emporter ce poste. Il se trouva que l'ennemi en eut des nouvelles, et quoique ce plan fût assez bien concerté, le Géneral Hacke, après avoir emporté la porte de la ville, du côté du pont, se vit obligé à se retirer, voyant deux corps considérables de cavalerie, qui passoient la Beraun, pour le prendre dans ses derrières; il perdit un canon à cette retraite, dont les roues furent cassées; il se posta ensuite sur une hauteur, où il soutint six heures de suite, l'attaque des cuirassiers et des Pandoures, et après les avoir repoussés par cinq différentes reprises, il les poursuivit et les chassa de l'autre côte de la rivière. Je fus averti à midi, que le corps du Général Hacke étoit environné, que le nombre des ennemis augmentoit, et qu'il avoit besoin de secours. J'y marchois en personne avec 50 escadrons et 16 bataillons; nous arrivâmes à dix heures au delà des plaines d'Unhost, à l'embouchure du défilé, et j'appris que l'affaire s'étoit heureusement passée à notre avantage, quoiqu'à la vérité le but de l'expédition se trouvât manqué.

Nous avons eu le malheur durant cette campagne, que les gens préposés à la fourniture des vivres, s'en sont si mal acquittés et se sont trouvés si peu intelligents, que l'armée a été toujours mal fournie, et à la fin cette fatalité est devenue d'autant plus funeste, qu'elle nous a obligés de quitter la Bohême. Le jour que je marchois vers Beraun, l'armée n'avoit plus de pain, ce qui m'empêcha de poursuivre ma pointe et d'occuper le poste de Beraun, et de plus, j'avois apppris, que Monsieur de Badiani, avoit fait rétrograder ses magazins de Beraun à Pilsen. Le 10 au soir l'ouverture de la tranchée se fit à Prague, à trois endroits différents à la fois, savoir à la montagne de Zisca, vers le plateau de la montagne de St. Lorenz, et vers la nouvelle porte du côté du moulin, sur la basse Moldau; la première attaque j'appela celle du Maréchal de Schwerin, la seconde c'elle du comte de Truchses, et la troisième celle du Prince Charles. L'ouverture de la tranchée nous coûta peu de monde, à cause qu'on en déroba la connoissance à l'ennemi. Le 12 on emporta d'assaut le fort de Zisca, et encore un autre fortin, qui lui étoit adjacent. Le Prince Guillaume fut tué ce jour à la batterie qui portoit le nom de son frère. Les jours suivants les attaques se

poussèrent avec beaucoup de vigueur, le moulin de la basse Moldau fut abîmé par les bombes, et l'écluse rompue de façon, qu'après que l'écoulement de l'eau eut duré quelques heures, ont eût pu donner un assaut au travers de la rivière et entrer au milieu de la ville; ce fut la raison qui détermina Mr. de Harsch à battre la chamade, il y eut encore quelques pourparlers, mais il fut obligé de se rendre prisonnier de guerre. Le 16 septembre la garnison sortit, forte de 12 mille quelques cents hommes, ce qui étoit distribué en 22 bataillons: on ne put y donner que des escortes foibles, et il en déserta la moitié avant qu'ils arrivassent en Silésie. La ville de Prague une fois prise, c'étoit la grande question, de quel côté diriger les opérations.

La trahison des Saxons étoit encore ensevelie sous les cendres; j'étois à la vérité informé, que leurs troupes remuoient dans leurs quartiers, mais je ne leur supposois pas la hardiesse, de se déclarer contre moi, dans un commencement de guerre, où la fortune ne s'étoit pas encore déclarée, ni pour l'une ni pour l'autre partie, et d'exposer à la vengeance de leurs voisins un pays ouvert de touts côtés, mal garni de troupes, et qui doit être ruiné de fond en comble toutes les fois que la guerre s'y fera, et que l'ennemi se tourne du côté de Leipsic, qui est le nerf de leur état, le siége de leur commerce et la ressource de leur crédit. Toutes ces suppositions, toutes ces probabilites se trouvèrent ensuite fausses, le marteau d'or des Anglois avoit ouvert les portes de fer des Saxons, et l'intérêt d'un moment les avoit aveuglés sur un intérêt plus durable.

Je fis deux fautes capitales en quittant Prague, qui ont entraîné après elles le dérangment de toute la campagne. Je n'aurois pas dû m'éloigner de cette capitale, sans l'avoir pourvue suffisamment de vivres; car au moment où nous l'occupâmes, il n'y avoit de provisions de bouche, que pour huit jours. Je n'y laissois non plus qu'une garnison de 6 bataillons et de 300 chevaux, ce qui auroit été bon dans le cas que l'on fût resté dans le voisinage, mais ce qui devenoit insuffisant pour défendre une place de cette immense étendue, et qui ne se soutient qu'à force de bras. L'autre faute étoit encore de plus de conséquence: si l'armée avoit marché d'abord à Pilsen, nous aurions fort dérangé, et peutêtre rompu la jonction des Saxons et du Prince Charles, nous aurions pris le principal magasin des Autrichiens, et nous couvrions Prague; mais au lieu de prendre ce parti sage, et qui sembloit obvier à beaucoup d'inconvéniens, il parut à mes généraux, que Monsieur de Badiani, ayant fait construire à Cameyk un pont sur la Moldau, passeroit incontinent cette rivière, dèsque nous serions sur la rive gauche; et dèsque les Saxons avoient résolu de se déclarer, Monsieur de Badiani

auroit pu se joindre à eux par la Lusace, me rafler mes magasins sur l'Elbe, et faire du dégât en Silésie, pendant que j'aurois été vis à vis du Prince Charles, qui se seroit jeté par les montagnes du Palatinat et de la Haute Autriche, vers Tabor et Budweis, où Badiani et les Saxons l'auroient pu joindre également. La raison principale qui me détermina de marcher sur Tabor et Budweis, est, que les François ont regardé l'abandon de ces deux postes, l'année 41, comme la perte de toutes leurs affaires; de plus l'Empereur, Seckendorf et Schmettau me rebattoient les oreilles, de la nécessité d'occuper ces postes importants.

Le Lieutenant-Général de Nassau, fut détaché avec 10 bataillons, 10 escadrons de dragons et 30 de hussards à Tabor; la ville se rendit après avoir fait une sortie, où nos hussards sabrèrent et firent prisonniers plus de 140 hommes. L'avant-garde marcha de là à Budweis, de là à Frauenberg, et prit ces deux postes sans presque coup férir. L'armée suivoit à pas lents le chemin de Tabor, partagée en deux corps, dont l'un côtoyoit la Moldau et l'autre marchoit plus à gauche. Dèsque j'eus quitté Prague, Monsieur de Badiani envoya 2000 hussards, quelques milliers de Talpatschs et 1000 hommes de cavalerie, à Beraun et Königssaal: ceux-là bloquèrent, pour ainsi dire, la ville de Prague, et en occupèrent si bien les avenues, qu'on n'y put faire entrer aucunes provisions. Je me suis alors trouvé pendant quatre semaines sans aucune nouvelle, sans lettres, sans pouvoir trouver de bons espions, sans savoir si le Prince Charles, Monsieur de Badiani et les Saxons étoient en Bohême ou à Pequin. On s'étonnera peut-être, que nous n'ayons tiré aucune lumière des prisonniers que l'on faisoit tous les jours sur les ennemis; mais il faut savoir, que les prisonniers autrichiens ne sont que des hussards, ou des Pandoures détachés avec leurs corps six semaines ou plus longtemps de leur armée, et qui n'en ont aucune connoissance. On ne se trouve guère avancé, après les avoir examinés. Les espions du pays ne sont pas de plus grande ressource, on n'en trouve aucun, ou même ils rapportent des faussetés. Le plat pays et le peuple est supersticieusement attaché à son gouvernement, il cache, enfouît les bleds et tout devant les armées, n'apporte ni vivres ni subsistance dans les camps, et vous oblige de nourrir le soldat des denrées, que l'on a eu la faculté de conduire avec soi. Les baillis et les prêtres sont encore pis, ils servent d'espions aux Autrichiens, et ayant toutes les commodités d'apprendre ce qui se passe dans une armée, qui embrasse leurs villages dans le camp qu'elle occupe, ils informent incontinent l'ennemi de la moindre manoeuvre, d'un petit mouvement et des détachements qui sortent, et obligent par conséquent à n'envoyer jamais des partis,

mais des corps au moins de 10 mille hommes, pour ne les point aventurer et les exposer mal à propos à quelque affront. Ce n'étoit pas là tout l'embarras encore, il y en avoit un autre, auquel des contretemps infinis se sont joints, et qui nous a dans la suite forcés à touts les mouvements rétrogradifs, que nous avons été obligés de faire. Il y avoit pour un mois de farine pour l'armée, chargée sur des caissons, et qui nous suivoit sous l'escorte de l'arrière-garde, que commandoit le Général Posadowski; soit que cet officier s'ennuyât de la lenteur de sa marche, soit qu'il y eût quelque autre accident, il n'amena à Tabor que la moitié de nos caissons, qui avoit été à la tête de l'escorte; l'ennemi n'en enleva pas un seul, mais Posadowski les laissa en chemin, à la garde des gens du pays, qui bien éloignés de s'employer pour les faire suivre, brisèrent les caissons, volèrent les chevaux et la farine et chassèrent les valets, qui les conduisoient. Le seul moyen qu'il y avoit, pour remédier à ce malheur, étoit de faire livrer et contribuer le pays. Le régiment de Tieri (Dieury) nouvellement levé, paroissoit le plus propre à cet emploi, il y fut destiné, mais il arriva encore d'autre fatalités, qui achevèrent de nous déranger, comme on le verra dans la suite.

L'armée à Tabor et l'avant-garde à Budweis, il s'agissoit de régler les opérations ultérieures. Nous pouvions aller à Neuhaus, pour donner au Prince Charles des jalousies sur l'Autriche; nous pouvions aller à Budweis, et nous pouvions passer la Moldau à Tein, pour marcher au Prince Charles, que l'on nous disoit camper à Pisek. Je ne me serois pas aventuré si avant, si un malheureux espion ne m'avoit assuré, que l'armée autrichienne avait marché sur trois colonnes vers Budweis: nous n'eûmes pas passé la Moldau, que nous apprîmes que sa nouvelle étoit fausse; on sut ensuite par les partis, que l'ennemi étoit campé à Mirotitz, à deux milles de l'autre côté de Pisek, proche de la Moldau. Ce faux avis rendit ma manoeuvre mauvaise, qui n'étoit bonne qu'au cas où l'ennemi se seroit approché de Protivin ou de Budweis. Nous séjournâmes cependant trois jours dans le même camp, et dans cet espace le Général Ghilani passa la Moldau avec un corps de 10 mille hommes, tomba sur trois ou quatre détachements du régiment de Tieri qu'il défit, et empêcha toutes les livraisons du pays pour Tabor. Nous étions au .... de septembre, et nous n'avions de farine à Tabor que pour huit jours, point de ressources pour en faire de nouvelles provisions, ni aucune espérance d'en pouvoir prendre sur l'ennemi, ce qui me fit prendre le parti de marcher à Tabor, pour être de là plus à portée de me rapprocher de mes magasins. J'appris à Tabor que les Saxons alloient joindre les Autrichiens, que le Prince Charles faisoit faire quatre ponts sur

la Moldau, qu'il faisoit amasser des provisions à Beneschau, et qu'il vouloit me couper de Prague et de la Sassava. Je savois que le poste de Beneschau est inattaquable, et que si l'ennemi s'y mettoit une fois, ne fût-ce qu'avec un détachement d'une vingtaine de mille hommes, il seroit impracticable de l'en déloger, que ce mouvement me rejetoit sur Ratay et sur Pardubitz, où j'avois un petit dépôt, que je n'avois que pour huit jours de farine, ce qui étoit opiné suffisant, pour faire la marche de Beneschau, que j'aurois par conséquent manqué de pain avant que d'atteindre Pardubitz, que de plus, si les ennemis se mettoient entre moi et Prague, cette ville et la garnison, trop foible, pour en soutenir la vaste enceinte, seroit à coup sûr perdue. Il y avoit à considérer d'un autre côté, que ce mouvement rétrogradif étoit fort préjudiciable à mes desseins, qu'il pouvoit me faire perdre Tabor et Budweis, et donner même à mes alliés des soupçons contre ma fidélité. Ce raisonnement étoit fort, mais la faim étoit plus forte encore, et l'article de Prague un argument sans réplique. Il restoit à savoir, si l'on garderoit les postes de Tabor et de Budweis? Si l'on considéroit d'un côté, que nous en éloignant, il y avoit à craindre, que l'ennemi ne les prît, nous aurions dû les évacuer d'abord, mais à cela il y avoit beaucoup à objecter. Je savois que le Prince Charles étoit joint par les Saxons, je savois qu'il avoit fait faire des ponts sur la Moldau, ce qui sembloit indiquer, qu'il n'auroit pas quitté l'Alsace, qu'il n'auroit pas rassemblé tant de forces, et qu'il ne feroit pas un mouvement aussi décisif que celui de passer la Moldau, s'il n'avoit intention d'en venir à une bataille.

A ces préjugés se joignoient ceux de l'expérience. Dans la dernière guerre l'ouverture des campagnes se faisoit par une bataille, et ce qui achevoit de me persuader que c'en seroit de même de celle-ci, c'est la coutume qu'ont les Autrichiens, de tirer tout le parti, qu'ils peuvent, de leurs auxiliaires, le peu de risque qu'il y avoit pour eux de faire tuer quelques Saxons, et l'espérance qu'ils pouvoient avoir, qu'en me battant ils gardoient le champ libre et gagnoient la faculté, de tourner toutes leurs forces, ou du moins la plus grande partie, contre la Bavière. Enfin, soit que l'on songe ce que l'on espère, ou que ces raisons furent solides, elles me parurent du moins telles, et dans cette supposition, je devois conserver nécessairement les postes de Tabor et de Budweis, qui ôtoient à l'ennemi, s'il avoit été battu, toutes ses ressources, lui coupoient le chemin de l'Autriche, et le rejetoient dans cette partie montueuse de la Bohême, qui tient à la Basse-Autriche. Il s'est manifesté dans toute cette campagne une fatalité si ouverte et si opiniâtre à

déranger mes entreprises, que je ne puis m'empêcher d'en rapporter quelques exemples, à mesure que l'occasion s'en présente.

A la prise de Budweis il ne s'étoit presque point trouvé de munitions de guerre dans la place, le régiment de Kreytzen qui devoit défendre cet endroit, n'avoit que 60 coups à tirer par tête, on ne pouvoit alors suffisamment ravitailler la place, étant trop éloigné de Prague; j'envoyois cependant une assez bonne provision de cartouches au Général Kreytzen, si un accident que l'on ne pouvoit prévoir, ne l'en eût privé. Le Général du Moulin étoit commandé avec quelques bataillons, pour prendre son chemin par Budweis, et pour repasser par Neuhaus à Tabor, afin d'amasser des vivres et sur tout de la farine; les caissons de poudre entrèrent à Budweis avec le détachement de du Moulin, et celui qui avoit la lettre à rendre au Général Kreytzen, n'arriva que le lendemain, de sorte que les caissons suivirent le Général du Moulin, et que le Général Kreytzen ne reçut la lettre, qui lui marquoit que les caissons étoient pour lui, que lorsque le petit convoi étoit à une grande marche de lui, et que beaucoup de hussards lui avoient déjà ôté la communication avec du Moulin; depuis ce moment, l'armée perdit également la communication avec cette ville. Tabor devenoit absolument nécessaire, pour avoir la communication avec Budweis, et de plus il y avoit dans la ville 500 malades, qu'il nous étoit impossible de conduire avec l'armée faute de chariage, ainsi nous ne pûmes l'abandonner.

Nous nous mîmes le .... de septembre en marche vers la Sassave, et je détachai le Maréchal de Schwerin avec 16 mille hommes pour gagner Beneschau, ce qui me réussit; l'armée y arriva deux jours après, nous occupâmes ce poste sonica, ayant gagné quatre heures sur l'ennemi. Nous séjournâmes huit jours au camp de Konopitz et Beneschau, pendant lequel temps j'envoyois un détachement à Leutmeritz, pour faire transporter incessamment des farines, tant pour l'armee que pour Prague. Les Autrichiens qui, voyant leurs coup manqué, s'étoient retiré du côté de Neveclau, furent bientôt joints par toutes leurs forces, et le Prince Charles fut se camper à Marchowitz. J'appris cette nouvelle avec beaucoup de plaisir, me flattant de pouvoir attaquer le Prince Charles et de le battre. Je fis défiler l'armée sur huit colonnes, et nous prîmes le chemin de Marchowitz, aux environs duquel nous arrivâmes après le coucher du soleil, de façon que l'armée n'étoit pas même tout à fait en bataille pendant la nuit. Le lendemain à la pointe du jour, nous nous préparions à attaquer les Autrichiens. Ils s'étoient postés sur une montagne, qui faisoit comme un demi-cercle, dont la gauche tournoit vers notre droite, et leur droite étoit entièrement éloignée de nous; dans

la vallée au pied de la montagne il y avoit un marais, au travers duquel il couloit un ruisseau marécageux, à l'extrémité de leur gauche l'on voyoit quelques grands étangs qui couvroient tout leur flanc en retournant vers leurs derrières. Nous commencions à nous former de notre côté sur la montagne, qui étoit vis à vis de leur centre, mais le terrain qu'il y avoit à notre droite, se trouva si étroit, qu'à peine auroit-on pu mettre 6 bataillons en bataille, et cela fait, on ne pouvoit les faire marcher en avant à cause du précipice qui séparoit les deux armées. Le centre étoit encore plus immuable, car un monticule et deux fonds considérables le séparoit de l'armée ennemie. Toutes ces positions bien reconnues, il fut facile de juger, que c'auroit été une témérité très-condamnable, que d'engager une affaire dans ces circonstances. C'est ce qui m'obligea à me replier vers mon camp, je cachois cette manoeuvre à l'ennemi par quelques fausses démonstrations, comme si l'on avoit toujours intention de les attaquer, ce qui me réussit si bien, que toute l'armée rentra dans le camp, sans qu'il parût une âme de l'ennemi.

Les fourrages étoient cependant consumés aux environs de Konopitz, où nous avions séjourné longtems, il falloit changer de camp; nous ne pouvions prendre d'autre position, que celle de Picheli, le côté de Ratay étant trop montueux et moins abondant en fourrage que les autres contrées de Bohême. Deux jours après, le Prince Charles vint occuper le camp que nous avions quitté. Le fourrage se livroit à son armée par ses derrières, ce qui lui donnoit autant de facilité, que nous trouvions d'obstacles. De Prague à Picheli il y a cinq lieues d'Allemagne; les chemins étoient remplis de défilés, l'ennemi nous enlevoit quelquefois des caissons, et pour surcroît d'inconvénients, les gens préposés aux vivres s'étoient si mal acquittés de leur fonction qu'après avoir séjourné huit jours à Picheli, nous n'étions pas en avance de pain d'un jour pour l'armée.

Les ennemis avoient fait un détachement, commandé par le Général Ghilani, qui marcha le même jour à Kamerbourg, que nous marchions à Pichely. Je fis d'abord que j'en fus informé, un gros détachement contre celui-là, sous les ordres du Général Nassau, avec ordre de côtoyer le corps autrichien et de le chasser de Kamerbourg. Le Général s'acquitta très-intelligemment des ordres que je lui avois donnés, il chassa Monsieur Ghilani de Kammerbourg, et le prévint sur le poste de Kollin, dont l'Autrichien vouloit s'emparer. Monsieur de Nassau n'eut pas fait deux marches, qu'il me fut impossible de communiquer avec lui et bien moins de recevoir des nouvelles de ce qu'il étoit devenu. Dans cette situation, j'appris que le Prince Charles avoit décampé, qu'il se portoit vers Ratay,

et que son dessein étoit, d'occuper le camp de Janowitz. Si j'avois pu, dans cette conjoncture, gagner le camp de Kuttenberg, avant le Prince Charles, je suis d'opinion, que j'aurois pu me soutenir en Bohême, ou du moins en conserver une partie. Je voulus faire marcher incessamment l'armée, mais il n'y avoit pas de pain, le convoi devoit arriver le lendemain. Perdre deux jours dans un cas si pressant, c'étoit perdre Pardubitz et ma communication avec la Silésie, la seule qui me restoit, depuis que les Saxons avoient barré leurs frontières. Dans cet embarras, je me résolus de marcher avec l'aile gauche de l'armée à Schwartz-Kosteletz, et de laisser le Prince Léopold avec l'aile droite, pour amener le convoi des vivres. J'arrivois le ... de ... au camp. Le lendemain, lorsque j'allai me mettre en marche, pour me poster sur Cauerzim, il me vint deux cuirassiers déserteurs des Autrichiens, qui déposèrent, que toute leur armée étoit à Janowitz. Dans ce cas j'aurois fait une manoeuvre dangereuse, si j'avois poursuivi le chemin de Cauerzim, principalement n'ayant aucune nouvelle du Général Nassau, que je croyois à Pardubitz. Je me crus donc obligé de diriger ma marche sur Böhmschbrod, où je fus joint le lendemain par le Prince Léopold et l'aile droite. Là j'appris par un Iuif, qui faisoit le vivandier dans l'armée, et qui venoit de Kollin, que le Général Nassau y étoit campé de l'autre côté de l'Elbe, ne se croyant pas sûr de celui de la Sassava, vu la proximité de l'armée ennemie. J'appris d'un autre côté, que les ennemis en vouloient à mon magasin de Pardubitz, où il n'y avoit qu'un bataillon pour le défendre; cela m'engagea à y envoyer le Général du Moulin, avec 6 bataillons, que le Général Nassau détacha. Touts ces postes de Bohême sont de nature, qu'il leur faut des remparts de remblai, pour les défendre. L'armée marcha le ... à Caurzim, où notre aile droite se trouva fort près des ennemis, séparés seulement par des bois et des marais. Le lendemain nous marchâmes à Gros-Gbel, ce qui nous approchoit de Kollin et nous mettoit en passe de gagner le lendemain le camp de Kuttenberg. Mais les Autrichiens s'apercevant de notre dessein, et ayant encore un demi-mille d'avance sur nous, forcèrent leur marche, et gagnèrent la hauteur avant nous. Je laissois exprès le Général Nassau à Kollin, dans l'espérance que ce détachement donneroit aux ennemis la hardiesse de m'attaquer, ou les induiroit peutêtre à prendre des camps moins forts, que ceux qu'ils avoient été jusqu'alors fort soigneux de choisir. Mes espérances furent vaines, le Maréchal de Traun ne fit aucun mouvement, pour quitter ses montagnes, et il me fut impossible de l'y forcer. Pendant que Monsieur de Traun étoit sur la cime de ses rochers, Nadasti se mettoit toujours à

portée d'observer notre droite, et Ghilani notre gauche. Pour faire un fourrage, la moitié de l'infanterie étoit obligée de la protéger, et l'espace étroit du camp ne nous fournissoit pas à beaucoup près ce qu'il nous falloit pour le nécessaire. Il est toujours fâcheux, pour une grande armée, d'être à l'étroit, mais cette situation étoit susceptible de remèdes. Le nombre des dissenteries, qui augmentoit considérablement dans l'armée, n'étoit pas de cette nature. Le soldat avoit manqué d'eau de vie et de bière, depuis la seconde marche, que nous avions faite du côté de Tabor. La nécessité nous avoit même obligés, de lui fournir de la farine, au lieu du pain. Cette mauvaise nourriture en partie, et principalement les eaux bourbeuses des lacs et des étangs, jointes aux fatigues des marches continuelles, que nous faisions, ajoutez à tout cela les nuits froides de l'arrière saison, rendoient les trois quarts des fantassins malades, soit de fièvres malignes ou de dissenteries. Toutes ces tristes circonstances faisoient envisager le cantonnement des troupes comme l'unique moyen de les conserver, ce fut cette circonstance, qui m'obligea à passer l'Elbe le . . . de novembre. Nous fimes cette manoeuvre là avec tant de précaution, que l'ennemi n'osa nous entamer, ou que nous étions en état, d'engager avec avantage une affaire générale.

Lorsque toute l'armée eut passé l'Elbe, jusqu'aux dix bataillons près, que j'avois destinés à garder Kollin, il vint un corps de quelquels mille Hongrois, qui voulurent attaquer Kollin; ils en perdirent promptement l'idée, et se retirèrent tout de suite à un demi-mille de là. Les postes de Kollin et de Pardubitz doivent être regardés comme les principaux qui se trouvent sur l'Elbe; Pardubitz est important pour la communication de la Silésie, Kollin l'est pour celle de Prague, de Leutmeritz et de Nimbourg, où étoient les magasins de l'armée. Il y avoit encore d'autres avantages à tirer de ces deux postes puisqu'ils empêchoient à l'ennemi de pouvoir prendre des quartiers entre l'Elbe et la Sassava, que moyennant ces deux débouchés, leurs quartiers auroient été raflés tout autant de fois qu'ils auroient hasardés d'en prendre, soit à Kuttenberg, Chaslau, Chrudim etc. L'armée ennemie ne fit aucun mouvement pendant quelques jours et resta tranquillement sur les montagnes; ils attaquérent encore une fois nos troupes à Kollin, mais ils y furent si mal reçus, qu'ils se retirèrent avec une perte de 600 hommes.

Mon armée étoit distribuée de façon, que 10 bataillons et 10 escadrons étoient sous le Général de Nassau à Kollin, 10 bataillons étoient sous les ordres du Général du Moulin à Pardubitz, et l'armée, cantonnée en ordre de bataille, occupoit le terrain, qui se trouve entre Clumetz, Bodanetz et l'Elbe; des bataillons de grenadiers,

étoient postés le long de l'Elbe, de demi-mille en demi-mille entre ces bataillons; il y avoit de Pardubitz à Collin 40 escadrons de hussards, pour faire les patrouilles le long de l'eau, observer la quantité étonnante de gués, qui s'y trouvent, ensuite avoir un oeil sur les mouvements de l'ennemi et principalement d'avertir l'armée, au moment qu'on s'apercevroit de quelques préparatifs pour la construction d'un pont. Les ordres et les mesures étoient si bien prises, que l'armée étant une fois avertie, ne pouvoit pas manquer de faire échouer les desseins de l'ennemi; mais on sait, que le chapitre des accidents est plus vaste à la guerre, qu'en toute autre occasion.

Pendant mon séjour à Tirnova, je reçus des avis, par des lettres de Vienne interceptées, que les ennemis avoient un dessein de conséquence, qu'ils exécuteroient le 13 de novembre. Il étoit bien difficile de juger de ce dessein; j'étois dans l'opinion, que vu les mesures que j'avois prises, pour empêcher aux ennemis le passage de l'Elbe, et vu la saison avancée, ils ne tenteroient pas de l'entreprendre, mais j'avois reçu des nouvelles de Prague, que l'on y faisoit construire des échelles, dans les environs, ce qui me faisoit juger, que le dessein des ennemis pouvoit être plutôt de surprendre une ville, dont l'enceinte étoit immense, que de tenter quelque chose sur une armée postée derrière une rivière, à portée de la soutenir. Ce raisonnement, qui paroît simple et naturel, m'induisit à jeter trois bataillons et 5 escadrons de dragons dans Prague, pour mettre la ville hors de toute insulte. Le 18 arriva, je fus fort intrigué d'apprendre, quels pouvoient être les mouvements de l'ennemi; j'eus beaucoup de faux avis, entre autres, qu'un corps de leurs troupes marchoit vers Cauerzim et Prague et qu'un gros corps s'avançoit vers Pardubitz. Ce même jour le Général Nassau m'écrivit, que ses espions lui déposoient unanimément, que l'ennemi avoit dessein de l'attaquer à la pointe du jour. Le 19 arriva enfin, j'étois levé avant cinq heures, et j'entendis un grand bruit de canon, mêlé à des charges très-fortes de petites armes. Je supposois d'abord, que ce seroit quelque nouveau dessein, que l'ennemi vouloit exécuter sur Kollin; le Prince Léopold me fit dire la même chose de Bodanetz, et tout ce que j'en appris, se réduisit à ce que l'ennemi tentoit quelque chose sur cette ville. J'étois d'autant moins embarrassé de cet événement, que je connoissois la situation de Kollin, pour y avoir posté les troupes moi-même, et je n'attendois que des avis ultérieurs, du Général Nassau, pour faire faire à mes troupes la manoeure, qui auroit été la plus convenable en ce cas. Mon incertitude dura jusqu'à midi, qu'un officier vint me dire, que les Autrichiens avoient passé l'Elbe, avec toute leur armée, auprès de Selmitz. On peut s'imaginer facilement, dans quel état de surprise,

me jeta cette nouvelle; il n'étoit plus temps, à songer d'empêcher une chose qui étoit déjà faite; il ne s'agissoit plus, que d'y apporter un remède prompt et efficace, ou qui du moins levât les inconvénients considérables, qu'il y avoit à craindre. Je fis pour cet effet, rassembler encore le même jour l'armée entre Bodanetz et Clumetz; là j'appris, par le Lieutenant-Colonel Wedel, dont le bataillon avoit été à Selmitz, que les hussards, n'ayant pas fait leurs patrouilles avec l'exactitude qui se devoit, n'avoient pas averti d'abord ce Lieutenant-Colonel, des mouvements des ennemis, ni des pontons que la patrouille avoit entendu conduire, que lorsque Wedel s'étoit mis en marche avec son bataillon, pour empêcher le dessein de l'ennemi, il y en avoient déjà eu 3 mille de passés, qu'il les avoit attaqués indépendamment de leur nombre, et les avoit obligés à se retirer sous la protection de trois batteries, qu'ils avoient de 50 canons, que dans cette terrible situation, nos grenadiers avoient arrêté l'ennemi trois heures, mais qu'ils avoient été obligés de se retirer faute de secours, n'ayant perdu que deux officiers et 100 hommes, que l'on avoit envoyés trois officiers pour m'avertir de ce qui se passoit, qu'il y en avoit eu un de tué, et les autres faits prisonniers; en un mot la fatalité voulut avoir si bien secondé les Autrichiens, dans cette rencontre, que leur dessein réussit comme ils l'avoient projeté malgré toutes les dispositions que l'on avoit fait pour faire l'échouer. L'armée ne fut assemblée qu'à l'entrée de la nuit, il nous manquoit encore le détachement de Nassau.

Ce fut tout mon soin de faire des mouvements capables de faciliter sa jonction, et d'aviser à ce qu'il y auroit à résoudre pour la ville de Prague. Il étoit absolument nécessaire alors, de choisir entre le parti, de tirer avec l'armée vers Nimbourg et Prague, ou vers Königsgrätz. Dans le premier de ces cas, je m'exposois à des inconvénients si dangereux, que j'aurois été perdu avec l'armée, si j'avois choisi ce parti-là: car les Autrichiens sentant, que j'étois coupé de mon pays, par les frontières de la Saxe, et que je n'avois plus d'autre connexion avec mes états, que par la Silésie, se seroient postés le long des gorges et des défilés, qui conduisent dans ce duché, moyennant quoi j'aurois manqué de toutes les choses nécessaires, pour refaire une armée en tout genre; et ce qui étoit plus décisif encore que tout ceci, c'étoit que le trésor de l'armée, étoit épuisé à la fin de novembre, que je ne pouvois trouver de l'argent, en assez grande quantité, pour payer les troupes. Toutes ces raisons résumées, me déterminèrent à marcher vers Königsgrätz, après avoir attiré à moi le corps du Général Nassau. Ce n'étoient pas encore là touts les embarras de ma fâcheuse situation. Mes

dernières lettres de Prague portoient, qu'il y avoit de la farine pour six semaines, pour la garnison, mais pas d'avantage. Cette garnison étoit augmentée depuis de trois bataillons et de cinq escadrons; dèsque je voulois marcher vers Königsgrätz, je me voyois hors d'état, de ravitailler Prague. S'il y avoit eu pour trois mois de vivres dans la ville, j'aurois laissé la garnison dedans, et tout ce qui en dépendoit; mais me voyant hors d'état, de la pouvoir secourir en six semaines, je fus obligé, pour sauver la garnison, de donner encore le même soir les ordres, pour lui faire évacuer la ville, dirigeant sa marche par Leutmeritz, Böhmschleipe à Friedland. Le lendemain je fis un mouvement avec l'armée, qui m'approchoit de l'ennemi (que je ne pouvois attaquer à cause des lacs); je m'y tins le lendemain, ce qui donna au Général Nassau la faculté de gagner Neubitschau, alors je marchois vers Nechowitz, ou notre jonction se fit le 24, sans que la Général Nassau n'eût reçu un mot de mes ordres, et sans que j'eusse appris un mot de lui; mais nous calculâmes si juste les manoeuvres de l'un et de l'autre, que nous n'avons manqué que d'une demi-journée le moment de la jonction. La jonction faite, nous allâmes camper à Königsgrätz, nous évacuâmes Pardubitz, et l'armée se divisa en trois colonnes, pour entrer par les trois gorges des montagnes en Silesie; il n'y eut que de petites affaires d'arrière-garde, où les ennemis ont eu constamment le désavantage.

J'apprends aujourd'hui, que la garnison de Prague a heureusement regagné la frontière.

B. Zur Expedition des Fürsten Leopold von Dessau in Oberschlesien. Jan. 1745.

Friedrich II. übertrug, als er 12. December 1744 von Schweidnitz nach Berlin reiste, dem Fürsten Leopold den Oberbefehl der Armee in Schlesien mit der Weisung, die über die Grenze eingedrungenen feindlichen Truppen, meist irreguläres Volk, zurückzutreiben und die von Gen. v. Marwitz geräumten Gebiete von Jägerndorf und Troppau wieder zu nehmen.

Der Fürst ging langsam und mit großer Vorsicht daran; trotz der wiederholten Mahnungen des Königs war er erst am 9. Jan. so weit mit der an der Neisse versammelten Truppenmacht in vier Kolonnen vorzurücken; auch sein Vormarsch geschah so langsam, daß er erst am 17. Jan. in Jägerndorf einrückte und so dem Feind überall Zeit gab sich unbehelligt zurückzuziehn.

Der König war mit dem Verfahren des Fürsten wenig zufrieden; es lag ihm daran durch rasche und bedeutende Erfolge der Welt zu zeigen, daß die preußische Armee trotz des Rückzuges aus Böhmen in voller Schlagfertigkeit sei. Der Verlauf der Expedition war nicht dazu angethan, einen wirksamen Gesammtbericht über dieselbe zu veröffentlichen.

Die den Berliner Zeitungen vom Ministerium zugestellten Berichte über diese Expedition sind auf Grund der dem Kabinet eingesandten Rapporte verfaßt und erscheinen in den Berliner Zeitungen unter dem Artikel Berlin. Es sind folgende:

XIII.

Berlin, 16. Jan. 1745.[1])

Verwichenen Mittwoch des Abends (13. Jan.) empfingen S. M. durch einen aus Schlesien von des daselbst commandirenden Gen. F. M. des Fürsten von Anhalt-Dessau D. anhero gesandt Courier die angenehme Nachricht, daß nachdem S. F. D. die in ihren Quartieren vertheilt gewesenen kleinen Corps von Truppen zusammengezogen, mit denselben den 9. d. die Neisse passiret, da den Feind genöthiget viele von demselben in Oberschlesien bishero occupirte Posten mit großen Verlust und Eilfertigkeit zu verlassen, wovon man die besonderen Umstände des förderſamsten erwartet. Wie denn S. F. D. annoch im Begriff sind, die Oesterreichischen Truppen überall zu verfolgen und aus den Orten, wo sie sich noch befunden, zu delogiren. Es kommt auch täglich eine große Menge von ihren Deserteurs bei unsrer Armee an, welche den schlechten Zustand ihrer Truppen und der Misère so dieselben leiden, nicht genugsam zu beschreiben wissen.

XIV.

Berlin, den 19. Jan.[2])

S. Kön. M. haben abermalen verwichenen Sonnabend Abend (16. Jan.) abermals durch einen Courier von des in Schlesien commandirenden Gen.

---

[1]) Podewils übersendet diese aus dem Kabinet ihm zugegangene Mittheilung am 15. Jan. an den Kriegsrath Ilgen zur Beförderung an die Zeitungen, die sie am 16. bringen. Zugleich schreibt Podewils dieselbe Nachricht französisch nieder zur Mittheilung an die preußischen Gesandtschaften: Le Prince d'Anhalt, mon Veld Maréchal u. s. w.

[2]) Podewils an Ilgen (s. d.): „S. M. haben befohlen den beikommenden Artikel in die morgende Zeitung zu bringen." Er erscheint in der Zeitung vom 19. Dieselbe Mittheilung französisch für die preußischen Gesandten liegt in den Akten dabei, sie beginnt: Selon les dernières nouvelles que j'ai reçues de mon Veld Maréchal u. s. w.

FM. des Fürsten von Anhalt D. die Nachricht von der glücklichen Continuation und Progression unsrer Armee in Oberschlesien und daß die Oesterreichischen Truppen nicht allein Neustadt und Patschkau zu verlassen gezwungen, sondern daß auch 3 Oesterreichische Husaren Regimenter, so von einigen regulären Truppen unterstützt gewesen und sich bei Neustadt setzen zu wollen Miene gemacht, von unsern Husaren mit großer Bravour attaquiret, über den Haufen geworfen, eine gute Anzahl davon niedergehauen, und noch mehre gefangen genommen worden. Des Fürsten von Anhalt D. sind hierauf mit einem Theil der Armee nach Jägerndorf marschieret, um so wohl daraus als auch aus anderen von den Oesterreichern annoch occupirten Orten dieselbe gleichfalls zu delogiren. Die Desertion bei den Oesterreichischen Truppen contiuniret noch immer sehr stark und dem Verlaut nach soll ihre Cavalerie fast gänzlich ruiniret, die Infanterie aber in einem sehr schlechten Stande sein.

XV.

Berlin, den 23. Jan. [1])

S. Kön. Maj. empfingen verwichenen Mittewoche des Abends (20. Jan.) abermals einen Courier des in Schlesien commandirenden Gen. FM. Fürsten von Anhalt D. mit der angenehmen Nachricht, daß die Oesterreichische Armee durch die unsrige gezwungen worden, Jägerndorf, Troppau, Ratibor und andere Oerter, so der Feind in Oberschlesien occupirt hatte, mit großer Eilfertigkeit und nicht geringem Verlust zu verlassen und fast ganz Oberschlesien zu abandonniren, auch sich durch das Gebirge nach Mähren und unter die Kanonen von Olmnitz zu retiriren, wobei nicht allein viele Bagage, sondern auch eine ziemliche Anzahl Gefangene den Unsrigen in die Hände gefallen. Von unsern Husaren Regimentern haben sich sonderlich die von Zieten und von Malachowsky bei dieser Gelegenheit am meisten distinguiret, da sie 4 feindliche Husaren Regimenter, so die Retirade der Oesterreichischen Armee bedecket, mit solcher Bravour attaquiret, daß sie selbige fast gänzlich über den Haufen geworfen, einen guten Theil davon in die Pfanne gehauen und über 100 Gefangene eingebracht.

---

[1]) Der Artikel liegt deutsch von Podewils Hand in den Akten, zugleich in französischer Ausfertigung für die preußischen Gesandtschaften, ebenfalls von Podewils Hand.

XVI.

Berlin, den 26. Jan. [1])

Man hat mit den letzten Briefen aus Schlesien die Bestätigung von der eilfertigen Retirade der Oesterreicher nach Mähren erhalten und zwar mit folgenden Particularitäten. Den 15. d. des Nachmittags haben die Husaren Regimenter von Zieten und Malachowsky die sämmtlichen in Oberschlesien gestandenen Oesterreichischen Husaren bis an die Vorstädte von Jägerndorf gejagt, viele davon niedergehauen und etliche 30, worunter ein Cornet befindlich, gefangen genommen. Eben selbigen Tages rückte ein Theil der Königl. Armee bis an das Schloß Füllstein und den 16. bis unweit Jägerndorf, da sich denn die Oesterreichische Cavalerie und Infanterie unter dem Commando des Feldmarschalls Grafen von Traun und des Generals Berlinger, Prinz von Birkenfeld, Stahrenberg, Königseck und Keyl zwar in und hinter Jägerndorf zusammenzogen, in der Nacht darauf aber diese Stadt verließen und sich auf das schleunigste nach dem Mährischen Gebirge gegen Hof und so weiter nach Mähren fortbegaben. Die Oesterreicher haben Troppau gleichfalls in der Stille geräumt, welches wiederum zu occupiren einige Husaren nebst einiger Infanterie unter dem Commando des Gen. L. von Nassau beordert sind. Nachdem die Königl. Truppen auch Ziegenhals von Neuem besetzt und den Feind daraus vertrieben, so ist der Gen. L. v. Lehwaldt mit einigen Bataillons detachirt worden, die Oesterreicher aus Patschkau zu delogiren, welcher auch den 17. in der Gegend dieser Stadt eingetroffen ohne daselbst die feindlichen Truppen vor sich zu finden, indem selbige seine Ankunft allda nicht abgewartet, sondern sich die Nacht vorher ganz in der Stille von dort weg retirirt und ihren Weg nach der Gegend von Johannisburg und nach Mähren genommen. Auf dem Marsch des Gen. L. v. Lehwaldt hat ihn ein Schwarm feindlicher Husaren zwar immer begleitet, ihm jedoch nicht den geringsten Schaden zufügen mögen, dahingegen er ihnen einige Mann todtgeschossen und 4 von ihnen gefangen genommen. Das feindliche Corps welches sich über Hof nach Mähren gezogen, bestehet aus 17 Bataillons und 56 Eskadrons theils Kürassiere theils Dragoner außer 4 Regimentern Husaren, und es verlautet, daß sich der Feind bis unter die Kanonen von Olmütz ziehen dürfte.

---

[1]) Eichel an Podewils 22. Jan. 1745: „Da des Fürsten von Anhalt D. aus Jägerndorf unter dem 16. d. ferner berichtet haben, daß Sie mit dem unterhabenen Corps am 15. d." u. s. w. Der König befehle davon in den Zeitungen des nächsten Dienstag (26. Jan.) Nachricht zu geben „ohne den Referenten, nämlich den Fürsten von Anhalt zu nennen". Podewils schickt, da er nach Potsdam zu kommen Weisung hat, Eichels Brief zu weiterer Veranlassung an Ilgen, der dann den Artikel sowohl deutsch für die Zeitungen, wie französisch für die preußischen Gesandtschaften redigirt.

[In der Schlesischen Zeitung vom 30. Jan. findet sich ein „Schreiben eines Preußischen Offiziers aus Troppau vom 24. Jan." beginnend: „Mein Herr, es wird Ihnen noch erinnerlich sein, daß ich in meinem letzten Schreiben zu melden die Ehre gehabt, wie der von unsrer Armee hoch gehaltene Prinz Dietrich von Anhalt" u. s. w. Es enthält eine Uebersicht der Bewegungen, welche den Feind über die Neisse und aus Schlesien gedrängt haben, und schließt mit Angabe über Gewaltsamkeiten, die von den feindlichen Truppen in Oberschlesien ausgeübt worden sind. Es liegt kein archivalisches Material vor, aus dem sich der offizielle Ursprung dieses Berichts entnehmen ließe.]

XVII.

Berlin, den 2. Februarii 1745.[1])

Seit Unserem letzteren, sind folgende Nachrichten aus der Schlesie, ferner eingelaufen.

Der General-Major von Hautcharmoi, hat wie er unter dem 19. des jüngst geendigten Monaths Januarii gemeldet, einige Compagnien, vom Salderschen Guarnisons-Regiment,[2]) unter dem Commando des Obrist-Lieutenants von Löben, aus Brieg[3]) detachiret, umb die von den Ungarschen Trouppen besetzte Stadt Namslau, wieder zu occupiren, welches auch mit dem besten Success von der Welt geschehen. Am 15. Januarii, schickte gedachter der von Löben, 30 Mann Infanterie, nebst 30 Husaren vom Soldaschen Regiment, voraus, umb gleich in das eine Thor von Namslau zu bringen, da er, mittlerweile, mit dem Ueberrest seines Commando, einen Umb-weg nahm, in der Absicht,[4]) der Ungarischen Guarnison den Rückweg abzuschneiden. Allein die in der Stadt befindliche Husaren, 60 an der Zahl, sobald sie das gegen sie ausgesandte Commando von einem Thurm erblickten, sucheten[5]) weiter nichts als sich nur mit der

---

[1]) Eichel an Podewils, Potsdam 29. Januar 1745: S. M. habe befohlen, „daß der aus einigen seithero aus Schlesien eingekommenen Berichten gezogene Extract mit einigen couleurs embellirt in den Zeitungen gedruckt und was etwa davon der Mühe werth den preußischen Gesandten zugeschickt werde." Dabei liegt der Extract geschrieben von einer Hand die der des Königs ähnlich ist und von der seit 1763 die sogenannten Cabinetsextracte in das dazu bestimmte Buch eingetragen werden.

Nach diesem Extract schreibt Ilgen den Artikel für die Zeitungen vom 2. Februar; der französische Bericht für die Gesandtschaften ist von Geh. Rath Vockerodt's Hand.

[2]) et trente hussards de celui de Soldau fügt die französische Uebersetzung hinzu.

[3]) In dem Extract heißt es: von Brieg aus.

[4]) Im Extract heißt es: um wo möglich.

[5]) Auch hier embellirt Ilgen sehr bescheiden den Extract, der sagt: hatten dieselben in der größten Confusion die Flucht ergriffen dergestalt daß ꝛc.

Flucht zu salviren, verrichteten auch solches in der äußersten Confusion, und mit so großer Eilfertigkeit, daß ohnerachtet Unsere Husaren, mit Ihnen in der Vorstadt sich[1]) zu engagiren bemühet waren, dennoch nur zwey davon gefangen genommen wurden, der Feind auch, als mehr besagtes Saldersches Commando gantz heran rückte, mit denen Canons kaum zu erreichen stund, wiewoll[2]) man ihm noch einige Mann tödtete. Wehrender dieser kleinen Action[3]) näherten sich 600 Ungarische Insurgenten, unter dem Commando des Obersten Halary, der Stadt Namslau, die Quartiere waren von ihnen daselbst schon bestellet, und sollten sie 4000 Rthl. Geld, und viele Fourage, so auff feindliche Ausschreibung zusammen gebracht werden müssen, abholen. Sie nahmen aber, sobald sie das canoniren der Unserigen höreten, gar bald das Reis-aus,[4]) und seitdem haben Unsere zum recognosciren ausgeschickte Husaren, die am 17. Januarii zurück gekommen, von[5]) dem Feinde, weit und breit nichts mehr antreffen mögen.

Nach des General-Lieutenants von Lehwaldt, am 21. Januarii erstatteten Bericht, haben die feindliche Trouppen nachdehm ermeldter General-Lieutenant, mit seinen unterhabenden Bataillons, selbige aus Patschkau verjaget, und sie sich leicht die Rechnung machen können, daß man sie in der Nähe nicht dulden, sondern ihnen auff den Leib gehen würde, aus Johannisberg und aus Weidenau, woselbst sie die von Ihnen angelegt gewesenen Magazine vorher, gäntzlich ruiniret, sich auff das schleunigste[6]) weg und nach dem Gebürge, begeben, alwo sie,[7]) vermuthlich aus Furcht von denen Unserigen verfolget zu werden, hinter sich einen Verhack machen.

Zu Glatz, ist, nach des dasigen Commendanten Obristen von Fouqué Bericht vom 21. Januarii, bisher nichts sonderliches vorgefallen, und derselbe nur bemühet gewesen, die in der Nachbahrschafft sich aufhaltende Oesterreicher beständig zu allarmiren,[8]) zu welchem Ende auch die Guarnison zu Habelschwerdt, verschiedentlich, gantze Nächte, im Gewehr stehen müssen.

Am 20. Januarii[9]) aber, hat erwehnter Obrister, ein Commando von 800 Mann Infanterie, mit denen Obrist-Lieutenants von Canitz und von Pfuhl, dem Major Schütz und 100 Husaren, gegen die, anderthalb

---

1) Der Extract sagt: sich engagiret.

2) Der Extract: durch welche noch verschiedene von den feindlichen Husaren erschossen worden.

3) Der Extract: So eben als solches geschehen.

4) Der Extract sagt: sie hätten sich auf das Schleunigste zurückgezogen, so daß unsere rc.

5) Der Extract: von keinem Feinde mehr etwas antreffen können.

6) Im Extract heißt es: mit sehr großer Eilfertigkeit zurückgezogen.

7) So embellirt Ilgen den ihm zugesendeten Text: woselbst er hinter sich einen Verhack gemacht.

8) Im Extract: allart zu halten, so daß die Garnison.

9) Im Extract: in der Nacht.

Meylen von Glatz gerade an einander belegene Dörffer Nieder-, Mittel-, und Ober-Steina, alwo 600 Mann feindlicher Cuirassierer, Dragoner, und Husaren gestanden, ausgeschicket, welches Detachement, der ihm ertheileten Ordre gemes, die feindliche Trouppen dergestalt überfallen, daß der Major Schütz die beyden Schildt-Wachten von Ihren Husaren,[1]) deren einer das Pferdt todtgeschossen worden, gefangen genommen, die Feldt-Wachten bis in die Dörffer poussiret und verfolget, mit denen zunächst bey sich gehabten 40 Husaren, auf die, in denen Dörffern schon zu Pferde gewesene zwey große Hauffen Dragoner, und Cuirassierer, eingehauen, selbige in Unord-ordnung gebracht, und endlich gar fortgejaget.

Indessen nahm ein Theil Unserer Infanterie vorbesagte Dörffer in die Mitte, drang in die Höffe ein, und würde dem Feinde sehr großen Abbruch gethan haben, fals derselbe nicht Gelegenheit gefunden hätte, hinten aus denen Höffen, sich zu retten, und das weite zu suchen. Doch hat er 18 Todte in denen Dörffern liegen lassen, und die Unserige haben von ihnen 30 ge-fangene, theils Cuirassierer, theis Dragoner und Husaren zu Glatz ein-gebracht, dahingegen von dem Glatz'schen Commando nur ein Mousquetirer und ein Husar geblieben. Die Mousquetirer von denen Unserigen zogen bei ihrer retour nach Glatz größtentheils mit rothen und blauen Husaren-Mänteln bekleidet, und mit Cuirassierer Säbel und Taschen umbspannet, welches alles sie dem Feinde abgenommen, daselbst ein, und von Unseren Husaren sind außerdehm einige 60 feindliche Husaren-Pferde erbeutet worden.

(gez.) v. Podewils.

C. Fortsetzung der Wintercampagne unter Markgraf Karl.

Fürst Leopold hatte, selbst unzufrieden mit dem, was er geleistet, und überdies durch häuslichen Kummer niedergebeugt, wiederhohlt um Entbindung von dem Commando in Schlesien gebeten. Der König übertrug es (Instruction vom 2. Februar 1745) dem General Markgraf Karl, dessen jüngere Brüder Friedrich bei Mollwitz, Wilhelm vor Prag geblieben waren. Unter ihm standen die Corps vom Gen. v. Nassau in Troppau, Gen.-M. Hautcharmoy in der Gegend von Brieg und Cosel, Gen.-L. v. Lehwaldt, der nach der Grafschaft Glatz vordringen sollte.

Mit diesem Wechsel des Commandos erhielten die Dinge in Schlesien rasch einen besseren Gang. Der König schrieb bereits am 15. Feb. an den Markgrafen eigenhändig: votre arrivée se signale d'abord par des succès heureux; vous n'avez qu'à maltraiter beaucoup l'ennemi partout où

[1]) Im Extract: von der feindlichen Husaren-Feldwachte.

il fait l'impertinent, ou bien où il convient à nos intérêts de le déloger, et je suis sûr que nous l'aurons à bon marché.

Von diesen Gefechten des Februar, mit denen die feindliche Invasion gründlichst aus Schlesien zurückgeworfen wurde, werden im Folgenden nur diejenigen Berichte mitgetheilt, die aus dem Cabinet den Berlinischen Zeitungen übermittelt worden sind.

Den ersten sendet Eichel an Podewils am 14. Februar, er fügt hinzu: „Ob E. E. für nöthig erachten, daß solches detail hier oder da S. Kgl. M. Intention nach mit einigen couleurs relevirt werde, solches muß zu Dero Gutfinden aussetzen, indem in diesem facto nichts anders als die pure Wahrheit, wenigstens so wie in dem Bericht befindlich gewesen, sondern einigen Zusatz enthalten ist." Eichel sendet am Tage darauf 15 Febr. einen weiteren Bericht den er „auf S. M. Befehl aus des Grafen Nassau Rapport in Eil gezogen"; der König befehle solches den Zeitungen, auch denen die im Reich gedruckt werden, mitzutheilen; „S. M. finden solches um so nöthiger im Reich, weil Sie glauben, daß solches nicht nur daselbst eine Impression machen, sondern auch per indirectum die Werbung allda facilitiren wird."

Zufälliger Weise geben diese beiden Berichte Anlaß, einen weiteren Einblick in den Zusammenhang ihres Ursprungs zu thun. Eichel schreibt an Podewils am 19. Februar: Der König wünsche morgen eine kurze Relation über diese Vorgänge an den Marschall Noailles zu senden, und beauftrage Podewils einen solchen zu verfassen; „ich würde nicht ermangeln solches selbst hier thun zu lassen, dafern ich die ersten Relationen, da sie nur in die Feder eiligst dictirt habe ohne Abschrift davon zu behalten, zur Hand hätte, auch sonst nicht für heut mit einer etwas starken Expedition chargirt wäre." Also Eichel hatte diese beiden Berichte dictirt und zwar nach den aus Schlesien eingesandten Rapporten. Von diesen liegt nur der Nassaus vom 10. Februar vor, er ist von Winterfeld geschrieben und zum Theil wörtlich in dem Dictat Eichels wiederholt; zum Vergleich diene folgende Stelle aus Winterfelds Bericht:

„Inzwischen bei dem vielen Schnee und Regen waren alle Wasser über die Maaßen angelaufen und besonders die Oder so groß und impassabel von der Eisfahrt geworden, daß die meiste Bagage, so sie vorher schon weggeschickt, in dem Wasser und Morast verblieben und von den 2200 Mann soviel man jetzt weiß, nicht 50 durchgeschwommen: die andern sitzen alle zu Pferd und zu Fuß wie bei einer Sündfluth auf den Bäumen Hügeln und Dämmen und haben diese Nacht so im Wasser sitzen müssen, daß sie weder vorwärts noch rückwärts können. Gen. Münchow hat Leute mit Kähnen Brettern Leitern herausgeschickt und die Commandos haben schon über 300 eingebracht" u. s. w.[1])

---

[1]) Dieser im Archiv des Gr. Gen.-Stabes aufbewahrte Bericht „Relation von der Einnahme der Stadt Ratibor durch den Herrn Gen.-Lieut. v. Nassau" ist vollständig in der Schlesischen Zeitung vom 13. Februar 1745 abgedruckt.

Diese beiden Dictate Eichels hat Ilgen zu einem Artikel verschmolzen, der in den Zeitungen vom 16. Februar abgedruckt ist.

Folgen dann die Berichte über das Gefecht bei Plomnitz. Eichel sendet wie er am 17. Februar schreibt „auf Befehl S. M. des Königs die Relation die nach der von dem heut angekommenen Courier des Gen.-L. Lehwaldt überbrachten Nachricht von dem Gefecht gemacht worden ist, zur Mittheilung" an die Zeitungen und an die Gesandtschaften. Der von einem Schreiber des Cabinets geschriebene Artikel wird ohne nennenswerthe Veränderung in den Zeitungen vom 18. Februar abgedruckt; es wird nach demselben die französische Uebersetzung angefertigt, die von der Hand eines Gelehrten (wahrscheinlich des Naudé der damals Translateur war) geschrieben ist. — Einige Tage später kommt dann der ausführliche Bericht Lehwaldts an den König (wahrscheinlich die relation d'expédition dans le comté de Glatz. . . . dressé par le Colonel de Buddenbrock aide de camp général de S. M.); auch von dieser wird aus dem Cabinet ein Extract an das Ministerium gesandt, der in der Zeitung vom 23. Februar gedruckt und zugleich von derselben Hand wie der vorherige Bericht ins französische übersetzt ist.

XVIII.

Aus Potsdam 14. Februar nach Berlin gesandt.[1])

Seitdem die unter dem Commando des Fürsten von Anhalt in Ober Schlesien gestandene Trouppen, nachdem sie den Feind aus Neustadt, Jaegerndorff Troppau und der Orthen zurückgejaget,[2]) und sich über das Gebürge nach Mähren zu ziehen gezwungen, auch erstermeldete Trouppen darauf in die ihnen angewiesene Winter Quartiere gegangen, ist der Orthen nichts sonderliches weiter vorgefallen.

Da aber zu Oppeln und in der Gegend herum annoch ein feindliches Corps von 4 à 5000 Mann Ungarischer Trouppen, unter Commando des General Graf Caroli, gestanden, und man nöthig gefunden hat, auch solche von da zu delogiren und die Stadt Oppeln wiederum zu occupiren; So

1) Ilgen giebt dem hiernach gemachten Zeitungsartikel die Datirung Berlin den 16. Februar, und fügt für den Abdruck in den Zeitungen hinzu: „Vor dreien Tagen hat man wieder folgende Nachrichten aus der Schlesien erhalten.

Handschriftlich 1. Das Dictat Eichels. 2. Die in der Kanzlei gemachte Abschrift für den Druck, in der diese und das zweite Dictat Eichels zu einem Artikel zusammengezogen ist.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 16. Februar. Ob auch französisch ist nicht mehr zu ersehen.

2) Zurückgetrieben im Druck.

hat der General Major v. Hautcharmoy den 24. January die beyden Grenadier Bataillons von Hertzberg und v. Goltz nebst 100 Husaren, unter Commando des Obristen v. Podewils nach Oppeln commandiret; Auf deren Anrückung dann der Feind sich überall auf das eiligste retiriret, und ob zwar bey dem Closter Czarnowants gedachten Bataillons die passage über eine Brücke durch ein Còmmando von 600 feindlichen Husahren disputiret werden wollen, so hätten sich doch diese, sobald gedachte beyde Bataillons angerücket, mit Hinterlassung 6 Todten und einiger Blessirten sogleich mit der Flucht sauviret[1]), und en faveur der einbrechenden Nacht in die zunächst gelegene Höltzungen geworffen, sonder[2]) daß wir unserer Seits den geringsten Verlust dabey gehabt hätten. Worauf denn auch gedachte Bataillons, mit anbrechendem Tage darauf ihren March weiter fortgesetzet, und die Stadt Oppeln, nachdem sich die darin gelegene 600 Mann Ungersche Infanterie vorher auf das schleunigste herausgezogen, den 25. wieder besetzet haben.

Wann auch die Nachricht eingelauffen, daß außerdem annoch ein Troup der Ungerschen Insurgenten sich in der Gegend von Bernstadt, Canstadt, Creutzburg und Rosenberg aufgehalten, und auf dem platten Lande in denen Dorfschaften, durch Plünderungen und dergleichen, viele Excesse verübeten; So ist der Obriste v. Schwerin von der Guarde von Breßlau aus, dahin commandiret worden, um dieses Volck gleichfals von dar weg zujagen; welcher denn auch davon sich dergestalt wohl acquitiret hat, daß nachdem er 120 Mann der Seinigen auf Schlitten gesetzet und mit dem übrigen Commando gefolget, um die Stadt Creutzburg von der vom Feinde angedroheten Brandschatzung und Plünderung zu sauviren[3]) nicht nur gedachten Orth, in welchen sich bereits 200 Ungersche Insurgenten in der Vorstadt sehen laßen, von der angedrohten Plünderung gerettet, sondern auch den Feind sowohl von Creutzburg als aus Rosenberg und wo derselbe sonsten der Orthen herum gestanden, überall solchergestalt delogiret, daß derselbe in der größten Eylfertigkeit und nach verschiedenem gehabten Verlust, sich über Lubenitz nach Plesse und nach dem Teschenschen zu, zu retiriren gezwungen worden.

Aus Glatz hat der Gen. Maj. und Commendant la Motte Fouqué gemeldet, daß nachdem er beständig continuire den im Glatzischen herum liegenden Feind zu alarmiren, er durch ein den 4. dieses Monaths ausgeschicktes Commando, ein in denen zunechst bey einander gelegenen Dörffern Ober- und Nieder-Hansdorff gestandenes Commando von 600 feindliche Husahren, überfallen und heraußjagen laßen, bey welcher Gelegenheit der Feind außer denen Blessirten an die 50 Todte bekommen, und 6 Gefangene

[1]) salvirt im Druck.
[2]) ohne im Druck.
[3]) retten im Druck.

von ihnen zurück nach Glatz gebracht worden, dabey das ausgeschickte Commando nicht mehr als einen Todten, und 1 Unteroffizier und 4 Gemeine blessiret bekommen.

Sonsten[1]) haben das in Ober-Schlesien anjetzo commandirenden Gen. Lieut. Marggraf Carl Hoheiten, unter den 10. dieses gemeldet, daß nachdem der Gen. Lieut. von Nasssau von Troppau aus nach Ratibor marchiret, um die in gedachter Stadt und daherum, unter dem Commando des General Graf Esterhasi annoch stehende Ungersche Trouppen zu delogiren, gedachter Gen. Lieut. von Nassau durch seine wohlgemachte Dispositiones die feindliche Trouppen in Ratibor dergestalt angegriffen, daß er nicht nur sich von Ratibor bemeistert, sondern auch zugleich 350 Krieges Gefangene gemachet, deren denn auch, da der Feind mit einer unbeschreiblichen precipitance sich retiriret, von Stund zu Stund zu 20 und mehr, annoch eingebracht wurden, so, daß die eigentliche Anzahl der Gefangenen noch nicht zu melden wäre. Laut Aussage dieser Gefangenen soll der Feind sich mit solcher consternation aus Ratibor retiriret haben, daß von ihm in den zunechst belegenen Oder-Strohm über 500 Mann versoffen wären.

XIX.

Aus Potsdam den 15. Februar nach Berlin gesandt.[2])

Nachdem der Gen. Lieut. von Nassau von Troppau aufgebrochen und den in einem Dorffe Nahmens Radun, jenseits der Mora belegen, stehenden Feind surpreniret, hat Er sonder Zeitverlust seinen March darauf so eingerichtet, daß er solchen gerade nach Benneschau, Hültschin und Oderberg zu, dirigiret, um

1, den Feind im Mährenschen Gebürge von Troppau beßer abzuziehen,

2, die Lieferung der vom Feinde pro Februario ausgeschriebenen Fourage à 30,000 Rationes und Portiones zu verhindern, Hültschin, nebst Benneschau nnd das Schloß Oderberg zu besetzen, mithin das Land dadurch von dieser Seite von allen feindlichen Incursionen gantz frey zu machen; So ist solches bis zum 8. dieses alles glücklich von statten gegangen; worauf der Gen. Lieut. von Nassau den 9. dieses, nachdem er Tages

---

[1]) Das Folgende bis zum Schluß ist auf Ilgens Veranlassung fortgelassen „weil dasjenige was auf der letzten Seite des ersten aus Potsdam gekommenen Bogens steht", in dem zweiten sich wiederhohle.

[2]) Ilgen verschmilzt diesen Bericht mit dem vorhergehenden ohne dessen Schluß; er schaltet hier ein: „Nach neueren Nachrichten aus der Schlesien zufolge ist der Feind nunmehro auch aus Ratibor verjaget worden, worüber folgende Relation eingelaufen."

vorher die Nachricht erhalten, daß der Feind seine Garnison in Ratibor vor 2 Tagen bis 2000 Mann Banduren und 1000 Husahren verstärket, und Mine machte sich daselbst tapfer zu wehren, von Hültschin und der Gegend aus, mit den bey sich habenden 5 Bataillons und den 2 Regimentern von Bronikowsky und Natzmer Husahren, gerade gegen Ratibor aufgebrochen, und die Sache dergestalt wohl concertiret hat, daß sein unterhabendes Commando Nachmittags gegen 4 Uhr bey einer kleinen Capelle ohnfern Ratibor zusammen gekommen; der Feind hatte bereits seine meisten Husahren und Banduren aus Ratibor vor die Vorstadt gezogen, und fing an unsere avantgarde zu chargiren, welches ihn doch so schlecht reussirete, daß er gleich Gefangene laßen muste; Da nun die letztere Bataillons ziemlich heran waren, attaquirte der Gen. Lieut. von Nassau den Feind sogleich in den Vorstädten von allen 3 Thoren, welcher darüber alle contenance verlohr, und sich mit solcher precipitation in die Stadt retirirte, daß unsere Husahren, so ihn sehr hitzig folgeten, mit dem Feind fast zugleich in die Stadt kamen, da denn von dem Feinde in der Stadt 350 Mann gefangen worden, das übrige aber entweder niedergemachet wurde, oderscgleich die Flucht ergrief, und sich über die Oder-Brücke in größter confusion retirirte, bey welcher Gelegenheit denn, da die Brücke brach und die Oder von dem vielen Schnee und Regen sehr angewachsen, auch wegen des Eyßganges fast impassable geworden, es geschehen ist, daß von allen denen 3000 Mann nicht 50 durchgeschwommen, sondern über die 500 Mann darin versoffen sind, alle die übrigen aber theils zu Pferde, theils zu Fuß gleich bey einer Sündfluth, auf den Hügeln, Dämmen und Bäumen sitzen, ohne weder vor noch rückwärts kommen zu können, welche durch herbeygeschaffte Kähne, Bretter nnd Leitern und dergleichen Geräthe von uns gerettet, und durch Commandos [1]) eingebracht werden; Wie denn deren schon den 10. dieses über 300 zu Ratibor eingebracht worden, und was nicht versauffen will, von selbst zurückkommen muß. Die Bagage welche der Feind vor Anfang der attaque gleich voraus weggeschicket, ist mehrentheils im Wasser und Morast geblieben, [2]) und von denen Bauern geplündert.

Die Zeit hat sonsten gedachten Gen. Lieutenant nicht vergönnen wollen, alles vorgedachte accurat zu beschreiben, so aber von denselben noch nechstens geschehen wird.

---

1) Im Druck: durch die Commando.

2) Im Druck: stecken geblieben.

XX.

Berlin, den 17. Februar 1745.[1])

Nachdem Sr. Königl. May. in Preußen etc. vor gut befunden haben, dero General Lieut. von Lehwald zu beordern, mit einigen Bataillons, auch einigen Esquadrons Husaren, nach dem Glatzischen zu marchiren, umb die daselbst auf dem platten Lande, und in den kleinen Städten dieser Graffschaft sich zeither in considerabler Menge eingedrungene Osterreichische und Ungarische Truppen zu delogiren, und das Land davon gäntzlich zu befreyen; so ist gedachter Gen. Lieutenant, den 9. dieses mit dem ihm dazu anvertrauten Corps, der Gegend von Patschkau aus aufgebrochen, und da Er bey seinem Einmarsch in das Glatzische, die beyden Dörffer Ober- und Nieder-Johannsdorff von dem Feinde stark besetzet gefunden, hat er solchen sofort aus diesen Dörffern delogiren laßen, und vorerst sein quartier darin genommen; bey welcher Gelegenheit er seinerseits keinen Mann verlohren, der Feind hingegen verschiedene Todten und blessirten bekommen, so er mit sich hinweggenommen. Es haben darauf die feindlichen Trouppen im Glatzischen, auf erhaltene Nachricht von dem Anmarch des Gen. Lieut. von Lehwald, sich sofort nach der Gegend von Landeck und Habelschwerd zusammen gezogen, deren Anzahl einige Deserteurs auf 16/m Mann starck machen wollen, so aber anderer Aussage nach bis 12000 Mann starck gewesen seyn sollen; weshalb dann der Gen. Lieut. von Lehwald sofort seine Disposition gemacht, um den Feind aufzusuchen, und denselben wo er ihn fände zu attaquiren.

Wegen des davon erfolgeten glücklichen Success nun ist heute Vormittag ein mit vorher reithenden blasenden Postillons, von mehrermeldeten Gen. Lieut. von Lehwald abgefertigter Officier, alhier angekommen, welcher an Sr. Königl. May. die angenehme Nachricht überbracht, daß nachdem Er, der Gen. Lieut. von Lehwald, den 13. von Nieder-Johannsdorff aufgebrochen und bis Alt-Woltersdorff gekommen sey, er Tages darauf früh von dar weiter, und gerade gegen den Feind zu, marchiret sey, welchen er dann bey dem Dorffe Plomnitz, nahe an der Stadt Habelschwerdt belegen, auf einer Anhöhe bereits aufmarchiret und sehr vortheilhafft postiret

---

[1]) Handschriftlich 1. von derselben Hand, die das Dictat Eichels vom 15. Februar geschrieben hat. 2. Abschrift für den Druck von einem Schreiber der Kanzlei. 3. Französische Uebersetzung von Naudés Hand.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 18. Februar.

Französisch ein besonderer Druck: Le Roy ayant ordonné u. s. w.

Zu Grunde liegt „Schreiben eines Freundes an S. Ex. den General von der Cavalerie und Gouverneur von Breslau H. v. Buddenbrock, Habelschwerd den 14. Februar," gedruckt in der Schlesischen Zeitung vom 20. Februar 1745.

gefunden, da dieser nicht nur die avantage einer mit Büschen und Hecken bewachsenen Anhöhe gehabt, sondern überdem noch einen sehr difficil zu passirenden Bach vor sich gehabt, auch sonsten sehr gute contenance halten zu wollen geschienen.

Nachdem aber mehrgedachter Gen. Lieut. von Lehwald aller solcher Beschwerlichkeiten ohnerachtet, mit seinen bey sich gehabten Bataillons und Husahren vorermeldeten beschwerlichen Bach zuförderst passiret, und darauf den Berg von unten hinan gerücket, habe Er den Feind sofort attaquiret, und solchen nach einem Feuer von ohngefehr 1½ Stunden völlig übern Hauffen geworffen, von selbigen 4 Canons erbeutet, auch endlich selbigen durch eine sehr schleunige Flucht das Feldt zu räumen gezwungen.

Das feindliche Corps hätte nach Anzeige der Gefangenen aus 12 Battaillons regulairer Infanterie, außer der dabey befindlichen Cavallerie, Husaren und Croaten, so in großer Menge dabey gewesen, bestanden, und wäre von den Generals Graf Wallis, Luchesi und Hülffreich commandiret worden.

Des Feindes Verlust müste sehr considerable gewesen seyn, weil der Wahl-Platz starck voller Todten von ihn läge, deren man in der Eyl über die 900 rechnen können, außer denen blessirten, von welchen der Feind jedoch viele mitgenommen.

An Gefangenen habe er, der Gen. Lieut. von Lehwald, wenig bekommen können, indem der Feind sich sehr eylig und in vollem Lauffen retiriret, dabey aber doch seine sehr eylfertige retraite, durch die bey sich gehabte viele Husahren, so denen Unsrigen an der Zahl sehr stark überlegen gewesen, decken lassen, so daß die Unsrigen im Nachsetzen keine Gelegenheit gehabt viel Gefangene zu machen.

Unserer Seits sey der Obriste v. Gaudi Schlichtingschen Regts. gleich zu Anfang der Action geblieben; Was sonsten etwa noch von denen Unsrigen an Officiers und Gemeinen geblieben oder blessiret worden, davon hätte die Zeit nicht leiden wollen, die Anzahl genau zu melden, so viel könne Er aber vorläuffig versichern, daß der Verlust Unserer Seits sehr geringe sey. Der Feind habe sich auf Mittelwalde retiriret, von wannen aber solcher nechstens delogiret werden würde.

Uebrigens könne Er die gute contenance nnd Bravoure, welche sowohl die beyden unter ihn commandirten Gen. Maj. v. Bosse und v. Polentz, als auch die sämmtliche Officiers und Gemeine seines unterhabten Corps, von Anfang der Action an, bis zu deren Ende, bezeiget, nicht genugsam rühmen, wie dann allerseits nichts mehr wünscheten, als den Feind nechstens nochmahlen anzutreffen und denselben fernern Abbruch zu thun.

XXI.

Berlin, den 23. Februar 1745.[1])

Von der bei Habelschwert im Glatzischen am 14. d. vorgefallenen Action sind nach der Ankunft des letzten Couriers noch folgende besondere Umstände gemeldet worden. Daß die daselbst geschlagenen Oesterreichischen Truppen fast noch einmal so stark gewesen als die Unsrigen, daß sie überaus vortheilhaft gestanden, auch die Unsrigen anfänglich vom Berge herunter attaquiret haben, daß aber unsre Infanterie, nachdem solche unter dem feindlichen Feuer den Plomnitzer Bach unten am Berge passirt, den Feind den Berg hinauf attaquiret und in die Flucht geschlagen, auch als solcher auf dem Berge sich in den dasigen Gebüschen wieder gesetzet, dennoch von den Unsrigen abermals hinausgejagt und weggetrieben worden. Das feindliche Corps hat in 10 Bataillons regulärer Oesterreichischer Infanterie bestanden; auf dem rechten Flügel sind 8 Esquadrons Cuirassiers, auf dem linken aber die übrige Cavalerie und die sämmtlichen Husaren postirt gewesen.

Laut der von dem General v. Lehwald nunmehro eingesandten speziellen Liste der in dieser Action gebliebenen Todten und Blessirten sind überall an Todten nicht mehr als 1 Offizier, nemlich der Oberst Gaudi, nebst 20 Gemeinen und an Blessirten 7 Officiers, 6 Unterofficiers und 130 Gemeine, an Pferden von den Husaren aber 3 todtgeschossen und 4 blessiret; wogegen der Feind an Todten und Blessirten über 900 Mann auf dem Wahlplatz gehabt, ohne die zu rechnen, welche der Feind auf Wagens, so er vorher zusammentreiben lassen, mitgenommen hat. An Gefangenen hat man unserer Seits aus den im erstem Bericht angeführten Ursachen bisher nur 90 Mann gehabt.

Nach Aussage der feindlichen Deserteurs, welche an Infanterie sowohl als an Cuirassiers häufig ankommen, ist der Oesterreichische General Helffrich an seiner in der Action empfangenen Blessur in Mittelwalde gestorben.

D. Die Gefechte im Frühjahr 1745.

Friedrich II. verließ am 15. März Berlin um sich zur Armee nach Schlesien zu begeben; er hoffte durch die mit England eingeleiteten Verhandlungen zu einem Frieden zu gelangen, bevor die Feindseligkeiten wieder

---

[1]) Handschriftlich 1. von Schreibers Hand. 2. Französische Uebersetzung von Raudés Hand.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 23. Februar.

Französisch in besonderem Druck. 4.

eröffnet wurden. Das erneute Vordringen der ungarischen Insurrectionstruppen im Ende des März, bald die Nachricht, daß die österreichische Armee am 5. April bei Olmütz versammelt sein werde, um ins Glatzische einzudringen, die Besorgniß, daß zugleich die Sachsen über Bautzen nach Niederschlesien einbrechen würden, nöthigte ihn sich zu einem neuen Feldzuge bereit zu machen.

General de la Motte, der mit einem Corps Ende März über die Oder bei Ratibor gegen die Insurgenten vorgehn sollte, fand sie vorrückend zu stark, um sie anzugreifen; sein Zurückgehen steigerte nur ihre Zuversicht; sie drangen bis Rosenberg vor, zwangen die schwache Garnison dort die Waffen zu strecken, nahmen auch den von Kreutzburg anrückenden Succurs gefangen, besetzten diesen von der Garnison schleunigst geräumten Platz.

Friedrich II. übertrug den Befehl des Corps, von dem de la Motte abberufen wurde, an Gen. Maj. Hautcharmoy, sandte ihm seinen Flügeladjutanten Oberst v. Winterfeld, ihm zur Hand zu sein. In den glänzenden Gefechten bei Ujest und Großstrelitz wurden die der mährischen Grenze nahestehende Haufen der Insurgenten geschlagen (12. April), dann von Winterfeld und Oberstl. von Wartenberg auch die auf Namslau vorrückenden Haufen bei Polnisch-Wirbitz 21. April auseinandergejagt.

Daß indeß seit dem Tode des Kaisers (20 Januar) die österreichischen Erfolge in Baiern und die Bemühungen der Seemächte am Münchener Hofe zu Unterhandlungen führten, die mit dem Frieden von Füßen (22 April) schlossen, daß so der junge Kurfürst von Baiern die Allianz mit Preußen und Frankreich verließ, machte den Hoffnungen, die Friedrich II. auf die englische Vermittelung gebaut hatte, ein Ende. Bereits Anfang April hatte er seine Truppen in Schlesien so zusammenrücken lassen, daß in drei Tagen die Armee bei Patschkau vereinigt sein konnte; er hatte dem Fürsten Leopold von Dessau Befehle gesandt, ein Corps von 10,000 Mann bei Magdeburg zusammenzuziehen, um gegen Sachsen und Hannover bereit zu stehn. Mit dem Ende April nahm er sein Hauptquartier im Kloster Kamentz in Mitten der Cantonnements seiner Armee, und erwartete mit Ungeduld das Anrücken des Feindes über die Gebirge.

Auffallender Weise finden sich über die Gefechte des April in den Acten keine Berichte, die als officielle bezeichnet werden könnten. Theils über die von den Insurgenten geübten Gewaltsamkeiten, theils von den genannten Gefechten und mehreren kleineren Scharmützeln haben die Berliner und die Schlesische Zeitung kurze Nachrichten; officieller Weise wird von diesen Dingen nur in dem folgenden Schreiben ein summarischer Bericht gegeben.

XXII.

Breslau ce 28. d'avril 1745.[1])

Le gazetier de Cologne a[2]) trouvé bon d'insérer dans sa feuille du 16 de ce mois, sous l'article de Vienne, une relation fort circonstanciée d'un combat entre un corps considérable de nos troupes sous les ordres du Lieut. Général la[3]) Motte, et les insurgents qui rodent dans une partie de la Haute-Silésie au delà de l'Oder. Comme on n'en avoit point entendu parler ici, on s'est informé du fait, et voici ce que c'est. Le Margrave Charles, commandant les troupes du Roi dans la Haute-Silésie, ayant appris, que les insurgents, après avoir reçu un renfort, sous les ordres du Général Festetiz, s'attroupoient aux environs de Ratibor, ordonna au Lieut. Général la[4]) Motte, de prendre 3000 hommes d'infanterie des régiments de Schwerin, Haack, Blanckensee et Hautcharmoy, avec 900 hussards de Malachoffski, Ruesch et Soldan, de passer l'Oder à Ratibor, de chercher l'ennemi, et de l'éloigner de cette place, sans mettre plus de trois ou quatre jours à cette expédition, en cas que l'ennemi ne voulût tenir ferme, pour ne pas fatiguer inutilement les troupes. Monsieur[5]) la Motte exécuta ses ordres, il trouva bientôt les Hongrois, qui voltigeoient autour de lui en plusieurs corps différents. On ne s'est pas informé au juste de leur grand[6]) nombre, parce que cela importe peu. Nos troupes, pendant trois jours,[7]) firent tout au monde, pour fixer l'ennemi, mais jamais elles ne purent le joindre. Il s'éloignoit à mesure qu'on s'approchoit de lui, si bien que de notre côté, il n'y a pas eu un seul coup de fusil de tiré pendant tout ce temps-là. Il est vrai que les Talpatsch et insurgents en ont tiré d'autant plus à 1000 et 2000 pas, dont nous avons eu un hussard de tué et un canonnier de blessé, avec quatre ou cinq chevaux de hussards. Voilà au vrai, à quoi se réduisent les 700 hommes, que le gazetier de Cologne fait mourir impitoyable-

---

1) Handschriftlich 1. im Concept von Goltz Hand, im Schreiben mehrfach corrigirt von derselben Hand.
2. Abschrift davon.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 1. Mai, französisch in besonderem Druck 4.

2) Im Concept war erst geschrieben ayant.

3) de la im Druck.

4) de la im Druck.

5) Le Géneral de im Druck.

6) grand in 1 übergeschrieben.

7) pendant trois jours in 1 übergeschrieben.

ment. Monsieur la Motte voyant, qu'il n'y avoit moyen d'aborder l'ennemi, prit suivant ses ordres le parti de retourner à Ratibor, d'où il étoit venu. Il y revint le 30 de mars, sans avoir fait d'autre perte, comme nous l'avons dit, que celle d'un seul homme et de quelques chevaux. La perte de l'ennemi ne sauroit être grande, puisqu'il n'a pas jugé à propos de tenir.

Nous ne doutons point, que les nouvellistes étrangers ne soient également trompés sur les[1]) petites affaires, qu'il y a eu pendant le cours de ce mois entre nos troupes et celles de la Reine de Hongrie.

Quoique nous en ayons déjà fait mention dans nos feuilles, il ne sera pas inutile de donner au public les relations exactes et vraies des officiers qui y ont été présents.

Affaire de Rosenberg.[2])

Le major de Schaffstedt du régiment de Bronswic, étoit en quartier à Rosenberg, petit bourg dans la principauté d'Oppeln, avec 212 fusiliers[3]) et 110 hussards. Le 8 d'avril il eut avis, qu'un corps d'insurgents et hussards ennemis s'approchoit.

Il envoya ses hussards pour le reconnoître. Ceux-ci furent bientôt aux mains avec l'avant-garde des ennemis, laquelle ils poussèrent vigoureusement, jusqu'à ce que le Général Caroli parût à portée, avec environ 4000 hommes à cheval et 8 à 900 à pied. Nos hussards se replièrent sur Rosenberg avec perte d'un officier et de deux hommes. Les Hongrois les poursuivirent[4]) jusqu'à la porte du bourg, d'où le Major Schaffstedt les éloigna par quelques coups de canon et de fusil. Ils attaquèrent le bourg à plusieurs reprises, pendant plus de quatre heures, mais étant toujours repoussés, ils mirent le feu aux quatre coins du bourg, lequel obligea le major d'en sortir avec son monde. Il se forma en pleine campagne, et s'attendit à être attaqué, quoiqu'il[5]) n'eût presque plus de munition. Mais le Général Caroli, après l'avoir entouré[6]) de toutes parts, lui envoya un trompette pour le sommer de se rendre à discrétion.

Sur le refus du major, il lui fit offrir[7]) par son aide-de-camp une capitulation, laquelle fut conclue en sorte, que le major et son

[1]) Im Concept war erst sur les autres petites geschrieben, dann autres gestrichen.
[2]) pour ce qui est de l' im Druck ist Zusatz in 2 von Podewils Hand.
[3]) So corrigirt das Concept das zuerst geschriebene d'Infanterie.
[4]) Das Concept streicht das erst hinzugefügte vivement.
[5]) Im Concept ist der Satz quoique . . . . munition an den Rand geschrieben.
[6]) So im Concept übergeschrieben für le fit entourer.
[7]) So corrigirt im Concept für lui envoya par.

monde ne serviroit pas contre la Reine de Hongrie dans un an, qu'il rendroit les armes, les chevaux de hussards, et les deux pièces de trois livres, qu'il avoit avec lui, que les officiers garderoient leurs équipages, et que du reste ce détachement se retireroit où il voudroit. A peine cette capitulation étoit-elle conclue, que le Major Hoffmann du même régiment de Bronswic, et le[1]) Lieut. Colonel Devier du régiment de Soldan, parurent dans la plaine avec 108 fusiliers, une pièce de campagne[2]) et 90 hussards venant de Creutzbourg, pour secourir le major Schaffstedt.[3]) Mais ils furent entourés dans un instant, et après avoir tué une trentaine des ennemis, ils furent obligés de se rendre prisonniers. Le Capitaine Meseberg[4]) y fut tué, avec deux ou trois hommes. On dit que ce secours s'est rendu aux mêmes conditions que le premier détachement, et que l'ennemi ne lui a pas tenu parole.

Affaire de Strelitz.[5])

Le Général-Major[6]) Hautcharmoy et le Colonel Winterfeld[7]) Adjudant-Général du Roi, partirent le 10 d'avril de Ratibor, avec une brigade[8]) d'infanterie et 1200 hussards, pour tâcher de joindre les Généraux ennemis Caroli, Spleny et Festetitz au delà de l'Oder. Ils passèrent cette rivière à Cosel la nuit du 11 au 12, et se trouvèrent le matin à portée du village de Slowentzitz, occupé par 4 à 500 insurgents. On détacha 500 de nos hussards, qui enlevèrent la garde ennemie, et fondirent sur le village le sabre à la main. Les ennemis étoient déjà à cheval, mais le Colonel Malachofski les rompit d'abord, en sabra 60 à 70, et fit prisonniers un capitaine, deux lieutenants, un commis de vivres, et 110 hommes. Le reste s'enfuit dans les bois. On envoya les prisonniers à Ujest, et l'on marcha en avant vers Strelitz. Vers les dix heures, on entendit quelques coups de canon, à gauche. C'étoient 400 grenadiers, qui venant d'Oppeln pour joindre le Maj. Général d'Hautcharmoy, étoient attaqués par le Général Spleny avec 4 à 5 mille chevaux, sans[9]) avoir jamais pu être entamés, depuis deux heures. Le Colonel de Winterfeld se détacha d'abord avec nos hussards, pour aller au

---

[1]) Im Concept ist et le .... Soldan an den Rand geschrieben.
[2]) une pièce de campagne ist im Concept an den Rand geschrieben.
[3]) So im Concept corrigirt für secourir son camerade.
[4]) le capitaine qui étoit avec lui im Concept, der Name später dafür gesetzt.
[5]) quant à l' in 2 von Podewils hinzugefügt.
[6]) Le Major Général de im Druck.
[7]) de Winterfeld im Druck.
[8]) avec 3000 h. d'inf. hatte Goltz zuerst geschrieben.
[9]) sans .... heures im Concept an den Rand geschrieben.

secours des grenadiers. Etant arrivé, il attaqua les ennemis sur le champ, et du premier choc les mit si bien en déroute, qu'ils laissèrent 126 hommes sur la place.

Il prit trois officiers, l'adjutant[1]) du Général Spleny, un trompette et 206 hommes, avec le bagage de plusieurs officiers.[2]) Les nôtres eurent deux hommes de tués et trois blessés. Deux heures après cette action, le Colonel Malachofski fut malheureusement blessé par son domestique, dont le fusil se débanda. Il en est mort depuis.

Affaire de Wirbitz.[3])

Le même détachement, sous les ordres du Major-Général d'Hautcharmoy et du Colonel de Winterfeld, continua de déloger les ennemis partout où ils se présentèrent. Le 20 d'avril on trouva 22 compagnies dans un village nommé Wirbitz. Nos patrouilles ayant chassé les leurs, ils se mirent à cheval, sortirent du village, et se formèrent dans la plaine, ayant une chaussée et un marais derrière eux. La plus grande partie de nos hussards ayant passé le village, fondirent sur l'ennemi, et le culbutèrent d'abord. Il en resta 84 sur la place, on prit un capitaine, 3 subalternes, 1 trompette, 2 maréchaux de logis, 4 brigadiers et 102 hommes. Le reste se sauvant par les eaux et les marais, il s'en noya une centaine, outre un plus grand nombre, qui abandonnèrent leurs chevaux, pour se sauver à pied. Nos hussards ont eu à cette occasion un homme de tué et 4 blessés.

XXIII.

Breslau ce 3 mai 1745.[4])

Nous apprîmes hier que le Colonel Winterfeld ayant eu avis qu'un corps de troupes hongroises composé de Bosniens, Croates et Licaniens étoit venu du côté de Hirschberg[5]) pour y enlever les dépôts de fourrages, que les entrepreneurs de notre armée y avoient

---

1) l'adjutant .... Spleny im Concept an den Rand geschrieben.
2) avec .... Officiers im Concept an den Rand geschrieben.
3) Enfin pour ce qui regarde l' von Podewils Hand in 2 beigeschrieben.
4) Ohne weitere Ueberschrift.
Handschriftlich 1. Original von Goltz Hand (nach Winterfelds Rapport v. 2. Mai.)
2. Abschrift von Schreibers Hand.
3. Die am 4. Mai von Eichel an Podewils gesandte Abschrift.
Gedruckt ist dieser Bericht in den Berliner Zeitungen nicht, obschon Eichel, Camentz, 4. Mai ihn an Podewils im Auftrag des Königs sendet mit der Weisung ihn S. M. Intention nach gehörig zu publiciren.
5) venu à Hirschberg in 1 geschrieben und verbessert.

amassés, se mit en marche le 30 avril vers le soir avec huit compagnies de grenadiers et un détachement de hussards pour aller les chercher. Il trouva les ennemis le 1 de ce mois à la pointe du jour, campés avantageusement. Une de leurs patrouilles le découvrit et donna l'alarme au camp. Quoique le colonel de Winterfeld suivît cette patrouille avec toute la vitesse possible, laissant les grenadiers en arrière, les ennemis ne laissèrent pas que d'être à cheval à son arrivée. Il prit le parti de les attaquer sur le champ le sabre à la main, les renversa, en tua un capitaine, un cornette et 116 hommes outre ceux qui se jetèrent dans les précipices, et fit prisonniers deux officiers 14 bas.-officiers et 118 hommes. Le reste se dispersa dans les montagnes et les forêts, où la plupart quittèrent leurs chevaux pour se mieux sauver. Les paysans qui étoient aux écoutes, ont pris bon nombre d'hommes et de chevaux, qu'ils amenoient encore á tout moment au départ du courrier, de sorte qu'on ne croit pas que de tout ce détachement ennemi il se soit sauvé 40 hommes. Nos hussards ont eu [1]) 5 de blessés et trois chevaux tués.

XXIV.

Breslau le 8 de mai 1745.[2])

Le Général-Major Rochow ayant été chargé d'amener le 4 de ce

---

[1]) ont eu un homme de tué, douze de in 2 u. 3 geschrieben und wieder gestrichen, in 1 wie der Text lautet.

[2]) Diese Ueberschrift ist von Podewils Hand.

Handschriftlich 1. Der nach Berlin gesandte Bericht von Gen. Adjut. v. Borckes Hand, dessen Namen unterzeichnet war, aber so, daß er kaum mehr zu lesen, durchstrichen ist. Der Bericht ist verfaßt nach G.-M. v. Rochow's Rapport Hotzenplotz, 4. Mai. Von des Königs Hand an den Rand geschrieben: at Ministerium et gazetam.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 13. Mai.

Französisch in besonderem Abdruck.

Einen stylistisch sehr abweichenden Text giebt die Sammlung der Mém. pour servir p. 108. Wer ihn so zurecht gemacht, ist nicht mehr zu ersehen, da sich eine Handschrift davon nicht mehr in den Acten findet. Dieser Text lautet:

Breslau le 8 mai.

Le Major-Général de Rochow, qui fut chargé le 4 de ce mois d'escorter un convoi depuis Jägerndorf jusqu'à Neustadt, se trouva harcelé toute la journée par une cohue très nombreuse d'ennemis qui le côtoyoient. Ceci mérite bien qu'on instruise le public des véritables circonstances de cette affaire.

Six cents chevaux des régiments de Cuirassiers de Gesler et de Rochow, un bataillon de Borcke et trois escadrons de hussards formoient l'escorte que commandoit le Major-Général de Rochow, qu'il avoit si bien disposée, que malgré la grande supériorité des ennemis ils n'osèrent attaquer le

mois[1]) un convoi de Jägerndorff à Neustadt, et s'étant trouvé pendant toute la journée aux prises avec un gros de l'ennemi, on a voulu informer le public des véritables circonstances de cette rencontre. 600 chevaux de Gessler et de Rochow cuirassiers, un bataillon de Borck et 3 escadrons des hussards composoient l'escorte aux ordres du dit Général, dont il avoit si bien disposé, que l'ennemi malgré sa supériorité n'a jamais pu entamer le convoi ni faire le moindre affront à nos troupes. A peine les chariots commençoient-ils à défiler jusqu'à une lieue de Jägerndorff que les hussards ennemis au nombre de 15- ou 1600 paroissoient de tous côtés, soutenus de 2 mille Pandoures avec quelques pièces de canon outre deux compagnies franches et une troupe d'insurgents à pied et à cheval, qui tous ensemble[2]) sur le rapport des prisonniers que nous avons faits, pouvoient aller à 4000 hommes. Leur dessein étant d'occuper le pont et les hauteurs qu'il y a entre Roswalde et Dobersdorff pour disputer le passage à nos troupes et couper ceux qui étoient postés en deçà, le général Rochow y détacha fort à propos des hussards avec un peloton d'infanterie qui arrivèrent à temps et s'y maintinrent parfaitement bien. L'ennemi côtoyant notre escorte[3]) fit attaquer et fut repoussé partout; il y eut bien des coups tirés de part et d'autre, cependant le convoi marcha toujours et le feu de l'ennemi ne fit qu'effrayer une partie des paysans qui abandonnèrent les chariots et

convoi et ne purent faire aucun dommage à nos troupes. A peine est ce qui les chariots étoient défilés à environ une lieue de Jägerndorf, que 15 à 1600 hussards ennemis, 2000 Pandoures qui avoient quelques pièces de Canon, soutenus encore de deux compagnies franches, d'une troupe d'insurgents à pied et à cheval, qui se montoit suivant le rapport des prisonniers à 4000 hommes qui se faisoit voir de tous côtés, conçurent le dessein de s'emparer d'un pont et des éminences qui se trouvent entre Rosswalde et Dobersdorf pour disputer le passage aux nôtres et couper même ceux qui étoient de ce côté-là. Mais le Major-Général de Rochow prévint tout cela; il détacha quelques hussards et un peloton d'infanterie, qui firent tant de diligence qu'ils y arrivèrent assez tôt et surent bien s'y maintenir. L'ennemi qui côtoyoit toujours notre escorte, fut attaqué et repoussé par tout; quoique le feu fût violent de part et d'autre, néanmoins le convoi alloit son train et avançoit toujours. Le feu des ennemis ne produisit autre chose si non que la frayeur saisit quelques paysans, qui abandonnèrent les chariots et se sauvèrent avec leurs chevaux dans les broussailles. Cette catastrophe occasionna qu'on fut obligé d'enfoncer plusieurs tonneaux et d'en répandre la farine par terre. Nous avons perdu à cette occasion 30 hommes tant morts que blessés, mais l'ennemi en a laissé plus d'une fois autant sur la place sans compter ceux qu'ils ont coutume de traîner avec eux.

[1]) le 4 de ce mois ist übergeschrieben.

[2]) tous ensemble ist übergeschrieben.

[3]) côtoyant notre escorte ist übergeschrieben.

se sauvèrent avec leurs chevaux dans le bois, de sorte qu'il fallut briser quelques tonneaux de farine qu'on jeta à terre. Nous avons eu une trentaine de morts et blessés au lieu que l'ennemi a laissé au delà du double sur la place outre ceux qu'il a trouvé moyen de faire emporter.

XXV.

de Breslau ce 21 Mai 1741.[1])

Les dernières nouvelles de la Haute-Silésie font mention[2]) d'une action, arrivée le 18 de ce mois entre 500 chevaux du régiment de Wartenberg hussards et 2 ou 3 mille insurgents soutenus par une partie du régiment de Festetitz.[3]) Le Colonel Wartenberg ayant joint ce corps ennemi près de Creutzbourg, l'attaqua, le défit,[4]) le chassa au delà du dit Creutzbourg et le poursuivit jusqu'à Rosenberg. Il en a tué entre 100 et 120 et en a pris un capitaine, 5 lieutenants, 2 maréchaux des logis et 92 soldats, outre leurs équipages, leurs femmes et environ 3 mille florins en argent que ces Messieurs avoient extorqués aux paysans. Une grande partie s'est débandée et[5]) sauvée en Pologne. Le reste a joint le général Karoli qui s'est retiré avec son gros vers Ratibor.

La nuit du 19 environ 2 mille Pandoures et 500 hussards sont venus attaquer la ville de Neustadt où il y a un capitaine de nos troupes avec 300 hommes. Ils avoient 6 pièces de canon avec eux, moyennant lesquelles ils enfoncèrent la première porte, ils rompirent la seconde à coups de hache, le capitaine les laissa faire, mais quand ils voulurent entrer dans la ville même, il leur lâcha le feu d'un couple de pelotons et alla à eux, la bayonnette au bout du fusil, en même temps que les soldats qu'il avoit postés sur la muraille, tiroient sur ceux qui étoient devant la porte. Les Pandoures

---

1) Ohne weitere Ueberschrift.
Handschriftlich 1. Bericht von Goltz Hand, verfaßt auf Grund des Rapports von Oberst Wartenberg 16—18. Mai, und des Capitain Oesterreich 20. Mai.
2. Abschrift die nach Berlin gesandt wurde.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 27. Mai.
Ein französischer Druck liegt nur vor in den Mém. pour servir. p. 114.

2) Goltz schrieb erst disent und strich es.

3) Festetitz autre Hongrois hatte Goltz zuerst geschrieben.

4) le defit et war zuerst geschrieben.

5) et s'est schrieb Goltz zuerst.

désespérant[1]) de réussir abandonnèrent la partie et se retirèrent en confusion vers les montagnes. Ils ont laissé 18 morts devant la porte, et suivant ce que les habitans du faubourg disent, ils ont amené 16 chariots chargés de morts et de blessés. Nous n'avons eu qu'un soldat de blessé à cette affaire.

XXVI.

de Breslau le 24 mai 1745.[2])

Les bonnes nouvelles nous viennent de tous les côtés.

Le Roi avoit ordonné au Margrave Charles qui a commandé pendant l'hiver les troupes de Sa Maj. dans la Haute-Silésie, de lever le quartier de Jägerndorf pour être prêt à joindre l'armée d'autant que cette ville n'est nullement un poste tenable. En conséquence de cet ordre S. A. R. marcha il y a quelques jours avec son corps vers Jägerndorf pour en tirer la garnison. Le 20 de ce mois il fut suivi par le régiment de Zieten hussards. Celui-ci trouva en son chemin bien des Pandoures et insurgents répandus qui tâchoient de lui disputer le passage. Il se fit bientôt jour, en sabra une centaine et joignit le Margrave à Jägerndorf pendant que quelques compagnies du régiment de Bronikowsky qui étoient venues au devant de lui, attaquèrent d'un autre côté un gros d'infanterie hongroise dans un bois dont elles tuèrent entre 70 et 80 hommes. Le 22 le Margrave se mit en marche pour Neustadt avec toutes les troupes qui sont sous ses ordres et qui peuvent monter à 8 ou 9 mille hommes. Il n'eut pas fait grand chemin qu'il trouva deux batteries sur une hauteur sous laquelle il falloit passer, et un gros corps de 18 à 20 mille hommes partagé en différents postes. Ces troupes étoient commandées par les Généraux Esterhasi, Keil, Festetitz et Spleny. S. A. R. sans s'inquiéter poursuivit sa marche en détachant quelque infanterie pour se saisir du canon posté sur

---

[1]) croyant ne schrieb Goltz zuerst und durchstrich es.

[2]) Ohne weitere Ueberschrift.

Handschriftlich in zwei Abschriften, beide ohne Correctur; daß sie nach einem Concept von Goltz gemacht sind, ergiebt sich aus des Königs Schreiben an Podewils 23. Mai, er sende die Relationen von Prinz Karl und Winterfeld, „wovon Goltze den Auszug machet." Goltz machte seinen Bericht auf Grund des Rapports vom Markgrafen Karl, Neustadt, 23. Mai und der höchst anschaulichen „Relation" Winterfelds vom 22. Mai.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung 27. Mai.

Französischer Druck liegt nur vor in den Mém. pour servir p. 115.

la hauteur; mais les ennemis eurent la précaution de les retirer à temps. Peu après l'arrière-garde composée du régiment de Gessler cuirassiers et de Louis Würtemberg dragons, fut attaquée par un gros de hussards soutenus par le régiment d'Ogilvi et François Esterhasi infanterie. Le Major-Général Schwerin suivant la disposition du Margrave fit tête avec le régiment du Prince Louis et sans s'embarrasser des hussards donna tête-baissée sur le régiment d'Ogilvi, le renversa dans un instant, en sabra les trois quarts et lui prit deux drapeaux; le reste s'enfuit à la débandade. Il n'en serait point échappé si le Major-Général de Schwerin n'avoit encore trouvé en tête le régiment d'Esterhasi, lequel le couchoit en joue. Il en essuya la décharge, y entra tout de suite à la tête du même régiment de dragons et le hacha en pièces comme il avoit fait celui d'Ogilvi. Sur ces entrefaites arriva le régiment ennemi de Saxe-Gotha dragons pour secourir cette malheureuse infanterie; mais notre régiment de Gesler qui n'avoit pas branlé, le chargea si vigoureusement qu'il fut rompu du premier choc, reuversé et mis en fuite après avoir laissé plus de 500 hommes sur la place. Le reste des ennemis voyant ces corps différents si maltraités et ruinés sans que notre infanterie s'en fût encore mêlée prit le parti de s'éloigner. S. A. R. s'arrêta pendant quelques heures sur le champ de bataille et puis continua sa marche vers Neustadt où elle devoit arriver le même soir en conformité des ordres du Roi. Nos troupes furent suivies d'assez loin par les insurgents et hussards ennemis sans en être approchées de la portée du canon. Les prisonniers, entre lesquels il y a un capitaine des Dalmatiens, assurent que les régiments d'Ogilvi, Esterhasi et Saxe-Gotha sont entièremen ruinés et l'on peut les en croire aisément puisque nous avons trouvé près de 1400 morts sur la place. Notre perte consiste en un capitaine un lieutenant et environ 60 dragons ou cavaliers.

Ce succés est dû aux bonnes dispositions du Margrave Charles digne de son aïeul le Grand Electeur et à la bravoure des deux régiments que le Major-Général Schwerin a menés avec toute la valeur possible.

Le même jour 22 de mai le brave Colonel Winterfeld que le Roi vient de nommer Général, a été aux prises dans les montagnes du côté de Landshut avec le comte Nadasti. Celui-ci à la tête de 6 à 7 mille hommes tant infanterie que cavalerie hongroise tout enrégimentés, sans compter les troupes irrégulières, s'avança de grand matin vers Msr. de Winterfeld lequel pouvoit avoir avec lui 2400 hommes, hussards et grenadiers. Malgré cette inégalité des forces il marcha vers l'ennemi. Le combat s'engagea bientôt et dura près

de 5 heures pendant lesquelles les troupes de Msr. de Nadasti en braves gens firent tout au monde pour mettre les nôtres en confusion; mais le feu de nos grenadiers leur devenant insupportable, pendant que nos hussards trouvèrent quelques occasions de défaire plusieurs de leurs escadrons, les ennemis se retirèrent en désordre. Le régiment de Haller infanterie fut extrêmement maltraité et entièrement dispersé. Une troupe de Croates d'environ 80 hommes qui s'étoit sauvée dans un petit bois, y fut forcée par nos hussards et sabrée. Sur la fin de l'action le régiment du Vieux-Möllendorf arriva lequel avec nos hussards ont poursuivi l'ennemi au delà de deux milles jusqu'en Bohême en tuant et prenant tout ce qu'ils pouvoient atteindre. Nous avons fait plus de 120 prisonniers entre lesquels se trouve le Colonel Patetitz. Le nombre des morts du côté des ennemis peut monter à 400 ou 500 hommes et celui des blessés, au dire des prisonniers, doit être beaucoup plus considérable. Notre perte est de deux lieutenants, et 22 hommes. Le Colonel Ruesch de nos hussards s'y est distingué. Le Major-Général Winterfeld a une contusion au bras qui ne l'empêche cependant pas d'agir.

E. Die Schlacht von Hohenfriedberg.

Am Pfingstsonntag den 6. Juli Morgens 8 Uhr kam der Flügeladjutant Oberst-Lieut. v. Wartenberg, den der König vom Schlachtfelde mit der Siegesbotschaft abgesendet hatte, in Berlin an. Er überbrachte an den Minister Podewils ein Schreiben des Königs welches lautet:

au champ de bataille de Friedberg ce 4 de juin 1745.

Mon cher Podewils. Je vous mande en deux mots que nous venons de remporter sur l'ennemi une victoire complète. Nous avons 5000 prisonniers 300 officiers, 5 ou 6 généraux, 66 drapeaux, 40 canons, 3 étendards 8 paires de timbales. Les Autrichiens ont laissé avec les Saxons 3—4000 morts et blessés sur le champ de bataille. Notre cavalerie a fait merveille, l'infanterie de même, tous les corps se sont distingués, tous ont combattu, enfin rien n'a été renversé. L'action a commencé à 4 heures et a duré en tout jusqu'à onze. Trux est tué, le pauvre colonel Kalbutz, Nassau de Haque, et Schwerin de mon régiment sont mal blessés, Bertico tué. Voilà notre perte, morts et blessés 1200 h. Vous savez l'usage que vousdevez et pouvez faire de cette nouvelle; j'ai bien tenu parole, touset mes frères ont combattu comme des lions pour la patrie. Jamais les vieux Romains n'ont rien fait de plus éclatant.

Adieu, veuille le Ciel que j'aie lieu d'être aussi content de la politique que des armes. Je suis votre fidèle ami. fr.

Mon pauvre Buddenbrock est mal blessé.

Hiernach und nach weiteren Mittheilungen von Wartenberg machte einen ersten Bericht der anfängt: L'armée ennemie etc. Derselbe wurde im Lauf des Montags französisch gedruckt und ausgegeben. Ehe es geschah, baten die beiden Berliner Zeitungen um Angabe, was sie in ihrem nächsten Blatt, dem vom Dienstag 8. Juni, mittheilen sollten. Auf Ilgens Anfrage verfügte Podewils, „daß er die beikommende pièce (L'armée ennemie . . .) ins Deutsche übersetzen und sie in die Dienstagszeitung einrücken lassen solle," wo man dann in dem Ingreß aufnehmen kann, daß der Flügeladjutant Graf v. Wartenberg unter Vorreitung von 10 blasenden Postillons angekommen sei." Im Lauf des Montag brachte des Königs Flügeladjutant Oberstl. v. Wylich, der als Courier ins französische Hauptquartier nach Tournay durch Berlin kam, eine Liste der in der Schlacht gemachten Gefangenen mit. Diese wurde mit jener ersten Nachricht zugleich in den Zeitungen vom 8 Juni veröffentlicht. Die Haudesche hatte wohl die Meinung, daß der Bericht, den sie abdruckte aus dem Königl. Hauptquartier eingesandt sei; sie brauchte den Ausdruck: „wovon die vorläufige Relation also lautet:"

Die wirkliche vorläufige Relation sandte der König mit einem Schreiben an Podewils, dessen Anfang lautet:

ce 6 en poursuivant.

Mon cher Podewils, j'espère que vous serez content de moi. Voici une relation modeste de notre bataille; on en dit beaucoup plus, mais je n'ose pas le croire avant que d'en avoir plus de sûreté; les ennemis au premier appel qu'ils ont fait à Landshut, ont trouvé qu'il leur manquoit 25 mille hommes. Attendons la vérité avant que d'en parler. Ceci nous fera avoir une bonne paix et un long repos. Voyons les venir.

Die Sendung ist am 9. in Podewils Hand; er schreibt an diesem Tage an Ilgen: S. M. habe befohlen, „daß beikommende vorläufige Relation . . . . unverzüglich in den hiesigen Zeitungen inserirt oder per modum eines Supplements" mitgetheilt werde. Er fügt hinzu: „ferner soll diese deutsche Relation ins französische unverzüglich übersetzt und gedruckt, auch nebst der deutschen mit der künftigen Sonnabend'schen Post (12 Juni) an alle preußischen Gesandten geschickt werden; und damit Ew. Wohlgeb. durch dieselbe Uebersetzung nicht von dero andern Occupationen distrahirt werden möge, so bitte dieselben, solche deutsche Relation morgen ganz früh an den neubestellten Translatoren Formey zu übersenden damit er solche übersetze" u. s. w.

Die Uebersetzung von Formey's Hand liegt bei den Acten; sie beginnt:

le Roi de Prusse étant campé le 3 Juin ....., entsprechend dem Anfang der deutschen: „den 3. dieses befanden S. M. sich annoch im Lager bei Schweidnitz ..."

Also der nach Berlin gesandte Text war deutsch. Gewiß auch deutsch der, den der König an demselben 6. Juni an den Fürsten von Dessau sandte:

„Im Lager bei Bolkenheim, den 6. Juni 1745. Da ich ehegestern noch nicht im Stande war E. L. eine ausführliche Nachricht der selbigen Tages vorgefallenen Action und des erhaltenen Sieges zu geben, so habe E. L. nunmehro hierbei eine fidele Relation davon zusenden wollen, aus welcher Dieselbe zu ersehen belieben werden, daß unsre Victorie Gottlob eine der completesten ist, dergleichen seit der fameusen Bataille bei Hochstedt nicht gewesen" u. s. w.

Nach diesen Worten wie nach den an Podewils geschriebenen möchte man glauben, daß der König selbst diese modeste relation geschrieben habe. Aber er hätte sie gewiß nicht deutsch geschrieben, in so gutem Deutsch nicht schreiben können. Vielleicht liegt hier ein ähnlicher Fall vor wie bei dem Bericht über die Einnahme von Prag vom 13. und 14. Septbr. 1744.

Es kommt ein anderer Umstand hinzu. In dem deutschen Bericht d. d. Rosenstock 5. Juni ist die Einleitung zur Schlacht sehr ausführlich dargelegt, von der eigentlichen Action dagegen nur ganz summarisch gesprochen, darum der Schluß: „übrigens wird nächstens von Alle dem, was bei diesem merkwürdigen Gefecht und darauf erfolgten glorreichen Siege vorangegangen, eine umständliche Relation verfertiget und der Welt bekannt gemacht werden."

Wenn aber in dieser „vorläufigen Relation" des Königs die Bewegungen, die Absichten des Feindes angeführt, wenn über den außerordentlichen „Eifer", die „vollkommene Ordnung und Contenance der preußischen Truppen" so gesprochen, über die Leistungen der feindlichen Truppen namentlich auch der sächsischen so günstig geurtheilt wird, wie es hier geschieht, so wird man nur um so mehr anzunehmen geneigt, daß seinem wesentlichen Inhalt nach auch dieser Bericht dem Könige angehört, mag dem, der ihn niederschrieb, ein französisches Concept des Königs vorgelegen, oder der König ihm die wesentlichsten Gesichtspunkte für den Bericht angegeben haben; unzählige Male hat Eichel so in kurzen Bleistiftsnotirungen das, was der König ihm für seine weitere Ausarbeitung angab, aufgezeichnet.

Dann endlich die Hauptrelation unter dem Titel: Relation de la campagne du Roi en Silésie. Sie war am 10. Juni bereits in Berlin, denn Ilgen fragt an diesem Tage bei Podewils an, „ob die ihm so eben zugekommene Relation auch noch in die Zeitungen solle, für welchen Fall künftigen Montag, (4. Juni) damit der Anfang gemacht werden könne." Und Podewils meldet am 11. dem König den Empfang der Cabinetsschreiben vom 6. und 7. Juni, et le Sieur Eichel a envoyé la belle relation de

la campagne de la Silésie de cette année et principalement celle de la glorieuse victoire de Hohenfriedberg; on est occupé de l'imprimer comme un ouvrage digne d'être transmis à la postérité la plus reculée et un monument éternel de la gloire de V. M. et de celle de ses armées u. s. w.

Sie ist nicht mehr in der originalen Handschrift des Königs erhalten, sondern nur in der Abschrift Eichels; aber daß der König sie verfaßt hat, zeigt jede Zeile.

XXVII.

Berlin ce 6 de juin 1745.[1])

L'armée ennemie au nombre d'au delà de[2]) 80 mille hommes des troupes combinées[3]) autrichiennes et saxonnes, étant entrée à la fin du mois passé en Silésie par les gorges de montagnes du côté de Schemberg, Friedland, et Landshout, commençoit à déboucher le 2 et le 3 du courant du côté de Bolckenhayn dans les plaines, vers Strigau et Jauer, lorsque le Roi, qui campoit le 2 avec son armée à Jauernick, en partit le 3 et attaqua le 4 proche de Friedberg à 4 heures du matin les ennemis, dont les Autrichiens composoient l'aile droite, et les Saxons la gauche. Le combat dura jusqu'à onze heures du matin, et la cavalerie aussi bien que[4]) l'infanterie ayant fait des prodiges de valeur, nous avons remporté la victoire la plus complète et la plus signalée qu'il y ait eu depuis longtems, ayant pris sur les ennemis cinq mille prisonniers, 30 officiers et six[5]) généraux, 66 drapeaux, dix étendards, huit paires de timbales et 40 pièces de canon.

Les Autrichiens et Saxons ont laissé au delà de 4000 morts et blessés sur le champ de bataille, et on les a pousuivis au delà d'une[6]) lieue et demie du champ de bataille, jusques dans les montagnes. Notre perte est de douze cents hommes, entre morts et blessés; le Lieutenant-Général Comte de Trouchses a été tué d'un

---

1) Von Podewils nach des Königs Schreiben vom 4. Juni und des Flügeladjutanten Grafen Wartenberg Erzählung verfaßt.
Gedruckt. Deutsch in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 8. Juni. Französisch im Einzeldruck.
2) de près de war zuerst geschrieben.
3) Ursprünglich ohne combinées.
4) Corrigirt für et.
5) Zuerst war geschrieben 5 à 6.
6) Erst war geschrieben jusqu'à une.

coup de canon, les Colonels Nassau et Schwerin, et les Lieutenants-Colonels de Bodenbrouck et de Calbouz ont été dangereusement blessés, et le Lieutenant-Colonel de Berticou tué. Le Roi, qui a commandé l'armée, s'est trouvé partout,[1] accompagné de Messeigneurs les Princes ses Frères, dans le plus grand feu.

On ne tardera pas d'avoir dans peu un détail plus circonstancié de cette glorieuse journée.

Postc. Berlin ce 8 de juin 1745.

Voici les noms des officiers-généraux prisonniers et blessés ou morts de leurs blessures:

Le Général d'Artillerie des Autrichiens, Baron de Berlichingen, prisonnier et dangereusement blessé.

Le Général d'Artillerie des Autrichiens de Thungen, mort de ses blessures.

Le Feld-Maréchal-Lieutenant des Autrichiens, François St. Ignon, prisonnier et blessé.

Le Major-Général Forgatsch, des Autrichiens, prisonnier.

Le Major-Général Schlichting, des Saxons, prisonnier.

On compte parmi les Généraux ennemis tués

Le Général d'Artillerie Hohenembs des Autrichiens, et

Le Major-Général Bestenbostel des Saxons, sans faire mention des colonels et autres Officiers de l'Etat-Major.

Nous venons d'avoir encore grand nombre d'officiers prisonniers, et il y en a en tout déjà près de 80.

XXVIII.

Berlin den 10. Juni.[2])

Den 3. dieses befanden Se. Königl. Maj. sich annoch im Lager bei Schweidnitz, um abzuwarten, was die combinirte feindliche Armee vor Bewegung enmachen würde. Des Nachmittags, als Höchstdieselben eben recognosciren geritten waren, erhielten Sie Nachricht, wurden auch selbst gewahr, daß die ganze feindliche Armee sich in Bewegung gesetzt, auch schon wirklich ein Corps von ohngefähr 18,000 Mann nach der Gegend von Striegau in die

---

1) partout ist übergeschrieben.

2) Nach der aus dem Königl. Hauptquartier deutsch eingesandten relation modeste de notre bataille d. d. 6 juin.

Handschriftlich von Vockerodts Hand, hier und da von Podewils corrigirt.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 10. Juni.

Französisch im Einzeldruck.

Plaine gerückt. Se. Königl. Maj. urtheilten daraus, daß der Feind im Begriff sei, sich in die Plaine zu setzen, und ertheilten daher Ordre, daß Ihre ganze Armee noch desselben Abends aufbrechen, und die Nacht hindurch nach dem Städtchen Striegau, gegen Rohnstock über, marschieren sollte; welches denn auch glücklich und ohne einige Unordnung bewerkstelligt wurde, ohnerachtet die Königl. Truppen wegen der vielen beschwerlichen Defilées zwischen ihrem bisherigen Lager und Striegau einen sehr difficilen Marsch hatten, auch, weil inzwischen die ganze feindliche Armee schon wirklich nach Fürstenstein und Rohnstock gerücket, nicht geringem Hazard exponirt waren. Jedoch mußte, allem Ansehen nach, der Feind dergleichen Marsch nicht vermuthen, und hatte sich daher ganz ruhig gehalten, so daß Se. Königl. Maj. noch vor anbrechendem Tage wenigstens mit dem größten Theil Ihrer Armee, in der Gegend von Striegau, welchen Ort Sie im Rücken hatten, anlangeten.

Der Feind, welcher wohl zu attaquiren Willens war, aber nicht glaubte attaquirt zu werden, hatte einige Höhen von besonderer Importanz zu occupiren unterlassen, in der Zuversicht, solches des folgenden Tages mit aller Bequemlichkeit thun zu können, wie denn auch die Dispositiones von demselben so gemacht waren, daß die Sachsen selbige besetzen sollten. Se. Königl. Maj. ließen also, sobald nun der rechte Flügel Ihrer Armee aufmarschiert war und ehe noch der linke völlig aus den Defiléen sich degagirt hatte, durch den Gen.-Major v. Winterfeld, welcher nebst dem Gen.-Lieutenant du Moulin und einigen Bataillons und Escadrons, etliche Tage vorher bei Striegau gestanden hatte, vorgedachte Höhen unverzüglich besetzen, und darauf die feindlichen Truppen, so schon im Begriff waren, eben dahin zu marschieren, sofort angreifen; worauf dann die Action sich nach und nach mehr engagirte, bis es endlich an allen Orten auf den Flügeln sowohl als in der Mitte, zum völligen Treffen gekommen. Die feindliche Armee war zwischen 70 und 80,000 Mann stark, und also der Zahl nach der Königlichen beinahe um ein Drittheil überlegen, befand sich auch so vortheilhaft postirt, daß nicht nur die Königl. Infanterie, ehe sie an die feindliche, so Anfang mehrentheils in Gebüschen versteckt gestanden, gelangen konnte, durch Gräben, Moräste und Hecken passiren, sondern auch die Cavalerie oft durch zwei und mehr Gräben durchsetzen mußte. Es bezeigten aber die Königlichen Truppen einen solchen Eifer, daß sie alle diese Schwierigkeiten überwanden, und jedes Corps von denselben, sowohl Infanterie als Cavalerie und Husaren ohne Unterschied und Ausnahme, erwiesen ihre Pflicht mit so viel Helden-Muth, so guter Contenance, so vollkommener Ordnung und auf eine so ausnehmende Weise, daß nach einem zwar heftigen Gefechte, welches doch nicht über 3 Stunden gedauert, durch Beistand des Allerhöchsten, dessen lobreiche Gnadenhand bei dieser Gelegenheit über unsres allergnädigsten Königs Majestät augenscheinlich gewaltet, der Feind an allen Orten zum Weichen gezwungen und 2 Meilen weit in das Gebirge, woraus er gekommen, mit ungemeinem Verlust verfolgt

worden, und Sr. Majestät nächst der Wahlstatt einen der herrlichsten und vollkommensten Siege, deren man sich erinnern kann, überlassen müssen, ohnerachtet alle vernünftige und erfahrene Officiers den feindlichen Truppen, insonderheit der Cavalerie und denen Sachsen, das Zeugniß beilegen, daß sie alles gethan, was von tapferen Leuten gefordert werden kann, und das Terrain 2 Meilen hindurch Fuß vor Fuß disputirt haben.

Solcher Widerstand hat aber auch den Verlust des Feindes merklich vergrößert, und nach dem Urtheil der ältesten und selbst der feindlichen gefangenen Generale kann man denselben an Todten, Blessirten, Gefangenen und Verlaufenen ganz sicher und ohne einige Exageration auf 20,000 Mann schätzen. Von den 4 sächsischen Grenadier-Bataillons sind 3, und von dem sächsischen Carabinier-Regiment eben so viele Escadrons dergestalt in die Pfanne gehauen worden, daß nicht ein Mann davon gekommen, und das übrige Grenadier-Bataillon nebst dem 4. Escadron von besagtem Regimente hat sich kaum in sehr delabrirten Stande von der Wahlstatt zurückziehen können.

Auf gleiche Weise sind viele andere Regimenter, sowohl von den Sächsischen als Oesterreichern, tractirt worden, und will man Nachricht haben, daß der Herzog von Weißenfels von Seinem ganzen Corps den Tag nach der Bataille nicht viel über 8000 Mann mehr bei sich hatte und alles übrige todt, blessirt, gefangen oder verlaufen sei. Es ist auch die Wahlstatt überall mit feindlichen todten Körpern bestreut, und man siehet derselben hin und wieder an den Orten, wo es etwas scharf hergegangen, oft in einer Distanz von ohngefähr 20 Schritten bis 100 und 200 über einander liegen, insonderheit da unsere Cavalerie-Regimenter, welche mit einer außerordentlichen Bravour gefochten und sich auf nichts zu treffen gescheuet, worauf sie geführt worden, es mag Infanterie, Cavalerie oder Artillerie gewesen sein, alles dasjenige, was nicht sogleich das Gewehr strecken wollen, niedergesäbelt, so daß diese Action mehr einem Massacre als einem gewöhnlichen Gefecht ähnlich gewesen.

Den Tag nach der Action sind im Königl. Lager schon wirklich 62 feindliche metallene theils schwere, theils Feld-Canonen nebst 4 Haubitzen zusammengebracht gewesen, und hat man schon Nachricht von mehreren, so der Feind auf der Flucht unterwegs stecken lassen. Die Sachsen haben von allen ihren neu erfundenen Canonen und Geschwindschüssen nur 2 zurückgebracht, die übrigen 15 sind sämmtlich in unsere Hände gerathen, so wohl als alle Ammunitionswagen und Feld-Apotheken. An anderen Trophäen haben wir erobert 5 Paar kupferne Heer-Pauken und 1 Paar silberne von dem sächsischen Carabinier-Regimente, 7 Standarten und 72 Fahnen. Das Bareythische Dragoner-Regiment hat allein 47 Fahnen von den österreichischen Infanterie-Regimentern, so entweder niedergehauen oder auseinander gejagt, eingebracht, wovon die mehrsten sehr schön und ganz neu sein.

XXIX.

Relation de la campagne du Roi en Silésie.[1])

Sa Majesté a été informée, que le dessein des Autrichiens et des Saxons étoit d'entrer en Silésie à la fin du mois de mai. Elle prit tous les arrangements pour ses subsistances, de façon que l'armée n'en put manquer sur toute l'étendue des frontières de Bohême. Elle retira au milieu de mai ses troupes de la Haute-Silésie, hors la garnison de Jägerndorf, qui servit pour couvrir les quartiers, tant qu'Elle vouloit les garder. Lorsqu'Elle fut informée, que l'armée autrichienne s'assembloit à Koeniggraetz et que le Duc de Weissenfels étoit parti de Dresde pour la joindre avec ses Saxons, Elle donna ordre au Margrave Charles qui commandoit en Haute-Silésie, de retirer les troupes des quartiers de Jägerndorf, et de La venir joindre au camp de Frankenstein, dans lequel nous entrâmes le 27 de mai. Le Margrave battit dans sa marche les Autrichiens, défit le régiment d'Ogilvi et d'Esterhasi infanterie, et les dragons de Saxe-Gotha. Les Autrichiens y perdirent deux mille morts et blessés et deux drapeaux, après quoi Son Altesse Royale poursuivit sa marche, et joignit l'armée du Roi le 28 au soir. Le 29 l'on fit jour de repos, et sur la nouvelle que le Roi reçut du Lieutenant-Général du Moulin, que les Autrichiens étoient avancés jusqu'à Landshout, Sa Majesté prit le camp de Reichenbach, et de là Elle écrivit au Général du Moulin, qui étoit à Schweidnitz, qu'il devoit faire toutes les dispositions nécessaires pour faire accroire aux ennemis, que le dessein du Roi étoit de se retirer à Breslau à l'approche de l'ennemi. Ceci réussit si bien, que les Autrichiens et Saxons, imbus des préjugés ridicules et déshonorants pour la nation Prussienne[2]), y ajoutèrent foi.

A l'approche des ennemis du camp de Hohenhennersdorf, le Roi marcha sans bruit entre Schweinitz et Striegau. L'avant-garde

---

[1]) So der ursprüngliche Titel. Podewils fügt hinzu . . . en Silésie de l'an 1745 de la bataille de Friedberg gagnée par le Roi sur l'armée combinée Autrichienne et Saxonne le 4 de juin 1745.

Handschriftlich: in der Abschrift von Eichels Hand, die nach Berlin gesandt worden ist. Einige kleine Correcturen in ihr von Podewils Hand.

Gedruckt theils in den Berliner Zeitungen vom 15. Juni und in der Schlesischen Zeitung vom 16. Juni theils deutsch und französisch in besonderem Druck in 4⁰. und in den Mém. pour servir p. 120.

[2]) Podewils corrigirt pour les armes prussiennes.

du Général du Moulin marcha sur les hauteurs de Striegau. Le Général Nassau occupa un bois, qui étoit entre deux, avec un autre détachement. Tous ces corps et l'armée se campèrent derrière les hauteurs, où l'on ne pouvoit les apercevoir, il étoit défendu de battre au champ, et de donner aucun signe de vie, le Général-Major Winterfeld avoit même ordre de n'envoyer que de petits partis de hussards et de les obliger à se retirer à la première approche des ennemis, le tout pour entretenir leur sécurité. Le 31 de mai, et le 1, 2 et 3 de juin furent employés par le Roi à reconnoître tous les terrains par où l'ennemi pouvoit déboucher, l'intention de Sa Majesté ayant été dès le commencement à ne point s'amuser à défendre une chaîne de montagnes de 16 milles d'Allemagne de longueur, mais de bien recevoir l'ennemi au déboucher. Le 3 Sa Majesté se porta le matin sur les hauteurs du camp du Général du Moulin. Elle remarqua que beaucoup de cavalerie de l'ennemi avoit déjà débouché l'après-midi; Elle vit, que l'ennemi s'avançoit avec de grosses colonnes de cavalerie et d'infanterie dans la plaine de Friedberg et de Ronstoc, surquoi Elle ordonna à l'armée de marcher le soir à 8 heures jusqu'à Striegau, et au Général du Moulin de se poster, avec ses 40 escadrons et 7 bataillons, de l'autre côté de Striegau sur des monticules voisins. Les ordres furent bien exécutés, l'armée arriva sans bruit et sans faire des feux, à minuit aux postes qui lui étoient assignés.

Le 4 à deux heures du matin le Roi assembla tous les principaux officiers de l'armée, et fit la disposition de la bataille.

A 2 heures et demie l'armée se mit en marche pour attaquer l'ennemi, marchant par lignes et défilant par la droite. Le Roi n'eut pas passé le défilé du ruisseau, que le Général du Moulin le fit avertir, qu'il voyoit sur le flanc de l'armée quelques bataillons postés sur une hauteur auprès d'un moulin à vent; il donna en même temps une grande marque de sa capacité, en occupant d'abord une hauteur qui étoit vis-à-vis de l'autre.

Auprès de ces 7 bataillons se forma la droite de notre cavalerie et le Maréchal de Buddenbrock et le Lieutenant-Général de Rothenbourg y firent la plus belle manoeuvre de guerre que l'on puisse faire, en postant la cavalerie très-avantageusement; un petit bois étoit à la gauche de cette cavalerie, que le Prince Thierri d'Anhalt occupa d'abord avec trois bataillons des grenadiers. Le Roi forma son infanterie joignant ce bois, et tirant vers la gauche, mais le terrain ne lui permit pas de mettre du commencement plus de 15 bataillons des 32 qu'il avoit dans la première ligne en bataille. Il découvrit en même temps que les Autrichiens se formoient vis-à-vis

de lui, et que leur cavalerie avançoit effectivement. Il fit presser le Général Nassau d'arriver au plutôt avec l'aile gauche de la cavalerie sur un pré, qui aboutissoit à un ruisseau, où il forma l'entrémité de la gauche. En même tems Mr. de Kalkstein, Général d'infanterie, et qui commandoit la seconde ligne, fit avancer quelques bataillons pour renforcer le Général du Moulin surquoi le Prince Léopold attaqua l'infanterie saxonne dans un bois marécageux, et y fit des prodiges de valeur. Le bataillon des grenadiers des gardes, commandé par le Lieutenant-Colonel de Wedel chassa l'ennemi de ses marais à coups de bayonnette, et sans tirer un coup; (c'est ce même Officier, qui arrêta l'année passée toute l'armée autrichienne plus de trois heures à son passage de l'Elbe à Selmitz). Le Lieutenant Colonel de Buddenbrock y fit des merveilles, l'attaque de la cavalerie de la droite succéda à celle de l'infanterie, et toute l'aile gauche des ennemis fut chassée presque en même temps. Les Saxons firent un triangle d'infanterie pour se retirer, mais le Lieutenant-Général Rothenbourg, avec le régiment de cuirassiers du Prince de Prusse, tailla tout le régiment de Schönberg en pièces, le Lieutenant-Colonel de Jaschinsky des gardes du corps, et le Major Froideville massacrèrent deux compagnies des grenadiers saxonnes, le triangle fut rompu, et tous les Saxons totalement battus.

Toute cette aile fut défaite, avant que l'aile gauche commençât à charger les Autrichiens. Le Prince de Prusse[1]) et le Margrave Charles, conduisirent cette attaque avec tant de vigueur, que les Autrichiens plièrent partout; le régiment des gardes s'y distingua beaucoup, et chassa la bayonnette[2]) au bout du fusil les grenadiers autrichiens, qui s'étoient postés dans un fossé vis-à-vis d'eux. Le régiment de Hacke et du Prince de Bronswic-Bevern y firent des prodiges. Pendant toutes ces attaques le Roi fit faire un quart[3]) de conversion à toute sa droite, qui fut obligée de passer des marais et des fossés impraticables, pour prendre les Autrichiens dans le flanc. On attaqua et prit[4]) en faisant cette manoeuvre un village

---

[1]) In Eichels Niederschrift stand irrig le Roi de Prusse; er schrieb 11. Juni an Podewils diesen Fehler wo möglich noch im Druck zu berichtigen; in der Rüdigerschen Zeitung ist der Fehler stehn geblieben.

[2]) Für das ursprüngliche la bayonette à fusil von Podewils corrigirt.

[3]) un cas steht in Eichels Handschrift, er hat sich entweder verschrieben oder beim dictiren falsch gehört.

[4]) In der Abschrift von Eichels Hand schließt eine Seite mit on und die andere beginnt mit en faisant cette manoeuvre, die fehlenden Worte sind von Podewils Hand ergänzt. Im französischen Druck on attaqua en faisant.

que l'ennemi avoit garni d'infanterie, et la cavalerie de la droite, après avoir choqué huit fois, dissipa tout ce qu'il y avoit d'ennemis de ce côté-là, et vint rejoindre la droite qui alloit tomber sur le flanc des Autrichiens; la gauche avançoit en attendant et avoit trois fois déposté l'infanterie autrichienne. La cavalerie de la gauche, dont il n'y avoit eu que dix escadrons de formés, fut d'abord menée par le Général Kyau à la charge, qui culbuta tout ce qu'il trouva devant lui. Dès que le Général Nassau eut formé 15 autres escadrons, il s'aperçut que les ennemis se mettoient en potence, pour le prendre en flanc. Il tira 6 escadrons de la seconde ligne pour les leur opposer, et cette disposition faite, il les chargea si vivement, que tout plia devant lui. L'ennemi se rallia, et ces escadrons chargèrent jusqu'à six fois, avant que d'obliger totalement l'ennemi à prendre la fuite. A ces charges le Général Rochow, le Prince Schönaich, le Colonel de Marschal et une infinité d'officiers, se distinguèrent.

Le régiment de Bareuth, qui faisoit la réserve, voyant que l'infanterie de l'ennemi continuoit toujours ses charges, fut mené par le Lieutenant-Général de Gessler et le Général Schmettau; notre infanterie les laissa passer par un intervalle et ils chargèrent si vigoureusement cette infanterie qu'ils hachèrent en pièces les 6 régiments de Marschal, de Grunne, de Thüngen, de Daun, de Collowrath et de Wurmbrand, avec une troupe de grenadiers[1]) et en rapportant 66 drapeaux firent de ce côté-là[2]) 2,500 prisonniers; action inouïe dans l'histoire! et dont le succès est dû au Général Gessler et Schmettau, au Colonel Schwerin et au brave Major Chasot, dont la valeur et la conduite se sont fait connoître dans trois batailles également.

Toute l'armée se mit à la poursuite de l'armée ennemie, et on ne s'arrêta qu'aux gorges des montagnes. Le massacre a été prodigieux de tous les côtés. Les ennemis firent trois retraites, les Saxons par Seiffersdorff, la droite des Autrichiens par Friedberg et le corps de bataille par les gorges de Kauder. Il faut avouer à la louange des Autrichiens, que leurs dispositions pour la retraite furent si belles, qu'on ne put les entamer d'abord. Les officiers de nos troupes, qui se sont le plus distingués sont le Prince de Prusse et le Prince Henry, Frères du Roi, le Margrave Charles, le Prince Léopold, le Prince Thierri, le Maréchal Buddenbrock, qui malgré son grand âge a eu l'activité d'un jeune homme, les Lieute-

---

1) avec . . . grenadiers von Eichel an den Rand geschrieben.
2) de ce côté-là von Podewils übergeschrieben.

nants-Généraux Gessler, Nassau, Rothenbourg, Posadowsky, et les Généraux-Majors Prince Maurice d'Anhalt, Rochow, Bredow, Pohlentz, le Prince Ferdinand de Bronswic, le Prince de Bevern, Kyow, Schwerin, Goltze, Zieten, en un mot, il faut nommer tous, car pendant la bataille qui dura 4 heures il n'y a pas eu un corps de nos troupes, qui eût plié.

Les trophées[1]) de la bataille qui nous restent sont 66 canons, 6 haubitzes, 76 drapeaux, 8 paires de timbales, 7 étendards, 4 généraux prisonniers, près de 200 officiers, et au delà de 7000[2]) hommes.

Les Autrichiens et les Saxons ont eu 4000 morts, et vu les déserteurs qui nous viennent on peut juger leur perte à 20,000 hommes,[3]) sans se tromper.

La perte des Prussiens va entre morts et blessés à 1600 hommes. Le Général Comte Trouchses, les Colonels Massau, Kahlbutz, le brave Lieutenant-Colonel During, le Lieutenant-Colonel Bertkau, sont morts, environ 8 capitaines, deux majors et 20 subalternes. Les Généraux Stille et Bornstedt, sont légèrement blessés à la main, le Colonel Schwerin des gardes, le Lieutenant-Colonel Buddenbrock blessés, et une vingtaine d'officiers. En un mot, si les troupes saxonnes avoient été aussi aguerries que les Autrichiens, la bataille auroit été balancée beaucoup plus longtemps, mais malgré la valeur et la bonne disposition du Duc de Weissenfels, il ne put porter point de remède à la confusion des troupes.

Le Roi poursuit encore les ennemis; le Général du Moulin qui a l'avant-garde les talonne avec 20 mille hommes, et l'armée les suit de près.

On donnera les circonstances ultérieures avec toute la simplicité possible, et selon que les événements arriveront. Ce qu'il y a de sûr est, que la bataille de Friedberg est une des plus grandes actions qu'il y ait eu, puisque tous les corps ont combattu, et qu'il n'y en ait aucun qui n'ait pas chargé.

---

1) les signes in Eichels Copie von Podewils corrigirt.
2) officiers, 7000 hommes in Eichels Abschrift, von Podewils corrigirt.
3) 18000 in Eichels Copie, von Podewils corrigirt.

F. Nach der Schlacht von Hohenfriedberg.

Die officiellen Berichte bis zur Schlacht von Sohr bilden eine Reihenfolge von bemerkenswerthem inneren Zusammenhang.

Daneben gehn, namentlich in der Schlesischen Zeitung dieser Wochen, zahlreiche andere Berichte zum Theil mit der Bezeichnung „Schreiben eines preußischen Officiers", welche nicht bloß die officiellen in erwünschter Weise ergänzen, sondern zum Theil der Art sind, daß man sie für nicht minder officiellen Ursprungs halten darf, so u. a. ein Schreiben: „Aus dem Königl. Preußischen Hauptquartier zu Groß-Borzitsch in Böhmen den 15. Juni" abgedruckt in der Zeitung vom 19. Juni, eine eingehende Kritik der falschen Nachrichten enthaltend, die von gegnerischer Seite verbreitet werden, und in demselben Ton fortfahrend ein Schreiben: „Neisse, den 16. August" in der Zeitung vom 25. August; namentlich hat die Schlesische Zeitung mehrfach ausführliche Nachrichten über die Operationen des in Oberschlesien agirenden Corps unter Gen.-Lieut. Graf Nassau. Möglich daß sich in den Archiven zu Breslau, entweder in denen der Commandantur oder den Acten des damaligen Oberpräsidenten, weitere Nachweise über den Ursprung der von der Schlesischen Zeitung publicirten Stücke vorfinden; sie sind von dieser Sammlung ausgeschlossen worden, da sich über sie in den Acten des Staatsarchivs zu Berlin, in denen auch die aus dem Cabinet stammenden aufbewahrt werden, nichts vorfindet.

XXX.

Suite de la Relation des Prussiens

du 21 de juin 1745.[1])

Après que l'Armée eut poursuivi les ennemis jusques aux gorges des montagnes, le Roi trouva nécessaire de leur donner quelque repos. Les troupes avoient marché la nuit précédente, et après les fatigues de la bataille ils avoient poursuivi l'ennemi près de deux milles d'Allemagne, en marchant toujours en rang de bannière, et traversant beaucoup de terrains marécageux, de fossés profonds, et

---

1) Dafür giebt Podewils für den Druck den Titel: Suite de la Relation des opérations de l'armée en Silésie et en Bohême den 21. Juni 1745.
Handschriftlich von Schreibers Hand in der nach Berlin gesandten Abschrift; fast ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 6. Juli.
Französischer Druck liegt nur vor in den Mém. pour servir p. 135.

de défilés. Le 5 l'avant-garde, sous les ordres du Général du Moulin, avec tous les hussards, sous ceux du Général Winterfeldt, suivirent l'ennemi et l'atteignirent auprès de Landshouth, où le Général Winterfeldt attaqua très-vigoureusement l'arrière-garde des ennemis, sous les ordres du Général Nadasti. Il la renversa, leur sabra 200 hommes, pour le moins, leur fit 100 prisonniers, parmi lesquels se trouvent deux officiers, et les poursuivit jusqu'au couvent de Grissau. L'armée des Autrichiens décampa à l'approche de l'avant-garde, et marcha pendant toute la nuit avec assez de précipitation jusqu'aux frontières de la Bohême, où elle séjourna pendant quelques heures, et continua sa retraite par la route de Trautenau. Le 6 l'armée arriva à Landshouth, et l'avant-garde poussa jusqn'à Starcstadt. Dèsque le Général du Moulin entra dans ce camp, les Autrichiens, ne se croyant plus en sûreté, ruinèrent leur magasin de Trautenau, le brûlèrent, le dispersèrent, et marchèrent à Königshof et à Jaromirs. L'avant-garde les suivit jusqu'à Skalitz, mais la marche de l'armée se fit avec plus de lenteur, pour gagner le temps nécessaire, afin de faire suivre les subsistances. L'armée prit un chemin plus à gauche, pour ne point passer par un pays, que les ennemis avoient achevé d'abîmer dans leur retraite. Elle se porta sur Friedland, Nachod et de là sur les bords de la Metau, qui est un petit ruisseau qui coule dans une vallée entre des collines, dont le bord est assez escarpé. Les ennemis occupèrent le terrain qui est entre Coucousbad jusqu'à Schmirsitz. L'avant-garde, que le Roi a renforcée de 10 escadrons et de 11 bataillons, a passé la Metau, en délogeant en même temps un corps de 6 mille hommes commandés par le Général Nadasti des postes qu'ils avoient pris à Scherenshitz, et d'autres villages aux débouchés qu'ils faisoient mine de vouloir nous disputer. Ce mouvement a obligé le Prince Charles de Lorraine de décamper en hâte, pour gagner avant nous un camp fort avantageux, qui se trouve derrière Königsgrätz de l'autre côté d'un ruisseau, nommé l'Adler, ayant cette ville dans son front, et des marais, bois et montagnes dans ses flancs et ses derrières. On n'a pu donner qu'à présent la liste de ce que nous avons perdu à la bataille de Friedberg, puisque l'armée a toujours été en mouvement, et que les corps détachés ont tardé jusqu'ici à faire leurs rapports. Nos blessés sont en petit nombre.

Il n'en est pas mort depuis la bataille plus de 30, et la plus grande partie sera en état de rejoindre l'armée dans peu de jours. Le Lieutenant-Général St. Ignon vient de mourir de ses blessures. Il arrive au camp journellement une quantité de déserteurs de l'ennemi.

XXXI.

Suite de la Relation des Prussiens

ce 30 de juin 1745.[1])

Dèsque l'armée eut passé la Metau, le Roi renforça Son avant-garde de 10 bataillons et de 15 escadrons, et en donna le commandement au Général Jeetz. Lorsque ce général se fut mis en marche pour se porter sur Königsgrätz, les Autrichiens et Saxons décampèrent de Jaromirs et de Semonitz, et marchèrent en hâte, pour se poster au confluent de l'Adler dans l'Elbe, gardant ces deux rivières devant eux, et la ville de Königgrätz devant leur centre, garnie de 1000 Pandoures et de 800 hommes d'infanterie. Le Roi se rendit en personne à l'avant-garde, la renforça de quelques régiments et la posta, l'aile droite à l'Elbe, et l'aile gauche à l'Adler sur une hauteur qui dominoit une partie du camp autrichien. Le Roi leur fit donner l'alarme dans trois endroits différents la nuit du 23; les hussards et Pandoures s'enfuirent de Hohenbrug à Pardubitz croyant que l'armée avoit passé la rivière. Les Autrichiens décampèrent de la droite, et prirent une position plus sûre dans un bois, qui étoit hors de portée du canon, et ne laissèrent pas depuis de fatiguer beaucoup leurs troupes par des bivouacs.

Sur les avis qu'on reçut, que les ennemis feroient des fourrages du côté de Nechanitz, le Roi détacha le Major Meier, avec 300 dragons de Posadowsky, de Smirschitz, qui partit le 28 au soir, et s'embusqua dans les bois du côté de Nechanitz.

A la pointe du jour il y fut découvert, par un parti de Tartares, qui battoient la campagne de ce côté là. Ce Major les chargea, et les poussa sur leur gros, qui faisoit un corps de 2000 hommes qu'il attaqua tout de suite et les poursuivit jusqu'au faubourg de Königsgrätz où, ne les pouvant poursuivre plus loin, il reprit le chemin de Smirschitz. Lorsque les Tartares virent qu'il se retiroit, ils vinrent de nouveau fondre sur lui. Le Général de Zieten, qui étoit en partie de ce côté là, accourut avec deux escadrons pour voir ce que c'étoit.

Il prit ces Tartares dans le flanc, et on les contraignit une seconde fois à prendre la fuite. Les ennemis y ont perdu au delà de 300 hommes, on leur a fait vingt prisonniers et deux officiers. Nous y avons perdu en tout 6 dragons de tués, et 12 hussards.

---

[1]) Für den Druck hat Podewils die Ueberschrift: Suite de la Relation des opérations jusqu'au 30 de Juin 1744 aufgeschrieben.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 10. Juli.
Französischer Druck nur in den Mém. pour serv. p. 156.

Le 30 à la pointe du jour, les ennemis ont attaqué le régiment de Würtemberg, qui est posté à Opotschna. Ils sont entrés dans son camp, et ont détaché quelques chevaux d'officiers de leur piquet. Mais à peine quelques dragons ont ils été montés à cheval, qu'ils ont obligé ces hussards à prendre la fuite, dans laquelle ils ont perdu beaucoup de monde. Il n'y a eu de notre côté que 10 blessés. Le Roi a fait jeter ce matin quelques grenades de haubitzes dans le village de Schvinari, pour le mettre en feu, mais on n'a pas pu y réussir.

On a des nouvelles de la Haute-Silésie qui marquent, que le Colonel Wartenberg avoit surpris 300 hussards auprès de Löwen, en avoit haché 80 en pièces et emmené prisonniers deux officiers et 19 hommes.

Le Général Nassau a été détaché avec un corps assez considérable pour déblayer[1]) la Haute-Silésie des troupes hongroises qui l'ont infestée depuis que le corps du Prince[2]) Charles a joint l'armée.

Il est arrivé hier un Colonel avec 10 volontaires suédois, qui paroissent des gens de mérite, pleins de bonne volonté et remplis de cette noble ardeur si nécessaire pour se pousser avec distinction dans le métier de la guerre.

On vient d'apprendre que le Général de St. Ignon est mort de ses blessures à Striegau.

XXXII.

Suite de la relation prussienne

ce 6 de juillet 1745.[3])

Il ne peut pas toujours y avoir de grands événements dans une campagne. Comme il y a de grands coups de lumière dans les tableaux, il y a aussi de mezzo-teintes. La guerre finiroit bientôt, si l'on avoit des affaires décisives toutes les semaines; la petite guerre entretient en attendant l'habitude de se nuire, et donne aux officiers de tous les ordres, l'occasion d'essayer leurs talents, et ce sont les farces qui suivent les grandes pièces.

Il y a quatre jours que le Roi trouva à propos de faire mettre le feu à une cassine où les Pandoures avoient un poste entre Königsgrätz et notre camp. Quelques soldats commandés du régiment de

---

[1]) von Podewils corrigirt in nettoyer.

[2]) von Podewils corrigirt in Marggrave.

[3]) Im Druck ist der Titel: Suite de la relation des opérations de l'armée du Roi en Bohême ce 6 de Juillet 1745.

Handschriftlich: die nach Berlin gesandte Abschrift von Schreibers Hand ohne Correctur.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 17. Juli.

Französisch in besonderem Druck. 4. und in den Mém. pour servir. p. 160.

Natzmer l'allumèrent, malgré le feu que les Pandoures faisoient; tout un essaim de ce peuple sortit à ce bruit de la ville. Comme le pays est fort coupé par les fossés, et que le faubourg de Königsgraetz est assez rempli de troupes, nos hussards se retirèrent pour attirer ces Talpaches dans la plaine, mais ils n'y furent pas plutôt, que nos hussards fondirent sur eux, en sabrèrent trente, et firent trois prisonniers, après quoi la bataille finit. Il y a deux des nôtres blessés. Le Lieutenant-Colonel de Waltzdorf du régiment de Vieux Würtemberg dragons, a chassé ce même jour avec 200 dragons, 500 hussards ennemis que le Général Nadasti avoit détachés du côté d'Opotschna, et leur a tué quelque monde. A cette occasion on apprit, que les ennemis avoient un poste avancé et assez exposé sur lequel on fit un dessein. Cette nuit à deux heures il fut attaqué de deux côtés, et le Colonel Rusch y a fait un lieutenant et 15 hommes prisonniers; le reste du détachement ennemi a été dispersé dans les bois.

Le Lieutenant-Colonel Schütz est encore à la guerre de l'autre côté de l'Elbe et il ne sera de retour que dans quelques jours. Les ennemis nous ont enlevé, avec leur adresse ordinaire, quelques chevaux du pâturage, ils ont de même pillé quelques vivandiers.

Toutes ces actions-là ne sont pas de grande conséquence, ce n'est proprement qu'une continuation de la guerre, et cela ne s'appelle que balotter attendant partie.

XXXIII.

ce 14 de juillet 1745.[1])

Le détachement du Général Nassau, dont j'ai fait[2]) mention dans une de mes[3]) relations précédentes, a si bien réussi dans sa destination, que voilà déjà la Haute-Silésie à moitié purgée des troupes hongroises qui l'infestoient. De Glatz le Général Nassau a dirigé sa marche vers Reichenstein, ce qui a obligé tous ces Hongrois, qui avoient passé la Neisse, de se retirer en grande hâte et de se rassembler à Neustadt. Le Général Nassau les atteignit

---

1) Von Podewils ist übergeschrieben: Continuation de la relation des opérations de l'armée du Roi en Bohême du 14 de juillet 1745.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand.
Gedruckt in den Berliner Zeitungen vom 22. Juli.
Französischer Druck nur in den Mém. pour servir p. 162.

2) on a fait corrigirt Podewils.

3) nos corrigirt Podewils.

le onze, à la pointe du jour, mais l'ennemi n'a pas tenu assez longtems pour qu'on pût engager une affaire générale, et après un choc de hussards, où il a été renversé, il a pris la fuite. Nos gens qui l'ont suivi jusqu'à Jaegerndorf, en ont sabré beaucoup, ils ont fait 70, tant officiers que soldats, prisonniers, et leur ont pris 209 chevaux. Les déserteurs et les prisonniers ont dit unanimément que le vieux Maréchal Esterhasi et le Général[1]) Kail commandoit ce corps, qui pouvoit être de 9 à 10 mille hommes. Les autres Hongrois, au bruit de cette déroute, se sont tous retirés jusqu'à Ratibor.

Le Général Fouqué Commandant de Glatz ayant appris le 10, qu'un parti de 150 Autrichiens étoit auprès de Gishübel, d'où il faisoit des courses dans le pays de Glatz, a détaché un parti de hussards, commandé par le Major de Hofers. Celui-ci a surpris les Autrichiens, en a fait sabrer une vingtaine, pris 32 prisonniers et dispersé le reste dans les bois et les montagnes.

Il est parti un gros détachement de l'armée, mais comme le Roi ne communique jamais ses desseins, on ne sait pas à quelle intention. L'on apprend quelquefois, que le coup est frappé avant que l'on sache d'où il est parti.

Tout est en abondance dans l'armée, le soldat n'y manque de rien, la joie et la confiance y règnent.

Il est inutile dans ces sortes d'écrits hebdomadaires de raisonner sur ce qu'on fera.

Il suffit de dire ce qui s'est fait, et de le rapporter sans préjugés, avec simplicité et vérité. C'est à quoi l'on se tient, et l'on attend les événements, pour les publier.

XXXIV.

Relation ce 17 de juillet 1745 du camp de Rusec.[2])

Nous allons marcher, cela est sûr; peut être sera-t-on étonné des mouvements que nous allons faire, mais je crois que c'est pour donner le change aux ennemis. Je suis persuadé, qu'ils débiteront

---

[1]) le général hat Podewils zugefügt.

[2]) Dem Druck giebt Podewils die Ueberschrift: Continuation de la relation des opérations de l'armée du Roi en Bohême du camp de Rusec ce 17 de juillet 1745.

Handschriftlich: in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand ohne Correctur.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 24. Juli.

Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir p. 164.

que nous nous retirons en Silésie, selon leur louable coutume, mais les suites feront bien voir, que l'on est bien éloigné de pareils desseins.

Les gazettes fourmillent des plus impudents mensonges. L'on y dit que les Autrichiens ont fait 600 prisonniers à Oppeln, ce qui est un fait absolument controuvé. Car il y a près de trois mois que les troupes du Roi sont sorties de cette ville. On a débité même, avec une effronterie inconcevable, que les Hongrois, à notre entrée en Bohême, avoient fait une si belle résistance à Neustadt. Cela est si faux que le ministre de France y est entré avant même que nos troupes y fussent. La prudente retraite des ennemis nous a épargné la peine de les en déloger.

Assurément les Autrichiens sont à plaindre d'être dans la nécessité de recourir à des artifices si grossiers pour en imposer au public. Si l'on vouloit se donner la peine de faire l'analyse de tous les faits évidemment faux, qu'ils ont débités sur le sujet de l'armée du Roi, l'on verroit combien ils se contredisent eux-mêmes, et il est étonnant, que ceux, qu'une passion aveugle rend aussi fanatiques que leurs partisans, en un mot, puissent ajouter foi à des relations fabuleuses, qui tirent leur seule existence dans la fiction de leurs auteurs.

XXXV.

du 21 juillet 1745.[1])

On sait ce que c'est que la guerre de partis. Cette espèce d'opérations militaires est sujette aux incidents. Nous venons d'en éprouver la vérité dans un détachement de hussards de 180 chevaux commandés par le Lieutenant-Colonel de Schütz, officier de réputation. Il avoit ordre d'aller du côté de Gitschin. Il détacha 120 hommes, avec un capitaine, pour aller du côté de Meletin. Il s'arrêta à Horschelitz, avec 60 chevaux, et il y fut surpris par des hussards ennemis, qui le hachèrent en pièces, avec 20 hommes, et prirent 4 officiers, et 47 hommes prisonniers. On a plus plaint sa perte, que le malheur arrivé au détachement. Le capitaine apprenant cet accident, s'est replié sur Jaromirs avec le reste de sa troupe.

---

[1]) Von Podewils Hand die Ueberschrift: Continuation des opérations de l'armée du Roi en Bohême du 21 de juillet 1745.

Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand ohne Correctur.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 29. Juli.

Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir. p. 165.

Enfin nous voici éclaircis des manoeuvres du Roi. Sa Maj. après avoir détaché le corps du Général du Moulin, du côté de Reichenau, pour donner le change aux ennemis, vient de passer l'Elbe, hier au matin, brusquement, dans la présence des ennemis, personne n'a fait semblant de l'empêcher, et l'armée a pris son camp, la droite à Dohnletz et la gauche à l'Elbe. L'ennemi reste encore dans son camp de Sholta, sans se remuer; mais il y a apparence que notre position l'obligera dans peu de changer sa situation.

L'on assure que le Duc d'Aremberg est arrivé dans l'armée autrichienne de sorte qu'elle a quatre maréchaux à sa tête. Qu'allons nous devenir!

Voici la promotion que le Roi a faite dans son armée, et la manière flatteuse dont il s'est expliqué envers ses officiers, qui assurément méritent bien quelque distinction.

Sa Majesté ne sauroit s'empêcher, de donner à connoître, combien Elle est satisfaite de tous ses officiers à cause des nouvelles preuves de leur bravoure, de leur habileté, et de leur bonne conduite qu'ils viennent de faire éclater à Hohen-Friedberg. Les éloges, que les officiers de tout rang ont mérités dans cette occasion, sont avoués des ennemis mêmes, et le temps ne pourra jamais en effacer le souvenir.

Mais Sa Majesté sachant qu'une noble ambition et le désir de la véritable gloire sont les principales passions qui excitent l'ardeur de ses officiers, Elle est dans la pensée qu'Elle ne peut leur donner des marques plus évidentes de sa satisfaction, qu'en faisant une promotion extraordinaire.

Et comme cette promotion ne sauroit s'étendre à tous ceux qui auroient mérité d'y avoir part, Sa Majesté promet aux officiers qui n'y sont pas compris, de leur donner par d'autres voies des témoignages de sa haute bienveillance, et Elle recommande en même tems à tous et à chacun de ses officiers, de conserver constamment dans leur coeur le désir de soutenir la gloire qu'ils ont acquise à la nation prussienne et à ses armes, au prix de tant de sang, et de continuer à reprimer l'insolence d'injustes ennemis, de manière qu'en toute occasion ils apprennent à leurs dépens, qu'ils ont affaire à ces mêmes prussiens, qui se sont couverts d'une gloire immortelle à la journée de Hohen-Friedberg.

XXXVI.

Relation du 27 de juillet du camp de Chlum.[1])

Depuis que l'armée a passé l'Elbe, il n'est presque rien arrivé qui mérite la peine d'être écrit.

Le Roi a fait un fourrage général de sa cavalerie, à un quart de lieue du camp des ennemis, que l'on a tranquillement achevé sans aucune perte.

Le Général Nadasti a fait mine d'attaquer Neustadt, mais la vigilance du Général Winterfeldt lui en a fait perdre le dessein bien vite. Hier le régiment de Bredow cuirassiers est allé au fourrage sans ordre. Les hussards sont tombés sur quelques uns de leurs gens éparpillés, et en ont fait un officier et 37 hommes prisonniers. Mais le Général Zieten a poursuivi une troupe de ce parti, et en a fait sabrer 20 hommes, a fait 6 prisonniers avec 23 chevaux. On a des nouvelles de la Haute-Silésie qui marquent, que le Général Hautcharmoy a poursuivi le Général Caroli et Esterhasi jusqu'à Cosel.

Ce ne sont pas assurément ces coups là qui décideront du sort de l'Europe, mais il se couve un dessein qui à ce que l'on soupçonne sera éclatant. Ce que c'est, quand on l'exécutera, où et comment, ce sont autant de questions, que le public peut s'épargner, s'il veut avoir la bonté d'avoir patience.

XXXVII.

Relation du 8 août 1745[2])

Depuis ma[3]) dernière relation il s'est passé si peu de chose, que[4]) j'ai presque honte d'en marquer le détail. Les[5]) partis de la

---

1) Von Podewils übergeschrieben: Continuation des opérations de l'armée du Roi en Bohême u. s. w.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 3. Aug.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir. p. 110.

2) Von Podewils überschrieben: De l'armée de Bohême du 8 d'août 1745.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 17. Aug.
Französisch in besonderem Druck und in den Mém. pour servir. p. 171.

3) In la von Podewils corrigirt.

4) Corrigirt von Podewils in: que cela ne vaut pas la peine.

5) Von Podewils in des corrigirt.

garnison de Glatz ont sabré 20 hommes des milices moraviennes et en ont emmené 10 prisonniers. Notre cavalerie va tous les jours au fourrage. Les hussards autrichiens nous ont enlevé 30 chevaux, et il faut avouer, que des deux côtés nous allons chercher du foin en guise des lauriers. C'est en quoi consistent tous nos exploits militaires. On dit à la vérité que les grands coups se préparent, c'est cependant ce que l'on ignore à présent, et il est fort difficile de dire dans notre armée ce qui se fera demain, et beaucoup moins encore ce qui se fera dans des endroits plus éloignés dans l'espace d'un mois. Après cela, que le public demande des nouvelles.

XXXVIII.

Relation prussienne du camp de Chlum, ce 14 août 1745.[1])

Il ne s'est rien passé d'extraordinaire dans notre armée, si non que les Autrichiens ont enlevé 10 chevaux et 4 cavaliers au fourrage que notre aile droite a fait le 8. Le 12, le Général Nadasti a attaqué Neustadt, où nous avons un poste de quatre compagnies de grenadiers. Le Major Tauenzien qui y commande, a repoussé trois assauts, qu'un trompette lui a donnés, après quoi, les 8000 hommes qui devoient l'assiéger, et leur général, se sont retirés, sans coup férir. Le 13 un poste que nous avons à Scalitz a été attaqué par quelques Pandoures, avec aussi peu de succés qu'a eus le Général Nadasti. On nous marque de Silésie que le fameux Trenck a été reçu de même à Ziegenhals avec la différence, qu'il doit y avoir perdu quelque monde.

Voilà vraiment de graves billes-vesées. On auroit honte de rapporter ces misères, si l'on n'étoit persuadé que les arrogantes fanfaronnades des Autrichiens et des Saxons débitent mille mensonges, qu'on désavoue publiquement, en rapportant la vérité avec toute la simplicité possible.

C'en est du sentiment dans cette[2]) armée, qu'il est plus beau de faire de grandes choses, que d'en forger d'imaginaires. L'on

---

[1]) Von Podewils überschrieben: Relation des opérations de l'armée du Roi en Bohême du camp de Chlum ce 14 d'août.

Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand, ohne Correctur.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 21. Aug.

Französischer Druck nur noch in den Mém. pour servir. p. 172.

[2]) notre corrigirt Podewils.

perd dans le commencement par cette simplicité, puisque l'on ne trouve point de merveilleux dans nos relations; qu'Augsbourg, Nürnberg, Dresde sont plus enchantés de lire les contes de ma mère l'Oie, de petits enfans mangés par les Pandoures et d'autres misères pareilles que de voir un exposé simple des faits de guerre, où il n'y a point d'actions surnaturelles et où surtout la querelle de parti, qu'ils ont embrassée, n'est pas flattée. En un mot, la vérité que tout le monde devroit aimer, quelque contraire qu'elle soit aux passions, paroît un aliment trop dur à digérer pour des gens, qui ne peuvent se défaire de leurs préjugés ou de leur déraison. Quoiqu'il en soit, l'on ne haussera ni baissera de ton de notre côté.

XXXIX.

Relation prussienne du camp de Chlum, le 20 août 1745.[1])

Il est arrivé quelque chose de si singulier ces jours passés, que par la singularité même le fait mérite d'être connu.

Nous occupons un poste à Schmirsitz sur l'Elbe, l'on a fait retrancher ce château et deux bataillons de grenadiers le gardent, ainsi que les ponts, que nous avons sur cette rivière. Il y a de l'autre côté de l'eau des bocages et quelques bouquets de bois, d'où les Pandoures escarmouchent avec nos grenadiers. Après les avoir chassés quelquefois de ce voisinage on s'en est lassé; car cet essaim, ainsi que les cousins, les frelons et autres insectes, reparoît le moment d'après au même lieu. Vouloir les poursuivre c'est fatiguer les troupes à pure perte, et si l'on a l'agilité de les atteindre, la gloire d'avoir pris quelques Pandoures, ne récompense point les peines qu'on s'est données. Nos grenadiers qui s'ennuyoient dans l'oisiveté de cette garnison, ayant remarqué que les Pandoures avoient de coutume, de venir escarmoucher à peu près aux mêmes heures, résolurent de s'en amuser. Pour cet effet ils firent quelques manequins de paille, qu'ils habillèrent de leurs uniformes, et les posèrent dans un petit taillis le long de l'Elbe, comme s'ils y étoient en faction. Derrière ces grenadiers postiches, il y avoit des cordes,

---

[1]) Von Podewils Hand die Ueberschrift: Continuation des Relations de l'armée prussienne du camp de Chlum le 20 d'août 1745.

Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand und ohne Correctur.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 31. Aug.

Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir p. 174.

qui, par le moyen de quelques roues et de quelques poulies, pouvaient être dirigés, comme des marionnettes à peu près. A l'heure marquée quelques Pandoures arrivent, qui commencent à tirer sur ces grenadiers postiches; leur rage étoit extrême de ne pouvoir rien attraper, lorsque quelques autres grenadiers se glissèrent le long du rivage et vous canardèrent cette troupe qui se reposoit sur sa sécurité et tuèrent cinq ou six de ces barbares. Cette espèce de chasse a continué depuis ce temps là et il ne se passe pas de jour, que nos grenadiers ne tuent de ce gibier.

M. de Nadasti vient de faire une seconde tentative sur Neustadt aussi infructueuse que la première. Il paroît que le dessein de ce Général est plutôt d'aboyer que de mordre, il veut ou fatiguer ou inquiéter l'armée. Il n'a réussi jusqu'à présent, ni à l'un, ni à l'autre.

On a des nouvelles de la Haute-Silésie, qui marquent, que le Général Nassau a défait totalement 500 hussards, de façon que le colonel, quelques officiers et 100 hommes seulement s'en sont sauvés.

Nous voici à la fin au dénouement du grand coup que l'on médite assez longtemps. Le Prince d'Anhalt se met en marche aujourd'hui pour entrer en Saxe. Il n'y a que la modération du Roi, qui lui ait pu faire suspendre pendant plus de deux mois les justes effets de son ressentiment. Les Saxons l'ont attaqué en Silésie, ils ont négocié des troupes de l'Electeur de Bavière, pour tomber sur le pays de Magdebourg, il est bien juste que le Roi les prévienne et que les ennemis tombent eux mêmes dans le piège qu'il ont creusé.

XL.

Relation du 30 d'août 1745.[1])

Nous nous sommes tournés dans notre camp, puisque les Autrichiens ont fait un petit mouvement pour passer l'Adler apparemment pour nous masquer le détachement de Saxons, qui part sous les ordres du Duc de Weissenfels, pour s'en retourner dans leur pays. Les Autrichiens se sont retranchés dans ce nouveau camp, et prennent toutes précautions pour se mettre hors d'insultes. Il y

---

[1]) Im Druck mit dem Titel de l'armée du Roi en Bohême du 30 d'août 1745.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand. Von Eichel eingesandt im Lager von Semonitz 31. Aug.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 7. Sept.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir. p. 191.

a deux jours que 400 hommes tombèrent sur un convoi de farine. Ils nous ont fait 50 hommes prisonniers dans une gorge de montagne, où ils étoient embusqués. Ils ont dernièrement pris 30 cavaliers prisonniers, qui allant reconnaître les fourrages, se sont trop approchés d'un bois, d'où 500 hussards ont fondu sur eux. En revanche nos hussards ont pris tout l'équipage du Général Tunger, et 6 prisonniers qui en faisoient l'escorte.

Ces petits accidents sont inévitables à la guerre, puisque, dans le grand nombre, tout le monde n'est pas prudent, ni entendu.

La différence qu'il y a, c'est que nous avouons nous mêmes ce qui arrive, et que nous pensons à nous corriger de nos fautes, et que les ennemis dissimulent leur perte, et amplifient avec arrogance le moindre de leurs avantages.

XLI.

du camp de Semonitz du 4 septembre 1745.[1])

Ce n'est point de la guerre des Titans contre les Dieux dont je vais vous parler; ce n'est point de ces mouvements sages et composés, qui ont fait la réputation des Turenne et des Montecoucouli mais des harlequinades des hussards. Le sujet est grave sans doute, cependant les historiens du 18 siècle ne pourront se passer d'en parler beaucoup, à l'occasion des guerres de Bohême et de Bavière.

Depuis le tems que les deux armées subsistent autour de Königsgrätz, elles ont consumé le fourrage verd et sec, qui se trouvait au voisinage. L'armée prussienne qui est campée dans une plaine abondante, n'en manque point, quoiqu'elle soit obligée de faire ses fourrages jusqu'à deux lieues du camp. Nous avons mangé tout ce qui est sur le devant et la gauche des Autrichiens, ce qui les oblige d'arranger tous leurs fourrages par leur droite, du côté de la Moravie et du comté de Glatz. Nos hussards furent informés qu'un fourrage considérable devoit se faire auprès de Levin, 300 hommes se mirent en campagne, tombèrent sur l'escorte des fourrageurs, les défirent, et emmenèrent un capitaine de cavalerie du régiment de Czernini, 28 cavaliers, et 65 chevaux prison-

---

[1]) Im Druck Continuation des Relations de l'armée prussienne en Bohême u. s. w. Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand. Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 11. Sept. Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir. p. 192.

niers, entre autres quelques mulets du Général Nadasti. N'y a-t-il point quelque injustice, que des hussards fassent du butin sur des hussards? La Hongrie n'a point produit jusqu'à présent de Cujas ni de Bartole, qui puisse éclaircir ce point de la Jurisprudence hussarde. Cependant les loups ne se ravissent point entre eux leurs captures. Ceux qui se nourrissent dans les grandes villes par cette espèce d'industrie, que la sévère police punit, ont assez d'égard pour leur profession, pour ne point exercer leurs talents, les uns au détriment des autres. Pourquoi les hussards, qui font avec gloire, et sous l'ombre de l'autorité souveraine, le métier illustre de brigands militaires, pourquoi ne pourroient-ils point exempter entre eux le pillage, et se contenter du butin qu'ils font sur les équipages de l'armée, sur lesquels ils pensent avoir des hypothèques incontestables? Le nombre de troupes légères, qui fait la guerre de part et d'autre, est considérable. J'ai rapporté ce que les nôtres ont fait, il est juste, que je parle à leur tour des Autrichiens.

Il y a un certain Colonel Franquini, qui a l'honneur de commander une troupe de Varasdins, Talpatschs, Pandoures, Bosniaques et Dieu sait quelle milice etc. avec lesquels il s'établit dans les bois, se cache dans les montagnes, et rôde sans cesse, comme l'esprit malin, entre Jaromirs, Königshoff et Nachod. Il a l'auguste emploi, d'enlever, quand il peut, quelques chevaux à notre fourrage, de tomber dans nos convois, et de faire l'incendiaire dans les villages que nous garnissons de troupes. Ce Colonel étant informé, que le Marquis de Valory logeait dans les faubourgs de Jaromirs, conçut là dessus le dessein de l'enlever. Le projet de cet enlèvement fut formé sans doute par l'intelligence de l'hôte de la maison, celui-ci facilita apparemment l'introduction de la troupe ennemie au travers de la grange, dans la maison, où logeoit ce ministre. L'ennemi entre, se rend maître de son secrétaire, et pille son équipage. La garde accourt, sauve le maître, et tue un de ses partisans. Ainsi dans la guerre de succession, par une méprise pareille, le partisan Bentini prit Msr. le Grand pour le Dauphin, et ainsi par un semblable qui pro quo, ce parti de Pandours, prit Arget le Secrétaire, pour Valory [1]) le ministre.

Le chapitre des incidents est très vaste à la guerre, et combien ne doit on pas prendre de précautions, lorsque l'on est en pays ennemi, entouré de traîtres et de perfides.

---

[1]) Podewils corrigirt sehr wenig fein le Marquis de Valory.

XLII.

Relation du Camp de Semonitz ce 10 de sept. 1745.[1])

Il ne s'est absolument rien passé depuis ma dernière relation, qui soit digne de la curiosité du public. Un parti de la garnison de Glatz a enlevé et tué un parti de 20 Autrichiens, voilà tout. Hier au soir le Roi reçut un courrier du Général Nassau, avec l'agréable nouvelle que la ville de Cosel étoit prise, et la garnison forte de 3000 hommes, tant d'infanterie allemande que hongroise, prisonnière de guerre. Aujourd'hui l'armée a fait un feu de réjouissance. Lorsque Cosel a été surpris par les Autrichiens, la garnison ne consistoit que dans 382 hommes et l'artillerie en 18 canons, ainsi nous y gagnons 12 pièces, et plus de 2400 hommes. La Reine d'Hongrie perd donc dans un mois de tems trois places, Ostende, Tortone et Cosel.

XLIII.

du camp de Semonitz, ce 11 de septembre 1745.[2])

Justement avant le départ de la poste, j'ai le plaisir de Vous apprendre, que cette nuit un corps d'infanterie hongroise et des Talpatchs fort de 1500 hommes, ont passé la Metau, et ont commencé à se retrancher. Dèsque le Général Lehwaldt en a été informé, il a marché avec le bataillon de Lepel et un bataillon de Blanckensee. Il a attaqué la bayonnette au bout du fusil ces gens retranchés sur une montagne très-âpre, les a d'abord chassés, fait 32 prisonniers, et ensuite l'infanterie leur a donné quelques bonnes bourrades, qui les ont rechassés en grande hâte de l'autre côté de la Metau, le pont s'est cassé, par dessus lequel ils s'enfuyoient, de sorte qu'il s'en est noyé un bon nombre. Leur perte peut aller à 130 hommes à peu près. Cette glorieuse affaire ne nous coûte que 5 blessés, encore le sont-ils légèrement.

---

[1]) In den Drucken Continuation des Relations de l'armée prussienne u. s. w.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 18. Septbr.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir. p. 196.

[2]) Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand, ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 18. Septbr.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir. p. 196.

XLIV.

du camp de Semonitz, le 13 de sept. 1745.[1])

Les ennemis ont attaqué depuis cinq jours la petite ville de Neustadt avec un corps de 12000 hommes. Le Major Tauenzin s'y est si bien défendu, que les assiégeants y ont perdu leur peine et leur temps. Le Général du Moulin y a marché hier, il a délogé 3000 Pandoures d'un bois, par lequel il faut passer pour aller à cette ville. Nos soldats ont chassé ces gens à travers le taillis à coup de bayonnette et leur ont pris deux petits canons, tué quelque monde, et fait quelques prisonniers. Nos troupes ont continué leur marche jusqu'à Neustadt, dont le siége a été levé avec précipitation. Les ennemis y avoient dix canons en batterie, avec lesquels ils se sont sauvés plus vite que possible. Nous n'avons eu dans cette affaire que deux hommes de tués, et cinq de blessés.

Les troupes y ont donné des marques de valeur et d'une contenance extraordinaires, en attaquant, la bayonette au bout du fusil, des troupes avantageusement postées dans un bois, et les délogeant sans tirer.

Le Roi a fait ordonner au Général du Moulin de démolir ce poste, à cause qu'on y manque d'eau et d'en retirer la garnison le 15 de ce mois. Les ennemis ont coupé les tuyaux et les canaux, qui conduisent l'eau à la ville, et dans notre position présente, ce poste leur devient aussi inutile qu'à nous. Cependant ce sera un sujet de triomphe pour des gens qui sont peu exacts dans leur façon de rapporter les faits, mais je suis[2]) persuadé, que si tout autre qu'un officier prussien eut été dans cette ville, elle auroit été emportée d'emblée. Combien de grandes forteresses n'avons nous pas vu prendre, pendant le cours de cette campagne, qui ont capitulé sans tenir cinq jours? et cette misérable bicoque, où il n'y a que 250 maisons entourées d'une mauvaise muraille, où il y a deux brêches naturelles, aucun bastion, encore moins de fossés ni de ravelins, a soutenu un siége en forme cinq jours de suite, manquant d'eau et de vivres, et a vu lever son siége. Sans être partial on peut admirer une action aussi belle, et, sans arrogance, on peut l'égaler à ce qu'il y a dans l'histoire de plus estimable en ce genre.

---

[1]) Im Druck: Continuation des relations de l'armée prussienne en Bohême u. s. w. Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand, ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 21. Septbr.
Französisch in besonderem Druck mit der Ueberschrift du camp de Semonitz ce 13. de sept. 1745 und in den Mém. pour servir. p. 197.

[2]) Podewils corrigirt mais on peut être persuadé.

XLV.

du camp de Semonitz ce 16 de septembre 1745.[1])

Nous ferons deux marches le 18 et le 19 pour prendre le camp de Lipel, nous n'en savons d'autre raison, si non qu'on l'apprendra si l'on veut se donner patience. Les Autrichiens en feront grand triomphe sans doute, mais il faut voir la fin des événements pour en juger. Ce que nous savons et ce que l'on peut avancer avec fondement, c'est que dans ce pays-ci, hormis Prague et Egra, il n'y a aucune ville dont on puisse faire le siége, que l'armée autrichienne ne témoigne aucun empressement pour se battre, et que depuis trois semaines passées que nous sommes dans ce camp, les fourrages diminuent considérablement.

Je n'entre point ici avec une curiosité téméraire dans les secrets de celui qui mène l'armée, mais il est à croire, qu'il a ses bonnes raisons pour prendre le parti que je vous marque. La patience et le temps nous développeront tout.

XLVI.

de Semonitz ce 17 de septembre 1745[2])

L'armée marchera demain, nos fourrages sont entièrement consumés dans cette contrée, et selon les apparences, nous prendrons un camp fixé auprès de Lipel, où le pays doit encore être assez plein.

Un parti de la garnison de Glatz, qui s'étoit embusqué sur les frontières de la Bohême, a donné sur les fourrageurs autrichiens à Rocketnitz, en a pris 36 cuirassiers avec 6 hussards, somme 42 et 60 chevaux.

Le parti de nos hussards n'étoit que de 50 chevaux, commandés par le capitaine du régiment de Hallas, de Beust, sorti des pages du Roi.

---

1) Im Druck: Continuation des relations de l'armée prussienne u. s. w.
Handschriftlich: Die nach Berlin gesandte Abschrift von Eichels Hand ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 23. Septbr.
Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir. p. 199.

2) Von Podewils überschrieben: Du quartier général de l'armée du Roi en Bohême à Semonitz ce 17 sept. 1745.
Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Eichels Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 25. Septbr.
Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir. p. 200.

Le Lieutenant-Colonel Dessofi est tombé d'un autre côté dans nos fourrageurs et leur a pris 22 hommes et une trentaine de chevaux. Cela s'appelle se faire du mal réciproquement, sans qu'il en résulte d'avantage pour aucun des partis.

Hier l'échange des prisonniers a repris son commencement. On ne sait[1]) par quel travers les Autrichiens avoient chicané là dessus depuis trois mois, quoiqu'assurément il n'y avoit rien à perdre pour eux. On sait que nous avons fait 12000 hommes prisonniers à Prague. Pendant la campagne de l'année passée et pendant cet hiver etc. soit dans des partis, soit dans de petites rencontres, nous en avons pris encore 2000. Nous en avons pris 7000 à la bataille de Friedberg, et 3000 à Cosel, ce qui fait pendant le cours d'une année 24,000 hommes. Nous avons perdu l'année passée le régiment de Kreytzen, à Budweiss; le régiment des pionniers à Tabor, avec des malades de l'armée. A la sortie de Prague nous avons perdu 180 malades que nous n'avons pu mener à l'armée: ensuite par les partis autrichiens en Haute-Silésie pendant cet hiver et pendant cette campagne 1200 hommes. Total 5000 têtes. Déduisez 5000 de 24,000, reste à 19,000 hommes que nous avons de retour. On peut justifier ce compte par les listes, où les noms et surnoms des soldats et de leurs régiments se trouvent spécifiés. Que concluons nous de là? Que les Autrichiens sont de braves soldats, que les Prussiens le sont tout autant, mais que l'un et l'autre font des fautes, et qu'ils en sont toujours punis.

XLVII.

Au camp de Staudentz ce 21 de septembre 1745.[2])

L'armée est décampée le 18 au matin; elle a repassé l'Elbe auprès de Jaromirs pour occuper le camp de Kowalckowitz. Nous en sommes partis le 19 au matin pour prendre ici[3]) notre position actuelle. Les Autrichiens ont fait une grande réjouissance pendant cette journée là, apparemment pour fêter les nouvelles qu'ils ont

---

[1]) on ne sait corrigirt Podewils.

[2]) Im Druck: Continuation des relations de l'armée prussienne en Bohême u. s. w.
Handschriftlich 1. die nach Berlin gesandte Abschrift von Eichels Hand.
2. die in Berlin davon gemachte Abschrift.
Gedruckt deutsch in den Berliner Zeitungen vom 30. Septbr.
Französisch (im Einzeldruck?) und in den Mém. pour servir. p. 202.

[3]) ici von Podewils zugefügt.

reçues de Frankfort sur le Main, et qui leur sont agréables. Leur sort est de ne point célébrer cette année des batailles gagnées et des places prises, les feux de réjouissance que font leurs armées sont un honneur qu'ils rendent à un ministre qui a su ourdir adroitement la trame d'une négociation artificieuse et pénible. Peut-être la mode viendra-t-elle avec le temps que les gens de robe et de talents recevront pour leurs succès la même palme que les héros pour leurs victoires: un avocat qui auroit bien plaidé, un prêtre qui auroit articulé publiquement un discours oratoire, arlequin qui auroit porté le parterre à rire de sa balourderie, tous auroient la satisfaction d'entendre riret le canon pour prix de leur réussite. Mais quittons la plaisanterie [1]).

Notre marche du 19 a été fort pénible. Le Sieur Franquini (dont on se souviendra d'avoir lu le nom dans nos relations), le Sr. Franquini dis-je, affamé de butin et de bagage, s'étoit embusqué dans un bois et auprès des gorges d'un défilé, où l'armée étoit obligée de passer, d'où il tiroit sur les colonnes, et faisoit des tentatives très-infructueuses pour s'enrichir à nos dépens. On fut assez grossier de notre côté pour ne point traiter sa troupe avec la distinction que d'aussi honnêtes brigands méritent; on envoya une couple de pelotons dans le bois, qui traquèrent le Sr. Franquini et son monde, comme si c'eut été des bêtes fauves. On leur tua beaucoup de monde, et comme dans ces sortes d'occasions il est impossible qu'on n'y perde aussi, on compte que nous avons eu 12 morts et 20 blessés. Il y a apparence que nous ne quitterons pas ce camp si tôt.

Ne me questionnez point, pourquoi fait on ceci? pourquoi fait on cela? Tant qu'on ignore les desseins et les raisons secrètes d'un général, on fait bien de suspendre son jugement, et d'attendre que le mot de l'enigme soit expliqué.

---

[1]) Eichel an Podewils im Lager von Staudenz 24. Septbr. sendet „abermals zwei der bekannten Relationen", bittet beim Abdruck der ersten „die von mir in margine virgulirte passage wenigstens in den Exemplaren so gedruckt werden, ganz auszulassen;" der Zusammenhang werde dadurch nicht gestört „und glaube ich daß die sanglante raillerie wohl itzo ganz hors de saison ist, auch wir nicht nöthig haben durch dergleichen gar zu stachlichen passagen die gegen uns ohnedem schon erbittert genug scheinenden Gemüther noch mehr und mehr zu aigriren. . . . . Es kann um so eher geschehen, als die Hauptperson oder der Autor solche nicht wieder zu sehen bekommt, keiner sonst aber solche gesehen hat." So fehlt denn dieser Satz Leur fort . . . . la plaisanterie in Abschrift 2 und in den Drucken.

XLVIII.

Relation du camp de Staudentz ce 24 de septembre 1745.[1])

Nous faisons ici la guerre contre le Sr. Franquini, le Sr. Morosch, Nadasty etc. Nous n'entendons non plus parler de l'armée autrichienne, comme si elle n'existoit pas. Avant-hier on s'est battu au fourrage quatre heures de suite, sans grande perte je pense de côté et d'autre. Nos dragons ont donné la chasse aux hussards ennemis et ceux ci, après avoir été postés au delà de mille pas, se retirèrent dans le bois. Ensuite un officier autrichien s'approcha de nos dragons, leur fit signe qu'on ne devoit pas tirer, les aborda fort poliment, et leur dit: C'est un plaisir, Messieurs, de faire la guerre avec Vous, car il y a toujours à y apprendre. Nos Officiers ne restèrent pas en arrière en fait de civilité et lui répondirent, que les Autrichiens avoient été nos maîtres, et si nous avions appris à nous bien défendre, c'est que nous avions toujours été bien attaqués. Sur quoi quelques compliments reciproques se firent encore et la guerre recommença. Le résultat de l'affaire fut que nous prîmes j'usqu'au dernier brin de paille, que l'on tira beaucoup de poudre aux moineaux et que nous eûmes 12 hommes de blessés.

Hier un de nos convois fut attaqué par 4000 hommes entre Schatzlar et Trautenau, mais il fut secouru à temps, et nous n'y avons perdu que quelques chevaux. Les Autrichiens ont laissé 40 morts sur la place.

Le capitaine Varnery, qui a été avec un parti du côté de la Lusace en Silésie, a battu un gros parti de hussards, qui est entré en Silésie par Bömisch Friedland, et qui étoit avancé jusqu'à Greiffenberg. Ces malheureux ont brûlé deux villages. Varnery a fait un major, un capitaine et 42 hommes prisonniers; de ces incendiaires il en a sabré plus de 60 et dispersé tout le reste.

Sa Majesté a fait brûler ici sur le champ deux villages, et a fait avertir le Prince Charles de Lorraine que pour un village qu'on brûleroit en Silésie, Elle en feroit brûler dix en Bohême. Telles sont les suites funestes de la guerre, que les coeurs les plus généreux ne peuvent se dispenser de commettre quelques actes de sévérité.

---

[1]) Im Druck: Continuation des relations de l'armée prussienne en Bohême u. s. w. Handschriftlich in der nach Berlin gesandten Abschrift von Schreibers Hand ohne Correctur.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 30. Septbr.
Französisch nur noch in den mém. pour servir. p. 204.

Dans ce moment le colonel du régiment de Darmstadt fait savoir au Roi que les ennemis ont trouvé le moyen de faire mettre le feu, cette nuit à 4 heures, aux quatre coins de la ville de Trautenau par des paysans et une vieille femme. Malgré toutes les peines et les soins qu'on s'est donnés, il n'y a pas eu moyen de l'éteindre. On a sauvé presque toute notre farine jusqu'à cent tonneaux près. Je ne sais quelle opinion on doit avoir de ces gens qui font une guerre d'incendiaires et qui brûlent jusqu'à leur propre pays.

G. Die Schlacht bei Sohr.

Unmittelbar nach der Schlacht sandte Friedrich II. Capitain v. Möllendorf nach Berlin, den Sieg zu melden. Auf einem aus seinem Taschenbuch gerissenen Blatt schrieb er mit Bleistift an Podewils:

ce 30 Prausnitz.

Mon cher Podewils.

Nous avons totalement battu le Prince Charles. Pr. Albert est tué; mon Wedel; sans cela personne de connoissance. Forcade est blessé dans le pied légèrement. La bataille a été terrible mais très-glorieuse. J'ai pensé être surpris, mais Dieu soit loué, tout est bien. Beaucoup de prisonniers. En un mot, c'est une grande affaire. Voilà tout ce que j'ai le temps de vous dire. Tout mon bagage est au diable et Eichel pris.

F.

Am 3. October früh war Möllendorf in Berlin und Podewils ließ sofort einen kurzen Bericht „nach Möllendorfs Angaben" drucken.

Ein anderer Officier ging als Courier nach Breslau mit einem „höchst eigenhändigen auf dem champ de bataille bei Prausnitz in Böhmen geschriebenen Billet" wie es in der Schlesischen Zeitung: „Nachtrag ad No. XVI. Sonnabend den 2. October 1745" heißt. Dies Billet scheint sich nicht erhalten zu haben.

Am 1. October schrieb Friedrich II. eigenhändig Näheres über die Vorgänge des Schlachttages an Podewils:

ce premier d'octobre 1745.

C'est des quatre batailles qui j'ai vues celle où il y a eu le plus d'acharnement; j'ai été en quelque manière surpris, mais c'est par la promptitude et la courte résolution que j'ai réparé cette faute. Quoique ce ne fût pas la mienne, mais celle des hussards de Natzmer. J'étois debout à 5 heures et nous voulions marcher vers

Trautenau; tout d'un coup on vint m'avertir que l'on voyoit marcher une ligne sur notre aile droite. Je n'en fis pas à deux. Je fis prendre les armes, détendre les tentes et je marchois d'abord par la droite. Notre cavalerie n'attendit pas le reste des troupes, mais elle attaqua la cavalerie autrichienne et la culbuta dans une minute. L'aile gauche de l'infanterie autrichienne avoit une très forte a tterie, jamais nous n'avons essuyé pareille canonnade, on attaqua cette hauteur avec l'infanterie de notre droite et nous l'emportâmes avec le canon. En attendant je fis occuper un village qui étoit à la gauche par le 2 bataillon de Kalkstein; notre droite étoit victorieuse. Mais il y avoit deux bois et deux montagnes, dont il falloit encore chasser les Autrichiens. Ainsi ce sont été 5 batailles que nous avons livrées tout de suite à un ennemi à qui le terrain permettoit de se rallier. Le Prince Albert, le pauvre Général Blankensee, le Lieut. Colonel Wédel ont été tués à l'attaque de la grande batterie, Blankenburg et Bunsch sont morts aujourd'hui de leurs blessures. Notre aile gauche de cavalerie a fait aussi des merveilles. La cavalerie autrichienne s'est enfuie avant le choc, mais le Lieutenant Général Rochau avec son régiment et Bornstedt ont pris tout le régiment de Damnitz, drapeaux et tous prisonniers. Il m'est impossible de dire le nombre des prisonniers, à peu près 1500 hommes et 30 officiers, 10 ou 12 drapeaux, 2 ou 3 étendards et 17 canons 6 haubitz. L'ennemi a été à vue de pays 32 à 34 mille hommes et nous 19 m. Car ni Dumoulin ni Lehwaldt ni le corps de Retzau ni celui de Winterfeld n'y ont été. Rendons grâce à la providence qui a si heureusement dirigé les choses pour nous. Tout mon bagage est pillé par la bêtise d'un officier à qui je l'avois confié, et c'est de la façon qu'Eichel a été pris. Je vis des bonnes grâces de mes officiers. Les chiffres et lettres sont déchirés, mais sur tout ce que vous m'écrivez je ne pourrai répondre faute de clef. Ainsi écrivez ordinairement jusqu'à ce que Schumacher me rapporte un nouveau chiffre.

Cette affaire a été beaucoup plus sanglante que celle de Friedberg; nous y avons perdu à peu-près 500 morts et peut-être 1500 blessés, la perte de l'ennemi, tout compté, passe 6000 hommes. Les déserteurs qui viennent en foule, parlent de 15,000 hommes, mais l'objet grossit. Faites usage de ces nouvelles dans le public et sonnez bien haut la chose. Voilà donc l'énigme expliquée du discours du Roi d'Angleterre au Ministre d'Autriche: le Roi de Prusse fera plus dans un jour que le Prince Charles en 4 semaines. Adieu. Pensez un peu à ceux qui se battent tous les trois mois pour votre repos et tranquillité.

Am 3. October sandte der König den eigentlichen Schlachtbericht an Podewils; er sagt: j'étois hier si malade de la migraine que je n'ai pu faire ma relation je vous l'envoye aujourd'hui . . . je me suis trompé sur le nom de la bataille; le village s'appelle Sorr.

Der Schlachtbericht lautet:

IL.

du camp de Jurgengrund ce 1 d'octobre 1745.[1])

Enfin voilà l'éternel Franquini et Trenck relevés, et je puis Vous faire part d'un événement plus intéressant, et qui mérite l'attention de l'Europe. Ce ne sont plus ces farces des milices hongroises. C'est une action décisive entre les deux armées les plus aguerries de l'Europe.

Voici le fait que je vous narre avec ma simplicité et avec ma franchise ordinaire.

Vous aurez bien senti qu'une des raisons qui empêchoient le Roi, d'entrer plus avant en Bohême, étoient ses subsistances.

L'intention de ce Prince[2]) dans cette campagne étoit, de vivre aux dépens de l'ennemi, de manger et de consumer totalement les vivres et les fourrages, qui se trouvent dans cette partie de la Bohême limitrophe de notre pays, et de se retirer ensuite, toujours en consumant, par de petites marches sur sa frontière[3]), pour les couvrir.

C'est pourquoi le Roi n'a pas jugé à propos d'attaquer ni Königsgrätz ni Pardubitz.

Le Roi[4]) a fait toutes les démonstrations d'offensive qu'Elle a pu, pour donner le change à l'ennemi; mais comme il est impossible,

---

1) Podewils giebt der Relation den Titel: Lettre d'un officier prussien de l'armée du Roi en Bohême du camp de Jurgengrund sur la bataille qui s'est donnée le 30. sept. à Sorr proche de Praussnitz entre l'armée de Prusse et l'armée combinée autrichienne et saxonne.

Handschriftlich: 1 von des Königs Hand, fast ohne Correctur.

2. Abschrift von Podewils, dem also das Original zugesandt worden.

Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 9. Oct. und in besonderen Drucken. 4.

Französisch in besonderen Drucken, von denen 100 Exemplare nach den vom Könige in dem Abdruck gemachten Correcturen abgezogen sind; in den mém. pour servir p. 209 nach den ersten Drucken.

2) Podewils corrigirt du Roi.

3) sur ses frontières Podewils.

4) S. Majesté Podewils.

que d'aussi habiles généraux, que ceux de la Reine d'Hongrie, à la longue n'approfondissent pas de pareils desseins; cela leur a fait naître l'idée de nous combattre, lorsqu'ils nous verroient au moment de quitter la Bohême, n'ayant pas grand chose à risquer battus, ayant beaucoup à gagner battant.

Voici comme ils avoient pris leurs arrangements. Franquini fut posté à un demi-mille de Schatzlar, d'où il pouvoit incommoder nos convois, et Trenck eut son poste sur les frontières de la Silésie proche de Braunau et de Schimberg.[1])

Les Autrichiens pensoient par ces trois corps nous couper la communication avec la Silésie, dans un pays montueux[2]) et difficile, par les trois principales gorges de la Bohême.

Le Roi avoit posté le corps du Général du Moulin auprès de Schatzlar, celui du Général Lehwaldt auprès de Trautenau, et celui du Général de Winterfeld sans lieu fixé, mais opposé à Trenck,[3]) et celui du Colonel Retzau vers Schmiedeberg, pour couvrir les montagnards contre les invasions des bandits de Franquini.

Telles étoient les dispositions des deux armées, lorsque le Prince Charles de Lorraine se porta avec son armée sur Königshoff.

Le Roi jugea d'abord par ce mouvement qu'il y avoit quelque dessein caché sous ce masque; il est vrai que ce Prince[4]) ne s'imagina point qu'une armée battue tant de fois[5]) seroit assez téméraire pour courir de nouveaux hazards, et Sa Majesté crut que l'intention du Prince Charles pouvoit être de s'approcher du village de Freyheit pour protéger d'avantage Franquini, Trenck et Nadasti, dont le dernier campoit à un demi-mille de notre front, avec 5 régiments de hussards et quelques bataillons d'infanterie hongroise.

Le 29 sept. au matin le Roi reçut avis que le Prince Charles marcheroit le même jour.

Le Général Katzler[6]) fut commandé sur le midi avec de la cavalerie, des hussards et un bataillon pour éclairer la marche des ennemis.

Le terrain, qui se trouve situé sur la[7]) droite du camp de Staudentz, est très-montueux,[8]) rempli de défilés et de bois, ce qui

---

1) Im Druck corrigirt von dem Könige Schimberg et Nadatzky vis-à-vis de l'armée. Les
2) montagneux Podewils.
3) à celui de Trenk Podewils.
4) qu'il Podewils im Druck.
5) tant de fois fehlt bei Podewils und im Druck.
6) de notre armée bei Podewils und im Druck.
7) In dem gedruckten Exemplar corrigirt der König sur sa droite in sur la droite.
8) So auch bei Podewils, im Druck montagneux.

empêcha le Général Katzler d'aller plus loin qu'un mille de notre camp. Là il trouva quelques mille Pandoures et hussards postés de l'autre côte d'un défilé.

Il se contenta de faire quelques prisonniers. Tout ce qu'il put apprendre, fut que les ennemis marcheroient le lendemain à Arnau. Sur quoi le Roi ordonna à l'armée de se tenir prête à marcher le lendemain pour se camper[1]) dans une espèce de plaine entre Arnau et Trautenau.

Le 30 à 5 heures du matin, comme les généraux du jour recevoient les ordres du Roi pour la marche, nos hussards vinrent nous avertir que l'on voyoit un gros de hussards ennemis sur une hauteur à un quart de lieue de notre camp.

Un moment après les grandes-gardes de[2]) cavalerie firent avertir que l'on voyoit des colonnes.

Sur[3]) le champ le Roi donna ordre à l'armée de prendre les armes. Ce qui s'exécuta avec tant de promptitude que beaucoup de bataillons ne détendirent pas même leurs tentes.

Le Roi se porta d'abord à la droite d'où l'on pouvoit apercevoir la tête des Autrichiens, qui se formoit sur des hauteurs à notre flanc droit.

Il n'y avoit donc d'autre parti à prendre que des résolutions vigoureuses, et beaucoup de vigilance dans l'exécution. Comme on avoit toute son attention sur l'ennemi, on pensa peu au bagage.

Le Roi en chargea un officier qui s'en tira fort mal. Mais doit-on penser à quelques misérables bagages, quand il s'agit de gloire et de plus grands intérêts? On ne pensoit[4]) ni au nombre[5]) de l'ennemi, ni à sa position avantageuse, mais à le combattre et à le vaincre.

Notre cavalerie de la droite se forma sous la batterie des ennemis.

Le Maréchal de Buddenbrock et le Général de Goltz attaquèrent cette aile de cavalerie[6]) avec douze escadrons, la culbutèrent sans peine, et la rejetèrent sur sa seconde ligne.

Toute cette gauche de la cavalerie ennemie fut battue et chassée dans un bois, au travers duquel elle s'enfuit, et ne reparut plus.

---

1) pour camper Podewils im Druck.
2) de notre Podewils.
3) Surquoi Podewils und der Druck.
4) Der König corrigirt im Druck faisoit attention.
5) supérieur Podewils in dem Druck.
6) ennemie Podewils und der Druck.

Alors notre infanterie attaqua la montagne où il y avoit la grande[1]) batterie[2]) et ne l'emporta[3]) qu'à la troisième attaque.

L'infanterie ennemie, qui se vit prise en flanc, abandonna son canon et se sauva au delà d'un défilé sur une autre hauteur, et jeta de l'infanterie dans un bois qu'il nous falloit passer pour les attaquer de nouveau.

Pendant que ceci se passoit à la droite, la gauche se formoit, et le Roi la refusa à l'ennemi jusqu'à ce que l'on vît le succès de la droite. Alors le second bataillon de Kalkstein quitta le village de Burckersdorf, toute l'aile gauche s'ébranla, et l'affaire devint générale.

Nos gens d'armes, les régiments du Prince de Prusse et de Kiau, marchèrent pour renforcer la gauche de notre cavalerie. L'infanterie de la droite força le bois et déposta les ennemis de leur seconde hauteur.

L'infanterie de la gauche attaqua une autre hauteur et un bois, en chassa l'ennemi et[4]) ces deux ailes[5]) victorieuses dans ces trois combats furent obligées de passer encore un fond et d'attaquer pour la quatrième fois quelques troupes fraîches de l'ennemi, qui garnissoient ce poste.

Notre cavalerie de la gauche ne choqua presque point. Mais le Général Rochau[6]) avec le régiment de Bornstedt attaqua l'infanterie autrichienne et fit tout le régiment de Damnitz, un[7]) bataillon de Colowrath avec ses drapeaux et tous les officiers[8]) prisonniers, en même temps que notre infanterie donna le dernier assaut, et mit le comble au gain de cette bataille.

La déroute des Autrichiens fut très-grande. Tous les fuyards se sauvèrent éparpillés dans un bois que l'on trouve sur la carte nommé Royaume de Sylva.

Notre cavalerie n'a pu les poursuivre plus loin que jusqu'au village de Sorr. C'est jusqu'où l'armée les a suivis[9]) et le nom que l'on a donné à la bataille.

Il faut dire à la louange des généraux autrichiens, qu'on n'a aucune faute à leur reprocher.

---

[1]) grande hat der König darüber geschrieben.
[2]) des ennemis Podewils und der Druck.
[3]) qu'on n'emp. Podewils und der Druck.
[4]) Der König hatte erst mais geschrieben.
[5]) Der König hatte erst lignes geschrieben.
[6]) de Rochau Podewils und im Druck.
[7]) et un Podewils und der Druck.
[8]) Der König hatte les officiers ausgelassen.
[9]) poursuivis Podewils und der Druck, der König corrigirt im Druck a marché.

Leur dessein étoit conçu avec beaucoup de sagacité. L'exécution en étoit belle, et il n'y a eu que l'audace des Prussiens et leur longue habitude de vaincre, qui les a fait surmonter des difficultés incroyables.

On doit donner des louanges aux grenadiers autrichiens, qui ont fait des merveilles à la batterie qui étoit sur notre droite. Pour notre bonheur ils n'avoient que des Saxons pour les soutenir.

Les trophées que nous avons remportés de cette victoire, consistent en 10 drapeaux, 2 étendards, 30 officiers prisonniers, 1500 hommes[1]) 21 canons.

Nous y avons perdu 500 tués et 2000 blessés.[2])

Parmi le nombre des morts[3]) sont le Prince Albrecht de Brunswic, le Général de Blanckensee, les Colonels Ledebur, Blanckenbourg et Bunsch, le brave Wedel[4]), Bredau Lieut.-Col. des gens d'armes, et environ 20 officiers de tout grade.

Voici les ordres de bataille des deux armées par lesquels on verra que 18,000 Prussiens en ont battu 35,000 Autrichiens, postés le plus avantageusement du monde. Il me semble que ce mot contient toute la louange[5]) qu'il est possible de donner aux troupes.

Le Prince Léopold d'Anhalt, le Maréchal Bodenbrock, les Généraux Rochau, Goltz et Bonin se sont autant distingués que d'admirables officiers peuvent le faire parmi d'excellents. L'un a eu[6]) plus d'occasion que l'autre: c'est proprement ce que je veux dire.

Le Prince[7]) Charles, tout malade qu'il étoit, et le Général Rothenbourg avec une fièvre continue y ont été. Le premier a agi avec beaucoup de vigueur, mais le second qui étoit entre la mort et la vie, n'a pas été en état.[8])

Pendant que notre armée faisoit une aussi belle moisson de gloire, les hussards de Nadasti moissonnaient nos équipages. L'officier qui devoit les conduire s'étoit égaré avec ceux du Roi. Et c'est là où le Roi et les officiers du quartier de la cour ont perdu les leurs.

On passeroit facilement à Nadasti l'avidité du pillage qui est

---

1) et au delà de 2000 h. Podewils und der Druck.

2) Podewils hatte 2000 geschrieben und machte daraus 1500, der Druck hat 1500. In beiden folgt hier der Schlußsatz und das P. S. des Originals mit einigen Veränderungen (s. u.).

3) morts de nos officiers de marque Podewils und der Druck.

4) le brave Lieut.-Col. Wedell des gardes Podewils und der Druck.

5) ces mots contiennent tous les louanges Podewils und der Druck.

6) en a Podewils. Der König corrigirt im Druck l'un en aura l'occasion plus tôt que l'autre.

7) Marggrave Podewils und der Druck.

8) état de le faire Podewils und der Druck.

le propre d'un partisan comme lui, mais on ne sauroit pardonner à un noble Hongrois les cruautés qu'il a fait exercer sur 8 ou 10 malades, et sur les femmes de l'armée que des infâmes ont rôties toutes vives et dont le Général Lehwaldt (qui vint, mais trop tard, à notre secours) a encore trouvé les membres épars. Peut-on oublier l'humanité jusqu'à ce point?

Je ne puis vous dire en quoi consisteront nos opérations ultérieures. Les ennemis se sont sauvés à Jaromirs, et l'on croit qu'ils reprendront leur vieux camp sur la hauteur. On[1]) compte la perte de l'ennemi en tout de 6 ou peut-être de 7 mille hommes.

Federic.

PS. J'ai oublié de Vous dire que[2]) le Régiment de Buddenbrock Cuirassier a perdu un étendard en poursuivant l'ennemi dans le bois, et que les Hussards[3]) ont pris un canon dans le parc de l'artillerie devant lequel l'artillerie n'avoit pas eu le tems de mettre des[4]) chevaux.

L.

à Sohr le 4 octobre 1745.[5])

Le 30 de septembre a sûrement été un jour fatal aux Autrichiens. Le Général Nassau mande au Roi, qu'après avoir battu les Hongrois à Lobschütz et leur avoir fait 150 prisonniers, il étoit marché à Jägerndorf dont le vieux Esterhasi s'étoit sauvé le 30, que le Général Nassau y avoit fait bon nombre de prisonniers, qu'il avoit pris un magazin assez considérable et avoit fait poursuivre l'ennemi jusqu'à Grätz, aux frontières de la Moravie, et qu'il étoit occupé encore à faire démolir ce que les Autrichiens y avoient fortifié. Le régiment des hussards de Wartenberg a fait des merveilles dans toutes les occasions.

---

1) Diesen Satz und das P. S. hat Podewils und der Druck eingeschaltet. Und zwar den ersten Satz in folgender Form: on ne sait pas au juste encor la perte des ennemis mais il est certain qu'elle va entre u. s. w.

2) Podewils und der Druck beginnen Des nôtres le u. s. w.

3) les Hussars Autrichiens Podewils und der Druck.

4) Der König corrigirt im Druck les chevaux.

5) Handschriftlich 1. von des Königs eigener Hand. An Podewils gesandt der sein pr. 8 Oct. darauf schreibt.
2. Abschrift von Podewils Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 9. Oct.
Französisch gedruckt nur noch in den Mém. pour servir. p. 219.

Le Général Fouqué apprend aussi au Roi qu'un parti de sa garnison a surpris 400 Autrichiens dans un village de Bohême, qu'on en a tué 40 et pris 115 hommes deux capitaines et quelques bas-officiers prisonniers. Le Lieut.-Colonel de Stecha, et le capitaine de Beust des hussards ont fait ce coup-là et il me semble que c'est encore le 29 ou le 30. L'armée du Prince Charles de Lorraine est marchée à Königgrätz. On dit que nous marcherons le 6.

LI.

Extrait d'une lettre d'un officier prussien

du camp de Trautenau ce 8. d'octobre 1745.[1])

Nous sommes partis avant hier de Sohr pour occuper le camp de Trautenau, ce qui nous fait juger que le Roi n'a point changé son premier dessein, et que ne voulant point faire de conquêtes en Bohême il se contentera de fourrager le pays, pour prendre ensuite ses quartiers d'hiver en Silésie. La saison est d'ailleurs fort avancée dans ce pays montagneux, il est déjà tombé de la neige, et le sommet des hautes montagnes en est couvert.

Lorsque le Roi[2]) a perdu ses équipages, les Autrichiens ont eu de mauvais procédés avec les domestiques de Sa Majesté, et quoique selon le cartel les[3]) ennemis soient obligés de renvoyer incessamment ceux qui sont attachés à la personne du Roi[4]), ils ont fait beaucoup de mauvaises chicanes et les ont gardés. Surquoi Sa Majesté a rompu le cartel afin d'apprendre à ces généraux le respect et la considération que l'on doit aux têtes couronnées, quand même on leur fait la guerre. On composeroit des volumes, si l'on vouloit décrire toute l'arrogance et les mauvaises manières des Autrichiens; mais on pense plutôt dans notre armée à les vaincre par générosité, comme on les a déjà tant de fois vaincus par la valeur.

Un détachement de 200 dragons sous les ordres du Major

---

[1]) So die von Podewils übergeschriebene Bezeichnung.
Handschriftlich von des Königs Hand mit der Ueberschrift du camp de Trautenau ce 8 d'octobre; Podewils hat die Ueberschrift ergänzt und sein pr. den 11. huj. hinzugefügt.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 12 Oct.
Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir p. 220.

[2]) Vom Könige dann corrigirt in Sa Majesté.

[3]) Der König hatte erst ils geschrieben, dann les corrigirt.

[4]) Der König hatte so sein einfaches de les renvoyer corrigirt.

Chasot, s'étant enfoncé dans les montagnes de Freiheit et de Marchendorff, a eu le dessous, et s'est retiré avec perte de 50 hommes tant prisonniers que blessés. 500 hussards, 800 uhlans, et 200 dragons les ont enveloppés, et il n'y a eu que la valeur qui les a sauvés.

Ne vous attendez plus à de grands événements de cette campagne, deux batailles doivent vous suffire, je pense que les Autrichiens en sont rassassiés. S'ils ne se croyent pas assez battus, on peut les assurer qu'il y a une grande envie dans notre armée de les satisfaire sur ce point.

L'animosité du commun soldat est très grande, et l'officier est en si bon train qu'une bataille de plus ne l'embarasseroit pas. Cependant suivons le proverbe: Vivons et laissons vivre.

LII.

Relation du 14 d'octobre 1745.[1])

Je n'ai guère autre chose à vous dire, si non que nous sommes encore dans notre camp de Trautenau, que nous fourrageons le pays, et que le Lieutenant-Colonel Dessoffy[2]) qui se laissa tenter d'enlever une garde de hussards, a été repoussé avec perte, et que nos hussards ont fait 12 prisonniers parmi lesquels il y a des cuirassiers et des dragons.

Le Général de Fouqué est toujours en campagne avec la garnison de Glatz. Un détachement de cette garnison vient d'enlever de la ville de Braunau des farines qui y étoient pour les Autrichiens, et il a fait quelques Pandoures prisonniers.

Le Prince Charles de Lorraine campe toujours à Ertina. Il y a eu quelque tergiversation sur les affaires du cartel, mais les Autrichiens ont enfin[3]) entendu raison, et toutes les choses ont été rétablies selon la convention de Neubischau.

Nous prendrons après demain le camp de Schatzlar, et l'on fera les dispositions nécessaires pour les quartiers d'hiver.

---

1) Die Ueberschrift ist im Druck: Lettre d'un officier prussien du camp de Trautenau du 14. Oct. 1745.
Handschriftlich 1. von der eigenen Hand des Königs: Relation du 14. d'octobre.
2. Abschrift von Podewils Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 19. Oct.
Französisch in besonderem Druck 4. und in den Mém. pour servir. p. 222.

2) Des Chofy schrieb Friedrich II.

3) à la fin im Druck.

LIII.

du camp de Schatzlar ce 17 d'octobre.[1])

Nous sommes marchés hier comme je l'ai marqué dans ma relation précédente. Les Autrichiens, qui ont eu grande peur de nous voir sortir de l'habitude de ferrailer, nous ont détaché le Sr. Franquini pour nous harceler dans les défilés que nous avons eu à passer.

Les chemins sont très difficiles, puisqu'il n'y a que des montagnes couvertes de bois, et des coupe-gorges à passer.

La colonne d'infanterie, que le Prince Léopold a conduite par le chemin de Trautenbach, est arrivée au camp sans voir d'ennemis. Mais celle du Roi, qui consistoit dans 9 régiments de cavalerie et 11 bataillons, a eu toute l'incommodité de la marche, toutes les hauteurs et les bois ont été garnis d'infanterie[2]), à travers laquelle la cavalerie a passé.

L'infanterie de l'arrière-garde, sous les ordres du Lieutenant-Général de Bonin, a fusillé continuellement l'ennemi, jusqu'au grand défilé de Schatzlar, auquel le Roi avoit posté le Lieutenant-Général du Moulin, avec 6 bataillons et 2 régiments de hussards. Ceux-là ont couvert la fin de la marche. Nous avons perdu 40 hommes de tués et nous avons 80 de blessés.[3]) Mais à juger de la perte des ennemis, à vue de pays, elle doit aller à 300 hommes, y compris les blessés.

Nos hussards en ont sabré bon nombre, et il y a grande apparence que Franquini se fera passer l'envie d'attaquer une arrière-garde qui ne couvre point d'équipages et où le pilleur le plus déterminé n'a que des coups à attendre.

Le 19 la cavalerie entrera dans ses cantonnements, et le 20, le reste de l'armée la suivra. La dislocation des troupes est déjà faite, et on parle de trois corps qui doivent[4]) du commencement camper sur les frontières.

---

[1]) Der Titel von Podewils Hand und im Druck: Lettre d'un officier prussien du camp de Schatzlar du 14 d'octobre 1745.
Handschriftlich 1. von des Königs eigener Hand.
2. Abschrift von Podewils Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung 23. Oct.
Französisch in besonderem Druck und in den Mém. pour servir. p. 223.

[2]) de notre infanterie in Podewils Abschrift und im Druck.

[3]) nous avons eu . . . de tués et 80 de blessés schreibt Podewils.

[4]) doivent camper du commencement schreibt Podewils.

LIV.

Relation du 24 d'octobre 1745.[1])

L'armée est entrée le 20 dans ses cantonnements. Il y a eu depuis quelques affaires de Talpatsch, mais le Général du Moulin leur a donné la chasse par différentes reprises, et il paroît qu'ils ont perdu l'envie de remettre le pied en Silésie.

Le Général Fouqué marque qu'il a fait surprendre Grulich par un détachement de sa garnison, et que le Lieutenant-Colonel Nostitz des Autrichiens, et 46 hussards y ont été faits prisonniers et ramenés à Glatz.

Le Roi restera à l'armée, jusqu'à ce que celle des Autrichiens soit séparée. On dit qu'ils entreront le 28 de ce mois dans leurs quartiers d'hiver.

LV.

Autre relation du 25 d'octobre 1745.[2])

Dans ce moment nous recevons la nouvelle du Général Nassau, qu'ayant appris que le Maréchal Esterhasi avoit repris son quartier à Oderberg, il y étoit marché sur le champ avec une partie de son corps, qu'il a attaqué un corps avancé de Hongrois à Hultschin qu'il a renversé, que les hussards de Wartenberg et de Bronikowsky ont haché en pièces tout un bataillon hongrois, qu'il a continué de poursuivre l'ennemi, et que dans un défilé nos hussards ont donné sur le régiment Gotha dragons, et lui ont pris un escadron.

Le Général Nassau a de plus forcé le Maréchal Esterhasi d'abandonner Oderberg.

Dans cette journée nos troupes ont fait 110 prisonniers parmi lesquels il y a 2 officiers. La perte de l'ennemi peut aller à 300

---

[1]) Die Ueberschrift von Podewils Relation de l'armée du Roi du 24 d'octobre 1745.
Handschriftlich 1. von des Königs Hand.
2. Abschrift von Eichels Hand: Relation du 24 d'octobre 1745.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 30. Oct.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir p. 225.

[2]) Die Ueberschrift nur noch in den Drucken.
Handschriftlich 1. von des Königs Hand: Le 25.
2. von Schreibers Hand.
Gedruckt in der Haudeschen und Rüdigerschen Zeitung vom 30. Oct.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir p. 226.

hommes entre morts, blessés et prisonniers. Nous n'avons eu que 8 hommes de tués et 32 de blessés. Le brave Général de Winterfeld a eu sa part au succés de cette journée. Le Général Nassau est marché le 22 à Poruba d'où l'on attend des nouvelles jusqu'où il pourra pousser ses opérations.

H. Der Feldzug in der Lausitz.

Mit dem Vertrag, in dem England sich verpflichtete Oesterreich zum Friedensschluß mit Preußen zu bestimmen, hielt Friedrich II. — er erhielt die englische Ratification am 9. Octbr., zehn Tage nach dem Siege von Sohr — den Feldzug für beendet; nachdem er die gewisse Nachricht erhalten, daß die Armee des Herzogs von Lothringen sich getrennt habe, kehrte er nach Berlin zurück (1. November). Die Regimenter gingen in Cantonnements und zum Theil in ihre Standquartiere zurück.

Schon die nächsten Tage brachten Nachrichten von bedenklichen Bewegungen der feindlichen Armeen, von gesteigertem Kriegseifer des Dresdener Hofes, vom Anmarsch eines Corps unter General Grüne aus dem unteren Franken, zugleich Aeußerungen der russischen Gesandtschaft in Berlin, welche eine nahe Einmischung der Kaiserin besorgen ließen, und von der erwarteten Friedensvermittelung Englands war nichts mehr zu spüren. Am 11. Novbr. erhielt Friedrich II. aus zuverlässiger Hand die Nachricht, daß zwischem dem Wiener und dem Dresdener Hofe ein Winterfeldzug beschlossen, daß ein Doppelangriff auf die Mark Brandenburg von der Saale her und durch die Lausitz verabredet sei und daß man auf das Miteingreifen einer russischen Armee, die bereits bis gegen Riga vorgeschoben sei, rechne.

Es galt den Gegnern mit raschem Entschluß zuvorzukommen. Am 10. November ergingen die Marschbefehle an die Regimenter. Am 17. Novbr. standen 30,000 Mann in Schlesien am Gröditzberge, bis zum 23. Novbr. waren 20,000 Mann — die Regimenter hatten zum Theil von Berlin und aus der Neumark heran zu marschiren — bei Halle unter Fürst Leopold von Dessau vereinigt. Am 18. November Mittags war der König bei seiner Armee in Schlesien eingetroffen.

Er hatte bisher jede feindselige Maaßregel gegen Kursachsen vermieden; selbst daß eine sächsische Armee mit der österreichischen vereint im Frühling nach Schlesien eingebrochen war, hatte er nur mit Demonstrationen beantwortet, die doch nicht wirksam genug gewesen waren, den sächsischen Hof von dem „Ueberfall bei Sohr" zurückzuhalten. Aber wenn derselbe, wie der ver-

abredete Kriegsplan war, österreichischen Armeen den Marsch durch sächsisches Gebiet zum Angriff auf Schlesien oder die Marken gestattete, so hatte die Neutralität, auf die er sich immer noch berief, ein Ende; in dem Moment, wo der Herzog von Lothringen von Böhmen in die sächsische Lausitz, General Grüne in den Leipziger Kreis hineinrückte, war Friedrich II. in vollem Recht, auch auf sächsischem Gebiet den Feind zu treffen, der von dort aus ihn in seinen Landen überfallen wollte.

Am 22. November früh empfing Friedrich II. Meldung, daß Prinz Karl von Lothringen in die Lausitz einrücke, bei Zittau vorüber marschiert sei, bereits bei Görlitz und von da nordwärts in der Richtung auf Sagan stehe. Noch an demselben Tage brach er auf. Am folgenden Vormittag überschritt er den Bober bei Naumburg, die sächsische Grenze.

Ueber die ersten Vorgänge dieses denkwürdigen Feldzuges sind zuerst die Berichte 58, 59, 60 veröffentlicht worden, die der Minister Podewils nach den ihm zugesandten Mittheilungen des Königs verfaßt hat. Eichel schreibt ihm Görlitz 1. December:

„. . . . Da Se. Maj. meinen, daß durch die bisher in Berlin ausgegebenen Blätter das Publicum nicht ganz informirt worden, so haben Sie heut selbst die Relation verfaßt."

Es scheint angemessen, zwei Schreiben des Königs (56, 57) vorauszuschicken, aus denen Podewils keine Nachricht veröffentlicht hat.

LVI.

Friedrich II. an den Minister Graf Podewils.

Ce 22.

Dans ce moment je reçois de toute part la nouvelle de l'entrée du Prince de Lorraine en Lusace. Il est aujourd'hui à Bährenstadt auprès de Görlitz; je vais marcher incessamment, et j'espère qu'entre ci et le 26. tout sera décidé. J'envoye incessamment ordre au Prince d'Anhalt de n'avoir plus aucun ménagement envers les Saxons et de les traiter comme ennemis. Vous voyez à présent que tout ce que je vous ai dit à Berlin se confirme, que les Saxons commencent les hostilités, qu'ils s'attirent quatre armées dans le pays et qu'ils auront encore l'impudence de soutenir en Russie qu'ils ne sont point les agresseurs. Enfin toutes les mauvaises manigances sont parvenues à leur plus haute période, on ne voit que des partis extrêmes à prendre et il n'y a plus que l'épée qui puisse décider du succès.

Votre Czernicheff me paroît faux comme un juif, ce . . . n'est point maître de dissimuler sa mauvaise volonté.

Il fait ici un temps affreux. Si tout nous succède, ce ne sera pas de la tactique que nous nous plaindrons. Adieu. Je vous recommande tous à la protection de la providence et au génie qui veille à la conservation des grands états. Veuille le ciel que nous puissions bientôt nous revoir en bonne santé, gais, contents et hors d'inquiétudes.

LVII.

au quartier général de Gross-Walles ce 22 novembre.

Ayant eu des avis certains que les troupes autrichiennes, qui sont actuellement entrées en Lusace, sont assez tranquilles dans leurs quartiers de cantonnement, je vais entrer demain dans la Lusace pour marcher au milieu de leurs quartiers où j'espère s'il plaît à Dieu de faire un bon coup et de bien rosser partout où je les trouverai. Si ce coup comme je l'espère me réussira, je crois avoir délivré mon pays de toutes les insultes dont l'ennemi le menaçoit. Aussi espère-je de vous en rendre compte dans trois ou quatre jours. Rassurez-en en attendant les gens de Berlin autant qu'il sera possible. [1])

C'est pour vous tranquilliser que j'écris cette lettre dans mon lit.

LVIII.

Berlin le 27 de novembre 1745. [2])

La cour reçut hier au soir un courrier du Roi, du quartier général de Hennersdorf dans la Haute-Lusace proche de Görlitz, avec l'agréable nouvelle que le Roi étant entré en Lusace à la rencontre de l'armée combinée ennemie qui alloit fondre sur ses états,

---

1) Das Schreiben bis hier in Chiffre, die Nachschrift von des Königs eigener Hand.

2) Nach dem Schreiben des Königs au quartier général de Hennersdorf ce 23. nov. Der Abdruck in den Berliner Zeitungen vom 27. Nov. hat noch einige einleitende Sätze.
Der französische Einzelndruck beginnt erst nach denselben, ebenso in den Mém. pour servir p. 227.

avoit fait attaquer chemin faisant le 23 de ce mois 4 régiments des troupes auxiliaires Saxonnes, qui se trouvoient sur la route, et qu'on a entièrement defaits, après une légère résistance. Le Général saxon Buchner, quantité d'officiers et 800 soldats ont été faits prisonniers de guerre, et on leur a pris 3 drapeaux, un étendard et une paire de timbales. Le régiment Saxon Prince de Gotha infanterie a été taillé en pièces et trois régiments de cavalerie Saxonne sont entièrement ruinés. On attend au premier jour un plus ample détail de cette rencontre. Le Roi a voulu continuer le 24 sa marche à Görlitz pour y attaquer le Prince Charles de Lorraine, qui a détaché 8 régiments de son armée pour la Basse-Lusace, afin de faire une invasion dans les états du Roi.

LIX.

Berlin le 28 de novembre 1745.[1])

Nous avons reçu ce matin par une estafette du quartier-général de l'armée du Roi à Moiss proche de Görlitz dans la Haute-Lusace du 25 de ce mois le détail suivant de ce qui s'est passé dans ce pays-là, savoir: que Sa Maj. étant entrée le 23 du courant avec Son armée en Lusace pour marcher à la rencontre de l'armée combinée autrichienne et saxonne dont le dessein étoit de pénétrer par la Lusace dans les états électoraux du Roi, notre avant-garde est tombée sur le corps de troupes auxiliaires Saxonnes sorties de la Bohême avec les Autrichiens et faisant la tête de l'armée du Prince Charles de Lorraine. Ce corps a été entièrement défait et on leur a pris 1050 soldats, 31 officiers parmi lesquels se trouvent le Major-Général Buchner, le Colonel Obyrn et plusieurs autres officiers de l'état-major, prisonniers de guerre, avec 4 pièces de canon, 3 drapeaux, 2 étendards et 2 paires de timbales, le reste ayant été tué, blessé ou dispersé tellement que tout ce corps auxiliaire est entièrement ruiné.

Le lendemain, 24 de ce mois, le Roi a continué sa marche tout droit à Görlitz pour y combattre les Autrichiens, mais ceux-ci, au lieu de l'attendre, ont pris le parti 'adbandonner le reste des

---

[1]) Handschriftlich nicht mehr vorhanden.
Gedruckt deutsch in den Berliner Zeitungen vom 30. Nov.
Französisch im Einzeldruck und in den Mém. pour servir. p. 228.

troupes auxiliaires saxonnes et la ville de Görlitz avec le grand magasin, qu'ils y avoient, dressé et se sont retirés si fort en hâte et avec tant de désordre par le chemin d'Ostritz et de Zittau, vers les frontières de la Bohême, que les soldats autrichiens ont pillé entièrement tous les villages Saxons, où ils ont cantonné et qui étoient sur leur route.

Un détachement de l'armée du Roi est entré à Görlitz, où on a trouvé un très-grand magasin, dont les Autrichiens n'ont pu emporter à la hâte que 80 tonneaux de farine. On y a fait aussi 200 hommes du régiment des gardes saxonnes avec plusieurs officiers prisonniers de guerre.

Le Roi s'est remis le 25 en marche pour suivre l'armée du Prince Charles, dans laquelle la consternation doit être fort grande à en juger par la retraite précipitée qu'elle a faite d'abord sans attendre nos troupes, vers Zittau et les frontières de la Bohême où elle a envoyé tous ses bagages.[1]).

LX.

Berlin le 30 de novembre 1745.[2])

La cour a reçu encore ce matin un courrier du Roi avec des lettres du quartier-général d'Ostritz en Haute-Lusace du 27 de ce mois, par lesquelles on a appris la continuation des heureux progrés des armes du Roi sur l'armée combinée ennemie.

Après qu'on s'est rendu maître d'Ostritz, où l'on a trouvé un magasin assez considérable, le Major-Général de Winterfeld fut détaché vers Zittau avec un corps d'infanterie et de hussards pour tomber sur l'arrière-garde autrichienne, qu'il a poursuivie si vivement qu'il en a fait plus de 300 hommes de cuirassiers et de l'infanterie autrichienne avec beaucoup d'officiers prisonniers de guerre, en leur prenant quantité de bagage dont on ne sait pas encore bien le détail.

---

1) Dem chiffrirten Schreiben vom 25. Nov., dem obiger Bericht entnommen ist, fügt der König eigenhändig zwei Nachrichten hinzu:

Nous avons Görlitz et soyez tranquille de ce côté-là . . . . .

Tout va ici à souhait. Si les Saxons ne sont pas aveuglés, nous pouvons avoir la paix bien vite, car je ne leur demande rien.

2) Handschriftlich nicht mehr vorhanden.
Gedruckt deutsch in den Berliner Zeitungen vom 2. Decbr.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir. p. 230.

Le Lieutenant-Général Comte de Rothenbourg, qui est marché d'un autre côté à la poursuite de l'ennemi, lui a pris aussi une grande partie de ses bagages et entre autres les tentes de tout le régiment de Léopold Daun.

Le Major-Général de Winterfeld s'est emparé d'abord de la ville de Zittau et du grand magasin autrichien qui y étoit, ainsi c'est le troisième que nous avons pris.

La consternation et la terreur dans l'armée autrichienne, qui s'est retirée avec la plus grande précipitation en Bohême, a été inexprimable. Le Prince Charles de Lorraine a eu son quartier général proche de Zittau, mais à l'approche de notre avant-garde il s'est retiré au plus vite. Enfin il arrive à tout moment à notre quartier général de nouvelles prises considérables qu'on n'est pas en état d'en donner d'abord le détail.

On ne sauroit[1]) assez reconnoître les marques visibles de protection divine, dont il a plu au Tout-Puissant de bénir les armes du Roi d'une façon si éclatante, de manière que le dessein tant vanté des ennemis combinés de nous porter le coup le plus mortel et de pénétrer le fer et le feu à la main dans le coeur des états du Roi a été renversé du fond en comble d'une façon si glorieuse pour les armes de Sa Majesté et si peu honorable pour la réputation des ennemis, qu'ils ont été chassés de la Haute-Lusace presque sans coup férir et qu'ils ont été obligés de chercher leur salut dans la

---

[1]) Das Folgende hat Podewils nach der eigenhändigen Nachschrift des Königs zu dem Cabinetsschreiben aus Ostritz 27. Novbr. componirt; sie lautet:

> Je me flatte que vous serez content de moi, de mon côté j'ai sauvé ma patrie du plus cruel des malheurs, et toute mon expédition ne me coûte que 30 morts tout au plus et 70 blessés; nous en avons eu autant en Bohême à un seul fourrage. Dieu soit loué, nos ennemis sont battus sans que je les aie pu atteindre, et j'ai fait tout ce qu'un général peut exécuter avec le moins de fusion de sang et avec les plus grandes suites. La fuite des ennemis est honteuse, et ils ont si mal agi envers les Saxons que pour peu qu'on connoisse la guerre, l'on s'aperçoit qu'ils les ont sacrifiés à gaieté de coeur. En un mot bénissons la providence de nos succés; je suis entré en Lusace le 23 et le 27 il n'y a plus d'Autrichien dans le pays. Je souhaite du fond de mon coeur que le Prince d'Anhalt agisse avec la même activité, et la paix ne tardera guère d'arriver. Arrive ce qui pourra, j'ai de mon côté la conscience nette et devant Dieu et mon pays; je n'ai aucun reproche à me faire, mais je me flatte de beaucoup de bonnes nouvelles; car si le vieux Prince veut, je lui donne beau jeu. Adieu; Dieu vous conserve tous ensemble; vous ne doutez pas, que mes voeux sont bien sincères. J'attends ici ou à Görlitz l'événement de Leipsic, ce qui déterminera mon départ pour Berlin. Communiquez ceci à tous les bons Israélites.

fuite qui leur a coûté autant que la perte d'une bataille, sans que la nôtre mérite la peine d'être nommée seulement. On leur a fait en peu de jours plus de 1600 prisonniers sans compter les morts, les blessés, les débandés et les déserteurs, dont il nous en vient à tout moment par 40 ou 50.

Quand on considère que tout cela s'est fait en moins de 5 jours de temps, et que tant de vastes projets ont été renversés de fond en comble pendant si peu de jours, il faut reconnoître que la main de Dieu s'est appesantie sur nos ennemis.

Mais il faut en même temps rendre la justice qui est due à la valeur de nos troupes, qui pendant 5 jours de suite ont fait sans relâche les marches les plus fatigantes et les plus pénibles, passant la plus part du temps les nuits sous la belle étoile, sans qu'un seul ait murmuré ni se soit écarté, mais un chacun a soutenu les fatigues les plus grandes avec tant de bonne volonté et tant d'ardeur pour en venir à une affaire générale avec l'ennemi qu'on peut dire que cette courte et glorieuse expédition contre une armée très considérable est peut être l'unique dans son espèce.

LXI.

Relation de l'expédition de l'armée prussienne dans la Lusace.[1]

Après que l'armée prussienne fut rentrée en Silésie, le Roi fit cantonner les troupes, et forma une chaîne pour les couvrir le long des montagnes. L'armée autrichienne, qui auroit dû en faire autant, resta cependant assemblée et fit quelque mouvement vers les frontières de la Lusace, ce qui obligea le Roi de laisser les troupes dans cette position, à son départ pour Berlin.

L'Armée du Prince d'Anhalt s'étoit séparée presque en même tems, et les régiments étoient entrés dans leurs quartiers ordinaires. Cette sécurité auroit continué, si l'approche du corps du Général

---

[1]) Nach Eichels Angabe (an Podewils 1. Decb.) vom Könige selbst aufgesetzt.
Handschriftlich 1. von des Königs eigener Hand, ohne alle Correctur.
2. Abschrift von Eichels Hand.
3. Abschrift von Schreibers Hand.
Gedruckt in der Rüdigerschen Zeitung vom 4 December und in der Haudeschen als Beilage von demselben Tage.
Französisch in besonderem Druck und in den Mém. pour servir. p. 235.

Grün vers Leipzig, et les avis des magasins que les Saxons formoient dans la Lusace, n'avoient sonné le tocsin, et averti le Roi trop clairement du dessein des ennemis pourqu'il restât le moindre doute là-dessus.

Les troupes furent rassemblées en grande hâte, tant du côté de Halle, que de Jauer. Le Roi partit pour se mettre à la tête de l'armée en Silésie, et le Prince Régnant d'Anhalt pour celle de Halle.

La manoeuvre de l'ennemi annonçoit de jour en jour plus clairement son projet. Les auxiliaires saxons étoient déjà à Zittau, et les Autrichiens sur le point de les suivre. Le Roi fit marcher son armée en cantonnements resserrés vers la rivière de Queis,[1]) qui sépare la Silésie de la Lusace, il fit garnir par un petit corps tous les passages de cette rivière, pour que l'ennemi n'eût aucune nouvelle de Son armée. La Queis étoit à un mille de notre front, et l'on fit toutes les démonstrations pour donner le change aux Autrichiens, en leur persuadant, que le dessein du Roi étoit de longer le Bober, pour gagner Crossen, avant que le Prince Charles de Lorraine pût y arriver.

Le 22 le Major-Général de Winterfeldt[2],) qui étoit à Naumbourg, avertit le Roi que les ennemis étoient avancés vers le côté de Sagan et qu'ils étoient fort éparpillés dans leurs quartiers[3]) Surquoi l'armée se mit en marche le 23 de grand matin, et le brouillard nous fut si favorable, qu'à midi toute l'armée en quatre colonnes se trouva sur les bords de la Queis sans que l'ennemi pût s'en apercevoir. L'armée passa cette rivière sur les ponts de pontons, et prit le droit chemin de Görlitz, où on avoit dit alors qu'étoit le quartier du Prince Charles. L'avant-garde tomba à Hennersdorff sur quatre régiments saxons, qui, quoiqu'ils se défendipent bien, furent ou faits prisonniers, ou taillés en pièces.

Le Général de Rochau, de Winterfeldt[4]) et de Pohlentz ont toute la gloire de cette action. On y prit 1050 hommes, 4 canons, 3 drapeaux, 2 étendards, 2 paires de timbales, le Général Buchner et[5]) 30 officiers.

L'armée continua sa marche, et comme la nuit étoit tombante, l'armée fut campée en rang de bannière.

---

[1]) So der König; vers la Queiss 2 und 3.

[2]) So des Königs Handschrift, in 2 und 3 fehlt le 22.

[3]) So des Königs Handschrift, et qu'ils . . . . leurs quartiers fehlt in 2, 3.

[4]) In 2 u. 3: Le Lieutenant-Général de Rochau et les Généraux de Pohlentz et de Winterfeldt.

[5]) In 2 und 3 ist hinzugefügt le Colonel Obyrn et

Le lendemain de grand matin, nous continuâmes notre marche à Leopoldhain, village situé à un quart de lieue de Görlitz.

L'armée du Prince Charles de Lorraine qui étoit fort séparée, fit tous ses efforts pour se rassembler, mais elle ne pouvoit plus soutenir Görlitz. Son point de ralliement étoit Schoenberg. Le Roi marcha le 25 à Schoemberg, dans l'intention d'y attaquer les ennemis, màis ils s'étoient déjà retirés à Leipa, village situé à l'autre bord de la Neisse.

On se contenta pour ce jour à prendre Görlitz, où l'on fit 50 officiers[1]) et 250 hommes prisonniers, et l'on y trouva un magasin qui pouvoit fournir pour douze jours de subsistance à l'armée. Le 26, l'on marcha au couvent de Joachimstein, près de Rademeritz, et notre avant-garde poussa jusqu'à Grunau. Ce mouvement fit décamper l'ennemi, qui marcha avec précipitation à Hirschfelde.

Le 27 le Roi marcha avec son armée à Ostritz et Marienthal. L'avant-garde attaqua l'arrière-garde des ennemis à Zittau même, leur fit 350 prisonniers, et leur prit plus de 300 chariots de bagage.

Le 28 l'armée fit jour de repos et les hussards poursuivirent le Prince de Lorraine jusque aux hautes montagnes de Gabel. Les Autrichiens ont perdu une quantité prodigieuse de chevaux et de chariots chargés de farine et d'avoine, beaucoup d'équipages d'officiers, et en un mot ils ont éprouvé tous les maux, que souffre une armée, qui est obligée de passer des défilés en présence de l'ennemi qui la suit.

Bautzen est occupé depuis hier par le corps du Général Lehwald. Voici la relation du passé, comme je ne puis pas devin, il m'est[2]) défendu de parler de l'avenir.

Depuis le Roi jusqu'au dernier soldat, il n'y en a aucun qui ne voie avec regret les malheurs que la Saxe a soufferts et souffrira. Il est sévèrement défendu de commettre des désordres; mais toutes parts, où les Autrichiens ont été, ils ont pillé et même brûlé.

Fed.

---

[1]) In 2 und 3 60 officiers.

[2]) So von des Königs Hand; du passé, il est défendu in 2 und 3.

LXII.

Berlin du 2 de décembre 1745.[1])

Comme l'armée saxonne, qui a cantonné proche de Leipzic, avoit formé le dangereux dessein de faire de concert avec le corps de troupes autrichiennes du général de Grun une invasion dans le pays de Magdebourg aussi bien que dans la Marche Électorale, dans un temps où le Roi, pour donner de nouvelles preuves de Sa modération, avoit fait retirer entièrement Ses troupes de l'armée du Prince d'Anhalt des frontières de la Saxe et entrer en quartiers d'hiver, Sa Majesté s'est vue forcée malgré Elle, pour garantir Ses états de Magdebourg et de la Marche et de prévenir un danger si éminent, d'ordonner à Son Altesse le Prince d'Anhalt Régnant, premier Feldmaréchal-général du Roi, de marcher tout droit avec Son armée à Leipzic, au devant de celle des ennemis, et de la dissiper aussi bien que de se saisir d'une ville, dont on avoit fait une place d'armes, pour porter de là la guerre dans les états de Magdebourg et de la Marche. Ce que selon le rapport d'un courrier que le Prince d'Anhalt vient d'envoyer au Roi, a été heureusement exécuté le 30 du mois passé, presque sans coup férir, l'armée ennemie n'ayant pas jugé à propos d'attendre celle du Prince d'Anhalt, mais s'étant retirée à son approche dans le plus grand désordre du monde; et Son Altesse le Prince d'Anhalt est entré le 30 à Leipzic, dont le magistrat est venu le recevoir hors de la porte. Son Altesse y a laissé une bonne garnison, ayant détaché un corps de troupes à la poursuite des Autrichiens et Saxons, dont les premiers ont ruiné et saccagé le pays partout où ils ont passé, au lieu que nos troupes y observent la meilleure discipline et le plus grand ordre, à la satisfaction inexprimable des habitants, qui sont charmés de se voir délivrés des Autrichiens qui les traitoient plutôt en ennemis qu'en alliés partout où ils venoient.

---

1) Von Podewils verfaßt nach den Nachrichten eines Couriers des Fürsten Leopold der am 2. in Berlin war und am 4. December in das Hauptquartier des Königs kam.

Handschriftlich nicht mehr vorhanden.

Deutsch in den Berliner Zeitungen vom 4. December, in der Schlesischen vom 8. December.

Französisch im Einzelndruck und in den Mém. pour servir. p. 232.

LXIII.

Du quartier général de l'armée royale prussienne
à Königsbruch, le 13 de décembre 1745.[1])

Tous les soins que l'on a pris pour porter la cour de Dresde à un accommodement raisonnable ayant été jusqu'à présent infructueux, et cette cour au contraire paraissant disposée à pousser les choses avec toute la vigueur possible, tandis que de son côté l'armée du Prince Charles de Lorraine tâche d'entrer en Saxe et d'aider à l'exécution des desseins, qui ont eu jusqu'à cette heure un si mauvais succès, Sa Majesté a cru nécessaire de continuer ses opérations de la guerre, tant avec l'armée qu'elle commande en personne, qu'avec celle, qui est sous les ordres du Prince Régnant d'Anhalt. Pour cet effet Elle s'est résolue d'approcher avec Son armée de ce côté de l'Elbe vers Meissen, où notre aile droite a été jusqu'à présent, et cela d'autant que le Lieutenant-Général de Lehwaldt avec son corps tiré de l'armée royale, s'est joint à l'armée du Prince d'Anhalt, au pont de l'Elbe, qui a été entièrement réparé près de Meissen, depuis que cette dernière armée s'est emparée de Meissen. Par ce moyen Sa Majesté demeure avec son armée à portée de se joindre au Prince d'Anhalt, si celui-ci le requiert. Comme le poste de Meissen est fort important, à cause du pont sur l'Elbe qui s'y trouve, on ajoutera les particularités suivantes sur la manière dont il a été occupé.

Son Altesse le Prince d'Anhalt ayant détaché de Strehlen le Lieutenant-Général de Gesler avec l'avant-garde de 300 hussards, 7 escadrons et 4 bataillons, sous le Général-Major de Goetz, pour marcher vers Meissen, la ville fut sommée par un trompette. Là-dessus le Major-Général saxon d'Ahlenbeck, qui commandoit, envoya à Son Altesse le Colonel Comte de Friesen, demandant qu'il lui fût permis d'envoyer quelqu'un à Dresde pour recevoir les ordres nécessaires, et que pendant ce tems-là on ne tirât point de notre côté. Dans cet intervalle la garnison saxonne sortit sans bruit de la ville et du château de Meissen. Après quoi le Major-Général d'Ahlenbeck, avec l'inspecteur de manufacture de porcelaine, le magistrat et les directeurs de l'Ecole Illustre, vinrent se présenter à Son

---

[1]) Handschriftlich nur noch in der deutschen Uebersetzung von Podewils Hand. (Für die Zeitungen.)
Gedruckt in den Berliner Zeitungen vom 18. December, in der Schlesischen vom 22. December.
Französisch nur noch in den Mém. pour servir. p. 242.

Altesse implorant la grâce et la protection de Sa Majesté ce qui leur fut accordé aux mêmes conditions qu'a subies la ville de Leipzic. Aussitôt Son Altesse fit entrer quatre bataillons de grenadiers et 300 hussards, qui prirent possession de la ville et du château. On remit aussi en bon état le pont de l'Elbe, que les hussards de la garnison ennemie avoient défait, sur quoi le Lieutenant-Général de Lehwaldt passa l'Elbe avec son corps et se joignit avec l'armée de Son Altesse pour continuer demain leur marche vers Dresde, d'où l'on apprend que l'armée combinée des Autrichiens et des Saxons s'est rangée le 11 en bon ordre devant la ville, suivant les brigades, et qu'elle a garni de canons le pont de l'Elbe qui est devant Dresde. Le Duc de Saxe-Weissenfels a repris le commandement de l'armée. Le Général Bose commande à Dresde. Le Prince de Lobkowitz est arrivé le 11 à Pirna avec son avant-garde de 4 régiments de cavalerie et de 2 régiments de hussards, et l'on dit que le Prince Charles de Lorraine suit avec toute l'armée pour se joindre aux Saxons. On prétend que cette armée apporte ses vivres avec elle de Bohème, ce qui est d'autant plus nécessaire qu'au rapport des déserteurs l'armée de Saxe manque de pain depuis trois jours.

Nos deux armées royales observent la plus exacte discipline, et excepté les contributions et la livraison du fourrage qu'on exige suivant l'usage militaire, on n'a fait le moindre excès, au lieu que le corps de Grüne a presque tout ravagé aux environs de Dresde jusqu'à détruire entièrement les chasses et les faisanderies de Sa Majesté Polonoise.

LXIV.

Relation de la fin de la campagne du Roi.

Dresde le 18 de décembre 1745.[1]

Après que les Autrichiens furent expulsés de la Lusace, le Roi mit son armée en quatre corps, dont le Lieutenant-Général de

[1] Handschriftlich 1. von des Königs eigener Hand, völlig ohne Correctur.
2. Abschrift von der Hand eines Cabinetssecretairs mit einigen Correcturen von unbekannter (vielleicht des Minister v. Borcke) Hand.

Bonin commandoit celui de Zittau, le Lieutenant-Général du Moulin celui de Lauban, le Lieutenant-Général de la Motte celui de Görlitz et le Lieutenant-Général de Lehwald celui de Bautzen.

L'armée avoit à peine pris cette position, que le Roi eut des nouvelles de Bohême du retour du Prince Charles de Lorraine sur Leitmeritz, et des arrangements que l'on faisoit de ces côtés, pour que cette armée passât l'Elbe et vînt rejoindre le gros des troupes saxonnes, auprès de Pirna. Aussitôt le Roi jugea la jonction de ses armées nécessaire. Le Lieutenant-Général Lehwaldt reçut ordre de se porter sur Meissen, et le Prince d'Anhalt (qui venoit de prendre le magasin de Torgau) fut averti de se hâter pour arriver à Meissen, dont le pont sur l'Elbe étoit devenu un objet très-important dans ces circonstances. Le Prince d'Anhalt se rendit maître de Meissen le 12, il y reposa le 3, et marcha le 14 sur les hauteurs de Neustadt.

Pendant que tous ces mouvements s'exécutoient avec précision, le Roi rassembloit ses corps détachés auprès de Camentz. Il marcha le 14 à Königsbruck et le 15 à Meissen. Le Prince d'Anhalt décampa le 15 de grand matin de Neustadt, et marcha par Wilsdruf le droit chemin de Dresde. Les hussards rencontrèrent dans cette marche un gros d'uhlans, soutenu par des dragons, ils les dispersèrent et les culbutèrent sur le village de Kesselsdorf, où ils découvrirent toutes les troupes saxonnes rangées en ordre de bataille, l'aile gauche appuyée à Kesselsdorf, et l'aile droite, où étoit le Général Grüne avec ses Autrichiens, à Bennerich. Un ravin couvroit cette droite, et en rendoit l'accés d'autant plus difficile que le fond en étoit marécageux et les bords âpres et escarpés. Lorsque le Prince d'Anhalt vit la disposition des ennemis, il forma incessamment bataille et mit toute son application à bien battre la gauche des ennemis et à emporter le village. Pour cet effet il mit en première ligne trois bataillons de grenadiers soutenus en seconde par trois bataillons de son régiment, et il chargea le Général Lehwaldt, qui commandoit la droite de l'infanterie, d'attaquer en même tems le village plus sur la gauche. Dès que toutes ces dispositions furent faites, l'attaque du village commença. Il étoit garni de 24 canons

---

3. eine zweite Abschrift nach der corrigirten Copie.

Deutsch in den Berliner Zeitungen vom 23. December., in der Schlesischen vom 29. December.

Französisch im Einzelndruck mit dem Titel: Lettre d'un officier de l'armée du Roi en Saxe de Dresde le 18 de décembre 1745 und in den Mém. pour servir. p. 245.

et haubitz, de tous les grenadiers de l'armée et de surplus du régiment des gardes de grenadiers saxons. Ce village coûta trois assauts consécutifs avant qu'on pût l'emporter. Le régiment Rutowsky, qui sortit[1]) de son poste pour faire une sortie, fut pris incessamment en flanc par les cuirassiers de Stille et les dragons de Bonin, et pas un homme en réchappa; tous les canons furent pris et le Prince d'Anhalt gagna le flanc gauche de l'infanterie saxonne. La cavalerie de notre droite ne donna qu'une seule fois, après quoi la cavalerie ennemie fut d'abord renversée et culbutée. La gauche de notre infanterie, que commandoit le Prince Maurice, eut beaucoup de peine pour avancer à cause de ce ravin qu'il falloit franchir. Cependant rien ne leur fut impossible pour vaincre. Après avoir monté ces hauteurs, déposté l'infanterie ennemie et gagné leur canon ils furent attaqués encore de la cavalerie, mais elle ne put percer, et souffrit beaucoup du feu des petites armes. La cavalerie de la gauche ne pouvoit absolument point agir, à cause que le ravin n'étoit pas praticable. Lorsque le Prince d'Anhalt se vit sûr de la victoire, il détacha aussitôt le Lieutenant-Général, Comte de Gessler, avec la droite de sa cavalerie, pour poursuivre les fuyards et faire des prisonniers.

Ainsi se termina cette fameuse journée où le Prince d'Anhalt donna des marques d'une expérience consommée dans le métier de la guerre, et d'une valeur à l'épreuve de tout. Il a eu trois fois l'habit percé, en chargeant à la tête de son régiment. Tous les officiers et soldats se sont distingués, chacun selon l'emploi qu'il avoit, les Généraux par le coup d'oeil et par cette ardeur à donner l'exemple et les ordres aux troupes, et tous les officiers prêts[2]) à mourir plutôt que d'être vaincus.

Les Prussiens ont perdu le Général de Hertzberg, le Colonél d'Assebourg, et environ 20 offfciers, 1050 morts et 2500 blessés. Les Saxons ont laissé 3000 morts sur le champ de bataille, on leur a pris 250 officiers, parmi lesquels se trouvent quatre Généraux, 5000 prisonniers sur le champ de bataille, 1500 blessés[3]), 5 drapeaux, 3 étendards, une paire de timbales, et 48 canons de tout calibre. L'on n'est point encore en état de donner une liste exacte des officiers prisonniers, ni de nos officiers blessés et tués, mais elle suivra dans deux jours.

---

1) quita Abschrift 1.
2) In Abschrift 1. corrigirt en se témoignant plutôt prêts.
3) blessés dans les villages Correctur in Abschrift 1.

Le Roi a joint l'armée du Prince le 16 le 17; Sa Majesté a fait avancer son armée au delà de celle du Prince d'Anhalt jusqu'auprès de Dresde. Cette capitale s'est rendue le 18. On y a fait 1500 blessés Saxons prisonniers, 300 milices, et très-grand nombre d'officiers. Les Saxons et les Autrichiens se retirent en Bohême par les défilés de Gishübel. Voilà une des campagnes les plus singulières qui se soient faites depuis longtems.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1877.

Fünftes Heft.

Inhalt:

Berlin 1877.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Bemerkungen über die Kriegsstärke des französischen Heeres im ersten Halbjahre 1878.

Von

A. Frhr. v. Firdks.

Ueber die Kriegsstärke der einzelnen Truppentheile des französischen Heeres liegen zuverlässige Nachrichten nicht vor, denn das Kadregesetz vom 13. März 1875 enthält nur Angaben über die Kriegsstärke an Offizieren, Unteroffizieren, Korporalen, Spielleuten, Handwerkern und Beamten, sowie an sonstigen nicht mit der Waffe in Reihe und Glied stehenden Militärpersonen sämmtlicher Truppentheile, dagegen keinerlei Nachweise über die Zahl der Soldaten. Die Zahl der letzteren muß deshalb, da auch kein sonstiger Anhalt, z. B. ein Geldverpflegungs-Reglement für die Truppen im Kriege u. s. w. vorhanden zu sein scheint, lediglich durch Schätzung bestimmt werden.

Es liegen indeß in den seit Beendigung des letzten Krieges in Frankreich veröffentlichten organisatorischen Schriften, den französischen Militär-Zeitschriften und den von Seiten der Regierung gelegentlich der parlamentarischen Berathungen gefallenen Aeußerungen genug Nachrichten über die in den leitenden Kreisen bezw. in der Armee vorherrschenden Ansichten vor, um einer solchen Schätzung einigen Werth für Beurtheilung der militärischen Leistungsfähigkeit des westlichen Nachbarstaates zu verleihen. Auch über die Zahl der im Inlande befindlichen, im dienstpflichtigen Alter stehenden Mannschaften sind Nachrichten vorhanden, welche unter Berücksichtigung der bekannten Zahl der in den einzelnen Jahren zur Ausbildung gekommenen Ersatzmannschaften, sowie des erfahrungsmäßigen Abgangs durch Tod oder inzwischen eingetretene Dienstunfähigkeit einen ziemlich zuverlässigen Rückschluß auf die Zahl der diensttauglichen und militärisch ausgebildeten Mannschaft der Reserve und Territorialarmee ziehen lassen. Man kann danach beurtheilen, inwieweit bei Eintritt einer Mobilmachung die Truppentheile der Feldarmee,

sowie die Besatzungs- und Ersatztruppen, durch Einziehung der vorhandenen Urlauber, Reservisten und Territorialsoldaten auf die volle Kriegsstärke gebracht werden können, wieviel ausgebildete Mannschaften noch für etwa beabsichtigte anderweitige Formationen verfügbar bleiben und wie sich in den einzelnen Waffengattungen der Feldarmee, der Besatzungs- und Ersatztruppen die Zahl der nach längerer Dienstzeit im stehenden Heere gründlich ausgebildeten Mannschaften zur Zahl derjenigen Soldaten stellt, welche nur während einiger Monate, als sogenannte deuxième portion du contingent, im stehenden Heere oder während der letzten Kriegszeit in der Mobilgarde u. s. w. einer mehr oberflächlichen Ausbildung unterworfen gewesen sind. Auch diese Angaben sind für Beurtheilung des inneren Zusammenhalts der Truppenverbände sowie der davon bedingten unmittelbaren Verwendbarkeit der Truppenkörper von Belang.

Von einer Darstellung der gegenwärtigen Eintheilung und Stärke des französischen Heeres wird hier Abstand genommen, da hierüber alles Erforderliche bekannt ist oder doch leicht aus deutschen Militär-Zeitschriften oder dem Gothaischen Genealogischen Hofkalender entnommen werden kann.

Es mag hier nur kurz erwähnt werden, daß die Eintheilung der Armeekorps-Bezirke augenscheinlich vorzugsweise unter Rücksichtnahme auf die nach der Ostgrenze führenden Schienenwege stattgefunden hat, um den Aufmarsch der Feldarmee nach dieser Richtung thunlichst zu beschleunigen — eine vielleicht nur durch die geographischen Verhältnisse Frankreichs begründete Maßnahme, da Meer und Pyrenäen die Vertheidigung der nördlichen, westlichen, und südlichen Landesgrenze erleichtern.

Auch die Mobilmachung der Truppentheile wurde in ungleich besserer Weise als früher vorbereitet. Namentlich drei Maßregeln sind nach dieser Richtung zu erwähnen:

1) Die Truppen des stehenden Heeres empfangen die zur Erreichung der Kriegsstärke nothwendigen Reservisten, Pferde und Pack- 2c. Wagen durch Vermittelung der innerhalb ihres Armeekorps-Bezirkes befindlichen Subdivisions-Büreaus.

2) Die erforderlichen Reit- und Zugpferde bezw. Tragethiere, auch Fuhrwerk, werden durch Zwangsankauf aufgebracht, und zwar ist der im Falle einer Mobilmachung eintretende Bedarf bereits im Frieden festgestellt und auf die einzelnen Gemeinden vertheilt.

3) Die für die Reservisten der aktiven Armee erforderlichen Vorräthe an Waffen, Ausrüstungsstücken und Bekleidung sind bei den Truppentheilen, die Fahrzeuge und Pferdeausrüstungen des Trains 2c. sind innerhalb der Armeekorps-Bezirke vorhanden und zu sofortiger Ausgabe bereit.

Dagegen ist für die Bekleidung und Ausrüstung der Territorial-Armee bis jetzt nur sehr unvollständig Fürsorge getroffen worden.

Das rechtzeitige Eintreffen der Offiziere und Beamten des Beurlaubten-

standes wurde durch Vorbereitung von Requisitionsscheinen für freie Fahrt auf den Eisenbahnen noch besonders sichergestellt; für die gesammte Mannschaft erfolgt die Einberufung zur Fahne nicht mehr durch Stellungsbefehle, sondern lediglich im Wege öffentlicher Bekanntmachung.

Man kann annehmen, daß nach den neuerdings in Frankreich getroffenen Einrichtungen das Mobilmachungsgeschäft ungefähr ebenso rasch abgewickelt werden würde, wie im Deutschen Reiche, doch werden einige Truppenkörper, namentlich der Kavallerie, wahrscheinlich nicht den vollen Bestand an Reitpferden in so kurzer Zeit aufzubringen vermögen. Der Ausfall wird sich jedoch auf die Depotschwadronen beschränken lassen. Nur die großen Armeetrains und der Belagerungspark sind derzeit noch stark gegen den bestehenden Organisationsplan zurückgeblieben, doch sind von ersteren die für die Feld-Eisenbahn- und Feld-Telegraphen-Abtheilungen erforderlichen Fahrzeuge und Ausrüstungsstücke vollständig vorhanden, auch ist das Personal dieser Kolonnen organisirt, während für das Verpflegungswesen, die Feldlazarethe, die Feldpost*,) die Reserve-Munitionsparks und die Belagerungsartillerie, soweit bekannt, bis jetzt nur in geringem Umfange Vorbereitungen getroffen wurden. Etwas später als im eigentlichen Frankreich wird die Mobilmachung der in Algerien stehenden nationalfranzösischen Regimenter beendet werden, doch ist die beschleunigte Heranziehung auch dieser Truppen sowie der algerischen Spezialkorps vorgesehen. Man beließ nämlich die beiden Feldartillerie-Regimenter des XIX. Armeekorps in Frankreich und verlegte dafür 12 Fußbatterien nach Algerien; ebenso blieben die Depots sämmtlicher in Algerien stehenden nationalfranzösischen Regimenter im eigentlichen Frankreich.

Eine fernere Verstärkung erwächst der französischen Feldarmee aus der planmäßig vorgesehenen Heranziehung von vier Regimentern Marinefüsilieren nebst einem Theile des Marine-Artilleriekorps. Letztere Truppe ist für den Landkrieg organisirt und theils zur Besetzung der großen Seefestungen, theils für Feldbatterien, z. B. im Kolonialdienste, bestimmt.

Auch ein Theil der neuerdings in den Garnisonen Paris und Lyon sowie in östlichen Grenzfestungen versammelten vierten Bataillone der Linien-Infanterieregimenter soll äußerem Vernehmen nach im Falle einer Mobilmachung zu provisorischen Regimentern und Divisionen zusammengestellt und der Feldarmee zugetheilt werden.

Man kann annehmen, daß aus vierten Bataillonen der Linien-Infanterieregimenter acht oder neun vollständige Infanteriedivisionen aufgestellt werden können. Es würden dann noch 48 bezw. 36 derartige Bataillone als Stamm für die Festungsbesatzungen im Osten verfügbar bleiben. Dies dürfte für

---

*) Die Organisation der Feldpost sowie der Kriegs-Zahlungsstellen wurde durch Erlaß des Präsidenten der Republik vom 24. März 1877 geregelt, doch werden die Beamten dieser Dienstzweige erst bei der Mobilmachung ernannt, auch fehlen z. Z. noch die Fahrzeuge.

den ersten Bedarf der Grenzfestungen neben den Territorialtruppen genügen; für die Garnisonen im Innern sind außerdem die Depottruppen der aktiven Armee verfügbar.

Die für diese 8 bezw. 9 neuformirten Reserve-Infanteriedivisionen erforderlichen Feldbatterien sind vorhanden, ohne daß es hierzu des Zurückgreifens auf die Ausfallbatterien der Festungen bedarf, denn jedes der 38 Feldartillerie-Regimenter besitzt bereits im Frieden zwei Depotbatterien, welche bespannt und in Bezug auf Chargen wie Mannschaft durchaus den übrigen Feldbatterien gleich sind. Wenn jedes Regiment auch nur eine dieser Batterien abgiebt, so können jeder der vorgedachten Divisionen 4 bis 5 fahrende Batterien überwiesen werden. Werden sämmtliche Depotbatterien in dieser Art verwendet, so können auch die für fünf Reserve-Armeekorps erforderlichen Korpsartillerien aufgestellt werden.

Augenblicklich fehlt jeder französischen Artilleriebrigade*) zwar noch eine fahrende Batterie gegen den im Kadregesetze ausgeworfenen Stand, doch wurden bereits die für deren Errichtung erforderlichen Ausgaben in das Budget für 1878 eingestellt.

In der französischen Armee herrscht, wie aus den bezüglichen Fachblättern hervorgeht, ziemlich allgemein die Ueberzeugung, der Erfolg der großen Operationen im Felde erfordere vor Allem eine möglichst zahlreiche Artillerie, weshalb man aller Wahrscheinlichkeit nach bestrebt sein wird, sämmtliche im Frieden vorhandenen Feldbatterien, also auch die Depotbatterien, mobil zu machen und bei der Operationsarmee zu verwenden. Die zehn (einschließlich der Marine) Reserve-Infanteriedivisionen bieten hierzu die beste, in den gewohnten Rahmen der Korpsformation hineinpassende Gelegenheit. Man kann darauf rechnen, daß die französische Kriegsverwaltung diesen Weg einschlagen, d. h. gleichzeitig mit dem Beginn des Aufmarsches der aktiven Armeekorps die Errichtung von fünf, anfänglich vielleicht in der Nähe von Paris und Lyon zurückgehaltenen Reserve-Infanteriekorps anordnen wird. Man muß diese Truppenverbände den für die ersten Feldoperationen verfügbaren Streitkräften beizählen, denn ihrer Heranziehung steht nichts im Wege, sobald die Territorial- und Ersatztruppen einigen Halt erlangt haben.

Ueber die Kriegsstärke der einzelnen Bataillone, Schwadronen und Batterien fehlen, wie bereits bemerkt, zuverlässige Nachrichten, doch läßt sich aus den im Kadregesetze enthaltenen Angaben über die Zahl der Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute 2c. schließen, daß die Schwadronen und Batterien nach den früheren Bestimmungen aufgestellt werden sollen, während für die Infanterie jedenfalls die Aufstellung von erheblich stärkeren Bataillonen in Aussicht genommen ist. Die von der Armeekommission vorgeschlagenen Etats-

*) Nur das VI. und VII. Armeekorps sind auch in Bezug auf Artillerie komplet.

stärken, welche allerdings nicht in das Kadregesetz aufgenommen wurden, waren höhere als die im deutschen Reichsheere üblichen, doch läßt sich nicht erwarten, daß man französischerseits die Infanteriekompagnien über 250 Kombattanten (einschließlich der Offiziere, Spielleute 2c.) stark machen wird, da andernfalls die Zahl der vorhandenen Offiziere und Unteroffiziere offenbar ungenügend sein würde. Mit 1000 Mann werden die Bataillone jedoch höchst wahrscheinlich ausrücken, wobei sich vielleicht schon einige Schwierigkeiten in Bezug auf die taktische Verwendung der Kompagnien ergeben dürften, da die französischen Kapitäns im Frieden nur sehr schwache Kompagnien führen und nicht beritten sind.

Bei der Kavallerie sind die Etats an Offizieren und Unteroffizieren sehr reichlich bemessen, auch werden die Feldschwadronen nicht durch Abkommandirung der für die höheren Stäbe erforderlichen Ordonnanzen und Stabswachen geschwächt, da bei jedem Armeekorps für diese Dienstzweige eine Schwadron Eclaireurs besteht. Andererseits können aus den vorhandenen fünften Schwadronen der Regimenter Mannschaften und Pferde an die vier Feldschwadronen abgegeben und durch den gesetzlich eingeführten Zwangsankauf die sonst noch erforderlichen Pferde aufgebracht werden.

Da die Zahl der französischen Feldschwadronen verhältnißmäßig geringer ist, als sie nach der Stärke der Infanterie und Artillerie sein sollte, so läßt sich erwarten, daß die französische Kriegsverwaltung alles daran setzen wird, um die Schwadronen selbst in voller Stärke aufzustellen. Nach den deutscherseits mit erst bei der Mobilmachung beschafften Kavalleriepferden gemachten Erfahrungen wird andererseits angenommen werden dürfen, daß die französische Kavallerie schon während des Aufmarsches der Armee und gelegentlich der ersten stärkeren Märsche einen erheblichen Theil der requirirten Reitpferde verlieren wird. Man kann die Ausrückestärke der Schwadronen auf durchschnittlich 150 Kombattanten berechnen.

Für die Artillerie bietet die Beschaffung der bei dem Uebergang auf den Kriegsfuß erforderlichen Pferde keine besondere Schwierigkeit, da genug brauchbare Zugpferde im Lande selbst vorhanden sind. Die fahrenden Batterien sind durchschnittlich mit 160 Mann und 120 Pferden, die reitenden mit 155 Mann und 170 Pferden berechnet, wobei bereits der Umstand berücksichtigt wurde, daß ein Theil der fahrenden Feldbatterien mit Geschützen schwereren Kalibers bewaffnet ist. Sämmtliche Batterien führen 6 Geschütze.

An Genietruppen sind vorhanden 20 Bataillone Sappeurmineurs nebst 4 dgl. Depotkompagnien, 4 Kompagnien Sappeurkondukteurs, 4 Eisenbahnkompagnien und 1 Pontonierregiment zu 14 Kompagnien. Ein zweites Pontonierregiment wird in derselben Stärke nach dem Budget für 1878 demnächst errichtet. Die im Falle einer Mobilmachung von Seiten der Eisenbahn-Gesellschaften aufzustellenden 8 Eisenbahn-Abtheilungen (jede zu 1100 Mann) sind nur für den Dienst auf den rückwärtigen Verbindungen

bestimmt, gehören mithin nicht zu den Feldtruppen im engeren Sinne. Die Genie- und Pontonierkompagnien werden wahrscheinlich ebenfalls in Stärke von 250 Mann aufgestellt werden.

An Armeetrain (für die Artillerie und die Genietruppen besteht ein besonderer Train von 57 bezw. 4 Kompagnien) sind 20 Schwadronen zu 3 Kompagnien und 12 sogenannte gemischte Kompagnien (für das algerische Armeekorps) vorhanden. Die Stärke der Kompagnien in Algerien beträgt 304 Mann und 296 Pferde bezw. Tragthiere. Ebenso hoch ist wohl die Kriegsstärke der übrigen Trainkompagnien zu veranschlagen, doch würde dieselbe, wie ein Ueberschlag ergiebt, nur für die unmittelbar bei den Armeekorps befindlichen Lebensmittel ꝛc. Kolonnen ausreichen. Für die Feldlazarethe, die in zweiter Linie folgenden Transporte und die erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Reservekorps werden jedenfalls besondere Trains aus Reservemannschaften der Kavallerie und im Wege des Zwangsankaufs beschafften Fahrzeugen und Pferden zusammengestellt werden müssen.

Für die Armeestäbe dürfte zur Bildung der Stabswachen in Ermangelung von Eclaireursschwadronen voraussichtlich die mobile Gendarmerielegion von Versailles Verwendung finden, welche durchweg aus unverheiratheten Mannschaften besteht, oder die republikanische Garde. Die mobile Legion zählt 8 Kompagnien und 1 Schwadron, die republikanische Garde 24 Kompagnien und 6 Schwadronen. Die erforderliche Anzahl von Feldgendarmen kann aus der zahlreichen Departemental-Gendarmerie abkommandirt werden. Der Dienst der Feldtelegraphie wird vom Geniekorps versehen, und sind die erforderlichen Fahrzeuge, Apparate ꝛc. im Zentraldepot zu Paris vorhanden.

Die für den großen Krieg verfügbare Operationsarmee Frankreichs würde demnach aus 19 Armeekorps, 6 Kavalleriedivisionen und 5 Reserve-Infanteriekorps bestehen und nur Truppentheile enthalten, für welche bereits im Frieden starke Kadres vorhanden sind. Hinter dieser Armee würden sich alsdann noch die nicht für die Besatzung der Festungen und großen Städte erforderlichen Territorialtruppen befinden, doch ist die Formation dieser Truppen zur Zeit noch nicht soweit gefördert, daß deren Verwendung im Feldkriege während der ersten Monate nach der Mobilmachung zulässig erscheinen könnte. Dieselben können dagegen einen Theil des Etappendienstes übernehmen und dadurch die eigentliche Operationsarmee der Nothwendigkeit überheben, für diesen Zweck Feldtruppen abzukommandiren.

Jedes der 19 Armeekorps der aktiven Armee setzt sich wie folgt zusammen:

Zwei Infanteriedivisionen zu zwei Brigaden; im Ganzen bei jeder Division vier Infanterie-Regimenter zu drei Bataillonen, fünf fahrende Batterien, eine Geniekompagnie. Bei einer Division ist außerdem ein Jägerbataillon vorhanden. Eine Kavalleriebrigade zu zwei leichten Regimentern zu je vier Schwadronen, von welcher nach Bedarf zeitweise einige Schwadronen an die Infanteriedivisionen abgegeben werden.

Eine Korps-Artillerie von sechs fahrenden und zwei reitenden Batterien (neben welchen möglicherweise noch zwei schwere Positionsbatterien aufgestellt und mit dem Personal von zwei Fußbatterien besetzt werden), eine Geniekompagnie und eine Pontonierkompagnie nebst Pontontrain.

Außerdem befinden sich bei jedem Armeekorps noch eine Trainschwadron und eine Schwadron Eclaireurs.

Der streitbare Stand eines mobilen Armeekorps beträgt mithin ohne Stäbe, Stabswache, Trains und Verwaltungstruppen rund 25,000 Mann Infanterie, 1200 Mann Kavallerie, 2870 Mann Artillerie mit 108 Geschützen und 1000 Mann Genietruppen und Pontoniere. Wenn die oben erwähnten beiden Positionsbatterien aufgestellt werden, erhöht sich die Stärke der Artillerie um 370 Mann und 12 Geschütze. Die französischen Armeekorps sind demnach auf 34,000 Mann und 5500 Pferde Verpflegungsstärke zu schätzen.

Jede der sechs selbstständigen Kavalleriedivisionen besteht aus drei Kavalleriebrigaden zu zwei schweren oder leichten Regimentern nebst einer reitenden Batterie, zusammen 24 Schwadronen und drei reitende Batterien, zu denen unter Umständen noch eine Geniekompagnie hinzutritt. Die Kavalleriedivisionen führen nach deutscher Auffassung mehr Fahrzeuge bei sich als unbedingt nothwendig ist, wodurch ihre Beweglichkeit einigermaßen beeinträchtigt werden dürfte. Der streitbare Stand einer Kavalleriedivision beträgt 3600 Mann Kavallerie, 465 Mann Artillerie und 18 Geschütze, der Verpflegungsstand ist auf ungefähr 4300 Mann und 4400 Pferde zu schätzen. (Nach anderen Nachrichten sollen neun selbstständige Kavalleriedivisionen, jede zu zwei Brigaden, aufgestellt werden, und zwar drei Kürassierdivisionen, eine Division afrikanischer Jäger und fünf aus je einer Dragoner- und einer leichten Brigade zusammengesetzte Divisionen. Es würde dies die Aufstellung von drei Divisionsstäben nothwendig machen.)

Jedes der 5 Reserve-Infanteriekorps würde wie folgt zusammengesetzt sein:

Zwei Infanteriedivisionen zu zwei Brigaden; zusammen vier Infanterie-Regimenter und 1 Jägerbataillon nebst fünf fahrenden Batterien und einer Geniekompagnie bei jeder Division. Eine Division enthält vier Marine-Füsilier-Regimenter, die übrigen kombinirten Infanterie-Regimenter (je drei vierte Linienbataillone), die Batterien sind mobilisirte Depotbatterien.

Eine Korps-Artillerie von acht fahrenden Batterien. Für die fünf Reserve-Infanteriekorps stehen im Ganzen zur Verfügung: eine reitende Batterie, 26 mobilisirte Depotbatterien und die Marine-Artillerie, auch können, wie dies schon unter gewöhnlichen Friedensverhältnissen in Algerien geschieht, fahrende Batterien mit dem Personal von Fußkompagnien besetzt und mobil gemacht werden. Die Aufstellung der nicht nachgewiesenen 13 Feldbatterien wird mithin keine besondere Schwierigkeit bereiten, jedenfalls nicht mehr als die Mobilmachung der in dem deutschen Heere vorgesehenen

Reservebatterien. Außerdem ist für jedes Korps noch eine Genie- und eine Pontonierkompagnie nebst den zugehörigen Trains verfügbar.

Der streitbare Stand eines mobilen Reserve-Infanteriekorps beträgt hiernach 26,000 Mann Infanterie, 2880 Mann Artillerie mit 108 Geschützen, 1000 Mann Genietruppen und Pontoniere; die Verpflegungsstärke ist auf 32,500 Mann und 4000 Pferde zu schätzen. Für die großen Trains sind nur die gemischten Kompagnien des algerischen Armeekorps, also durchschnittlich zwei Trainkompagnien für jedes Reservekorps, verfügbar.

Für etwaige Genietrains der selbstständigen Armeen sind noch vier Pontonierkompagnien, vier Eisenbahnkompagnien und acht Geniekompagnien vorhanden, ebenso die erforderlichen Trainkompagnien der Artillerie und des Armeetrains. Zur Bildung der Stabswachen für die Oberkommandos der Armeen steht die mobile Legion von Versailles bezw. die republikanische Garde zur Verfügung.

Die französische Operations-Armee kann daher, bei voller Anspannung aller vorhandenen Kräfte und Beschränkung der Festungsbesatzungen auf das Mindestmaß an Linientruppen, günstigstenfalls in folgender Stärke aufgestellt werden:

Truppenverbände:	Infanterie-Bataillone.	Jäger-Bataillone.	Kavallerie-Schwadronen.	Fahrende Batterien.	Reitende Batterien.	Genie-Komp.	Eisenb.-Komp.	Pontonier-Kompagnien.
19 Armeekorps	456	19	152	304	38	57	—	19
6 Kavalleriedivisionen	—	—	144	—	18	—	—	—
5 Reserve-Infanteriekorps	120	10	—	89	1	15	—	5
4 Geniereserven	—	—	—	—	—	8	4	4
Ueberhaupt:	576	29	296	393	57	80	4	28

Hierbei sind die Stabswachen, Eclaireursschwadronen und Trains außer Ansatz geblieben.

Die Verpflegungsstärke und der streitbare Stand der Truppen würde sich für die gesammte französische Operationsarmee wie folgt berechnen:

Truppenverbände:	Verpflegungsstärke.		Streitbarer Stand der Truppen (ohne Stäbe ꝛc.)				
	Mann.	Pferde.	Infanterie und Jäger.	Kavallerie.	Artillerie.	Geschütze.	Genietruppen u. Pontoniere.
19 Armeekorps	646000	104500	475000	22800	54500	2052	19000
6 Kavalleriedivisionen	25800	26400	—	21600	2800	108	—
5 Reserve-Infanteriekorps . .	162500	20000	130000	—	14400	540	5000
4 Geniereserven	4500	1000	—	—	—	—	4000
4 Armeestäbe	1200	1500	—	—	—	—	—
Ueberhaupt:	840000	153400	605000	44400	71700	2700	28000

Bei der Artillerie sind hierbei nur die Mannschaften der Batterien aber nicht die Parks und Munitionstrains dem streitbaren Stande zugezählt. Im Großen und Ganzen wird die französische Feldarmee gewiß die vorstehend nachgewiesene Stärke erreichen, wenngleich einige Abweichungen in der Formation der Korps möglich sind. Es ist z. B. leicht möglich, daß das XIX. Armeekorps mit 2 Jägerbataillonen und 3 reitenden Batterien ausrückt, ohne daß die übrigen Korps anders als angegeben zusammengesetzt werden; es werden vielleicht, sogar wahrscheinlich, einige Geniekompagnien in den Grenzfestungen zurückbleiben u. s. w. Ebenso tritt möglicherweise die Marinedivision zu der Feldarmee erster Linie und bildet mit einer Division des algerischen Korps ein (20.) Armeekorps, wofür alsdann eine algerische Division an Stelle der Marinedivision für die Reserve-Infanteriekorps verfügbar bliebe.

Im Innern des Staatsgebietes bleiben alsdann noch folgende Besatzungs- und Ersatztruppen zurück:

a. Linientruppen im eigentlichen Frankreich.

36 vierte Bataillone der Infanterie-Regimenter zu je 4 Kompagnien,
144 Depotbataillone der Infanterie-Regimenter zu je 4 Kompagnien,
30 Depotabtheilungen der Jägerbataillone zu je 2 Kompagnien,
70 Depotschwadronen der französischen Kavallerie-Regimenter,
5 Kompagnien Remontereiter,
45 Fußbatterien der 19 Divisions-Artillerie-Regimenter,
10 Artilleriehandwerker-Kompagnien,
3 Feuerwerker-Kompagnien,
2 Depotkompagnien der Pontonier-Regimenter,
4 Depotbataillone der Genie-Regimenter,
4 Marine-Infanteriebataillone,
12 Batterien Marine-Artillerie.

Die Fußbatterien der Divisions-Artillerie-Regimenter können durch Einziehung der Reserve ohne besondere Schwierigkeit verdoppelt werden und theilweise zur Aufstellung von Depotbatterien für die 38 Feldartillerie-Regimenter Verwendung finden. Wenn, wie vorher angenommen wurde, sämmtliche Depotbatterien der Artillerie-Regimenter mobil gemacht und den Reserve-Infanteriekorps überwiesen worden sind, wird diese Maßregel jedenfalls getroffen werden müssen. Das erforderliche Material an Geschützen, Fahrzeugen u. s. w. ist ausreichend vorhanden, auch können die zur Bespannung erforderlichen Zugpferde noch im Wege der Requisition im Inlande beschafft werden.

Die vierten Bataillone der Linieninfanterie-Regimenter, welche nach Aufstellung der Reserve-Infanteriekorps noch verfügbar bleiben, stehen bereits im Frieden in den östlichen Grenzfestungen und würden voraussichtlich den Stamm der Kriegsbesatzung dieser Plätze bilden. Die Marine-Infanterie

und Marine-Artillerie, welche nach Aufstellung der im Mobilmachungsplane vorgesehenen mobilen Infanteriedivisionen noch übrig bleibt, ist zur Besetzung der wichtigsten Seefestungen bestimmt und verfügt über sehr zahlreiche Reservemannschaften, da bis jetzt die Organisation von Truppenkörpern der Seewehr nicht in Aussicht genommen ist.

b. Linientruppen in Algerien.

1 Jägerbataillon zu 4 Kampagnien,
7 vierte Bataillone der Zuaven- und Turkos-Regimenter zu je 4 Kompagnien,
7 Depotbataillone der Zuaven- und Turkos-Regimenter zu je 4 Kompagnien,
1 Fremdenlegion zu 4 Bataillonen zu je 4 Kompagnien,
6 Kompagnien leichter afrikanischer Infanterie,
4 Füsilier- und 1 Pionier-Strafkompagnien,
3 Regimenter Spahis mit zusammen 17 Schwadronen,
8 Depotschwadronen der afrikanischen Jäger-Regimenter,
die irregulären Reiter (Gums) der drei Provinzen,
3 Kompagnien Remontereiter,
3 Fußbatterien,
6 Gebirgsbatterien,
6 gemischte Trainkompagnien.

Die Fremdenlegion sowie die leichte afrikanische Infanterie (sogenannte Zephyrs) würden vielleicht durch Neuaufstellung von Kompagnien bei Eintritt einer Mobilmachung verstärkt werden. Von den Spahis ist eine Schwadron nach den französischen Besitzungen am Senegal abkommandirt, weshalb vorstehend nur 17 Schwadronen berechnet wurden. Drei gegenwärtig in Algerien befindliche und mit Fußkompagnien französischer Artillerie-Regimenter besetzte fahrende Feldbatterien blieben unberücksichtigt, da deren Verwendung für Reserve-Infanteriekorps vorausgesetzt wurde.

Die vorstehend aufgeführten Truppen werden in Verbindung mit den algerischen Territorialtruppen zur Besetzung der Festungen und Posten, sowie zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung in Algerien unter gewöhnlichen Umständen vollständig genügen.

c. Territorialtruppen im eigentlichen Frankreich.

145 Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen zu je 4 Kompagnien,
[145 Depotkompagnien der Infanterie-Regimenter],
ca. 20 aktive und Territorialkompagnien Chasseurs-forestiers,
ca. 20 Bataillone de douanes,
18 Kavallerie-Regimenter zu 4 Schwadronen,

18 Artillerie-Regimenter zu je 8 Batterien*) und 1 Trainkompagnie,
18 Geniebataillone zu 4 Kompagnien,
18 Schwadronen Armeetrain, wahrscheinlich nur je 2 Kompagnien stark.

Da es bis jetzt nur in sehr unvollkommener Weise gelungen ist, die Offizierkadres der Territorial-Armee mit geeigneten Kräften zu besetzen, so würde wenigstens für die nächsten Jahre von der Aufstellung besonderer Depotkompagnien für die Infanterie-Regimenter Abstand genommen werden müssen. Ungefähr die Hälfte der Kompagnien des Corps forestiers, sowie der Bataillone de douanes bestehen aus noch felddienstfähigen Mannschaften. Diese würden nach dem Dekret vom 2. April 1875 als aktive Kompagnien bei der Feldarmee verwendet werden können. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß man aus diesen aktiven Kompagnien in Verbindung mit den nach Aufstellung der Festungsbesatzungen 2c. verfügbar bleibenden ca. 40 Territorial-Infanterie-Regimenter und ca. 36 (zwei bei jedem Artillerie-Regiment) fahrenden Batterien der Territorial-Artillerie mobile Territorial-Divisionen errichten wird, um die eigentliche Feld-Armee vom Etappen- und Sicherheitsdienste in etwaigen okkupirten Landestheilen zu entlasten oder dieselbe, namentlich innerhalb des eigenen Staatsgebiets, direkt zu verstärken. Diese mobilen Territorial-Divisionen würden allerdings erst bei längerer Kriegsdauer zur Verwendung im Feldkriege geeignet sein und während der nächsten Jahre noch keineswegs den militärischen Werth der deutschen, aus Landwehrtruppen zusammengesetzten Reserve-Divisionen besitzen; auch dürfte es nicht leicht gelingen, ihnen eine genügende Anzahl kriegsbrauchbarer Schwadronen beizugeben, weshalb die mobilen Territorial-Divisionen der französischen Armee zu selbstständiger Verwendung im Feldkriege nur in sehr beschränktem Maße geeignet sein werden. Der letzterwähnte Nachtheil wird diesen Truppenverbänden bleibend anhaften, während vom Jahre 1885 an die Ausbildung der gesammten Mannschaft der Territorialtruppen dasjenige Maß erreicht haben wird, welches nach der französischen Heeresverfassung planmäßig beabsichtigt ist. Von gedachtem Zeitpunkte an werden die Jahrgänge des ersten Aufgebots der Territorial-Armee zur Hälfte aus Mannschaften bestehen, welche vier bis fünf Jahre hindurch im stehenden Heere gedient haben.

Es läßt sich erwarten, daß den mobilen Territorial-Divisionen einige Geniekompagnien zugetheilt werden; ebenso kann der erforderliche Train aus den Trainschwadronen der Territorial-Armee mit Benutzung requirirter Zugpferde und Fahrzeuge aufgestellt und nach Maßgabe des Bedarfs aus den reichlich vorhandenen, für ihren eigentlichen Dienst jedoch wegen Mangels an Reitpferden nicht verwendbaren Kavalleristen verstärkt werden, wie dies in ähnlicher Weise auch anderwärts geschieht.

*) Die Regimenter zählen 8 bis 24 Batterien, doch werden vorläufig nur je 8 aufgestellt werden können, da nur 485 Offiziere der Territorial-Artillerie vorhanden sind. Die Zahl der Mannschaft würde durchschnittlich für 12 Batterien bei jedem Korps ausreichen.

Bei den Artillerie-Regimentern der Territorial-Armee ist die Aufstellung von je zwei fahrenden Batterien vorgesehen und deshalb bei jedem Regiment eine Kompagnie Artillerietrain im Etat vorhanden.

Die Reserve der Territorial-Armee (Landsturm) ist hierbei gänzlich außer Rechnung gelassen worden, da deren Organisation bis jetzt in keiner Weise vorbereitet wurde.

d. Territorialtruppen in Algerien.

3 Zuaven-Regimenter zu 3 Bataillonen zu je 4 Kompagnien,
5 Jägerbataillone zu 4 Kompagnien,
4 Schwadronen algerischer Kavallerie (Chasseurs),
3 Schwadronen algerischer Chasseurs-forestiers,
13 Batterien Artillerie.

Diese Truppen werden von den drei Provinzen Algeriens in folgender Weise aufgebracht:

Provinz Algier: 1 Zuaven-Regiment, 1 Jägerbataillon, 1 Schwadron Kavallerie, 1 Schwadron Chasseurs-forestiers und 6 Batterien Artillerie.

Provinz Oran: 1 Zuaven-Regiment, 2 Schwadronen Kavallerie, 1 Schwadron Chasseurs-forestiers und 4 Batterien Artillerie.

Provinz Konstantine: 1 Zuaven-Regiment, 4 Jägerbataillone, 1 Schwadron Kavallerie, 1 Schwadron Chasseurs-forestiers und 3 Batterien Artillerie.

Die Bataillone sind, wie der Appell vom Jahre 1876 ergeben hat, gegenwärtig auf durchschnittlich 900 Mann, die Schwadronen zu 150 Mann, die Batterien zu 200 Mann Stärke zu schätzen.

Die in der Reserve der Territorial-Armee Algeriens Wehrpflichtigen (ca. 5000) kommen vorläufig nicht in Betracht, da sie weder militärisch ausgebildet noch organisirt sind. Dasselbe gilt von etwaigen Aufgeboten arabischer Reiter.

e. Gendarmerie und besondere Formationen.

Die mobile Gendarmerie-Legion von Versailles (acht Kompagnien und eine Schwadron mit zusammen 1203 Mann und 202 Pferden) sowie die republikanische Garde (drei Bataillone zu acht Kompagnien nebst sechs Schwadronen, zusammen 4014 Mann und 752 Pferde) werden wahrscheinlich als Feldgendarmerie, sowie zum Dienst in den Armeestäben verwendet werden, soweit dieselben für abkömmlich zu erachten sind.

Die Legionen der Departemental-Gendarmerie in Frankreich (20,897 Mann und 12,067 Pferde) werden größtentheils zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern des Landes belassen werden müssen, theilweise jedoch ein werthvolles Material zur Aufstellung der Chargen bei der Territorial-Armee abgeben können. Als Truppe kommen dieselben nicht weiter in Betracht.

Die Gendarmerie-Legion von Algerien (900 Mann und 646 Pferde) ist in ihrer derzeitigen Verwendung unabkömmlich.

Die militärisch organisirten Sappeurspompiers in französischen Städten, sowie in Algier und Konstantine sind zwar der Militärverwaltung unterstellt, können aber wohl nur, soweit sie in Festungen stehen, für Zwecke der lokalen Vertheidigung nutzbare Verwendung finden.

Die acht Eisenbahn-Abtheilungen der großen Eisenbahngesellschaften sind im Frieden nur auf dem Papier organisatorisch vorbereitet und werden in Stärke von je 1100 Mann bei der Mobilmachung aufgestellt. Sie sind zum Betriebe auf den rückwärtigen Verbindungen bestimmt und deshalb zu den Train- ꝛc. Formationen der Etappentruppen zu rechnen.

Der Landsturm (625,000 Mann in Frankreich und 5000 Mann in Algerien) entbehrt fast durchweg der militärischen Ausbildung und ist bis jetzt in keiner Weise organisirt.

Die Stärke der im eigentlichen Frankreich, sowie in Algerien nach Aufstellung der Operations-Armee und der eingangs gedachten Reserve-Infanteriekorps noch vorhandenen Besatzungstruppen aller Art und mobilen Territorial-Divisionen läßt sich folgendermaßen berechnen:

Truppenverbände ꝛc.	Infanterie-Bataillone.	Douaniers- oder Jäger- und Chasseurs-Forestiers-Komp.	Kavallerie-Schwadr.	Fahrende Feld-Batterien.	Festungs-Artillerie-Kompagnien.	Pontonier- und Genie-Kompagnien.	Eisenbahn-Komp.	Train-Komp.
a. In Frankreich.								
Immobile Linientruppen, Marine .	184	60	75	38	77	18	—	—
Immobile Territorialtruppen . .	345	50	72	—	108	62	—	—
Mobile Territorialtruppen . . .	120	50	—	36	—	10	—	36
Besondere Formationen	—	—	87	—	—	—	8	—
Zusammen:	649	160	234	74	185	90	8	36
b. In Algerien.								
Immobile Linientruppen	20	4	28	6	12	—	—	6
Irreguläre Reiter (Goums) . . .	—	—	18	—	—	—	—	—
Immobile Territorialtruppen . .	9	20	7	—	13	—	—	—
Besondere Formationen	—	—	4	—	—	—	—	—
Zusammen:	29	24	57	6	25	—	—	6
Ueberhaupt:	678	184	291	80	210	90	8	42

Die Depotkompagnien der Territorialregimenter sind hierbei außer Ansatz geblieben, die Remontereiter-Kompagnien wurden als Schwadronen berechnet, die Legionen der Departemental-Gendamerie durchschnittlich zu je 1 Schwadron, die Festungsartillerie-Kompagnien, von denen 3 bereits als bei den Reserve-Infanteriekorps verwendet angenommen wurden, sind als verdoppelt und theilweise als Depotbatterien für die Feldartillerie berechnet, die irregulären Reiter nach Schätzung.

Der streitbare Stand der im Innern des Landes verbleibenden Besatzungstruppen aller Art und mobilen Territorialdivisionen, ohne die Festungsstäbe, Rekrutirungsbüreaus und die Nichtkombattanten (Gendarmerie, Train, Eisenbahn-Abtheilungen der Gesellschaften u. s. w.) läßt sich folgendermaßen schätzen:

Truppenverbände ꝛc.	Ueberhaupt. Mann.	Ueberhaupt. Pferde (Kavallerie).	Infanterie und Jäger.	Kavallerie u. Gums.	Artillerie.	Feldgeschütze (ohne Depotbatterien).	Genietruppen und Pontoniere.
a. In Frankreich.							
Immobile Linientruppen, Marine	233150	11250	199000	11250	18400	—	4500
Immobile Territorialtruppen	400580	10800	357000	10800	17280	—	15500
Mobile Territorialtruppen	140260	—	132000	—	5760	216	2500
Zusammen:	773990	22050	688000	22050	41440	216	22500
b. In Algerien.							
Immobile Linientruppen	28080	4200	21000	4200	2880	36	—
Gums	3000	3000	—	3000	—	—	—
Immobile Territorialtruppen	15350	1050	11700	1050	2600	—	—
Zusammen:	46430	8250	32700	8250	5480	36	—
Ueberhaupt:	820420	30300	720700	30300	46920	252	22500

Die gesammte Verpflegungsstärke mit Einschluß der Festungs- und Bezirksstäbe, des Trains, der Eisenbahn-Abtheilungen, Gendarmerie und Nichtkombattanten bei den Truppen würde sich um ca. 55,000 Köpfe höher stellen als vorstehend angegeben ist. Ebenso sind mindestens noch 25,000 Pferde der Artillerie, des Trains, der Gendarmerie, der Festungsstäbe mehr als berechnet bei den im Innern des Landes verbleibenden Truppen erforderlich.

Die gesammte Streitmacht der französischen Republik wird demnach gegenwärtig ohne die Reserve der Territorial-Armee (Landsturm) bei Anspannung aller vorhandenen Mittel folgende Stärke erreichen können:

Truppenverbände.	Verpflegungsstärke. Mann.	Verpflegungsstärke. Pferde.	Davon streitbarer Stand ohne Stäbe ꝛc. Infanterie und Jäger.	Kavallerie und Gums.	Artillerie.	Genietruppen und Pontoniere.	Feldgeschütze (ohne Depots).
Mobile Feld-Armee	677500	133400	475000	44400	57300	23000	2160
Reserve-Infanteriekorps	162500	20000	130000	—	14400	5000	540
Mobile Territorialtruppen	179000	11000	132000	—	5760	2500	216
Besatzungen in Frankreich	671000	35000	556000	22050	35680	20000	—
Besatzungen in Algerien	48500	11000	32700	8250	5480	—	36
Ueberhaupt:	1738500	210400	1325700	74700	118620	50500	2952

Frankreich besitzt schon jetzt die erforderliche Anzahl dienstpflichtiger Mannschaften und Pferde, um diese gewaltige Streitmacht wirklich aufzustellen. Nach der Zählung vom Jahre 1872 lebten im eigentlichen Frankreich 17,982,511 männliche Personen, von denen 1,509,000 im Alter von 20 bis zu 25 Jahren standen. Alljährlich treten 302,000 junge Männer in das dienstpflichtige Lebensalter, von denen ungefähr 162,000 theils im Wege der Aushebung, theils durch Anwerbung oder freiwilligen Diensteintritt zur Ausbildung im Heere gelangen. Berechnet man die Stärke der Jahrgänge auch nur durchschnittlich mit 150,000 Mann, so ergiebt sich nach Abzug des erfahrungsmäßigen Abgangs durch Tod und Invalidisirung nach dem Rapport des General Chareton (1873) für die fünf Klassen der aktiven Armee ein Bestand von 704,714, für die vier Klassen der Reserve der aktiven Armee die Zahl von 510,294 und für die fünf Klassen der Territorialarmee von 582,523 Mann, zusammen ohne Landsturm mithin ein Bestand von 1,797,531 Mann.

Außerdem sind noch in denselben Altersklassen ungefähr 800,000 diensttaugliche, aber nicht ausgebildete Männer vorhanden, und zwar 500,000 während der Friedenszeit vom Dienste im Heere aus gesetzlichen Ursachen Befreite oder in Berücksichtigung häuslicher ꝛc. Verhältnisse Zurückgestellte, sowie 300,000 für Hülfsdienstzweige in die Listen Eingetragene. Ferner sind noch 625,000 Mann der sechs älteren dienstpflichtigen Klassen des Landsturms in Frankreich und 5000 dgl. in Algerien vorhanden. Ueber diese unausgebildete Menschenmasse von zusammen noch 1,430,000 Mann kann der Kriegsminister bei Eintritt einer Mobilmachung unbeschränkt verfügen, und jedenfalls wird ein Theil dieser Mannschaften für die Formation der Trains und Verwaltungszweige unmittelbar Verwendung finden können. Auch Pferde sind in ausreichender Zahl im Inlande vorhanden. Im Jahre 1872 besaß Frankreich 872,911 Wallache und 1,257,832 Stuten von mehr als vierjährigem Alter, 299,129 Maulesel und 450,625 Esel. Im Ganzen sind davon ungefähr 140,000*) Stück bei Eintritt der Mobilmachung im Wege der Requisition auszuheben. Außerdem sind noch 351,654 über vier Jahre alte Hengste vorhanden.

In der Landwirthschaft sind 1,500,000 Pferde thätig, von denen ca. 400,000 für militärische Zwecke verwendbar sind; die Zahl der übrigen im Lande vorhandenen militär-diensttauglichen Pferde läßt sich auf ungefähr 90,000 schätzen.

Wahrscheinlich wird es nicht möglich sein, den vollen Bedarf an Reitpferden, welcher sich auf ca. 40,000 Stück beläuft, im Inlande aufzubringen, so daß nach dieser Richtung durch rechtzeitige Ankäufe im Auslande Fürsorge zu treffen bleibt. Die Maulthiere können zum Theil für die Artillerie

*) Eine französische Denkschrift berechnet allerdings den Bedarf auf 175,000 Pferde.

Verwendung finden, oder als Tragethiere für den Train und namentlich für Ambulanzen.

Im Jahre 1876 trat die Klasse 1867 von der Reserve des stehenden Heeres zur Territorialarmee über und zählte bei der letzten Uebung im Herbste 1875 noch 143,052 Mann, von denen 53,188 im stehenden Heere ausgebildet waren, während 88,155 während des deutsch-französischen Krieges in der Mobilgarde ꝛc. gedient hatten. Nur 1709 Mann waren völlig unausgebildet. Die seit dem Jahre 1872 ausgehobenen Klassen werden selbstverständlich ein erheblich höheres Maß militärischer Ausbildung besitzen, da die Zahl der in das Heer eingestellten Rekruten seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine ungleich höhere geworden ist.

Im Jahre 1877 setzte sich die aktive Armee mit ihrer Reserve, sowie die Territorialarmee aus folgenden Ersatzklassen zusammen:

Aktive Armee: Klassen 1875, 1874, 1873, 1872 — (außerdem der laufende Jahrgang 1876) — welcher jedoch noch nicht eingestellt ist.

Reserve: Klassen 1871, 1870, 1869, 1868.

Territorial-Armee: Klassen 1867, 1866, 1865, 1864, 1863.

Landsturm: Klassen 1862, 1861, 1860, 1859, 1858, 1857.

Von diesen Klassen wurde seinerzeit folgende Anzahl Mannschaften in Truppentheile des stehenden Heeres im Wege der Aushebung eingestellt:

1857:	99585	Mann	1863:	95560	Mann	1868:	95000	Mann	1872:	105000	Mann
1858:	136898	=	1864:	95542	=	1869:	95000	=	1873:	151031	=
1859:	99785	=	1865:	95467	=	1870:	140000	=	1874:	152425	=
1860:	99829	=	1866:	95000	=	1871:	140000	=	1875:	147295	=
1861:	99871	=	1867:	95000	=						
1862:	96513	=									
Zus.:	632481	Mann	Zus.:	476569	Mann	Zus.:	470000	Mann	Zus.:	555751	Mann

Die vorstehenden Zahlen enthalten beide Theile des Ersatzkontingents sowie die freiwillig in das Heer eingetretenen Mannschaften, doch sind die ohne vorherige militärische Ausbildung während des deutsch-französischen Krieges in die Mobilgarde, Nationalgarde und Franctireur-Korps Eingestellten nicht mitgerechnet. Ein Theil der letztgedachten, jetzt größtentheils in der Territorial-Armee dienstpflichtigen Mannschaften hat jedoch nicht allein in den Uebungslagern nachträglich eine oberflächliche Ausbildung erhalten, sondern auch noch in den letzten Monaten des Krieges an den Operationen der Feldarmee bezw. der Armee von Paris theilgenommen. Auch diese Elemente würden gegebenenfalls nach verhältnißmäßig kurzer Zeit für aktive Verwendung geeignet sein.

Bringt man von der vorstehend berechneten Zahl der ausgebildeten Mannschaften die Zahl der seit der Aushebung eingetretenen Abgänge durch Tod, Dienstuntauglichkeit u. s. w. unter Zugrundelegung der im Rapport des General Chareton mitgetheilten Verhältnißzahlen in Abzug, so läßt sich

die Zahl der 1877 vorhandenen diensttauglichen, im stehenden Heere ausgebildeten Soldaten annäherungsweise wie folgt berechnen:

Truppenverbände 2c.	Es wurden überhaupt ausgebildet	Davon Abgang	Zahl der 1877 vorhandenen ausgebildeten diensttauglichen Mannschaften
Aktive Armee	555751	42147	513604
Reserve	470000	70270	399730
Territorial-Armee	476569	106419	370150
Landsturm	632481	193258	439223
Ueberhaupt:	2134801	412094	1722707

Unter der Gesammtzahl der in der aktiven Armee und deren Reserve-Dienstpflichtigen befinden sich demnach 913,334 Mann, welche im stehenden Heere ausgebildet worden sind. In den letzten Jahren wurde ungefähr ein Drittel, früherhin jedoch erheblich weniger und im Jahre 1872 überhaupt Niemand, in der sogen. deuxième portion des Kontingents zum Dienst einberufen, so daß die Zahl der nur während einiger Monate oberflächlich ausgebildeten Mannschaften, welche gegenwärtig in der aktiven Armee und deren Reserve dienstpflichtig sind, durchschnittlich auf etwa ein Viertel (= 228,334 Mann) veranschlagt werden kann. Es bleiben demnach nur noch 685,000 Mann vollständig ausgebildete Soldaten für die aktive Armee und Reserve verfügbar, welche mit 16,000 Mann Marine-Infanterie und 4000 Mann Marine-Artillerie die Stämme sämmtlicher Linientruppen, einschließlich deren Depots bilden werden. Für die Depottruppen ist alsdann noch der jüngste, noch nicht eingestellte Jahrgang (gegenwärtig die Klasse 1876) verfügbar, dessen Einstellung jedenfalls bei Eintritt einer Mobilmachung sofort stattfinden würde. Berechnet man die Stärke dieser Klasse nur mit rund 155,000 Mann (einschließlich des Ersatzes der Marine-Infanterie), so sind im Kriegsfall für die Truppentheile des stehenden Heeres einschließlich der Depottruppen und der für den Landkrieg verwendbaren Marinetruppen überhaupt 1,088,334 Mann verfügbar, nämlich

685,000 Mann vollständig ausgebildeter Truppen des Landheeres
20,000 " " " Marinetruppen
228,334 Mannschaften der deuxième portion
155,000 unausgebildete Ersatzmannschaften.

Zus.: 1,088,334 Mann.

Außerdem müssen noch mindestens 20,000 Mann vollständig ausgebildeter Marinesoldaten vorhanden sein, welche in Ermangelung von Seewehr-Truppen der Reserve angehören.

Die Mannschaften der deuxième portion sind in den beiden letzten Jahren nicht mehr wie früher nur während eines Zeitraums von sechs

Monaten zum Dienst berufen worden, sondern ein volles Jahr bei der Fahne geblieben. Es liegt daher die Möglichkeit vor, daß sämmtliche Feldtruppen und die mehrgedachten Reserve-Infanteriekorps bei Eintritt einer Mobilmachung fast ausschließlich durch Einziehung völlig ausgebildeter, mindestens ein volles Jahr hindurch im Dienste gewesener Mannschaften auf die Kriegsstärke gesetzt werden. Ein Theil der älteren Kriegsreservisten würde dann in Verbindung mit Mannschaften älterer Jahrgänge, welche der deuxième portion angehörten, sowie mit der jüngsten Ersatzklasse für die Besatzungs- und Depottruppen Verwendung finden.

Daß diese für die sofortige Verwendbarkeit der Feld-Armee einschließlich der ersten Reserve offenbar förderliche Maßregel ausführbar ist, zeigt folgende Zusammenstellung der Verpflegungsstärke und des streitbaren Standes der Linientruppen.

Truppenverbände 2c.	Verpflegungsstärke.	Streitbarer Stand ohne Stäbe 2c.
Mobile Feld-Armee	677,500 Mann	599,700 Mann
Reserve-Infanteriekorps	162,500 "	149,400 "
Bedarf zusammen:	840,000 Mann	749,100 Mann

Vorhanden sind völlig ausgebildete Mannschaften . . .	705,000 Mann
Zwei Jahrgänge der deuxième portion mit 1jähr. Dienstzeit	105,617 "
Bestand zusammen:	810,617 Mann

Hiernach bleiben verfügbar für Linientruppen im Besatzungsdienst und Depottruppen:

Ausgebildete Mannschaften von mindestens 1jähr. Dienstzeit	61,517 Mann
Mannschaften der deuxième portion mit 6monatl. Dienstzeit	122,717 "
Unausgebildete Ersatzmannschaften des jüngsten Jahrgangs .	155,000 "
Bestand zusammen:	339,234 Mann

Nach der vorher mitgetheilten Berechnung verbleiben im Innern des Landes an Linientruppen und Marinetruppen:

	Streitbarer Stand ohne Stäbe 2c.
Im eigentlichen Frankreich	233,150 Mann
In Algerien (ohne Gums)	28,080 "
Bedarf zusammen:	261,230 Mann

Es bleibt hiernach noch ein Ueberschuß von 78,004 Mann, d. h. man kann anfänglich die Depottruppen auf volle Stärke bringen, wenn auch nur die Hälfte des unausgebildeten jüngsten Jahrgangs der Militärpflichtigen bald nach Eintritt der Mobilmachung zur Fahne einberufen wird.

Der Unterschied zwischen der Verpflegungsstärke und dem streitbaren Stande der Truppen begleicht sich, wenn man die beträchtliche Ziffer der Berufssoldaten in Anschlag bringt. Nach dem Budget für 1876 waren außerhalb

des Truppenverbandes an Personal der Stäbe, Verwaltungszweige ꝛc. 26,407 Militärs vorhanden, außerdem sind nach General Chasseloup-Laubat's Rapport zum Rekrutirungsgesetze (1872) durchschnittlich 50,000 Kapitulanten und Fünfjährig-Freiwillige, sowie 13,600 Fremde und algerische Eingeborene im Heere, welche großentheils nicht in der obigen Berechnung des Bestandes an Ersatzmannschaften der in der aktiven Armee und Reserve dienstpflichtigen Jahrgänge enthalten sind; auch kommt bei der Verpflegungsstärke die Zahl der Stabswachen (Eclaireurs-Schwadronen, republikanische Garde und mobile Legion von Versailles) zum Ansatz, welche zum Theil ebenfalls nicht aus dem ausgehobenen Ersatze hervorgehen. Für die Verwaltungszweige soll endlich noch auf die in den Listen für Hülfsdienstzweige vorgemerkten Mannschaften zurückgegriffen werden.

Auch wenn man die Zahl der vorhandenen ausgebildeten Mannschaften waffenweise in ähnlicher Weise, wie vorstehend für das ganze Heer summarisch geschehen ist, berechnet, ergiebt sich, daß sämmtliche Truppentheile der eigentlichen Feld-Armee durch Einziehung der nach Vollendung der durchschnittlich vierjährigen aktiven Dienstzeit zur Reserve entlassenen Dienstpflichtigen bzw. der beiden jüngsten Jahrgänge der deuxième portion auf volle Kriegsstärke gebracht werden können. Bei der Kavallerie bleibt sogar ein beträchtlicher Theil der Reservisten für den Dienst ihrer Waffe unverwendbar und wird vermuthlich bei den Trainformationen ꝛc. mit herangezogen werden, für welche andernfalls auf ältere, nur während eines halben Jahres ausgebildete Reservisten in größerem Umfange zurückgegriffen werden müßte. Bei der Artillerie genügen die vorhandenen Reservisten vollständig zur Besetzung aller Batterien und nur im Artillerietrain, also bei den Munitionskolonnen, kommen in größerem Umfange Mannschaften zur Einstellung, welche der deuxième portion angehört haben. Auch für die Genietruppen ist die zur Erreichung der Kriegsstärke erforderliche Zahl ausgebildeter Reservisten vorhanden.

Bei den Infanterietruppen stellt sich die Ausbildungszeit der in den mobilen Bataillonen vorhandenen Mannschaften verschieden. Die Jägerbataillone sowie die Regimenter der Marine-Infanterie, der Zuaven und Turkos werden durchweg durch vollständig ausgebildete Mannschaften auf Kriegsstärke ergänzt, und zwar theils durch nach vierjähriger Dienstzeit entlassene Reservisten, theils, namentlich bei den afrikanischen Truppen, durch Abgabe von Stammmannschaften der zurückbleibenden vierten Bataillone. Bei den eigentlichen Linien-Regimentern wird es dagegen keinenfalls für angemessen erachtet werden können, die Stämme der vierten Bataillone durch Abgabe älterer Mannschaften zu schwächen, da diese Truppen theils zur Bildung der Reserve-Infanteriekorps, theils zu Festungsbesatzungen in unmittelbarer Nähe des Kriegstheaters bestimmt sind. Auch bei den Depotbataillonen der Linien-Regimenter wird die Zahl der in den Friedensstämmen

vorhandenen Stammmannschaften nicht vermindert werden dürfen, wenn sie ihrer Aufgabe als Besatzungs- und Ersatztruppe genügen sollen.

Den Feldbataillonen der Linien-Infanterie wird deshalb zur Erreichung der vollen Kriegsstärke außer den vollständig ausgebildeten Reservisten und den beiden jüngsten Jahrgängen der nach einjähriger Dienstzeit aus dem stehenden Heere entlassenen Mannschaften der deuxième portion auch noch ein Jahrgang Reservisten, welche nur während eines halben Jahres bei der Fahne gedient haben, überwiesen werden müssen. Bei den Armeekorps der Feld-Armee würden die Linienbataillone dann in folgender Weise zusammengesetzt sein:

320 Stammmannschaften, 380 Reservisten von vierjähriger aktiver Dienstzeit, 200 Reservisten von einjähriger Dienstzeit, 100 Reservisten von sechsmonatlicher Dienstzeit. Letztgedachte Mannschaften dürften nur in sehr beschränktem Maße als tauglich für die unmittelbare Verwendung im Felde zu erachten sein, da ihre überhaupt nur oberflächliche Ausbildung vor mindestens drei Jahren stattfand und deshalb theilweise inzwischen verloren gegangen sein wird.

Die mobilen Linienbataillone der Reserve-Infanteriekorps bezw. die als Stämme für Festungsbesatzungen bestimmten vierten Bataillone der Infanterie-Regimenter würden aus 320 Stammmannschaften und 680 Reservisten von durchweg nur sechsmonatlicher, bereits vor vier und mehr Jahren zurückgelegter aktiver Dienstzeit zusammengesetzt werden müssen. Nur der Umstand, daß ein großer Theil dieser Reservisten inzwischen zu Uebungen einberufen gewesen ist und auch bereits während des deutsch-französischen Krieges in aktive Feldtruppen eingestellt war, läßt es möglich erscheinen, die mobilen vierten Bataillone schon nach kurzer Zeit im Feldkriege zu verwenden, doch dürfte der innere Zusammenhalt dieser Truppen anfänglich nur gering sein. Vielleicht sollen die überschießenden Reservisten der Marine-Infanterie für diese Truppenkörper verwendet werden.

Die Territorial-Armee im eigentlichen Frankreich war mit 580,000 Mann Verpflegungsstärke und einem streitbaren Stand von 540,840 Mann berechnet; 140,260 Mann von der Gesammtstärke blieben für besondere Formationen, wie Etappentruppen, mobile Territorialtruppen 2c. verfügbar. An im stehenden Heere ausgebildeten Mannschaften sind gegenwärtig ungefähr 370,150 Mann in den bezüglichen Altersklassen vorhanden, von denen allerdings 90,000 bis 100,000 Mann nur während einiger Monate gedient haben. Außerdem steht noch eine beträchtliche Anzahl diensttauglicher und während des deutsch-französischen Krieges in der Mobilgarde, Nationalgarde, in Franktireurskorps u. s. w. eingestellt gewesener Mannschaften zur Verfügung, sowie äußerstenfalls die auf 439,000 Mann geschätzten älteren, in der Reserve der Territorial-Armee dienstpflichtigen, ausgebildeten Soldaten. An der erforderlichen Zahl einigermaßen ausgebildeter Mannschaften fehlt es

daher keinesfalls, um sämmtliche Territorialtruppen auf volle Kriegsstärke zu bringen, doch wird der Werth und die Verwendbarkeit dieser Aufgebote durch den Mangel an Kadres wesentlich abgeschwächt. Am ehesten dürften die Bataillone bezw. Kompagnien der Zollwächter und Forstschützen für die Verwendung im Felde geeignet sein, ebenso die Artillerie und die Genietruppen zur Vertheidigung der Festungen; am wenigsten wohl die Kavallerie. Für die Infanterie werden die beiden jüngsten Jahrgänge, welche in neuerer Zeit während einiger Wochen zu Uebungen (in der Reserve) einberufen waren, gewissermaßen als Stamm für die Formation dienen müssen, doch liefern dieselben nur durchschnittlich 500 Köpfe für jedes Territorialbataillon. Die Zahl der militärisch verwendbaren Zollwächter beträgt 20,000, die der Forstschützen 4000 Mann; für beide Truppenkörper sind die erforderlichen Chargen aus der Zahl der Zoll- und Forstbeamten unschwer zu gewinnen, auch besteht die Mannschaft durchweg aus gedienten Soldaten. Die Territorialarmee von Algerien kann, wie die Appells im Jahre 1876 ergeben haben, in voller Zahl aufgestellt werden, besteht aber großentheils aus Mannschaften, welche jeder militärischen Ausbildung entbehren. Nur die drei Schwadronen berittener Forstschützen machen eine Ausnahme und würden sogleich nach der Zusammenstellung als kriegsbrauchbare Truppe gelten können.

Zum Schluß mögen hier noch einige kurze Bemerkungen über die Zusammensetzung der höheren taktischen Einheiten und den Stand der taktischen Ausbildung der Truppen eine Stelle finden.

Die Armeekorps der aktiven Armee sind ähnlich wie in Deutschland organisirt, jedoch wird den Infanteriedivisionen kein Kavallerie-Regiment dauernd zugetheilt, sondern die Kavallerie jedes Korps im Brigadeverbande zusammengehalten. Für selbstständig auftretende Divisionen ist indeß die Ueberweisung von Kavallerie vorgesehen.

Die Infanteriedivisionen sind mit einer zahlreichen Artillerie (5 Batterien) ausgestattet, was namentlich in Berücksichtigung des etwas losen Zusammenhanges der Infanterie als zweckmäßig bezeichnet werden muß.

Die Kavalleriedivisionen der aktiven Armee sind aus Brigaden zu zwei Regimentern zusammengesetzt, bei jeder Brigade befindet sich eine reitende Batterie. Diese Divisionen führen einen über das Maß des unbedingt Erforderlichen hinausgehenden Wagenpark mit sich, wodurch ihre Beweglichkeit, namentlich für den Aufklärungsdienst vor der Armee, einigermaßen beeinträchtigt werden dürfte. Die Nothwendigkeit, requirirte Landpferde auch in die Feldschwadronen einzustellen, ist ein zweites, für die kavalleristische Leistungsfähigkeit dieser Divisionen bedenkliches Moment, welches durch die Qualität der Reiter nicht aufgehoben wird. Die Mannschaft dient zwar durchweg fünf Jahre im stehenden Heere, ergänzt sich aber großentheils aus ungeeigneten Elementen und wird dadurch in der Ausbildung zurückgehalten.

Die Reserve-Infanteriekorps bestehen lediglich aus Infanterie, Artillerie und Genietruppen; Kavallerie könnte denselben nur nach vorheriger Auflösung von zwei selbstständigen Kavalleriedivisionen überwiesen werden. Abgesehen von der Marinedivision, welche aus Elitebataillonen besteht, wird die taktische Verwendbarkeit der Infanterie anfänglich nur sehr gering sein, da die Bataillone nur durch Einziehung von unverhältnißmäßig vielen oberflächlich ausgebildeten Reservisten (deuxième portion) auf Kriegsstärke gebracht werden können. Die Artillerie sowie die Genietruppen dürften dagegen durchaus für den Feldkrieg geeignet sein.

Die mobilen Territorialdivisionen werden in ihrer Infanterie und Artillerie erst nach längerer Zeit als gefechtsfähige Truppe zu erachten sein, jedoch schon nach einigen Wochen im Etappendienste mit Nutzen verwendet werden können. Die Territorialkavallerie wird schwerlich anders als im Ordonnanzdienste zu brauchen sein.

Die immobilen Linientruppen, die Depottruppen und die immobilen Territorialtruppen dürften für den Dienst im Innern des Landes, als Besatzung bezw. Ersatztruppe, nach Zahl und Beschaffenheit genügen. Für die zunächst einem feindlichen Angriff ausgesetzten Grenzplätze sind ausreichend starke Stämme von Linientruppen (Infanterie und Artillerie) vorhanden.

Die französische Heeresorganisation wird vorzugsweise dadurch karakterisirt, daß nach derselben alljährlich eine sehr große Zahl von Mannschaften dem Heere zugeführt wird, wodurch binnen weniger Jahre, aber allerdings auf Kosten der Gleichmäßigkeit der Ausbildung, eine zahlreiche Reserve geschaffen wurde, welche es ermöglicht, gegebenenfalls in kurzer Zeit mit gewaltigen Massen im Felde zu erscheinen.

Zur Erreichung dieses Endziels mußten schon im Frieden starke Kadres für alle im Felde aufzustellenden Truppenkörper errichtet werden, weshalb man bei allen Waffengattungen Kadres für die Depottruppen bei der Infanterie, außerdem noch die vierten Bataillone aufstellte. Hierdurch wurden die Friedensstämme der Kompagnien so schwach, daß die taktische Ausbildung der Infanterie darunter leiden mußte. Dieser Nachtheil der französischen Organisation wird noch weiter durch den Umstand vermehrt, daß ein Drittel des Ersatzes nur während eines Jahres bei der Fahne bleibt und daß diese oberflächlich ausgebildeten Soldaten fast ausschließlich der Infanterie angerechnet werden.

Die „instruction sur les manoeuvres de brigade avec cadres."

Der französische Kriegsminister — General Berthaut — hat unter dem 26. Februar d. J. eine Instruktion erlassen, welche die Abhaltung von besonderen Uebungen mit den Kadres einer jeden Infanteriebrigade, und zwar zum ersten Male im Jahre 1877, anordnet. Die große Bedeutung, welche seit kurzem in Frankreich derartigen Uebungen beigelegt wird, giebt uns Veranlassung ebenerwähnte Instruktion einer kurzen Besprechung zu unterziehen. —

Schon gegen Ende des Jahres 1876 war eine instruction pratique des cadres erschienen, welche mit Rücksicht auf die in Folge der veränderten Kampfweise nothwendig gewordenen Modifikationen der französischen Reglements den Offizieren Gelegenheit geben sollte, die neuen taktischen Formen im Terrain praktisch anzuwenden und sich in kurzer Zeit möglichst große Sicherheit in dieser Beziehung anzueignen. Die jetzt vorliegende instruction sur les manoeuvres de brigade avec cadres soll eine Erweiterung der vorerwähnten instruction pratique vom 15. Dezember 1876 sein und die Kadres zur Lösung von Aufgaben im Terrain, welche sich an die Taktik einer Brigade oder Division anschließen, heranbilden; — die durch diese Instruktion angeordneten Uebungen sind zugleich bestimmt an die Stelle der mittelst Verfügung vom 23. April 1876 innerhalb der Infanterie- und Kavalleriebrigaden vorgeschriebenen Rekognoszirungsreisen zu treten, — die zwar, — wie der Kriegsminister in seinem Schreiben an die Armeekorps-Kommandanten sich ausdrückt, im vergangenen Jahre gute Resultate erzielten, bei denen indessen von vielen Offizieren zu großer Werth auf topographische und statistische Studien, Rekognoszirung des Terrains, vorhandener Positionen 2c., kurz auf die Lösung solcher Fragen gelegt wurde, die im Kriege mehr dem Generalstabs- als dem Truppenoffizier zufallen. —

Der Infanterie-Frontoffizier, sagt General Berthaut, führt im Kriege seine Truppe auf dem Marsche und im Gefecht, und wenn er auch hier und da in die Lage kommt Terrainrekognoszirungen ausführen zu müssen, so sind dieselben doch in den meisten Fällen sehr eng begrenzt, müssen oft unter feindlichem Feuer vorgenommen werden und bilden gewöhnlich nur die Vor-

bereitung zum Gefecht; — aus dem Gebiete der Märsche und Gefechte hat derselbe hauptsächlich im Kriege seine Aufgaben zu lösen, ihn hierzu mehr und mehr zu befähigen sollen die manoeuvres de brigade avec cadres beitragen.

Die ersten 7 Abschnitte der Instruktion handeln über Zweck, Dauer und Zeit der Uebungen, über das für dieselben zu entwerfende Programm, ferner über das zu kommandirende Personal und die bei Beginn der Uebungen vom Leitenden abzuhaltende Konferenz.

Die Uebungen, geleitet von den Brigadekommandeuren, sollen alljährlich in jeder Infanteriebrigade stattfinden; — sie haben den Zweck die Offiziere aller Grade mit Führung der Truppen vertraut zu machen, die höheren Offiziere an das Manövriren mit gemischten Detachements zu gewöhnen und sie zu üben, den militärischen Werth des Terrains zu erkennen, alle Entscheidungen schnell zu treffen und ihre Befehle stets in präzisester Form zu geben, mit einem Wort — die Uebungen sollen die militärische Ausbildung der Kadres weiter entwickeln und eine möglichst große Zahl von Offizieren zur Lösung auch höherer Aufgaben aus dem Gebiete der Märsche und Taktik befähigen.

An den Uebungen einer jeden Infanteriebrigade nehmen der Brigadekommandeur mit seinem Ordonnanzoffizier, ein Generalstabs-, ein Artillerie-, ein Genie-, ein Kavallerieoffizier und ein Intendanturbeamter Theil, ferner von jedem Infanterieregiment: der Oberst oder Oberstlieutenant, 2 Stabsoffiziere (Bataillonschef oder Major), 3 Hauptleute und 4 Lieutenants, also per Infanteriebrigade 27 Offiziere; die Jägerbataillone sind den Brigaden für diese Uebungen attachirt und werden von jedem der Bataillonschef, ein Kapitain und ein Lieutenant zu denselben herangezogen.

In erster Linie sollen und zwar auf Vorschlag des Chefs des Generalstabes diejenigen Generalstabsoffiziere an den Uebungen theilnehmen, welche sich vorübergehend zum Frontdienst bei den Regimentern befinden (officiers d'état-major stagiaires); die officiers des corps de troupe werden auf Antrag der Brigade- und Divisionskommandeure durch die Armeekorpskommandanten designirt, die Offiziere der Spezialwaffen durch ihre resp. Waffenvorgesetzten.

Die Uebungen sollen excl. Hin- und Rückreise 4—5 Tage dauern und in denjenigen Armeekorps, welche sogenannte manoeuvres d'ensemble abhalten, vor Beginn derselben, in allen anderen vor den inspections générales beendet sein; — die berittenen Offiziere nehmen ihre Pferde und Ordonnanzen zu den Uebungen mit, erlaubt es die Nähe einer Kavallerie-Garnison, so werden jeder Brigade 1 brigadier und 4 cavaliers montées zur Verfügung gestellt.

Das Programm für die Uebungen einer jeden Brigade soll vom Armeekorpskommandanten entworfen werden und außer einer allgemeinen Idee die

nöthigen Details für die auszuführenden Bewegungen, den zu erreichenden Zweck sowie die Anfangsorte der Uebung enthalten.

Die Aufgaben sollen Vor-, Rück- und Flankenmärsche in einer oder mehreren Kolonnen, Einrichtung von Kantonnements oder Biwaks, Aussetzen der Vorposten, Besetzung und vertheidigungsfähige Einrichtung von Positionen, Aufmärsche der Kolonnen, Angriffs- und Vertheidigungs-Dispositionen, Verfolgungen und Rückzüge umfassen, wobei eine Vereinigung des Einen mit dem Anderen in zweckmäßiger Weise anzustreben ist. An die allgemeinen Operationen sollen sich besondere Aufgaben für die einzelnen Spezialwaffen anschließen; — besondere Terrainaufnahmen finden während der Uebung nicht statt, jeder kommandirte Offizier erhält die betreffenden Exemplare der Generalstabskarte im Maßstabe $^{1}/_{80,000}$.

Die Funktionen der Dienstchefs und Kommandanten der hauptsächlichsten taktischen Verbände innerhalb einer Brigade oder Division werden auf die an den Uebungen theilnehmenden Offiziere vertheilt, wobei ein mehrmaliger Wechsel im Laufe der Uebung stattfinden soll. Für das Manöver einer Division giebt die Instruktion folgende Vertheilung als Anhalt:

1 Divisionskommandant,
1 Generalstabschef,
1 Kommandant der Artillerie,
1 Kommandant des Genie,
1 Kommandant der Kavallerie,
1 Chef der Verwaltungsdienste,
2 Brigadekommandanten mit 2 Lieutenants als Ordonnanzoffizieren,
4 Regimentskommandanten und
12 Bataillonschefs;

eine solche Besetzung würde also 24 Offiziere erfordern, so daß die kommandirte Zahl vollständig ausreichend ist.

Jeder Uebung soll eine Konferenz vorausgehen, in welcher der Leitende den Theilnehmern das Programm für die Uebung sowie alle sonst etwa noch erforderlich erscheinenden Details mitzutheilen hat.

Den weiteren Inhalt der „instruction sur les manoeuvres de brigade avec cadres“ bildet eine gedrängte Uebersicht der allgemein geltenden Grundsätze in Bezug auf Märsche, Kantonnements, Biwaks, Vorposten, Besetzung von Positionen und deren vertheidigungsfähige Einrichtung, Offensiv- und Defensiv-Gefechte, Rückzüge und Verfolgungen, wobei jedesmal angeführt ist, auf welche Punkte der Leitende sowohl als auch die sonst an der Uebung theilnehmenden Offiziere ihr Augenmerk hauptsächlich zu richten haben.

Es ist sozusagen ein in gedrängtester Kürze abgefaßter taktischer Kursus, den die Instruktion in ihren weiteren Abschnitten giebt, dessen Aufnahme in dieselbe wir uns nur damit erklären können, daß die Franzosen es bekanntlich lieben Alles zu reglementarisiren und zu schematisiren, womit sie in diesem

Falle aber die Selbstständigkeit des Leitenden und nicht weniger die eigene Geistesthätigkeit der einzelnen Offiziere zum großen Nachtheil für den Nutzen der Uebung eingeschränkt haben. — Wollten wir auch diesen Theil der Instruktion einer näheren Besprechung unterziehen, so würden wir unsern Lesern nur den Inhalt unserer zahlreichen taktischen Lehrbücher rekapituliren, wir beschränken uns deshalb darauf einzelne auf die Leitung der hier in Rede stehenden Uebungen selbst sich beziehende Punkte herauszugreifen.

Wie sehr man in der französischen Armee bestrebt ist Alles, selbst geringfügigere Details, von höchster Stelle aus anzuordnen und die Selbstständigkeit der Unterführer, auf die bei uns mit Recht so großer Werth gelegt wird, nicht zur Geltung kommen zu lassen, geht unter Anderem aus den beiden nächsten über die Ausführung von Märschen handelnden Abschnitten der Instruktion hervor; — in dem vom Divisionskommandeur auszufertigenden Marschbefehl soll nicht allein die Stunde, zu der die Division auf dem festgesetzten Rendezvous versammelt sein muß, sondern auch genau die Zeit angegeben werden, zu welcher die einzelnen Abtheilungen aus ihren Kantonnements aufzubrechen haben, sowie der Weg, den sie zum gemeinsamen Rendezvous marschiren müssen. — Letzteres kann in einzelnen Fällen nothwendig werden, die Aufbruchstunde aus dem Kantonnement aber muß sich jeder Truppenführer selbst berechnen.

Derartige und ähnliche Details, welche alle der Leitende selbst anordnen soll, finden sich in dem zweiten Theil der Instruktion mehrfach, sodaß derselbe — will er diesen Bestimmungen genau nachkommen — den allgemeinen Ueberblick über den Gang der Uebung leicht verlieren wird.

Eine andere Bestimmung in den Abschnitten über Märsche, die theoretisch gewiß ganz zweckentsprechend, in der Praxis jedoch den Fortgang der Uebungen wesentlich beeinträchtigen dürfte, ist die, daß bei Ausführung von Märschen während der in Rede stehenden Uebungen die einzelnen Offiziere genau an der Stelle marschiren sollen, welche sie in Wirklichkeit mit ihrer Truppe in der Kolonne einnehmen würden; — zu diesem Zweck sollen sie von dem allgemeinen Rendezvous aus um die Stunde aufbrechen, zu der die Abtheilung, welche sie befehligen, sich in Marsch setzen mußte und sollen die Distanzen während des Marsches genau innegehalten werden. Wir glauben, daß durch diese Festsetzung Besprechungen und Auseinandersetzungen mit dem Leitenden, die bei derartigen Uebungen doch die Hauptsache bilden, ungemein erschwert sind, und daß die gewiß gute Absicht, welche dieser Bestimmung zu Grunde liegt, auch dadurch erreicht werden könnte, wenn jeder Offizier die Abmarschzeit seiner Abtheilung notirt, und jedesmal wenn er für dieselbe einen Befehl erhält, berechnet, wo sie sich dann in Wirklichkeit befinden würde. Ein derartiges Verfahren läßt die Instruktion auch zu, aber nur für den Fall, daß keine berittenen Ordonnanzen zum Ueberbringen der Befehle verfügbar sind.

In dem Abschnitt über Vorposten werden dem Vorpostenkommandeur hinsichtlich der von ihm zu treffenden Maßregeln in ähnlicher Weise bestimmte Vorschriften gegeben, wie wir dies vorhin schon für die Marschbefehle des Divisionskommandeurs Gelegenheit hatten hervorzuheben.

Der Vorpostenkommandeur soll stets zwei Bataillone für den Dienst der eigentlichen Feldwachen, für welche er die Terrainlinie im Allgemeinen anzugeben hat, verwenden; — das 3. Bataillon muß mit der Batterie immer die Reserve bilden, während die Kavallerie, wenn sie nicht vor den Infanteriefeldwachen Verwendung findet, — abzüglich eines geringen den Vorposten zu überweisenden Theils derselben, — beim Gros der Division biwakirt oder kantonnirt. Natürlich hat die Instruktion hier immer die Verhältnisse bei einer Division im Auge und nimmt die Stärke der Avantgarde auf 1 Infanterieregiment, 1 Batterie und eine oder mehrere Schwadronen an. Aus welchem Grunde allemal 2 Bataillone für den Dienst der eigentlichen Vorposten verwendet werden sollen, ist uns unverständlich; in den meisten Fällen wird man mit einem Bataillon und zuweilen mit noch weniger auskommen können, es muß sich dies doch lediglich nach dem Terrain und der Ausdehnung des Abschnitts richten, welchen ich sichern will; — kann ich mit einem Bataillon auskommen, dann ist die Verwendung eines zweiten überflüssig und daher schädlich, weil unnützer Weise Kräfte vergeudet werden, — aber das Schema geht — wie man sieht — den Franzosen über Alles.

Bemerkenswerth ist eine Bestimmung im Abschnitt 14, welcher den Aufmarsch der Kolonne behandelt; — es wird dabei von der Annahme ausgegangen, daß die Division während des Marsches auf den im Vorgehen begriffenen Gegner stößt. In diesem Falle soll der Divisionskommandant die Avantgarde sofort Stellung nehmen lassen und sie durch die gesammte Artillerie der Division verstärken, während das Gros in einer weiter rückwärts zu wählenden geeigneten Position den Aufmarsch vollzieht; ist dieser ausgeführt, dann soll auch die Avantgarde mit der Artillerie in die Hauptstellung zurückgenommen werden. Auch hier wie in mehreren andern neueren französischen Instruktionen tritt das Bestreben hervor, die Artillerie von vorn herein so zahlreich wie möglich zu verwenden, ein Grundsatz der von den Franzosen im letzten Kriege weniger befolgt wurde.

Die Thätigkeit der an diesen Uebungen betheiligten Offiziere soll, wie bei unserem Kriegsspiel hauptsächlich darin bestehen, daß sie auf Grund der aus den allgemeinen Bewegungen sich ergebenden besonderen Situation die erforderlichen Anordnungen und Dispositionen für die ihnen unterstellten Truppenabtheilungen gradeso wie in der Wirklichkeit treffen, diese werden dann durch den Leitenden an Ort und Stelle geprüft, wobei derselbe des öfteren durch Suppositionen eine Aenderung der getroffenen Maßregeln herbeiführen soll.

Von der Vielschreiberei, die bekanntlich den Franzosen eigenthümlich ist,

scheint man sich auch bei diesen Uebungen nicht haben lossagen zu können; — der Leitende soll jeden Befehl, den er mündlich oder schriftlich gegeben, während der Uebung zu Papier bringen, ebenso sollen die übrigen Offiziere alle Befehle, welche sie erhalten notiren. — Auf Grund dieser Notizen muß der Leitende täglich eine kurze Relation anfertigen, aus welcher der Verlauf des Manövers genau ersichtlich ist; dieser Relation fügte er das vom Generalstabschef zu führende Marschjournal sowie alle Rapporte und Dokumente bei, welche die an der Uebung betheiligt gewesenen Offiziere eingereicht haben.

Diese fertigen ihrerseits am Schluß eines jeden Manövers einen detaillirten aber kurz gefaßten und mit den erforderlichen Krokis versehenen Bericht über den sie bezw. ihre Abtheilung betreffenden Theil der Uebung an und schicken selbigen mit allen eingegangenen Befehlen dem Leitenden ein.

Am Ende eines jeden Uebungstages soll der Leitende, wenn sich dies ausführen läßt, die Offiziere versammeln, die Berichte mit ihnen durchgehen und alle im Laufe der Uebung etwa vorgekommenen Fehler eingehend besprechen; bei diesen Versammlungen können gleichzeitig die Befehle und sonstigen Anordnungen für die Uebung des folgenden Tages erlassen werden. Dies der wesentlichste Inhalt der „instruction sur les manoeuvres de brigade avec cadres", die gewiß von dem französischen Offizierskorps als ein weiteres Mittel zur Bereicherung des militärischen Wissens mit Freuden begrüßt worden ist. — Sieht man von den kleinen Mängeln ab, die derselben, wenigstens nach unseren Anschauungen, noch hier und da anhaften und als welche wir bezeichnen möchten: die geringe dem Leitenden gelassene Selbstständigkeit und seine Ueberbürdung mit zu vielen Details, das Nichtberittensein eines Theiles der kommandirten Offiziere, die etwas zu kurz bemessene Dauer der Uebungen und die viele unnöthige Schreiberei, — so wird dieselbe bei richtiger und verständiger Leitung der durch sie angeordneten Uebungen nicht verfehlen die taktische Ausbildung der Offizierskadres zu fördern, und können wir nur bedauern, daß in unserer Armee die Geldmittel nicht verfügbar sind, um ähnliche Uebungen in solcher Ausdehnung stattfinden zu lassen.

Während die in vorstehenden Zeilen besprochene Instruktion lediglich für die Infanterie bestimmt ist, wird vom Kriegsminister eine analoge „instruction sur les manoeuvres de brigade avec cadres dans la cavalerie" für später in Aussicht gestellt. 129.

Statistik der Königl. Bayer. Militärstrafanstalt Oberhaus pro 1875 und 1876.*)

Die mit dem Jahre 1873 begonnene und 1875 veröffentlichte Statistik der militärischen Strafanstalt Oberhaus wurde für die Jahre 1875 und 1876 fortgeführt und ist beabsichtigt, im nächsten Jahre, sohin nach Ablauf von 5 Jahren eine vergleichende Zusammenstellung zu fertigen, aus welcher die Bewegung der Anzahl, der Reate und sonstigen Umstände ersichtlich sein soll und zugleich Schlüsse auf die den sittlichen Zustand beeinflussenden Faktoren abzuleiten sein dürften, wie die Statistik im Allgemeinen der Pulsfühler am Organismus der Völker und Staaten sein soll.

In dem Bestreben für letztern Zweck schon jetzt einiges Material zu gewinnen und insbesondere zu ermitteln, ob der einzelne Gefangene allenfalls das Opfer eines unglückseligen Augenblicks, eines Zufalls geworden sei, oder ob sein gegen das Gesetz verstoßendes Verhalten, das ihn an den Strafort gebracht, die nothwendige Konsequenz seines Wesens, sein zum Ausdruck gelangter Karakter sei, wurde jeder Gefangene zu einer Schilderung seines Lebenslaufes veranlaßt und hierzu der Moment der Strafbeendigung gewählt, weil bei diesem die Individuen weniger Ursache zur Zurückhaltung haben und angesichts des für sie jedenfalls freudigen Augenblicks zur offenen Mittheilung geneigter sind.

Es hatte dies folgende Ergebnisse:

1) Von circa 300 haben nur 3 fortdauernd ihre gänzliche Unschuld betheuert.

2) Bei Individuen ohne jeglichen moralischen Halt, deren Nichtswürdigkeit in der Unfähigkeit erhaltenen Eindrücken zu widerstehen zu liegen schien und deren hervorstechender Grundzug die Lügenhaftigkeit ist, stellte es sich in den meisten Fällen heraus, daß ihre Erziehung von Frauen (Mutter, Großmutter, Base) geleitet worden war.

3) Eine entschiedene Abneigung gegen den Militärstand sprachen nur 2 aus, während Viele einzelnen Vorgesetzten die Schuld ihres Unglücks zuschoben.

---

*) Die Statistik von 1873 u. 1874 s. Mil.-Wochenbl. Jahrg. 1875, Spalte 1189 u. 1209.

4) Im Allgemeinen mußte sich die Anschauung feststellen, daß die strafbare Handlung nicht unvermittelt und im Gegensatz zum sonstigen Wesen des Individuums auftrat, sondern daß sie Ausdruck des Gesammtkarakters war, die nur eines besondern Anlasses bedurfte, um sich so, wie es im Verbrechen geschah, zu manifestiren. Mit dieser Wahrnehmung stimmt die Thatsache überein, daß eine verhältnißmäßig große Anzahl Soldaten II. Klasse sich unter den Gefangenen befindet, deren Versetzung in dieselbe fakultativ war, und daß sehr viele zu wiederholten Malen in die Anstalt kommen.

Beide Kategorien sind in der Zunahme begriffen.

5) Weitaus die Mehrzahl der Gefangenen bezeichnete selbst die Trunksucht als die Ursache ihres Falles und die Quantitäten, welche einzelne konsumiren zu können behaupteten, sind geradezu erschreckend.*)

Dagegen gestehen nur wenige den Umgang mit liederlichen Weibspersonen oder geschlechtliche Ausschweifungen zu.

6) Selbstverständlich mit geeigneter Vorsicht wurde auf Spuren sozialdemokratischer Ideen ein Augenmerk gerichtet, das Resultat war aber ein rein negatives, weder die Korrespondenz noch die Aeußerungen der Gefangenen unter einander, noch deren Benehmen bei Zuredestellung oder Bestrafung ließen auf das Vorhandensein solcher Ideen oder auf die Theilnahme an derartigen Verbindungen schließen; dagegen wurde ermittelt, daß ein Gefangener einer Freimaurerverbindung angehörte.

Es mögen außerdem noch folgende Bemerkungen hier Platz finden:

Der wirthschaftlichen Thätigkeit wurde stets das eingehendste Interesse zugewendet und darin namhafte und zufriedenstellende Erfolge erzielt. Fleiß und Anstelligkeit der Gefangenen ist im Allgemeinen lobenswerth und war in dieser Beziehung zu Strafeinschreitung keine Veranlassung gegeben.

Jeder neu eintretende Gefangene mit mehr als einjähriger Strafdauer wird, falls er nicht schon einer in der Anstalt ausübbaren Profession kundig oder sonst besonders verwendbar ist, nach Anlage, Bedarf und Selbstwahl zu einem in der Anstalt betriebenen Handwerk bestimmt und sind die Resultate durchweg befriedigend.

---

*) So gab ein reitender Artillerist, Tischler, der wegen Brustleidens entlassen wurde, an: „zwanzig Maß thun mir gerade noch nicht viel", — ein anderer, ein Maurer: „ich zähle es nur bis zu 10 oder 12 Maß, dann geht's aber schnell", — ein dritter, ein kleiner Mann, während die beiden ersten große Leute sind: „wenn ich's hätte, ich tränke alle Tage 28 Maß, ertragen könnt ich's."

12—15 Maß ist das Quantum, welches die meisten dieser Individuen, ohne stark berauscht zu werden, zu sich nehmen zu können vorgeben.

Ein Anderer sagte: „ich war nicht betrunken, denn ich hatte erst 8 Maß."

Nach der Heimath war kein Unterschied zu erkennen, wohl aber sind die größten Trunkenbolde Professionisten.

Als bezeichnend für die eigene Anschauung der Leute über die Trunksucht mag die Aeußerung eines Gefangenen, der schon öfter die Anstalt frequentirte, hier angeführt werden: „Lump bin ich keiner, aber trinken thue ich gern."

Namentlich in der Schuhmacherwerkstätte überholen die Anfänger in kurzer Zeit die gelernten Schuster und liefern ganz gediegene Arbeit, wie dies auch von den bedienten Heeresabtheilungen mehrfach ausdrücklich anerkannt wurde.

Die Verwendung zur Arbeit im Freien gilt als Vergünstigung, die von den Gefangenen eifrigst angestrebt wird, sei es aus Abneigung gegen strenger zu kontrolirende Arbeit oder mit Rücksicht auf eine leichter zu ermöglichende Flucht.

Die Zahl der als Schuhmacher verwendeten Individuen ist durchschnittlich 40—50, darunter 30 Lehrlinge.

Die Zahl der Schneider ebenso.

Die Zahl der Papparbeiter 100.

Der Schreiner 4—6.

Der Büttner 1—2.

Ferner sind circa 100 zur Herstellung anderer Armeebedürfnisse verwendet und außerdem erfordert der unter unmittelbarer Leitung des Vorstandes stehende Regiebetrieb der Gärtnerei eine größere Anzahl Leute. Die Erzeugnisse werden für die Anstalt verwendet.

Obwohl selten vollständig verwendbare Gärtner oder taugliche Aufsichtsorgane zur Verfügung stehen, so ist doch das Resultat des Gärtnereibetriebes ein äußerst glückliches. Mit Hilfe derselben kann aus dem knapp bemessenen Verpflegungssatze eine gute und gesunde Nahrung verabreicht werden und ist der zufriedenstellende Gesundheitszustand und das gute Aussehen der Gefangenen nach ärztlichem Ausspruche hauptsächlich dadurch veranlaßt.

Die als Papparbeiter aufgeführten fertigen hauptsächlich die für das Zeughaus nothwendigen Hülsen, Enveloppen, Schachteln &c. &c.

Im Unterrichtswesen konnte dagegen weder die angestrebte Thätigkeit entwickelt, noch ein besonderes Resultat erzielt werden.

Der Grund liegt im Mangel geeigneter Lehrorgane.

Nach den provisorischen Bestimmungen ist die Anstalt auf die Zufälligkeit des Vorhandenseins von Gefangenen angewiesen, die sich zum Lehrer eignen; aber selbst wenn diese selten eintretende Voraussetzung gegeben ist, bildet der dem Mitgefangenen anklebende Autoritätsmangel ein solches Hinderniß, daß nichts Ersprießliches zu erwarten ist. Es gilt dies sowohl vom Elementar- wie vom Turnunterrichte, während der allgemeine Dienstunterricht vom Aufsichtspersonale in genügender Weise ertheilt wird.

Der große Wechsel der Gefangenen und der Arbeitsbetrieb werden der Organisation des Unterrichts jedoch immer große Schwierigkeiten entgegenstellen.

Die Herren Hausgeistlichen der beiden christlichen Konfessionen hatten die Güte, ihre Wahrnehmungen über den sittlichen und religiösen Zustand der Gefangenen mitzutheilen.

Die von ihnen gewonnenen Anschauungen sind verschiedene.

Der protestantische Pfarrer spricht sich anerkennend über zahlreiche Betheiligung am Gottesdienste (die übrigens obligat ist), die wahrgenommene Vorliebe für die Gesangsübungen, das Benehmen im Gottesdienste und im Verkehre mit dem Seelsorger aus.

Der katholische Kurat beklagt, daß nur einige wenige zur Selbsterkenntniß gelangen, während bei den meisten Rohheit, Gleichgiltigkeit gegen die zuerkannte Strafe, Mangel an Pflichtbewußtsein, Lügenhaftigkeit und Mangel eines jeglichen Autoritätsgefühls die Verderbtheit zum Ausdrucke bringen.

1875.

A. Allgemeine Uebersicht.

1) In der militärischen Strafanstalt waren am 31. Dezember 1874 . . .		288
Der Zugang des Jahres 1875 beträgt:		303
Es wurden sohin in der Anstalt während des Jahres detinirt:		591
Hievon a. gingen ab nach erstandener Strafe . . .	298	
b. als vorläufig entlassen	27	
c. begnadigt	9	
d. gestorben	2	
e. entwichen	4	
	340	340
Rest pro 31. Dezember 1875		251

---

2) Es trifft 1 Militärsträfling auf 9353 der männlichen Bevölkerung des Königreichs und 1 Militärsträfling auf 191 Mann des Friedenspräsenzstandes der Armee.

---

3) Diese 303 vertheilen sich nach den Abtheilungen und Reaten: (bei konkurrirenden Reaten ist der schwerere, bei konkurrirender Fahnenflucht jedoch immer diese eingesetzt).

Abtheilung.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinations-verletzung.	Diebstahl, Unterschlagung Betrug ꝛc.	Anderes.	Summa.
Leib-Regt.	6	3	2	3	—	14
1. Inf.-Regt.	16	3	—	3	4	26
2. "	9	3	5	6	2	25
3. "	1	3	—	1	2	7
4. "	3	1	3	3	—	10
5. "	—	1	—	2	—	3
6. "	4	2	4	—	1	11
7. "	1	—	3	—	1	5
8. "	1	5	1	2	—	9
9. "	—	—	1	2	—	3
10. "	—	2	—	2	1	5
11. "	—	3	5	3	4	15
12. "	1	3	5	3	—	12
13. "	1	1	1	4	2	9
14. "	4	4	2	—	—	10
15. "	—	2	—	1	—	3
Summa:	47	36	32	35	17	167
1. Jäg.-Bat.	—	—	1	—	—	1
2. "	—	—	—	—	2	2
3. "	2	—	2	—	1	5
4. "	2	—	—	2	1	5
5. "	—	—	2	1	1	4
6. "	—	—	—	2	1	3
7. "	1	—	2	—	—	3
8. "	1	1	1	1	3	7
9. "	—	—	1	2	—	3
10. "	—	—	—	1	1	2
Summa:	6	1	9	9	10	35

Abtheilung.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinations-verletzung.	Diebstahl, Unterschlagung Betrug ꝛc.	Anderes.	Summa.
1. Kür.-Regt.	3	—	1	2	1	7
2. "	—	—	—	—	—	—
1. Ul.-Regt.	1	1	2	—	—	4
2. "	—	1	2	1	—	4
1. Chev.-Regt.	—	—	—	—	—	—
2. "	—	1	—	2	1	4
3. "	5	3	1	—	3	12
4. "	—	—	1	1	2	4
5. "	—	2	3	1	—	6
6. "	—	1	4	4	1	10
Summa:	9	9	14	11	8	51
1. Fld. Art. Rgt.	3	—	—	4	—	7
2. "	2	1	—	3	1	7
3. "	1	2	—	2	—	5
4. "	—	—	1	1	—	2
Summa:	6	3	1	10	1	21
1. Fuß-Art. Rgt	—	—	—	1	—	1
2. "	—	1	—	—	1	2
Summa:	—	1	—	1	1	3
1. Train-Bat.	1	1	1	1	—	4
2. "	—	—	1	—	—	1
Summa:	1	1	2	1	—	5
1. Pion.-Bat.	1	3	1	2	—	7
2. "	—	—	—	—	—	—
Summa:	1	3	1	2	—	7
Equit.-Anst.	3	—	—	—	—	3
Feuerwkomp.	2	—	—	—	—	2
Arb.-Abthlg.	—	1	7	—	1	9

Rekapitulation.

Infanterie	167,	sohin	1	Mann	auf	159	Mann	des	Friedespräsenzstandes zu	26600
Jäger	35,	"	1	"	"	157	"	"	"	5500
Kavallerie	51,	"	1	"	"	141	"	"	"	7200
Feld-Artillerie	21,	"	1	"	"	166	"	"	"	3500
Fuß-Artillerie	3,	"	1	"	"	666	"	"	"	2000
Train	5,	"	1	"	"	220	"	"	"	1100
Pioniere	7,	"	1	"	"	158	"	"	"	1100
Equit.-Anstalt	3,	"	1	"	"	66	"	"	"	200
Feuerwerks-Komp.	2,	"	1	"	"	186	"	"	"	186
Arbeiter-Abtheilung	9	ohne Normirung des Standes.								
Summa:	303									

4) Von den 303 wurde die strafbare Handlung begangen:

	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
im 1. Dienstjahre	16	14	9	18	9	66
im 2. Dienstjahre	22	16	27	23	11	99
im 3. Dienstjahre	33	23	26	21	12	115
als Reservist	3	1	1	1	1	7
als Landwehrmann unter der Fahne	—	2	—	—	1	3
als Landwehrmann nicht unter der Fahne	—	—	1	—	—	1
Kapitulant	1	2	2	7	—	12
Summa:	75	58	66	70	34	303

5) Von den 303 waren ursprünglich:

	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
ausgehoben	69	51	59	60	32	271
freiwillig zugegangen	6	7	7	10	2	32
Summa:	75	58	66	70	34	303

6) Darunter befanden sich:

	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
Unteroffiziere	2	6	6	14	3	31
Gemeine	73	52	60	56	31	272
Summa:	75	58	66	70	34	303

7) Die Gesammtdauer der verhängten Strafen beträgt 3169 Monate.
Die Durchschnittsstrafdauer 10 Monate 13²/₃ Tage.
Die höchste Strafdauer 5 Jahre.
Die niedrigste 3 Monate 15 Tage.

8) Nach der Strafdauer hatten:

über 3, doch unter 6 Monate	104
von 6 Monaten, doch unter 1 Jahr	101
1 Jahr, doch unter 2 Jahren	56
2 Jahre, doch unter 3 Jahren	27
3 Jahre, doch unter 5 Jahren	13
5 Jahre	2
Summa:	303

9) Hiervon wurden abgeurtheilt von:

Gericht.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
Untergerichten	58	—	8	12	5	83
Milit.-Bez.-Gericht München . .	13	38	32	40	19	142
" " " Würzburg . .	1	13	23	14	5	56
" " " Germersheim .	3	7	3	3	—	16
Zivilgerichten	—	—	—	1	5	6
Summa:	75	58	66	70	34	303

10) Hiervon waren:
Katholiken 240, sohin 1 Mann auf 14435 Seelen der kath. Gesammtbevölkerung Bayerns.
Protestanten 63, " 1 " " 21258 " " protest. " "
Summa: 303

Konfession.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
katholisch	64	43	50	53	30	240
protestantisch	11	15	16	17	4	63
Summa:	75	58	66	70	34	303

Heimath.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
München	22	3	5	4	3	37
Oberbayern	12	7	4	9	3	35
Niederbayern	12	11	10	14	12	59
Pfalz	6	9	11	8	2	36
Oberpfalz	2	4	7	2	5	20
Oberfranken	2	3	6	5	3	19
Mittelfranken	8	4	5	8	—	25
Unterfranken	4	6	3	12	2	27
Schwaben	6	7	14	5	2	34
Württemberg	—	1	1	1	1	4
Sachsen	—	1	—	—	—	1
Preußen	1	2	—	2	1	6
Summa:	75	58	66	70	34	303

11) Hiervon waren:

	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl.	Anderes.	Summa.
ehelich geboren	56	50	57	50	31	244
außerehelich .	19	8	9	20	3	59
Summa:	75	58	66	70	34	303

12) Nach der Heimath waren dieselben:

aus München	37,	sohin 1 Mann auf 2213 der männlichen Bevölkerung der Stadt.
aus Oberbayern, München abgerechnet,	35,	„ 1 „ „ 9591 „ „ „ des Kreises ohne München.
aus Niederbayern	59,	„ 1 „ „ 4994 „ „ „ des Kreises.
aus der Pfalz	36,	„ 1 „ „ 8247 „ „ „ „ „
aus Oberpfalz	20,	„ 1 „ „ 11949 „ „ „ „ „
aus Oberfranken	19,	„ 1 „ „ 13780 „ „ „ „ „
aus Mittelfranken	25,	„ 1 „ „ 11298 „ „ „ „ „
aus Unterfranken	27,	„ 1 „ „ 10494 „ „ „ „ „
aus Schwaben	34,	„ 1 „ „ 8265 „ „ „ „ „
aus Württemberg	4	
aus Sachsen	1	
aus Preußen	6	
Summa:	303	

13) Nach dem bürgerlichen Berufe waren die Bestraften:

Beschäftigung.	Unerl. Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.	Beschäftigung.	Unerl. Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Bauern und landwirthschaftliche Arbeiter . .	26	11	23	27	11	98	Uebertrag:	39	26	31	43	20	159
Kommis	3	1	—	2	2	8	Maler	—	—	—	—	1	1
Scribenten	—	—	1	2	—	3	Maurer	9	4	5	8	4	30
Städtische Tagelöhner und Fabrikarbeiter . .	—	5	1	3	2	11	Metzger	6	1	4	1	2	14
Bäcker	1	1	—	3	1	6	Müller	1	6	3	—	2	12
Bergmann	—	1	—	—	—	1	Musiker	1	—	1	—	—	2
Bräuer	3	1	—	2	1	7	Sattler u. Tapezierer .	1	2	1	1	—	5
Buchbinder	—	—	—	—	1	1	Schäffler	—	2	3	—	—	5
Bauzeichner	1	—	—	—	1	2	Schlosser u. Mechaniker	2	2	1	4	1	10
Konditor	—	2	1	—	—	3	Schmied	1	4	3	3	1	12
Forstbedienstete . . .	—	—	—	2	—	2	Schneider	4	4	1	1	1	11
Gerber	—	—	1	—	—	1	Schreiner	4	2	6	2	—	14
Glaser	1	—	—	—	—	1	Schriftsetzer	1	—	1	—	—	2
Hafner	—	—	1	—	1	2	Schuhmacher	3	2	3	3	2	13
Kellner	1	1	1	2	—	5	Seiler	—	1	1	—	—	2
Kaminkehrer	1	—	—	—	—	1	Spängler	1	—	1	—	—	2
Korbmacher	—	1	1	—	—	2	Stallknecht	—	1	—	—	—	1
Kupferschmied	—	1	—	—	—	1	Weber	1	—	1	1	—	3
Lithographen	2	1	1	—	—	4	Zimmermann	1	1	—	3	—	5
Summa:	39	26	31	43	20	159	Total-Summa:	75	58	66	70	34	303

14) Von den 303 waren 205 wegen einzelner Reate
98 wegen mehrerer konkurrirender Reate bestraft worden.

Nach den begangenen schweren strafbaren Handlungen waren 206 militärische,
97 gemeinstrafrechtliche Reate.

a. Militärische Reate:

Unerlaubte Entfernung	75
Fahnenflucht	58
Vorschützen von Gebrechen	3
Strafbare Handlung gegen die Pflichten militärischer Unterordnung	66
Mißbrauch der Dienstgewalt	2
Rechtswidriger Waffengebrauch	1
Unterlassung der Beaufsichtigung von Untergebenen	1
	206

b. Gemeinstrafrechtliche Reate:

Beleidigung des Landesherrn	1
Widerstand	6
Meineid	1
Vergehen gehen die Sittlichkeit	1
Körperverletzung	16
Diebstahl, Unterschlagung, Betrug und Fälschung	70
Sachbeschädigung	1
Jagdfrevel	1
	97

B.

1) Von den 75 wegen unerlaubter Entfernung Bestraften trifft:

1 auf	31430	der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 auf	644	des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 kathol. auf	54130	der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 protest. auf	121752	der protest. " "
1 auf	566	Mann der Infanterie des Friedenzpräsenzstandes.
1 auf	917	" " Jäger " "
1 auf	800	" " Kavallerie " "
1 auf	583	" " Feld-Artillerie des "
1 auf	1100	" des Trains " "
1 auf	1100	" " Pionierkorps " "

---

2) Nach der Heimath sind:

22,	sohin 1 auf	3717	der männlichen Bevölkerung der Stadt München.
12,	" 1 "	27975	" " " Oberbayerns ohne München.
12,	" 1 "	24555	" " " Niederbayerns.
6,	" 1 "	49651	" " " der Pfalz.
2,	" 1 "	119494	" " " der Oberpfalz.
2,	" 1 "	130418	" " " von Oberfranken.
8,	" 1 "	35306	" " " " Mittelfranken.
4,	" 1 "	70834	" " " " Unterfranken.
6,	" 1 "	46771	" " " " Schwaben.
1	aus Preußen.		
75			

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
1,55	2		Uebertr.: 44
1,56	3	1,67	5
1,59	2	1,68	3
1,61	3	1,69	3
1,62	12	1,70	5
1,63	6	1,71	5
1,64	5	1,73	4
1,65	5	1,74	3
1,66	6	1,81	3
	44		75

4) Nach Farbe der Haare und Augen.

schwarze Haare — schwarze Augen	1		
" " — braune "	6		
" " — blaue "	—		
" " — graue "	—		
		7	
braune " — schwarze "	—		
" " — braune "	14		
" " — blaue "	4		
" " — graue "	8		
		26	
blonde " — braune "	8		
" " — blaue "	12		
" " — graue "	22		
rothe " — blaue "	—		
		42	
		75	

C.

1) Von den 58 wegen Fahnenflucht Verurtheilten trifft:
1 auf 40643 der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 auf 833 des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 auf 80566 der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 auf 89285 " protest. " "
1 auf 739 Mann der Infanterie des Friedenzpräsenzstandes.
1 auf 5500 " " Jäger " "
1 auf 800 " " Kavallerie " "
1 auf 1133 " " Feld-Artillerie des "
1 auf 2000 " " Fuß-Artillerie " "
1 auf 1100 " des Trains " "
1 auf 366 " der Pioniere " "

2) Nach der Heimath sind:
3, sohin trifft 1 auf 27258 der männlichen Bevölkerung aus der Stadt München.
7, " " 1 " 47958 " " " Oberbayerns ohne "
11, " " 1 " 26787 " " " Niederbayerns.
9, " " 1 " 33100 " " " der Pfalz.
4, " " 1 " 59747 " " " der Oberpfalz.
3, " " 1 " 87279 " " " von Oberfranken.
4, " " 1 " 70612 " " " " Mittelfranken.
6, " " 1 " 47223 " " " " Unterfranken.
7, " " 1 " 40089 " " " " Schwaben.
1 Württemberg.
1 Sachsen.
2 Preußen.
58

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
1,57	1		Uebertr.: 34
1,58	3	1,67	6
1,59	2	1,68	1
1,60	1	1,69	8
1,61	2	1,70	3
1,62	4	1,71	2
1,63	8	1,73	1
1,64	5	1,74	1
1,65	5	1,75	1
1,66	3	1,76	1
	34		58

4) Nach der Farbe der Haare und Augen:

schwarze	Haare	—	schwarze	Augen	—	
=	=	—	braune	=	4	
=	=	—	blaue	=	2	
=	=	—	graue	=	—	
						6
braune	=	—	schwarze	=	—	
=	=	—	braune	=	4	
=	=	—	blaue	=	1	
=	=	—	graue	=	5	
						10
blonde	=	—	braune	=	1	
=	=	—	blaue	=	10	
=	=	—	graue	=	29	
rothe	=	—	graue	=	2	
						42
						58

D.

1) Von den 66 wegen strafbarer Handlungen gegen die Pflichten militärischer Unterordnung Bestraften trifft:

1 auf 35716 der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 = 732 des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 = 69087 der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 = 89285 der protest. = =
1 = 831 Mann der Infanterie des Friedenspräsenzstandes.
1 = 611 = = Jäger = =
1 = 514 = = Kavallerie = =
1 = 3500 = = Feld-Artillerie des =
1 = 550 = des Trains = =
1 = 1100 = der Pioniere = =

2) Nach der Heimath sind:

5, sohin trifft 1 auf 16355 der männlichen Bevölkerung der Stadt München.
4, = = 1 = 83676 = = = Oberbayerns ohne München.
10, = = 1 = 29465 = = = Niederbayerns.
11, = = 1 = 27082 = = = der Pfalz.
7, = = 1 = 34141 = = = der Oberpfalz.
6, = = 1 = 43639 = = = von Oberfranken.
5, = = 1 = 56490 = = = = Mittelfranken.
3, = = 1 = 94446 = = = = Unterfranken.
14, = = 1 = 20045 = = = = Schwaben.
1 Württemberg.

3) Nach der Größe sind:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
1,58	3		Uebertr.: 33
1,59	1	1,66	9
1,60	4	1,67	7
1,61	1	1,68	7
1,62	2	1,69	4
1,63	9	1,70	4
1,64	7	1,71	1
1,65	6	1,74	1
	33		66

4) Nach der Farbe der Haare und Augen:

schwarze Haare	—	schwarze Augen		—	
„ „	—	braune	„	8	
„ „	—	blaue	„	—	
„ „	—	graue	„	—	
					8
braune „	—	schwarze	„	—	
„ „	—	braune	„	15	
„ „	—	blaue	„	1	
„ „	—	graue	„	9	
					25
blonde „	—	braune	„	1	
„ „	—	blaue	„	9	
„ „	—	graue	„	21	
					31
rothe „	—	graue	„	2	2
					66

E.

1) Von den 70 wegen Diebstahls, Betruges, Unterschlagung oder Fälschung Verurtheilten trifft:

1 auf 33675 der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 „ 690 des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 „ 65365 der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 „ 78780 der protest. „ „
1 „ 760 Mann der Infanterie des Friedenspräsenzstandes.
1 „ 611 „ „ Jäger „ „
1 „ 654 „ „ Kavallerie „ „
1 „ 350 „ „ Feld-Artillerie des „
1 „ 2000 „ des Trains „ „
1 „ 550 „ der Pioniere „ „

2) Nach der Heimath sind:

4, sohin trifft 1 auf 20443 der männlichen Bevölkerung der Stadt München.
9, „ „ 1 „ 37300 „ „ „ des Kreises Oberbayern ohne München.
14, „ „ 1 „ 21047 „ „ „ des Kreises Niederbayern.
8, „ „ 1 „ 37236 „ „ „ „ „ Pfalz.
2, „ „ 1 „ 119495 „ „ „ „ „ Oberpfalz.
5, „ „ 1 „ 52367 „ „ „ „ „ Oberfranken.
8, „ „ 1 „ 34056 „ „ „ „ „ Mittelfranken.
12, „ „ 1 „ 23611 „ „ „ „ „ Unterfranken.
5, „ „ 1 „ 56125 „ „ „ „ „ Schwaben.
2 aus Preußen.
1 aus Würtemberg.
70

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
1,56	1		
1,57	1		Uebertr.: 47
1,58	1	1,70	5
1,62	5	1,71	4
1,63	7	1,72	5
1,64	4	1,73	1
1,65	7	1,74	1
1,66	9	1,75	5
1,67	9	1,80	1
1,68	3	1,81	1
	47		70

4) Nach Farbe der Haare und Augen.

schwarze Haare	— schwarze Augen	—	
„ „	— braune „	10	
„ „	— blaue „	1	
„ „	— graue „	—	
			11
braune „	— schwarze „	—	
„ „	— braune „	12	
„ „	— blaue „	6	
„ „	— graue „	10	
			28
blonde „	— braune „	3	
„ „	— blaue „	8	
„ „	— graue „	20	
			31
			70

F.

Hinsichtlich der Disziplin:

Disziplinarstrafen wurden verhängt: 255

Vom Untergerichte wurden abgeurtheilt: 11

In strafrechtliche Untersuchung wurden gezogen und vom königl. Militär-Bezirks-gericht München verurtheilt 4

G.

Die Religionsübungen wurden wie in den Vorjahren fortgesetzt.
Die Zahl der protest. Kommunikanten betrug: 92.

H.

Der Gesundheitszustand der Gefangenen ist ein günstiger zu nennen und das Aussehen derselben, selbst der länger in der Anstalt befindlichen gesund.

Epidemien sind seit der Skorbutepidemie im Jahre 1873 (77 Mann) nicht aufgetreten. Typhus kam in vier Jahren ein Fall vor, Skorbut tritt sporadisch auf, andere Krankheiten vereinzelt; die Schlaf- und Arbeitsräume sind gesund, nicht feucht; die Kost hinreichend und der den Gefangenen zugemutheten Arbeit entsprechend.

Für hinreichende Desinfektion ist gesorgt.

J.

Arbeit.

Außer der Beschaffung des vollständigen Bedarfs der Anstalt an allen Kleidungsstücken, Einrichtungsgegenständen und Requisiten wurden für verschiedene Heeres-Abtheilungen gefertigt:

	Neu gefertigt.	Reparirt.
Waffenröcke	600	186
Tuchhosen	2675	47
Mäntel	59	—
Reitstiefel	617 Paar	—
Vorschuhe	50	—
Halbstiefel	1230	—
Pantoffel	1311	—

1876.

A. Allgemeine Uebersicht.

1) In der militärischen Strafanstalt waren am 31. Dezember 1875			251
Der Zugang des Jahres 1876 beträgt			351
Es wurden in der Anstalt während des Jahres detinirt			602
Hiervon gingen ab:			
	a. nach erstandener Strafe	307	
	b. als vorläufig entlassen	38	
	c. begnadigt	10	
	d. gestorben	6	
	e. entwichen	1	
		362	362
Rest pro 31. Dezember 1876			240

2) Es trifft 1 Militärsträfling auf 6747 Mann der männlichen Bevölkerung des Königreichs.
Es trifft 1 Militärsträfling auf 138 Mann des Friedenspräsenzstandes der Armee.

3) Diese 351 vertheilen sich nach den Abtheilungen und Reaten (bei konkurrirenden Reaten ist der schwerere, bei konkurrirender Fahnenflucht immer diese eingesetzt):

Abtheilung.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverletzung.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Leib-Regt.	3	3	1	5	3	15
1. Inf.-Regt.	16	2	—	4	5	27
2. "	2	—	1	4	5	12
3. "	—	2	3	1	—	6
4. "	2	5	1	2	1	11
5. "	1	2	—	2	—	5
6. "	—	2	2	2	1	7
7. "	1	2	—	1	—	4
8. "	2	3	1	2	1	9
9. "	3	—	6	4	2	15
10. "	1	3	2	—	4	10
11. "	1	2	7	3	7	20
12. "	1	3	1	—	1	6
13. "	—	2	2	3	4	11
14. "	4	—	3	1	1	9
15. "	2	1	7	1	1	12
Summa:	39	32	37	35	36	179
1. Jäger-Bat.	—	2	2	—	—	4
2. "	1	1	—	—	1	3
3. "	—	2	—	2	1	5
4. "	—	—	—	—	—	—
5. "	—	—	—	—	—	—
6. "	—	1	—	2	5	8
7. "	—	1	1	2	—	4
8. "	—	1	—	2	1	4
9. "	1	—	—	1	3	5
10. "	—	—	—	1	1	2
Summa:	2	8	3	10	12	35

Abtheilung.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverletzung.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
1. Kür.-Regt.	2	1	—	2	1	6
2. "	—	1	1	—	—	2
1. Ulan.-Regt.	—	—	—	—	1	1
2. "	—	1	1	—	—	2
1. Chev.-Regt.	3	—	2	3	1	9
2. "	1	1	—	1	2	5
3. "	10	—	1	2	1	14
4. "	2	—	1	1	—	4
5. "	—	2	2	1	1	6
6. "	—	—	1	1	2	4
Summa:	18	6	9	11	9	53
1. Feld-Art.	3	—	4	2	1	10
2. "	3	2	1	1	—	7
3. "	5	—	2	—	3	10
4. "	—	1	2	—	—	3
Summa:	11	3	9	3	4	30
1. Fuß-Art.	—	—	1	4	1	6
2. "	—	2	1	1	2	6
Summa:	—	2	2	5	3	12
1. Pion.-Bat.	—	1	—	1	1	3
2. "	—	—	2	2	1	5
Summa:	—	1	2	3	2	8
1. Train-Bat.	1	1	3	1	2	8
2. "	1	—	—	—	1	2
Summa:	2	1	3	1	3	10
Equit.-Anst.	2	1	—	—	—	3
Feuerw.-Komp	—	—	1	—	—	1
Eisenb.-Komp.	—	1	—	—	—	1
Arbeiter-Abth.	10	2	3	—	1	16
Besoldeter Landwehrst.	—	1	—	—	—	1
Landw.-Bat. früherer Org.	—	—	—	1	—	1
In Landwehr-Kontrole steh.	—	—	1	—	—	1

Rekapitulation.

Infanterie	179,	sohin	1 Mann	auf	149	des Friedenspräsenzstandes	zu	26600.
Jäger	35,	"	1 "	"	157	" "	"	5500.
Kavallerie	53,	"	1 "	"	138	" "	"	7200.
Feld-Artillerie	30,	"	1 "	"	116	" "	"	3500.
Fuß-Artillerie	12,	"	1 "	"	166	" "	"	2000.
Pioniere	8,	"	1 "	"	137	" "	"	1100.
Train	10,	"	1 "	"	110	" "	"	1100.
Equitations-Anstalt	3,	"	1 "	"	66	" "	"	200.
Feuerwerks-Kompagnie	1,	"	1 "	"	186	" "	"	186.
Eisenbahn-Kompagnie	1,	"	1 "	"	124	" "	"	124.
Arbeiter-Abtheilung	16,	nicht normirt.						
Besoldeter Landwehrstamm	1.							
Landw.-Bat. früherer Org.	1.							
In Landw.-Kontrole stehend	1.							
	351.							

4) Von den 351 wurde die strafbare Handlung begangen.

Dienstzeit.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl &c.	Anderes.	Summa.
Vor der Einreihung .	—	—	—	1	9	10
1. Dienstjahr . . .	12	20	8	14	20	74
2. " . . .	33	14	33	23	20	123
3. " . . .	37	18	27	24	18	124
Reserve	1	—	—	1	1	3
Landwehr.	1	4*	—	—	—	5
Kapitulanten. . . .	1	2	1	6	2	12
Summa:	85	58	69	69	70	351

5) Von den 351 waren:

Zugegangen.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl &c.	Anderes.	Summa.
Freiwillig . .	15	8	2	10	7	42
Ausgehoben .	70	50	67	59	63	309
Summa:	85	58	69	69	70	351

*) Während der Mobilmachung begangen und später zur Bestrafung gekommen.

6) Darunter befanden sich:

Charge.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Unteroffiziere .	2	7	2	6	9	26
Gemeine . .	83	51	67	63	61	325
Summa:	85	58	69	69	70	351

7) Die Gesammtdauer der verhängten Strafen beträgt 3640 Monate 24 Tage.
Die Durchschnittsstrafdauer 1 Jahr 12 Tage.
Die höchste Strafe 8 Jahre.
Die niedrigste Strafe 3 Monat 1 Tag.

8) Nach der Strafdauer hatten:

über 3, doch unter 6 Monate	139
von 6 Monaten, doch unter 1 Jahr . .	115
1 Jahr, doch unter 2 Jahren	66
2 Jahre, doch unter 3 Jahren	18
3 Jahre, doch unter 5 Jahren	5
5 Jahre und darüber	8
	351

9) Hiervon wurden abgeurtheilt von:

Gericht.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Untergerichten	78	—	11	16	7	112
Milit.-Bez.-Gericht München . .	7	33	39	33	34	146
" " Würzburg	—	25	19	16	13	73
Zivilgerichten	—	—	—	4	16	20
Summa:	85	58	69	69	70	351

10) Hiervon waren:
Katholiken 272, sohin 1 auf 12772 Seelen der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
Protestanten 79, " 1 " 16953 " " protest. " "
Summa: 351.

Diese vertheilen sich:

Katholiken.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Katholiken . .	70	43	51	52	56	272
Protestanten .	15	15	18	17	14	79
Summa:	85	58	69	69	70	351

11) Hievon waren:

	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
ehelich geboren	57	49	61	60	62	289
außerehelich geboren	28	9	8	9	8	62
Summa:	85	58	69	69	70	351

12) Nach der Heimath waren dieselben aus:

München	28,	sohin	1	Mann	auf	3250	der	männlichen Bevölkerung	der Stadt.
Oberbayern	46,	„	1	„	„	7097	„	„ „	des Kreises.
Niederbayern	66,	„	1	„	„	4464	„	„ „	„ „
Pfalz	32,	„	1	„	„	9309	„	„ „	„ „
Oberpfalz	34,	„	1	„	„	7029	„	„ „	„ „
Oberfranken	29,	„	1	„	„	9028	„	„ „	„ „
Mittelfranken	33,	„	1	„	„	8559	„	„ „	„ „
Unterfranken	37,	„	1	„	„	7658	„	„ „	„ „
Schwaben	28,	„	1	„	„	10008	„	„ „	„ „
Baden	2.								
Preußen	11.								
Sachsen	4.								
Württemberg	1.								
	351								

und vertheilen sich:

Heimath	Unerl. Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
München	17	5	2	1	3	28
Oberbayern . . .	15	4	8	10	9	46
Niederbayern . . .	12	6	11	13	21	63
Pfalz	5	10	5	9	3	32
Oberpfalz	5	2	7	7	13	34
Oberfranken . . .	4	5	5	6	9	29
Mittelfranken . . .	12	5	11	4	1	33
Unterfranken . . .	8	5	8	10	6	37
Schwaben	6	10	6	5	1	28
Baden	—	—	—	—	2	2
Preußen	1	4	2	2	2	11
Sachsen	—	1	2	1	—	4
Württemberg . . .	—	1	2	1	—	4
Summa:	85	58	69	69	70	351

13) Nach dem bürgerlichen Berufe waren die Bestraften:

Beschäftigung.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Bauern und landwirthschaftliche Arbeiter	20	16	18	25	22	101
Städtische Tagelöhner und Fabrikarbeiter	5	4	5	8	5	27
Kommis	2	1	2	2	2	9
Apotheker	—	—	1	—	—	1
Bader	—	—	1	—	—	1
Bäcker	—	2	—	2	2	6
Bauzeichner	—	2	—	1	—	3
Bräuer	—	1	2	4	—	7
Bildhauer	1	—	—	—	—	1
Dachdecker	1	—	—	—	—	1
Gärtner	1	—	—	—	2	3
Gerber	—	—	—	1	2	3
Glaser	1	—	1	—	—	2
Handschuhmacher	—	1	—	—	—	1
Kellner	—	3	—	1	—	4
Korbmacher	—	—	—	2	—	2
Lehrer	—	—	1	—	—	1
Maler	—	—	—	1	—	1
Kutscher	1	—	1	—	—	2
Aus verschiedenen Schulen entlassen, ohne Berufswahl	1	1	2	1	—	5
Maurer	10	8	5	3	3	29
Mechaniker	2	2	—	—	—	4
Seite:	45	41	39	51	38	214

Beschäftigung.	Unerlaubte Entfernung.	Fahnenflucht.	Subordinationsverl.	Diebstahl 2c.	Anderes.	Summa.
Uebertrag:	45	41	39	51	38	214
Messerschmied	—	1	—	—	—	1
Metzger	4	1	6	—	4	15
Müller	2	1	2	—	4	9
Musiker	2	2	1	1	—	6
Sattler und Säckler	1	—	—	1	2	4
Schäffler	2	—	—	—	2	4
Schreiber	—	1	—	1	3	5
Schneider	6	2	3	2	2	15
Seiler	—	1	1	—	2	4
Schriftsetzer	1	—	1	—	—	2
Schlosser	—	3	3	4	2	12
Schmied	—	1	2	1	2	6
Schauspieler	—	1	—	—	—	1
Schuster	10	2	5	4	2	23
Spängler	3	1	1	—	—	5
Steindrucker	1	—	—	—	—	1
Schreiner	4	—	4	2	2	12
Uhrmacher	1	—	1	—	—	2
Wagner	1	—	—	—	—	1
Zimmermann	1	—	—	2	5	8
Zinngießer	1	—	—	—	—	1
Summa:	85	58	69	69	70	351

14) Von den 351 waren 243 wegen einzelner Reate,
108 wegen mehrerer konkurrirender Reate bestraft worden.

Nach den begangenen schwereren Reaten waren:
227 militärische
124 gemeinstrafrechtliche.

a. militärische Reate.

Unerlaubte Entfernung	85
Fahnenflucht	58
Selbstbefreiung	1
Selbstbeschädigung	3
Vorschützen von Gebrechen	1
Strafbare Handlungen gegen die Pflichten militärischer Unterordnung	69
Mißbrauch der Dienstgewalt	5
Verletzung besonderer Dienstpflicht	3
Gefangenbefreiung	1
Trunkenheit im Dienste	1
	227

b. gemeinstrafrechtliche Reate.

Widerstand gegen die Staatsgewalt	6
Hausfriedensbruch	1
Vergehen gegen die Sittlichkeit	4
Beleidigung	1
Körperverletzung	38
Diebstahl, Unterschlagung, Betrug und Fälschung	69
Raub	1
Sachbeschädigung	4
	124

B.

1) Von den 85 wegen unerlaubter Entfernung Bestraften trifft:

1 auf 27860 der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 „ 568 des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 kath. auf 49064 der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 prot. „ 89285 der protest. „ „
1 auf 682 Mann der Infanterie des Friedenspräsenzstandes.
1 „ 2750 „ „ Jäger „ „
1 „ 400 „ „ Kavallerie „ „
1 „ 318 „ „ Feldartillerie des „
1 „ 550 „ des Trains „ „
1 „ 110 „ der Equitations-Anstalt „

2) Nach der Heimath sind:

17, sohin 1 auf 5353 der männlichen Bevölkerung Münchens.
15, „ 1 „ 21765 „ „ „ Oberbayerns ohne München.
12, „ 1 „ 24555 „ „ „ Niederbayerns.
5, „ 1 „ 59581 „ „ „ der Pfalz.
5, „ 1 „ 47798 „ „ „ der Oberpfalz.
4, „ 1 „ 65459 „ „ „ von Oberfranken.
12, „ 1 „ 23537 „ „ „ „ Mittelfranken.
8, „ 1 „ 35417 „ „ „ „ Unterfranken.
6, „ 1 „ 46704 „ „ „ „ Schwaben.
1 aus Preußen.

85

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
			Uebertr.: 57
1,56	1	1,68	8
1,57	2	1,69	3
1,61	4	1,70	4
1,62	13	1,71	3
1,63	5	1,73	4
1,64	4	1,74	3
1,65	9	1,76	2
1,66	6	1,77	1
1,67	13		
	57		85

4) Nach der Farbe der Haare und Augen:

schwarze Haare	— schwarze Augen	5	
= =	— braune =	9	
			14
braune =	— schwarze =	1	
= =	— braune =	7	
= =	— blaue =	2	
= =	— graue =	10	
			20
blonde =	— braune =	6	
= =	— blaue =	12	
= =	— graue =	33	
			51
			85

C.

1) Von den 58 wegen Fahnenflucht Verurtheilten trifft:

1 auf	40830	der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 =	833	des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 kathol. auf	80566	der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 protest. =	89284	= protest. = =
1 auf	831	Mann der Infanterie des Friedenspräsenzstandes.
1 =	687	= = Jäger = =
1 =	1200	= = Kavallerie = =
1 =	1166	= = Feldartillerie des =
1 =	1000	= = Fußartillerie = =
1 =	1100	= des Trains = =
1 =	1100	= = Pionierkorps = =

2) Nach der Heimath sind:

5,	sohin 1 auf	18200	der männlichen Bevölkerung der Stadt München.
4,	= 1 =	81619	= = = des Kreises Oberbayern ohne München.
6,	= 1 =	49109	= = = des Kreises Niederbayern.
10,	= 1 =	29790	= = = = = Pfalz.
2,	= 1 =	119495	= = = = = Oberpfalz.
5,	= 1 =	52367	= = = = = Oberfranken.
5,	= 1 =	56490	= = = = = Mittelfranken.
5,	= 1 =	56667	= = = = = Unterfranken.
10,	= 1 =	28022	= = = = = Schwaben.
4	aus Preußen.		
1	aus Sachsen.		
1	aus Würtemberg.		
58			

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
1,56	3		Uebertr.: 38
1,59	2	1,70	4
1,60	1	1,71	3
1,61	1	1,72	4
1,62	2	1,73	1
1,63	8	1,74	2
1,64	4	1,75	1
1,65	3	1,76	2
1,67	5	1,78	1
1,68	4	1,80	1
1,69	5	1,82	1
	38		58

4) Nach der Farbe der Haare und Augen:

schwarze Haare	—	schwarze Augen	2	
" "	—	braune "	6	
				8
braune "	—	schwarze "	2	
" "	—	braune "	9	
" "	—	blaue "	2	
" "	—	graue "	8	
				21
blonde "	—	braune "	6	
" "	—	blaue "	4	
" "	—	graue "	18	
				28
rothe "	—	blaue "	1	1
				58

D.

1) Von den 69 wegen strafbarer Handlungen gegen die Pflichten militärischer Unterordnung Bestraften trifft:

1 auf 34321 der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1 " 700 des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1 kathol. auf 67928 der kath. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1 protest. " 74404 " protest. " "
1 auf 719 Mann der Infanterie des Friedenspräsenzstandes.
1 " 1833 " " Jäger " "
1 " 800 " " Kavallerie " "
1 " 389 " " Feldartillerie des "
1 " 1000 " " Fußartillerie " "
1 " 366 " des Trains " "
1 " 550 " " Pionierkorps " "

2) Nach der Heimath sind:

2, sohin 1 auf 45500 der männlichen Bevölkerung der Stadt München.
8, " 1 " 40809 " " " des Kreises Oberbayern ohne München.
13, " 1 " 22666 " " " " " Niederbayern.
5, " 1 " 59581 " " " " " Pfalz.
7, " 1 " 34141 " " " " " Oberpfalz.
5, " 1 " 52567 " " " " " Oberfranken.
11, " 1 " 25677 " " " " " Mittelfranken.
8, " 1 " 35417 " " " " " Unterfranken.
6, " 1 " 46704 " " " " " Schwaben.
2 aus Preußen.
2 aus Sachsen.
69

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
			Uebertr.: 45
1,58	1	1,68	3
1,60	1	1,69	5
1,61	2	1,70	5
1,62	8	1,71	1
1,63	6	1,72	2
1,64	5	1,73	5
1,65	11	1,74	1
1,66	3	1,76	1
1,67	8	1,77	1
	45		69

4) Nach der Farbe der Haare und Augen:

schwarze Haare	— schwarze Augen	4		
= =	— braune =	6		
= =	— blaue =	1		
			11	
braune =	— braune =	16		
= =	— blaue =	—		
= =	— graue =	4		
			20	
blonde =	— braune =	9		
= =	— blaue =	8		
= =	— graue =	21		
			38	
				69

E.

1) Von den 69 wegen Diebstahls, Unterschlagung, Betrug und Fälschung Bestraften trifft:

1	auf	34321	der männlichen Bevölkerung Bayerns.
1	=	700	des Friedenspräsenzstandes der Armee.
1	kathol. auf	65468	der kathol. Gesammtbevölkerung Bayerns.
1	protest. =	78781	= protest. = =
1	auf	760	Mann der Infanterie des Friedenspräsenzstandes.
1	=	550	= = Jäger = =
1	=	655	= = Kavallerie = =
1	=	1166	= = Feldartillerie des =
1	=	400	= = Fußartillerie = =
1	=	1100	= des Trains = =
1	=	366	= = Pionierkorps = =

2) Nach der Heimath sind:

1,	sohin 1 auf	9100	der männlichen Bevölkerung	der Stadt München.
10,	= 1 =	32647	= = =	des Kreises Oberbayern ohne München
14,	= 1 =	21047	= = =	= = Niederbayern.
9,	= 1 =	33100	= = =	= = Pfalz.
7,	= 1 =	34127	= = =	= = Oberpfalz.
6,	= 1 =	43639	= = =	= = Oberfranken.
4,	= 1 =	70612	= = =	= = Mittelfranken.
10,	= 1 =	28333	= = =	= = Unterfranken.
5,	= 1 =	56045	= = =	= = Schwaben.
2	aus Preußen.			
1	aus Sachsen.			
69				

3) Nach der Größe:

Meter.	Zahl.	Meter.	Zahl.
			Uebertr.: 43
1,58	1	1,69	5
1,60	1	1,70	4
1,61	1	1,71	5
1,62	6	1,72	2
1,63	6	1,73	1
1,64	7	1,74	1
1,65	5	1,75	5
1,66	6	1,77	1
1,67	6	1,80	1
1,68	4	1,81	1
	43		69

4) Nach der Farbe der Haare und Augen:

schwarze Haare	— schwarze Augen	1	
„ „	— braune „	7	
„ „	— blaue „	—	
			8
braune „	— braune „	11	
„ „	— blaue „	5	
„ „	— graue „	8	
			24
blonde „	— braune „	4	
„ „	— blaue „	4	
„ „	— graue „	25	
			33
rothe „	— blaue „	3	
„ „	— graue „	1	
			4
			69

F.

Hinsichtlich der Disziplin ist zu bemerken:

Daß verhängt wurden Disziplinarstrafen 233

Vom Untergerichte abgeurtheilt 13

In strafrechtliche Untersuchung gezogen und wegen der in der Anstalt verübten strafbaren Handlungen vom Militär-Bezirksgericht München abgeurtheilt 3

G.

Die Seelsorge wurde wie in den Vorjahren gehandhabt. Den Katholiken wurde zweimal im Jahre Gelegenheit zur Beichte und Kommunion gegeben und betheiligten sich ungefähr $1/3$ derselben.

Von den Protestanten betheiligten sich an den beiden Abendmahlfeiern 51.

H.

Der Gesundheitszustand war ein normaler.

Von Epidemien war die Anstalt verschont, insbesondere war kein Fall von Typhus und Skorbut aufgetreten.

Die Ursachen der vereinzelt aufgetretenen Erkrankungen waren theils zufällige, theils in der Konstitution der Individuen liegende.

J.

Arbeit für die Abtheilungen und die Gefangenenanstalt.

	Neu gefertigt.	Reparirt.
Waffenröcke	1120	340
Tuchhosen	3336	131
Mäntel	316	341
Reithosen	177	—
Drillichjacken	90	—
Arbeitshosen	139	—
Unterhosen	279	—
Hemden	418	—
Schürzen	36	—
Reitstiefel	527	—
Halbstiefel	2718	1125
Feldmützen	—	54
Gradlröcke	—	25
Gradlhosen	—	11

Ueber die Fortschritte in der Feuerwirkung der Feldartillerie.

Vortrag, gehalten am 12. März d. J. in der „Militärischen Gesellschaft" zu München von K. Freiherr von Lupin, Premierlieutenant im 1. Feldartillerie-Regiment (Prinz Luitpold).

Alle europäischen Artillerien sind eifrigst bestrebt die Wirkung der Geschosse zu vergrößern, und in der neuesten Zeit sind diese Bestrebungen von nicht zu unterschätzenden Resultaten gekrönt worden.

Ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, über die neuesten technischen Fortschritte in der noch nicht zu einem Ruhepunkt gekommenen Geschoßfrage hier vorzutragen, sondern ich möchte mir erlauben von der Entwickelung, den Eigenthümlichkeiten und der Anwendung derjenigen Geschoßart zu sprechen, welche für unsere Artillerie zu den Neuerungen gehört, — es ist dies das Shrapnel der gezogenen Geschütze.

Es möchte beinahe vermessen erscheinen, jetzt noch über Shrapnels zu sprechen, da seit mehr als 6 Dezennien fast alle artilleristischen Koryphäen die scharfsinnigsten Untersuchungen über den Werth und die Vervollkommnung dieser Geschoßart angestellt haben und da zudem auch für unsere gezogenen Geschütze diese Geschoßart seit einigen Jahren bereits eingeführt ist.

Die Einführung erfolgte in der preußischen Feldartillerie schon im Frühjahr 1870; das Shrapnel wurde aber vom größten Theil der Artillerie noch nicht ins Feld genommen und nur in wenigen Fällen, darunter von 2 Batterien die nachträglich damit ausgerüstet wurden, in der Schlacht am Mont Valérien am 19. Januar 1871 angewendet.

Ueber die dadurch erzielte Wirkung sind die Berichte einander sehr widersprechend gewesen, so daß ein bestimmtes Urtheil sich nicht hat gewinnen lassen.

Das Shrapnel unserer gezogenen Geschütze hat demnach die Schlachtfeldprobe noch nicht bestanden. Das Festungs-Shrapnel fand bei den Belagerungen des letzten Feldzuges verhältnißmäßig auch wenig Verwendung. Der Gebrauch desselben geschieht überdies unter anderen Gefechtsverhältnissen als im Feldkrieg.

Das Feldshrapnel, aus den Präzisionsgeschützen der Gegenwart verschossen, tritt daher in den künftigen Schlachten als neues Element zu der Artilleriewirkung.

Gestatten Sie mir zunächst einen kurzen Abriß aus der Geschichte des Shrapnels zu geben.

Im 16. und 17. Jahrhundert schon waren Granaten mit Bleikugeln und einer Sprengladung gefüllt worden; sie sollten nach dem Aufschlag auf dem Boden krepiren. Ihre Wirkung war daher keine eigenthümliche, sondern die der gewöhnlichen Granaten.

Erst im Jahre 1803 ergriff der englische Oberst Shrapnel die Idee, solche Geschosse mit Zeitzünder zu verschießen, derart, daß sie in geringer Entfernung vor dem Ziel in gewisser Höhe über dem Erdboden krepiren und die Bleikugeln von oben herab in das Ziel werfen konnten.

Diese Schußart erhielt demnach den Namen ihres Erfinders und sie ist das angestrebte Ideal einer artilleristischen Schußart geworden. Der Erfinder selbst sagt, daß hiermit das Artilleriefeuer ebenso vernichtend und wirksam auf eine englische Meile (1609 m.) geworden ist, wie bisher auf 2—300 Yard (180—274 m.).

Die erste Feuertaufe spendete das Shrapnel den Franzosen auf den Schlachtfeldern der pyrenäischen Halbinsel in den Jahren 1808—1813. Die Franzosen leugneten anfänglich die gute Wirkung des Shrapnels, versuchten aber doch das Shrapnel noch in Spanien nachzuahmen. Späterhin wurde konstatirt, daß die Shrapnels namentlich bei den Belagerungen von Badajoz und San Sebastian große Verluste verursachten. Nach Briefen englischer Offiziere soll die Wirkung des Shrapnels auch bei Waterloo eine mörderische gewesen sein.

Der Herzog von Wellington und die englischen Generale waren daher für diese Geschoßart sehr eingenommen.

Die französischen Versuche hatten während der beständigen Kriegszeit keine Resultate. Mit mehr Beharrlichkeit wurden die Versuche in England weitergeführt, wenngleich auch dort viele Stimmen sich dagegen aussprachen und damals schon als Hauptübelstände hervorhoben, daß die schwierige Distanzschätzung das Bestimmen der richtigen Tempirung sehr erschwere und daß die Shrapnels deshalb nur selten richtig und mit gutem Erfolg wirksam würden.

Das Shrapnel hatte sich dennoch hinreichende Gunst für die ganze Periode der glatten Geschütze erworben.

In den Jahren 1825—1835 wurden in allen Artillerien Versuche mit Shrapnels gemacht.

Die Versuche fanden zunächst mit hölzernen Säulenzündern statt, wie sie seit beinahe 150 Jahren für die Granaten und Bomben in Verwendung standen. Die Sprengladung wurde lose zwischen die Bleikugeln geschüttet.

Anfänglich zeigte sich in den meisten Artillerien als großer Uebelstand das vorzeitige Krepiren der Geschosse im oder kurz vor dem Rohre. Dem wurde durch verbesserte innere Einrichtung der Geschosse später abgeholfen.

Der Schwerpunkt der ganzen Frage lag in der Herstellung eines gleichmäßig funktionirenden Zünders.

Der Zünder ist die Seele des Hohlgeschosses.

Die Zünderfrage machte durch den im Jahre 1835 vom damaligen belgischen Hauptmann Bormann erfundenen Ringzünder einen wesentlichen Fortschritt. Der Hauptkörper dieses Zünders war aus Metall, der Zündersatz hatte eine horizontale ringförmige Lage. Damit war nun ein Zündermodell für alle Kaliber brauchbar, dasselbe konnte fertig im Geschoß transportirt werden und war leicht und bequem zu tempiren.

Die Shrapnelfrage erhielt dadurch einen neuen gewaltigen Impuls.

In den darauffolgenden Jahren tauchten zahllose Zünderkonstruktionen auf. Kein Gebiet der Artillerietechnik ist so reich an Erfindungen in allen möglichen Variationen, als das der Shrapnelzünder.

Ich umgehe es gern, das Füllhorn dieses Reichthums vor Ihnen auszuschütten, die Fortschritte im Zünderwesen sind aber die Marksteine in der Entwickelung der Shrapnelfrage, und ich muß wohl noch die hervorragendsten Konstruktionen nennen, so den Breithaupt'schen Zünder vom Jahre 1853. Er ist eine Modifikation und Verbesserung des Bormann'schen und wurde vom Erfinder Rotationszeitzünder genannt.

Die Tempirung geschieht durch Drehen eines Zündergliedes, so daß diese leicht und schnell ohne die Manipulation des Aufstechens im Moment des Gebrauchs vorgenommen werden kann. Dieses Prinzip ist auf die Shrapnelzünder unserer gezogenen Geschütze übergegangen.

Breithaupt war in kurhessischen Diensten und ist später als Autorität im Zünderwesen in österreichische Dienste übergetreten.

Mit erneutem Eifer wurde nämlich die Shrapnelfrage seit 1850 betrieben, als die allgemeine Benützung der gezogenen Gewehre gebieterisch eine Steigerung der Geschützwirkung forderte.

Am Ende der Periode der glatten Geschütze war die Shrapnelfrage noch bei Weitem nicht gelöst, sondern in voller Entwickelung begriffen.

Es verdient hier ein Urtheil hervorgehoben zu werden, das schon im Jahre 1842 der damalige preußische Oberst v. Decker gefällt hat und das wohl am treffendsten ist und die richtige Mitte hält zwischen den Lobpreisungen der Shrapnel-Enthusiasten und den pessimistischen Anschauungen der Shrapnel-Gegner.

Decker sagt: „Das Shrapnelfeuer sei noch mit vielen Eigenthümlichkeiten behaftet, so daß man sich hüten müsse ihm weder zu viel noch zu wenig zuzutrauen. Einzelne Schüsse können, wenn Glück und Zufall zusammentreffen, außerordentliche Wirkung haben. Die Trefffähigkeit sei aber noch immer

so mangelhaft, daß man im Felde viel geringere Wirkung erhalten werde als im Frieden.

Große Schwierigkeiten biete die Distanzschätzung und die Beobachtung.

Der richtige Gebrauch des Shrapnels verlange außerdem ein tiefes Studium; den Shrapnels werde es daher schwer fallen, im nächsten Kriege ihr Renommee zu behaupten. Die Ansichten sind daher noch sehr getheilt rc."

Es hat auch die Verwendung der Shrapnels im Kriege kein entschiedenes Urtheil herbeigeführt.

Die Oesterreicher verwendeten in den Jahren 1848 und 1849 in Italien Shrapnels; die hannöverische Artillerie in Schleswig. Die Resultate sollen gut gewesen sein, dagegen spricht man von den Erfolgen, welche die Franzosen und Engländer im Krimkriege mit Shrapnels erzielten, nicht so günstig.

Weiter ist von dem, was Oberstlieutenant Müller in seinem werthvollen Werke „die Entwickelung der Feldartillerie" hierüber schreibt, noch Folgendes zu beachten: Unter dem überwältigenden Eindruck der großen Wirkung, welche ein normaler Shrapnelschuß ausübt und von welcher die Artillerie bis dahin keine Ahnung gehabt, war es natürlich, daß nach den ersten Versuchen die übermäßigsten Hoffnungen auf die Verwendung dieser Geschosse gesetzt wurden. Jede Artillerie glaubte darin ein Element der Ueberlegenheit über andere Artillerien und ein untrügliches Mittel zur Erlangung des Sieges gefunden zu haben. Der Werth des Shrapnels wurde anfänglich in der Konstruktion des Geschosses und in der des Zünders gesucht. Darum mußte in dieser Hinsicht das Geheimniß gewahrt werden, und überall herrschte die größte Heimlichkeit bei den Versuchen.

Diese Geheimnißkrämerei war der Entwickelung der Shrapnelfrage sehr hinderlich. Sie hatte zur Folge, daß auf genaue und ungenaue Angaben hin nachgeahmt, verbessert und geändert wurde und somit Systemlosigkeit in die Versuche brachte.

Wie diese Geheimnißkrämerei betrieben wurde, möge dies Eine beweisen, daß z. B. in Preußen bei Einführung des Shrapnels im Jahre 1831 nur die Brigadiers der Artillerie eine Instruktion erhielten über die Beschaffenheit und den Gebrauch der Shrapnels mit der Verpflichtung zur Geheimhaltung auf ihren Diensteid. Die Truppen schossen nicht mit Shrapnels und bekamen diese Geschosse gar nicht in die Hände.

Im Jahre 1837 wurde zum erstenmal bei den Schießübungen mit Shrapnels geschossen, und erst im Jahre 1856 wurden in Preußen die Grundsätze über das Schießen mit Shrapnels zum erstenmal veröffentlicht.

Beim Uebergang zum gezogenen Geschütz war die Lösung der Shrapnelfrage für die Vorderlader verhältnißmäßig leicht. Die für die Shrapnels der glatten Geschütze benützten Zünder konnten beibehalten werden. Am leichtesten machte sich die Aufgabe die französische Artillerie; sie nahm einen auf drei, später auf vier Entfernungen tempirbaren Säulenzünder an. Diese

primitiven Zünder verwendete sie noch im Kriege 1870/71. Die Shrapnelfrage war in Frankreich wahrscheinlich durch das Wunderkind, die Mitrailleuse, so in Vernachlässigung gerathen.

Sehr viel schwieriger gestaltete sich die Frage für die Hinterlader mit Pressionsgeschossen. Bei dieser Geschoßführung konnten die Pulvergase nicht um das Geschoß herumschlagen, um den an der Geschoßspitze angebrachten Zünder zu entzünden. Der Zeitzünder mußte demnach mit einer Perkussionsvorrichtung versehen werden, welche in dem Augenblick, wo das Geschoß sich im Rohr in Bewegung setzt, funktionirt und die Satzsäule entzündet.

Im Jahre 1858 hat Armstrong einen solchen Perkussionszeitzünder konstruirt.

Beinahe zu gleicher Zeit hat auch der preußische Hauptmann Richter eine höchst ingenieuse Zünderkonstruktion entworfen, deren weitere Ausbildung und Verbesserung zu unserem gegenwärtigen Shrapnelzünder geführt hat.

Bis zur glücklichen Lösung der Zünderfrage betrat man einen sonderbaren Ausweg, indem man Shrapnelgeschosse mit Granatzünder verschoß. Auch wir in Bayern hatten, wie bekannt, solche Granatkartätschen selbst noch im letzten Feldzuge.

Im Jahre 1866 ist nach preußischen und italienischen Berichten die Wirkung der österreichischen Shrapnels sehr gering gewesen. Die österreichische Artillerie gab dies nicht ganz zu, doch scheint die Wirkung unter ihren Erwartungen gewesen zu sein, wenigstens suchte sie daraufhin diese Schußart weiter zu vervollkommnen.

Wenn auch die Mittheilungen über den im Kriege angewendeten Shrapnelschuß spärlich und auch widersprechend sind; das Eine läßt sich aus der Geschichte des Shrapnels lesen, daß die Anhänger dieser Geschoßart nach den Kriegen sich eher verminderten, und erst die überwältigenden Eindrücke der Friedensresultate das Shrapnel wieder emporgehoben haben, und daß der Grund hiervon darin zu suchen ist, daß die ganze Friedensthätigkeit sich auf die Verbesserung der Geschoß- und Zünderkonstruktionen warf und die Kenntniß und Ausbildung im Schießen mit Shrapnels total vernachlässigt war — ich erinnere an die Mittheilungen inbezug auf die Geheimnißkrämerei in dieser Frage.

Wird sich wohl das beste Gewehr im Kriege bewähren können, wenn in Friedenszeit die Truppen nie damit schießen, sondern etwa nur mit Uebungsgewehren anschlagen, zielen und abziehen lernen?

Es ist vielleicht gut, daß im letzten Feldzug das Shrapnel unserer Feldgeschütze noch nicht allseitig zur Verwendung kam, deshalb, weil die Ausbildung im Schießen mit Shrapnels noch nicht hinreichend war und bei der großen Abneigung gegen den Shrapnelschuß, die namentlich in der preußischen Artillerie herrschte, das Shrapnel leicht in Mißkredit hätte kommen können.

Wir würden die Fortschritte, die wir mit unseren neuen Feldgeschützen gemacht haben und die dem Shrapnelschuß in hervorragender Weise zu gute kommen, vielleicht nicht in gebührendem Maße ausnützen, während jetzt die Pflegstätte der Schießkunst, die preußische Artillerieschießschule, für deren Errichtung im Jahre 1868 das Geburtsland des Shrapnel das Vorbild war, die Mißtrauischen bekehrt und zwar damit, daß sie lehrt die Eigenthümlichkeiten des Shrapnels auszunützen, daß sie die Bedingungen für den Gebrauch desselben zum praktischen Verständniß bringt, um durch einfache Regeln den Shrapnelschuß beherrschen zu können. —

Nachdem ich versucht habe, ein Bild von der Vergangenheit des Shrapnels zu entwerfen, erlaube ich mir nun Einiges von den Eigenthümlichkeiten desselben vorzuführen.

Beim Granatschuß mit Aufschlagzünder ist der Endpunkt der Flugbahn durch das krepirende Geschoß genau gekennzeichnet, nicht so beim Shrapnelschuß. Das Geschoß krepirt in der Luft, wie weit vom Ziel entfernt und wie hoch über demselben, das zu bestimmen ist die Hauptschwierigkeit dieser Schußart.

Dem Geschoß muß nicht blos die richtige Flugbahn angewiesen, sondern auch dem Zünder die entsprechende Brennlänge gegeben werden.

Für die Beobachtung der Schüsse und für die Korrektur der Schüsse entstehen daher erschwerende Umstände. Zum Einschießen muß die Granate dienen.

Wer sich zum erstenmal in diese Fülle von Ueberlegungen, die der Gebrauch des Shrapnels fordert, hineindenkt und sich dabei die Gefechtsverhältnisse vergegenwärtigt, ist leicht geneigt, vor dem Gebrauch dieser Schußart zurückzuschrecken. Es gehört eine nähere, namentlich auch praktische Kenntniß dazu, um die Vorzüge dieser Geschoßart für den Feldkrieg schätzen zu lernen. Unter diesen ist hervorzuheben: daß das Shrapnel unabhängig von der Bodenbeschaffenheit ist, daß das Shrapnel mit Zunahme der Entfernung weniger an Wirkung verliert als die Granate und daß es größere Irrthümer inbezug auf die Schußweite vertragen kann.

Die größere Wahrscheinlichkeit der Wirkung bei Fehlschüssen ist ein im Felde gewiß nicht zu unterschätzender Faktor.

Die Granate fordert geradezu, daß das Ziel selbst getroffen wird, ihre Wirkung ist auf mittlere Entfernung und bei mittlerer Bodenbeschaffenheit schon ganz unbedeutend, wenn sie nur 30 Meter vor dem Ziel aufschlägt, während das Shrapnel bei einer Sprengweite von 300 Meter noch Wirkung haben kann.

Der normale Shrapnelschuß unserer Feldgeschütze hat mit einer durchschnittlich siebenmal größeren Trefferzahl eine dreimal so große Wirkung als der Granatschuß.

Ich bemerke, daß die Wirkung nicht gleich der Trefferzahl zu achten ist, da mehrere Treffer dasselbe Zielobjekt erreichen.

Ein praktisches Beispiel, das übrigens vom Standpunkt der Schießkunst aus nicht zu den besten Treffresultaten gehört, soll die Wirkung des Shrapnelschusses klar machen.

Es wurden bei einem kriegsmäßigen Schießen, — also auf unbekannte Entfernungen und gegen Feldziele — durch eine Batterie zu 6 Geschützen mit 30 Granaten und 14 Shrapnels von einer freistehenden Zielbatterie zu 4 Geschützen, besetzt mit 3 Offizieren 37 Mann und 32 Pferden, in 12 Minuten 2 Offiziere 32 Mann und 24 Pferde außer Gefecht gesetzt. Hierbei ergaben sich pro Granatschuß etwa 4, pro Shrapnelschuß etwa 17 Treffer. Die erschossene Entfernung war 1400 Meter. Während dieses Schießens tauchten plötzlich auf näherer Entfernung 75 theils knieende, theils liegende Schützen auf; die Batterie feuerte dagegen gleich mit Shrapnels und ließ mit 24 Schuß nach 5 Minuten nur 4 Schützen ungetroffen. Die Entfernung war 1100 Meter. Wiederum wurde ein Zielwechsel kommandirt; auf weiterer Entfernung zeigten sich Schützengruppen — 69 theils stehende, theils knieende, zum größten Theil aber liegende Schützen. Die Batterie verfeuerte 4 bereits geladene und nun falsch tempirte Shrapnels, dann 24 Granaten und 18 Shrapnels in 11 Minuten und setzte 51 Schützen außer Gefecht. Pro Granatschuß ergaben sich 1,4, pro Shrapnelschuß 6 Treffer. Die Entfernung war 1850 Meter.

Während des Shrapnelfeuers gegen dies Ziel war eine Batterie zu 4 Geschützen auf einem Flügel der Schützen sichtbar werdend angenommen und im Abprotzen befindlich mit Schnellfeuer beschossen. Diese Zielbatterie war reglementsmäßig besetzt und war nach 2 Minuten mit 12 Shrapnels vollständig außer Gefecht gesetzt.

Es sind dies allerdings Friedensresultate, sie zeigen aber nicht blos den Fortschritt in der Artilleriewirkung, sondern auch, daß die sogenannte Schießplatz-Taktik ebenfalls Fortschritte gemacht hat in der Feueranordnung und durch bestmöglichste Darstellung der Kriegsziele.

Aber nicht blos die Ueberlegenheit in der Wirkung macht das Shrapnel werthvoll, sondern auch eine Eigenschaft, die als Ergänzung der Granatwirkung sehr nothwendig ist. Es ist die Fähigkeit, Truppen hinter Deckungen zu erreichen.

Zu diesem Zweck haben wir beim früheren Material kleinere Ladungen mitgeführt, um nach Bedarf eine mehr oder minder gekrümmte Flugbahn dem Geschoß geben zu können. Die Wirkung dieser Geschosse war aber eine ganz unzureichende.

Es hat sich gezeigt, daß die Granate, welche sich im letzten Feldzug als ein eminent kriegsbrauchbares Geschoß bewiesen hat, doch in einigen Fällen es nicht vermochte, feindliche Plänkler hinter Erdrändern zu vertreiben.

Das Shrapnel kann ferner nicht blos die Kartätschwirkung ersetzen, sondern übertrifft diese.

Die Shrapnelwirkung ist auf 1500 Meter noch eben so groß, als wie früher die Kartätschwirkung auf 300 Meter. Da wo man seinerzeit das gezogene Hinterladungsgeschütz — dieses Produkt von Stümpern, wie der selige Arkolay sagte — am empfindlichsten anzugreifen glaubte, beweist es sich jetzt durch die Verwendung der Shrapnels ungemein stark.

Der Shrapnelschuß ist der verlängerte Kartätschschuß.

Der Nimbus, mit dem die Kärtätsche durch das sovielfach hervorgeholte kriegsgeschichtliche Beispiel von Senarmonts Thaten bei Friedland umgeben war, ist geschwunden. Keine Macht kann den Kartätschschuß wieder zu dem machen, was er den glatten Gewehren gegenüber war. Die Rolle, Träger des offensiven Elementes zu sein, wird vom Shrapnel übernommen werden, jetzt wo die entscheidende Artilleriewirkung auf größerer Entfernung stattfinden muß.

Inbezug auf Feuergeschwindigkeit steht das Shrapnelfeuer dem Granatfeuer nicht und dem Kartätschfeuer nicht erheblich nach.

7 Shrapnels werden in derselben Zeit abgefeuert wie 8 Kartätschen. Die Kartätsche kann man allerdings nicht ganz entbehren, sie ist nothwendig zur Selbstvertheidigung der Batterie.

Hier entscheidet in der Regel der Erfolg nur sehr weniger Schüsse über das Wohl und Wehe einer Batterie. Dies kann nicht abhängig gemacht werden von der richtigen Funktionirung eines Zünders.

Die Shrapnels können hingegen nicht dienen zur Zerstörung von Hindernissen und todtem Material, auch nicht zum Inbrandschießen. Ihre Anwendbarkeit ist ferner begrenzt durch die Brennlänge des Zünders, welche bis 2500 Meter reicht.

Diese beiden letztgenannten Eigenschaften des Shrapnels lassen die Granate nicht herabsinken zum Hilfsgeschoß des Shrapnels; ihr bleibt nicht blos die Aufgabe Distanzmesser für den Shrapnelschuß zu sein, ihr bleiben noch viele Ziele, zu deren Bekämpfung das Shrapnel ohnmächtig ist.

In diesen Vergleich zwischen Shrapnel und Granate muß ich auch noch einige Betrachtungen über die moralische Wirkung dieser beiden Geschoßarten hereinziehen.

Definitive Entscheidung hierüber können nur die nächsten Kämpfe geben. Diese müssen erst den Eindruck, den die Shrapnelwirkung auf die Massen macht, feststellen.

Die moralische Wirkung wird zunächst abhängen vom physischen Effekt, von der Zahl der außer Gefecht gesetzten Gegner. Ein wirkungsloser Schuß erzeugt bekanntlich das Gegentheil von moralischer Wirkung.

Daß das Shrapnel der Granate an physischer Wirkung bedeutend überlegen ist, steht ja fest, und daraus wäre einfach zu folgern, daß das Shrapnel auch eine größere moralische Wirkung zu erzeugen im Stande ist. Aber wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß die Art und die Umstände, unter

denen die physische Wirkung geschieht, auch einen großen Einfluß auf die menschlichen Sinne, d. i. auf die moralische Wirkung, ausübt.

Die Granate wirkt unter mächtigen äußerlichen Erscheinungen. Niemand wird eine in seiner Nähe krepirende Granate übersehen können. Der Schlag, die Sprengwolke, die aufgewirbelte Erde, das Heulen der Sprengstücke machen einen erschreckenden Sinneneindruck.

Ein in der Luft krepirendes Shrapnel dagegen macht sich bei Weitem nicht so bemerkbar, der Schlag und die Rauchwolke sind kleiner.

Die Erscheinungen, unter denen das Shrapnel springt, können zudem sehr leicht von dem Gewehr- und Geschützfeuer in der Nähe des Sprengpunktes vollkommen unwahrnembar gemacht werden.

Der Sprengpunkt und die Wirkungsstelle fallen eben nicht zusammen wie bei der Granate.

Es giebt dies der Shrapnelwirkung vielleicht einen heimtückischen Charakter, der den Mangel an Erscheinungen zur Erzeugung mächtiger Sinneneindrücke möglicherweise ersetzt.

Aber auch die Art der physischen Wirkung ist bei der Granate mehr geeignet, mächtigere Eindrücke zu machen, als beim Shrapnel.

Die Granate verursacht grauenerregende Verletzungen, sie vermag einen Menschen vollkommen zu zerreißen, durch den Feuerstrahl zu verbrennen, durch die scharfzackigen Spreugstücke furchtbar klaffende Wunden zu erzeugen; während das Shrapnel, welches eine ungleich größere Zahl Leute außer Gefecht setzt, durch die kleineren Sprengstücke und die gleichmäßig geformten Kugeln, wenn auch ebenso gefährliche Verletzungen, so doch keine so entsetzlichen Verstümmelungen erzeugt.

Die Granate fordert durch die das Krepiren begleitenden Erscheinungen größere Unerschrockenheit d. i. größere moralische Kraft als das Shrapnel.

Es fragt sich daher, ob und in wie weit die dreifache Ueberlegenheit des Shrapnels sich abmindert durch die Unterschiede in den Erscheinungen beim Krepiren.

Keinenfalls werden wir die moralische Wirkung unbeachtet lassen können, sie ist es, welche die Artillerie stets mit einem Nimbus umgab und ihrem Auftreten und ihrer Wirkung etwas Unheimliches verlieh. Dieser Eindruck auf den gemeinen Mann ist bis in die neueste Zeit derselbe geblieben.

Und nun zur Anwendung des Shrapnelschusses. Der Shrapnelschuß wird stets mit Vortheil bis auf 2500 Meter gegen lebende Ziele zur Anwendung kommen, wenn das Einschießen mit Granaten vorhergegangen ist, oder die Entfernung mittelst anderer Anhaltspunkte richtig geschätzt werden kann. Der Shrapnelschuß wird gegen große stehende Truppenmassen, gegen Schützenschwärme, namentlich auch wenn diese sich in Terrainfalten verbergen, sowie gegen freistehende, wie durch Einschneidungen gedeckte Artillerie besonderen Vorzug verdienen.

Das Shrapnel wird die Hauptschußart sein in der Angriffsschlacht zum entscheidenden Artilleriekampf, zur Vorbereitung des Infanterieangriffs.

Der Grundgedanke aller neueren theoretischen und praktischen Untersuchungen über die Ereignisse des letzten Feldzuges liegt ja darin, daß der Infanterieangriff schwieriger geworden ist, daß dieser sorgfältig vorbereitet werden muß, ehe zur letzten Entscheidung, zum Sturm geschritten werden kann.

In dieser wichtigsten Aufgabe der Artillerie, den Schwarmlinien der Infanterie vorzuarbeiten, wird der ausgiebigste Gebrauch des Shrapnels zu erwarten sein.

In der Vertheidigungsschlacht gewinnt das Shrapnel noch mehr an Werth durch die Kenntniß der Entfernungen, welche ein Hauptvortheil der Vertheidigungsartillerie über die Angriffsartillerie ist, und dadurch, daß im entscheidenden Moment, zum Abschlagen des Angriffs, Shrapnelschnellfeuer die Gefechtskraft der Artillerie wesentlich erhöhen wird.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich die einzelnen Gefechtsmomente der Offensiv- und Defensivschlacht vorführen um in jedem Fall zu sagen, wo die Shrapnelanwendung von Bedeutung sein wird, ich ziehe es deshalb vor allgemeine Betrachtungen über die Anwendung des Shrapnels anzustellen und die Frage zu beantworten, ob das Shrapnel taktisches Bedürfniß ist, nachdem die Granate sich im letzten Feldzuge als eine ausgezeichnet kriegsbrauchbare Schußart erwiesen hat.

Wenn auch jede Erhöhung der Waffenwirkung an sich taktisches Bedürfniß ist, so fragt es sich immer noch, ob diese Wirkungssteigerung solches Bedürfniß ist, daß ein wichtiger Faktor für Kriegseinrichtungen, die Einfachheit des Materials, kein Gewicht mehr hat.

Wir müssen untersuchen, worin theils mit Gewißheit, theils mit Voraussicht die Kämpfe der Zukunft andere Verhältnisse aufweisen werden als die Schlachten des letzten Feldzugs.

Vorerst dürfen wir nicht vergessen, daß wir in Zukunft wohl einer ebenbürtigen Artillerie gegenüber stehen werden und daß gewaltige Artilleriekämpfe die zukünftigen Schlachten vorbereiten und durchführen werden, daß diese oft schon entscheiden werden, wer die Schlacht gewinnt. Zu dem kommt, daß nach den Erfahrungen des letzten Krieges, die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen durch Demontiren von Geschützen mit Granaten nur spärlich und oft erst nach langer Zeit gelingt und mehr auf die Wirkung gegen die lebenden Ziele gehalten werden muß.

Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß nicht blos die verbesserte Infanteriebewaffnung mit weittragenden Gewehren, sondern deren systematische Ausnützung, der verbesserte Gebrauch der Feuerwaffen eine Wirkungssteigerung auch bei der Artillerie dringend erheischt; daß im letzten Feldzug unsere Feinde sich durch die Eigenschaften ihres Gewehrs verleiten ließen der Defensive zu viel zu huldigen, daß sich für unsere Artillerie zumeist stehende

Ziele boten, welche viel leichter zu treffen sind als bewegliche und welche die Anwendung der Granate erleichterten. Der Granatschuß verträgt den steten Wechsel der Entfernungen weit weniger als der Shrapnelschuß, welcher dem Entfernungswechsel nicht so schnell zu folgen braucht.

Durch seine große Tiefenwirkung ist der Shrapnelschuß so recht geeignet den Feind in die Wirkung hereinlaufen zu lassen.

Das Shrapnel ersetzt aber nicht blos die vielgepriesene Vollkugel, Arkolay's Königin der Schlachten, in der aus der Napoleonischen Zeit überkommenen Kampfform, es entspricht auch den Aenderungen, welche diese Kampfform durch die gesteigerte Wirkungsfähigkeit der Feuerwaffen erfahren hat; es entspricht dem Streben nach Linienfeuergefecht durch die gleichzeitig seitliche Ausstreuung seiner Sprengpartikel; das Shrapnel ist Wirkungsmittel gegen die Formen der Bewegung — die Kolonnen — und gegen die Formen der Feuerthätigkeit — die aufgelösten Linien — namentlich die unvergleichliche Wirkung gegen Schützenlinien machen das Shrapnel zum brauchbarsten Wirkungsmittel gegen die neue Kampfform der Infanterie.

Der letzte Feldzug hat uns belehrt, daß Festungen nicht werthlos sind und diese Erkenntniß hat zu Festungsanlagen geführt, welche dem Zernirungskrieg vielleicht eine noch nicht dagewesene Rolle zuweist.

Künftig wird man zur Belagerung einer Festung nicht schreiten können, ehe nicht der Zernirungskrieg, der Kampf um das ausgedehnte Vorterrain von einer Feldarmee siegreich durchgeführt ist.

Wenn auch Kämpfe mit verschanzten Stellungen, wie sie die amerikanischen Kriege vorführten, in den neueren europäischen Kriegen noch nicht vorgekommen sind und es auch wenig wahrscheinlich ist, daß an diese künftig der Erfolg sich heften wird, so hat sich doch das Bedürfniß größerer Deckung gegen die so sehr gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen geltend gemacht, und auch in offener Feldschlacht ist es nicht unwahrscheinlich, daß Truppen, welche beispielsweise ein hinhaltendes Gefecht zu führen haben, zum Spaten greifen. Die Einführung dieser Schutzwaffe bei Armeen, zu deren Tradition von jeher eine energische Offensive gehört hat, giebt wohl zu erkennen, daß dies blos auf eindringliche Lehren hin geschehen ist.

Die Granatwirkung gegen lebende Ziele hinter Deckungen ist aber im Vergleich zur Shrapnelwirkung geradezu schwach zu nennen.

Nur der Shrapnelschuß vermag es, hier das Aequivalent zu bilden für das in der Vertheidigung und hinter Deckungen übermächtig gewordene Infanteriefeuer.

Für die Kavallerie hat sich die Ansicht gebildet, daß die gezogenen Geschütze weniger zu fürchten sind als früher die glatten Geschütze mit dem verderblichen Kartätschschuß. Nun der letzte Feldzug hat gezeigt, daß der Kartätschschuß unserer gezogenen Geschütze auch hinreichend verderblich ist, wenn sich die Artillerie damit die Kavallerie vom Leibe halten muß.

Nicht so sehr in einem Unterschied der Kartätschwirkung, als vielmehr dadurch wird sich diese Ansicht Bahn gebrochen haben, daß wie eben alle Gefechtsentfernungen so auch der Weg, den die Kavallerie zum Angriff reiten muß, sich verlängert, die Zone, welche außerhalb der Kartätschwirksamkeit liegt, sich vergrößert hat. Eine gute Granatwirkung gegen anstürmende Kavallerie in dieser Zone ist allerdings nur als Glückssache zu betrachten. Der Shrapnelschuß wird nunmehr die Möglichkeit geben, den Inhalt der Kartätschen auf weitere Entfernungen entgegen zu schleudern.

In der oft kurz zugemessenen Zeit, welche der Artillerie als Hülfswaffe der Kavallerie zur Wirkung und Vorbereitung des Kavallerieangriffs gegeben sein wird, wird gewiß auch mit größerem Nutzen von einer Schußart Gebrauch gemacht, die unabhängiger vom Terrain und von richtiger Distanzschätzung ist und eine viel größere wahrscheinliche Wirkung hat als die Granate, denn zum regelrechten Einschießen wird oft die Zeit mangeln.

Die Artillerie-Massenverwendung wird der Shrapnelschuß insofern unterstützen, als derselbe erlaubt, sich von dem — ich möchte fast sagen — ängstlichen Präzisionsschießen mehr loszumachen.

Die Einzelresultate können in der Massenwirkung nicht so gut beobachtet werden. Die Eigenschaften des Granatschusses verleiteten seinerzeit die gezogene Artillerie zum Individualisiren ihrer Geschütze.

Wenn außerdem die Artillerie fernerhin befähigt sein soll, wo immer das Terrain es gestattet, der Infanterie zu folgen, wenigstens bis etwa auf 700 Meter — das ist die doppelte Entfernung von derjenigen, auf welche die Infanterie entscheidendes Schnellfeuer abgeben kann — und dafür sprechen ja so überaus gewichtige Gründe, so ist es nur das Shrapnelschnellfeuer, welches der Artillerie ein Gegengewicht und die Möglichkeit giebt, das konzentrische Feuer des Vertheidigers zu dämpfen und abzulenken von den stürmenden Abtheilungen.

Andererseits wird aber für den Kampf von Artillerie gegen Artillerie doch auch hervorzuheben sein, daß durch den Shrapnelschuß das Auffahren der Batterien wieder gefahrvoller werden wird.

Beim Granatschuß genügt auf 1500 Meter ein Irrthum von etwa 60 Meter um das Auffahren verlustlos ausführen zu lassen. Der Moment des Auffahrens der Batterien war früher bei den kleinen Entfernungen und den größeren bestrichenen Räumen stets der gefährlichste. Dies kann künftig wieder so werden, wenn die Friedensleistungen des Shrapnels sich auf das Schlachtfeld übertragen und es fragt sich dann doch, ob es in allen Fällen gut ist, die Folgerungen aus dem letzten Feldzug schlechtweg zur Schaffung von Grundsätzen für die Verwendung der Artillerie zu benützen, z. B. die Folgerung, daß es im Allgemeinen nicht schwierig ist, im Gefecht begriffene Artillerie aus der Feuerlinie zurückzunehmen und auf einem anderen

Theil des Gefechtsfeldes zu verwenden. Es ist damit das Hin- und Herziehen, der ungedeckte Flankenmarsch gemeint.

Mit diesen Betrachtungen über die Anwendung des Shrapnels wollte ich das taktische Bedürfniß nach dieser Schußart beleuchten, um zu der Folgerung zu kommen, daß eine Erhöhung der Granatwirkung, selbst die neueste durch die Ringgranate, oder richtiger gesagt, die Eigenschaften des Granatschusses, allein nicht mehr hinreichen, sondern daß nur mit dem Shrapnel die nothwendige Wirkungssteigerung erreicht werden kann.

Dieser Versuch, das Shrapnel als taktisches Bedürfniß hinzustellen, führt endlich zu der schon so vielfach ventilirten Frage, wie groß wird die Ausrüstung mit Shrapnels sein müssen.

Nachdem die übertriebenen Ansichten von der Schwierigkeit des Shrapnelschusses, welche insbesondere davon herrühren, daß man sich nicht genügend Rechenschaft ablegte über jene Umstände, welche den Gebrauch dieser Schußart erleichtern, nunmehr im Schwinden sind, so finden sich auch schon Stimmen, die der Granate beinahe keinen Werth mehr beilegen wollen, welche die Granate nur mehr als Hilfsgeschoß etwa blos zum Zerstören von Hindernissen angesehen wissen wollen, die soweit gehen zu behaupten, man könne sich mit Shrapnels besser einschießen als mit Granaten.

Wenn auch in anderen Staaten die Shrapnelausrüstung eine größere ist und z. B. die englische Feldartillerie das Shrapnel längst schon als Hauptgeschoß betrachtet, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Granate nicht blos eine unentbehrliche, sondern auch wohlerprobte Geschoßart ist, während das Shrapnel unseres Geschützsystems die Schlachtfeldprobe noch nicht ausreichend bestanden hat.

Wir dürfen große Hoffnungen auf den Shrapnelschuß setzen und wenn diese in Erfüllung gehen, so wird der größere Verbrauch von Shrapnels die Ausrüstung mit diesen Geschossen noch während eines Feldzuges gleichsam von selbst erhöhen.

Uebrigens steht sicher zu erwarten, daß wenn eine größere Vertrautheit mit dem Shrapnelschuß vorhanden ist und auch in der Reserve viele Shrapnelkundige sich befinden, eine Erhöhung der jetzt zu etwas mehr als 1/3 der Gesammtausrüstung festgesetzten Shrapnelausrüstung eintreten wird.

Es wäre eine große Verantwortung, wollten wir nicht darnach streben die besten Waffen zu haben, aber die Waffe selbst bringt den Erfolg im Kriege nicht, sondern das Verständniß und der soldatische Geist, mit dem sie gebraucht wird.

Bericht

über die bisherigen Ergebnisse der innerhalb des Königl. XII. Armeekorps angestellten praktischen Versuche mit den von Dr. L. Naumann in Dresden—Plauen bereiteten Gewürz-Extrakt-Präparaten.
Nach dienstlichen Unterlagen. Von Oberstabsarzt Dr. Leo.

Die Aufmerksamkeit, welche alle in das wichtige Gebiet der Verpflegung des Soldaten im Kriege und Frieden einschlagenden Tagesfragen verdienen, lenkte in den letzten Jahren das Interesse auch auf die von Dr. L. Naumann in Dresden—Plauen bereiteten Gewürz-Extrakt-Präparate, insofern einige derselben mancherlei Vortheile inbezug auf die Bereitung der Speisen in den Friedens- und Feldmenagen, sowie auf dem Biwak zu gewährleisten schienen, die auf dem bisher gebräuchlichen und möglichen Wege nicht immer garantirt werden konnten. Insbesondere gilt dies von den Gewürzen, welche den Speisen hinzugefügt werden müssen, um sie genießbarer und verdaulicher zu machen und um ihnen denjenigen Geschmack zu verleihen, welcher das Fade und Monotone mancher vorzüglicher Nährstoffe angenehm verwandelt, und es verhindert, daß man einer Speise zu leicht überdrüssig wird. Diese Bedingungen schienen die Naumannschen Gewürzextrakte theoretisch zu erfüllen. Wie sich die Resultate in der Praxis gestalteten, soll nach Voraussstellung einiger erläuternder Bemerkungen zur Präzisirung des Gesichtspunktes, von welchem aus die Prüfung dieser Präparate erfolgte, in Kürze berichtet werden.

Nach dem Grundsatze „de gustibus non est disputandum“ ist es selbstverständlich gar nicht möglich, ein Sammelwürz herzustellen, welches alle denkbaren Geschmacksnüancen in sich vereinigt, oder den Anforderungen jedes einzelnen an einen Geschmack in bestimmter Richtung hin, oder provinziellen und nationalen Eigenthümlichkeiten zugleich Rechnung tragen könnte, es vermochte daher auch der Erfinder des Gewürzsalzes nur den Zweck anzustreben, für bestimmte Kochzwecke je ein mittleres Würzpräparat herzustellen, welches in gewisser Breite dem Geschmacke Vieler annähernd entspricht und gewisse Modifikationen zuläßt. Während daher das Kochen mit den einzelnen Gewürzextrakten eine gewisse Kunst, Uebung und Erfahrung erfordert, um inbezug auf Geschmack die höchst möglichsten Feinheiten und Nüancen selbst für den Gourmand zu garantiren, sollte das Gewürzsalz lediglich der Träger einer ganzen Anzahl von Gewürzen in hergebrachter Menge sein, welche man gewöhnlich für gewisse Kochzwecke vereinigt, und ein höchst einfaches Verfahren gewähren, so daß man nach bestimmter und sehr leicht feststellbarer Regel eine Speise genügend würzt, indem man sie genügend salzt.

Die Präparaten-Verzeichnisse der Naumannschen Fabrik zeigen unter anderen zahlreichen Faktoren der neueren Küchenchemie eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Kompositionen von Gewürzsalzen für gewisse Kochzwecke, als da ist für Braten, Fisch, Gemüse mit Fleisch, Wurstfabrikation, Bäckerei, Einlegen von Gurken und dergleichen, über welche von kompetenter Seite

im allgemeinen günstige Urtheile verlautbart worden sind. Für militärische Zwecke kann die Auswahl unter diesen Präparaten nur eine beschränkte sein und müssen dieselben, unter Ausschluß eines jeden Luxus, Wohlgeschmack bei größter Billigkeit und Einfachheit, ferner auch die Möglichkeit der leichtesten Applikation gewähren, wenn sie einen Fortschritt repräsentiren und Vortheile für Krieg und Frieden erzeugen sollen.

Unter diesen Voraussetzungen wurden bis jetzt innerhalb des XII. (Königlich Sächsischen) Armeekorps folgende praktische Versuche angestellt.

Im Winter 1872/73 veranstaltete zunächst der Major z. D. Kahl als damaliger Chef der Garnisonmenage der Festung Königstein eine längere Reihe von Versuchen über das Würzen der Speisen mit einzelnen Gewürzextrakten und fertigte nach seinen täglichen Beobachtungen genaue Berechnungen an für die einzelnen und zusammengesetzten Gewürze.

Seine Resultate waren folgende:

1) Ersparnisse an Geld im Mittel bis zu $^1/_5$ des Gesammtwerthes und an Zeit bei der Zubereitung. So z. B. wenn das Würzen mit Pfeffer nach damaligem Marktpreise 1 Pfennig kostete, zahlte man für das entsprechende Quantum Extrakt $^{94}/_{143}$ d. i. $^2/_3$ Pfennig.

2) Verminderung des Lagerraumes. Man kann den gleichen Werth an Gewürzextrakten in einem kleinen Schränkchen oder Kasten oder Tornister fortbringen, wozu man sonst zahlreiche Säcke oder Tornister brauchte.

3) Schmackhaftere Bereitung der Speisen, weil in den zusammengesetzten Extraktpräparaten (so z. B. Küchengewürzextrakt, bestehend aus einer Mischung der alkoholischen Extrakte von Pfeffer, neuer Würze, Muskat, Zwiebel, Petersilie, Sellerie, Möhren, Pastinak, Lorbeerblätter) eine Anzahl feiner Gewürze enthalten sind, welche für gewöhnlich in unsern Menagen nicht zur Anwendung kommen, ohne vermehrten Aufwand.

So kosteten z. B. 10 Gramm Küchengewürzextrakt 3 Neugroschen und diese Menge reicht hin für 100 Liter gute Bouillon oder 100 Liter Gemüse.

4) Ist das Verfahren, in einem graduirten Gefäße abgemessene Quantitäten Extrakt zuzusetzen, ein rationelleres und zuverlässigeres als das frühere, bei dem Bezeichnungen wie „eine Hand voll", „einen Eßlöffel voll" eine Hauptrolle spielten.

Nimmt man z. B. an, daß in einem größeren Etappenlazarethe tagtäglich eine sehr verschieden große Anzahl Portionen für durchgehende Kranke und Verwundete bereitet werden muß, so hat der Koch mit diesem Verfahren die Garantie, jede beliebige Menge Essen richtig und wohlschmeckend gewürzt zu liefern, der Chef aber die Füglichkeit, den Ausgabe-Etat mit größter Ersparnißmöglichkeit zu überwachen.

5) Sehr große Haltbarkeit der Präparate ohne Einbuße an Qualität und Kraft. Eigenschaften, welche besonders für Festungen, Schiffsausrüstungen in das Gewicht fallen.

Die Mannschaften genossen die auf diese Weise bereiteten Speisen im allgemeinen mit großem Appetit, obgleich der althergebrachte, gewohnheitsgemäße Anputz mit Pfefferkörnern, Lorbeerblättern, Gewürznelken, Zimmetrinde und dergleichen, der süße Muskatduft einer das Reisgemüse überziehenden gelben Brühe, wie Zucker und Zimmet auf dem Hirsebrei nicht immer gern vermißt wurden. — Wo Zeit und Lust dazu vorhanden, kann gewissen provinziellen Geschmackseigenthümlichkeiten im Anputz der Speisen Vorschub geleistet werden, im Felde schweigen derartige Rücksichten.

Die weiteren Versuche mit Gewürzsalz auf der Festung Königstein ließen dem vorliegenden Zwecke entsprechend ein kräftiges Präparat wählen, welches der landesüblichen Geschmacksrichtung inbezug auf Pfeffer, Zwiebel und Muskate entgegenkam.

Hierüber einige Beispiele:

Erster Versuch vom 18. März 1873. Garnison-Menage: 260 Portionen Rindfleisch mit Nudeln.

Zuthat: 260 Liter Wasser,
36 Kilo Rindfleisch,
33 Kilo Nudeln und
3 1/5 Pfund Gewürzsalz.

Die Speise war vorzüglich würzhaft und wohlschmeckend.

Am 19. März ebendaselbst. 250 Portionen Rindfleisch mit Reis.

Zuthat: 250 Liter Wasser,
36 Kilo Rindfleisch,
26 Kilo Reis und
4 Pfund Gewürzsalz.

Kräftiger gewürziger Geschmack sowohl des Fleisches als des Gemüses. Pfeffer konnte noch etwas mehr hervortreten.

Am 16. März in der Küche des Referenten. Schöpsenfleisch mit Kartoffelstückchen.

Zuthat: 1 Pfund Schöpsenfleisch,
3 Liter Gemüse und
50 Gramm Gewürzsalz.

Gut gewürzt, aber zu sehr gesalzen.

Am 20. März ebendaselbst. Griessuppe mit Fleischextrakt.

Zuthat: 1/2 Liter Wasser,
5 Gramm Fleischextrakt,
30 " Gries und
5 " Gewürzsalz.

Zwar wohlschmeckend aber mehr für Patienten geeignet als leichte, wohlschmeckende Speise.

Den 21. März ebendaselbst. Biwaksuppe.

Zuthat: 1/2 Liter Wasser,
150 Gramm altes vertrocknetes Kommißbrot oder steinharter Brotzwieback,
8 Gramm Fleischextrakt und
10 " Gewürzsalz.

Wohlschmeckende kräftige und würzige Suppe. Der fade Geschmack des ledigen Fleischextraktes gänzlich kompensirt.

Den 23. März. Brot und Speck mit Gewürzsalz. Von den Mannschaften mit Vorliebe gegessen.

N. B. Es war hierzu ein Präparat verwendet, welches vorzugsweise nur Pfefferextrakt in sich trug und daher den Geruchssinn nicht beleidigte.

Diese wenigen Beispiele, deren einige in der Sanitäts-Offiziers-Gesellschaft zu Dresden bei Gelegenheit eines Vortrages des Referenten über die Angelegenheit mit Anerkennung vorgeführt wurden, rechtfertigten in praxi die oben kurz vorausgeschickte Theorie und forderten zu weiteren praktischen Versuchen auf.

Im Winter 1875 hielt Herr Dr. Naumann selbst vor einem großen Kreise von Offizieren aller Grade und Dienstzweige einen Vortrag in der Sanitäts-Offiziers-Gesellschaft zu Dresden, experimentirte in der feineren

und gröberen Kochkunst mit seinen Gewürzextrakten und Gewürzsalzen und fand inbezug auf den Wohlgeschmack seiner zahlreichen Erzeugnisse ungeschmälerten allgemeinen Beifall. Die finanzielle Seite wurde bei dieser Gelegenheit nicht erörtert.

In Gemäßheit eines königlichen Kriegs-Ministerialbeschlusses vom 1. April 1875 wurden sodann im Laufe des Monats April mit einem Zentner des Naumannschen Fleischgewürzsalzes Nr. III — für Militärmenagen — in den Menagen verschiedener in Dresden garnisonirender Regimenter Versuche angestellt und gutachtliche Berichte abgegeben.

Betheiligt waren hierbei:

das königl. Garde-Reiter-Regiment,
das Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100,
das 2. Grenadier-Regiment Nr. 101,
das Schützen-Regiment Nr. 108,
das 1. Feld-Artillerie-Regiment Nr. 12 und
das 2. Feld-Artillerie-Regiment Nr. 28.

Obgleich die Urtheile über einzelne Eigenschaften des hierbei verwendeten Fleischgewürzsalzes Nr. III etwas auseinander gingen, so waren doch sämmtliche Berichte im allgemeinen ziemlich günstig für dasselbe, so daß als Gesammtresultat auszusprechen war: Das zu den Versuchen angewandte Präparat ersetzt noch nicht alle zur Bereitung der Speisen erforderlichen Gewürze, bietet keine pekuniären Vortheile gegenüber dem Gebrauche des frischen Gewürzes und ist demnach noch nicht für den Gebrauch in den Truppenmenagen im Friedensverhältnisse unter gewöhnlichen Umständen geeignet, dagegen empfiehlt es sich schon jetzt, d. h. in seiner jetzigen Beschaffenheit, für die Verwendung im Feldverhältnisse.

Da es sich bei diesen Versuchen nur um ein bestimmtes Präparat handelt, welches vermöge seiner Zusammensetzung ganz nach Wunsch des Bestellers inbezug auf Kräftigkeit der Würze, Vorherrschen des einen oder anderen Stoffes ꝛc. verändert und allen speziellen Anforderungen angepaßt werden kann, so würden die nach dieser Richtung hin gemachten Ausstellungen (de gustibus!) korrigir- und abstellbar sein.

Obschon ferner einzelne Beobachter keinen, andere nur einen geringen Vortheil berechnen, so erscheint dennoch der Umstand wichtig, daß wenn das Salz bei richtiger Handhabung und Wahl des Präparats überhaupt nicht theurer zu stehen kommt als die frühere Würzmethode, es für die gleiche finanzielle Anlage vermöge feinerer Gewürze mehr Nutzen für die Qualität der Speisen und durch Zeitersparniß bei der Bereitung bietet.

Weiterhin wurden im verflossenen Kantonnement 1876 größere Versuche angestellt, zu welchen an drei Tagen in Stelle des Kochsalzes an das ganze Armeekorps Fleischgewürzsalz Nr. III verabreicht worden ist.

Die Berichte der verschiedenen Regimenter und Abtheilungen lauten für das zur Verwendung gekommene Würzpräparat im allgemeinen sehr günstig, da sich 14 Berichte für dasselbe und nur 6 bedingungs- und einschränkungsweise gegen dasselbe aussprechen. Während die bei weitem größte Anzahl der Regimenter ꝛc. dem Präparate die Erfüllung der Bedingungen zugestehen, welche wir (mit Ausnahme der nicht erörterten finanziellen Seite) an die Spitze unseres Berichtes stellen zu müssen glaubten, machen die Gegner zum Theil Einwendungen, welche bei näherer Betrachtung sich als nicht stichhaltig oder von verändertem Gesichtspunkte aus angesehen erweisen.

Denn wenn z. B. von mehreren Beobachtern gesagt wird, daß die

Salze wegen ihres widerlichen Geruches überhaupt nicht zur Verwendung gekommen oder von den Soldaten gegen gewöhnliches Salz vertauscht worden sind, so geht dies sehr natürlich zu, weil diese Gewürzmischung in so konzentrirtem Zustande einen penetranten Geruch und Geschmack entwickeln muß, dagegen fein vertheilt höchst angenehm riecht und schmeckt. (Bekannte Eigenschaft mancher flüchtiger Stoffe, z. B. auch einzelner Parfüms.) Wenn auf die ausgetheilten Patronen für die Mannschaften eine erklärende Druckbemerkung geklebt wird, daß der starke, manchem unangenehme Geruch weder ein Zeichen von Verderbniß oder eines vorgekommenen Fehlers, sondern nach der Verwendung an den Speisen nicht mehr zu bemerken sei, so wird wohl mancher dieser Gegner bekehrt werden und auch ein Austausch mit gewöhnlichem Kochsalz nicht mehr stattfinden.

Eine nicht stattgefundene Prüfung kann aber nicht als ein entgegenstehendes Moment erachtet werden, ebenso wenig die Ausgabe des Fleischgewürzsalzes zu bereits genießfertig gewürzten Konserven.

Ein anderer Einwurf ist jedoch, wie Referent aus eigener Erfahrung genau kennt, vollständig gerechtfertigt, und zwar der, daß das Fleischgewürzsalz zu rohem Speck und Fleisch genossen wegen des darin enthaltenen Zwiebel- und Muskat-Extraktes ꝛc. für viele (nicht für alle) etwas Widerliches hat, allein es würde diese Anwendung auch eine geradezu „zweckwidrige“ sein, weil hierfür ein besonderes, aber vorzüglich befundenes Präparat vorhanden ist, das Pfeffersalz. Von denen, welche überhaupt rohen Speck und dergleichen mit Pfeffer genießen (und das ist ja im allgemeinen sehr wünschenswerth) wird dieses Präparat sicher gelobt werden, freilich wird man über die Stärke des Pfeffers immerhin noch rechten können.

Inbezug auf die finanzielle Seite des Verfahrens scheint die Mittheilung folgender Thatsache von Belang.

Der Vorstand des königlichen Festungsgefängnisses, Herr Oberstlieutenant ꝛc. Dr. Naundorff, bestätigt unter dem 4. Dezember 1876, daß das seit 1½ Jahren im Festungsgefängnisse Dresden zu Menagezwecken zur Verwendung gekommene Fleischgewürzsalz Nr. III sich nicht nur bezüglich der Schmackhaftigkeit, welche es dem Fleische und Gemüse verleiht, empfehlen läßt, sondern auch dessen Herstellung, wie aus folgender Berechnung hervorgeht, wesentlich billiger macht. Dasselbe kann auch von dem ebenfalls in Gebrauch genommenen Muskatnuß-Extrakt gesagt werden.

Berechnung.

Die durchschnittlichen Kosten für Gewürz ꝛc., welches im Festungsgefängniß Dresden zu 150 Portionen Fleisch und Gemüse gebraucht wurde, betrugen:

für grünes Gewürzel	Mk.	—,40
„ Pfefferkörner, Würznelken u. Neugewürzkörner . .	„	—,18
„ Lorbeerblätter	„	—, 5
„ gewöhnliches Salz	„	—,24
Summa	Mk.	—,87

Diese Quantität wird ersetzt durch:

1 Kilo 250 Gramm Gewürzsalz à Kilo 60 Pf.	Mk.	—,75	
mithin eine Kostenersparniß von . .	„	—,12	= 14%.
Muskatnüsse kosten zu 20 Portionen	„	—, 8	
Muskatnuß-Extrakt	„	—, 3	
mithin eine Kostenersparniß von	„	—, 5	

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, an die vorausstehenden Darlegungen noch ein kurzes Referat zu knüpfen über die Resultate der von Naumann

bis in die neueste Zeit fortgesetzten und zum Theil noch laufenden Versuche über die Verwendung der Gewürzsalze für den eisernen Bestand des Soldaten im Felde, insoweit dieselben in einer Sitzung der Sanitäts-Offiziers-Gesellschaft zu Dresden am 15. Januar 1877 durch Vortrag und Experimente zur Kenntniß, Anschauung und Geschmack gebracht wurden.

Naumann stellte unter Zugrundelegung der von Voit (Anhaltspunkte zur Beurtheilung des sogenannten eisernen Bestandes für den Soldaten) und Pettenkofer ausgesprochenen Ansichten und angestellten Berechnungen, wie viel ein angestrengter Soldat im Felde täglich brauche, um kräftig und gesund zu bleiben, d. h. um den Stoffverbrauch zu decken, folgende Sätze auf, welche als Grundbedingungen für den eisernen Bestand des Soldaten im Felde angestrebt werden müßten:

1) 640 Gramm Nährwerth täglich, bestehend aus 120 Gramm Eiweiß, 170 Gramm Fett und 350 Gramm Kohlenhydraten.

2) Das Gewicht und Volumen soll ein möglichst geringes sei.

3) Die Nahrung muß schnell und leicht zu bereiten und rasch zu genießen sein.

4) Die Nahrung muß lange haltbar sein, damit sie in großen Massen vorräthig gehalten werden kann.

5) Die Nahrung muß wohlschmeckend und abwechselnd sein und

6) Die Verpackung muß luft- und wasserdicht und leicht vertheilbar an die einzelnen Mannschaften hergestellt werden.

Die von Voit und Pettenkofer berechneten eisernen Bestände (bestehend aus Zwieback, Konservefleisch, Speck, Rauchfleisch, Weizenmehl, Fleischmehl, Erbswurst, trockener Milch, Eierkonserven 2c. in der verschiedensten Zusammenstellung) werden obigen Sätzen wohl stofflich gerecht, erweisen sich aber in ihrem Gewicht und Volumen ungeeignet, da dieselben wohl durch Magazine bei regulärer Etappenverpflegung an die Mannschaften täglich abgegeben, nicht aber von denselben als eiserner Bestand bei sich getragen werden können, weil sie ein zu großes Gewicht und Volumen besitzen. Es mußte deshalb eine andere Form dieser Nahrungsmittel angestrebt werden, welche es ermöglicht, daß der Soldat seine Nahrung auf drei Tage ohne erhebliche Vermehrung der Traglast in kleinem Volumen bei sich trage.

Naumann ging dabei von der Ansicht aus, daß der Zweck des eisernen Bestandes im Felde nicht sein könne oder müsse, den Mann drei Tage lang stofflich vollständig in seiner Zusammensetzung zu erhalten, sondern nur ihn so weit zu ernähren, daß er vor Hunger geschützt und leistungsfähig bleibt.

Er setzte daher den von Voit und Pettenkofer angegebenen oben angeführten Bedarf für den eisernen Bestand auf drei Tage auf die Hälfte herab und berechnete eine ganze Reihe von gepreßten Suppen- und Brotkonserven (sich dabei anlehnend an bekannte bewährte Präparate), welche in geeigneter Form (cylindrisch) und in Portionen verschiedenen Inhalts vertheilt vom Soldaten im Feldkessel getragen werden und dessen Traglast nur um 2½ Pfund vermehren.

Es würde den Rahmen dieses Berichts weit überschreiten, auf die von Naumann angewendete, auf richtigen wissenschaftlichen Prinzipien beruhende Darstellungs- und Konservirungs-Methode seiner Ingredienzen und Konserven einzugehen, allein es möge inbezug auf die vorgeführten Experimente noch bemerkt werden, daß die oben aufgezählten Grundbedingungen für den eisernen Bestand durch die vor zahlreichem sachverständigen Auditorium ausgestellten Präparate und gekochten Speisen zufriedenstellend erfüllt schienen.

Zehn verschiedene Suppenkonserven in einer ovalen Blechbüchse verpackt, welche angeblich sämmtlich aus 3 Jahre alten Mehlsorten, aus 18 Monat alten Fettsorten, aus 3 Monat alten Eierkonserven und 3½ Jahre alten Gewürzsalzen bereitet waren, und zwar:

Bohnensuppe, Bohnensuppe mit Brot, Brotsuppe, Erbsensuppe, Erbsensuppe mit Brot, Griessuppe mit Eiern, Linsensuppe, Linsensuppe mit Brot, Mehlsuppe mit Brot, Mehlsuppe mit Eiern,	sämmtlich 8 Monate alt.

sowie Bouillonkonserven für Lazarethe wurden in gepulvertem Zustande (geschieht durch Schaben mit einem Messer) dem kochenden Wasser zugesetzt und lieferten binnen wenigen Minuten eine dicke Suppe, die von den Anwesenden als eine sehr schmackhafte und kräftige bezeichnet wurde. Am meisten sagten die Suppen mit Brot zu.

Ob die nach Voit und Pettenkofer berechneten Nahrungsbestandtheile in den von Naumann bereiteten Konserven thatsächlich in der für den eisernen Bestand gewünschten Menge enthalten waren, konnte natürlich bei dieser Gelegenheit nicht festgestellt werden, aber die Suppen sättigten und schmeckten gut.

Das Resultat der bisherigen Versuche ist jedenfalls ein solches, um auch für die von Naumann in dieser Richtung hin bereits angestellten und weiterhin anzustellenden Untersuchungen ein reges und verdientes Interesse zu erwecken.

Was die Anwendung der Naumann'schen Gewürzsalze für militärische Verpflegungszwecke anlangt, so gestatten die im vorausgehenden Berichte angeführten Thatsachen ein im allgemeinen günstiges Urtheil, eine für das Feld unbedingte, für Menagezwecke im Frieden von der wie es scheint möglichen Lösung einiger Nebenfragen abhängige zu empfehlende Anwendung.

Sorgfältige reelle Bereitung der für bestimmte Zwecke gewählten Präparate und verständige Anwendung derselben sind selbstverständlich bei diesem Urtheile vorausgesetzt.

Dr. L. Naumann hat, um seinen Fabrikaten leichtere Verbreitung zu verschaffen, dieselben in sehr gefällige und tüchtige Kasten und Etuis verpackt; wir erwähnen hiervon: zwei Ledertaschen für Offiziere zu 2 u. 5 Mrk. mit je 5 kleinen Flaschen von Extracten, eine „Doppelpatrone" für Mannschaften mit Bouillon- und Pfeffersalz für 15—20 Pf. und endlich einen Gewürzkasten für Offizierkorps, Lazarethe 2c. mit viererlei Salzen und 24 Flaschen Extracten für 100 Mrk.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1877.

Sechstes Heft.

Inhalt:

Berlin 1877.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Im Dienst der freiwilligen Krankenpflege 1870–71.

Selbsterlebtes
von
Hermann von Witzleben.

Ausbruch des Krieges.

Durch den Herrenmeiſter des Johanniter-Ordens, Se. Königl. Hoheit den Prinzen Karl von Preußen, wurden bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 die Ordensritter, deren Verhältniſſe es geſtatteten, aufgefordert ſich für den Dienſt des Ordens zu melden.

Bei Empfang dieſer Aufforderung entſchloß ich mich nach Berlin zu reiſen und mich perſönlich bei den an der Spitze des Ordens ſtehenden und mir durch meine Thätigkeit in den früheren Kriegen bekannten Perſönlichkeiten zu melden.

Die Begeiſterung für mein deutſches Vaterland, daß jetzt ſo ernſtlich von unſerem Erbfeinde bedroht war, ließ mich nicht ruhig zu Hauſe bleiben. Auch ich wollte dem Vaterlande mein Scherflein darbringen und hoffte durch die Erfahrungen, die ich bereits in zwei Kriegen im Dienſt der freiwilligen Krankenpflege erlangt hatte, den Kranken und Verwundeten der Armee nützen zu können.

Den 18. Juli kam ich in Berlin an.

Am 19., ein denkwürdiger mir unvergeßlicher Tag, empfing Preußen die Kriegserklärung von Frankreich. Mit Würde und ohne alle Ueberhebung wurde dieſes verhängnißvolle, in alle Verhältniſſe einſchneidende Ereigniß von dem Volke aufgenommen. Selbſt das verzagteſte Gemüth mußte ſich bei ſolcher Auffaſſung geſtärkt fühlen. Als ich mich auf dem Johanniterbüreau

meldete, erfuhr ich, daß unser hochverehrter Kanzler, Graf Eberhard Stolberg, gest. 8. August 1872, als Oberpräsident von Schlesien behindert sei, die im Jahre 1866 so glänzend ausgefüllte Stellung eines Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege zu übernehmen, und daß Se. Majestät den Fürsten Pleß*) zu dieser Stellung für den bevorstehenden Krieg ernannt habe.

Im Palais des Fürsten Pleß fand ich den Fürsten mit den Grafen Stolberg und Maltzan-Militzsch**) über die neue Organisation konferirend und erfuhr, daß man mich zur Südarmee designirt habe. Gleichzeitig wurde mir von den Herren mitgetheilt, daß die Organisation des Ordens eine ganz andere sein würde als in den beiden letzten Kriegen, da infolge der neuen Militär-Sanitätsinstruktion vom 29. April 1869 die freiwillige Krankenpflege als ein Ganzes in der Armee eingefügt sei und deshalb der Johanniterorden in der freiwilligen Krankenpflege aufgehen würde. Das Nähere über diese Organisation wurde soeben von den drei Herren berathen.

Bald nach meiner Rückkehr in die Heimat traf die Einberufung sofort nach Berlin zu kommen ein, der ich natürlich sogleich folgte. Berlin war in vollster militärischer Bewegung, auf der Eisenbahn wurden nur Truppen befördert und es hielt schwer einen Zug zu finden, auf dem vorwärts zu kommen war. In dem Büreau der freiwilligen Krankenpflege, Leipzigerstraße 3, hatten wir des Abends eine Konferenz unter Vorsitz des Fürsten Pleß, in der uns mitgetheilt wurde, daß die freiwillge Krankenpflege unter dem königlichen Kommissar und Militärinspekteur Fürsten Pleß stehe und jede Armee einen General-Etappendelegirten erhalten hätte, unter dem die dazu Berufenen die Delegation der Armee bildeten; alle übrigen Instruktionen würden nachfolgen; außerdem wurde befohlen, das größte Stillschweigen über alle militärischen Angelegenheiten zu bewahren.

Mir persönlich wurde der Befehl mich nach Manheim zu begeben, wo ich mich bei dem Grafen Görtz-Schlitz zu melden habe, der zum General-Etappendelegirten der III. Armee ernannt sei.

Mein Weg führte mich nach Leipzig; hier schloß ich mich den 31. Juli einem Militärzuge an, der eine Batterie des 5. Armeekorps aus Sagan beförderte. Unsere Fahrt ging über Hof, Würzburg, Darmstadt, Mainz, Ludwigshafen und von da nach Manheim. Wir wurden überall in Sachsen, Bayern und am Rhein festlich empfangen und mit patriotischem Eifer sorgte man für Erfrischung der durchfahrenden Truppen.

Den 1. August abends in Manheim angekommen, suchte ich sofort den Grafen Görtz auf, den ich mit vielen schon anwesenden Delegirten vereinigt

*) Fürst Hans Heinrich XI. geb. 10. Septbr. 1833.
**) August Graf Maltzan geb. 16. August 1823.

fand. Diese Delegirten waren theils Johanniterritter, theils Herren von verschiedenem Beruf aus allen Theilen Deutschlands, — besonders aus Süddeutschland. Graf Görtz nahm mich sehr freundlich auf und es wurde nun am folgenden Tage berathen, wie die Delegation, um ihren Zweck zu erfüllen, organisirt werden sollte. Leider war auch Graf Görtz mit der neuen Einrichtung der freiwilligen Krankenpflege noch nicht ganz vertraut und es war deshalb schwer zu einem bestimmten Entschluß zu kommen, doch endlich wurde beschlossen die ganze Delegation zur leichteren Uebersicht und Handhabung in drei Kolonnen oder Abtheilungen unter drei Führern: General Lauer aus Darmstadt, Oberstlieutenant von Grolman aus Hessen und Herr von Richthofen aus Schlesien zu formiren. Diese Kolonnen, bestehend nur aus Delegirten, empfingen in Manheim das nöthige Lazarethmaterial aus dem sich daselbst bildenden Hauptdepot.

Während wir uns in den ersten Tagen mit dieser Organisation beschäftigten, kam am 3. August der Befehl an, den 4. früh nach Landau aufzubrechen.

Nach langem Warten auf dem Bahnhof gelang es der Delegation endlich mit einem Militärzug die Fahrt nach Landau anzutreten, wo wir des Nachmittags ankamen.

Noch mit der Einquartierung der Delegation beschäftigt, ging ein Telegramm aus Weißenburg ein, das die freiwillige Krankenpflege, infolge der soeben daselbst stattfindenden Schlacht nach Weißenburg berief. Graf Görtz verfügte, daß ich mit dem nächsten Zuge die Delegation auf das Schlachtfeld führen und daselbst werkthätig einschreiten sollte.

Von Weißenburg bis Nancy.

Auf dem Bahnhofe Landau versammelte ich die Delegation, an die sich eine Abtheilung freiwilliger Krankenpfleger aus Berlin und Norddeutschland unter Führung des Gerichtsraths von Kunowski aus Berlin anschloß. Leider konnten wir nicht sogleich abfahren, da die Bahn nicht frei war. Eine Depesche des Kronprinzen über den glänzenden Sieg bei Weißenburg hob unsere Stimmung, die durch die Ankunft eines Zuges mit den ersten französischen Gefangenen noch gesteigert wurde. Endlich war die Bahn frei und wir dampften der französischen Grenze zu. In Wieden, der letzten Station vor Weißenburg, stand das erste den Franzosen am heutigen Tage abgenommene Geschütz. Wie groß unser Jubel beim Anblick dieser noch von Pulver geschwärzten Trophäe war, läßt sich kaum beschreiben.

Mit froher Zuversicht überschritten wir bald die französische Grenze, stolz die ersten Deutschen zu sein, die das Banner mit dem rothen Kreuz auf französischem Boden entfalten durften. Die Nacht war schon angebrochen und der Himmel geröthet von den Wachfeuern unsrer siegreichen

Truppen, als wir vor dem zerstörten und verlassenen Bahnhof in Weißenburg ankamen. Ueber weggeworfene französische Tornister, Trommeln ꝛc. gelangten wir in das leere Bahnhofsgebäude, wo wir uns in den Wartezimmern vereinigten, in denen die Spuren des gestrigen Blutvergießens noch sichtbar waren und selbst die Leichen der Gefallenen unberührt dalagen.

Der anbrechende Tag zeigte uns ein schreckliches Bild. Der Bahnhof und die daran liegenden Straßen, in denen ein heftiges Gefecht stattgefunden hatte, lagen voll von Todten, vorzüglich Turkos, die mit ihren phantastischen Anzügen und durch den Todeskampf entstellten Gesichtern einen gräßlichen Eindruck machten. Daneben lagen todte Pferde, umgestürzte Wagen, dies Alles so recht ein Bild der eben beendeten Schlacht. Gleich nach Sonnenaufgang schickte ich meine Herren auf das Schlachtfeld, den herumliegenden Verwundeten Hülfe zu bringen. Ich selbst suchte mit dem französischen Präfekten die während des Gefechts in aller Eile in der Stadt errichteten Lazarethe auf, fand dieselben sehr oberflächlich eingerichtet und die Verwundeten, Deutsche und Franzosen, noch mit dem ersten Verbande. Die vier in Weißenburg vorhandenen Zivilärzte und einige barmherzige Schwestern aus Straßburg hatten in den Lazarethen die Pflege übernommen. Da ich keine deutschen Aerzte zur Verfügung hatte, übergab ich jedem französischen Zivilarzt ein Lazareth und stellte die strengste Strafe in Aussicht, wenn dieselben nicht ganz nach internationalen Grundsätzen ohne Unterschied der Nationalitäten ihren Pflichten nachkommen würden. Außerdem übergab ich dem Delegirten von Wardenburg aus Weimar, den Delegirten Püttinger und Stockhausen aus Hessen je ein Lazareth, in welchen ihren Anordnungen in jeder Beziehung Folge geleistet werden mußte.

Außer diesen Lazarethen in der Stadt war das in der Nähe liegende Dorf Altstadt, wo ein heftiges Gefecht stattgefunden hatte, ganz mit Verwundeten angefüllt. Ein preußisches Feldlazareth hatte sich zum Glück hier schon stationirt, dem auch sehr bald die Generalärzte Böger und Wilms zu Hülfe kamen. Um die nöthige Unterstützung aus unserem mitgebrachten Depot dorthin gelangen zu lassen und die nöthige Verbindung mit diesem Dorfe zu haben, schickte ich die Delegirten Graf Solms und Görtz jun. dorthin, die überall helfend einschritten. Unser aus Manheim mitgebrachtes Depot leistete hier große Dienste, war aber bald zu klein für die Ansprüche, die sämmtliche Lazarethe an dasselbe machten.

Da bis zum Mittag noch nicht alle Todte begraben waren, wurden hierzu Arbeiter von der Stadt requirit. Einige Delegirte hatten diese traurige Arbeit zu beaufsichtigen, dabei Ordnung zu halten und die Gräber mit Kreuzen zu bezeichnen. Hauptsächlich aber hatten sie dafür zu sorgen, daß die Erkennungsmarken, die jeder Preuße um den Hals zu tragen hatte, den Todten abgenommen und gesammelt wurden. Diese Marken sind mit der Nummer des Regiments, der Kompagnie und derjenigen des

Besitzers, die derselbe in den Kompagnielisten führt, bezeichnet, wodurch der Name desselben vorkommendenfalls ganz zuverlässig ermittelt werden kann.

Später wurden die hier gesammelten Marken dem Kriegsministerium übersendet und gewiß ist dadurch der Tod manches braven Soldaten erst festgestellt worden, der vielleicht bisher als vermißt in den Listen geführt wurde. Leider war diese Einrichtung, die sehr viel Gutes gestiftet hat, nicht in der ganzen deutschen Armee eingeführt, auch sind wohl nicht immer diese Marken bei dem Begraben der Todten sorgfältig gesammelt worden.

Am 6. August noch mit den nöthigsten Arbeiten für die Verwundeten beschäftigt, hörte man den Kanonendonner von Wörth, und schon des Nachmittags kamen eine Menge Wagen mit Verwundeten von dort an, denen auch schon den anderen Tag Eisenbahnzüge folgten, die von dem nahen Sulz Hunderte von Verwundeten brachten. Alle Kräfte mußten angespannt werden, um die große Arbeit zu bewältigen. Leider begann es an Lazarethutensilien, hauptsächlich aber an Lebensmitteln zu fehlen. Ein Etappenkommando, was für letzteres hätte sorgen müssen, war noch nicht vorhanden. Da kam der Großherzog von Baden auf dem Bahnhof an, dem ich sofort meine Noth klagte, und schon in den nächsten Tagen erhielten wir aus Karlsruhe sehr reichliche Sendungen. Noch größer aber war unsere Freude, als schon am 7. die Pfälzer Bauern mit Wagen voll Lebensmitteln ankamen, Frauen und Töchter zur Vertheilung der Gaben mitbrachten und freudig erfüllt vom Siege der Deutschen uns ihre in den Grenzdörfern so reichlich gemachten Sammlungen darbrachten. So groß auch manche Speckseite und manches Brod war, so bewiesen andererseits auch kleinere Stücke Brod und abgeschnittene Stücke Wurst, daß selbst die ärmeren Leute im Dorfe von dem Wenigen was sie besaßen für die braven deutschen Truppen, die sie vor einer Ueberschwemmung der französischen Soldaten beschützt hatten, auch etwas geben wollten. Jeder hatte gegeben, der Reiche viel, der Arme wenig. Gott lohn's den braven Pfälzern! —

Die Kolonne von Richthofen eilte noch spät des Nachmittags nach Wörth, von wo sie, immer nach vorwärts drängend, bis auf das Schlachtfeld von Sedan kam und dann in das Vaterland zurückkehrte. —

Die schwere Arbeit auf dem Bahnhof dauerte noch mehrere Tage und Nächte fort, oft lagen alle Räume voll von schwer Verwundeten und meine Herren sowie die sich mehrenden Hülfsabtheilungen hatten alle Hände voll zu thun. Hier lernte ich die Herren Delegirten schon genauer kennen. Rücksichtslos unterzogen sich viele derselben der schwersten Arbeit und oft mußte ich sie ernstlich auffordern zu ruhen und sich schlafen zu legen, damit ihre Kräfte für spätere Zeiten erhalten blieben. Besonders mußte ich den Oberstlieutenant von Grolman bitten seine Kräfte zu schonen und wenigstens des Nachts sich Ruhe zu gönnen. Sein großer Eifer duldete es nicht. Nach wenigen

Wochen erlag er dem Nervenfieber und starb in seiner Thätigkeit. Auch er war für das Vaterland gefallen.

Leider erkannte man hier auch bald die Kräfte, die sich nicht zu solchem Dienst eigneten. Zufällig hatten sich einige barmherzige Schwestern eingefunden, die aber, von ihren Oberinnen abgekommen, wenig nützten und uns bald wieder verließen, da sie das ihnen aufgetragene sehr nöthige Kochen für die Verwundeten nicht für ihren Beruf hielten. Später kam ich mit denselben Schwestern in Nancy wieder zusammen, wo sie, unter einer tüchtigen Oberin stehend, sehr brauchbar waren.

Während dieser schweren Arbeit auf dem Bahnhofe ging die Bildung der Lazarethe, die sich durch die nicht transportablen Verwundeten von Wörth immer mehr füllten, schnell vorwärts. Die in die Lazarethe delegirten Herren griffen mit praktischer Hand ein, und unter der ärztlichen Leitung des ausgezeichneten Professors Billroth aus Wien waren die Lazarethe schon am 10. ziemlich in Ordnung gebracht.

Billroth, der gerade im ärgsten Trubel seine Dienste mir anbot, hatte ich, da ich seinen Namen überhört und soeben den französischen Aerzten die Lazarethe übergeben hatte, zu einer Assistentenstelle unter jenen Aerzten bestimmt. Ohne Widerrede nahm der berühmte Professor diese untergeordnete Stellung an. Von meinem Irrthum aber bald geheilt, bat ich diese chirurgische Koryphäe die Leitung sämmtlicher Lazarethe zu überwachen, worauf er sehr gern einging und uns dadurch eine große Hülfe wurde.

Der königliche Kommissar und Militärinspekteur für die freiwillige Krankenpflege, Fürst Pleß, kam auch zu dieser Zeit nach Weißenburg und inspizirte die Einrichtung der Lazarethe und die Evakuation auf dem Bahnhof. Seine ausgesprochene Zufriedenheit mit den dasigen Einrichtungen war für uns eine große Genugthuung nach so schwerer Arbeit. Da uns die Genfer Konvention noch nicht zu Händen gekommen war, nach welcher die bei uns sich befindenden gefangenen französischen Aerzte zu behandeln waren, dieselben aber in Weißenburg herumbummelten und mehr Spionen als Aerzten glichen, so bestimmte der Fürst Pleß, dieselben in das Hauptquartier des Kronprinzen zu schicken, wo das Weitere über sie veranlaßt werden würde. Ich war froh die Gesellschaft los zu sein.

In diesen Tagen kam der erste Sanitätszug aus Bayern an, dem bald noch zwei andere folgten. Sie waren ausgezeichnet eingerichtet und leisteten großen Nutzen. Dieser erste Zug wurde nach Sulz dirigirt und kam von dort beladen mit schwer Verwundeten bald wieder zurück, diese nach ihre Heimath führend. Die leicht Verwundeten wurden auf Krankenzügen befördert, die aus bedeckten Güterwagen mit Lagerstätten von Stroh zusammengestellt waren. Auf diese Art konnten die Lazarethe von einer sehr großen Anzahl Verwundeter entleert werden, wodurch für die

Schwerverwundeten nicht allein mehr Platz wurde, sondern auch für die Aerzte und Pflegekräfte Raum und Zeit blieb ihre ganze Thätigkeit auf die Zurückbleibenden zu richten.

Der Mangel einer Etappenbehörde wurde hier immer fühlbarer. Es war alles noch so ungeregelt, daß man nur nach seinem eignen Ermessen handeln und den Muth haben mußte auf seine eigene Verantwortung hier einzuschreiten, was oft recht schwer war. Unter andern brachten 2 Husaren auf Befehl S. K. H. des Kronprinzen einen Franzosen gebunden an, der einen verwundeten vor einem Haus liegenden preußischen Jäger mit der Axt den Kopf gespalten hatte. Ich verhörte diesen scheußlichen Menschen, der, wie sich durch das bei ihm gefundene Gemeindesiegel herausstellte, der Maire aus dem Orte Rielzel bei Sulz war. Da dieser Mensch nicht einmal Reue fühlte und seine That mit hochtrabenden patriotischen Phrasen eingestand, übergab ich ihn den um mich herumstehenden Bayern, durch die er seine gerechte Strafe erhalten haben wird.

Noch will ich erwähnen, daß bei meinem Besuche bei dem Präfekten am 5. morgens derselbe mich zu der bei ihm liegenden Leiche des am 4. gefallenen französischen General Douai führte. Bei dem Begräbniß des Generals folgten der Präfekt und viele französische Einwohner. Auch ich schloß mich dem Zuge an und war der Erste, der nach unsrer Sitte drei Hände voll Erde dem Gefallenen in sein Grab warf. Die Franzosen schienen meine Theilnahme nicht erwartet zu haben, theilten wohl aber mit mir die Ansicht, daß man den gefallenen Feind ehren und achten muß, daß der Tod Freund und Feind vereinigt.

Graf Görtz war bisher mit dem General-Etappenkommandeur, General von Gotsch, den Befehlen gemäß in Landau geblieben, von wo er den 9. August durch Weißenburg kam, um sich nach Sulz zu begeben.

Ich erhielt von dem Grafen den Befehl, die obere Leitung in Weißenburg dem Landtagsabgeordneten Grafen Bethusy-Huc zu übergeben, Lazarethdelegirte in den Lazarethen zurückzulassen und mit dem Rest der Delegation nach Sulz zu kommen. Den 10. war die Uebergabe beendet und ich fuhr mit meinen Herren und den gesammelten Hülfsmannschaften noch an demselben Tage nach Sulz ab. Herr Professor Billroth blieb in Weißenburg und hatte bis zur Auflösung die ärztliche Leitung der dasigen Lazarethe. Es wurde mir schwer mein neugeschaffenes Werk, was ich nach mühevoller Arbeit aus nichts hervorgerufen hatte, zu einer Zeit wieder verlassen zu müssen, in der es anfing etwas Geordnetes zu werden.

Die Begeisterung für unser deutsches Vaterland wuchs in der süddeutschen Armee von Tag zu Tag. Es war erhebend, wie gerade in den süddeutschen Truppen, die verbunden mit ihren preußischen Waffenbrüdern von Sieg zu Sieg geführt worden waren, die gemeinsame Vaterlandsliebe immer heller hervorleuchtete und sie zu neuen Thaten begeisterte. Aber auch

äußerlich sah man, daß der alte Haber geschwunden war. Mit begeistertem Hurrah begrüßten sich die bayerischen und preußischen Truppen, wenn sie sich auf ihren Märschen begegneten und an allen Orten sah man die Soldaten aus Nord und Süd in wahrer Kameradschaft verkehren und das letzte Stück Brod mit einander theilen.

In Sulz mit den Delegirten, dem Hülfskorps und dem Depot angekommen, fand ich Graf Görtz, der soeben mit dem General-Etappeninspekteur nach Hagenau abfuhr. Ich sollte ihn sogleich begleiten, konnte mich aber dem Zuge nicht anschließen, weil keine Zeit war das Depot in den Eisenbahnwagen zu verladen und blieb deshalb bei meinem Depot in Sulz.

Das Vorwärtseilen, ohne Material zur Hülfe der Verwundeten bei sich zu haben, gewährt keinen Nutzen. Wir können im Felde nur wirkliche Hülfe bringen, wenn wir mit den nöthigen Lazarethutensilien, an denen oft viel Mangel ist, erscheinen.

Mit unsrer Person allein können wir in den seltensten Fällen etwas leisten. Der Arzt hingegen kann persönlich stets helfen, und dennoch wird seine Hülfe nur mangelhaft sein, wenn er keine Medikamente, kein Verbandzeug hat. Deshalb ist es für die freiwillige Krankenpflege unbedingt nothwendig ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Herbeischaffung des Lazarethmaterials zu richten, dann erst ist es möglich den Aerzten unterstützend zur Seite zu stehen, dann erst können wir unsere persönliche Hülfe verwerthen.

Ich verlud mein Depot mit meinen Hülfsmannschaften auf den bereitstehenden Zug. Leider aber konnte derselbe nicht abfahren, da sich herausstellte, daß dieser Zug, nicht wie der erste von einer französischen, sondern von einer aus Deutschland kommenden Lokomotive befördert werden sollte, deren Schornstein so hoch war, daß die vorkommenden Brücken nicht passirt werden konnten. Es mußte deshalb das anwesende Eisenbahnbataillon auf der Tour bis Hagenau die Schienen unter den Brücken tiefer legen, was 24 Stunden Arbeit erforderte, so daß wir erst den anderen Tag unsere Fahrt nach Hagenau antreten konnten. Im späteren Verlauf des Krieges, wo man größtentheils nur deutsche Lokomotiven benutzen mußte, faßte man sich kürzer, man schnitt einfach den Schornstein der Lokomotive um so viel ab als nöthig war.

In Sulz war auf dem Bahnhof und in den Lazarethen, die unter den Delegirten von Fürstenberg gestellt waren, noch viel Elend zu finden. Wir halfen, wo wir uns nützlich machen konnten. Auf einem Platz neben dem Bahnhof waren die bei Wörth eroberten Kanonen und Mitrailleusen und einige hundert erbeutete Pulver-, Ambulance- und Proviantwagen aufgefahren. Ich trug den Herren Delegirten auf, die Ambulancewagen herauszusuchen und den Inhalt, der sorgfältig in Kisten verpackt war, durch die Hülfsmannschaften in unser Depot zu schaffen, wodurch es ansehnlich vermehrt wurde. Außerdem empfing hier die Delegation noch sehr reiche aus

Bayern nachgeschickte Gaben, so daß das Depot einen sehr bedeutenden Umfang erhielt.

Den 11. August gelang es endlich von Sulz nach Hagenau zu kommen. Graf Görtz war mit einigen Herren nach Buxweiler abgereist und hatte mir den Befehl zurückgelassen, ihm mit sämmtlichem Personal und Material den andern Tag zu folgen. Nicht allein das Depotmaterial war sehr angewachsen, sondern auch das Personal vermehrte sich hier durch Aerzte, Schwestern und das badische und bayerische Hülfskorps. Obgleich ich von dem General-Etappeninspekteur General von Gotsch den Befehl hatte, für mein reiches Lazarethmaterial Pferde und Wagen zu requiriren, so fand ich doch bei der Etappe in Hagenau kein williges Ohr.

Nach großer Mühe und mit der nöthigen Energie gelang es endlich von der großen Menge hier zusammengebrachter elsässer Bauerwagen 40 derselben mit den nöthigen Pferden zu erhalten, die unter Aufsicht des Delegirten Heinke beladen, gegen Mittag den 12. in Buxweiler ankamen.

Hier traf ich den Grafen Görtz, mit dem ich seit langer Zeit nicht in persönlicher Verbindung gewesen war und deshalb vieles zu besprechen hatte. Im Orte Buxweiler war aus jedem Hause die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz herausgesteckt. Man hoffte, daß diese Fahne nach den Bestimmungen der Genfer Konvention das betreffende Haus von Einquartierung befreie, zumal wirklich einige leicht verwundete und marode französische Soldaten von der Armee Mac Mahons sich hier befanden. Natürlich konnte auf die Fahnen keine Rücksicht genommen werden, da dies eine ganz falsche Auslegung der Genfer Konvention war.

Gegen Abend kam von dem Armeedelegirten Fürsten Putbus der Befehl, mit jeder nur denkbaren Anstrengung von Mann und Pferd nach Saarburg vorzugehen.

Graf Görtz glaubte natürlich, daß eine Schlacht unbedingt bevorstehe und schickte noch diesen Abend eine Abtheilung unter Herrn von Grolman ab.

Bei Tagesgrauen brach das Gros der Delegation auf, welches aus 20 Delegirten, einigen Aerzten, 20 barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen und 70 Hülfsmannschaften aus allen Theilen Deutschlands bestand. Auch drei englische angebliche Parlamentsmitglieder waren mir vom Grafen Görtz zugetheilt worden. Das reiche Material an Lazarethgegenständen war auf die 40 requirirten Bauerwagen geladen, auf denen wir selbst theilweise noch Platz finden mußten. Für die Schwestern wurde ein aus einem straßburger Hotel abgefangener Omnibus, der zufällig in unsere Hände kam, benutzt.

Wir sollten noch an diesem Tage wegen der uns anbefohlenen Eile in Saarburg eintreffen, was auf direktem Wege fast zwei Tagemärsche von Buxweiler entfernt war. Da wir aber nicht den direkten Weg über Pfalzburg nehmen konnten, weil diese Festung noch von den Franzosen besetzt war, mußten

wir die Straße über Petit-Pierre und Lixheim einschlagen und auf diesem Umwege die Vogesen übersteigen.

So schön die Gegend in dem herrlichen Gebirge war, so beschwerlich war die Führung dieses langen Wagenzuges. Die Bauerwagen aus der Rheinebene des Elsasses hatten keine Hemmschuhe, die Pferde waren sehr schwach und die Bauern, die die Wagen führten, mißmuthig und uns feindlich gesinnt. Oft wurde die Kolonne durch in die Gräben gefallene oder zerbrochene Wagen oder durch stürzende Pferde aufgehalten. Eine Uebersicht über den ganzen Zug war unberitten kaum zu ermöglichen und mancher Wagen mußte deshalb auf der Straße liegen bleiben, wobei das schöne Material verloren ging.

Derartige große und reichhaltige Kolonnen sind nur durch berittene Ordonnanzen in Ordnung zu erhalten. Solche Hülfe konnte aber der freiwilligen Krankenpflege nicht gewährt werden und das mit Mühe im Vaterlande gesammelte Material ging deshalb oft verloren.

Die Stimmung der Einwohner der Gebirgsdörfer, die wir passirten, war natürlich für uns nicht sehr günstig und man konnte wohl annehmen, daß von diesen Leuten die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz, die auf unsere Wagen aufgesteckt war, nicht respektirt und verstanden wurde.

Ich sammelte deshalb einige von ihren Regimentern abgekommene Infanteristen, denen wir auf unserm Marsch begegneten, um durch sie nöthigenfalls geschützt werden zu können.

Auf unserem gegen Mittag aufgeschlagenen Biwak, das unter der kleinen soeben von den Bayern eroberten Bergfestung Petit-Pierre, von der schon lustig die blau-weiße Fahne wehte, herrlich gelegen war, entwickelte sich ein hübsches munteres Bild.

Die kräftigen Gestalten der Hülfsmannschaften aus allen Gauen Deutschlands in ihren kleidsamen Jagdjoppen lagerten auf grüner Matte, fröhliche patriotische Lieder singend. Daneben standen die Delegirten, süddeutsche und norddeutsche Grafen und Herren verschiedensten Berufes. Alle hatten sich zu dem gemeinschaftlichen Zweck den leidenden Menschen zu helfen vereinigt. Die weiße Binde mit dem rothen Kreuz, damals noch ein Schmuck für die freiwillige Krankenpflege, sah man am linken Arm sämmtlicher Betheiligten. Nicht weit von dieser Gruppe hatten sich auf der einen Seite die barmherzigen Schwestern, auf der anderen die Diakonissinnen niedergelassen. Die Religion trennte sie selbst in dem für sie ungewöhnlichen Biwak. Schüchtern sahen beide Theile dem ihnen unbekannten Treiben zu und selbst die erfahrensten Schwestern konnten sich schwer in diese besondere Situation finden, die der Krieg mit sich brachte.

Den 13. abends 9 Uhr kamen wir in Saarburg an, nachdem wir au[f] der letzten Meile unseres Marsches die Biwaks des 6. Armeekorps passirt hatten. Die Einquartierung meiner Leute war in dieser stark belegten S[t]adt aus

schwierig, wurde aber durch den vorausgeschickten Delegirten, Herrn Oberforstmeister von Kalitzsch, bald ermöglicht. Die Schwestern kamen in das Kloster, der beste und sicherste Aufenthalt für sie, wenn auch die protestantischen Diakonissinnen nicht immer damit einverstanden waren.

In Saarburg war das Hauptquartier unseres Kronprinzen. Hier traf ich den General von Blumenthal, der mich als alten Regimentskameraden freundschaftlich empfing, und den Fürsten Putbus, der mir sogleich mittheilte, daß keine Schlacht in Aussicht sei und unsere Eile deshalb nicht nothwendig gewesen wäre. Auch den General von Werder, den ich von Potsdam her kannte, fand ich hier. Er hatte soeben von dem Kronprinzen den Befehl erhalten die Belagerung von Straßburg zu übernehmen und war unglücklich über diesen Auftrag, da er fürchtete dadurch behindert zu sein an den großen Thaten und an dem Ruhm der Armee ferner theilnehmen zu können.

Wie sehr täuschte er sich, denn gerade in Erfüllung dieses Auftrages und in den darauf folgenden großartigen Ereignissen erglänzte sein Name in der Geschichte.

Den 14. marschirte das Hauptquartier des Kronprinzen von Saarburg ab und General von Tümpling kam mit dem 6. Armeekorps in die Stadt, wodurch dieselbe so überfüllt wurde, daß kaum noch ein Stück Brod zu erhalten war.

Während eines mehrtägigen Aufenthalts in Saarburg stellte es sich immer mehr heraus, daß die Organisation der freiwilligen Krankenpflege viel zu wünschen übrig ließ. So erhielten die elsässer Bauern, die unsere Wagen fuhren, weder Verpflegung noch Hafer für die Pferde von der Etappe und es gehörte die größte Wachsamkeit von unserer Seite dazu, diese verhungerten Wesen in dem großen Trubel festzuhalten und ihr Durchbrennen mit Pferd und Wagen zu verhindern.

Nachdem wir den 14. und 15. August in Saarburg gelegen hatten, bekam ich den Befehl, den 16. bis Blamont und den 17. bis Luneville vorzugehen. Beide Tage marschirten wir mit den Trainkolonnen des 6. Armeekorps, wir Herren auf unseren mit Material gefüllten Wagen sitzend.

In Lüneville angekommen mußte ich unsre elsässer Bauern entlassen, da ihre Pferde so abgetrieben waren, daß es unmöglich wurde mit ihnen weiter vorwärts zu kommen. Den 18. blieben wir in Luneville, wo in einem Schuppen unser reiches Material aufgespeichert wurde, ohne jede Aussicht von der Militärbehörde Transportmittel zu bekommen. Da kam abends die Nachricht von einer am heutigen Tage geschlagenen siegreichen Schlacht, zugleich auch eine Depesche, die uns den anderen Tag nach Nancy rief, wo wahrscheinlich unsere Hülfe sehr nöthig sein würde. Trotz der unbedingten Nothwendigkeit Hülfe zu bringen, war es nicht möglich Wagen und Pferde zu erhalten. Ich mußte daher die Delegirten beauftragen

auf eigene Faust zu versuchen Wagen zu schaffen, wobei freilich mancher Fuhrwerksbesitzer nur durch Bedrohung mit dem Revolver zu dieser Leistung gezwungen wurde. Wir, die wir nur durch Barmherzigkeit wirken sollten, mußten leider, durch die Verhältnisse gezwungen, zu solchen so wenig barmherzigen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. —

Für die Zukunft wird es sehr nützlich und nothwendig sein, die hoffentlich immer mehr militärisch organisirte freiwillige Krankenpflege mit etatsmäßigen Trainkolonnen von circa 20 Wagen per Armeekorps auszustatten. Dieselben müßten die Heranschaffung des nöthigen Lazarethmaterials aus den Depots oder von den Eisenbahnen besorgen und den Transport der Verwundeten und Kranken, die nach den Lazarethen oder aus den Lazarethen nach den entfernt liegenden Evakuationsstationen zu schaffen sind, übernehmen. Diese Kolonnen müßten vorschriftsmäßig verpflegt und die Bedienungsmannschaften unter streng militärische Disziplin gestellt werden, so daß dieselben in besserer Ordnung gehalten werden könnten, als zusammengetriebenes, mißmuthiges Bauernvolk, das im höchsten Grade undisziplinirt zu großen Unordnungen Veranlassung giebt und nie vorhanden ist, wenn es gebraucht wird.

Da der Mangel an solchen Kolonnen sich immer mehr herausstellte, so formirte der königliche Kommissar und Militärinspekteur in der letzten Hälfte des Krieges mehrere etatsmäßig verpflegte Kolonnen, die unter Führung bestimmter Herren standen und von zuverlässigen Hülfsmannschaften geführt wurden. Diese Kolonnen haben sich sehr bewährt. Die eine Kolonne, aus erbeuteten Pferden bei Sedan zusammengestellt, hatte Lazarethmaterial vom damaligen Endpunkt der Eisenbahn Château-Thierry nach Meaux zu fahren und brachte von dort auf der Rückfahrt die zu evakuirenden Verwundeten und Kranken auf die Evakuationsstation Château-Thierry. Eine andere Kolonne, die Fürst Pleß aus englischen Hülfsgeldern geschaffen hatte, vermittelte die Verbindung der Lazarethe zwischen Versailles und dem damaligen Endpunkt der Eisenbahn Lagny, wo sich die Depots und die Evakuationsstation befanden. Auch der Johanniter-Orden hatte Kolonnen mit seinen aus den früheren Kriegen rühmlichst bekannten Verwundetenwagen gebildet. Dieselben dienten hauptsächlich für das Zurückschaffen der Verwundeten aus dem Gefecht und haben sehr segensreich gewirkt. Wenn auch außerdem hie und da auf einzelnen Stationen in der späteren Zeit des Krieges Pferde und Wagen herbeigeschafft wurden, so reichten dieselben doch nicht aus, um zur rechten Zeit die nöthige Hülfe zu bringen. Es würde gewiß deshalb recht nothwendig und für das ganze Sanitätswesen sehr heilbringend sein, wenn diesen sich überall herausgestellten Uebelständen, die oft viel Schaden und Unheil hervorgerufen haben, durch eine praktische Organisation abgeholfen werden könnte. —

Den 19. August früh waren endlich die nöthigen Wagen mit Mühe, Noth und Gewalt zusammengebracht, so daß wir nachmittags desselben

Tages glücklich in Nancy eintreffen konnten, nachdem für die Lazarethe in Luneville der Delegirte von Zipf aus Hessen zurückgeblieben war.

Nancy.

Das Hauptquartier des Kronprinzen war in Nancy. Die Stadt lag voll von Kranken und Verwundeten. Da noch kein Etappenkommandant vorhanden war, und nur der jeweilige älteste Offizier der durchmarschirenden Truppen die Stelle eines Stadtkommandanten vertrat, so war bei dem täglichen Wechsel derselben noch nicht für die in der Stadt befindlichen Kranken und Verwundeten gesorgt. Ich mußte daher von den Delegirten die 11 Lazarethe, die sich selbst gebildet hatten und in denen circa 1000 Kranke und Verwundete sich vorfanden, aufsuchen lassen.

Obgleich sich der Delegation schon einige Aerzte angeschlossen hatten, so war ich doch sehr erfreut, als zu dieser Zeit mir zwei Professoren, Herr Dr. Winkel aus Rostock, jetzt in Dresden, und Herr Dr. Heine aus Insbruck, jetzt in Prag, ihre Hülfsleistungen anboten. Ich übertrug beiden berühmten Herrn die Einrichtung und Leitung sämmtlicher Lazarethe der Stadt und ließ ihnen ihre Stellung von der General-Etappeninspektion bestätigen. Ein Delegirter wurde jedem Lazareth beigegeben, der für die Verbindung mit dem unter Herrn Heincke gestellten Depot zu sorgen hatte. Auf dem Bahnhofe wurde eine Verband- und Erfrischungsstation eingerichtet. Die vorhandenen Heilgehülfen und Schwestern waren in den verschiedenen Lazarethen und auf der Erfrischungsstation vertheilt.

Das Hauptquartier und die General-Etappeninspektion marschirte den 20. weiter vorwärts und ihr folgend verließ auch Graf Görtz Nancy.

Der von ihrem General-Etappendelegirten getrennte Theil der Delegation wurde nun mir als stellvertretenden General-Etappendelegirten der III. Armee übertragen. Mein Wirkungskreis erstreckte sich dadurch nicht allein auf die Lazarethe in Nancy und diejenigen auf der Linie Nancy — Weißenburg, sondern auch auf die Nachschaffung von Lazarethmaterial und Hülfsmannschaften für die vormarschirende III. Armee.

Einige Tage nach unserer Ankunft wurde die Eisenbahn bis Nancy fahrbar und dadurch die Verbindung mit Deutschland hergestellt, die sich weiter nach Norden nur bis Pont à Mousson erstreckte.

Bald kam auch der Kommissar des Zentralkomitees, Herr Obertribunalsrath von Holleben, aus Berlin an, der die Leitung des Depots in Nancy übernahm und durch seine Stellung als Mitglied des Zentralkomitees für sehr reichliche Zusendungen aus Deutschland sorgte, durch welche, da Nancy großes Hauptdepot war, alle auswärtigen Lazarethe gespeist wurden. Bei den so rationellen und praktischen Ansichten des Herrn von Holleben wurde es mir leicht, mich mit ihm über unsere beiderseitige Verantwortung in den

Depotangelegenheiten zu verständigen, was den Herren Delegirten nicht auf allen Stationen glückte.

Am 26. kam ein ständiges Etappenkommando nach Nancy. Der dazu gehörige Etappenarzt, ein noch junger aber sehr befähigter Stabsarzt, hatte sofort die Leitung sämmtlicher Lazarethe in der Stadt zu übernehmen.

Diese aus der Sanitätsinstruktion hervorgehende Bestimmung erscheint deprimirend für die freiwillige Krankenpflege. Man hat wie hier unter den schwierigsten Verhältnissen, gewöhnlich in Zeiten, wo die Militärsanität nicht ausreichend sogar nicht vorhanden ist, die Lazarethe selbstständig geschaffen und muß nun nicht allein sein Werk in andere Hände legen, sondern auch den neuen Verhältnissen sich unterordnen. Da die gesetzlichen Bestimmungen aber mit Recht diese Unterordnung verlangen, die freiwillige Krankenpflege auch nie auf ihre äußere Stellung einen Werth legen, sondern nur das Wohl der Verwundeten im Auge haben muß und unbedingt allen höheren Befehlen zu gehorchen hat, so hat sich die freiwillige Krankenpflege natürlich dieser Bestimmung ohne weiteres unterzuordnen.

Der Delegirte überläßt die bis jetzt innegehabte Leitung dieser Lazarethe den Behörden und hat sich nur auf die ihm obliegenden besonderen Pflichten zu beschränken. Die ihm bisher zur Seite gestandenen Aerzte der freiwilligen Krankenpflege müssen sich von jetzt an den Anordnungen des an der Spitze stehenden Militärarztes unterwerfen, was freilich oft auf große Schwierigkeiten stößt, zumal wenn der betreffende Arzt ein noch junger Mann ist und die bisherigen Aerzte der freiwilligen Krankenpflege alte und erfahrene Aerzte sind. Das Hülfspersonal und die Schwestern treten in der Ausübung ihrer Berufsthätigkeit unter den Befehl des Militärarztes, in disziplinarischer Beziehung aber bleiben sie unter den Delegirten. Bei derartigen Umwandlungen in der Leitung der Lazarethe ist ein gutes Einvernehmen zwischen dem Militärarzt und den freiwilligen Krankenpflegern nur durch gegenseitigen Takt zu ermöglichen.

Die beiden Herren Professoren hatten in 6 Tagen die vorhandenen 11 Lazarethe vollständig organisirt, die nöthigen Aerzte und Pflegekräfte eingerichtet und durch die Herren Delegirten aus unserem Depot das nöthige Material bekommen, an dem es gänzlich gefehlt hatte. Nach vieler Arbeit und Mühe war in kurzer Zeit eine Aufgabe gelöst, die dem Organisationstalent der beiden Herren Professoren alle Ehre machte. Jetzt nun mußten sie ihr mühevoll geschaffenes Werk abgeben und sich selbst unter einen jungen Stabsarzt stellen. Dies war für diese Herren Professoren eine schwere Aufgabe, der sie sich aber der guten Sache halber, der sie dienten, unterzogen, wohl mit dem richtigen Bewußtsein, daß durch ihre wissenschaftliche und praktische Ueberlegenheit ihnen doch das Uebergewicht bleiben würde, was sich auch in der Zukunft herausstellte.

Unter dem an die Lazarethe in Nancy vertheilten Material war auch eine Kiste aus den bei Sulz erbeuteten und durch die Hülfsmannschaften geleerten Wagen. Bei dem Auspacken derselben fand man, daß sie statt mit Medikamenten mit Patronen und Schießpulver gefüllt war. Wahrscheinlich hatten die Leute in der Eile dieselbe aus einem Munitionswagen statt aus einem Ambulancewagen genommen. Gerade diese Kiste hatte mir und dem Delegirten Herrn von Kalitzsch, der mich treulich begleitete, als Sitz auf unsern Wagen gedient und wir hatten von Buxweiler bis hierher manche Cigarre darauf geraucht und abgestrichen, manches Streichholz daran angezündet. Wie leicht hätte die Kiste und wir mit ihr in die Luft fliegen können.

Um die bei der Delegation sich immer mehr entwickelnde Korrespondenz bewältigen zu können, mußte ein vollständiges Büreau eingerichtet werden. Ein zur Leitung dieser schriftlichen Arbeiten sehr geeigneter Delegirter, Herr von Sanden aus Görlitz, übernahm die Funktion eines Büreauchefs. Wir standen mit ganz Deutschland und dem von uns besetzten Frankreich in lebhaftem brieflichen Verkehr, vorzüglich aber mit den in Bayern, Württemberg und Baden selbstständig bestehenden Vereinen.

Da diese drei Staaten als Verbündete neben dem norddeutschen Bund standen, so war die freiwillige Krankenpflege ihnen selbstständig überlassen und ihr Verhältniß zu dem königlichen Kommissar und Militärinspekteur Fürsten Pleß war daher nur ein koordinirtes. Jedes dieser drei Länder hatte seine besondere Spitze und seine speziellen Vereine für die Verwundeten und Kranken, ohne unter sich oder von dem Zentralkomitee in Berlin direkt abhängig zu sein. Diese Verhältnisse machten bei der Delegation der III. Armee freilich viel Arbeit, aber das freundliche patriotische Entgegenkommen dieser Spitzen und der Vereine sowie die große Opferwilligkeit Süddeutschlands erleichterten diese Geschäfte sehr. Besonders sorgte der königlich bayerische Kommissar und Inspekteur Graf Castell mit großer Thätigkeit und Bereitwilligkeit für die Bedürfnisse der III. Armee.

Aber auch die Organe der freiwilligen Krankenpflege des norddeutschen Bundes gaben viel zu thun. Nicht allein von dem Fürsten Pleß und dem vorangehenden Grafen Görtz kamen fast täglich Befehle und Bestimmungen, sondern auch von dem stellvertretenden Kommissar und Militärinspekteur in Berlin, Herzog von Ujest, zuweilen auch von dem Herzog von Ratibor erhielt ich Verfügungen. Eine Menge Rapporte und Berichte wurden von diesen verschiedenen oberen Stellen verlangt, deren Abfassung bei den hiesigen trubulösen Verhältnissen kaum zu ermöglichen war. Außerdem kamen täglich Schreiben und Depeschen vom Zentralkomitee, dem Nachweisungsbüreau, den verschiedenen Landesdelegirten und Etappenorten an, dazwischen eine Menge persönlicher Anfragen, so daß das Büreau den ganzen Tag in der größten Thätigkeit war. Ich sehnte mich hier oft auf meine früheren

jetzt eingerichteten Stationen zurück oder in eine Lazareththätigkeit, in der man mit Ruhe segensreich für die Verwundeten wirken kann und nicht wie hier nur durch Papier und Tinte für dieselben sorgen muß.

Gegen Ende des Monats August kam Graf Maltzan-Militzsch und der Landrath Friedenthal, jetziger Minister, hier an, um auf Befehl des Fürsten Pleß in Pont-à-Mousson eine Zentralstelle einzurichten. Bei der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes war diese Zentralstelle sehr nothwendig geworden. Es wurde dadurch ein engerer Anschluß der verschiedenen Organe der freiwilligen Krankenpflege geschaffen und der ganze Geschäftsgang vereinfacht und beschleunigt. Vorzüglich wußte der Landrath Friedenthal eine gewisse geregelte geschäftliche Ordnung in das ganze Getriebe der freiwilligen Krankenpflege zu bringen, die bis an das Ende des Krieges sehr gute Folgen gehabt hat.

Hierdurch kam auch Klarheit in die manchem noch unbekannte Organisation der freiwilligen Krankenpflege, die in folgender Weise nach der Instruktion des Sanitätswesen im Felde vom 29. April 1869 geregelt war.

„Der von Sr. Majestät dem Könige ernannte königliche Kommissar und Militärinspekteur hat die freiwillige Krankenpflege im Inlande und in Frankreich zu leiten. Alle Theile derselben sind ihm untergeordnet.

„Jeder der drei Armeen ist ein Armeedelegirter und ein General-Etappendelegirter als Organ des königlichen Kommissars beigegeben.

„Dem Armeedelegirten ist für jedes Korps der betreffenden Armee ein Korpsdelegirter zugetheilt. Der Armeedelegirte befindet sich im Hauptquartier des Armee-Kommandos und hat sich mit dem im Rücken der Armee befindlichen General-Etappendelegirten in beständiger Verbindung zu halten und an diesen die nöthigen Requisitionen zu richten.

„Der General-Etappendelegirte befindet sich im Hauptquartier der General-Etappeninspektion. Er hat für die einheitliche Leitung der freiwilligen Krankenpflege im Rücken der Armee Sorge zu tragen und den engsten Anschluß an die Militärorgane herzustellen. Hauptsächlich soll der General-Etappendelegirte alles nöthige Personal aus den rückliegenden Reservelazarethen heranziehen und die Lazarethdelegirten bestellen, die in den einzelnen Kriegslazarethen als Organe der freiwilligen Krankenpflege fungiren. Mit denselben soll er behufs Feststellung der hervortretenden Bedürfnisse in fortgesetzter Verbindung bleiben. Auch soll er nach großen Aktionen, falls die Militärsanität außer stande ist sich der Verwundeten auf dem Schlachtfeld anzunehmen, mit den zu seiner Verfügung stehenden Kräften dafür sorgen, daß den Verwundeten die erste Hülfe gebracht werde.

„Bei weiterem Vorgehen des General-Etappendelegirten mit der General-Etappeninspektion ist ein stellvertretender General-Etappendelegirter zu ernennen.

„Dem General-Etappendelegirten wird eine größere Zahl Delegirter beigegeben, die nach Bedürfniß bei dem Vorrücken der Armee an einzelnen Stationen als Stations- und Evakuationsdelegirte zurückzulassen sind. Ebenso werden Ersterem Aerzte und Kolonnen von Heilgehülfen und Hülfsmannschaften unterstellt, um dieselben in Lazarethen, bei Verwundetentransporten und auf Erfrischungs- und Verbandstationen zu verwenden. Diese Kräfte bilden die Delegation der freiwilligen Krankenpflege bei der betreffenden Armee.

„Das Delegirtenpersonal soll zum großen Theil dem Johanniter- und Malteser-Orden entnommen werden, indeß sind auch Delegirte, die dem Orden nicht angehören, anzustellen, da im allgemeinen bei Besetzung der Hauptposten vorzugsweise Rücksicht auf die Kenntnisse militärischer Verhältnisse und Organisation bestimmend sein soll. Die Johanniter und Malteser sollen nicht als Delegirte des Ordens sondern als Delegirte des königlichen Kommissar und Militärinspekteurs fungiren." —

Für jede Armee wurde in dem Haupt-Etappenanfangsort ein Hauptdepot errichtet und zwar für die I. Armee in Koblenz, für die II. in Mainz, für die III. Armee in Manheim. Jedes dieser Depots stand unter einem Delegirten und unter einem von dem Zentralkomitee in Berlin ernannten Depotverwalter. Von diesem Hauptdepot wurden die weiter vorwärts sich bildenden Depots gespeist und die Delegirten dieser Nebendepots hatten von diesem Hauptdepot zu requiriren, wenn sie Material benöthigten.

Sämmtliche Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege erhielten von dem Staat freie Fahrt auf der Eisenbahn, frei Quartier mit Beköstigung und Portofreiheit. Etwaige Geldvergütung war nicht von dem Staat sondern von den Vereinen zu zahlen, welche die Betreffenden entsendet hatten. Ein großer Theil der Delegirten, namentlich die Herren Johanniter und Malteser, hatten sich ohne Diäten zur Verfügung gestellt.

Als Organe der freiwilligen Krankenpflege in Deutschland befanden sich der stellvertretende königliche Kommissar und Militärinspekteur Herzog von Ujest, die Landes-, Provinzial- und Bezirks-Delegirten, das Zentralkomitee zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und die unter obigen Organen stehenden Vereine. Diese Vereine hatten auf Anordnung des Zentralkomitees für die Lazarethe im Lande zu sorgen und das durch die Vereine gesammelte Material nach Bedarf an die Hauptdepots, wenn nöthig auch direkt an die Nebendepots auf den Kriegsschauplatz zu senden.

Nachdem in Nancy die Oberleitung der Lazarethe an die Behörden abgegeben war, wurde das Innere der Delegation immer mehr geregelt. Dieselbe bestand zur Zeit aus 35 Delegirten, von denen 22 Herren für den Lazarethbahnhof- und Depotdienst in Nancy verwendet wurden. Die übrigen 13 Herren waren theils mit Materialkolonnen dem Grafen Görtz nachgeschickt, theils in den rückwärts gelegenen Lazarethen als Delegirte

beschäftigt. Die Heilgehülfen und Hülfsmannschaften, ungefähr 50 Mann, waren größtentheils aus Bayern, nur eine Architektenkolonne war aus Berlin, und wurde zum Bau von Baracken für die Verwundeten verwendet. In den Lazarethen waren außerdem 24 Schwestern und 3 freiwillige Krankenpflegerinnen vertheilt.

In denselben lagen 2000 Mann, meist Ruhr- und Typhuskranke, für welche die freiwillige Krankenpflege allein den nöthigen Bedarf lieferte, da die Militärsanität hier weder über Medikamente noch Lazarethmaterial zu verfügen hatte. Auf dem Bahnhof war von der Delegation eine Verband- und Erfrischungsstation eingerichtet, auf der die einzuschiffenden und durchpassirenden Kranken und Verwundeten durch Speise und Trank erfrischt und letztere durch die daselbst stationirten Aerzte der freiwilligen Krankenpflege, wenn nöthig neu verbunden wurden. Alles was diese Station bedurfte, lieferte unser Depot. Die Einschiffung der Kranken und Verwundeten geschah in Nancy und in Pont-à-Mousson, von wo aus auch die Begleitmannschaft gegeben wurde.

Die Arbeiten in dem Depot nahmen immer größere Dimensionen an. Von Deutschland wurde zwar sehr reiches Material gesendet, aber in gleichem Maße stieg auch der Bedarf, da nicht allein der hiesige Verbrauch sehr bedeutend war, sondern auch die vorgeschickten Kolonnen, vorzüglich die auf die Schlachtfelder bei Metz abgesendeten, viel verbrauchten. —

Um stets die gehörige Uebersicht über das Personal der Delegation zu haben, war es nothwendig eine gewisse militärische Ordnung einzuführen, durch welche die Disziplin aufrecht erhalten werden konnte. Ohne Disziplin kann keine der Armee eingefügte Korporation, was doch die freiwillige Krankenpflege sein soll, bestehen und nur ein disziplinirtes Korps kann sich Achtung in der Armee verschaffen. Zwar müßte eigentlich die Disziplin in der freiwilligen Krankenpflege durch volles Hingeben für den ernsten Beruf, durch die größte Pflichttreue, die in der Brust eines jeden Mitgliedes eingegraben sein muß, hervorgerufen werden, leider aber fand dies nicht immer statt. Es ward überhaupt von einem großen Theil der freiwilligen Krankenpflege die Stellung der einzelnen Mitglieder ganz unrichtig aufgefaßt. Man gab dem Worte „freiwillig" eine falsche Bedeutung und übersah ganz, daß unter „freiwillig" nur der freiwillige Eintritt in die Krankenpflege zu verstehen ist, ein freiwilliges Thun und Lassen ist dabei nicht inbegriffen. Ein jeder freiwillig Eintretende verpflichtet sich durch seinen Eintritt den Oberen zu gehorchen und den gegebenen Anordnungen unbedingt nachzukommen. Durch militärische Strafen die Disziplin aufrecht zu erhalten ist den Oberen nicht gestattet. Die einzige Gewalt, die sie haben, ist die Rücksendung renitenter Mitglieder in die Heimat, mit der nöthigen Bemerkung auf deren Legitimationskarte.

Am besten wäre es freilich, wenn sämmtliche auf dem Kriegsschauplatz

verwendete Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege auf die Kriegsartikel verpflichtet und nach denselben bestraft werden könnten.

Das geeignetste Mittel, wodurch unter den jetzigen Verhältnissen die Aufrechthaltung der Disziplin möglich war, bestand darin, die militärischen Formen und Gebräuche bei der Delegation soviel als möglich einzuführen. Ich hielt unter andern zu einer bestimmten Stunde mit sämmtlichen dienstfreien Herren und Mannschaften Appell ab, auf dem die nöthigen Befehle ausgegeben und die etwaigen Meldungen in Empfang genommen wurden. Die Beendigung jeder besonderen Dienstleistung mußte gemeldet werden. Auch mußte Jeder auf dem Posten, der ihm übertragen war, so lange ausharren, bis er abberufen wurde.

So selbstverständlich diese Anordnungen vom militärischen Standpunkt aus erscheinen, so nothwendig waren sie für die der militärischen Disziplin ganz fremden Herrn.

Es ist vorgekommen, daß ein Führer von Diakonissinnen, ein Geistlicher, den Auftrag bekam sich mit den Schwestern so schnell wie möglich nach Rüdesheim zu begeben. Auf der Durchreise durch Mainz erfährt er von den großen Verlusten bei Spicheren, wo entsetzliche Noth sein soll. Deshalb versucht er, statt nach Rüdesheim zu gehen, auf eigene Hand nach Spicheren zu gelangen, was ihm aber wegen des großen Andranges auf der Eisenbahn nicht möglich wurde. Nach zwei Tagen vergeblichen Bemühens geht er endlich nach Rüdesheim, wo er sehnsüchtig erwartet wurde und alles zur Beförderung nach Spicheren für seine Diakonissinnen schon seit zwei Tagen bereit stand. Hätte er den ihm gewordenen Auftrag pünktlich ausgeführt, so hätte er früher in Spicheren sein und der dortigen Noth früher abhelfen können.

Um Ordnung in das Personal der Delegation zu bringen, muß dahin gewirkt werden, daß die Mannschaften sich stets ruhig und gesittet betragen. Vorzüglich muß dem Herumtreiben auf der Straße und dem Aufenthalt in den Wirthshäusern gesteuert werden. Nichts schadet der freiwilligen Krankenpflege mehr, als überall an diesen Orten das rothe Kreuz zu finden.

Das beste Mittel für die Oberen auf die Delegation günstig einzuwirken ist das Bestreben, die einzelnen Mannschaften genau kennen zu lernen und mit ihnen die Arbeit bei den Kranken und Verwundeten zu theilen. Bald werden dadurch die Mannschaften Liebe und Vertrauen zu ihren Oberen bekommen und der Gehorsam findet sich dann meistentheils von selbst.

So sehr es auch durch derartige Maßregeln glückte, die Disziplin unter den vorhandenen Kräften aufrecht zu erhalten, so unmöglich wurde es, die aus Deutschland auf diesen Endpunkt der Eisenbahn heranfluthenden Massen von sogenannten Nothhelfern zu bewältigen. Mit jedem Zug von dort her kamen Kolonnen und einzelne Leute, deren Zahl sich oft auf Hunderte belief, ohne bestimmten Auftrag, kaum mit der im Vaterland massenhaft ausgegebenen

Legitimationskarte ausgestattet, hier in Nancy an. Jeder Angekommene glaubte ein freier Mann zu sein und das thun zu können was ihm beliebte, dahin zu gehen, wohin er es passend, namentlich angenehm fand. Besonders war es Süddeutschland und Berlin, welche diesen massenhaften Zuzug hierher schickten. Wenige davon kamen aus wirklich edlem Antrieb, die meisten sahen es als eine wohlfeile Vergnügungsreise an und wollten auch im Kriege gewesen sein. Auch sehr anständige Persönlichkeiten erschienen in fabelhaftem Kostüm, bis an die Zähne bewaffnet, irgend eine besondere Absicht oder einen Auftrag vorschiebend. Sie reisten nur herum, um auf diese Art ihre gewohnte Sommertour zu machen und sich dabei den Krieg und das Kriegsleben anzusehen. Dies waren die sogenannten Schlachtenbummler, die für ihre Person nichts schadeten, aber dem allgemeinen Rufe der freiwilligen Krankenpflege, unter deren Abzeichen sie reisten und deshalb scheinbar zu ihr gehörten, viel geschadet haben.

Viele kamen auch aus ganz schlechten Absichten und waren höchst bedenkliche Persönlichkeiten. Die Legitimationskarte, die nur für den Gültigkeit hatte, dessen Name darauf verzeichnet war, wurde oft von dem rechtmäßigen Besitzer, nachdem er mit derselben den Kriegsschauplatz besucht hatte, an einen Andern verkauft, der sie trotz des falschen Namens wieder zu einer Reise nach Frankreich benutzte. Nach seiner Rückkehr verkaufte er die Karte wieder an einen Dritten, womöglich mit Vortheil. In einigen Gegenden Deutschlands haben diese Karten einen wechselnden Kurs gehabt wie die Börsenpapiere, je nach dem günstigen oder ungünstigen Reisewetter.

Da diese Legitimationskarten die Berechtigung zu freiem Quartier und Verpflegung gaben, so wurde von derartigen schlimmen Subjekten diese Berechtigung sogar zu Erpressungen benutzt. Mit dem auf der Mairie erhaltenen Billet kamen sie zu dem schon jammernden Wirth, den sie natürlich brutal behandelten und an den sie rücksichtslose Anforderungen stellten, dabei aber durchblicken ließen, daß man erbötig sei gegen eine Abfindung das Quartier zu verlassen. Gern zahlte der Wirth eine Summe Geldes, um diese Blutsauger los zu werden, die aber sofort wieder auf die Mairie gingen, wo sie, in dem Trubel nicht wieder erkannt, ein anderes Billet zu einem andern Quartier sich geben ließen und vielleicht das Spiel von neuem anfingen.

Unter allen möglichen Vorwänden erschienen hier sowohl männliche wie weibliche Persönlichkeiten, angeblich nur um zu helfen und sich nützlich zu machen.

Unter andern kam auch ein Herr mit sehr reichen Liebesgaben aus der Schweiz hier an. In seiner Begleitung befanden sich zwei amerikanische weibliche Doktoren, die hier thätig sein wollten. Diese Damen wurden jedoch, da sie überdies noch die Pretention machten nur als Chefärzte in dem

Lazareth angestellt zu werden, nach Weißenburg gebracht, von wo sie von den deutschen Behörden nach Belgien dirigirt wurden. Sehr bedenklich waren auch gewisse Zeitungsreporter, die es gern sahen zur freiwilligen Krankenpflege gezählt zu werden. Da diese Betrügereien und Schwindeleien unter dem Deckmantel des rothen Kreuzes ausgeführt wurden, so kamen alle diese Ungehörigkeiten, theils aus Unkenntniß, theils aus Böswilligkeit, auf Rechnung der freiwilligen Krankenpflege. Mit vollem Recht verlangte daher der Gouverneur von Lothringen, General von Bonin, daß diesem gesetzlosen Treiben ein Ende gemacht werden solle, wobei natürlich der Armeepolizei und der Armeegendarmerie die Hauptaufgabe zufallen mußte.

Um den Bestimmungen des Gouvernements nachzukommen, entschloß ich mich Alle, die mit dem rothen Kreuz in Nancy ankamen ohne einen besonderen Auftrag zu haben, rücksichtslos mit dem nächsten Zuge wieder nach Deutschland zurückzuschicken. In wenig Tagen waren es einige Hundert, die ihren Rückweg nach Deutschland wieder antreten mußten, vielleicht mancher dabei, der in edlen Absichten hergekommen war.

Der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen leiden, die Nothwendigkeit erforderte es. Natürlich machte diese unfreiwillige Rückkehr, vorzüglich in Süddeutschland, böses Blut. Die dasige Presse erhob ein Wuthgeschrei gegen die Johanniter, in das die große Menge bereitwillig einstimmte. Es war so leicht erklärbar, daß die freiwillige Krankenpflege auf dem Kriegsschauplatz wegen des sich anhäufenden Zuzugs, dagegen in Deutschland wegen der massenhaften Zurücksendung Angriffe erfuhr.

Mein energisches Auftreten erhielt jedoch bald auch höheren Orts die nöthige Billigung, indem durch eine Verfügung des Fürsten Pleß und durch einen Befehl des Generals von Moltke für die ganze Armee angeordnet wurde, daß die Legitimationskarte und die gestempelte Armbinde mit dem rothen Kreuz nicht allein zur Legitimation genüge, sondern nur diejenigen Personen berechtigt seien sich bei der Armee aufzuhalten, welche durch einen schriftlich von einer Behörde gegebenen Auftrag ihre Berufung oder Absendung nachweisen könnten.

Um obiger Verfügung nachzukommen, wurde auf dem Bahnhofe ein Kontrolbüreau unter zwei Delegirten eingerichtet, auf dem sich sämmtliche ankommende Personen, die wirklich oder angeblich zur freiwilligen Krankenpflege gehörten, zu melden hatten. Hier wurde ihr schriftlicher Auftrag geprüft und denselben entweder eine Anweisung zu einem Quartierbillet gegeben oder ihre sofortige Rückkehr nach Deutschland bewirkt.

Diese Einrichtung war, wenn auch für uns beschwerlich, doch praktisch und ich habe sie an allen Orten, wo ich während des Krieges mein Standquartier hatte, festgehalten.

Diese Völkerwanderung unter dem rothen Kreuz war hauptsächlich durch die große Menge derer hervorgerufen, die daheim berechtigt waren die gestempelten Armbinden und Legimationskarten auszugeben. Die meisten der zur Ausgabe der Karten Berechtigten wußten nicht, ob und wann die Empfänger nach dem Kriegsschauplatz abreisten, ob und wo dieselben nothwendig waren. Dieser dadurch hervorgerufenen großen Kalamität, der die freiwillige Krankenpflege in so drückender Weise auf dem Kriegsschauplatz ausgesetzt war, kann nach meiner Ansicht nur auf folgende Art, wie es auch im letzten Theile des Krieges theilweise schon eingeführt wurde, abgeholfen werden.

Die verschiedenen Landesdelegirten resp. Vereine haben in ihren Bezirken geschlossene Kolonnen zu bilden, deren Bereitschaft zum Ausrücken dem stellvertretenden Kommissar und Militärinspekteur gemeldet werden muß. Diese Kolonnen bleiben so lange in Bereitschaft, bis von dem Inspekteur befohlen wird, wann und wohin dieselben abgehen sollen. Auf eigene Hand dürfen sie unter keinen Umständen nach dem Kriegsschauplatz abgehen oder abgesendet werden. Der stellvertretende Inspekteur kann jedoch nur dann Kolonnen nach dem Kriegsschauplatz absenden, wenn er von dem königlichen Kommissar und Militärinspekteur dazu veranlaßt wird oder wenn von einem der General-Etappendelegirten oder deren Stellvertreter die Zusendung einer oder mehrerer Kolonnen verlangt wird. Ebenso muß in allen Fällen die Rücksendung einer Kolonne an den stellvertretenden Inspekteur gemeldet werden. Jeder Führer einer abgesendeten Kolonne muß den schriftlichen Auftrag, wohin er zu gehen hat und auf wessen Befehl er berufen ist, bei sich führen. Einzelne Leute, wenn sie etwa von der Kolonne abkommen sollten, sind sofort von den Behörden nach Deutschland zurückzuschicken.

Die zu den Kolonnen sich meldenden Leute müssen geprüft werden, ob sie körperlich und geistig zu dem Dienst sich eignen. Womöglich muß ihnen gelehrt werden, wie ein Verband anzulegen ist und wie ein Verwundeter getragen und angefaßt werden muß. Gelernte und erfahrene Krankenwärter sind freilich dabei am besten zu verwenden, aber nicht immer zu haben.

Vorzüglich müssen die Herren Delegirten und Hülfsmannschaften sich selbst klar sein, ob sie dem schweren Beruf gewachsen sind.

Die Haupterfordernisse für die Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege ist ein gesunder kräftiger Körper, ein festes Nervensystem, ein für die leidende Menschheit warmfühlendes Herz, christlicher Sinn und ein praktischer energischer Karakter. Leider besitzen viele, die sich dem Berufe widmen, diese Eigenschaften nicht oder nur im geringen Grade. Wenn auch manchen das Verlangen das Elend des Krieges zu mildern auf den Kriegsschauplatz hinaustreibt, so giebt es auch viele, deren Beweggründe ihnen selbst oft unklar sind und häufig auf Selbsttäuschung beruhen.

Unter andern ist ein sehr häufig vorkommender, aber nie sich selbst

eingestandener Beweggrund die Sucht nach Abenteuer. Die Betreffenden hoffen auf Gefahren und Ueberraschungen und sehen den ganzen Dienst nur als eine Art Sport an. Sie wollen etwas besonderes erleben und dabei genannt werden, sind aber unglücklich, wenn sie mit der einfachen, aber lohnenden Thätigkeit im Lazareth beauftragt werden. Sie glauben dort nicht ihren Zweck zu erfüllen, wollen gern eine Hauptrolle spielen, zu der sie vielleicht gar nicht geeignet sind, haben überhaupt keine Ruhe und kehren getäuscht in ihren Erwartungen in ihre Heimat zurück.

Auch eine gewisse Romantik führt manche, besonders das weibliche Geschlecht, zu der kriegführenden Armee, sie wollen, was zwar eigenthümlich klingt aber dennoch wahr ist, nur Blut sehen. Sie sind kaum in den Regionen der hinter der Armee liegenden Lazarethen festzuhalten, drängen immer nach vorwärts und glauben nur im Kugelregen, wo das Blut fließt, nützen zu können. Sie wollen womöglich an der Seite eines auf dem Schlachtfeld liegenden Verwundeten auch ihr Blut verspritzen. Im Lazareth, in dem Kranke liegen, sind sie gar nicht zu brauchen, kaum in solchen, die mit Verwundeten belegt sind. Eine eiternde Wunde interessirt sie nicht, eine blutende Wunde hingegen begeistert sie und giebt ihnen neue Kraft. Auch sie thun besser bald wieder nach Hause zu gehen.

Andere kommen sichtlich erfreut, durch ihre mitgebrachten Gaben helfen zu können. Sie wollen aber den Dank für ihre Liebesgaben sich selbst holen, sie wollen nur denen geben, die ihnen am nächsten stehen, womöglich nur ihren Landsleuten helfen. Das große Ganze existirt für sie nicht. Diese Partikularisten sind sehr unbequem in dem großen Getriebe. Sie verlangen womöglich Hülfe für ihr Vorwärtskommen, geben aber nichts von ihrem Ueberfluß ab, wenn auch die Noth an der Stelle, wo sie sich befinden, noch so groß ist. Für diejenigen, die für alle, die elend und krank sind, ein inniges Mitleid fühlen und allen gern helfen möchten, macht ein solches Gebahren einen schmerzlichen Eindruck.

Diejenigen, die aus christlichen Grundsätzen an dem Liebeswerk sich betheiligen, können, wenn sie wirklich ein warmes Herz für die armen Kranken und Verwundeten haben, segensreich wirken. Handeln sie aber nur aus religiösen Gründen, um sich eine Stufe im Himmel zu bauen, sind sie nur barmherzig, weil die Kirche die Barmherzigkeit vorschreibt, dann fühlen die armen Kranken bald, daß nicht das Interesse für ihre Leiden, sondern nur das eigene religiöse Interesse hier vorwaltet. Bald wenden sie sich von diesen Pflegern oder Pflegerinnen ab und jede andere Hülfe wird ihnen lieber sein.

Der einzige und richtige Beweggrund, der den Menschenfreund in die Reihen der freiwilligen Krankenpflege treiben soll, ist der innere Drang und der feste Wille, der leidenden Menschheit unter allen Verhältnissen selbst mit

den schwersten Opfern zu helfen. Er muß dabei das Bestreben haben, ein wirklicher barmherziger Bruder zu sein, der das, was er thut, nicht zu seinem eignen Ruhm, sondern nur zum Besten der Menschheit ausführt, der jede Arbeit, mag sie noch so gering, noch so niedrig sein, in wahrer Demuth zum Wohle der armen Kranken und Verwundeten vollbringt. Treibt ihn noch außerdem die Liebe für sein Vaterland, für seine brave Armee zu diesem schweren Beruf, dann wird ihm seine schwere Arbeit noch leichter werden, dann wird er alle Hindernisse freudig überwinden. —

Wenn auch die ankommenden und wieder abreisenden sogenannten Helfer viel Beschäftigung gaben, so hatte doch die Arbeit in den Lazarethen im Lauf des August ihren geregelten Fortgang.

Die durch die Evakuation verminderte Zahl der Kranken erhielt sehr bald ihre vorige Höhe durch die von den vormarschirenden Armeen Zurückgeschickten, die meistens an der Ruhr erkrankt waren.

Auf der Erfrischungsstation, die unter dem Grafen Schwerin-Göhren und Herrn von Schwanefeld sehr praktisch geleitet wurde, entwickelte sich eine große Thätigkeit, da die Evakuation der Lazarethe aus der Umgegend von Gravelotte und Metz im großen Maße ausgeführt wurde und deshalb täglich mehrere Krankenzüge Nancy passirten. Die Verpflegung für die Durchpassirenden bestand aus Bouillon, Fleisch, Kaffee, Wein und Cigarren.

In dem Büreau häufte sich die Korrespondenz mit den verschiedenen Militär- und Zivilbehörden immer mehr. Dazu kam eine Menge schriftlicher und persönlicher Anfragen über Verwundete, Vermißte und Todte von den betreffenden Angehörigen, denen so viel wie möglich Auskunft ertheilt und bei ihrem persönlichen Erscheinen alle Hülfe gewährt wurde, die ihnen zur Erfüllung ihres Zweckes von Nutzen sein konnte.

Das Depot war mit Sendungen nach den Lazarethen der Schlachtfelder von Gravelotte und Metz beschäftigt, wo noch viele nicht transportable Verwundete lagen. Auch wurden von den Korpsdelegirten jetzt häufig Requisitionen an das Depot gestellt. Leider konnten dieselben nicht immer erfüllt werden, da es theils an Wagen fehlte, theils das Hauptquartier des marschirenden Korps nicht immer genau bekannt war. Ein Aufsuchen derselben mit unseren aus französischen Bauerwagen gebildeten Kolonnen war unmöglich, außerdem auch sehr bedenklich, da das Franktireurwesen immer an Ausdehnung gewann. Am sichersten würden die Korpsdelegirten das gewünschte Material erhalten haben, wenn sie selbst nach der selten wechselnden Station des Depots Wagen geschickt hätten, die bei den Korps zahlreicher vorhanden waren als auf den Depotstationen. Bei diesen Requisitionen wurden von dem Depot oft Gegenstände für die Gesunden massenhaft verlangt, die mehr zum Ressort der Intendantur als zu dem der freiwilligen Krankenpflege gehörten. Auf diese Anforderungen konnte natürlich keine Rücksicht genommen werden.

Graf Görtz, der mit der General-Etappeninspektion den 25. August in Bar-le-duc eingetroffen war und in täglicher telegraphischer Verbindung mit mir stand, verlangte, außer der Kolonne von Grolman, die er schon bei sich hatte, so viel Kolonnen wie möglich mit Material und Hülfsmannschaften unter Führung von Delegirten nachgeschickt zu haben, da man in nächster Zeit einen Zusammenstoß mit der bei Châlons stehenden französischen Armee erwartete und bei der III. Armee nur das Material der Feldlazarethe vorhanden sei, was aber auf keinen Fall ausreichen würde.

Bei dem Wagenmangel in Nancy war diese Aufgabe schwer zu lösen, dennoch aber gelang es zwei Kolonnen nach Bar-le-duc abschicken zu können.

Die eine unter Führung des von Weißenburg zurückgekehrten Staatsrath von Wardenburg aus Weimar war zusammengestellt aus den beiden Grafen Isenburg und dem Landrath von Holleben als Delegirte, den nöthigen Hülfsmannschaften mit dem erforderlichen Material.

Die andere, unter Herrn Kammerherr von Frankenberg-Proschlitz, aus 5 Herren, 3 Aerzten, 6 Schwestern, den Hülfsmannschaften des Prinzen Carolath und vielem Lazarethbedarf. Jede dieser Kolonnen bestand aus einigen 20 Wagen.

Mein Bestreben, nach jener Gegend noch mehr Kolonnen mit Lazarethmaterial abzusenden, mußte bald aufgegeben werden, da wir plötzlich durch die Nachricht der Rechtsschwenkung der ganzen Armee und durch das schon am 2. September abends laut werdende Gerücht von der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons überrascht wurden.

Das Depot in Nancy mußte alle Kräfte anstrengen, um Lazarethmaterial nach Sedan zu schaffen, was auf der Eisenbahn bis Ars sur Moselle und von da durch die II. Armee zu Wagen weiter befördert wurde.

Auch Graf Maltzan ging nach Sedan, um dort die Evakuation durch Belgien nach Aachen zu leiten, die durch dies neutrale Land nur von einer internationalen Behörde ausgeführt werden konnte. Die Zentralstelle vertrat der Landrath Friedenthal während der Abwesenheit des Grafen Maltzan allein.

Durch Nancy kamen außer den bisherigen Krankenzügen wochenlang massenhafte Transporte von Gefangenen aus Sedan, die in Pont-à-Mousson eingeschifft worden waren. So sehr bei der Bevölkerung von Nancy Enthusiasmus für die französische Armee bisher geherrscht hatte, so schnell schlug diese Stimmung infolge der Niederlage bei Sedan um und es war empörend anzusehen, wie gefangene französische Generale und Offiziere von dem französischen Volk mit Schmutz beworfen wurden und nur durch deutsche Soldaten geschützt werden konnten.

Später vermehrte sich die Zahl der Kranken und Verwundeten, die nach Nancy kamen, immer mehr, da die Evakuation durch Belgien nach und nach aufhörte.

Obgleich wir im bisherigen Lauf des Krieges noch gar nichts von der internationalen Hülfe der Franzosen gesehen hatten, so fanden sich doch hier bei Ankunft dieser Verwundetenzüge viele französische Damen der Stadt ein, um zu helfen. Anfangs ging das ganz gut; als aber die Anzahl der Damen immer größer wurde und sie trotz des rothen Kreuzes, das sie auf der Brust trugen, nur den Franzosen derartig halfen, daß wir zu den von ihnen nicht beachteten Deutschen kaum herantreten konnten, um auch sie zu erfrischen, erwirkte ich von dem Gouvernement eine Verfügung, durch die dieser Andrang sich zum allgemeinen Besten sehr verminderte.

Da in der nächsten Zeit die Beschießung, vielleicht auch der Sturm auf die nahe liegende Festung Toul bevorstand, so bestimmte ich den Delegirten Lutteroth mit dem nöthigen Material nach Pagny bei Toul, um für alle Fälle den Verwundeten Hülfe bringen zu können. Auch behielt ich Hülfskolonnen in Reserve zur Verfügung für den etwaigen Sturm. Den 21. erhielt ich von Herrn Lutteroth die Nachricht, daß am 22. September eine größere Beschießung und am 23. der Sturm auf die Festung stattfinden würde. Ich fuhr sofort mit Herrn von Sanden nach Pagny. Auf dem Wege dahin bestieg ich vor Toul den Berg St. Michel, von wo man eine allgemeine Uebersicht über die Festung und die Belagerungsarbeiten gewinnt. Auf diesem Berge standen einige Batterien, die Toul beschossen. Mehrere Häuser in der Festung standen in Flammen und die Antwort der französischen Geschütze war schon schwach geworden. Dennoch begrüßten uns bei Besteigung des Berges einige Granaten und in der Batterie selbst schlugen mehrere Kugeln dicht bei uns ein. Sogar die Wallbüchsen reichten bis hierher. Rechts von St. Michel in der Ebene sah man eine Breschbatterie durch den indirekten Schuß ihr Feuer gegen einen bestimmten Punkt des Festungswalles beginnen. Nach den ersten Schüssen zeigte sich sogleich an dem dahinter liegenden Haus die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz, als Zeichen, daß hier ein Lazareth sei. Nach den Bestimmungen der Genfer-Konvention hätte auf diesen Punkt das Feuer eingestellt werden müssen. Da jedoch nur hier die Bresche gelegt werden konnte, alle Einrichtungen und langwierige Vorarbeiten für den Angriff auf diesen Punkt getroffen waren, das Heraustecken der Fahne vielleicht nur zur Täuschung dienen sollte, so mußte hier die Beschießung fortgesetzt werden. Bei der Uebergabe der Festung stellte sich heraus, daß in jenem Hause sich wirklich ein Lazareth befand; es war aber in diesem Falle vollständig unmöglich gewesen, genau den Bestimmungen der Genfer Konvention nachzukommen. Es ist dies wiederum ein Beweis, daß die Genfer Konvention, deren humanistischer Standpunkt, deren Nützlichkeit ja Nothwendigkeit unbedingt anerkannt werden muß, dennoch nicht in allen Fällen befolgt werden kann.

In Pagny angekommen überzeugte ich mich von den von Herrn Lutteroth gemachten Vorbereitungen für unsere Thätigkeit bei dem morgen zu er-

wartenden Sturm, wurde aber schon nachmittags mit der frohen Nachricht überrascht, daß von dem ehrwürdigen Dom in Toul die weiße Fahne wehe und der Kommandant zur Uebergabe sich entschlossen habe. Unsere Vorbereitungen waren zwar umsonst gewesen, wir dankten aber Gott, daß er diesen vielleicht sehr blutigen Sturm erspart hatte und viele Menschenleben dadurch erhalten blieben. Ich eilte sofort zur Festung, vor derem Thore soeben die Kapitulation abgeschlossen wurde. Die französische Besatzung, 2000 Mann, verließ den Abend noch die Festung, die für diese Nacht nur von einigen mecklenburgischen Truppen besetzt wurde. Am folgenden Tage hielt der Großherzog von Mecklenburg als Sieger mit seinem Korps den Einzug in die Stadt.

Noch vor dem Einzug des Großherzogs suchte ich in der Festung die verschiedenen Lazarethe auf, um mich zu überzeugen, wo Hülfe nothwendig sei. Diese Lazarethe waren größtentheils mit französischen Soldaten und auch einigen Bürgern der Stadt belegt, die bei dem Bombardement verwundet worden waren. Auch ein Typhuslazareth mit einigen 30 Kranken war vorhanden. Unter den Verwundeten fand ich 8 Preußen von dem Anhaltischen Regiment Nr. 93, die seit dem 16. August, an welchem Tage ein Anlauf auf die Festung versucht aber mißglückt war, hier verwundet und gefangen waren. Dreizehn Mann waren es insgesammt gewesen, fünf waren davon gestorben, die Uebrigen waren seit jenem Tage von der ganzen Welt abgesperrt gewesen und ihre Freude war groß, wieder deutsch sprechen zu hören und mit ihren Kameraden in Verbindung zu sein. Sie rühmten die Behandlung der französischen Aerzte, denen ich dafür meinen Dank aussprach. Da diese armen Verwundeten ihren Angehörigen bisher gar keine Nachricht hatten geben können, so hatte ich bald 8 Briefe zur Beförderung in Händen, die gewiß große Freude in die Heimat gebracht haben.

Nachdem ich dem Großherzog bei seinem Einzuge Meldung über den Zustand der Lazarethe gemacht hatte, wünschte er in dieselben geführt zu werden. Vorzüglich interessirte es ihn die 8 Deutschen zu sehen, mit denen er sich lange Zeit mit großer Herzlichkeit unterhielt. Bei dieser Gelegenheit freute es mich zu hören, daß der Großherzog sich noch erinnerte, wie ich ihn 1866 in Leipzig, wo er damals mit seinem Korps stand und von da nach Bayern marschirte, durch die mir dort untergebenen Lazarethe geführt hatte.

Nachdem ich die nöthigen Anordnungen für die Lazarethe getroffen und Herrn Lutteroth als Delegirten in Toul zurückgelassen hatte, kehrte ich nach Nancy zurück.

Bald nach meiner Rückkehr von Toul kam unser Ordenskanzler Graf Eberhard von Stolberg nach Nancy. Er bereiste die Armee, um sich von der Thätigkeit des Ordens in seiner neuen Stellung, als Glied der freiwilligen Krankenpflege, zu überzeugen. Nachdem er durch persönliche Anschauung von

unseren Einrichtungen gründlich Einsicht genommen und ich ihm in längerer Konferenz Bericht über alle Einzelheiten, die den Orden bei der III. Armee betrafen, erstattet hatte, versammelte er die hier anwesenden Johanniterritter, um denselben seine Anerkennung über ihre bisherige Thätigkeit auszusprechen. Vorzüglich aber drückte er seine besondere Genugthuung darüber aus, daß er an allen Orten, wo er bis jetzt den Orden inspizirt habe, zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß die in der deutschen Presse über den Johanniterorden verbreiteten Gerüchte fast ausnamlos auf Unwahrheit und Gehässigkeit beruhten. —

Der Johanniter-Orden war die erste Korporation, die der seit 1859 auftauchenden Idee, die Leiden der Opfer des Krieges durch die Thätigkeit der Privathülfe zu mildern, durch sein Auftreten im schleswig-holsteinischen Krieg 1864 Leben gab.

Vollständig organisirt erschien damals der Orden unter Leitung seines Kanzlers mit einer Anzahl Ritter auf dem Kriegsschauplatz. Er errichtete daselbst auf eigene Kosten Lazarethe und durch eigene Sammlungen Depots, durch die es ihm möglich wurde überall schnell die nöthige Hülfe zu bringen. Selbst bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen schlossen sich die Ordensritter helfend den Sturmkolonnen an, wodurch der Orden in kurzer Zeit die Achtung und das Vertrauen der Armee sich erwarb.

Die praktischen Erfahrungen und die günstigen Erfolge, die der Orden in diesem Feldzug sich zu eigen gemacht und gewonnen hatte, veranlaßten Se. Majestät bei Beginn des Feldzugs 1866 den sich in jeder Hinsicht bewährten Kanzler des Ordens, Grafen Eberhard Stolberg, zum königlichen Kommissar für die Pflege der Verwundeten und Kranken in diesem Kriege zu ernennen. Die Leitung aller Privatpflege und Privatunterstützung wurde größtentheils dem Johanniter-Orden übertragen und fast alle Lazarethe standen unter Aufsicht der Johanniterritter, ebenso die Depots, deren Inhalt nur durch die Johanniter vertheilt werden konnte. Auch in diesem Kriege war der königliche Kommissar mit seinem sämmtlichen Personal selbstständig neben die Armee gestellt, was freilich zu manchen Kollisionen Veranlassung gab. Bei Beginn des Krieges 1870 wurde, um diese Uebelstände zu vermeiden, die nach der neuen Sanitätsinstruktion unter dem königlichen Kommissar und Militärinspekteur stehende freiwillige Krankenpflege in die Armee eingefügt, infolge dessen der Johanniter-Orden beschloß, sich der freiwilligen Krankenpflege in jeder Beziehung anzuschließen und wenn nöthig darin aufzugehen.

Es ist gewiß im hohen Grade anzuerkennen, daß dieser ritterliche, schon in zwei Feldzügen bewährte Orden seine Selbstständigkeit in dieser Beziehung aufgab und in einer neuen Korporation aufging, die sich noch bewähren sollte.

Die große patriotische Sache, um die es sich jetzt handelte, und der

mit dem Beruf des Ordens übereinstimmende Zweck der neugeschaffenen freiwilligen Krankenpflege erleichterten diesen für den Orden nicht unwichtigen Schritt.

Es dauerte aber eine längere Zeit, bis diese Stellung des Ordens in allen Theilen Klarheit erhielt. Viele Ordensritter glaubten anfangs als Delegirte des Johanniter-Ordens auftreten zu müssen, obgleich sie Delegirte des königlichen Kommissars und Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege waren. Selbst die Depots, die ihnen als Delegirte übergeben waren und die selbstverständlich Depots der freiwilligen Krankenpflege sind, wurden fälschlich von einzelnen Herrn als „Johanniter-Depots" bezeichnet. Wie kein Ding auf Erden vollkommen ist, so ist wohl auch mancher Mißgriff von den Herrn Ordensrittern gemacht worden. Manche Persönlichkeit faßte ihren Beruf nicht von dem richtigen Standpunkt auf und war überhaupt zu diesem Dienst nicht geeignet. Doch bald sichteten die angestrengte Thätigkeit und die gestellten Anforderungen die Brauchbaren von den Unbrauchbaren und der Erfolg hat bewiesen, daß trotz der unvermeidlichen Fehler doch Großes geleistet worden ist.

Die Frage, ob es nicht besser gewesen, wenn der Johanniter-Orden selbstständig in dem Kriege 1870/71 aufgetreten wäre, ist oft aufgeworfen worden. Bei der Organisation der freiwilligen Krankenpflege wäre dies für den Orden auf dem Kriegsschauplatz unmöglich gewesen. Vielleicht hätte der Orden durch seine pekuniären und materiellen Mittel besondere Johanniterlazarethe errichten oder eigene Wagenkolonnen anschaffen können, doch auch hierbei hätte er sich den Anordnungen des königlichen Kommissars und dessen Organen fügen müssen. Deshalb hat der Orden durch seine Einfügung in die freiwillige Krankenpflege wohl das beste Mittel gefunden, auch in diesem Kriege seinen Pflichten gemäß segensreich wirken zu können. Er war nicht allein in den meisten Fällen eine treue Stütze des königlichen Kommissars, sondern verhalf auch der neugeschaffenen freiwilligen Krankenpflege durch die in den letzten Kriegen erlangten praktischen Erfahrungen der einzelnen Ordensritter zu einer schnelleren Organisation. Die Einrichtung der Lazarethe, der Dienst auf den Evakuations- und Erfrischungsstationen war einem großen Theil der Herren des Ordens aus den früheren Kriegen bekannt, sie konnten ihre Erfahrungen hierbei verwerthen und den in der freiwilligen Krankenpflege Neueingetretenen als Rathgeber zur Seite stehen.

In demselben Verhältniß wie der protestantische Johanniter-Orden stand auch der katholische M a l t e s e r - O r d e n zu der freiwilligen Krankenpflege. Gemeinschaftlich für ein und denselben Zweck arbeiteten die Ritter beider Orden. Die Religion trennte sie nicht in ihrem Beruf. Helfend schritten auf allen Orten die Malteser als Delegirte ein und sorgten vorzüglich für den Bedarf an barmherzigen Schwestern, die sie an bestimmten Punkten der

Etappenlinie ständig bereit hielten, um dieselben wo nöthig sogleich nachsenden zu können. Die Herren Ritter hatten die Schwestern nach ihrem Bestimmungsort zu begleiten und für das schnelle Fortkommen derselben zu sorgen. Diese sogenannten „Nonnendepots" haben sich sehr bewährt und sind für die Zukunft auch für die Diakonissinnen zu empfehlen.

Außer diesen beiden Orden besteht noch der bayerische St. Georgs-Orden, der den Werken der Barmherzigkeit zu dienen sich ebenfalls zur Aufgabe gemacht hat. Der Großmeister des Ordens ist der König und nur die vornehmsten Geschlechter gehören ihm an. Der Krieg 1870 überraschte den Orden in seiner Reorganisation, der die Institutionen des Johanniter-Ordens zugrunde gelegt werden sollten. Da diese Reorganisation noch nicht beendet war, so konnte der Orden in diesem Krieg keine bestimmte Stellung einnehmen. Außer dem Fürsten Waldburg-Zeil, der als Hauptdelegirter der württembergischen Division beigegeben war, hatte der Orden den Grafen Konrad von Preysing auf den Kriegsschauplatz gesendet, der mit dem Grafen Görtz wegen einer ihm zu gebenden, dem Georgs-Orden angemessenen Stellung in Unterhandlung trat, die aber wegen der Weitervorschiebung des Grafen Görtz abgebrochen werden mußte. Da Graf Preysing nicht unthätig bleiben und die Institutionen des Johanniter-Ordens und der freiwilligen Krankenpflege gründlich kennen lernen wollte, so trat er mit mir in Verhandlung und entschloß sich, der Delegation der III. Armee sich anzuschließen. Er übernahm freiwillig die Stellung eines Delegirten in dem Militär-Hospital, wo er mit seltener Opferwilligkeit und rastloser Thätigkeit im Geist des St. Georgs-Ordens waltete und stets im besten Einvernehmen mit dem Johanniter-Orden blieb. —

Graf Görtz war mit der Armee bis Versailles vorgegangen. Auf seine Anordnung schickte ich eine Kolonne unter dem Delegirten Herrn von Sanden, mit den Herren von Unruh, von Hellmolds und von Oertzen nach Châlons, eine andere unter Herrn Heincke nach Montmirail und die dritte unter Baron Seherr-Thoß mit 12 Diakonissinnen, mit denen er bisher in Weißenburg stationirt war, nach Epernay. In Châlons lagen 1500, in Epernay 532 und in Montmirail 250 Kranke und einige 30 schon vor Paris Verwundete. Die meisten der Kranken litten an Ruhr und Typhus. Die Kolonnen, wozu die Wagen nur mit den größten Schwierigkeiten, selbst kaum für Geld, zu erlangen waren, wurden mit den nöthigen Hülfsmannschaften und vollständigem Lazarethmaterial ausgerüstet, woran es gänzlich fehlte.

Zur Bestreitung der Kosten zur Anschaffung oft fehlender aber nothwendiger Gegenstände für die Verwundeten, z. B. für Wäsche, wollene Sachen, Fuhrlohn für Wagen, hauptsächlich für Vorschüsse an die abgehenden Kolonnen, war mir ein größerer Vorschuß gegeben, der durch die Zentralstelle und das Hauptdepot in Manheim während des Verlaufs des Krieges

je nach Bedarf immer wieder erneuert wurde. Nach Beendigung des Krieges wurde die spezielle Berechnung über die Einnahmen und Ausgaben an den königlichen Kommissar und Militärinspekteur Fürsten Pleß eingegeben und von demselben geprüft und eventuell als richtig anerkannt.

Noch erhielt ich von einer Dame, Frau Benary aus Frankfurt a. M. jetzt verheirathete Dr. Pfeifer in Stuttgart, die sich bei mir in Nancy meldete, 3000 Thaler zur Verwendung für die Verwundeten. Außer dieser Summe behielt sie sich noch 2000 Thaler zur eigenen Verwendung vor, mit der Bitte in einem Lazareth die Pflege einiger Verwundeter oder Kranker übernehmen zu dürfen. Ich verwies Frau Benary in das Lazareth manufacture de tabac, wo sie, obgleich selbst sehr zart und Anfängerin in der Krankenpflege bald alles Nöthige erlernte und nicht allein durch ihr Geld, sondern auch durch ihre Person ganz bedeutende Dienste leistete und mit besonderer Kraft bis zur Auflösung dieses Lazareths ihre schwere Aufgabe erfüllte. Da zur Zeit die Delegation schon mit dem nöthigen Geld versehen war, so ersuchte ich Frau Benary, diese 3000 Thaler, falls ich dieselben während des Krieges nicht vollständig verausgaben würde, nach dem Krieg für Rekonvaleszenten verwenden zu dürfen, was sie auch gestattete. Es sind mit dieser Summe nach der Rückkehr der Armee Kranke und Verwundete namentlich Offiziere unterstützt und in die ihnen verordneten Bäder geschickt worden, wodurch dem Wunsche der gütigen Geberin, wie sie mir selbst nach geschehener Rechnungslegung brieflich mitgetheilt hat, vollkommen entsprochen worden ist. —

Durch die Uebergabe von Toul war Ende September der Betrieb der Eisenbahn bis Château-Thierry eröffnet, weshalb eine Vorschiebung der Delegation am 1. Oktober dorthin angeordnet wurde und ich Nancy zu verlassen hatte.

Während des sechswöchentlichen Aufenthaltes daselbst war von der freiwilligen Krankenpflege viel geleistet worden. Elf Lazarethe mit 2000 permanent belegten Betten, eine Erfrischungsstation und für die ganze Armee ein großes Depot auf dem Bahnhof wurden neu errichtet. Mitten in dieser Neubildung, die durch die unklaren Verhältnisse der freiwilligen Krankenpflege den Behörden gegenüber nicht erleichtert wurde, fielen die Schlachten vor Metz, Gravelotte und Sedan, wohin überall Hülfe zu senden war. Auch mußten die rückwärts gelegenen Stationen Lüneville, Saarburg, Hagenau, Sulz und Weißenburg im Auge behalten und für die Nachsendungen von Kolonnen an die vormarschirende Armee gesorgt werden. Dazu kam noch die Ueberflutung des rothen Kreuzes aus Deutschland, die einen steten Kampf, theils mit den Behörden, theils mit den Ankommenden hervorrief. Um ein Bild von der hiesigen Arbeit der Delegation in Zahlen zu geben, will ich beispielsweise erwähnen,

daß auf der Erfrischungsstation am Bahnhofe im Laufe des Monats September 29,640 durchpassirende Kranke und Verwundete, worunter ungefähr 100 Offiziere, durch die freiwillige Krankenpflege verpflegt worden sind, was einen Durchschnitt von fast 1000 Mann auf den Tag ergiebt. Die Verpflegung der in den Lazarethen befindlichen, oft wechselnden 2000 Kranken und Verwundeten ist dabei nicht mit eingerechnet.

Der Rückblick auf unsre vielseitige gemeinschaftliche Thätigkeit in den vergangenen Wochen rüstete uns nicht nur mit mancherlei Erfahrungen, sondern auch mit neuem Eifer zur weiteren Erfüllung unsrer Aufgabe auf dem neu bevorstehenden Arbeitsfelde aus.

Bei meinem Abgang von Nancy ließ ich für den ferneren Dienst der freiwilligen Krankenpflege den Herrn von Rotenhan als Hauptdelegirten daselbst zurück. Zu seiner Unterstützung blieben 7 Delegirte und die nöthigen Hülfsmannschaften bei ihm. Da das große Hauptdepot unter Herrn Obertribunalsrath von Holleben auch nach Château-Thierry vorgeschoben wurde, so erhielt Nancy nur ein Nebendepot.

Château-Thierry.

Den 1. Oktober fuhr ich per Eisenbahn mit 14 Delegirten, 20 Hülfsmannschaften und 3 Schwestern über Châlons und Epernay nach unserm Bestimmungsort Château-Thierry. In Epernay, wo wir Nachtquartier nehmen mußten, wurde ich bei dem Baron Moët, Besitzer der großen Champagnerfabrik, einquartiert. Spät abends erst kam ich in meinem Quartier an, wo ich noch durch den Besuch meines Wirths überrascht wurde, der sich verpflichtet fühlte, als französischer Johanniterritter mit dem achteckigen Kreuz auf der Brust mich als Ordensbruder zu begrüßen. Von Nancy bis Châlons reiste unser Ordenskanzler Graf Stolberg mit uns, wobei sich Gelegenheit zu mancher interessanten Unterhaltung über unsere Verhältnisse bot.

Herr von Holleben kam mit dem Depot erst einige Tage später in Château-Thierry an, weil er die auf dem Weg dahin gelegenen Lazarethe und Depots zu speisen gehabt hatte.

Château-Thierry war jetzt zum Haupt-Etappenendpunkt für die Eisenbahn von Deutschland geworden. Zwar war die Bahn nur noch eine kleine Strecke weiter bis Nanteuil fahrbar; da aber auf dieser kleinen Station die Ausladung der mit der Bahn ankommenden Belagerungsgeschütze und Munition für die Belagerung von Paris stattfand und dieses großartige Material nur mit Pferd und Wagen von dort bis Paris geschafft werden konnte, so sammelte sich dasselbe massenhaft an, wodurch aller vorhandene Raum in Beschlag genommen wurde. Der größere Bahnhof zu Château-Thierry eignete sich daher viel besser zum Haupt-Etappenpunkt dieser Eisenbahnlinie.

Kaum hier angekommen, erhielt ich die Ordre sofort mit der Delegation nach Meaux vorzugehen, wohin die Zentralstelle unter Graf Maltzan und Landrath Friedenthal vorgeschoben war.

Den 6. Oktober reiste ich mit der Delegation dahin ab und zwar per Eisenbahn bis Nanteuil und von da mit bereitstehendem Wagen nach Meaux.

Hier wurde die Bestimmung getroffen, daß Château-Thierry, wo sich alle durch die Zentralstelle festgestellten Evakuationslinien für den Landtransport der III. und Maasarmee vereinigten, der Haupt- und Erfrischungsort der Evakuation für die Armee vor Paris sein sollte.

Diese für den Landtransport bestimmten Linien waren folgende:

Von Corbeil über Coulommiers nach Château-Thierry in 2 Tagen, Uebernachtung in Coulommiers.

Von Versailles über Brie Comte Robert und La Ferté sous Jouarre nach Château-Thierry in 3 Tagen mit 2 Nachtquartieren.

Von Dammartin über Lizy nach Château-Thierry in je 1 oder 2 Tagen.

Von Meaux mit Nebenstation Lagny über La Ferté nach Château-Thierry.

Meaux und Dammartin waren für die Evakuation der Maasarmee, die übrigen Orte für die Evakuation der III. Armee bestimmt.

Auf allen diesen Linien waren zwischen den Nachtstationen noch Rast und Erfrischungsstation eingerichtet. Sämmtliche Stationen waren mit Delegirten, Aerzten und Hülfsmannschaften besetzt. Ein Theil der Letzteren übernahm die Begleitung der Transporte bis zur nächsten Station. Auch hatte jede Station ihr Depot, was reichlich aus dem ihm angewiesenen Hauptdepot, größtentheils aus Château-Thierry, durch Rückfracht gespeist wurde. Die Verpflegung der Kranken auf den Stationen übernahm entweder die Etappe oder die freiwillige Krankenpflege. Die Wagen zu den Transporten wurden durch die Etappe des Hauptabgangsorts requirirt oder durch den schon gebildeten eigenen Wagenpark der Zentralstelle gestellt.

Ebenso wie auf den Linien von Château-Thierry nach vorwärts waren auf der Eisenbahnlinie von da nach rückwärts, über Nancy bis Weißenburg, passende Bahnhöfe als Erfrischungs- und Nachtstationen bestimmt, wo Delegirte mit Hülfsmannschaften, welche die Züge bis auf genau bezeichnete Stationen zu begleiten hatten, die Geschäfte leiteten.

In Weißenburg befand sich zur Zeit die vom Kriegsministerium eingesetzte Evakuationskommission, die aus einem Offizier, einem Arzt, einem Militär- und einem Eisenbahnbeamten bestand. Ihre Aufgabe war, die an genanntem Orte ankommenden Verwundeten und Kranken nach Heimatsbezirken zu ordnen und dann nach ihren heimatlichen Reservelazarethen zu dirigiren.

Infolge aller dieser Einrichtungen wurde mir der Befehl von Meaux wieder nach Château-Thierry zurückzukehren, um dort eine große Evakuations-

station mit den nöthigen Lokalitäten für Lazarethe, Depots, Küchen ꝛc. einzurichten und zu leiten. Außerdem sollte ich noch die Linie bis Weißenburg im Auge behalten.

Ein Theil der Delegirten und Hülfsmannschaften mußte in Meaux zum Dienst für die Evakuationslinien zur Disposition der Zentralstelle zurückgelassen werden, so daß nur geringe Kräfte für Château-Thierry verfügbar blieben.

Hier fand sich nichts vor, was die Lösung dieser schweren Aufgabe hätte erleichtern können.

Der Bahnhof war nur eine mittlere Eisenbahnstation und die Lokalitäten desselben theilweise schon belegt für den Dienst der verschiedenen Etappenbeamten.

Die freiwillige Krankenpflege stand hier vor einem neu zu schaffenden Werke ganz auf sich selbst angewiesen und mußte an vielen Orten Kämpfe mit den Militärbehörden durchfechten, die größtentheils durch die unklare Stellung der freiwilligen Krankenpflege zu der Armee hervorgerufen wurden.

Wenn auch durch den königlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege eine Fühlung mit der Armee und den Militärbehörden geschaffen war, so standen doch die Organe desselben oft ganz isolirt neben der Armee.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, müßte ein bestimmter militärischer Geschäftsgang zwischen den Militärbehörden und den Organen der freiwilligen Krankenpflege eingeführt werden und erlaube ich mir hierzu folgende Vorschläge zu machen:

Die Verbindung mit dem General-Etappeninspekteur und dem Haupt-Etappendelegirten muß viel enger sein als bisher. Dem General-Etappeninspekteur muß von allen größeren Dislokationen, Einrichtungen, Lazarethen und Depots ꝛc. im Bereich seiner Inspektion von dem Haupt-Etappen-Delegirten genaue Mittheilung gemacht werden. Der General-Etappen-Inspekteur hat infolge dessen den betreffenden Etappen ꝛc. von den bevorstehenden Einrichtungen, die von der freiwilligen Krankenpflege angeordnet sind, Nachricht zu geben und sie zur Unterstützung derselben anzuhalten. Wenn dann der General-Etappeninspekteur sich der freiwilligen Krankenpflege in jeder militärischen Beziehung annimmt, überhaupt für sie sorgt wie für alle ihm unterstehenden militärischen und technischen Abtheilungen, so wird die freiwillige Krankenpflege in ihrer Thätigkeit offiziell auftreten können und nicht mehr nöthig haben, wie es bisher oft vorgekommen ist, ihre Stellung auf Kosten der Verwundeten sich erst erkämpfen zu müssen.

Auch würde es gewiß von allgemeinem Nutzen und von guten Folgen sein, wenn auf Vorschlag des königl. Kommissars und Militärinspekteurs die Herren Delegirten von Sr. Majestät selbst ernannt und ihnen in Verbindung mit ihrer Stellung ein militärischer Rang gegeben würde. Die gleichmäßige

Uniformirung endlich sämmtlicher Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege würde manchen Uebelstand beseitigen, weil naturgemäß der einfache Zivilanzug im Felde in keinem großen Ansehen steht.

Diese Einrichtungen sollen der freiwilligen Krankenpflege nicht etwa eine gewisse Würde geben. Dieser bedarf sie nicht. Sie muß nur eine Stellung haben, die ihr die nothwendige Kommunikation mit den Militärbehörden erleichtert und ihr die Möglichkeit verschafft, bei der den Verwundeten zu bringenden Hülfe auf weniger Hindernisse zu stoßen, als unter den bisherigen Verhältnissen.

Hier in Château-Thierry standen der Delegation folgende Kräfte zur Verfügung:

Die Delegirten Herr von Schenk, Herr Dürrfeld und Herr Lutteroth, denen der Dienst auf der Evakuationsstation übergeben war,

Herr von Holleben, der das große Hauptdepot, und Herr von Sanden, der das Büreau leitete.

Chef- und Etappenarzt war der württembergische Stabsarzt Schmidt, der die Lazarethe in der Stadt und den Dienst auf der Evakuationsstation übernahm. Hülfsmannschaften waren 28 vorhanden, die in 3 Kolonnen (darunter die Berliner Architektenkolonne) eingetheilt waren. Von diesen Hülfsmannschaften wurden 22 Mann für den Evakuationsdienst und 6 Mann für die Depots bestimmt.

Außerdem waren dem Delegirten von Brockhausen die in der Stadt befindlichen vier Lazarethe mit 300 Betten übergeben. Später wurde Herr von Brockhausen durch Herrn von Zwirnlein aus Hessen abgelöst.

Das Nothwendigste, was hier zunächst zu schaffen, war eine große Küche in dem Bahnhofsgebäude, wozu von der Etappe einige Maurer, das von der Stadt requirirte Baumaterial und mehrere Kessel erlangt wurden.

Alles Uebrige fehlte, selbst Köche oder Köchinnen für die eben entstehende Küche. Außer dem Bahnhofsgebäude standen hier auf dem Bahnhof nur einige große Schuppen zur Verfügung.

Unter diesen Verhältnissen mußte die zur Zeit wohl größte und wichtigste Evakuationsstation in Frankreich ins Leben gerufen werden. Ich hatte die einzige Hoffnung, daß die Evakuation bei der Armee vor Paris nicht sogleich beginnen würde und Zeit bliebe, vorzüglich weibliche Hülfskräfte zum Kochen, zum Verbinden und zum Reinigen der zu errichtenden Evakuationslazarethe heranziehen zu können.

Mit diesen Sorgen belastet, befand ich mich auf dem Bahnhofe, wo ich zu meiner Ueberraschung an mehreren auf dem Geleise stehenden Packwagen den Namen „Marie Simon“ mit Kreide angeschrieben fand. Obgleich ich Frau Simon nicht persönlich kannte, und 1866 nur indirekt mit ihr in Verbindung gestanden hatte, wußte ich doch von ihren großen Talenten, und sogleich

stieg in mir die Hoffnung auf, diese praktische Frau für Château-Thierry zu gewinnen.

Bald fand ich sie mit ihren Albertinerinnen und einigen sächsischen Soldaten in einem der Wagen.

Frau Simon kam aus den Lazarethen von Douzy bei Sedan, nachdem sie schon bei St. Privat thätig gewesen, und beabsichtigte jetzt nach Claye zu dem sächsischen Armeekorps vorzugehen.

Ich theilte ihr den mir gewordenen Auftrag für Château-Thierry mit und zeigte ihr die bis jetzt noch so mangelhaften Einrichtungen. Sofort erkannte sie mit ihrer praktischen Auffassung, daß Château-Thierry eine Station von der größten Bedeutung sei, wo, wie sie selbst sagte, außergewöhnliche Kräfte erforderlich seien.

Während dieser Besprechung kam zu meinem Schreck der erste Zug mit einigen hundert Kranken von Nanteuil an. Da wir auf dieser noch nicht eingerichteten Station gar keine Mittel zur Verfügung hatten, die armen Menschen gastlich empfangen zu können, so mußte die Etappe die Sorge für sie übernehmen.

Nur etwas Kaffee und Brod konnte den Kranken gegeben werden, die, da der Zug wegen der späten Tageszeit nicht weiter fuhr, sogar in den Wagen übel und böse übernachten mußten. Dieser durch die Verhältnisse hervorgerufene so unerfreuliche Zustand machte einen tiefen Eindruck auf Frau Simon.

Am anderen Morgen überzeugte sich Frau Simon noch mehr von der Größe unserer Aufgabe und stimmte meiner ihr ausgesprochenen Ansicht bei, daß hier, wo täglich von allen deutschen Truppen Kranke und Verwundete ankommen würden und zu verpflegen seien, sie und ihre Albertinerinnen nicht allein ein segensreiches Feld ihrer Thätigkeit finden, sondern auch das in Dresden rühmlichst bekannte Wirken der Albertinerinnen gewiß dadurch im ganzen deutschen Vaterlande zur Geltung kommen würde. Als nun noch in ihrer Gegenwart eine Depesche an mich kam, die mir 400 in kurzem ankommende Kranke ansagte, entschloß sie sich hier zu bleiben und sagte mir ihre thätige Mitwirkung bei der bevorstehenden großen Arbeit auf dieser Station zu.

So waren wir von einer großen Sorge befreit und sahen nun mit Ruhe den weiteren Ereignissen entgegen. Frau Simon ließ die Lebensmittel, welche ihre Wagen noch enthielten, abladen und bald loderte auf dem nebenliegenden Stoppelfeld in Ermangelung einer Küche ein Feuer, an dem Mutter Simon mit ihren Albertinerinnen die erste Suppe auf der Station Château-Thierry kochte, wo in den folgenden Tagen so viele Tausende gestärkt und gelabt wurden. Während des Kochens beeilte sich die berliner Architektenkolonne über dem Haupte der Frau Simon eine Bude zu bauen, um sie gegen das stattfindende Unwetter zu schützen.

Ihr Dank und ihre Anerkennung dafür wurden den Herren Berlinern durch einen guten Bissen aus dem dampfenden Kessel zu theil. Mit der größten Energie wurde jetzt an die Arbeit gegangen, um die Station so schnell wie möglich vollständig einzurichten. An der Küche wurde eifrig gebaut und ein großer Schuppen für das Depot in mehreren Abtheilungen für die verschiedenen Gegenstände, ähnlich wie die Magazine in den großen Handelsstädten, eingetheilt und in Ordnung gebracht. In zwei anderen Schuppen waren wir mit der Einrichtung von 500 Betten für die ankommenden Kranken und Verwundeten beschäftigt. In einem der Schuppen fand sich eine defekte französische Lokomotive, die soweit hergestellt wurde, daß sie in den kälteren Tagen geheizt und als Ofen zur Erwärmung des großen Raumes benutzt werden konnte. Die Bettstellen waren freilich nur aus rohen Brettern zusammengenagelt und mit Strohsäcken und wollenen Decken versehen. Später, als die Anzahl der ankommenden Kranken sich vermehrte, wurde noch die etwas entfernter liegende Gendarmeriekaserne zu einem Evakuationslazareth eingerichtet und in zwei nahe am Bahnhof liegenden Häusern Lazarethe für durchpassirende kranke und verwundete Offiziere angelegt.

In den Evakuationslazarethen sollen in der Regel Kranke und Verwundete nur auf eine Nacht aufgenommen werden. Die heute Ankommenden müssen morgen schon weiter befördert werden, damit für die Neuankommenden stets Platz vorhanden ist. Verschlimmert sich der Zustand eines der angekommenen Kranken, so daß er nicht weiter befördert werden kann, so ist derselbe sofort in das Lazareth der Stadt zu bringen, in keinem Falle darf er in dem Evakuationslazareth liegen bleiben.

Nachdem die Einrichtnng der Station beendet war, begann nun der Evakuationsdienst wie folgt:

Die theils durch Landtransporte auf den Evakuationslinien, theils auf der Eisenbahn von Nanteuil ankommenden Kranken und Verwundeten wurden sogleich in die Lazarethe auf die Lagerstätten gebracht, was, wenn sie spät abends erst ankamen, bei Laternenschein oft recht beschwerlich war. Die Kranken hatten zuweilen drei Tage zu dem Landtransport hierher gebraucht und kamen deshalb sehr ermattet an. Gleich nach ihrer Ankunft bekamen sie Suppe, Fleisch, Brod und Wein.

Das Fleisch, welches von den Leuten der Simon mit einer besonderen Fertigkeit in möglichst kurzer Zeit ganz klein geschnitten, fast geschabt worden war, wurde in die Suppe gethan, damit die Kranken, in Ermangelung von Messern, Gabeln und Löffeln, die Suppe mit dem Fleisch im Nothfall aus dem Feldkessel trinken konnten. Dies ist eine sehr praktische Einrichtung, die, wenn bei dem Fleischschneiden eine gewisse Fertigkeit erlangt ist, gar nicht zeitraubend und den Kranken sehr angenehm ist.

Nach der Speisung wurden die Verwundeten unter Aufsicht des Arztes

von den Albertinerinnen verbunden und den Kranken die nöthige Hülfe gebracht.

Den anderen Morgen wiederholte sich dieser Dienst an den Betten der Kranken, worauf dieselben, nachdem sie Kaffee und Brod erhalten, mit der Eisenbahn weiter befördert wurden. Im Fall sich die Weiterbeförderung verspätete, erhielten sie noch Bouillon, Brod und Wein.

Wenn die Kranken auf der Eisenbahn von Nanteuil unsere Station nur passirten, so bekamen sie dieselbe Verpflegung, wobei eine bestimmte Kolonne der hiesigen Hülfsmannschaften, in zwei Theile formirt, an beiden Enden des Zuges die Verpflegung zu beginnen hatte und in der Mitte des Zuges, nachdem alle Wagen versorgt waren, zusammentrafen. Auf diese Art ist es nicht möglich, daß ein Wagen übersprungen oder doppelt verpflegt wird.

Mit jedem Zuge fuhr eine andere Kolonne als Begleitungsmannschaft bis nach Epernay. Die Mannschaften derselben wurden in den Zug vertheilt und hatten während der Fahrt den Kranken und Verwundeten etwaige Hülfe zu bringen oder an den Anhaltepunkten dieselbe heranzuschaffen. Die Mannschaften hatten sich mit Decken, Steckbecken 2c. zu versehen. In keinem Fall durften sie weiter als bis Epernay fahren, wo sie abzulösen und einzuquartieren waren, um baldigst nach Château-Thierry zurückkehren zu können. Die Abfahrt jedes Zuges ward der nächsten Erfrischungs- und Nachtstation telegraphisch angezeigt, damit man dort die nöthigen Vorbereitungen treffen konnte.

Zu den hier ankommenden Sanitätszügen, unter denen sich besonders der württembergische unter dem so thätigen Prinzen Herrmann von Weimar auszeichnete, hatten wir keine Begleitungsmannschaften zu geben.

Neben der Verpflegungs- und der Begleitungskolonne war noch eine dritte, die Reservekolonne formirt, welche täglich nach Entleerung der Lazarethe mit Hülfe der Albertinerinnen für Reinigung derselben zu sorgen hatte und auf dem Bahnhof für vorkommende Fälle sich bereit halten mußte.

Diese drei Kolonnen wechselten täglich mit diesem verschiedenen Dienst und nahmen jeden Morgen auf dem abzuhaltenden Appell die Befehle in Empfang. Alle im Orte anwesende Herren und Mannschaften der freiwilligen Krankenpflege hatten sich zu diesem Appell einzufinden.

Das Material zur Verpflegung der Verwundeten und Kranken wurde theils durch Requisition der Etappe von der Mairie, theils aus dem hier vorhandenen Proviantmagazin, theils aus unserem Depot geliefert. Frisches Fleisch bekamen wir täglich durch die Mairie, Erbswurst kam nur im Nothfall für die Kranken zur Verwendung.

Die Etappe erkannte bald, daß die freiwillige Krankenpflege für sie keine Last, sondern eine nicht zu entbehrende Hülfe bei der Menge ankommender Kranken und Verwundeten war. Auch verstand Frau Simon

sämmtliches Etappenpersonal auf dem Bahnhof so für sich zu gewinnen, daß uns in dienstlicher Beziehung jede mögliche Hülfe von ihm zu theil wurde.

Durch dieses gegenseitige Entgegenkommen aller vorhandenen Kräfte und durch den rastlosen Eifer der Delegation konnte es ermöglicht werden, daß nicht allein die bedeutende Anzahl der Kranken und Verwundeten sondern auch sämmtliche hier durchpassirende Truppen, die nach der Uebergabe von Straßburg und Metz auf der Eisenbahn Château-Thierry berührten, durch die freiwillige Krankenpflege gespeist werden konnten. In dieser Zeit sind oft 3- bis 4000 Mann an einem Tage mit warmer Nahrung gestärkt worden, ein Resultat, das nur durch das Zusammenwirken aller Theile und durch das Talent der Mutter Simon erreicht werden konnte.

Wenn die Speisung der Gesunden selbstverständlich nicht zur Aufgabe der freiwilligen Krankenpflege gehört, so ist dagegen häufig die falsche Ansicht vorherrschend, daß die Verpflegung der Kranken und Verwundeten der freiwilligen Krankenpflege allein obliege. Diese Ansicht ist unbedingt unrichtig. Die Militärbehörde hat für die Verpflegung der ganzen Armee zu sorgen, wozu nicht allein die gesunden Truppen sondern auch die Kranken und Verwundeten derselben gehören. Die freiwillige Krankenpflege soll den Kranken durch alle möglichen Zuschüsse und Annehmlichkeiten die schweren Leiden zu vermindern suchen und den Militärbehörden in allem, was die Krankenpflege betrifft, behülflich zur Seite stehen.

Leider wurde dies von beiden Theilen oft nicht richtig verstanden und ist häufig die Veranlassung zu Irrungen gewesen, die schädlich auf die Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege einwirkten.

Wenn aber wie hier die freiwillige Krankenpflege von Seiten der Militärbehörden unterstützt und ihr Beruf anerkannt wird, erstere dagegen sich den militärischen Anordnungen in jeder Beziehung anpaßt, dann kann gewiß viel Gutes geschaffen werden.

Das hiesige vollständig eingerichtete Depot war jetzt das große deutsche Hauptdepot für die Armee vor Paris geworden und wurde von Herrn von Holleben durch herbeigerufene Sendungen aus allen deutschen Gauen in stets gefülltem Zustand erhalten, so daß den großen Ansprüchen, die an dasselbe gestellt wurden, vollkommen entsprochen werden konnte.

Fast täglich hatte das Hauptdepot große Transporte mit Material an die Lazarethe und Depots der dritten und Maasarmee abgehen zu lassen, dennoch war aber meistentheils ein Bestand von einigen 100,000 Thalern an Werth hier vorhanden, der, wenn auch bald zur Verwendung gebracht, durch die Verbindung des Herrn von Holleben mit Deutschland wieder ersetzt wurde.

Trotz der großen Liberalität, mit der allen Ansprüchen der vorliegenden Lazarethe und Depots nachgekommen wurde, mußte an der Instruktion für die Verwaltung der Depots vom 23. September 1870 festgehalten werden,

nach welcher die Abgabe von Lebens- und Erfrischungsmitteln, z. B. von Wein an Andere als an Kranke und Verwundete, namentlich an Truppentheile und im Felde stehende Militär- und Zivilbeamte, nur ausnahmsweise (soweit es zur Verhütung der Verbreitung einer Krankheit für nothwendig erachtet wurde) und nur insofern zulässig ist — als daneben der Bedarf der Lazarethe ꝛc. für die Kranken gesichert bleibt. Die Abgabe solcher Gegenstände aber, die lediglich zur Verbesserung der Verpflegung von Truppentheilen verlangt werden, ist aus den Depots stets unstatthaft.

Es ist noch zu erwähnen, daß ein Engländer, Raginald Capel, von dem internationalen Verein in London hierher gesendet war, um ein großes englisches Depot aufzuschlagen. Durch den Fürsten Pleß erhielt ich den Auftrag Mr. Capel freundlich entgegenzukommen und ihm jede Hülfe zu gewähren. Nachdem er einige Zeit hier gewesen war und reiche Hülfe vorzüglich an Frau Simon gespendet hatte, hielt er Meaux für seine Zwecke gelegener. Er begab sich dorthin und sein Depot hat die Armee bis zum Frieden aus englischen Mitteln reichlich unterstützt. Die guten Beziehungen zu uns und Frau Simon blieben bis zuletzt dieselben, und viele Sachen, die durch das deutsche Depot nicht zu bekommen waren, haben wir durch dieses englische Depot erhalten.

Leider wurde Herr von Holleben nach Berlin zurückberufen, wodurch eine große Lücke in die Depotverhältnisse kam. Herr von Holleben war nicht allein ein durch und durch praktischer Mann, sondern wußte auch neben großer Energie durch richtigen Takt und Gerechtigkeit die Vermittlung in so vielen schwierigen sein Departement betreffende Fragen zu finden, daß sein Abgang ein großer Verlust für die freiwillige Krankenpflege war.

Als Kommissar des Zentralkomitees wurde an seiner Stelle Herr von Simson-Georgenburg ernannt.

Das Verhältniß der Depots zu den Delegirten war zwar durch den Fürsten Pleß und das Zentralkomitee in vielen Punkten geregelt worden, dennoch war nicht immer ein richtiges Einvernehmen zwischen den Delegirten und den Depotverwaltern zu erzielen.

Die Depotverwalter wurden von dem Zentralkomitee ernannt, hatten die innere Verwaltung der Depots zu leiten, waren dem Zentralkomitee verantwortlich und mußten demselben Rechnung legen.

Hier im Felde waren die Depotverwalter außer dem Zentralkomitee noch dem königl. Kommissar und Militärinspekteur bezw. dessen Delegirten unterstellt, wodurch sie, von zwei Behörden abhängig, eine recht schwierige Stellung bekamen. In den Depots hatten sie allein das Aufsichtsrecht, dennoch mußte der leitende Delegirte über den jederzeitigen Umfang der Bestände des Depots sich unterrichten und über die nachhaltige Füllung desselben wachen. Der Delegirte erhielt deshalb von dem Orte der Absendung ein spezielles Verzeichniß über alle Sendungen, die auf Veranlassung

des Zentralkomitees aus Deutschland nach Frankreich gemacht wurden. Nur auf schriftliche Anweisung des leitenden Delegirten haben die Depotverwalter die ärztlicher- und amtlicherseits gewünschten Lazarethbedürfnisse verabfolgen zu lassen, jedenfalls aber allen Requisitionen des leitenden Delegirten Folge zu leisten. Unter diesen nicht immer klaren Bestimmungen, die oft einer verschiedenartigen Auffassung unterlagen, war es nur mit einem gewissen Takte möglich, diese Verhältnisse friedlich zu gestalten. Leider glückte dies nicht auf allen Stationen, da die Depotverwalter oft solchen kaufmännischen Kreisen entnommen waren, die einer derartigen Stellung nicht nach allen Richtungen gewachsen waren.

Außer den Sendungen, die von dem Zentralkomitee oder auf dessen Anordnung hier ankamen, wurden aus allen Theilen Deutschlands Transporte hierher gesandt, die theils aus Lazarethmaterial theils aus Liebesgaben für einzelne Truppentheile bestanden. Nach einer kriegsministeriellen Bestimmung mußte aber zwischen Lazarethmaterial und Liebesgaben ein Unterschied gemacht werden.

Ersteres stand unter dem Schutze der Genfer Konvention und war für die Depots bestimmt. Letztere standen außerhalb derselben, die Begleiter der Transporte durften die Binde mit dem rothen Kreuz nicht tragen und sollten kein freies Quartier bekommen. Ohne Genehmigung der General-Etappeninspekteure durften die Liebesgaben gar nicht befördert werden, eine Zeitlang war die Beförderung sogar gänzlich untersagt.

Leider wurden auch oft Transporte gemischt mit Lazarethmaterial und Liebesgaben von den Landesvereinen direkt an die Feldlazarethe ihren Landeskindern geschickt, was natürlich bei den andern Lazarethen und Truppentheilen böses Blut machte.

So kam z. B. wöchentlich von Dresden ein großer gemischter Transport in Château-Thierry an, der das Material nach Claye nur für die Sachsen zu bringen hatte. Diese sächsischen Transporte gaben dem hiesigen großen deutschen Depot, das für alle Truppen vor Paris, mithin auch für die Sachsen zu sorgen hatte und aus allen deutschen Gauen gespeist wurde, nichts von ihrem reichen Material ab.

Als aber einige Herren aus Sachsen, die einen Transport begleitet hatten, sich persönlich überzeugten, daß in diesem großen von ganz Deutschland reichlich bedachten Depot auch nicht ein Stück aus Sachsen vorhanden war, dennoch aber die in den Evakuationslazarethen ankommenden Sachsen trotzdem ebenso wie alle Deutsche reichlich mit Speisen, Wein, Cigarren ꝛc. auf Kosten Deutschlands verpflegt wurden, so schienen ihre Vorstellungen in Dresden Gehör gefunden zu haben, denn bald darauf erhielt das große deutsche Depot in Château-Thierry von Dresden eine von diesen reichen Wochensendungen. Die darauf folgenden Sendungen gingen aber wie bisher wieder nach Claye und nur an die Sachsen.

Leider bekam der Büreauchef Herr von Sanden die Pocken, mußte infolge dessen sein Amt niederlegen und reiste Ende November als Rekonvaleszent nach Deutschland zurück, wo er an den Folgen dieser bösen Krankheit starb.

Seine Stelle wurde dem Referendar Berendes, der mit einer von mir herbeigerufenen Wichernschen Kolonne, unter Führung des Maler Herrn Ehrenberg, vor kurzer Zeit angekommen war, übergeben. Herr Berendes füllte diesen Posten bis zum Frieden mit großer Pflichttreue aus.

Ende November wurde die Eisenbahn bis Lagny fahrbar, wodurch Château-Thierry aufhörte, der Hauptendpunkt der Eisenbahnlinie zu sein und seine ursprüngliche Wichtigkeit verlor. Ich erhielt daher den Befehl, mit der Delegation Château-Thierry zu verlassen, mich in Lagny zu stationiren und dort ebenso wie in Château-Thierry eine Haupt-Evakuationsstation mit allem Nöthigem einzurichten.

Zu derselben Zeit wurde auch die kriegsministerielle Evakuationskommission von Weißenburg nach Epernay verlegt, damit dieselbe dem Endpunkt der Eisenbahn näher sei.

Während dieses fast zweimonatlichen Aufenthalts in Château-Thierry waren von Seiten der freiwilligen Krankenpflege

18,487 Port. Suppe mit Fleisch und 6,023 Port. Kaffee an Kranke
und
44,510 „ „ „ „ „ 11,462 „ „ „ Gesunde

Sa. 62,997 Port. Suppe mit Fleisch und 17,485 Port. Kaffee
verabreicht worden.

Im ganzen passirten die Station 14,722 Kranke und Verwundete, worunter 281 Offiziere.

In den Evakuationslazarethen wurden aufgenommen 4941 Kranke und Verwundete, darunter 183 Offiziere.

Auf diesen Erfolg kann die freiwillige Krankenpflege gewiß ohne Ueberhebung stolz sein. Ein solcher war auch nur bei der angestrengtesten Thätigkeit sämmtlicher Delegirten und bei der seltenen Brauchbarkeit des gesammten Personals zu ermöglichen. Vorzüglich aber hat das praktische Eingreifen der Mutter Simon mit ihren Albertinerinnen und das gute Einvernehmen der freiwilligen Krankenpflege mit der Etappenbehörde sehr viel zu der so günstigen Lösung der schweren Aufgabe beigetragen.

Auf dieser Station verwerthete Frau Simon so ganz ihr großartiges Talent, und es wäre ein großer Nachtheil für die ganze Armee gewesen, wenn Frau Simon ihre Thätigkeit nur auf das 12. Armeekorps hätte beschränken müssen, statt hier auf diesem Hauptpunkte ihre Kräfte für die ganze deutsche Armee zu entwickeln. Da sie selbst einsah, daß sie auf dieser wichtigen Station von weit größerem Nutzen sein würde als dort und da man auch in Versailles ihre Thätigkeit hier wünschte, so blieb sie in Château-

Thierry, von wo aus sie es nebenbei möglich zu machen wußte, trotz der hiesigen großen Arbeit und unbeschadet derselben durch Reisen nach Claye und Annet die Krankenpflege der sächsischen Feldlazarethe zu besuchen und ihre dort stationirten Albertinerinnen zu kontroliren und zu unterstützen.

Alles dies konnte Frau Simon nur leisten, weil sie eine Frau von seltenen Eigenschaften war. Sie besaß dabei ein warm fühlendes Herz, scheute keine Mühe und Arbeit den Leidenden zu helfen und sorgte für jede Annehmlichkeit, mit der sie dem Kranken Freude machen konnte. Sie wußte in kurzer Zeit durch mütterliche Sorgfalt sich die Liebe der Kranken und Gesunden zu gewinnen und bald war sie als „Mutter Simon" in der ganzen Armee bekannt. Dabei hatte sie eine großartige Energie. Alles, womit sie Hülfe bringen konnte, suchte sie im Interesse der Kranken durchzuführen und kannte kein Hinderniß. Je größer die Schwierigkeiten, desto größer die Energie.

Besonders aber war sie eine durch und durch praktische Frau, die unter den schwersten Verhältnissen sich stets zu helfen wußte. Wenn sie auch als Frau aus dem Volke, wie sie sich selbst gern nannte, nicht immer unter gewöhnlichen Verhältnissen die richtige klare Ausdrucksweise zu finden wußte, so bleibt es bewunderungswerth, wie sie zu Zeiten, wo alles darüber und darunter ging, mit überraschender Klarheit ihre Ansichten verständlich machte, wobei nie eine Unbestimmtheit hervortrat. In solchen schwierigen Momenten traf sie Anordnungen, die stets den Nagel auf den Kopf trafen. Da, wo die meisten Menschen den Kopf verlieren, ward sie immer ruhiger, immer bestimmter, immer ernster. Wenn aber die Hindernisse überwunden, so kam auch bald ihre gewinnende Freundlichkeit wieder zum Vorschein und schnell hatte ihr schaffender Sinn alles wieder geordnet.

Ich habe die Simon bei überwältigender Arbeit, ich habe sie in drohender Gefahr gesehen, ich habe mit ihr an manchem Krankenlager, an manchem Sterbebette gestanden, stets habe ich diese Frau bewundern müssen, immer habe ich von ihr gelernt. Bei meinem fünfmonatlichen Wirken mit ihr hier in Château-Thierry und dann in Lagny habe ich mit eigenen Augen gesehen, was sie Großes geschaffen, was sie für die Verwundeten und Kranken geleistet hat.

Frau Simon, die auch nach dem Frieden durch Ausbildung von Krankenpflegerinnen für die freiwillige Krankenpflege thätig war, endigte ihr segensreiches Leben am 20. Februar 1877 zu Loschwitz bei Dresden.

Lagny.

Den 27. November traf ich mit der Delegation in Lagny ein.

Hier sollte die Einschiffung der Verwundeten und Kranken von der Maas-, Loire- und III. Armee stattfinden. Bald jedoch wurde der Auftrag dahin geändert, daß, da die Eisenbahn über Reims, Soissons und Mitry

auch fahrbar wurde, Mitry als Einschiffungsstation für die Maasarmee eingerichtet werden sollte, dagegen Lagny die Loire und III. Armee aufzunehmen habe. Wie sich später herausstellte, lag Mitry für mehrere Theile der Maasarmee nicht günstig und Lagny mußte die Evakuation auch für diese Theile der Armee übernehmen, wodurch die Arbeit auf der Station eine kaum zu bewältigende wurde.

Für die Landtransporte zu dieser Evakuationsstation wurden von Corbeil die Linie über Brie, Comte-Robert und Tournan nach Lagny; von Versailles die Linie über Villeneuve-St. Georges und La Queue nach Lagny festgestellt. Auf beiden Linien waren die nöthigen Nacht- und Erfrischungsstationen eingerichtet.

Es wäre nicht möglich gewesen die sich mir in Lagny bietende schwere Arbeit übernehmen zu können, wenn nicht auf die in Château-Thierry sich in die Evakuationsverhältnisse eingearbeiteten Kräfte hätte gerechnet werden können.

Mutter Simon, die uns auch hier nicht verließ, übernahm mit ihren Albertinerinnen die Küche und die Evakuationslazarethe, der Delegirte Dürrfeld mit Herrn Schmidt das Wirthschaftliche. Letzterer war als deutscher Sprachlehrer bei Ausbruch des Krieges aus Frankreich ausgewiesen worden, hatte sich schon in Hagenau der Delegation angeschlossen und war durch die Kenntnisse der französischen Verhältnisse und Sprache der Delegation sehr nützlich gewesen.

Der Delegirte Lutteroth, einer meiner treuen Begleiter seit Weißenburg, übernahm die ihm wohlbekannte Einschiffung der Verwundeten auf der Eisenbahn.

Als Hülfsmannschaft hatte ich nur die sich sehr bewährte 12. Wichernsche Kolonne unter Herrn Ehrenberg, die aber schon auf 12 Mann zusammengeschmolzen war, zur Verfügung. Die Mitglieder dieser Kolonne waren meist junge Theologen und Juristen, entwickelten aber trotz der ungewohnten Arbeit eine ganz besondere Thätigkeit.

Das nach Lagny mitgenommene Depot blieb in den Händen des bisherigen Depotverwalter Petzke.

Als Arzt fungirte bei der Evakuation der Etappenarzt Dr. Borrmann in völliger Uebereinstimmung mit der freiwilligen Krankenpflege. In den Evakuationslazarethen hatten bayerische und einige sächsische Aerzte den Dienst.

In der Stadt Lagny standen die stehenden Lazarethe schon seit Oktober unter dem Grafen Preysing. Bayerische und württembergische Aerzte waren darin beschäftigt.

Da die mir zur Verfügung stehenden Kräfte bei der voraussichtlich großen Arbeit zu gering erschienen, wurden von Saarburg 9 zur Disposition stehende Hülfsmannschaften herangerufen und vom Grafen Castell in München eine Kolonne aus Nürnberg unter dem Führer Nothelfer, der Mitte Oktober

wegen Erschöpfung mit seiner Kolonne nach der Heimat zurückgekehrt war, erbeten.

Graf Castell schickte nicht nur diese gewünschte Nürnberger Kolonne, sondern ließ auch auf meine Bitte noch eine zweite aus Fürth folgen. Diese 3 Kolonnen kamen noch vor Mitte Dezember in Lagny an, wodurch die sehr angestrengte Wichernsche Kolonne sich wieder etwas erholen konnte.

Es kann nicht genug gerühmt werden, mit welcher Bereitwilligkeit die bayerische freiwillige Krankenpflege in München uns entgegen kam. Jede Bitte, mochte sie in Zusendung von Material oder Mannschaften bestehen, wurde mit einer Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Ordnung erfüllt, die wir nicht dankbar genug anerkennen konnten. Niemals zeigte sich eine Spur von Partikularismus. Was gegeben und geliefert wurde, ward für unser gemeinsames deutsches Vaterland gegeben. Eine Bevorzugung irgend eines deutschen Stammes war den braven Bayern fremd.

Lagny ist durch die Marne von Thorigny getrennt. Am letzteren Orte befindet sich der Bahnhof. Da die beiden Brücken, die Lagny mit Thorigny verbinden, von den Franzosen gesprengt und die Verbindung auf der einen Brücke nur für einzelne Fußgänger wiederhergestellt war, so wurde es nothwendig, die Evakuationslazarethe und alle Evakuationseinrichtungen nach Thorigny zu legen. Auf dem dasigen Bahnhof, der viel kleiner als der in Château-Thierry war, hatten sich die Post-, Telegraphen-, Proviant- und sonstige Etappenbeamten eingerichtet, so daß kein Platz für die freiwillige Krankenpflege übrig blieb. Es mußten daher passende Gebäude in der Nähe des Bahnhofs zu Evakuationszwecken aufgesucht werden. Leider fand sich kein geeignetes größeres Gebäude und es mußten 16 verschiedene Häuser dazu bestimmt werden.

Die hier zu lösende Aufgabe war fast noch schwerer als die in Château-Thierry. Hier fehlte es an allem. Selbst die Einwohner, bis auf sehr Wenige, hatten Lagny-Thorigny verlassen und die Orte waren durch die Franktireurs, vielleicht auch wohl durch Truppen derartig zerstört, daß bewohnbare Räume fast gar nicht zu finden waren. Die Parterrewohnungen der meisten Häuser, die vielleicht sehr elegant eingerichtet gewesen, waren zu Pferdeställen benutzt worden, man fand auf den Marmorkaminen die Pferdekrippen bereit stehen und unter dem Pferdedünger die schönsten Parkets. Ein großer Uebelstand, vorzüglich für die Lazarethe, waren die in allen Häusern bei der Sprengung der Brücken zerbrochenen Fenster. Glaser waren nicht vorhanden, und es mußten deshalb in allen zu Lazarethen bestimmten Häusern die Fenster mit Stroh und allem möglichen anderen verstopft werden. Erst Mitte Dezember gelang es der Etappe Glaser und Glas aus andern Städten zu requiriren, so daß endlich diese Lazarethräume bei beginnender Kälte geschützt waren.

Die Einrichtung, vorzüglich die Reinigung dieser Häuser, war eine sehr

schwierige Arbeit, dabei mußten noch die zu Lagerstätten bestimmten Strohsäcke gestopft werden, wobei die Herren Theologen mit Hülfe kommandirter Soldaten das Möglichste leisteten. Nach wenig Tagen waren die Lazarethe so ziemlich in Ordnung und 500 gestopfte Strohsäcke, die bis Mitte Dezember auf 1000 Stück heranwuchsen, zu unserer Verfügung. Die Küche kam in ein Haus an der Marne, wo Frau Simon ihr Quartier aufschlug. Leider war Frau Simon nach Soissons und Claye gereist und konnte deshalb nicht selbst die Anlagen der Küche anordnen.

Eine Menge Kessel aus dem französischen Lager bei Châlons wurden hier aufgestellt, die aber später bei der Mutter Simon keinen Beifall fanden und nach ihrer Anordnung durch unsere in Château-Thierry gebrauchten Kessel ersetzt wurden, deren Aufstellung und Einmauerung eine längere Zeit in Anspruch nahm.

Während wir noch mit der noch nicht beendeten Einrichtung der Lazarethe beschäftigt waren, wurden wir am 30. November durch den großen Ausfall der Franzosen aus Paris und das damit verbundene Gefecht von Brie und Villiers überrascht. Da das Gefechtsfeld nicht weit von Lagny entfernt war, so kamen die Verwundeten, meist Sachsen und Württemberger, zu Fuß und zu Wagen massenhaft hier an. Obgleich die Evakuation dieser zur Maas-Armee gehörenden Truppen nach den höheren Befehlen in Mitry stattfinden sollte, dies aber nur mit den größten Schwierigkeiten zu ermöglichen gewesen wäre, so nahm ich die Verantwortung auf mich, trotz einer Depesche von der Loire-Armee, in der viel Verwundete für uns angesagt waren, und trotz der täglichen Zusendung von Verwundeten aus Versailles und Corbeil, und richtete mit Uebereinstimmung des Etappenkommandanten die Evakuation auf dem hiesigen Bahnhofe auch für diesen Theil der Armee ein. Lagny wurde somit auch der Evakuationsort für die Maas-Armee und nur eine kleine Anzahl der Verwundeten wurde in Mitry eingeschifft.

In der Befürchtung, daß die von der Loire-Armee angesagten Verwundeten mit denen der Maas-Armee zusammentreffen könnten, wodurch eine grenzenlose Noth entstanden wäre, erbat ich von der Eisenbahnbetriebskommission in Epernay so viel Eisenbahnwagen als möglich zur Einschiffung in Lagny. Auch benachrichtigte ich die rückwärts liegenden Lazarethe in Meaux, Château-Thierry &c. sich zur Aufnahme vieler Verwundeter bereit zu halten. Die vorwärts liegenden Orte Corbeil und Versailles wurden ersucht die Evakuation nach Lagny vorläufig zu sistiren.

Zum Glück erhielt ich schon den 1. Dezember ziemlich viel Eisenbahnwagen, außerdem aber noch einen Sanitätszug, mit dem die Schwerverwundeten, bei denen das Wundfieber noch nicht eingetreten war, befördert wurden.

Viele Verwundete kamen direkt vom Schlachtfeld in die Eisenbahnwagen, und die Einschiffung und Weiterbeförderung erfolgte so schnell, daß z. B.

von den Sachsen die ersten früher nach Dresden gelangten, als der schriftliche offizielle Bericht über das Gefecht vom 30. November daselbst einging.

Dennoch waren unsere Lazarethräume vollständig überfüllt. Viele Hunderte nächtigten bei uns, die sämmtlich verpflegt und verbunden wurden. Nur durch schnelle Evakuation hofften wir Luft zu bekommen. Da entwickelte sich am 2. Dezember auf demselben Gefechtsfeld noch ein viel bedeutenderes Gefecht als am 30. November und von allen Seiten kamen die Verwundeten in Lagny an, wo sie die Lagerstellen mit den schon anwesenden Verwundeten theilen mußten. Unsere Arbeit, unsere Noth war groß. Bei den wenigen Hülfskräften und bei den noch sehr mangelhaften Einrichtungen, besonders der Küchen, fürchtete ich, daß die Kräfte der freiwilligen Krankenpflege hier erlahmen würden. 5- bis 800 Menschen, sogar einmal 1620 zu nächtigen und dieselben in 16 verschiedenen Häusern zu speisen, war eine fast übermenschliche Arbeit. Dennoch wurde sie überwältigt.

Der gute Geist, der in der ganzen Delegation herrschte, das Ineinandergreifen der einzelnen Theile konnte allein einen solchen Erfolg hervorrufen. Mutter Simon mit ihren Albertinerinnen leistete hier fast Unmögliches. Alle Verwundeten wurden verbunden, alle wurden gespeist. Die erste Sorge der Simon war stets den ermattet ankommenden Verwundeten Speise und Trank zu reichen.

Nach der gewiß sehr richtigen Ansicht der Mutter Simon ist die Erquickung und Verpflegung der Verwundeten im ersten Moment nach Ankunft von dem Schlachtfelde fast wichtiger als die ärztliche Behandlung.

Auch die Herren Delegirten und die Wichernsche Kolonne leisteten Großes. Tag und Nacht waren sie in Thätigkeit. Besonders wurde der Dienst durch die, wie schon oben erwähnt, einzeln gelegenen Häuser, in denen die Lazarethe sich befanden, sehr erschwert. Vorzüglich waren die schmalen Treppen bei dem Herauf- und Herunterschaffen der Verwundeten sehr hinderlich. Meistens konnten diese nur auf den Rücken der Herren Delegirten und der Helfer herauf und herunter getragen werden.

Mein Bestreben war jetzt nur dahin gerichtet, so viel wie möglich Transportmittel auf der Eisenbahn zur Verfügung zu haben, um die Station Lagny von dem Uebermaß der Verwundeten entlasten zu können und für neue Sendungen frei zu haben. Durch das Eingreifen der verschiedenen Behörden, vorzüglich aber durch die Einrichtung zu einer bestimmten Zeit täglich Krankenzüge abgehen zu lassen und durch die jetzt öfter ankommenden Sanitätszüge wurde die Anzahl der sich hier angesammelten Verwundeten immer geringer, so daß die Sistirung der Evakuation der vorwärts gelegenen Stationen wieder aufgehoben werden konnte.

Es kamen zwar täglich immer noch einige hundert Kranke und Verwundete an, doch war dies im Verhältniß zu den ersten Tagen des Monats nur eine geringe Zahl und es konnte deshalb, zumal die bayerischen Hülfs-

kolonnen eingetroffen waren, die Arbeit auf die weitere Einrichtung der Evakuationslazarethe verwendet werden.

Leider wurde diese Arbeit bald wieder unterbrochen.

Auch an der Loire hatten der 2. Dezember und die folgenden Tage viel Opfer verlangt. Infolge dessen wurde von dort in ausgedehntester Art nach Lagny evakuirt.

Am stärksten war die Evakuation Mitte Dezember. Zu dieser Zeit waren fast eine ganze Woche hindurch 12- bis 1400 Mann täglich zu verpflegen, zu nächtigen und zu evakuiren, wobei die Räume kaum ausreichten, da nicht immer soviel fortgeschafft werden konnten als ankamen.

Der Transport der Verwundeten bis Lagny wurde auf hier landesüblichen zweirädrigen Karren, mit Ochsen bespannt, bewerkstelligt. Diese Transporte waren für die Verwundeten sehr angreifend, zumal sie meist mehrere Tage unterwegs sein mußten. Diese Beschwerden vermehrten sich aber, wenn die vorliegenden Stationen die Transporte zu so später Tageszeit abgehen ließen, daß die Ankunft der Verwundeten erst mitten in der Nacht in Lagny erfolgen konnte. Bei solchen Nachttransporten kamen oft in der Dunkelheit die Wagen auseinander, die Verwundeten waren dem requirirten, womöglich feindlichen Bauer überlassen, mußten die Nacht unter freiem Himmel bleiben und verschwanden vielleicht gänzlich. Durch die Aufregung der gefährlichen Nachtfahrt, durch den Mangel an Aerzten und an Verpflegung ist es vorgekommen, daß auf dem Transporte Gestorbene in Lagny abgeliefert wurden. Am schlimmsten waren die armen Verwundeten daran, die mit Trainkolonnen, welche Proviant aus den Magazinen des Endpunkts der Eisenbahn zu holen hatten, nach der Evakuationsstation befördert wurden. Der Hauptzweck dieser Kolonne ist Proviant zu holen, der Nebenzweck die Verwundeten auf den leeren Wagen mitzunehmen. Der Führer der Kolonne hat natürlich den Auftrag, so bald als möglich mit dem so nöthigen Proviant wieder zur Armee zurückzukehren. Er fährt deshalb den ihm am geeignetsten erscheinenden Weg, ohne Rücksicht auf die Erfrischungs- und Nachtstationen zu nehmen, was bei oft sehr langen Märschen und durch den Mangel an Speise und ärztlicher Hülfe die schlimmsten Folgen auf die Kranken haben kann. In dem elendesten Zustand kamen deshalb diese Kranken in ihren oft geschlossenen Deckelwagen an.

Diese Fehler, die bei den Landtransporten nach den Evakuationsstationen so oft gemacht werden, bedürfen der unbedingten Abhülfe. Das Wohl der Verwundeten muß hier allein maßgebend sein. Auf jeden Fall müssen die festgestellten Evakuationslinien mit Erfrischungs- und Nachtstationen eingehalten werden. Die Transportkolonnen dürfen nur zu der bestimmt vorgeschriebenen Zeit von der Station abgehen und nur so groß sein, daß sie von den sie begleitenden Mannschaften übersehen werden können. Auch sollten diese Transporte stets von einigen berittenen Ordonnanzen begleitet sein, die

den Zug in Ordnung halten und übersehen können. Wenn die Bauerwagen durch Wagen, wie sie die Feldlazarethe zum Transport der Verwundeten besitzen, ersetzt werden könnten, so wäre dies ein entschiedener Fortschritt.

Ein großer Uebelstand war auch die Ueberfüllung der Evakuationsstationen durch zu großen Nachschub. Die vorliegenden Stationen wollten die Ueberfüllung ihrer Lazarethe vermeiden, sie schickten deshalb der rückwärts liegenden Station so viel Verwundete zu, als Transportmittel zu erlangen waren. Da nun aber auf diesen rückwärts liegenden Stationen sich oft mehrere Evakuationslinien, in Lagny sogar die Evakuationslinien von drei Armeen vereinigten, so entstand hier oft eine Ueberfüllung, die zu dem größten Elend führen konnte. Wenn auf allen Linien nach der Hauptstation zu gleicher Zeit stark evakuirt wird, so kann diese, ist sie auch noch so großartig eingerichtet, dennoch sämmtliche Ankommende nicht bewältigen. Die Lagerstätten, selbst die Lebensmittel werden fehlen, und die Kranken und Verwundeten sind den größten Mißhelligkeiten, selbst der Hungersnoth ausgesetzt.

Zum Glück kam es in Lagny, trotz der oft so großen Ueberfüllung nicht zu einer so traurigen Katastrophe. Nur einmal mußte ein angekommener Transport mit Verwundeten die Nacht auf der Straße bleiben, weil alle Lagerstätten belegt waren. Gespeist wurden sie aber, Dank der großen Thätigkeit aller Kräfte. —

Der Ueberfüllung, besonders der Haupt-Evakuationsstation, muß unbedingt vorgebeugt werden. Dies ist nur zu ermöglichen, wenn die höchste Zahl der täglich von jeder vorliegenden größeren Station zu evakuirenden Kranken genau festgestellt wird und nicht überschritten werden darf. Dadurch werden, wenn größere Massen Verwundeter zu transportiren sind, dieselben sich mehr vertheilen und sich nicht in der Hauptstation anhäufen. Eine Zurücksendung von Kranken und Verwundeten kann nur dann für den allgemeinen Gesundheitszustand günstig sein, wenn sie soweit rückwärts erfolgen kann, daß eine wirkliche Auseinanderlegung der Kranken möglich ist.

Bewirkt aber die Zurücksendung nur die Konzentrirung der Kranken an einem bestimmten Ort, der jedesmal der sein wird, wo alle Evakuationslinien sich vereinigen, mithin die Evakuations-Hauptstation an der Eisenbahn, dann ist der eigentliche Zweck verfehlt, und es wird besser sein abzuwarten, bis eine zweckentsprechende Zurücksendung erfolgen kann.

Ist es möglich, daß auf der Haupt-Evakuationsstation das erforderliche Eisenbahnmaterial herangeschafft werden kann, um auch eine größere Zahl der Verwundeten damit weiter zu befördern, dann bekommt die Evakuation auf allen rückwärts liegenden Linien Luft und die Ueberfüllung der Stationen wird aufhören.

Es ist daher sehr nothwendig, daß der Haupt-Evakuationsdelegirte auf der Haupt-Evakuationsstation der Eisenbahn mit der General-Etappeninspektion,

der Evakuations- und der Eisenbahnbetriebs-Kommission in enger Fühlung steht; mit letzterer besonders wegen Heranschaffung des zur Zeit nöthigen Eisenbahnmaterials, vorzüglich der oft so unentbehrlichen Sanitätszüge.

Nach den Gefechten am 30. November und 2. Dezember war nur durch die Verbindung des Hauptdelegirten mit den Eisenbahnbehörden eine so schnelle Beförderung der Verwundeten und Entlastung der Station möglich.

Vielleicht würde es noch praktischer sein, an einem Hauptort wie z. B. Lagny, in vorkommenden dringenden Fällen von jeder dieser Behörden ein Mitglied zu stationiren. Auch muß der Haupt-Evakuationsdelegirte bevollmächtigt sein, bei Störung auf der Eisenbahn oder sonstigen Hindernissen, durch welche die Weiterbeförderung der Verwundeten auf der Eisenbahn gehemmt wird, die Sistirung der Evakuation bei den vorwärts liegenden Stationen höheren Orts zu beantragen oder selbst anzuordnen.

Der Transport von der Hauptstation mit der Eisenbahn nach den Reservelazarethen geschieht mit Kranken- oder Sanitätszügen.

Die Krankenzüge werden aus bedeckten Eisenbahnwagen, mit dem erforderlichen Lagerstroh versehen, gebildet. Es werden damit nur die Leichtverwundeten befördert. Sehr wünschenswerth ist es, wenn diese Züge täglich zu einer bestimmten Zeit, wie die Personenzüge im Frieden, von der Station abfahren. Alles kann alsdann für diese bestimmte Abfahrt geregelt werden und auf den zu passirenden Erfrischungsstationen ist auf ein regelmäßiges Eintreffen zu rechnen. Dennoch aber ist eine telegraphische Benachrichtigung über die Zahl der Verwundeten und Kranken und über die Zeit des Abgangs an die nächste Station zu geben. Bevor ein Zug abgeht, muß für das nöthige Stroh gesorgt und müssen die Lagerstätten in den Wagen bereitet, sämmtliche Kranke vorher gespeist sein. Die Einschiffung, die geraume Zeit vor Abgang des Zuges geschehen muß, ist mit der größten Ruhe ohne Uebereilung zu bewerkstelligen. Die Begleitungsmannschaften müssen bei der Einschiffung zugegen sein, um eine Uebersicht über den Zustand der Kranken zu bekommen. Wollene Decken und dergleichen sind ersteren mitzugeben, welche für das Zurückbringen des Materials zu sorgen haben.

Die Listen über die evakuirten Mannschaften hat die Etappe zu besorgen und sind der militärischen Bedeckung zu übergeben.

Es wäre vielleicht besser, wenn die Begleitungsmannschaften, die nach der Sanitätsinstruktion von der freiwilligen Krankenpflege entnommen werden sollen, von der Militärsanität gestellt würden, denn die Mannschaften der freiwilligen Krankenpflege haben eine weniger stramme Disziplin.

Bei Begleitung der Züge sind sie sich ganz selbst überlassen, bleiben die Nacht auf einer anderen Station vielleicht ganz ohne Aufsicht, und es ist deshalb sehr leicht möglich, daß Unordnungen vorkommen können. Sanitätsmannschaften dagegen stehen unter militärischer Disziplin, tragen

Uniform und sind deshalb viel leichter von jeder Militärbehörde zu beaufsichtigen.

Auf den auf den Eisenbahnlinien errichteten Erfrischungsstationen müssen die Krankenzüge genau so lange anhalten, als es vorgeschrieben ist. Eine Abkürzung des Aufenthalts auf einer Erfrischungsstation, um die etwaige überschrittene Fahrzeit wieder einzuholen, ist dem Eisenbahnpersonal nicht gestattet. Das Essen muß pünktlich fertig sein und bei Ankunft des Zuges auf dem Bahnhofe bereit stehen. Auch müssen solche Einrichtungen getroffen sein, daß in der vorgeschriebenen Zeit des Aufenthalts selbst der größte Zug verpflegt werden kann.

Sehr fehlerhaft ist es aber, wenn auf nicht eingerichteten Nebenstationen die Einschiffung geduldet wird, wie es z. B. in Nogent und Nanteuil zwischen Château-Thierry und Meaux stattfand, da hier sämmtliche nothwendigen Vorkehrungen fehlten.

Die Sanitätszüge dienen zur Beförderung der transportabeln Schwerverwundeten und Kranken.

Die Einrichtung derselben ist sehr verschieden und bis heute sucht man diese Züge namentlich durch Ventilation noch zu vervollkommnen. Die Sanitätszüge sollen den Verwundeten während der Fahrt eine ruhige Lagerstätte gewähren, auf der die Bewegung der Wagen so wenig als möglich gefühlt wird. Die Räume müssen gut geschlossen sein und gelüftet werden können. Im Winter sind die Wagen zu heizen.

Die Einschiffung der Verwundeten in die Wagen muß womöglich auf Tragbahren ohne große Beschwerde für dieselben geschehen können, und sämmtliche Wagen so verbunden sein, daß während der Fahrt eine Kommunikation durch den ganzen Zug möglich ist. Ein Sanitätszug soll ein selbstständiges Ganzes bilden, er hat seine eigene Küche, Apotheke, seine Doktoren und Heilgehülfen, und muß sämmtliches Material, selbst die Verpflegung für die Rückfahrt, aus der Heimat mitbringen.

Die Sanitätszüge haben im letzten Kriege sehr viel genützt, zumal wenn sie zur passenden Zeit vorhanden waren. Einige Tage nach der Schlacht oder zur Auflösung ganzer Lazarethe sind sie für die Schwerverwundeten von großem Nutzen. Leider war ihr pünktliches Eintreffen auf dem Kriegsschauplatze nicht immer möglich, da diese Züge oft sehr lange Zeit brauchten, ehe sie sich von Deutschland durch die Massen der Militär-, Munitions-, Proviant- und Postzüge durcharbeiten konnten. Zur Reise von Berlin bis Lagny brauchte ein leerer Sanitätszug fast mehr als 8 Tage.

Für die Zukunft wäre es gewiß sehr wünschenswerth, wenn selbst jeder leere Sanitätszug eine gewisse Priorität den anderen Zügen gegenüber zur Fahrt auf der Eisenbahn hätte.

Auch sollten sämmtliche vorhandene Sanitätszüge auf einem Knotenpunkt der Eisenbahn, vielleicht da wo die Evakuationskommission sich be-

findet, stationirt und dirigirt werden. Diese Kommission hätte dann die weiteren Bestimmungen über die Züge zu treffen.

Wenn sich auch bei dieser großartigen Evakuation manche Uebelstände herausgestellt haben, die einer Verbesserung bedürfen, so haben sich doch im allgemeinen die Einrichtungen bewährt. Die Armee ist durch die schnelle Vertheilung der Kranken und Verwundeten vor Epidemien bewahrt worden, die in früheren Kriegen so viele Menschen dahingerafft haben.

Die freiwillige Krankenpflege, die nach der Sanitätsinstruktion die Errichtung der Verband- und Erfrischungsstationen und das Begleitungspersonal für die Evakuation zu übernehmen hat, hatte bei der III. Armee von Weißenburg bis Paris und von da bis zur Loire fast allein den Dienst der Evakuation übernommen und ausgeführt. Sie war natürlich stets dem betreffenden Etappenkommando unterstellt, das größentheils die Evakuation der freiwilligen Krankenpflege vollständig überließ. Nur der Etappenarzt übernahm den militärisch-sanitätlichen Theil derselben.

Zu dem Gelingen dieser ausgedehnten Evakuation hat die freiwillige Krankenpflege sehr viel beigetragen. Besonders waren auf der Hauptlinie von Weißenburg bis Lagny meist dieselben Persönlichkeiten verwendet worden, die durch die tägliche Uebung den Evakuationsdienst gründlich kennen gelernt und sich vollständig in ihre besonderen Funktionen eingearbeitet hatten. Nur dadurch war es möglich die vorliegenden neu eingerichteten Stationen in der kürzesten Zeit zu dem schwersten Dienst bereit zu stellen.

Es ist daher sehr zu empfehlen, bei dem Evakuationspersonal so wenig wie möglich Personenwechsel eintreten zu lassen.

Freilich stumpft ein solcher Dienst auf die Dauer auch den empfindsamsten Menschen ab. Herz und Gemüth werden nicht befriedigt, die Arbeit ist zu ausgedehnt, die Zeit zu kurz, um sich mit dem Einzelnen zu beschäftigen, an ihm besonderen Antheil zu nehmen. Kaum ist der Eine fortgeschafft, so kommt schon der Andere an. Ein weiches Gemüth hält dies nicht aus, ein hartes wird bei diesem Dienst noch härter. Deshalb ist es nothwendig, daß die Persönlichkeiten zur Evakuation besonders ausgesucht werden. Sie müssen praktischen Sinn und Energie haben, viel Ruhe besitzen und nicht zu weich sein, dagegen sind leidenschaftliche und unruhige, vorzüglich aber gefühllose Persönlichkeiten gar nicht zu verwenden. Auf einer eingerichteten Station mit eingearbeiteten Leuten muß der Dienst wie ein Uhrwerk gehen. Jeder hat seinen ihm bekannten, bestimmten Dienst, jeder weiß wo er ein- und anzugreifen hat. Alles muß ohne Aufregung und ohne viele Worte seinen ruhigen Gang gehen, von der Ankunft der Verwundeten mit den Landtransporten an bis zur Einschiffung auf der Eisenbahn, von der Reinigung der verlassenen Lazarethe an bis zur baldigen Wiederbelegung derselben.

Durch Verfügung des königlichen Kommissars und Militär-Inspekteurs Fürsten Pleß wurde ich während der infolge Erkrankung nothwendigen

Beurlaubung des Grafen Görtz als dessen Stellvertreter ernannt. Sämmtliche Stationen der freiwilligen Krankenpflege, einschl. Versailles und St. Germain, die im Bereich der General-Etappeninspektion der III. Armee lagen, wurden mir unterstellt. Die wöchentlich von den Delegirten der Stationen an mich eingehenden Berichte, über die ich wieder der Zentralstelle zu berichten hatte, vermehrten die schon sehr ausgedehnte Korrespondenz.

Nur die auch im Bereich der III. Armee liegende Station Corbeil war mir nicht unterstellt. Hier war Herr von Wardenburg stationirt und hatte neben der Verwaltung der Station die persönliche Verbindung der freiwilligen Krankenpflege mit dem in Corbeil stehenden General-Etappenkommandeur zu erhalten, was manche Schwierigkeit für die Haupt-Evakuationsstation Lagny hervorrief.

In Lagny wäre entweder ein Bevollmächtigter der General-Etappeninspektion oder eine ganz enge Fühlung mit dem Haupt-Evakuationsdelegirten von Anfang an nothwendig gewesen.

Hierdurch wäre auch vermieden worden, daß die freiwillige Krankenpflege der Maasarmee mit der der III. Armee in Kollision kam. Die Bereiche der General-Etappeninspektionen beider Armeen griffen hier in der Umgegend von Lagny so in einander, daß es schwer zu bestimmen war, zu welcher Inspektion die verschiedenen Lazarethe gehörten und unter welcher Armee-Delegation die betreffenden Delegirten und Hülfsmannschaften standen. —

Das Leben auf dem Bahnhofe und in den Straßen von Lagny-Thorigny war ein so bewegtes wie in den größten Städten, obgleich die meisten Bewohner Lagny verlassen hatten. Viele hohe Offiziere, Diplomaten, Personen die ihre verwundeten Angehörigen aufsuchten, vorzüglich aber viel Lieferanten und Marketender, die hier ihre Bedürfnisse aufkauften, füllten die Straßen. Besonders war es die deutsche Industrie, die sich hier in der verödeten Stadt aufthat. Juden mit Militäreffekten, Stiefelhändler, selbst Biergeschäfte etablirten sich hier. Natürlich kamen viele Unordnungen vor, die von dem Etappenkommandeur anfangs mit Arrest bestraft wurden. Da aber das Nachtlager im Arrest oft besser war als in dem schlechten Quartier, so kam man auf den glücklichen Gedanken, statt Arrest Geldstrafen aufzuerlegen, deren Ertrag in die Kasse der freiwilligen Krankenpflege floß und für die Verwundeten verwendet wurde.

Täglich kamen abends mit dem Postzug aus Deutschland eine Menge Personen jeden Standes an.

Wie an allen Orten, auf denen ich stationirt gewesen bin, wurden mir von der Etappe alle ankommenden Zivilpersonen zugeschickt, um ihre Aufträge zu prüfen. Oft meldeten sich nach Ankunft des Zuges Hunderte bei mir, unter denen höchst bedenkliche Persönlichkeiten zum Vorschein kamen. Mein Antrag, hier geheime Polizei zu stationiren, war gewiß sehr am

Platze, da, so dicht vor dem Feind, man sich nicht genug vor Spionage schützen konnte.

Der Nachschub von Persönlichkeiten für den Dienst der freiwilligen Krankenpflege hatte sehr bedeutend nachgelassen. Theils wurde dies durch die gegebenen strengen Bestimmungen theils durch die ungünstige Jahreszeit veranlaßt.

Nur weibliches Personal, vornehm und gering, besonders Engländerinnen, erschienen jetzt immer noch auf dem Kriegsschauplatz. —

Die Krankenpflegerinnen, die weder einem Orden noch einer Korporation angehörten, waren für die freiwillige Krankenpflege eine große Last. Wenn unter ihnen auch einige sehr tüchtige und brauchbare Frauen sich fanden, so war doch die Mehrzahl höchst mittelmäßig, sogar ganz unbrauchbar. Ein Theil derselben mag sich wirklich aus wahrer Menschenliebe oder aus Patriotismus den Kriegsschauplatz zur Thätigkeit ausgewählt haben und dort auch wirklich von Nutzen gewesen sein. Ein anderer Theil jedoch wollte nur seine romantischen Ideen befriedigen, fand aber nicht das, was er wünschte, war deshalb unzufrieden und brachte mehr Schaden als Nutzen. Noch ein anderer Theil suchte aus nicht sehr reinen Beweggründen das Feldleben auf, so daß der zweifelhafte Ruf dieses Theils auch den Ruf des anderen gefährdete. Im allgemeinen machten diese weiblichen Krankenpflegerinnen dem Delegirten viel Noth und Arbeit. Jede hatte irgend einen Wunsch bei dem Delegirten anzubringen. Die Bessern verlangten von ihm Beschäftigung; konnte dieselbe ihnen nicht sogleich gegeben werden, so forderten sie nach vorwärts geschafft zu werden, wozu oft keine Transportmittel oder kein Bedürfniß vorhanden war. Ueberhaupt war das Drängen nach vorwärts eine allgemeine Passion und es bedurfte aller Energie, diesem Bestreben entgegen zu treten. Dennoch aber wußten es einige, selbst vornehme Damen möglich zu machen, ohne Vorwissen des Delegirten vorwärts zu gelangen und es ist vorgekommen, daß sie sich nicht scheuten, bei Mangel an Fortkommen die Protzkasten und Munitionswagen als eine wenn auch nicht gerade bequeme Fahrgelegenheit zu benutzen.

Für die Zukunft wird es daher von großem Nutzen sein, Krankenpflegerinnen, die sich nicht Diakonissinnen oder barmherzigen Schwestern angeschlossen haben, gar keine Erlaubniß zur Pflege auf dem Kriegsschauplatz zu geben, sondern ihnen lieber zu rathen, in den heimischen Lazarethen ihre Thätigkeit zu entwickeln, wo ein einzelnes weibliches Wesen viel mehr nützen kann als in den bewegten, oft schutzlosen Getrieben des rauhen Kriegslebens. Die einzigen weiblichen Krankenpflegerinnen, die auf dem Kriegsschauplatz selbst von Nutzen, sind katholische Ordensschwestern, protestantische Diakonissinnen und solche Schwestern, die eine Korporation bilden und unter einer einheitlichen Leitung stehen, wie z. B. die im letzten Kriege sehr bewährten Albertinerinnen. Allen übrigen Pflegerinnen ist in der Heimat ihre Thätigkeit anzuweisen.

Sämmtliche oben genannte Schwestern haben die Krankenpflege gründlich erlernt, die nöthigen Erfahrungen gesammelt und haben unter unbedingter Disziplin sowohl im allgemeinen als unter sich in ihren Mutterhäusern gestanden, so daß ihr Wirken nur ein segensreiches sein kann. Sie arbeiten auf den ihnen übergebenen Stationen nach den strengen Regeln ihres Ordens oder ihrer Anstalt, sie werden nie allein, sondern stets wenigstens zu drei oder fünf an eine Station geschickt. Unter ihnen hat eine Schwester als Oberin die Aufsicht und das Kommando über die andern, und alle Anfragen und Bitten sind nur an diese Oberin zu richten. In ärztlicher Beziehung stehen sie unter dem Chefarzt, in allen übrigen Beziehungen unter dem Delegirten der freiwilligen Krankenpflege, dem sie zugetheilt sind und der für sie nach allen Seiten hin zu sorgen und sie unter allen Verhältnissen in seinen Schutz zu nehmen hat.

Bei allen Kranken und Verwundeten sind die Schwestern gern gesehen, ihr stilles Wirken, selbst die vorgeschriebene Ordenstracht oder sonstige gleichartige Kleidung ruft eine gewisse Achtung und unbedingten Respekt auf der Station hervor.

Ihr Beruf ist, für die körperliche Pflege der Kranken zu sorgen, dabei aber ganz nach den Vorschriften des Arztes zu handeln. Auch haben sie wenn nöthig die Leitung der Küche für die Kranken zu übernehmen und müssen im Nothfall für die Kranken selbst kochen können.

Es ist nicht genug zu erinnern, daß die Verabreichung von Nahrung an die Verwundeten im Felde oft nothwendiger ist als Medizin. Die armen Menschen haben oft Tage lang hungern müssen und bedürfen zuerst der Stärkung und Kräftigung, ehe die ärztliche Hülfe Anwendung finden kann. Deshalb ist die Sorge für eine kräftige Küche für die Verwundeten eine große Hauptsache für die Krankenpflege, und diejenigen, die für die Verwundeten kochen, thun für das Wohl denselben eben so viel, als die, welche Wunden verbinden.

Noch ist zu bemerken, daß bei Vertheilung der Schwestern zu den verschiedenen Diensten womöglich jede besondere Korporation ihren Wirkungskreis für sich allein erhält, da ein gemeinschaftliches Handeln, vielleicht bei verschiedenen Systemen, und bei der nothwendigen Unterstellung der einen Korporation unter die andere, bei dem besten Willen Differenzen hervorrufen wird. —

Auffallend war es, daß es in dieser Periode des Krieges anfing an Zivilärzten zu fehlen. Von Deutschland kam fast kein Arzt mehr an und die große Anzahl derselben, die zu Anfang des Krieges zur Disposition stand, war größtentheils nach Deutschland zurückgekehrt, nur Wenige wurden auf festen Stationen und in stehenden Lazarethen verwendet. Der Grund hierzu lag zum Theil in der gebotenen aber nicht sehr angenehmen Stellung der Aerzte der freiwilligen Krankenpflege den Militärärzten gegenüber.

Wenn ein in seinem Fach thätig sein wollender Arzt von einer Evakuationsstation wochenlang ein und dieselbe Strecke Wegs mit den Kranken und Verwundeten fahren muß, auf welcher nur in höchst seltenen Fällen seine ärztliche Hülfe in Anspruch genommen wird, wenn er monatelang auf einer Eisenbahnstation kommandirt ist, um einen in Unordnung gekommenen Verband wieder in Ordnung zu bringen, so kann man ihm nicht verdenken, wenn er dieses Dienstes müde wird und die jungen Militärärzte beneidet, die in den stehenden Lazarethen Verwendung finden, in denen sie eine interessantere Thätigkeit haben und ihre Kenntnisse vervollkommnen können.

Aber von Seiten der Zivilärzte sollte bedacht werden, daß auch unbedeutende Stellen zum Wohl des Ganzen besetzt werden müssen und daß im Kriege oft Verhältnisse eintreten, die eine momentane Unthätigkeit schnell in eine alle Kräfte in Anspruch nehmende Thätigkeit umwandeln können.

Sehr viele der Zivilärzte wurden auch durch ihre heimische Praxis nach Deutschland zurückberufen oder dort zurückgehalten. Ein längeres Aufgeben derselben gestatteten ihre Verhältnisse nicht.

Unter den hier ankommenden Persönlichkeiten waren sehr Viele, die ihre verwundeten Angehörigen aufsuchen wollten. Soviel es in unseren Kräften stand, waren wir hierbei behüflich, gaben die nöthige Auskunft und suchten für das weitere Fortkommen zu sorgen.

Einige kamen auch, um die Leichen ihrer Angehörigen aufzusuchen und zurückzuschaffen, was meist nur unter schwierigen Umständen zu ermöglichen war.

Die Leichen durften nur in Kisten und mit persönlicher Begleitung auf der Eisenbahn zurückgeschafft werden, wobei dennoch oft Verwechselungen stattfanden oder Leichen abhanden kamen.

Der Begleiter der Leiche des sächsischen Lieutenants R ...... überzeugte sich nach der Abfahrt von Lagny schon in Meaux, daß die Leiche, die er begleitete, nicht die des Lieutenants R ......, sondern eine andere war.

Nach Lagny zurückgekehrt, blieben anfangs seine Nachforschungen erfolglos, bis endlich die Kiste mit der richtigen Leiche auf dem Bahnhof in einer Vorrathskammer gefunden wurde.

Auch in Epernay fand sich auf dem Bahnhof die Leiche eines Husarenoffiziers, die dort stehen geblieben war und daselbst begraben werden mußte, ehe die Identität derselben festgestellt werden konnte. Eine spätere Aufklärung ist wohl erfolgt.

Ein etwas weitgehendes Verlangen ist das Ausgraben einer schon begrabenen Leiche. Liegt diese allein im Grabe und das Grab ist genau als das richtige festgestellt, so kann dies ohne Schädigung Anderer geschehen.

Liegt die Leiche aber mit mehreren zusammen, vielleicht in einem Massengrabe, dann sollte die Ausgrabung nie erlaubt werden. Wenn man weiß, wie man unsere für das Vaterland gefallenen Soldaten noch im Tode

ehrt, wie man die Leichen sorgfältig geordnet nebeneinander, freilich auch bei großer Menge übereinander, in ein großes Massengrab legt, über das der Feldgeistliche den Segen gesprochen hat und die Ehrensalven abgegeben werden, so ist es schwer sich zu entschließen, ein solches Grab wieder zu öffnen; nur um einen Einzigen darin aufzusuchen, der vielleicht gar nicht mehr erkannt werden kann, sollen die 40 bis 50 darin Liegenden womöglich umgewendet und aus ihrer Ruhe gebracht werden. Dies verstößt gegen die Pietät für unsere braven Gefallenen.

Nur ausnahmsweise und mit allerhöchster Erlaubniß sollte das Ausgraben und Zurücktransportiren der Leichen gestattet werden können. Für einen braven Soldaten giebt es keine schönere Ruhestätte als das Feld der Ehre, auf dem er für Kaiser und Vaterland gefallen ist. Dort sind wir Alle gleich, dort sollen Alle nach gethaner Arbeit gemeinschaftlich ruhen.

Besonders aus Württemberg und Sachsen kamen Väter oder Verwandte, die die Leichen ihrer am 30. November und 2. Dezember gefallenen Angehörigen nach der Heimat zurückholten.

Einen recht wehmüthigen Eindruck machte die Ankunft des Grafen und der Gräfin T.... aus Stuttgart, die wegen des Todes des einen Sohnes hierher gereist waren und hier die erschütternde Nachricht erhielten, daß auch der andere Sohn seinen Wunden erlegen war. Der ritterliche Prinz Herrmann von Weimar und der Georgsritter Graf Preysing übernahmen die schwere Pflicht die trostlosen Eltern zu empfangen.

Frau von L..... aus Dresden hatte die beschwerliche Reise nicht abgehalten, über das Schicksal ihres am 2. Dezember vermißten Sohnes persönlich hier Nachforschungen anzustellen. Ich fuhr mit ihr nach Villiers zu den Gräbern der Sachsen in dem dasigen Park, wo sie sich bei der großen Menge der hier Begrabenen überzeugte, daß alle Nachforschungen vergebens seien.

Die gegenseitige Beschießung einer württembergischen Batterie mit dem Forts Nogent und selbst die über uns fliegenden und nicht weit von uns einschlagenden Granaten achtete sie nicht. Um sie dem Feuer nicht noch mehr auszusetzen, ging ich allein mit dem Burschen des vermißten Lieutenants auf demselben Felde vor, auf dem das Regiment den mit vielen Verlusten erkauften Angriff gemacht hatte. Auf der Höhe von Brie angekommen, fand ich zu meiner Ueberraschung noch einige französische und 7 sächsische unbegrabene Leichen von dem 107. und 108. Regiment.

Vom 2. Dezember bis 2. Januar hatten sie hier gelegen, waren fest an die Erde angefroren, aber noch gut erhalten und in vollständiger Bekleidung. Da diese Höhe unter dem Feuer der Forts lag und auch heute der Aufenthalt daselbst wegen der einschlagenden Granaten nicht sehr sicher war, so hatte man wohl diesen Theil des Schlachtfeldes nicht gründlich abgesucht.

Unter den Leichen befand sich ein Einjährig-Freiwilliger des 107. Regiments, dessen Name durch einen nicht weit von ihm liegenden Brief und durch die mit der Adresse des Briefs übereinstimmenden in seine Wäsche eingezeichneten Buchstaben festgestellt werden konnte. Das Regiment und seine Angehörigen hatten ihn unter die Vermißten gezählt, jetzt war sein Tod festgestellt. Wenn auch die Ueberzeugung des gewissen Todes schmerzlich ist, so liegt doch andrerseits in derselben eine Beruhigung, die jedoch leider für die Mutter des Lieutnants von L..... bis heute nicht zu erlangen war.

Weihnachten war herangekommen und auch wir wollten dieses schöne Fest nach deutscher Sitte feiern. Nachdem die Mannschaft der Delegation die Tagesarbeit beendet hatte und schon in den einzelnen Lazarethhäusern für die durchpassirenden Verwundeten Christbäume angebrannt worden waren, vereinigten wir uns in dem Saal des Hauses der Mutter Simon. Ein großer Christbaum strahlte uns entgegen und die Klänge eines in meiner Wohnung aufgefundenen Harmoniums empfingen uns.

Alle Brüder und Schwestern waren versammelt, wozu auch noch die Spitzen der Behörden von Lagny eingeladen waren. An der Wand prangte eine Skizze, von dem Maler Ehrenberg aus Rom, Führer der Wichernschen Kolonne, eiligst entworfen, das Christuskind in der Luft schwebend, die Palme des Friedens bringend, die Todten und Verwundeten und die nach Frieden sich sehnenden unten auf der Erde.

Nachdem „Nun danket alle Gott" gesungen war, hielt einer der Diakonen eine sehr ergreifende Rede über den Spruch: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden." Darauf folgte der Gesang: „Ach bleib mit deiner Gnade."

Eine ernste Stimmung in dieser ernsten Zeit und in diesem ernsten Beruf war über uns alle gekommen, die noch erhöht wurde durch einige Gesänge der Albertinerinnen und der Wichernschen Brüder in Begleitung des Harmoniums.

Hierauf begann der gesellige Theil der Feier und bald dampfte eine herrliche Bowle auf dem Tisch.

Alle Glieder der Delegation, hoch und niedrig, saßen in bunter Reihe hier zusammen und ohne große Rede wurde das erste Glas auf die Heimat, auf das Vaterland geleert.

Nachdem noch einige Hochs, wobei natürlich das auf Mutter Simon nicht fehlte, ausgebracht waren, trennten wir uns, zufrieden diesen Abend in guter deutscher Weise verlebt zu haben.

Das Weihnachtsfest brachte uns noch die Freude, nicht mehr den französischen Kanonendonner allein zu hören, sondern auch den unsrigen.

Unsere Belagerungsgeschütze waren angekommen, in Batterien gebracht und hatten zu feuern begonnen. Freilich war zu befürchten, daß die Zahl

der Verwundeten wohl vermehrt werden würde, dennoch hoffte man, daß dies der Anfang vom Ende sei. —

Der Dienst in Lagny und auf der Evakuationsstation hatte sich noch nicht vermindert. In der Stadt Lagny waren sämmtliche Lazarethe mit nicht transportabeln Verwundeten und Kranken belegt, über die Graf Preysing die Aufsicht führte. Leider hatte die rastlose Thätigkeit des Grafen seine Gesundheit so erschüttert, daß er den Dienst aufgeben und nach München zurückkehren mußte.

An seine Stelle kam der Delegirte von Kottwitz. Das Georgshospital übernahm Kaplan Kratzmeier, der treue Begleiter des Grafen.

Zu unserer Unterstützung war ein bayerisches Feldlazareth nach Lagny gekommen, das 500 Betten daselbst aufschlagen sollte.

Durch eigenthümliche in der bayerischen Armee vorgeschriebene dienstliche Verhältnisse wurde die Thätigkeit dieses Lazareths verzögert. Jedes bayerische Feldlazareth hat nämlich einen Militärkommandanten, der in jeder Beziehung über dem ganzen Lazarethpersonal steht, mithin auch die Strafgewalt über alle Aerzte des Lazareths hat. Der Chefarzt dieses Feldlazareths hatte sich nach Ansicht des Lazarethkommandanten eines Versehens schuldig gemacht, infolge dessen er 8 Tage Arrest erhielt. Da nur der Chefarzt über das Material des Lazareths verfügen kann, so wurde das Aufschlagen der Betten bis zur Beendigung des Arrestes sistirt. Als der Chefarzt gleich darauf wieder Arrest von dem Lazarethkommandanten bekam und die Aufstellung der Betten dadurch wieder verzögert werden sollte, so schritt der hiesige Etappenkommandant dagegen ein, da die Aufstellung der Betten nothwendiger war als der Arrest des Chefarztes.

Auf der Evakuationsstation Lagny-Thorigny kamen täglich 5 bis 600 Kranke und Verwundete an. Die Verpflegung derselben in den nicht sehr nahe liegenden zu Lazarethen eingerichteten 16 Häusern war recht beschwerlich, da das Essen aus den Küchen in jedes einzelne Haus getragen werden mußte. Jedes Haus stand unter Aufsicht bestimmter Hülfsmannschaften, denen die Reinigung dieser winklichen Häuser viel Arbeit machte. Besonders war wegen Feuersgefahr große Obacht zu nehmen. In den kalten Tagen wurde, nach deutscher Art, in den nur leicht gebauten Kaminen der Häuser stark gefeuert.

Bald zeigte sich, daß bei so starker Feuerung in mehreren Häusern die Balken angekohlt waren, und es ist von großem Glück zu sagen, daß wir vor einer Feuersbrunst bewahrt worden sind, die bei den vielen nächtigenden Kranken und Verwundeten ein unberechenbares Elend hervorgerufen hätte.

Die Verpflegung war dieselbe wie in Château-Thierry. Das Proviantamt sorgte treulich für frisches Fleisch und unser Depot gab das Fehlende.

In den kalten Tagen erhielten die Evakuirten vor ihrer Abfahrt mit Genehmigung des Arztes Glühwein. Jeden Morgen dampften fünf große

Kessel mit Wein gefüllt in unserer Küche, die für die zu evakuirenden 5- bis 600 Mann bestimmt waren. Der Wein wurde vom Lande requirirt oder war in großen Kellern gefunden worden.

Die drei Albertinerinnen, die die Küche zu besorgen hatten, leisteten hier fast Unmögliches. Kaum waren die Kessel leer, so wurden sie wieder für die neu Ankommenden gefüllt. Auch hatten die Schwestern täglich für 50 Mann der Delegation und für durchpassirende kranke Offiziere zu kochen.

Da die Anzahl der zu evakuirenden Offiziere hier oft recht bedeutend war, so wurden einige noch nicht belegte Häuser zu Offizierslazarethen eingerichtet, wodurch freilich die Arbeit noch weitläufiger wurde. An Bettstellen fehlte es uns von jetzt an hier nicht mehr, da Frau Simon in einer nicht bewohnten Irrenanstalt in Ville Evrart, die zwischen den beiden Vorpostenlinien unter dem Fort Nogent lag, eine große Anzahl ausgezeichneter eiserner Bettstellen mit Sprungfedern entdeckt hatte, die sie selbst während eines dortigen Gefechts durch Trainwagen holte und hierher schaffen ließ. Auch unsere hölzernen Bettstellen aus Château-Thierry kamen endlich, nach hartem Kampf mit der dasigen Etappe hier an.

Die Offiziere erhielten, außer dem Kaffee und einem kräftigen zweiten Frühstück, Suppe, Braten mit Gemüse (englische Konserven), Kompot, Butter, Käse und Wein. Mehr konnten wir nicht liefern. Alles außer Fleisch wurde von den Liebesgaben genommen, oder mit den Geldern der freiwilligen Krankenpflege gekauft.

Obgleich die Beförderung der vielen Gefangenen, deren Zahl oft dreimal größer war als die hier vorhandenen Truppen, auf der Eisenbahn manche Störung hervorrief, so nahm doch der Abgang der Krankenzüge seinen täglich regelmäßigen Verlauf. Auch die Sanitätszüge kamen jetzt häufiger an als früher. Leider konnte ihre Ankunft in Lagny nie genau vorher bestimmt werden, da die leeren Sanitätszüge oft auf der letzten Station noch Tage lang liegen bleiben mußten, ehe sie an ihren Bestimmungsort gelangen konnten.

Durch die Sprengung der Eisenbahnbrücke bei Toul wurde plötzlich die Kommunikation mit Deutschland, mithin auch die Evakuation unterbrochen. Nach allen Seiten hin wurde die Evakuation sistirt. Zum Glück dauerte diese Unterbrechung nur einige Tage, die den Pflegern eine wohlthuende Ruhezeit gewährten.

In dem Büreau wurde die sich sehr häufende Arbeit mit Hülfe des an die Stelle des Herrn von Sanden gekommenen Herrn Referendars Berendes, der sich vollkommen zu diesem Posten eignete, pünktlich erledigt. Eine Menge Telegramme, eine große Korrespondenz mit den verschiedensten Behörden in Deutschland und Frankreich, viele Anfragen und Wünsche von Privatpersonen waren täglich zu bearbeiten. Auch riefen die wöchentlichen

Berichte der dieser Haupt-Etappendelegation unterstellten Delegirten einen bedeutenden Schriftwechsel hervor, der wiederum weitere Auseinandersetzung theils mit den Delegirten theils mit der Zentralstelle in Versailles veranlaßte. Besonders war der Geldbedarf der Stationen ein stehendes Thema zu schriftlichen Verhandlungen mit einzelnen Delegirten.

In Hinsicht des Kassenwesens ist von Seiten der freiwilligen Krankenpflege in Kriegslazarethen, auf Erfrischungs- und Evakuationsstationen mit Ausnahme der Vereinslazarethe, nach meiner Erfahrung, nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

Alle Zahlungen, die für Einrichtungs- und Verpflegungsgegenstände für die Kranken und Verwundeten zu leisten sind, hat die Militärbehörde zu übernehmen. Dagegen hat die freiwillige Krankenpflege alle diejenigen Bedürfnisse, die den Soldaten nicht dienstlich zukommen, den Kranken aber nützlich und angenehm sind, zu bezahlen. Ueberhaupt hat die freiwillige Krankenpflege nur solche Ausgaben zu leisten, die dem Kranken einen sonst nicht zu gewährenden Genuß verschaffen.

Die Auszahlung der Tagegelder an die Hülfsmannschaften bedarf auch noch besonderer Regelung.

Wenn nur solche Hülfsmannschaften angenommen werden, die einem Vereine angehören, so wird leicht eine übersichtliche Ordnung in den Geldangelegenheiten zu treffen sein.

Der Verein übergiebt jedem Einzelnen der abzusendenden Hülfsmannschaften ein Buch, in dem dessen Name und die Höhe der Tagegelder, die für ihn festgestellt worden, verzeichnet sind.

Diese Tagegelder hat der Delegirte, dem die Hülfsmannschaften zugetheilt sind, gegen Quittung der Empfänger und mit Eintragung des Betrags in das Abrechnungsbuch vorschußweise auszuzahlen. Der Delegirte hat dem Verein über den geleisteten Vorschuß mit Beilegung der Quittungen von Zeit zu Zeit Mittheilung zu machen, worauf der Verein dem Delegirten entweder den baaren Betrag oder die Anerkennung des Vorschusses zukommen läßt.

Der Delegirte hat dadurch den Vortheil, in den meisten Fällen die gemachten Auslagen bald wieder zurückzuerhalten und seine Rechnung dadurch zu vereinfachen; die Vereine dagegen bekommen eine baldige Uebersicht über die für sie geleisteten Vorschüsse und eine Kontrole über den Bestand und den Verbleib ihrer Hülfsmannschaften, von denen sie in dem letzten Kriege oft kaum wußten, ob sie noch auf dem Kriegsschauplatze waren oder nicht. Auch wird die gegenseitige Auseinandersetzung zwischen den Vereinen und dem Zentralverein bei der späteren Rechnungslegung dadurch erleichtert.

Auf den Hauptstationen Château-Thierry und Lagny, wo meist bayerische Hülfsmannschaften thätig waren, deren Tagegelder jeder Zeit von München

baar ersetzt wurden, ist die Berechnung der Ausgaben für die Station infolge dieser Einrichtung sehr vereinfacht worden.

Hülfsmannschaften, deren Tagegelder nicht festgestellt sind, sollten gar nicht angenommen werden.

Doktoren, die in den Dienst der freiwilligen Krankenpflege treten und nicht von Vereinen gesendet und besoldet sind, können nur Tagegelder in der Höhe erhalten, wie sie von dem General-Etappendelegirten bestimmt bezw. genehmigt sind.

Die freiwillige Krankenpflege muß nicht zu verschwenderisch mit den ihr anvertrauten Geldern umgehen. Nur da wo Gefahr im Verzug ist, z. B. zur schnellen Beendigung einer nothwendigen Arbeit, für Wagen und Pferde, in besonders dringenden Fällen u. s. w., dürfen keine Kosten gescheut werden.

Die Depotverhältnisse hatten sich selbst in den höchsten Spitzen immer noch nicht geklärt.

Die in dieser Zeit von Seiten des Zentralkomitees in Berlin erfolgte Absendung des schon früher so bewährten Herrn von Holleben hierher nach Frankreich schien neue Differenzen hervorzurufen, die aber bald beseitigt wurden.

Auch im hiesigen Depot versuchte ein Depotverwalter sich eine Macht anzueignen, die nur störend wirkte. Auf mein Ansuchen wurde er abgelöst, wodurch die Störungen ein Ende fanden.

Das Depot hatte für den hiesigen Bedarf zu sorgen und Versailles, Corbeil und die vorliegenden Depots zu speisen. Die Nachsendungen von Deutschland erfolgten reichlich, und so konnte allen Anforderungen vollständig genügt werden.

Hierbei kam der interessante Fall vor, daß ein Herr, der in Château-Thierry mit einer Sendung aus Deutschland angekommen war, dem hiesigen Depot aus partikularistischen Gründen von seiner Sendung nichts hatte abgeben wollen, jetzt aber, da er bei Villiers die Noth seiner Landsleute sah, den Partikularismus ganz verleugnete und aus dem hiesigen deutschen Depot den Bedarf für die Verwundeten seines Landes dringend verlangte, weil er als Deutscher dazu berechtigt sei.

Auch ohne diese Versicherung hätte er das Gewünschte erhalten, wir kannten ja keinen Unterschied unter unseren braven deutschen Soldaten, wir gaben an alle, ohne Rücksicht aus welchem deutschen Gaue sie stammten.

Dagegen ist der Partikularismus im Geben an das große Ganze sehr zurückhaltend und giebt nur dann seine Engherzigkeit auf, wenn es gilt von dem großen Ganzen zu empfangen.

Mutter Simon, die auch mit dem Depotverwalter in Differenzen gekommen war, wußte sich als praktische Frau zu helfen. Sie trat mit dem in Meaux etablirten uns schon bekannten englischen Depot in so enge Verbindung, daß sie das hiesige fast nicht mehr in Anspruch zu nehmen brauchte.

Das englische Depot besaß großartige Bestände, die es direkt aus England bezog und die von ganz besonderer Güte waren. Frau Simon empfing von den Engländern häufig Sendungen, die z. B. aus 600 wollenen Hemden, 100 Dutzend wollener Strümpfe, 1000 Stück wollener Decken, die ganz ausgezeichnet waren, 20 Dutzend Unterjacken, 1000 Flaschen schwerer Weine und einer Menge Konserven bestanden. Aber auch mit der königlichen Feldintendantur wußte Frau Simon sich in guter Beziehung zu erhalten und verschaffte sich von dieser sonst so zähen Behörde bedeutende Unterstützungen, die das eine Mal aus 700 wollenen Decken, 1000 wollenen Hemden, 10,000 Paar wollener Strümpfe, 10 Zentnern Kaffee, 12 Zentnern Schinken und 5 Zentnern Fleischkonserven bestanden.

Bei diesem großen Reichthum an wollenen Sachen ꝛc. unternahm es Frau Simon auch die bei dem jetzigen kalten Wetter in den Batterien und auf Vorposten stehenden gesunden Truppen zu unterstützen, wodurch sie sich immer mehr den Namen „Mutter Simon" in der Armee erwarb.

Wenn auch die Unterstützung gesunder Truppen gegen die gegebenen Instruktionen war, so war es in diesem Falle wohl zu rechtfertigen.

Auch nahm Frau Simon einige schwerverwundete sächsische Offiziere zur eigenen Pflege bei sich auf, was in einer Evakuationsstation zwar nicht gesetzlich war; da sie aber ihre eigenen Zimmer für die Offiziere einräumte und es verstand, ihre für die Station so wichtigen Kräfte dadurch nicht zu zersplittern, so konnte ihr dieser besondere Liebesdienst gestattet werden. Einer von diesen Offizieren war der Hauptmann von Nostitz, der trotz der oft auftauchenden Hoffnung nach einigen Wochen doch seinen Wunden erlag. Sein Bruder, der zu seiner Pflege von Dresden hierher gekommen, war zu unserer Beruhigung bei seinem Tode zugegen.

Die meisten Todesfälle kamen in den stehenden Lazarethen in Lagny, nur ausnahmsweise auf den Evakuationsstationen vor.

Auf der hiesigen Station hatten sich eine Menge Gegenstände gesammelt, die theils direkt hier angekommen, theils von Durchpassirenden an uns abgegeben waren, um sie an die Adressaten zu befördern. So behülflich man gern in jeder Beziehung war, so blieb dies eine Zumuthung, die nur durch die Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse hervorgerufen wurde. Man mußte wohl daheim annehmen, daß hier alles so geordnet sei wie dort, und wir in aller Ruhe und Gemächlichkeit uns hier befänden, um unsere Liebesdienste auch auf die Beförderung dieser kleinen Aufmerksamkeiten, die oft in recht nichtssagenden Gegenständen bestanden, auszudehnen und unsere Zeit mit Ermittelung des Aufenthalts der Empfänger auszufüllen. Da aber stets wichtigere Dinge vorlagen, bei denen es sich häufig um das Wohl und Wehe vieler Menschen handelte, so war es uns wohl zu verzeihen, daß dergleichen Kleinigkeiten oft nicht die gewünschte Beförderung erhalten konnten und die

in den Kisten befindlichen gebratenen, mit Aepfeln gefüllten Gänse oder sonstige Leckerbissen dem Verderben anheim fielen.

Es ist kaum zu glauben, daß wegen derartiger Sendungen oft vier bis fünf schriftliche Anfragen ankamen, die auch beantwortet werden mußten.

In dem Hause der Frau Simon, wo die Küchen sich befanden, nahmen die Herren der Delegation und ich unser Mittag- und Abendessen ein, das von den Albertinerinnen zubereitet wurde.

Bei diesem einfachen Mahle waren die hier ankommenden Herren, die Lazarethmaterial oder sonstige Gaben aus Deutschland brachten, unsere Gäste. Auch die, welche ihre verwundeten Anverwandten hier aufsuchten, wurden meist eingeladen, da es hier in Lagny schwer war für Geld und gute Worte etwas zu essen zu bekommen.

Es war mir eine besondere Genugthuung, wenn diese Gäste, die den verschiedensten Ständen angehörten, ihre Verwunderung über unsere einfache Kost und über die bescheidenen Verhältnisse aussprachen, bei denen z. B. auf dem Eßtisch die Servietten fehlten, da wir davon keine besaßen, und die Lichter, in Ermangelung von Leuchtern, auf leere Flaschen gesteckt waren. Die Herren überzeugten sich hier, daß die Zeitungsberichte über das üppige Leben der Johanniter auf dem Kriegsschauplatz auf Erfindungen beruhten. Es wurde ihnen dadurch Gelegenheit, bei ihrer Rückkehr in die Heimat durch eigene Anschauung die Herren Zeitungsschreiber mit vollkommenem Recht Lügen zu strafen.

Die Verbindung mit Versailles und den ankommenden und abgehenden Eisenbahnzügen in Lagny nöthigte die Reisenden, die Nacht in Lagny zu bleiben. Hotels waren hier nicht vorhanden und sonstiges Unterkommen gar nicht zu finden. Die häufig hier durchpassirenden Fürsten und distinguirten Persönlichkeiten konnten nur in der von mir bewohnten Villa, die geräumig und ziemlich gut eingerichtet war, ein Unterkommen finden.

Bald wurde in Versailles meine zum gastlichen Empfang bereite Wohnung allgemein bekannt und ich hatte sehr oft Gelegenheit, durch Telegramme angesagte hohe Gäste hier aufnehmen zu können. Den König von Württemberg, Großherzog von Mecklenburg, Herzog von Meiningen, Fürst Pleß, Herzog von Ratibor, General von Manteuffel, Minister von Schleinitz und viele andere Herren hatte ich hier zu empfangen. Wenn auch die Wohnung beschränkt war und manches zu wünschen übrig ließ, so mußte man sich doch unter den hiesigen Verhältnissen damit begnügen. Das Diner, was ich den hohen Herren in meiner Villa vorsetzte, war so einfach wie immer, nur wurde, wenn möglich, ein bei Rothschild in Ferrières geschossener Fasan in das tägliche Menu eingeschoben.

Der Herzog von Ratibor, Prinz Reuß, General Manteuffel und die andern Herren nahmen an unserem gewöhnlichen Mittagstisch bei Mutter Simon Theil.

Die jetzt öfter vorkommenden kleinen Vorpostengefechte, vorzüglich der große Ausfall vom 19. Januar und die bedeutenden Schlachten der Loire-armee, hatten im Laufe des Januar viel Verwundete nach Lagny gebracht, deren Evakuation, trotz des Transports einer großen Menge Gefangener, schnell von statten ging.

Die Beschießung der Forts wurde immer energischer fortgesetzt und aus den Batterien der Südseite erreichten unsere Granaten Paris.

Da hörte plötzlich in der Nacht vom 26. zum 27. Januar der Kanonendonner auf, der Tag und Nacht unsere Fenster seit Wochen erschüttert hatte.

Wegen Waffenstillstandsverhandlungen war das Feuer eingestellt und bald kam auch die Nachricht von dem wirklich erfolgten Abschluß desselben hier an.

Obgleich nach den Waffenstillstandsbedingungen Paris sich zur Zeit nur sehr mäßig verproviantiren durfte, so stiegen doch die Preise der Lebensmittel um das Vierfache, was recht empfindlich auf unsere Wirthschaftskasse wirkte.

Nach und nach kamen auch einige Bewohner Lagnys, die nach Paris geflüchtet waren, von dort hier an, um sich von dem Zustande ihrer Besitzungen zu überzeugen. Einzelne Hausbesitzer, die sich die Zerstörung ihrer Häuser wohl noch größer gedacht hatten, sprachen uns ihren unverdienten Dank für die Erhaltung derselben aus.

Den 11. Februar schloß Fürst Pleß mit dem Vorstand der Societé de secours aux blessés militaires in Paris infolge des Waffenstillstandes eine Konvention ab, nach der unsere Sanitätszüge, leer und beladen, Paris passiren durften, wogegen den Franzosen gestattet war, Verwundete und Kranke bis zur Höhe von 5000 Köpfen aus Paris in die außerhalb der Demarkationslinie liegenden Gegenden mit der Eisenbahn zu transportiren.

Unsere Züge wurden von französischen Delegirten von Pantin nach Asnières und von Pantin nach Alfort und umgekehrt begleitet, wohingegen die französischen Krankentransporte von den deutschen Delegirten von Alfort aus bis an die Demarkationslinie zu begleiten waren. Es wurden deshalb von deutscher Seite in den drei Orten Delegirte stationirt.

Für unsere Kranken und Verwundeten war diese Konvention von sehr großem Nutzen. Der so schwierige und angreifende Landtransport von Corbeil und Versailles nach Lagny hörte dadurch endlich auf und die wegen der bevorstehenden Räumung des westlichen Frankreichs sehr starke Evakuation der Lazarethe an der Loire, in Chartres und le Mans wurde infolge der Eisenbahnbeförderung sehr beschleunigt.

Lagny bekam deshalb im Februar einen sehr anstrengenden Evakuationsdienst.

Um diesen neuen Weg durch Paris zu inspiziren, fuhr ich mit einem Sanitätszug durch Paris nach Versailles. Ich benutzte von Pantin bis Asnières die Gürtelbahn, auf der an verschiedenen Bahnhöfen in Paris angehalten wurde. Eine Menge nicht sehr vertrauenerregend aussehender Per-

sönlichkeiten aus dem Volke gaffte uns Deutsche an, und ich war bei meiner späteren Rückfahrt mit einem beladenen Sanitätszuge froh, meine eingeschifften Verwundeten glücklich wieder aus Paris herauszuhaben.

In Versailles meldete ich mich bei dem Fürsten Pleß und hatte mehrere Konferenzen mit Graf Maltzan und dem Armeedelegirten Fürsten Putbus. Auch besuchte ich die dasigen Lazarethe, von denen mich besonders das in den großen Räumen der Bildersäle im Versailler Schloß interessirte.

Bei der Abfahrt des Sanitätszuges, mit dem ich zurückkehrte, war Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz zugegen, bei dem ich die Ehre hatte mich zu melden und den ich hier zum ersten Male als Kaiserliche Hoheit begrüßen durfte.

Da der baldige Abschluß des Friedens bevorstand, wurden von der Zentralstelle die nöthigen Anordnungen zur Auflösung der freiwilligen Krankenpflege in Frankreich getroffen. Hauptsächlich wurde für die Ankunft einer großen Anzahl Sanitätszüge, die die Lazarethe zu räumen hatten, gesorgt, wobei deren großer Nutzen sich bewährte.

Die Delegirten mußten auf den Begräbnißplätzen der Stationen die deutschen Gräber genau bezeichnen und mit den Ortsbehörden über die Unantastbarkeit derselben Verträge abschließen.

Die Depots wurden aufgelöst und das brauchbare Material war an bestimmte Zentraldepots abzugeben. Das schlechtere Material sollte womöglich an Ort und Stelle verauktionirt, das unbrauchbare verbrannt werden.

An die Delegirten und Mannschaften kam von der Zentralstelle die Anfrage, wer von ihnen gesonnen sei, auch noch nach Abschluß der Friedens im Dienst der freiwilligen Krankenpflege in Frankreich verbleiben zu wollen.

Es meldeten sich hierzu viele Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege, die auf Stationen des von deutscher Seite okkupirten Theils Frankreichs noch einige Zeit verwendet wurden. In dem Theil Frankreichs, der von uns geräumt war, wurde Herr v. Wardenburg mit Genehmigung der französischen Regierung anfangs in Paris, nach dem Aufstand der Kommune in Versailles stationirt, um den dort bleibenden, nicht transportablen deutschen Verwundeten Schutz und Unterstützung zu gewähren, sowie die in den verschiedenen Theilen Frankreichs etwa noch liegenden kranken oder verwundeten Deutschen zu ermitteln und sich ihrer anzunehmen.

Anfang März, nach geschlossenem Frieden, wurde die Zentralstelle von Versailles nach Berlin verlegt. Sämmtliche Stationen der freiwilligen Krankenpflege in Frankreich wurden aufgelöst, mithin auch Lagny.

In Lagny waren vom 27. November 1870 bis Anfang März 1871 43,812 Mann evakuirt und verpflegt worden.

Dieselben erhielten:

	Port.		Port.		Port.
	44,743	Kaffee,	61,441	Essen,	38,178 Glühwein,
außerdem erhielten Gesunde:	3,969	„	10,801	„	— „
Summa	48,712	Kaffee,	72,242	Essen,	38,178 Glühwein.

Unter den 43,812 Evakuirten befanden sich 656 Offiziere.

Dem größten Theile der Mannschaften wurde in der kalten Jahreszeit wollene Bekleidung und wollene Decken auf die Reise mitgegeben. Cigarren erhielten täglich Offiziere und Mannschaften.

Die Verpflegung wurde zum größten Theile aus den Mitteln der freiwilligen Krankenpflege entnommen, den kleineren Theil hatte die Intendantur zu geben.

Wenn die Verpflegung, die von der freiwilligen Krankenpflege in Lagny und Château-Thierry den Evakuirten und den Gesunden gegeben worden ist, zu den Preisen berechnet würde, wie die Lieferanten dergleichen Verpflegung auf einigen Stationen übernommen hatten, dagegen das, was die Intendantur dazu gegeben, abgezogen wurde, so stellte sich immer noch eine Summe von einigen Hunderttausend Franks heraus, die durch die freiwillige Krankenpflege der Armee-Intendantur erspart wurde.

Das hiesige Etappenkommando war in jeder Beziehung entgegenkommend und half, wo es konnte, besonders durch Mannschaften, die es in dringenden Fällen zur Aushülfe kommandirte.

Das sehr pflichttreue Personal der Delegation hatte sich in letzterer Zeit sehr vermindert und die Kräfte der noch Vorhandenen waren durch den anstrengenden Dienst sehr herabgekommen.

Zur Bestreitung verschiedener Bedürfnisse wurde in Lagny und Château-Thierry vom 10. Oktober 1870 bis Anfang März 1871 633 Thlr. 12½ Sgr. aus der Kasse der freiwilligen Krankenpflege verwendet, eine für die Größe der Station und die Menge der Evakuirten gewiß geringfügige Summe. Die Tagegelder der Mannschaften wurden von den Vereinen vergütet und sind nicht in obiger Summe einbegriffen.

Da nun unsere lange und beschwerliche Thätigkeit hier in Frankreich ein Ende gefunden, reiste ich am 1. März mit dem sehr bewährten Herrn Berendes nach einer siebenmonatlichen angestrengten Thätigkeit nach Deutschland zurück.

Mutter Simon mit ihren Albertinerinnen folgte nach einigen Tagen mit einem Sanitätszuge nach, dem sich die Herren Dürrfeld, Schmidt und die übrigen Hülfskräfte angeschlossen hatten. Nur Herr Lutteroth blieb mit einigen Helfern bis zum 15. Mai in Lagny, um die etwa noch vorkommenden Geschäfte abzuwickeln.

Unsere lange vereinte Delegation war nun aufgelöst, um in der Heimat wieder die Arbeit des Friedens zu beginnen.

Schluß.

Wenn man zum Schluß noch zurückblickt auf die Thätigkeit und den Wirkungskreis der in diesen Blättern besonders ins Auge gefaßten Haupt-Etappendelegation der III. Armee, so tritt die Schwierigkeit der Aufgabe, die diesem Theil der freiwilligen Krankenpflege gestellt war, vorzüglich hervor.

Im losen Verbande und mit der neuen Organisation noch nicht vertraut, wurde die Delegation von den Schlachten bei Weißenburg und Wörth überrascht, wo sie mit ungeübten Kräften eine sie fast überwältigende Arbeit beginnen mußte.

Die anfangs nur spärlich gefüllten Depots und der große Mangel an Transportmaterial vermehrten noch die Schwierigkeiten. Wenn auch nach und nach sich alles mehr ordnete und die Eröffnung der Eisenbahn manchen Uebelstand beseitigte, so war gerade diese Eisenbahn, die die Hauptverbindung zwischen der Armee und Deutschland und umgekehrt herstellte, die Veranlassung, daß die Arbeit der Delegation eine so bedeutende Ausdehnung erlangte. Alle Armeen suchten für ihre Kranken und Verwundeten diese Hauptverbindung zu erreichen, so daß die Zahl der an der Eisenbahn zu errichtenden Lazarethe und Erfrischungsstationen sich bedeutend vermehrte, wodurch die Kräfte der Delegation immer mehr zersplittert wurden.

Die schon früher erwähnte Abwehr der auf dieser Eisenbahn ankommenden Massen sogenannter Helfer und sonstigen Individuen vermehrte die Arbeit sehr. Auch die großartigen Absendungen aus den jetzt immer gefüllten Depots an die weiter vorwärts marschirende III. Armee und die Versorgung der Lazarethe auf den Schlachtfeldern von Metz, Gravelotte und Sedan wurde bei dem Mangel an Transportmitteln sehr schwierig.

Die bedeutendste Aufgabe für diese Delegation war aber die auf dieser Eisenbahn in großer Ausdehnung stattfindende Evakuation der Kranken und Verwundeten, vorzüglich auf den sich nach und nach bildenden Stationen Weißenburg, Nancy, Château-Thierry und Lagny. Es ist schon weiter oben gesagt, was die Delegation hier geleistet hat, wobei aber noch hinzuzufügen ist, daß auf obigen vier Stationen vom Anfang des Krieges bis zum Frieden fast 100,000 Mann Kranke und Verwundete durch die Hände derselben gegangen sind.

Von dem Evakuationspersonal der Delegation hat ein großer Theil von Weißenburg bis Lagny ununterbrochen im Evakuationsdienst gearbeitet.

Blicken wir auf die freiwillige Krankenpflege im allgemeinen, so hat dieselbe unter den schwierigsten Verhältnissen sich organisiren und sofort in Thätigkeit treten müssen.

Nur wenige Vertreter ihrer Organe waren den oberen Spitzen aus früheren Kriegen bekannt und viele Hindernisse waren zu überwinden. Dennoch ist es ihr gelungen, nicht nur ihren schweren Pflichten vollkommen

nachzukommen, sondern noch mehr zu leisten als die Sanitätsinstruktion vom 29. April 1869 von ihr forderte. So hat die freiwillige Krankenpflege den mannigfaltigen Evakuationsdienst ausschließlich geleitet und durchgeführt, obgleich nach der Sanitätsinstruktion derselben nur ein Theil dieses Dienstes, das Begleitungspersonal für die Krankenzüge zu stellen, zugedacht war.

Die eigentliche Leitung der Evakuation sollte den Sanitätsbehörden allein obliegen.

Auch sollen nach der Sanitätsinstruktion die Gaben aus den Depots der freiwilligen Krankenpflege nur im Anschluß an die von den staatlichen Lazarethreservedepots zu den Feldlazarethen abgehenden Transporte versendet werden. Da aber diese Lazareth-Reservedepots weit hinter der Armee zurückblieben, so daß z. B. eines derselben bei Straßburg, später in Château-Thierry sich befand, als das Armeekorps zu dem es gehörte schon bei Paris und dann an der Loire stand, so waren die Feldlazarethe nicht nur nach großen Schlachten, sondern bei einfachem Bedarf darauf angewiesen, die Depots der freiwilligen Krankenpflege in Anspruch zu nehmen, die infolge dessen fast ausschließlich sämmtliche Feldlazarethe der Armee während des Krieges versorgen mußten.

Wie reichlich die Lazarethe von dem Zentralkomitee der freiwilligen Krankenpflege versorgt wurden, beweist das Verzeichniß des Zentralkomitees über die Gegenstände, die von demselben an die Militärlazarethe geliefert worden sind. Allein 324 Amputationsbestecke, 2549 Pinzetten, 296 Bestecke für Aerzte, 2028 chirurgische Messer, 11,664,550 Stück Cigarren, 266,752 wollene Unterbeinkleider, 277,087 wollene Unterjacken, 636,399 Paar Strümpfe u. s. w. sind vom Zentralkomitee in Berlin abgesendet worden. Wenn man überhaupt die großen Zahlen der Lagerungs- und Verbandgegenstände, Arzneimittel, Genußmittel und sonstigen Lazarethutensilien in diesem Verzeichniß liest und daraus ersieht, daß der Werth der nur allein aus Norddeutschland gemachten Sendungen nach der Berechnung des Zentralkomitees sich auf 4,709,576 Thaler beläuft, so kann über das Segensreiche der freiwilligen Krankenpflege in diesem Feldzuge kein Zweifel obwalten. Sie war eine Wohlthat für die Armee.

Wenn dennoch die freiwillige Krankenpflege und ihre Organe oft nicht wohlwollenden, selbst tadelnden Beurtheilungen ausgesetzt waren, so beruht dies in den meisten Fällen auf einer Unkenntniß der Verhältnisse, auf irrthümlicher Auffassung, und wenn auch bereitwillig zugestanden wird, daß in der Organisation und in einzelnen Theilen der freiwilligen Krankenpflege sich Mängel gezeigt haben, so muß man bedenken, daß diese Organisation ein erster Versuch war, daß der größte Theil des Personals sich erst orientiren und den schweren Dienst erlernen mußte, daß ungeeignete Persönlichkeiten erst erkannt werden mußten, daß überhaupt nichts vollkommen sein kann, und hat vorkommende Mängel und Fehler wohl nachsichtig zu beurtheilen.

Auf jeden Fall muß man die Opferfreudigkeit anerkennen, mit der so viele Haus und Hof verlassen haben, so lange Zeit in angestrengter Arbeit und theilweise ohne jedwede Besoldung ein an Entbehrungen reiches Leben führten, um ihre Kräfte dem Wohle der Verwundeten und Kranken zu widmen.

Möchte es der freiwilligen Krankenpflege auch in den zukünftigen und wohl nicht zu ersparenden Kriegen immer mehr gelingen, durch diese große Opferfreudigkeit und durch die Verwerthung so reicher Erfahrungen die Schrecken und das Elend, die unausbleiblichen Folgen jedes Krieges, zu mildern, möchte es ihr vergönnt sein, der tapferen deutschen Armee somit zum dauernden Segen zu werden!

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1877.

Siebentes Heft.

Inhalt:

Graf v. Wrangel, Königlich Preußischer General-Feldmarschall.

Von F. v. Meerheimb, Oberst im Nebenetat des großen Generalstabes.

Berlin 1877.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Graf v. Wrangel,

Königlich Preußischer General-Feldmarschall.

Von

F. v. Meerheimb,

Oberst im Nebenetat des großen Generalstabes.

Friedrich Heinrich Ernst v. Wrangel wurde am 13. April 1784, als der dritte Sohn des Obersten v. Wrangel, in Stettin geboren; der Vater, damals Kommandeur des Infanterieregiments v. Owstien, war mit Louise v. Below vermählt, er wurde 1787 Generalmajor und Kommandant von Colberg und starb 1805, nachdem er kurz vorher auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt war, im 85sten Jahre.

Die Familie der Herren, Freiherren und Grafen v. Wrangel ist deutschen Ursprungs, wahrscheinlich aus Westfalen stammend, sie kam gegen 1200 mit den Schwertbrüdern nach Livland und verbreitete sich dort in Esthland, Schweden und fast allen Ostseeländern.

Friedrich v. Wrangel erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause, besuchte vom 10ten Lebensjahre an das Gymnasium in Neu-Stettin und trat 1796 als Junker bei dem Dragonerregiment v. Werther ein, — am 15. August leistete er bei der Standarte der Leib-Eskadron dem Könige Friedrich Wilhelm II. den Eid der Treue, den er ihm und seinen drei Nachfolgern fast 82 Jahre lang in immer gleicher Freudigkeit gehalten.

Der Junker v. Wrangel kam zur Eskadron des Major v. Baczko nach Wehlau, hier erlernte er den praktischen Dienst und fand im Hause seines Onkels, des Landstallmeisters v. Below, im nahen Trakehnen liebevolle Aufnahme. Die Tochter des Hauses, Lydia, wurde später seine Gemahlin.

Am 8. Juni 1797 wurde v. Wrangel Fähnrich, am 15. Oktober 1798 Sekondlieutenant und zur Eskadron nach Gerdauen, 1805 zur Leib-Eskadron nach Königsberg versetzt. Chef des Regiments war damals Oberst v. Auer. Dem strebenden jungen Offizier konnte der Friedensdienst, dem er alle Kräfte widmete, nicht völlig genügen; er wie die Mehrzahl seiner Kameraden

wünschten lebhaft den Krieg gegen Frankreich — in ihrem Selbstgefühl ahnten sie nicht die bevorstehende Katastrophe. Aber an dem Unglück — dies sind die eigenen Worte des Feldmarschalls, in seinem hohen Alter gesprochen — waren nicht die Offiziere und der Geist derselben, den man als Junkerthum bezeichnet hat, schuld; in den Regimentern lebte ein starkes Korporationsgefühl, ritterlicher Sinn, reger Diensteifer, dabei ein hohes, vielleicht zu sehr gesteigertes Selbstgefühl. Alle Traditionen aus der Zeit Friedrichs des Großen waren erhalten; man meinte, was er geschaffen müßte für alle Zeiten gültig bleiben, weil er mit diesen Mitteln Preußens Heer zu ruhmvollen Siegen geführt. Die Armee war im allgemeinen gut, die Kavallerie trefflich beritten, aber freilich waren die Heereseinrichtungen, die Reglements dieselben wie zur Zeit des großen Königs. Vor dem Umschwung der Kriegführung in den Revolutionskriegen, vor der veränderten Organisation und Administration der Heere, der neuen Napoleonischen Schlachtentaktik, schloß man in übermäßigem Selbstvertrauen die Augen.

Wie ungerecht der damals und später oft gegen die preußische Armee ausgesprochene Tadel war, zeigte sich 1807, wo die Offiziere bei großen Entbehrungen und Strapazen ihre Energie, geistige Frische und ritterlichen Sinn, die Truppen ihre Tapferkeit und Ausdauer bewährten.

Die Regimenter in Ostpreußen wurden erst nach den Niederlagen im Oktober mobil gemacht, — das Regiment Auer-Dragoner wurde dem Reservekorps zugetheilt, das unter L'Estocq, dann unter Kalkreuth an der Oder aufgestellt werden sollte, aber bei dem raschen Vordringen der französischen Armee nach dem rechten Weichselufer zurückgezogen wurde. Ende November übernahm Benningsen den Oberbefehl über die russischen und preußischen Truppen, L'Estocq kommandirte unter ihm das preußische Korps und führte die Avantgarde, mit welcher er bei Benningsens weiterem Rückzug bis Eylau, nach Straßburg und Rybin zurückging; drei Bataillone Infanterie, das Regiment Auer und eine Batterie standen bei Gurzno, wo Oberst v. Bülow — der Sieger von Dennewitz — kommandirte. Hier empfing Lieutenant v. Wrangel am 23. Dezember die Feuertaufe. Er sollte mit 35 Dragonern eine Feldwache von 35 Towarczys ablösen; während dessen näherten sich zwei französische Chasseur-Eskadrons, — v. Wrangel übernahm als ältester Offizier das Kommando, stürzte sich auf den Feind, der feuernd das erste Treffen empfing, — die Towarczys stutzten — da die Chasseurs nicht folgten, griff er sie mit dem ersten Treffen in der Front, mit den Dragonern in der linken Flanke an und warf sie zurück. Sie flohen dem Walde zu, wo sie von Infanterie aufgenommen wurden. Oberst v. Bülow hatte hinter dem Gefechtsfelde gehalten und die Attacke mit angesehen; als Wrangel sich bei ihm meldete, reichte er ihm die Hand und sagte: „Ich werde dem Regimente mittheilen, wie kühn und entschlossen Sie die Kavallerie geführt und den überlegenen Feind angegriffen haben."

Nach der Schlacht bei Pultusk zog sich Benningsen nach Ostpreußen zurück, L'Estocq erhielt am 2. Februar Befehl sich mit der russischen Armee zu vereinigen und fand, am 7. spät abends in Rossitten eingetroffen, den Befehl am 8. früh 6 Uhr auf dem Rendezvous in Hussehnen zu stehen. Da er die Stellung der russischen und französischen Armee nicht kannte, erhielt v. Wrangel den Auftrag bei sternenheller Nacht, strenger Kälte und fußhoch liegendem Schnee mit 15 Dragonern nach dem 3 Meilen entfernten Pr. Eylau zu reiten, um die Stellung der russischen Truppen zu erkunden. Durch zwei berittene Forstbeamte geführt, ging es in schnellem Tempo an den von Franzosen besetzten Dörfern und an ihren Lagern vorüber, der Kampfplatz des gestrigen Tages war bald erreicht — v. Wrangel ritt nach dem rechten Flügel der russischen Truppen und erhielt von Offizieren die nöthigen Nachrichten über die am 7. erlittenen Verluste, die Stellung des Heeres und über Benningsens Absicht den Kampf am 8. fortzusetzen. Noch vor 6 Uhr morgens erreichte Wrangel Rossitten und stattete L'Estocq die Meldung über seine erfolgreiche Rekognoszirung ab.

Bald nach der Schlacht bei Pr. Eylau wurde das Regiment Auer der Division Rembow zugetheilt, L'Estocq stand als rechtes Flügelkorps zum Schutze von Königsberg, — dann beschloß Benningsen nach dem Falle von Danzig der vorausgesetzten Offensive Napoleons zuvorzukommen; das preußische Korps sollte Bernadotte an der Passarge festhalten, die Division Rembow den Brückenkopf bei Spanden nehmen. Der Angriff der Division, an welchem das Regiment — nunmehr Zieten-Dragoner — geringen Antheil nahm, wurde mit 500 Mann Verlust zurückgeschlagen.

Am 9. Juni marschirte Benningsen nach Heilsberg, die Division Rembow war dem russischen General Kaminsky zugetheilt worden; als am folgenden Tage die Avantgarde der russischen Armee zurückgedrängt war, dann auf Grolmans Rath wieder vorging, warfen Zieten-Dragoner und die Towarczys die französische Kürassierdivision Espagne nach mörderischem Gefecht auf die Infanterie zurück, die tapfern Dragoner drangen in feindliche Batterien ein und hieben die Bedienungsmannschaften nieder. Dann griff das Dragonerregiment feindliche Infanterie an, die aus dem Lawder Gehölz vorging; ein Theil der Infanterie formirte Karrees, wurde aber von der Leib-Schwadron, die v. Wrangel in diesem Moment führte, gesprengt und niedergehauen. Kaminsky rühmte laut die treffliche Haltung der preußischen Kavallerie an diesem Tage; v. Wrangel, der einen Schuß in die Schulter erhalten, aber bei der Truppe geblieben war, erhielt den Orden pour le mérite — eine für seinen Rang seltene Auszeichnung — und den russischen Wladimir-Orden 4. Klasse.

Bald wurden die Truppen der Alliirten bis hinter die Memel zurückgezogen und der Friede zu Tilsit am 9. Juli geschlossen. Lieutenant v. Wrangel war voll tiefer Trauer über das schwere Geschick seines Vater-

landes und das Unglück seines geliebten Königs, aber Hoffnung und Vertrauen verließen ihn nicht, er blieb in Preußen, statt in fremden Heeren gegen Napoleon zu kämpfen, und harrte auf eine bessere Zeit, die er durch treueste Pflichterfüllung herbeiführen half. Die Wenigen, die in jener schweren Zeit noch zu hoffen wagten, die sich frischen Muth und ein kräftiges Selbstvertrauen erhalten, waren ein fester Halt für viele Schwankende und Zweifelnde, sie haben die innere Wiedergeburt des Vaterlandes und die große Zeit der Befreiung möglich gemacht.

Die Reorganisation der Armee führte König Friedrich Wilhelm III. unter den schwierigsten Verhältnissen, mit der Hülfe v. Scharnhorst, Gneisenau, Grolman und Boyen durch; das Regiment Zieten-Dragoner wurde von elf auf acht Schwadronen reduzirt und in zwei Regimenter — das ostpreußische (Nr. 3) und das westpreußische Kürassierregiment (Nr. 4) — getheilt; v. Wrangel kam zum ostpreußischen Regiment, das in Königsberg und Wehlau seine Garnison hatte, er wurde am 19. März 1808 zum Premierlieutenant ernannt, fand sich aber gekränkt, weil der jüngere Lieutenant v. Auer, der 1807 seinen Abschied erbeten und als Stabsrittmeister erhalten, ihm vorgezogen sei, obwohl General v. Zieten ihn bereits zum Rittmeister vorgeschlagen hatte. Er reichte mit Genehmigung seiner Kommandeure ein Gesuch um Beförderung zum Rittmeister ein und erhielt am 18. April 1809 folgende Kabinetsordre:

„Obgleich die als Rittmeister erfolgte Verabschiedung des Lieutenant v. Auer auf Euch gar keinen Bezug hat, und Ihr Euch dadurch in keiner Weise gekränkt fühlen könnt, so will Ich Euch doch auf Euer Gesuch zum Stabsrittmeister ernennen, und ist solches dem Regiment bekannt gemacht.

Friedrich Wilhelm."

Diese Kabinetsordre ist ein Beweis, daß v. Wrangels Verdienste von seinem Könige anerkannt waren, und er zu den vorzugsweise empfohlenen Offizieren der Armee gehörte.

Im Frühjahr 1810 hatte er ein Duell mit dem Lieutenant v. Schachlmeyer, der mit ihm in derselben Schwadron diente; infolge dessen erhielt er 4 Wochen Festungsarrest in Pillau, sein Gegner 6 Monat in Graudenz. Als v. Wrangel nach vielen Jahren als kommandirender General bei seiner ersten Inspektionsreise nach Pillau kam, ließ er sich das Zimmer zeigen, in dem er damals seinen Arrest verbüßt — es trägt seitdem den Namen Wrangelsruhe.

Am 26. Dezember desselben Jahres vermählte er sich mit seiner Cousine Fräulein Lydia v. Below, Tochter des Landstallmeisters zu Trakehnen, Friedrich v. Below und dessen Gemahlin Friederike geb. v. Stiern.

Am 20. September 1811 wurde v. Wrangel zum wirklichen Rittmeister und Eskadronchef ernannt; in seinem neuen Wirkungskreise unermüdlich thätig, wußte er seine Schwadron bald zu einem Muster für alle in der Armee zu machen.

1812, als Preußen die Allianz mit Frankreich geschlossen und ein Hülfskorps zur großen Armee stellte, wurde das ostpreußische Kürassierregiment in die Garnisonen Oels, Bernstadt, Trebnitz und Prausnitz in Schlesien verlegt; letzteres war der Standort der Eskadron des Rittmeisters v. Wrangel, seine Gemahlin folgte ihm dahin, und das Regiment blieb bis zum Beginn des Krieges gegen Frankreich in seinen schlesischen Garnisonen.

Das französische Heer war in Rußland durch den Winter, die russischen Waffen, vor allem durch die eigene Indisziplin und schlechte Administration zu Grunde gegangen, König Friedrich Wilhelm III. verließ Berlin, traf am 24. Januar in Breslau ein und rief sein treues Volk zu den Waffen. Am 15. März war Kaiser Alexander in Breslau angekommen, der enge, herrlich bewährte Freundschaftsbund beider Monarchen wurde erneuert, und am 17. März der Aufruf zum Kriege erlassen.

Am 14. März war v. Wrangel mit seiner Schwadron aus Prausnitz ausgerückt, am Tage vorher hatte er mit seinen Kürassieren das heilige Abendmahl genommen und nachher Kantonnements auf Dörfern bei Breslau bezogen. Die preußischen Truppen hatten eine Parade vor beiden Monarchen und empfingen dann ihre Kriegsaugmentation. Ende März wurde das ostpreußische Kürassierregiment der Brigade Jürgaß in der Reservekavallerie unter Oberst Dolffs zugetheilt, — alle preußischen Truppen in Schlesien bildeten das Korps des General Blücher marschirten über Bunzlau, Löbau und Bautzen nach der Elbe und kantonnirten vom 15. bis 28. April bei Altenburg. Am 1. Mai wurde das Korps Blücher bei Rötha konzentrirt.

In der Darstellung eines so thatenreichen Lebens wie das des Feldmarschalls v. Wrangel kann nicht die Geschichte aller Kriege, der Verlauf aller Gefechte, an denen er theilgenommen, erzählt werden, seine Lebensgeschichte ist enge mit den bedeutendsten Ereignissen jener großen Zeit der Befreiungskriege verwoben; hier genügt es, wenn die Momente hervorgehoben werden, in denen es ihm vergönnt war, selbstthätig eingreifend Einfluß auf die Entscheidung auszuüben, und solche, in denen seine Persönlichkeit lebendig hervortritt. Was der energische Wille, der frische Reitergeist auch in der engen Sphäre des Eskadronchefs und Regimentsführers leisten können, mögen die folgenden kurzen Schilderungen zeigen.

In der Schlacht bei Groß-Görschen erlitt die Reservekavallerie Dolffs, lange unthätig im Kanonenfeuer haltend, große Verluste. Wrangel war mit seiner Eskadron zur Bedeckung einer russischen Batterie kommandirt worden, deren Führer, ein Major und Fürst, die v. Wrangel genommene Stellung tadelte; ein russischer Oberst und Flügeladjutant wollte ihm eine andere Stellung anweisen. Zufällig nahte Major von Grolman vom Generalstabe und wurde von dem erzürnten Oberst herbeigerufen. Grolman sprach seine Anerkennung über die umsichtige Benutzung des Terrains aus und vertrat

v. Wrangel bei dem russischen Oberst und bei Blücher auf das entschiedenste. Schon 1807 war Wrangel Grolman bekannt geworden, Grolman hatte ihn lieb gewonnen und hat ihm immer ein lebendiges Interesse gezeigt. Später rückte die Batterie auf Wrangels Rath vor, er richtete selbst ein Geschütz, feuerte es ab und hatte die Freude einen feindlichen Munitionswagen in die Luft fliegen zu sehen.

Am Abend erhielt die gesammte Reservekavallerie Befehl, die feindliche Infanterie und Kavallerie, die bereits anfingen ein Biwak zu beziehen, anzugreifen — aber ein Theil der Regimenter hatte einen Hohlweg zu passiren, viele Reiter stürzten, einzelne Schwadronen geriethen in Unordnung, so fand Marmonts Korps — gegen das der Angriff gerichtet war — Zeit Karrees zu formiren. Die 2. Eskadron hatte am linken Flügel die Attacke mitgemacht, keinen Hohlweg zu passiren gehabt und jagte in die feindlichen Biwaks hinein, sprengte ein Karree, litt aber schwer durch das Infanteriefeuer und kam in der Dunkelheit auseinander. Der Rittmeister war gestürzt, sein eines Bein, das er gebrochen glaubte, lag unter dem erschossenen Pferde und er war unfähig sich loszumachen. So lag er lange, bange Stunden, der Kavallerieangriff war vorübergerauscht, in der Nähe brannten die Biwakfeuer der Franzosen — sein Gebet war: „Herr laß mich nicht in Gefangenschaft fallen.“ In der Morgendämmerung sah er einen Mann in seiner Nähe herumwanken, über eine Leiche stolpern, fallen und einen Schrei ausstoßen. An der Stimme erkannte er den Gefreiten Schweiger seiner Schwadron, der an der Hand verwundet, sich bei dem Falle gestoßen hatte. Mit dessen Hülfe befreite er sich von dem Pferde und beide schleppten sich in der Richtung auf Pegau fort, in steter Sorge in die Hände französischer Patrouillen zu fallen. Da hörten sie Pferdegetrappel und erkannten freudig überrascht den Major v. Grolman mit Ordonnanzen — Grolman ließ einen Mann absitzen, v. Wrangel aufs Pferd heben, Schweiger hielt sich am Steigbügel und so ging es nach Pegau. Es fand sich, daß der Fuß nur gequetscht, nicht gebrochen war, Wrangel übernahm sofort seine Schwadron und die Führung der Arrieregarde. Als Grolman den verwundet Geglaubten an demselben Tage in voller Thätigkeit fand, rief er ihm zu: „Das vergesse ich Ihnen in meinem Leben nicht.“

Auf dem Rückzuge nach Schlesien nahm das ostpreußische Kürassierregiment an dem glänzenden Reitergefechte bei Haynau theil, bei welchem die französische Division Maison fast vernichtet wurde, leider aber der Oberst Dolffs, Kommandeur der Reservekavallerie, blieb. Der Tag von Haynau war ein glänzender Ehrentag der preußischen Reiterei, hier war sie dem Geiste der Waffe gemäß verwendet worden und hatte, mit geringeren Verlusten als bei Groß-Görschen und Bautzen, wo sie meist Batterien gedeckt, große Erfolge erreicht. Noch größer war der moralische Erfolg dieses kecken Reiterangriffs; nach den verlustreichen Schlachten des Mai war die Armee

im steten Rückzuge von der Elbe nach der Oder geblieben, im Heer wie im Volk fing eine gedrückte Stimmung an sich geltend zu machen, — da kam die Nachricht des ersten Sieges, des Ueberfalls von Haynau, und belebte das Gefühl des Vertrauens und die Begeisterung. Napoleon empfand aufs neue seinen Mangel an Kavallerie und dies war eins der wesentlichsten Motive, die ihn zum Abschluß des für Preußen so segensreichen Waffenstillstandes bestimmten.

Am 1. Juni wurde die Reserve-Kavalleriebrigade unter General Röder, zu welcher das ostpreußische Kürassierregiment gehörte, dem II. Armeekorps unter Kleist zugetheilt, am 4. Juni stand das Regiment in Strehla und wurde nach dem Abschluß des Waffenstillstandes in verschiedene Dörfer der Umgegend als Kantonnementsquartiere verlegt. Auf die wiederholten Vorschläge seines Regimentskommandeurs erhielt v. Wrangel das eiserne Kreuz 2. Klasse.

Nach dem Waffenstillstande wurde das 2. Korps (Kleist) mit der Reservekavallerie unter Röder der böhmischen Armee unter Fürst Schwarzenberg überwiesen und rückte über Frankenstein, Neurode, Elbe-Kosteletz nach dem Lager bei Budin an der Eger, wo es am 19. August eintraf, dem Tage, an dem Napoleon die Feindseligkeiten eröffnete. Das Korps Kleist marschirte nach Dresden ab, die Reservekavallerie stand am 26. August in Reserve und kam auch am folgenden Schlachttage nicht zur Verwendung. Als bei dem Rückzuge über das Gebirge Kleist die ihm angewiesene Straße über den Geyersberg durch Kolonnen und Fahrzeuge versperrt fand, entschloß er sich auf Grolmans Rath über den Kamm des Gebirges nach Nollendorf zu marschiren. Er traf am 30. August 11 Uhr im Rücken von Vandammes Armee ein, gegen deren Angriff die russischen Truppen heldenmüthig Stand gehalten; Kleists unerwartetes Eintreffen entschied den Sieg, das ostpreußische Kürassierregiment hatte nur einmal Gelegenheit feindliche Infanterie anzugreifen, die sich bald nach dem Walde von Arbesau zurückzog. Der Sieg von Kulm war von höchster Bedeutung — nach dem Mißerfolge von Dresden und dem gefahrvollen Rückzug über das Erzgebirge war die österreichische Heeresleitung entschlossen gewesen, die Offensive aufzugeben und das Heer hinter die Eger zurückzuführen.

Das Reitergefecht von Liebertwolkwitz (14. Oktober) wurde durch eine glänzende Attacke des ostpreußischen Regiments gegen französische Kürassiere eingeleitet, welche russische Husaren geworfen hatten und die preußischen Reiter stehenden Fußes mit vorgehaltenen Degen erwarteten. Bei Wachau (16. Oktober) bildete das Regiment eine Brigade mit den brandenburgischen Kürassieren unter Oberst v. Wrangel, dem ältesten Bruder des Major v. Wrangel. Das österreichische Korps Klenau war zurückgedrängt und wurde von französischer Kavallerie angegriffen. Der in vier Treffen anrückenden Kolonne warf sich die Brigade Wrangel, an der Tete das ost-

preußische Regiment, entgegen, warf das erste Treffen, und, unterstützt durch Kasakenschwärme und die Batterie Tuchsen, auch das zweite Treffen — die beiden Hintertreffen des Feindes gingen zurück. Die Infanterie Klenaus war degagirt, und eine Menge gefangener Oesterreicher wurde befreit. Auch bei der späteren Verfolgung wirkten die Kasaken, deren Leistungen v. Wrangel rühmend anerkannte, wesentlich mit. Für seine bei Wachau bewiesene Bravour erhielt er das eiserne Kreuz 1. Klasse.

Nach dem Siege bei Leipzig wurde die Reservekavallerie Röder dem Korps von Wittgenstein angeschlossen, am 20. Oktober war sie von dem Biwak bei Leipzig aufgebrochen, marschirte über Eisenach und Hersfeld nach Asfeld, wo sie Kantonnirungsquartiere bezog und bis zum 4. Januar 1814 blieb. —

Die Alliirten wußten den errungenen Sieg nicht vollständig auszunutzen, erst am 8. Dezember wurden die Operationen wieder aufgenommen. Das ostpreußische Kürassierregiment brach mit der Reservekavallerie am 5. Januar aus seinen Quartieren auf, ging am 11. und 13. über den Rhein, bei starkem Eisgange, überschritt den beschneiten Hundsrück und marschirte nach Luxemburg, um dessen Blokade und die von Thionville zu übernehmen. v. Wrangel, dessen Regiment vor Luxemburg stand, war gegen Alersch detachirt, um die Festung von dieser Seite zu beobachten; da der Feind häufige Ausfälle machte, blieb die Eskadron in steter Bewegung.

Am 30. wurde das Regiment abgelöst und unter den Befehl des General v. Zieten gestellt, der die Avantgarde des Korps v. Kleist führte, welches Befehl erhalten, in Eilmärschen vom Rhein nach Montmirail zu rücken, wo es am 10. Februar eintreffen sollte. v. Wrangel hatte bei seiner Ablösung ein Schreiben des General v. Röder erhalten, in welchem dieser sich sehr anerkennend über dessen bei der Blokade unter so schwierigen als gefährlichen Verhältnissen bewiesene Thätigkeit ausspricht.

In der Nacht zum 10. Februar hatte Kleist Befehl erhalten, statt nach Montmirail nach La Fère Champénoise zu marschiren, — da Napoleon selbst in Sézanne eingetroffen, gab Blücher, als er die Nachricht von Olsufiews Niederlage erhalten, den Befehl, daß Kleist umkehren und am 11. Februar bei Bergères stehen solle. Es würde zu weit führen, die glänzenden Leistungen des ostpreußischen Kürassierregiments in dem Gefechte bei Vauchamps wie in dem folgenden Nachgefecht detaillirt zu schildern, daher mögen einzelne Züge genügen, bei denen v. Wrangels Thätigkeit besonders hervortritt. Oberst v. Werder war schwer erkrankt, Major v. Manstein wurde im Laufe des Tages verwundet, so führte Major v. Wrangel das Regiment. Es deckte die aus Vauchamps abziehende Infanterie, warf in kühnen Attacken die feindlichen Kürassiere zurück und rettete eine bereits verloren gegangene Batterie. Es war schon dunkel geworden, da erschien General Zieten bei dem Regiment und setzte Major v. Wrangel von der Lage des Korps in Kenntniß; bereits

von feindlicher Kavallerie umgangen, hatte der Feldmarschall Blücher das Durchschlagen des Korps befohlen. Während der Unterredung zeigten sich feindliche Flankeurs in großer Nähe, der General rief zum Kürassierregiment gewendet: „Freiwillige vor auf die feindlichen Flankeurs", da antworteten Leute aus dem Regiment: „Herr General, wir sind alle Freiwillige, befehlen Herr General nur, wie viele vorreiten sollen, wir wollen Alle vor." Hierauf gab Zieten dem Major v. Wrangel ein Zeichen ihn zu begleiten, nahm den Hut ab, ritt die Front des Regiments hinunter und redete dasselbe mit folgenden Worten an: „Meinem Blicke sind die außerordentlichen Leistungen des Regiments nicht entgangen; sie erwerben ihm das ehrenvollste Andenken in der Kriegsgeschichte der preußischen Kavallerie, und ich bin Euch der wärmste Bürge, Sr. Majestät von dem vortrefflichen Geiste Bericht zu erstatten, den ich beim Steigen der Gefahr bei Euch angetroffen" — und zu Wrangel gewendet:

„Herr Major! voller Achtung für Sie, enthalte ich mich aller Instruktionen für das große Unternehmen, dem wir entgegen gehen, — unsere Infanterie wird es eröffnen, dahin begebe ich mich."

Der Infanterie des Kleistschen Korps ward die Ehre zutheil die Bahn zu brechen, sie schlug sich heldenmüthig durch und brach eine Gasse durch die von feindlicher Kavallerie gebildete Barrikade.

Das ostpreußische Kürassierregiment blieb an der Queue, es hatte im Grunde einen verlornen Posten, es hatte feindliche Kavallerie vor sich, die Kavalleriekorps von Grouchy und Nansouty waren bereits rechts und links nach Etoges vorgegangen, feindliche Infanteriekolonnen und Artillerie marschirten von Champaubert nach Etoges. Major v. Wrangel sollte mit dem Regiment so lange vor dem Walde von Etoges halten, bis das Korps das Defilee passirt habe. Ausgesendete Offiziere bestätigten, „daß der Feind überall sei." In diesem Moment kam ein französischer Offizier mit einem Trompeter als Parlamentär an und setzte v. Wrangel auseinander, das Regiment sei von Uebermacht eingeschlossen und könne nicht entkommen. Kaiser Napoleon lasse ihm, seiner bewiesenen Bravour wegen, die Kapitulation anbieten. Der Major erwiderte: So lange er den Pallasch in der Hand habe, werde er nicht kapituliren, so dächten auch alle seine Kürassiere, und nun möge sich der Offizier schleunig wegbegeben, sein Auftrag sei zu Ende. Als der Parlamentär trotz dieser bestimmten Abfertigung zum Regiment heranritt und die Kürassiere aufforderte, den Pallasch einzustecken und sich zu ergeben, sie seien doch verloren, befahl v. Wrangel seinem Ordonnanz-Unteroffizier den feindlichen Offizier niederzuschießen, was sofort ausgeführt wurde — der Trompeter allein ritt entsetzt zurück. — Noch im höchsten Greisenalter erinnerte sich der Feldmarschall dieser nächtlichen Scene mit lächelndem Behagen.

Es war völlig dunkel geworden, und der gefahrvolle weitere Rückzug

sollte nun angetreten werden. Da sprach der Major zu seinen braven Kürassieren: „Wir sind von allen Seiten durch feindliche Kolonnen umringt, wir müssen uns durchschlagen. Ich werde stets an Eurer Spitze kämpfen und breche die Bahn — fest geschlossen folgt mir! Nun in Gottes Namen vorwärts!" — Als das Regiment sich eben in Zugkolonnen setzen wollte, rasselten feindliche Kürassiere heran — v. Wrangel eilte ihnen mit dem geschlossenen Regiment entgegen und warf sie zurück. Im Walde trat eine Stockung ein, da feindliche Infanterie das Defilee besetzt hatte. Aber trotz aller Schwierigkeiten brachte er seine Kürassiere durch nach Etoges. Seine Ueberzeugung: „daß eine Reiterschaar, die sich dem Tode geweiht hat, nicht durch irdische Macht aufgehalten werden kann, und ihr der Sieg so gewiß ist als der Tag der Sonne folgt", bewährte sich an diesem 14. Februar.

Zieten, bei dem sich v. Wrangel meldete, war hoch erfreut ihn wiederzusehen, er hatte das Regiment schon verloren geglaubt. Vom frühen Morgen bis in die Nacht waren die Kürassiere im Sattel gewesen, hatten keine Nahrung erhalten, nicht einmal die Pferde hatten getränkt werden können, und nun mußte noch bis Bergères ins Biwak marschirt werden.

In dem Gefechte bei Gué à Frèsnes erlitt das Regiment, das im feindlichen Tirailleurfeuer halten mußte, große Verluste, v. Wrangel wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen, — das zweite Mal in diesem Kriege. Das Regiment wurde in zwei Eskadrons formirt, da es außer den Verlusten von Vauchamps und Etoges kranke Leute und Pferde hatte. In dem Gefechte bei Sézanne stand die Reservekavallerie der Kavallerie Marmonts und Mortiers gegenüber, die General Belliard führte. Die ostpreußischen Kürassiere führten zwei brillante Attacken aus, obwohl das Regiment nur noch 187 Pferde stark war.

Der Schlacht vor Paris wohnte das Regiment in der Reserve bei, bezog dann Kantonnements bei Versailles und marschirte im April nach dem Departement der Somme, wo es weitläufige Kantonnirungen bei Abbeville bezog. v. Wrangel fand bei einem Wirth namens Delaroque freundliche Aufnahme. Am 14. Mai erhielt das Regiment Befehl aus Frankreich zurückzumarschiren, Wrangel benutzte den erhaltenen Urlaub zu einer Reise nach England, — in Dieppe bestieg er, von seinem Wirthe, der ihn dahin begleitete, reichlich mit Proviant versehen, das Packetboot und fuhr nach Brighton.

In seinem Tagebuche, das er hier wie auf allen späteren Reisen führte, erzählt er, daß er einer Parlamentssitzung in London beiwohnte. Solche Formen des politischen Lebens erschienen dem preußischen Soldaten durchaus unanwendbar für sein Vaterland, — fern lag ihm der Gedanke, daß er viele Jahre später solchen Versammlungen in Berlin beiwohnen sollte. Damals war in London das Tabakrauchen verpönt, v. Wrangel war bis dahin ein leidenschaftlicher Raucher, und das Verbot war ihm lästig — er fand seine

heitere Laune erst wieder, als er sich fest vornahm nie wieder zu rauchen, und zur Bekräftigung seines Vorsatzes seine Pfeife mit hölzernem Kopf und silbernem Beschlag von der Brücke in die Themse warf. Er hat seitdem nie wieder geraucht.

Am 25. Mai trat er seine Rückreise von Dover an und traf sein Regiment in der Gegend von Mons, hier erhielt er bald seine Ernennung zum Oberstlieutenant und wurde mit der Führung des 2. westpreußischen Dragonerregiments als interimistischer Kommandeur betraut. Schwer, wie die Trennung von einem geliebten Freunde, wurde ihm das Scheiden von einem Regimente, dem er 18 Jahre lang in trüben wie in glücklichen und ruhmvollen Zeiten angehört hatte, aber er durfte es als eine seltene Auszeichnung ansehen, daß er, nur 30 Jahre alt, zur Führung eines Regiments berufen wurde, das mit einem längst begründeten Rufe sich in den Befreiungskriegen vielfach hervorgethan hatte.

Das 2. westpreußische Dragonerregiment, dessen Führung v. Wrangel auf dem Rückmarsche aus Frankreich übernahm, rückte im Februar 1815 in seine neue Garnison Halberstadt. Schon am 29. März wurde der Oberstlieutenant v. Wrangel zum wirklichen Kommandeur ernannt, am 3. Oktober desselben Jahres zum Obersten. Der schnelle Verlauf des Krieges 1815 hatte dem Regiment nicht gestattet an den Kämpfen theilzunehmen und unter dem Kommando seines bewährten Führers neue Lorbeeren zu ernten.

Es marschirte nach Paris, kam zur Loire-Armee unter Thielmann, blieb da bis zum September und marschirte von dort in die neuen Garnisonen Riesenburg, wo der Regimentsstab stand, Saalfeld, Osterode und Deutsch-Eylau. Am 20. Januar hatte das Regiment Quartiere in Neu-Stettin, das der Oberst vor Jahren als Gymnasiast verlassen und nun nach drei Feldzügen, mit Orden geschmückt, wiedersah. Seine Freude war groß, als er seinen alten Direktor Lenz erkannte, er wohnte bei ihm und bat sich das Zimmer aus, das er als dessen Pensionär bewohnt hatte.

Im Februar traf er in Riesenburg ein, und endlich war es ihm vergönnt seine Gemahlin und seinen Sohn Gustav (geb. 18. August 1812) wiederzusehen, eine Häuslichkeit zu gründen und ein glückliches Familienleben zu führen.

1819 wurde das westpreußische Dragonerregiment zu einem Kürassierregiment — dem 5. — umgeformt und blieb dem 1. Armeekorps zugetheilt.

v. Wrangel war ein so thätiger als einsichtiger Kommandeur; er hatte angeordnet, daß die Eskadrons im Sommer 10 Tage, im Winter 8 Tage in den Kriegszustand erklärt wurden. Der Felddienst wurde dann eifrig betrieben, der Kommandeur erschien oft des Nachts in einer der Garnisonen, ließ Alarm blasen und rückte mit der formirten Eskadron nach einer andern Garnison, um deren Wachsamkeit zu prüfen. Im Winter wurden die jüngeren Offiziere zum Reitunterricht bei dem Regimentsstabe vereinigt. Zugleich

fanden neben der angestrengtesten dienstlichen Thätigkeit auf dem Kasino in Riesenburg gesellige Vergnügen statt, an denen die Nachbarschaft theilnahm, so daß es dem Leben, bei allem Ernst und der Strenge des Dienstes, nicht an Abwechselung und Heiterkeit fehlte.

Der treffliche Zustand des Regiments fand bei den Vorgesetzten, namentlich dem Brigadekommandeur Grafen Lottum, volle Anerkennung — nur der kommandirende General v. Borstell war stets mit ihm unzufrieden und stellte ein anderes Regiment der 1. Division als Muster auf. Als im Herbst 1817 die 2. Division zur Parade vor dem kommandirenden General aufgestellt war, gab der Brigadekommandeur folgende Instruktion: „Wenn der General v. Borstell die Front hinunter reitet, kann Hurrah gerufen werden", was v. Wrangel seinen Offizieren wörtlich mit der Bemerkung mittheilte: „Da das Hurrahrufen eine Freudenbezeugung ist, ich mich aber nicht freue den kommandirenden General zu sehen, so werde ich für meine Person nicht Hurrah rufen, stelle es aber jedem Offizier und jedem Mann des Regiments frei, der sich freut den General v. Borstell zu sehen." Das 5. Kürassierregiment stand auf dem rechten Flügel neben dem 1. Husarenregiment, in welchem alles Hurrah rief, als der General die Front entlang ritt; im Kürassierregiment blieb alles still, obgleich der Brigadekommandeur mehrmals Hurrah rief und die Mannschaft durch Blick und Geberde aufforderte auch zu schreien. General v. Borstell sah den Oberst v. Wrangel fragend an und, bisher Schritt reitend, setzte er sein Pferd in Galopp und eilte schweigend die Front entlang. Dem Brigadekommandeur war der Vorfall sehr unangenehm, indessen hatte Wrangel dienstlich nicht gefehlt, da das Hurrahrufen nicht befohlen war; denselben Herbst inspizirte Borstell das als Normaltruppe aufgestellte Regiment. Das Exerziren, bei dem Wrangel gegenwärtig war, fiel über alle Beschreibung schlecht aus und wurde vom kommandirenden General getadelt, Wrangel theilte dies seinem Regiment bei seiner Rückkehr mit lebhafter Genugthuung mit. General v. Borstell hat bei seinem Gerechtigkeitsgefühl und seiner edlen Sinnesart den obigen Vorfall das Regiment oder dessen Kommandeur nie empfinden lassen; er zeigte sogar soviel Vertrauen, daß er seinen Neffen in das Regiment v. Wrangel versetzen ließ.

Am 5. März 1821 wurde v. Wrangel das Kommando der 10. Kavallerie-Brigade, deren Stab in Posen stand, übertragen, am 30. März 1823 wurde er zum Generalmajor ernannt.

Bis 1830 fand in Posen ein sehr geselliger, scheinbar gemüthlicher Verkehr zwischen Polen und Preußen statt, den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete Statthalter Fürst Radziwill und dessen geistreiche und liebenswürdige Gemahlin, geborene Prinzessin von Preußen. Bei dem Fürsten war wöchentlich eine große Abendgesellschaft, bei der v. Wrangel regelmäßig erschien und die Ehre hatte, mit der Fürstin, dem Erzbischof v. Dunin und irgend einer vornehmen polnischen Dame Boston zu spielen. Das Souper fand um

11 Uhr an den Spieltischen statt; wenn es später wurde und die Soirée an einem Donnerstag war, so daß der Fasttag (Freitag) um 12 Uhr anbrach, pflegte der Erzbischof seine Uhr eine Stunde zurückzustellen, um nicht am Essen verhindert zu werden. Nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes trat eine strenge Scheidung zwischen Preußen und Polen ein. Längs der polnischen Grenze wurde ein aus allen Truppengattungen gemischter Grenzkordon aufgestellt, General v. Wrangel hatte das Kommando über ein solches Detachement; hier war sein Eifer unermüdlich, Tag und Nacht wurden die Posten revidirt, die Kantonnements alarmirt und bei steter Sorge für die Truppen die umsichtigsten Vorkehrungen getroffen.

Am 5. Oktober 1831 trat der Rest der polnischen Insurrektionsarmee unter General Rybinski bei Straßburg in Westpreußen über die Grenze und übergab laut einer abgeschlossenen Konvention die Waffen. Der Aufstand war beendet, v. Wrangel kehrte nach Posen zurück.

1833 besichtigte Kaiser Nikolaus zum ersten Male seine Truppen in Polen — General v. Wrangel erhielt den ehrenvollen Auftrag, zu dessen Begrüßung mit einem Adjutanten nach Warschau zu gehen. Vom Feldmarschall Paskiewitsch sehr zuvorkommend empfangen, lernte er auch den Generallieutenant v. Nostitz kennen, der erst seit 4 Monaten aus dem Kriege in der Türkei und den späteren Kantonnements in der Moldau und in Südrußland zurückgekommen war. Die Regimenter hatten wohl $^2/_3$ ihrer Pferde verloren und erst vor 4 Monaten Wildlinge aus der Ukraine bekommen, die sie ohne Reitbahn soweit dressirt hatten, daß sie in geschlossenen Zügen und im Trabe allen Anforderungen genügten. Kaiser Nikolaus bezeigte sich sehr gnädig gegen General v. Wrangel.

Als später große Parade abgehalten werden sollte, verlangte der Kaiser, daß die Kavallerie ganz verkürzten Galopp reiten sollte, und stellte als Norm den kurzen Galopp der Gardekavallerie auf, neben dem die Infanterie marschiren konnte. Da dies die Linienkavallerie unter Nostitz nicht leisten konnte, war der Kaiser gegen ihn unbeschreiblich hart und ungnädig. Bei der Rückkehr forderte der Kaiser v. Wrangel auf, ihm offen seine Meinung über die russische Kavallerie zu sagen — worauf er ehrfurchtsvoll aber bestimmt erwiderte: „Ew. Majestät, die hiesigen Kavallerieregimenter haben $^2/_3$ ihrer Stärke vor 4 Monaten an rohen, wilden Pferden erhalten, die sie ohne Reitbahn für den Kriegsgebrauch dressirt haben. Der verlangte verkürzte Galopp, neben dem Infanterie marschiren kann, macht die Kavallerie für den Kriegsgebrauch untauglich, und ich kann diese Kavallerie wegen ihrer schnellen Gangart nur loben. Das Verdienst ihrer Ausbildung ist dem Grafen Nostitz zuzuschreiben." Der Kaiser nahm die offenen Worte sehr ernst, aber nicht ungnädig auf. Bei der Tafel desselben Tages saß v. Wrangel dem Kaiser gegenüber neben Nostitz. Nach dem zweiten Gange fragte der Kaiser den sehr niedergeschlagenen Nostitz: „Hast Du nicht die tiefe Narbe auf Deiner Stirn bei Varna er-

halten, wo Du so brav mit der Kavallerie eingehauen hast?" „Ja, Euer Majestät, und ich bedaure nur, daß der Hieb nicht ¼ Zoll tiefer gegangen, dann hätte ich heute Euer Majestät Ungnade nicht erlebt" — und Thränen rollten ihm über die Wangen. Die Gesellschaft war lautlos und alle Blicke richteten sich auf den Selbstherrscher.

Der Kaiser, tief bewegt, reichte Nostitz über den Tisch hinweg die Hand und sagte: „Ich danke Gott, der Dich in jenem ruhmreichen Gefecht erhalten hat, und bin gewiß, daß Du auch mit dieser Kavallerie, die nicht kurz aber desto schneller reitet, ähnliche Siege erfechten wirst. Ich trinke auf Dein Wohl."

Als v. Wrangel sich vor seiner Rückkehr von dem Kaiser verabschiedete, äußerte dieser: „Ich werde es nie vergessen, daß Sie Veranlassung gewesen, mein Unrecht gegen Nostitz gut zu machen. Hier nehmen Sie den Annenorden zum Beweis, wie ich eine freie Meinung achte." Es war der Annenorden erster Klasse, eine Auszeichnung, die einem Generalmajor sonst nicht gewährt wurde. v. Wrangel war sein Lebelang frei von jeder Menschenfurcht, und bei aller den Herrschern dieser Erde schuldigen Ehrfurcht fühlte er sich ihnen gegenüber frei und unbefangen und hatte immer den Muth seiner Meinung im besten Sinne des Wortes.

Am 13. November 1834 wurde v. Wrangel zum Kommandeur der 13. Division in Münster ernannt, — bei den infolge der Gefangensetzung des Erzbischofs v. Droste-Vischering 1837 ausgebrochenen Unruhen hatte er den Oberbefehl, da der kommandirende General v. Müffling zu den Sitzungen des Staatsraths in Berlin war. Seiner Umsicht und Energie gelang es die Unruhen im Keime zu unterdrücken; das in Münster gegebene Beispiel wirkte so günstig auf die Provinz, daß überall das Einschreiten der Polizei genügte.

Am 30. März 1838 wurde v. Wrangel zum Generallieutenant ernannt und am 20. November 1839 erhielt er eine Kabinetsordre, in welcher der König ihm in anerkennenden Worten die Führung des I. Armeekorps übertrug. Als der General sich in Berlin meldete, seinen Dank abstatten und dem Könige die Hand küssen wollte, küßte dieser ihn auf die Stirn und sagte: „Ich bin mit Ihnen zufrieden"; — bei einer zweiten Meldung führte ihn der König in sein Kabinet und instruirte ihn über die politischen, meist liberalen Gesinnungen vieler Beamten und Edelleute und gab ihm an die Hand, wie er dem entgegentreten sollte. Noch später äußerte der General gerührt: „Ein Vater kann einem Sohne nicht liebevollere und eingehendere Rathschläge und Verhaltungsregeln ertheilen, als der theure König, der Schöpfer meines Glücks, sie mir gegeben."

Aus Warmbrunn schrieb ihm General Zieten, dem er seine Ernennung mitgetheilt, in treuer Waffenbrüderschaft und in lebendiger Erinnerung der großen, gemeinsam verlebten Zeit:

„— — — Der, welcher so oft und besonders am 14. Februar das Kürassierregiment so ehrenvoll führte, wird auch stets dem I. Armeekorps zur Allerhöchsten Zufriedenheit vorstehen. Gott geleite Sie in Ihrem Unternehmen und gebe ihm den glorreichen Erfolg der vier Angriffe Ihres Regiments bei Champaubert und der Antwort an die Franzosen abends spät. Es war eine mühsame und doch glorreiche Zeit. — — —

Zieten."

Am 7. Juni 1840 hatte König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, und noch in demselben Jahre führte ihm Graf v. Wrangel das I. Armeekorps vor; der König erkannte den ausgezeichneten Zustand der Truppen gnädig an und verlieh dem General den Rothen Adler-Orden erster Klasse und ein Revuegeschenk von 3000 Thalern.

Als kommandirender General stand v. Wrangel dem Throne näher, und seine Stellung brachte ihn auch mit den Spitzen der Zivilbehörden in Verbindung; in Ost- und Westpreußen, wie in anderen Theilen der Monarchie war seit 1813 das Streben nach einer Reform der Verfassung hervorgetreten; nicht alle Erwartungen, welche die Befreiungskriege und der Sieg hervorgerufen, hatten befriedigt werden können, der Gegensatz Preußens zu Oesterreich und das Streben nach einer veränderten Machtstellung beider trat nach dem Tode des Kaisers Franz lebhaft hervor. An der Spitze der von ihm großgezogenen liberalen Partei stand der Oberpräsident v. Schön, der bei der Huldigung zum Minister ernannt worden war. Seine Bestrebungen gingen dahin, Preußen eine konstitutionelle Verfassung, etwa nach dem Muster der englischen zu geben, ohne Berücksichtigung unserer thatsächlichen, geschichtlich begründeten Verhältnisse. v. Wrangel sah das Heil des Vaterlandes nur in einem starken Königthum „von Gottes Gnaden", die Thätigkeit der liberalen Partei hielt er für gefährlich und berichtete darüber an den Minister v. Rochow mit der Bitte, den Bericht dem König vorzulegen. Er erhielt die Antwort: „Se. Majestät sei der Freund des Ministers v. Schön, der sein volles Vertrauen besitze, und könne dessen politische Bestrebungen nicht für gefährlich halten." Bald darauf ließ Schön eine Flugschrift unter dem Titel „Woher und Wohin?" an viele Gutsbesitzer der Provinz vertheilen; in ihr war versucht, die Nothwendigkeit der Einführung allgemeiner Stände mit schneidender Schärfe nachzuweisen. Da die kurze Schrift große Verbreitung fand, übersandte v. Wrangel sie dem Minister v. Rochow mit einem Bericht über den Oberpräsidenten. Dieser bestritt auf Rochows Anfrage der Verfasser der Schrift zu sein, ihren Druck und ihre Vertheilung besorgt zu haben. Die Untersuchung, die auf Wrangels Antrag stattfand, zeigte, daß v. Schön allerdings Verfasser und Verbreiter der Flugschrift war; dennoch erhielt v. Wrangel die Weisung: „dem Minister v. Schön keine Schwierigkeiten in Regierungs-Angelegenheiten zu schaffen, er sei Sr. Majestät Freund."

Durch Kabinetsordre vom 7. April 1842 wurde ihm in anerkennenden Worten das Generalkommando des II. Armeekorps übertragen — er hatte das Gefühl, dem Minister v. Schön das Feld räumen zu müssen. Doch führten die Ereignisse bald einen Umschwung in den Verhältnissen herbei; an Schöns Stelle, dem die Würde eines Burggrafen von Marienburg verliehen war, trat der Oberpräsident v. Böttcher, den der König bei dem Festmahl in Marienburg mit den Worten vorstellte: „Es ist der geeignete Mann, die Verwaltung der Provinz in konservativem Sinne zu leiten, was in Meiner Absicht liegt." Auf der Rückreise inspizirte Se. Majestät einige Truppentheile des II. Armeekorps; der kommandirende General erwartete ihn in Stolpe und erhielt Befehl, zu ihm in den Wagen zu steigen und ihm Vortrag über den Zustand des II. Armeekorps zu halten. Im Verfolg der Reise fragte der König, welcher Thurm in der Ferne sichtbar sei? „Der Thurm der Marienkirche zu Colberg", sagte Wrangel, „in der ich 1796 eingesegnet bin." Da der König sich sehr gnädig und theilnehmend nach seinen Familienverhältnissen erkundigte, erlaubte sich der General zu sagen: „Sollten Ew. Majestät wieder einmal mit meinen politischen Gesinnungen unzufrieden sein, so haben Sie die Gnade mich zum Kommandanten von Colberg zu machen, wo mein Vater viele Jahre treu gedient hat." Der König wurde sehr ernst und sagte: „Sie haben recht gehabt, daß Schöns liberales Wirken sich Meiner Regierung feindlich gezeigt hat, es ist das für Mich eine bittere Erfahrung gewesen." Dann reichte ihm der König die Hand mit den Worten: „Vergessen Sie, daß Ich Sie einen Augenblick verkannte." Diese huldvolle Aeußerung machte den General unaussprechlich glücklich, auch auf der weiteren Reise zeigte ihm der König wiederholt sein Wohlwollen in liebenswürdigster Weise.

Im Sommer 1843 erhielt v. Wrangel den Auftrag, die Herbstübungen des Kavalleriekorps zu leiten, das aus Regimentern von vier verschiedenen Armeekorps formirt war. Er hatte die auf reiche Kriegserfahrung und vieljährige Beobachtung begründete Ueberzeugung gewonnen und oft ausgesprochen, daß die Ausbildung von Reiter und Pferd in allen Korps der Armee gründlich geleitet werde und manche Fortschritte gemacht habe, daß aber die Führung der Kavallerie, sowohl im vereinigten Reiterkorps als bei den Feldmanövern höchst mangelhaft und keineswegs kriegsgemäß sei. Es fehle, sagte er, dem gegenwärtigen System jede Einheit, es fehle auch an Führern und an Gelegenheit sie auszubilden. Seine Grundsätze und die Art seiner Führung sind deutlich in dem Aufsatze: „Ueber die Ausbildung und den Gebrauch der Kavallerie, unter Berücksichtigung der preußischen Verhältnisse, nach den Ansichten des General v. Wrangel" ausgesprochen. (Mil. Wochenblatt 1851.)

Nun begann die bedeutende Wirksamkeit des Generals für die Kavallerie

der ganzen Armee, welche den alten Reitergeist wieder erweckte, die Erfolge von 1866 und 1870/71 vorbereitete und ermöglichte, in denen der Greis noch am späten Abend seines Lebens die Früchte seiner anregenden Thätigkeit, seiner treuen, vieljährigen Arbeit sehen konnte. Die Stärke des zusammengezogenen Kavalleriekorps betrug zuerst 5680 Pferde in 40 Eskadrons und 20 Geschütze — als der Kaiser von Rußland Wrangel an der Spitze der Kavallerie zu sehen wünschte, wurde das Korps für die letzten Uebungstage auf 7500 Pferde und 32 Geschütze verstärkt. Ein wichtiges Element in der Führung der Reiterwaffe, das jeden kriegerischen Erfolg bedingt, liegt in der Persönlichkeit des Führers; wie bei Wachau und Etoges wußte v. Wrangel sein Korps zu elektrisiren, ihm seine Kühnheit, sein Selbstvertrauen, seine Freudigkeit einzuhauchen. Alle Uebungen wurden mit seltener Energie, Schnelligkeit und Präzision ausgeführt, sie trugen, wie die am Schlusse des Manövers erlassene königliche Ordre sagt: „das Gepräge eines tüchtigen, frischen Reitergeistes."

Der oben erwähnte Aufsatz beginnt mit den Worten:

„Die Kavallerie ist die Waffe des Moments und der Offensive, Schnelligkeit ist ihr Element, Kühnheit und Entschlossenheit ihr Karakter. Ihr glänzendes unübertroffenes Vorbild sind die Reiterschaaren unter Seydlitz und Zieten; hatten sie den Feind erspäht, so wurde nicht gezählt und überlegt, sondern scharf geritten und im vehementesten Choc attackirt. Nie ließ sich die Kavallerie vom Feinde angreifen, sie griff stets selbst an."

Die folgenden wesentlichen Grundsätze, die Wrangel lange und zuletzt erfolgreich verfochten, sind in jenem Aufsatz ausgesprochen.

Die gründliche Detailübung ist unerläßlich — jeder Reiter muß den Tag für verloren halten, an dem er nicht sein Pferd getummelt und sich nicht im Gebrauch seiner Waffe geübt hat. Die Kavallerie kann nur auf eine Weise, mit der blanken Waffe, kämpfen; der Führer muß jede Schwäche, jede Unordnung des Feindes zu erspähen suchen, den möglichen Kampfplatz rekognosziren, im Geist seiner Waffe sich schnell entschließen und die That dem Entschluß unmittelbar folgen lassen. Das Erkennen des richtigen Moments liegt in der Einsicht des Führes, das Erfassen in seiner Entschlossenheit und Kühnheit. Reserven sind nothwendig, welche im Trabe und in geschlossener Ordnung folgen; nie müssen mehr Truppen unmittelbar ins Gefecht geführt werden, als zum Siege nothwendig sind; die Attacke muß allemal die Flanken des Feindes zu gewinnen suchen.

Ein Theil der Kavallerie muß zu größeren Entscheidungen als Reserve zusammengehalten werden, ein anderer Theil muß bei den größeren Infanterie-Abtheilungen als Divisionskavallerie eingetheilt werden. Das Reservekorps, das v. Wrangel im Frieden zu bilden und zu üben empfiehlt, soll aus 10—14 Regimentern bestehen, doch spricht er an anderer Stelle von nur 6—7 Regimentern, was der heutigen Kavalleriedivision entsprechen würde.

In der Regel wird dem Kavalleriekorps in der Schlachtaufstellung ein Reserveverhältniß zugewiesen, aber das ist Regel, nicht Gesetz — denn die Kavallerie ist in ihren Angriffen an keine Zeit gebunden.

Die reitende Artillerie muß immer im vollsten Einverständniß mit der Kavallerie handeln, ihr Platz ist meist auf den Flügeln der Kavallerie, bei Schwenkungen auf dem innern, ihr Ziel ist der Feind, der für den Augenblick der gefährlichste ist. Die großen Kavallerie-Abtheilungen sind auch zu selbstständigen Gefechten und Unternehmungen, namentlich zu Ueberfällen und Rekognoszirungen im großen Maßstabe zu verwenden.

Einzelnes in obigen Ansichten mag infolge der erhöhten Wirksamkeit der Feuerwaffen modifizirt werden müssen — im Großen und Ganzen sind sie gültig für alle Zeit — und an sie, wie an die v. Wrangel geleiteten Kavallerie-Uebungen, knüpft sich das Wiedererwachen des altpreußischen, fridericianischen Reitergeistes.

Im Frühjahr 1845 erhielt der General Befehl, die einzelnen Abschnitte des neu entworfenen Kavallerie-Reglements zu prüfen und mit Bemerkungen zu versehen, und dann in der in Berlin versammelten Konferenz den Vorsitz zu übernehmen. Seine Forderungen und Grundsätze waren allgemein bekannt.

„Die allereinfachste Bewegung, um von einer Formation in die andere überzugehen, ist nothwendig.

Um ein Ziel zu erreichen ist immer der nächste Weg nothwendig.

Die Richtung muß nach der Mitte genommen werden.

Das zweite Treffen soll in Kolonne hinter einem der Flügel des ersten stehen.

Wenn das erste Treffen geworfen ist, attackirt das zweite Treffen den Feind in die Flanke.

Die Reserve steht in Kolonne auf der Rückzugslinie.

Die Artillerie bereitet die Attacke vor und deckt den Rückzug.

Der Schritt wird nur zum Anrücken gebraucht, alle Evolutionen werden in starkem Trabe ausgeführt, Galopp wird geritten, wenn man das Ziel im Trabe nicht schnell genug erreichen kann, die Karriere muß in vollem Rennen stattfinden."

In der späteren Konferenz wurde nach Mehrheit der Stimmen entschieden, so daß der Vorsitzende seine Meinung oft nicht zur Geltung bringen konnte. Das durch die Kommission entworfene Reglement erhielt zwar die Allerhöchste Sanktion, wurde aber nie zur Richtschnur für die Armee und verschwand nach einigen Jahren fast gänzlich. Da nun den Brigaden und Regimentern freie Hand blieb, so fehlte der Ausbildung der Kavallerie jede Einheit und jeder leitende Gedanke. Im II. Armeekorps galten nur die oben ausgesprochenen Grundsätze.

Bei dem Herbstmanöver des II. Armeekorps wurde eine Kavalleriedivision unter General v. Wedell formirt, eine Brigade führte nach der

Disposition die vorgeschriebenen Evolutionen nach dem Kommando und Signalen des neuen Reglements aus, die andere nach dem des alten. Die Division wie das Armeekorps ernteten das Lob des Königs, der v. Wrangel zum Chef des 3. Kürassierregiments ernannte. Der General war sehr beglückt, sprach es den Offizieren des Regiments, denen er seine Stellung verdanke, aus und sagte: „Sie werden mich fortan nur in dieser Uniform sehen."

Im folgenden Jahre feierte er sein 50jähriges Jubiläum, erhielt zum Rothen Adlerorden Eichenlaub und Brillanten und Geschenke des II. Armeekorps, des 3. Kürassierregiments, die Stadt Stettin wählte ihn zum Ehrenbürger.

Nach den großen Kavallerie-Uebungen bei Berlin hatte der General einen viermonatlichen Urlaub genommen, um mit seiner Gemahlin und seinem ältesten Sohne Gustav nach dem Rhein, der Schweiz und Italien zu reisen. Er besuchte alle Schlachtfelder der Lombardei, fand an der herrlichen Gegend bei Neapel große Freude — noch in den letzten Lebensjahren sprach er mit Entzücken von Sorrento — und ging von dort über Florenz nach Verona, um an den Manövern der österreichischen Armee theilzunehmen. Den Feldmarschall Radetzky kannte er schon aus den Befreiungskriegen, mit ihm und anderen Generalen, namentlich mit dem Feldmarschalllieutenant v. Heß, knüpfte er Bande enger Freundschaft. Seine Urtheile über den Zustand der österreichischen Truppen bewährten sein scharfes Auge; von dem Feldmarschall Radetzky sprach er mit höchster Achtung.

1845 erhielt v. Wrangel den Auftrag, die Truppen des X. Armeekorps zu inspiziren, den König Christian VIII. in Louisenberg zu begrüßen und ihm den Wunsch Königs Friedrich Wilhelm IV. auszusprechen, daß bei dem holstein-lauenburgischen Kontingent das Kommando deutsch, nicht dänisch gegeben werde.

König Christian VIII. gestand, daß ihn der Wunsch, das deutsche Kommando einzuführen, in die größte Verlegenheit setze, da hierdurch die Einheit in der Armee eingebüßt werde. Augenblicklich sei kein Exerzirreglement in deutscher Sprache vorhanden, doch solle das dänische übersetzt und das deutsche Kommando bei dem Bundeskontingent eingeführt werden. Im Verlauf der Unterredung äußerte der König noch, daß ihn der Bundesbeschluß — den offnen Brief betreffend — sehr hart berührt habe, es sei nie seine Absicht gewesen, die Herzogthümer von Deutschland zu trennen. v. Wrangel ahnte damals nicht, daß er wenige Jahre darauf an der Spitze eines deutschen Heeres nach Schleswig und Jütland rücken werde.

Der General hatte die Freude gehabt, daß sein dritter Sohn, Lieutenant im 3. Kürassierregiment und vermählt mit Fräulein v. Sanden, aus Ostpreußen als Adjutant zu ihm kommandirt worden. Sehr beglückt wurde er durch die Geburt eines Enkelsohnes; aber vorher, im Juni 1847, war er tief be-

trübt worden durch den plötzlichen Tod seines zweiten Sohnes Karl, Lieutenant im 2. Dragonerregiment. Die Herzen der zärtlichen Mutter und des Vaters waren aufs tiefste erschüttert.

Als im Jahre 1847 das neue Kavallerie-Reglement erschienen war, in welchem seine Ansichten nicht überall zur Geltung gekommen waren, schickte er den Königen von Hannover, Dänemark und Bayern, wie anderen hochstehenden Personen Exemplare desselben und eines Aufsatzes zu, in dem seine abweichenden Meinungen mit der Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen waren, welche jede lebendige Ueberzeugung fordert. Von Allen liefen freundliche und anerkennende Dankesschreiben ein, von denen hier nur das des Grafen Radetzky mitgetheilt werden kann, weil es das freundschaftliche Verhältniß beider Generale zeigt und weil sich in ihm schon die Schatten zeigen, welche die revolutionären Ereignisse des kommenden Jahres voraus warfen. Radetzky schrieb:

„Ew. Exzellenz haben mir großes Vergnügen durch die Uebersendung der 1. Abtheilung Ihres neuen Kavallerie-Reglements gemacht und ich bin Ihnen dankbar für Ihre freundliche Erinnerung und den Werth, den Sie auf mein Urtheil legen. Obgleich ich im voraus überzeugt bin, daß ich in einer von einem alten preußischen Soldaten entworfenen Vorschrift nichts finden werde, das nicht am Probirstein der Erfahrung geprüft ist, so verspreche ich doch, mit aller Offenheit eines alten Soldaten meine Bemerkungen mitzutheilen. Das Wiedersehen Ihres hochbegabten, edlen Königs hat mich sehr erfreut, und der Beweis seines Wohlwollens, den er mir durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens gegeben, hat noch einen Sonnenblick auf meine alten Tage geworfen. — Was gegenwärtig in Italien vorgeht, hat mich nicht überrascht, ich hatte es lange vorher gesehen — auch hier bestätigt sich die politische Wahrheit: „„Nicht die Stärke der Nationen, sondern die Schwäche der Fürsten erzeugt die Revolutionen."" Der hochgefeierte Pius ist aber ein schwacher, eitler Pfaffe, vielleicht ein guter Mensch, sonst nichts. Ich bin übrigens vollkommen vorbereitet die Revolution zu empfangen, wenn sie mich in der Lombardei aufsuchen sollte; ich hoffe ihr eine Lektion zu ertheilen, die sie sobald nicht wieder vergessen soll.

Empfangen Ew. Exzellenz den herzlichsten Gruß und Händedruck eines alten Kriegsgefährten, und erhalten Sie ein freundliches Andenken

Ihrem

treu ergebenen Freunde

Mailand, den 29. Dezember 1847. Graf Radetzky."

Der Feldzug in Schleswig.

Während einer kleinen Abendgesellschaft im Hause des kommandirenden Generals in Stettin traf die erste Nachricht von dem Aufstande in Paris am 24. Februar 1848 ein. Aller Anwesenden bemächtigte sich eine tiefe Verstimmung, jeder ahnte, daß dieser Sturm Frankreichs Grenzen überschreiten würde. Infolge von Unruhen in Berlin wurden beide Musketierbataillone des Königsregiments dorthin geschickt, so blieb in Stettin nur eine kleine Garnison zurück, aber es gelang der besonnenen Festigkeit und Energie des Generals die Ruhe zu erhalten. Bald erhielt er einen Auftrag, der ihn von Preußen, dem Schauplatz für ihn so schmerzlicher Ereignisse, entfernte und ihm die ersehnte Gelegenheit zum Handeln bot. Wie ganz Deutschland war auch Schleswig-Holstein in die Bewegung des Jahres 1848 hineingezogen. Die Gährung, die der Erlaß des offnen Briefes hervorgerufen, war verstärkt, als Friedrich VII., der letzte seines Stammes, eine Gesammtstaatsverfassung verheißen und, infolge von demokratischen Straßendemonstrationen in Kopenhagen, ein aus den Führern der Eiderdänen gebildetes Ministerium ernannt hatte. In Kiel wurde eine provisorische Regierung gebildet, an deren Spitze der Herzog von Augustenburg, dessen Bruder, der Prinz von Noer, und konservative Männer, wie Graf Reventlow und Beseler, traten. Unter dem Einflusse des Prinzen von Noer, der früher kommandirender General in den Herzogthümern gewesen, trat die Garnison Rendsburg zur provisorischen Regierung über, die anderen holsteinischen Truppen folgten ihrem Beispiele, nur die aus Dänemark gebürtigen Offiziere kehrten dorthin zurück. Die neue Regierung suchte eine Armee zu schaffen, deren Organisation dem Prinzen von Noer übertragen wurde. Freikorps wurden gebildet, und aus allen Theilen Deutschlands eilten Freischaaren nach den Herzogthümern. Am 26. März war die Konzentration eines preußischen Observationskorps unter Oberst v. Bonin bei Havelberg angeordnet, ein Bundeskorps unter dem hannoverschen General Halkett sollte an der Elbe versammelt werden. Oberst v. Bonin rückte nach Rendsburg, die provisorische Regierung beschloß, sich den Besitz von Schleswig zu sichern, und die kaum organisirte unausgebildete Armee ging bis Flensburg, wurde aber am 9. April von der dänischen Armee unter General v. Hedemann vollständig geschlagen und eilte in voller Auflösung nach Rendsburg zurück. Hedemann folgte bis Schleswig, das er besetzte. Inzwischen waren die preußischen Truppen verstärkt und unter Befehl des Generallieutenant Fürsten Radziwill gestellt.

Am 19. April hatte General v. Wrangel Befehl erhalten nach Berlin zu kommen, — die Bundesversammlung in Frankfurt hatte beschlossen, die preußische Regierung zur Ernennung eines Oberfeldherrn aufzufordern, und die Regierungen, deren Kontingente das X. Bundeskorps bildeten, zu ersuchen, dieselben unter den Bundesfeldherrn zu stellen. Der König empfing

v. Wrangel sehr gnädig, ernannte ihn provisorisch zum General der Kavallerie und übertrug ihm die Führung des Heeres in Holstein. Am 21. fuhr General v. Wrangel mit seinem Gefolge nach Rendsburg, wo er spät eintraf, sich am folgenden Morgen zum General Halkett und zu den Mitgliedern der provisorischen Regierung begab und das Kommando übernahm. Sehr schwierig waren die Verhältnisse in jeder Art; der Krieg war nicht vorbereitet, der Chef des Generalstabes, General v. Stockhausen, und andere Offiziere des Stabes trafen erst nach einiger Zeit ein, das Lazareth- und Verpflegungswesen waren ungeordnet, was in einem weniger wohlhabenden und pferdereichen Lande die Kriegführung gelähmt hätte, die preußischen Truppen waren nicht mobil, die Gardetruppen waren in der Friedensstärke, nur die Linie hatte ihre Reserven eingezogen. Der neue Feldherr kannte die Mehrzahl der ihm unterstellten Truppen und deren Führer nicht. General Halkett, der vor ihm den Oberbefehl gehabt, war älterer Generallieutenant als er, endlich war es zweifelhaft, ob die Fürsten ihm willig den Befehl über ihre Kontingente lassen würden. Bald traf ein freundliches Schreiben des Königs von Hannover ein, in welchem dessen volles Einverständniß ausgesprochen war, das Verhältniß zum General Halkett blieb während des ganzes Feldzuges vertrauensvoll und freundschaftlich. Wo es nöthig war, zeigte General v. Wrangel eine Gewandtheit und richtige Beurtheilung und Behandlung der Persönlichkeiten, die bei seiner scharfen und schneidigen Natur überraschten. Allein die größte Schwierigkeit lag darin, daß er zugleich preußischer General und Bundesfeldherr war, und daß beide Kriegsherren in Konflikt treten konnten. Der Reichskriegsminister v. Peuker nahm ihn, der seinem Könige durch den heiligsten Eid verpflichtet war, schriftlich in Eid und Pflicht. Aber er hatte die neue Stellung nicht begehrt, sie nur im Gehorsam gegen seinen Herrn und König angenommen.

Nun galt es unmittelbar zu handeln — die Disposition des Fürsten Radziwill, der am 23. den Vormarsch beginnen wollte, billigte er durchaus, erließ am 22. einen Tagesbefehl, der mit den Worten schließt: „Vorwärts für Deutschland, sei unser gemeinsames Losungswort, und mit Gott im Herzen wird der Sieg unser sein. Es lebe unser gemeinsames Vaterland, es lebe Deutschland. Und nun vorwärts."

Am Abend vor dem Gefecht schrieb der General in einem Familienbriefe nach Stettin: „Morgen gehe ich vor und greife den Feind an, der zwei Meilen von hier steht, Gott gebe den Sieg. Zuerst gehe ich nach Schleswig, das ich am 24. zu haben hoffe. Dann weiter wie Gott will. Ich führe ein unruhiges und bewegtes Leben, aber ich gedenke Deiner und meiner Lieben mit unausgesetzter Theilnahme und bitte, schließe mich auch in Dein Gebet ein."

Von der dänischen Armee wußte man, daß sie in einer Stärke von 12 000 Mann mit 30—40 Geschützen, in einer wohl vorbereiteten Stellung

am Danewerk das Gefecht annehmen wolle. Die beiden preußischen Kolonnen sollten nach der Disposition des Fürsten Radziwill um 7 Uhr von den Rendezvousplätzen abmarschiren und durch ihre Avantgarden den Feind bis hinter den Kograben werfen lassen. Brigade Möllendorf sollte die eroberte Stellung — $1\frac{1}{2}$ Meile südlich von Schleswig — besetzen. Während des Vormarsches sollte sich die erste Kolonne mit den holsteinischen Truppen in Verbindung setzen.

Am Ostersonntage, den 23. April, war der Himmel trübe, die Luft naßkalt und es fiel ein feiner Regen. Beide preußische Kolonnen standen ½7 Uhr marschbereit an der Sorge. Die Truppen hatten wenige Wochen vorher mit Hingebung in den Straßen von Berlin gefochten — politische Rücksichten halten dahin geführt, daß sie — Sieger im Kampf — zurückgezogen wurden; für die Rechte der Herzogthümer, die Macht Deutschlands hatten sie so geringes Interesse, als die Truppen des X. Bundeskorps, aber sie gehorchten dem Befehl des Landesherrn und begrüßten freudig den Kampf mit einem äußeren Feinde. Die Stimmung war an jenem Morgen, wie im ganzen Verlauf des Feldzuges, zuversichtlich und gehoben. Der Oberbefehlshaber, Fürst Radziwill und Prinz Friedrich Karl, der auf seine Bitte dem Hauptquartier attachirt und von den hohen Eltern General v. Wrangel „als sein Kind" anvertraut wurde, blieben zunächst bei der Brigade Möllendorf, die zuerst auf den Feind stoßen sollte. Als Hauptmann v. Cosel den unbesetzten Kograben passirt hatte, auch am Danewerk keinen Feind traf, rückte er bis zu dem östlichen Theile des Waldes am Selker-Noer. Auf einem Hünengrabe, das freien Ausblick gewährte, traf Fürst Radziwill mit General v. Wrangel und dem Prinzen Friedrich Karl zusammen. Der Regen war einem scharfen Nordostwinde gewichen und das Wetter war klar geworden. Ueber den hellen Wasserspiegel der Schlei erhob sich die langgestreckte Häuserreihe der Stadt Schleswig und das stattliche Schloß Gottorf mit den dunkeln Waldhöhen dahinter, aber noch war kein Feind zu sehen. Kleine Abtheilungen dänischer Infanterie und Dragoner zogen sich eilig nach Schleswig zurück, und bald erreichte die linke Kolonne des General Bonin der Disposition gemäß Jagel.

Im dänischen Hauptquartier hatte man an dem Tage noch keinen Angriff erwartet, General v. Hedemann wurde überrascht, erst um 10 Uhr wurde alarmirt; aber dann rückten die Truppen schnell nach den im voraus bezeichneten Punkten, die sie tapfer vertheidigten. Der Verlauf des Tages ist bekannt, aus der Rekognoszirung wurde ein Gefecht, das die Aufgabe für den folgenden Tag sogleich löste. General v. Wrangel war überall, wo am lebhaftesten gekämpft wurde, zuerst bei der Brigade Möllendorf, dann bei der Brigade Bonin, er griff mehrmals selbst ins Gefecht ein; — trotz tapferer Vertheidigung und eines wohlgeplanten Gegenangriffs des dänischen Generals v. Bülow wurden die Dänen aus ihrer Stellung westlich von Schleswig ge-

worfen, räumten das Schloß Gottorf und den oberen Theil der Stadt und zogen sich nach der Stellung am Taterkrug nördlich von Schleswig zurück, wo General v. Hedemann am Abend 18 Geschütze auffahren ließ. Der kommandirende General hatte dem General v. Bonin — dem Prinz Friedrich Karl selbstständig die Direktion auf Husby gegeben — gleich nach dessen Eintreffen befohlen, Husby festzuhalten und die Verbindung mit den Truppen im Pulverholz aufzunehmen. Dann ritt er bis Königswille vor und rekognoszirte zu Fuß die Stellung des Feindes. Da es ganz dunkel geworden, die Truppen im Waldgefechte durcheinander gekommen und nach 16stündigem Marsch und Gefecht sehr ermüdet waren, so gab er Befehl, daß sie an der Stelle, wo sie standen, biwakiren sollten. Er sah vorher, daß General v. Hedemann in der Nacht die Stellung am Taterkruge räumen werde. Um 8 Uhr ritt der Oberbefehlshaber nach seinem bescheidenen Quartiere in der Vorstadt Friedrichsberg, wo er die Nachricht erhielt, daß eine Kompagnie der Brigade Möllendorf das von der dänischen Besatzung geräumte Schloß besetzt habe. —

So war ein schöner Sieg durch den stürmenden Muth der Truppen errungen. Nur eine Rekognoszirung, ein Zurückdrängen der Vortruppen war für diesen Tag beabsichtigt, erst am folgenden Tage sollte die Stellung nach Heranziehung der Bundestruppen genommen werden. An demselben Abend meldete der General Sr. Majestät den erfochtenen Sieg und erließ den folgenden Tagesbefehl:

„Soldaten! Meine Erwartungen, so groß sie waren, habt Ihr bei weitem übertroffen; es war meine Absicht, die Vortruppen der Dänen bis an das für die Vertheidigung sehr günstige Terrain zurückzuwerfen. Euer Kampfeseifer ließ mich aber, ungeachtet des großen zurückgelegten Marsches diese Schranke nicht inne halten, und bald war Schleswig unser. Ich danke Euch und freue mich, auch in der nächsten Zeit Gelegenheit zu erhalten, Eure Ausdauer, Eure Tapferkeit bewundern zu können."

Der Sieg war infolge des leichte Deckung bietenden Terrains mit geringen Opfern erkauft worden, die preußischen Truppen verloren 29 Offiziere, 411 Mann, die Hälfte des Verlustes der Linienbrigade traf die beiden Bataillone des Königsregiments, deren Muth der kommandirende General am Abende auf dem Schlachtfelde in ehrenden, erhebenden Worten anerkannt hatte. Der Verlust der Holsteiner betrug 2 Offiziere 45 Mann, der Gesammtverlust der Dänen 170 Tode 782 Verwundete und Gefangene.

Se. Majestät der König erwiderte die Meldung des Generals durch das folgende gnädige Handschreiben:

„Mein lieber General! Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zum ehrenvollen Treffen bei Schleswig, ebenso den braven Truppen, die den preußischen Heldennamen und Ruf aufs neue bewährt haben. Das Verhalten meines Neffen Friedrich Karl erfüllt mich mit Freude.

Mit Besorgniß sehe ich der Liste der gefallenen Offiziere und Soldaten entgegen. Gebe Gott dem Kampf ein baldiges Ende, so ehrenvoll wie der Anfang gewesen ist. Ich beneide Sie schrecklich und gönne Ihnen doch von Herzen, daß Ihr Name dieser ehrenvollen Begebenheit voransteht.

Potsdam, Osterdienstag 1848. Friedrich Wilhelm."

Am folgenden Morgen wurde, nachdem am Abend vorher die Bundestruppen angelangt, die Verfolgung begonnen, General v. Hedemann hatte sich vom Taterkrug nach der Stellung bei Arenholz zurückgezogen, dann aber auch diese aufgegeben und war nach Flensburg gerückt. Nur am Billschaukrug konnte noch ein Theil der Arrieregarde erreicht werden, die dänischen Truppen wurden bei Bau gesammelt, um von da nach Alsen übergeführt zu werden. Ein Detachement unter General v. Wedel ging nordwärts nach Jütland.

Mit der Avantgarde rückte General v. Wrangel in Flensburg am Abend des 24. April ein, am 25. folgte das Gros — da der Feind nicht mehr zu erreichen war, gewährte der General den ermüdeten Truppen einen Ruhetag. Dann eilte er über Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld der jütländischen Grenze zu. Ein Privatbrief aus jenen Tagen lautet: „Seit ich bei der Armee bin, habe ich nur frohe glückliche Tage, es ist ein wahrhaft prächtiger Geist in den Truppen — Du weißt, ich fordere viel, aber sie leisten stets mehr und immer in freudiger Hingebung."

Aus einem Berichte, den der General am 27. an den König schickte, gehen seine Ansichten über die Kriegslage und seine ferneren Absichten hervor; er hielt die Eroberung von Jütland für nothwendig, bedurfte aber der Verstärkung, da zahlreiche Detachirungen nothwendig geworden und die Dänen durch ihre Flotte im stande waren, an vielen Punkten der langen Flanke und im Rücken des operirenden Heeres Truppen ans Land zu setzen. An die Seinen schrieb er:

„Ich gehe nach Jütland, und hoffe bald in Kolding und vor Friedericia zu stehen, da will ich bleiben, bis die von den Dänen genommenen Schiffe herausgegeben und der Sundzoll aufgehoben ist. Erreiche ich das, so hoffe ich, daß meine guten Stettiner mit mir zufrieden sein werden.

Das lebhafte Bedürfniß, das ich fühlte, Gott dem Allmächtigen für alle seine Gnade und den mir ertheilten Beistand auch öffentlich zu danken, war Veranlassung, daß ich gestern in Apenrade einen Zivilgottesdienst abhalten ließ. Der Prinz und mein Stab waren zugegen — Du kannst denken, welche Gefühle des Dankes mich erfüllten. Wenn man den Tod so vor Augen hat, fühlt man sich Gott näher, frei ist der Geist und getrost sehe ich der Zukunft entgegen."

Am 1. Mai erließ der General eine Proklamation an die Bewohner von Jütland, in welcher er sie auffordert nicht zu fliehen, ihre Person und ihr Eigenthum sollten geschützt sein. „Jütländer, nehmt meine tapferen

Truppen gastlich auf, Ihr sowohl wie Eure Weiber und Kinder werden unter den deutschen Kriegsschaaren, die ich das Glück habe zu führen, so sicher sein wie unter den eigenen Brüdern."

Die Versuche der dänischen Regierung, in Nordschleswig und in Jütland einen Volksaufstand zu organisiren, hatten fast gar keinen Erfolg, auch in dem wohlhabenden, südöstlichen Theile von Jütland wurden unsere Truppen gut aufgenommen und reichlich verpflegt — überall waltete Humanität und Mäßigung.

Am 2. Mai überschritten beide preußische Brigaden und die holsteinischen Truppen die Königsau; am folgenden Tage wurde Friedericia besetzt, welches die dänischen Truppen geräumt hatten. In seinem Tagesbefehl vom 3. Mai sagte der General: „Schleswig und Holstein hat der Feind geräumt, bis auf wenige Inseln, die wir wegen Mangels an Kriegsschiffen nicht betreten können, in Jütland sind wir eingedrungen, und die Festung Friedericia ist unser, dort weht die deutsche Fahne, und so lange sie dort aufgepflanzt ist, soll kein Schiff mehr bei seiner Durchfahrt durch den kleinen Belt einen Zoll entrichten."

Auch in so bewegter Zeit stand der General in lebhaftem Briefwechsel mit seiner Familie, er hatte um tägliche Nachrichten gebeten, die ihm möglichst genau die Lebensweise der Seinigen berichten sollten, damit er in jedem freien Augenblick Herz und Sinn nach Stettin wenden und sich das Leben seiner Familie vergegenwärtigen könne. So fragte er in einem, im königlichen, sehr bescheidenen Schlosse zu Fridericia geschriebenen Briefe, ob die Nachtigall im kleinen Garten hinter der Statue Friedrichs des Großen, der zur Wohnung des kommandirenden Generals gehörte, in diesem Jahre wiedergekehrt sei, und empfahl, ihr Futter und Wasser hinzustellen.

In 54 Dienstjahren voller Mühe und Arbeit, in fünf Feldzügen voll blutiger Schlachten hatte sein einfaches warmes Herz den Sinn für die Natur und die kleinen Freuden des Lebens bewahrt.

Auf Empfehlung des Ministers v. Arnim war eine Kontribution von zwei Millionen Speziesthalern ausgeschrieben worden, als Ersatz für die von den Dänen genommenen Schiffe, sie wurde in schonender Weise betrieben, die bäuerliche Bevölkerung war gutwillig und friedliebend, nur bei den dänischen Behörden trafen alle Maßregeln auf hartnäckigen Widerstand, infolge dessen mehrere Stiftsamtleute aufgehoben und nach Kolding transportirt werden mußten. Am 8. Mai eröffnete eine dänische Flottille das Feuer auf Friedericia, das von den preußischen Feldbatterien erwidert wurde. General v. Bonin ließ durch eine reitende Batterie von Snoghoi aus Middelfart und das Dorf Strüb beschießen, bald standen mehrere Gebäude in Flammen.

Kapitän Sten-Bille, Kommandeur der Flotte im kleinen Belt, richtete vom Bord des Hekla einen Brief an General v. Wrangel, in welchem er

gegen das Bombardement von Middelfart protestirt und sagt: „Wenn die Handlungen, die in den Annalen der Kriegsgeschichte zivilisirter Völker unerhört sind, auf Ihren Befehl geschehen, würde die dänische Marine in der Lage sein, an den Küstenstädten der Ostsee grausame Rache zu nehmen."

Der General erwiderte, daß der Kampf von der dänischen Marine, die Friedericia beschossen, begonnen, das Schloß sei theilweise zerstört, Weiber und Kinder, jetzt unter Deutschlands Schutz stehend, seien verwundet und getödtet. — „Wenn die dänische Marine für das Bombardement von Middelfart an den Häfen der Ostsee Rache nehmen wird, so lassen Sie es sich gesagt sein, daß für jedes Haus, das die dänische Marine an der Küste der Ostsee in Brand schießen sollte, ein Dorf in Jütland brennen wird. Mein Name bürgt dafür, daß es geschehen wird." Diese kräftigen Worte hatten vollständigen Erfolg, — jeder dänische Offizier wußte, daß der General die ausgesprochene Drohung nöthigenfalls — wenn auch mit schwerem Herzen — vollführen werde.

Das Hauptquartier war damals in Kolding, dessen sämmtliche Mitglieder, durchreisende fremde Offiziere, Deputirte der provisorischen Regierung und andere, die täglichen Gäste des Generals waren. Alle Bedürfnisse, auch den Wein, bezahlte er aus seiner Tasche und nahm auch in Jütland nichts von der Lieferung, höchstens wurde ein Stück Wild angenommen, da die provisorische Regierung den Forstbeamten aufgetragen, Wild für die Küche des Hauptquartiers zu liefern. Täglich war der General im Sattel, inspizirte bald hier bald dort die Truppen, überzeugte sich von dem Zustande der Verpflegung und widmete den Lazarethen besondere Aufmerksamkeit. Ueberzeugt von der Wichtigkeit des Details ließ er, wenn er marschirende Truppen traf, einzelne Leute austreten, um mit eigenen Augen die Fußbekleidung und den Inhalt der Tornister zu prüfen.

Wer im Frühjahr 1848 das Glück gehabt, an dem Feldzuge theilzunehmen, wird der schönen frischen Zeit eine dankbare Erinnerung bewahrt haben. In wenigen Wochen hatte das kleine Heer schöne Erfolge errungen, jeder war froh, den traurigen Verhältnissen des Vaterlandes augenblicklich fern bleiben und einem äußeren Feinde gegenüber stehen zu können. Die Kriegführung war schonend, der Geist der ländlichen Bevölkerung konservativ im besten Sinne des Wortes, unsere Soldaten glaubten das deutsche Bauerland der Heimat dort wieder zu finden.

Bald sollte eine Wendung im bisherigen Gang der Ereignisse eintreten; der General hatte auf seine Forderung einer Verstärkung, deren er bei seiner 24 Meilen langen Kommunikationslinie bedurfte, ausweichende Antwort erhalten, die Bundesregierungen verweigerten die volle Stellung ihrer Kontingente, im Streit mit Dänemark blieb die deutsche Sache ohne deutsche Unterstützung. Der preußische Minister v. Arnim hatte schon mehrere Male auf die Eventualität gedeutet, Jütland zu räumen, worauf v. Wrangel

erwiderte, das würde ein Anerkenntniß der Schwäche sein, welches den Feind kühner und die Unterhandlungen schwieriger machen würde.

Aber schon am 23. Mai traf ein Feldjäger aus Berlin mit einem Schreiben des Minister v. Arnim ein, mit dem Befehl an den General, Jütland zu räumen und eine Stellung im nördlichen Schleswig zu nehmen. Freilich habe der Bund in die Besetzung eines Theils von Jütland als Pfand gewilligt, aber der Bund sei nicht bereit, die nöthigen Mittel zur Behauptung des Pfandes herzugeben. Hannover, Oldenburg, Bremen und Lübeck haben das Embargo aufgehoben und die mit Beschlag belegten Schiffe herausgegeben — so sei Preußen isolirt, während jene Staaten eine Art von Neutralität zur See gegen Dänemark, im schreienden Widerspruch zu ihrer Stellung als Verbündete Preußens, erstreben. Selbst die provisorische Regierung der Herzogthümer habe das Embargo aufgehoben und sich dadurch von der Gemeinsamkeit der Maßregeln gegen Dänemark losgesagt. Schließlich erhielt der General den Befehl: „der Bundesversammlung wie der provisorischen Regierung die Anzeige zu machen, daß die militärische Lage der Dinge Sie nöthige Jütland zu verlassen, und daß Sie auch hinsichtlich Schlewigs bald in dieselbe Lage kommen könnten."

Ein vertraulicher Brief des Ministers von demselben Tage fügte hinzu, „daß hinreichende Gründe beständen, die Truppen aus Jütland, vielleicht aus den Herzogthümern zurückzuziehen. Die Gründe seien wesentlich politischer Natur, da Preußens Stellung, namentlich Rußland und England gegenüber täglich unhaltbarer würde." „Doch", fährt der Brief fort, „müssen wir wünschen, daß Ew. Exzellenz in Ihrer offiziellen Mittheilung an den deutschen Bund möglichst die hinreichend vorhandenen militärischen Rücksichten geltend machen und es vermeiden, die von hier erhaltenen Mittheilungen anzuführen. Ew. Exzellenz werden in den Nachrichten, über die kriegerischen Bewegungen in Schweden, von denen Sie doch so genaue Kenntniß haben können als wir, hinreichende Gründe anzuführen haben, zu denen noch die geringe Zuverlässigkeit der holsteinischen Truppen und die Stimmung im Lande selbst hinzukommen. Von Christiania erhalten wir die zuverlässige Nachricht, daß alle in Norwegen disponiblen Schiffe zum 20. Mai im Sunde einzutreffen beordert waren. v. Arnim."

Die peinliche Lage, deren Möglichkeit der General vorhergesehen, war eingetreten — er war zugleich preußischer General und Oberbefehlshaber der Bundesarmee. Die ihm gestellte Aufgabe hatte er schnell und glänzend gelöst, hatte den preußischen Adler siegend nach Jütland geführt und sollte ihm jetzt selbst die Flügel binden — sollte alle errungenen Vortheile aufgeben und dabei den wahren Grund seines Handelns verschweigen, einen anderen unwahren vorschieben. In den letzten Wochen war sein Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus mit Hochachtung genannt worden; mußte er sich nicht einer falschen Beurtheilung aussetzen und seinen wohl erworbenen

Ruf gefährden, wenn er die wahren Motive seines Handelns verschwieg; konnte der plötzliche, durch kein kriegerisches Ereigniß veranlaßte Rückzug nicht als Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Herzogthümer, als Vernachlässigung deutscher Interessen erscheinen? — Nach schwerem Kampfe faßte er schnell in tiefer Aufregung den Entschluß, Alles dem unbedingten Gehorsam gegen seinen König und Herrn zu opfern. Und weil er ein ganzer Mann war, jeder Halbheit fern, so führte er seinen Entschluß schnell und vollständig aus und machte der Bundesversammlung wie der provisorischen Regierung die Mittheilung in der vom Minister gewünschten Weise, wofür dieser in verbindlicher Weise dankte. Wie schwer ihm aber sein Entschluß geworden, was Alles in jenen Tagen seine Seele bewegte, zeigen die Briefe, die er damals an die Seinigen in der Heimat richtete. „Ich bedauere", schrieb er, „unsere schwankende Politik, das Maß unseres Unheils ist noch nicht voll — das Ministerium hat von mir gefordert, daß ich mit der Armee Jütland verlassen soll; — wenngleich ich als Oberfeldherr des Bundes nur vom deutschen Bunde Befehle zu erwarten habe, so bin ich doch der Aufforderung gefolgt und marschire zurück. — — — Meine tapferen Schaaren ziehen tief gebeugt aus Jütlands Fluren ab; nicht das Schwert der Dänen, nicht Schwedens stolze Flotte zwangen sie, Friedericia aufzugeben, nur dem Willen des theuren Vaterlandes gehorsam folgen sie still und ohne Murren dem Ruf ihres greisen Führers — aber mir wie ihnen bricht das Herz über solche Schmach. Wir verlassen das Land, das mit dem Blute unserer Brüder getränkt ist, ohne daß ein ehrenvoller Friede errungen, ohne daß Deutschland für die erlittenen Verluste entschädigt ist. Du bist meine treue Leidensgefährtin, und darum schütte ich in Deine Seele vertrauungsvoll meinen tiefen Kummer aus. Ich sehne mich nach Deiner Nähe, meine alte Herzensfrau, ich will leben wie ein Einsiedler. Gott möge unsern guten Kindern gnädig sein."

Von Flensburg aus schrieb er am 30.: „Ich bin sehr betrübt über den befohlenen Rückmarsch, die Trauer der deutschen Landesbevölkerung in Christiansfeld, Hadersleben und Umgegend ist herzergreifend, Hunderte von Familien verlassen ihre Heimath, da sie ihr Unglück unter dänischer Zuchtruthe vorhersehen. Die Berliner und Frankfurter Angelegenheiten sind trostlos, nirgends Kraft und Einigkeit. Ich bin auf Alles gefaßt, und wenn es zur Republik kommt, gehe ich lieber am Bettelstabe, als daß ich diene."

Indessen hatte General v. Hedemann die dänischen Truppen auf Fünen konzentrirt, um von dort dem Gegner einen Schlag beizubringen, der ihn zwang Jütland zu räumen. Da dies bereits geschehen war, führte er am 27. Mai die Truppen zu Schiff nach Alsen, um von dort aus die Bundestruppen auf dem Sundewitt überraschend anzugreifen. Im Laufe des Mai waren diese allmälig von dem Uebergangspunkte des Alsensundes bei Sonderburg zurückgegangen, und die Dänen hatten hinter dem Brückenkopf eine

Brücke schlagen können, die ihnen erlaubte, mit etwa 14000 Mann unbemerkt aufs Festland zu setzen, die Vorposten und Kantonnements zu überfallen und bis über Satrup zurückzuwerfen. Am Abend erhielt General Wrangel die Meldung von dem Rückzuge der Truppen des X. Korps, am anderen Morgen um 7 Uhr war er in Gravenstein und befahl sofort eine Rekognoszirung der Stellung des Feindes. Am 2. Juni verfügte er eine Dislokationsveränderung, zog die Brigade Bonin nach Quaars im Sundewitt und Umgegend, Brigade Möllendorf nach Klipleo, während die Bundesdivision nördlich und westlich von Flensburg, die holsteinischen Truppen südlich von Flensburg kantonnirten. Auf Fünen war ein dänisches Flankenkorps von etwa 6000 Mann unter Oberst Juel gebildet, das nach Jütland übergesetzt worden war, daher mußte die deutsche Armee nach zwei Seiten Front machen.

Für den 5. Juni beschloß General v. Wrangel eine Operation, durch welche die Dänen in den Brückenkopf bei Düppel zurückgeworfen werden sollten; die Brigade Bonin erhielt den Befehl, über Satrup gegen den Brückenkopf vorzugehen, die Brigade Möllendorff demonstrirte während dessen gegen Apenrade. Eine dritte Kolonne, eine Brigade des X. Korps, und andere Truppen sollten gleichzeitig über Atzbüll und Nübel gegen Sonderburg vorgehen, der Rest der Truppen des X. Korps und die Holsteiner standen bei Holebüll in Reserve. Bei der großen Hitze rückten die Kolonnen auf den engen Wegen langsam vor und der Angriff erfolgte nicht gleichzeitig. Die Infanterie litt durch das Feuer der schweren Geschütze der Düppeler Batterien und der Strandbatterien auf Alsen. Doch gelang es, die Dänen zurückzuwerfen; auch später, nachdem v. Wrangel den Befehl gegeben, nicht weiter vorzurücken, aber die genommene Stellung zu behaupten, gelang es, die Offensivstöße dänischer Kolonnen abzuweisen.

In dem folgenden Artilleriegefecht behaupteten die schweren Geschütze der dominirenden dänischen Stellung ihre Ueberlegenheit, — ein Sturm auf die Düppeler Schanzen hätte schwere Verluste gekostet, die in keinem Verhältniß zu dem zu erreichenden Resultate gestanden hätten, da der Brückenkopf den Schiffsgeschützen und den Alsener Strandbatterien gegenüber nicht behauptet werden konnte. Daher wurde befohlen, daß die Truppen sich langsam von Düppel nach Satrup zurückziehen sollten, um dort das Biwak zu beziehen. Die preußischen Truppen hatten gegen mehr als doppelte Uebermacht gefochten und gegen 500 Mann verloren, aber der Feind war in seinen Brückenkopf zurückgeworfen und die Halbinsel Sundewitt in den Händen der Bundesarmee. General v. Hedemann, die Vortheile welche ihm die Flotte gewährte benutzend, führte den größten Theil seiner Armee nach Nord-Schleswig. Da General v. Wrangel Nachricht erhalten, daß der größte Theil derselben nördlich Hadersleben stehe, beschloß er den Feind mit seiner ganzen Stärke anzugreifen. Der Hauptstoß sollte gegen den rechten

Flügel der dänischen Truppen gerichtet werden. Am 30. Juni sollte der Gesammtangriff erfolgen. Doch die Avantgarde der holsteinischen Kolonne drang am 29. so energisch gegen Hadersleben vor, daß der dänische General die Absicht des Gegners erkannte, am Abend die Stellung räumte und über die Grenze Schleswigs nach Jütland rückte, wohin ihm die deutschen Truppen nicht folgen durften. Aber bei dem erwarteten Beginn der Waffenstillstandsunterhandlungen war es wichtig, daß ganz Schleswig — bis auf die Inseln — wieder in den Händen der deutschen Armee war.

Indessen hatten die Waffenstillstandsverhandlungen begonnen, Preußen hatte den Grafen Pourtalès, Dänemark den Kammerherrn v. Reedz bevollmächtigt, welche beide im Schloß Bellevue bei Kolding zusammentrafen. Dem schon in Malmoe verabredeten Projekt, das die Ehre der Waffen und die Interessen Deutschlands wahrte, glaubte General v. Wrangel zustimmen zu können, aber er zweifelte, ob unter diesen Bedingungen ein Waffenstillstand würde abgeschlossen werden. Inzwischen war in Frankfurt unter Preußens Zustimmung der Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt worden, am 16. Juli traf ein Schreiben des Reichskriegsminister v. Peuker ein, mit dem Befehl, daß am 6. August bei einer Parade alle Truppen dem Reichsverweser durch ein dreimaliges Hurrah zu huldigen und die deutschen Farben an Kopfbedeckungen und Panieren anzulegen hätten. v. Wrangel erwiderte, daß die Truppen, die Kugel im Lauf, dem Feinde unmittelbar gegenüberständen, also zu solchen Zeremonien keine Zeit sei. Bald erhielt er das folgende Handschreiben Sr. Majestät, das seine Ablehnung des Huldigungsaktes vollständig billigte:

„Mein lieber General der Kavallerie von Wrangel! Ich gebe Ihnen hiermit den Befehl, bei Ihren etwaigen militärischen Operationen die Jütländische Grenze unter keiner Bedingung zu überschreiten; der Abschluß des Waffenstillstandes ist hoffentlich nahe, Sie haben sich daher vorläufig darauf zu beschränken, dänischen Unternehmungen in Schleswig energisch zu begegnen, nirgends aber herausfordernd aufzutreten. — Die vom General Peuker am 6. August verlangte Parade unterbleibt gänzlich, Sie haben sich streng nach diesem Meinem Befehl zu richten.

Diese Zeilen, Mein theuerster Wrangel, sind ganz vertraulich, d. h. dürfen nicht der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ich hoffe — ich glaube und fürchte, daß Ihre schleswigschen Siege bald zu Ende gehen, — wie recht und billig durch einen ehrenvollen Frieden. In dem Sinne habe Ich den Erzherzog Johann durch Ihren Schwager Below bescheiden lassen. Die Wolkenbildung deutet aber noch immer auf Sturm, und Ich glaube, daß Sie nicht lange auf Ihren Lorbeeren ruhen werden. Gott allein weiß, wo und wie es wieder losgehen wird, aber das weiß Ich, daß Sie überall derselbe sein werden.

Friedrich Wilhelm."

Am 15. Juli schon hatte v. Wrangel von Berlin aus den Befehl erhalten, keinen Waffenstillstand ohne Genehmigung des Reichsverwesers abzuschließen. Dänemark aber erklärte jetzt, es habe nur mit Preußen und dem deutschen Bunde Krieg geführt, der Reichsverweser sei von keiner außerdeutschen Macht anerkannt, und die dänische Regierung weigere sich mit ihm zu verhandeln. Schweden und England hielten Dänemarks Bedenken für gerechtfertigt, und die englische Regierung drohte sogar sich von aller Betheiligung an den Verhandlungen zurückzuziehen, wenn das preußische Kabinet nicht im stande sei, die Angelegenheit in befriedigender Weise zu beenden.

Die für die Zeit vom 15. bis 19. Juli verabredete Waffenruhe wurde bis zum 24. Juli abends verlängert; sollte die dänische Regierung die in Malmoe verabredeten Bedingungen verwerfen, so erklärte v. Wrangel, daß die Feindseligkeiten sofort beginnen würden.

Nun war General v. Below zum Erzherzog Johann geschickt, um das der Zentralgewalt von Preußen abgetretene Mandat zur Abschließung des Waffenstillstandes zurückzufordern und dem Reichsverweser vorzustellen, „daß Preußen bei der voraussichtlichen Theilnahme Rußlands für Dänemark, bei der unfreundlichen Haltung Frankreichs und den geänderten Sympathien Englands bedenklichen Verhältnissen entgegen gehe. Der Krieg sei in Norddeutschland wegen seines Druckes auf die materiellen Verhältnisse unpopulär."

Preußen wurde infolge dieser Vorstellung bevollmächtigt, auf Grundlage der Verhandlungen in Malmoe einen Waffenstillstand — vorbehaltlich der Ratifikation durch den Reichsverweser und die Bundesversammlung — abzuschließen. General v. Below ging wieder nach Malmoe, um mit Reedz und dem Gesandten v. Bille einen Waffenstillstand zu verhandeln, dessen Ausführung General v. Wrangel am 24. Juli auf eigene Verantwortung verwarf, weil die Bedingungen der Ehre und dem Interesse Deutschlands widersprachen.

Nach schweren Kämpfen hatte er den Entschluß, den König Friedrich Wilhelm nachher vollständig billigte, gefaßt; er schrieb an jenem Tage seiner Gattin: „Welche Verantwortung liegt auf meinem grauen Haupte; Gott allein weiß, welche Kämpfe ich habe, und wenn ich rathlos bin, bitte ich den Allmächtigen mich zu erleuchten, damit ich nicht auf m e i n e m W i l l e n bestehe, sondern das thue, was meinem armen, unglücklichen Vaterlande frommt. Ich habe nichts als meinen ehrlichen Namen, aber die Welt ist zu arm, um mich zu zwingen, etwas Schmachvolles zu unterschreiben" — und am Abend desselben Tages, nachdem er sich geweigert, die in Malmoe verabredeten Bedingungen anzunehmen: „Ich habe nicht leichtsinnig gehandelt, habe nach bestem Wissen und Gewissen meinen Entschluß gefaßt, — Gott ist Zeuge meines Kampfes gewesen und der Allmächtige wird mich richten, wenn ich wissentlich Unrecht gethan habe. Die Vorsehung hat schwere Verantwortung

auf mein schwaches, graues Haupt gelegt — vereinige Dein Gebet mit dem meinigen, daß es sich zum Guten wende."

Im Hauptquartier war die wichtige Veränderung eingetreten, daß an Stelle des General v. Stockhausen, der zum Kommandeur der 1. Division ernannt worden, der Oberst v. Hahn als Chef des Generalstabes trat, welcher sich bald das volle Vertrauen des Oberbefehlshabers erwarb, der sich den Oberst v. Brandt, langjährigen Chef des Stabes beim II. Armeekorps, erbeten hatte. Für den Fall des Wiederausbruchs des Krieges hatte v. Wrangel, auf des Reichskriegsminister v. Peukers Anfrage, eine Verstärkung auf 66 000 Mann Infanterie, 7—8000 Pferde und 132 Geschütze für nothwendig erklärt, um die gesammte Halbinsel zu besetzen und dauernd zu behaupten. Aber Peuker schrieb, nur ein Theil der verlangten Verstärkungen werde bald eintreffen; Oesterreich entschuldige sich wegen des Krieges in Italien, Bayern und Sachsen antworteten ausweichend, nur Württemberg und die kleinen Staaten beeilten sich ihre Kontingente zu schicken. Um so zuversichtlicher trat Dänemark auf, das vom 1. August an neue Häfen und Strommündungen der Ost- und Nordsee in Blokadezustand erkärte. General v. Below war nach Berlin und von dort wieder nach Malmoe zurückgereist, um den Waffenstillstand abzuschließen. v. Wrangel wurde aus der schwierigen Situation dadurch befreit, daß Below Auftrag erhielt, die Ratifikation direkt in Berlin nachzusuchen — dieser hatte geschrieben, daß er von Malmoe nach Apenrade, dem damaligen Hauptquartier kommen werde und in voller Erwartung blickte der Oberbefehlshaber vom Schloß aufs Meer hinaus, um das Dampfschiff zu erspähen, dessen Nachricht ihn aus der wenig erfreulichen Situation erlösen sollte. Doch erst am 6. September, am Tage vorher war das Hauptquartier nach Schleswig verlegt worden, traf die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes durch die preußische und dänische Regierung ein, gegen den die provisorische Regierung protestirte; in Frankfurt wurde er erst nach harten Kämpfen von der Majorität der Bundesversammlung angenommen. Die Konvention war auf sieben Monate gültig, nach der Auffassung des Reichskriegsministeriums sollten die preußischen Truppen und die des X. Armeekorps nicht als aufgelöst, nur als zurückgezogen betrachtet werden und unter dem Befehl des Bundesfeldherrn bleiben. Indessen hatte der General v. Wrangel schon die Abmarschordnung der Truppen bestimmt, er war entschlossen als preußischer General alle möglichen Konflikte zu lösen. Dem General Halkett schickte er zum Abschiedsgeschenk zwei kostbare Pistolen, was dieser freundlich dankend erwiderte, verlegte das Hauptquartier nach Rendsburg, richtete ein anerkennendes Wort des Abschieds an seine Truppen, in dem er ihnen ein herzliches Lebewohl sagte, und schrieb dem Reichskriegsminister am 12. September:

„Ew. Exzellenz berichte ich gehorsamst, daß ich gestern die noch nicht gesehenen Truppen des VIII. Bundeskorps gesehen und in ausgezeichnetem

Zustande gefunden habe. Hiermit glaube ich meinen Dienst als Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Schleswig und Holstein beenden zu können, denn der Waffenstillstand ist geschlossen, die Ausführung der militärischen Konvention im Gange . . . . . Ich lege daher das mir anvertraute Kommando ehrfurchtsvoll in die Hände des Reichskriegsministeriums nieder, der Chef meines Stabes, Oberst v. Hahn wird die Geschäfte des Armeekommandos fortführen, bis die Abtheilungen die Herzogthümer verlassen, während ich bereits meine Reise nach Potsdam angetreten habe, wie ich dies Hochdemselben gestern meldete.

v. Wrangel."

Am 4. Oktober erhielt er die Antwort des Reichskriegsministers mit der Nachricht: „daß der Reichstag den Beschluß gefaßt, dem General v. Wrangel und seinen Truppen den Dank desselben für die bewiesene Tapferkeit und Ausdauer auszusprechen."

General v. Wrangel hatte sich mit voller Klarheit und ohne Schwanken aus einer Stellung befreit, die nur erträglich war, so lange die Politik Preußens mit der des Reichs denselben Weg ging. Er hatte, womit Se. Majestät der König vollständig übereinstimmte, das peinliche Verhältniß gelöst und das dem Reichskriegsminister offen ausgesprochen, sobald es geschehen konnte, ohne in jenen stürmischen Tagen der noch unentschiedenen Politik Preußens zu schaden.

General v. Wrangel als kommandirender General in den Marken.

Als v. Wrangel sich am 13. September bei Sr. Majestät in Potsdam meldete, wurde er huldvoll empfangen, in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin wurden ihm die Schwerter zum Rothen Adlerorden 1. Klasse und das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen. Er hatte gehofft nach Stettin, wo seine beiden Söhne schwer erkrankt waren, zurückkehren zu können, aber er erhielt das Ober-Kommando über alle Truppen in den Marken, und willig übernahm er das schwere Opfer; — da eine solche Truppenmacht unter seinen Befehl gestellt worden war, hoffte er, daß sie bald gebraucht werden würde, um Ruhe, Ordnung und die Achtung vor dem Gesetze wieder herzustellen. Schon am folgenden Tage erließ er einen Tagesbefehl, in dem seine klare Anschauung der wirren Verhältnisse, das Ziel und die Richtung seiner späteren Wirksamkeit deutlich ausgesprochen sind. — — „Meine Aufgabe ist, die öffentliche Ruhe in diesen Landen, wo sie gestört wird, wieder herzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger dazu nicht ausreichen. Ich gebe mich der bestimmten Hoffnung hin, daß ich keine Veranlassung haben werde, mit der militärischen Macht einzuschreiten, denn auch mein Vertrauen zu den Bürgern, daß sie ebenfalls das Gute wollen, steht fest, es ist ja ihr eigner Heerd, den sie und ich beschützen sollen. Es sind jedoch auch im Lande

Elemente vorhanden, die zur Ungesetzlichkeit verführen wollen, sie sind zwar nur gering, aber desto kräftiger treten sie hervor, während die guten Elemente sich zurückhalten; diesen letzteren will ich fortan eine kräftige Stütze sein, um ihnen die Erhaltung der öffentlichen Ordnung zu erleichtern, ohne die keine gesetzliche Freiheit möglich ist.

Soldaten! Laßt Euch nicht irre leiten von den Reden und Proklamationen, welche von Euch unbekannten Leuten an Euch gerichtet werden, hört nicht darauf.

Hört dagegen auf meine Stimme, sie ist wohlgemeint, haltet fest an Euren Offizieren, wie diese an Euch, zwischen Beide darf sich kein fremdes Element einschleichen. Zum Gruße rufe ich Euch zu: „Offiziere und Soldaten, haltet fest an Eurem gegenseitigen Vertrauen und an unserm theuren Könige. Er lebe dreimal hoch."

Das Hauptquartier wurde nach Charlottenburg verlegt, der General und sein Gefolge bezogen das Königliche Schloß.

Ueber die öffentlichen Verhältnisse schrieb er damals:

„Die hiesigen politischen Zustände sind trostlos, man giebt sich ganz dem Zufall hin und ist in komplete Rathlosigkeit versunken. Jeder fühlt, daß etwas Energisches geschehen müsse, aber es geschieht nichts, um diesen beklagenswerthen Zuständen entgegenzutreten, um den Staat und das Königthum zu retten; es sind tausend Rathgeber da, aber es kommt zu keinem kräftigen Auftreten. So eilen wir rettungslos der Anarchie und Republik entgegen."

Doch verließ ihn sein frisches kräftiges Vertrauen und sein Selbstgefühl keinen Augenblick, er erkannte, daß die Gefahren überschätzt wurden und daß es vor Allem galt, Selbstvertrauen zu zeigen. Noch standen die Truppen in Berlin unter dem Kommandanten v. Thümen, aber man wagte sie kaum zu zeigen, sie wurden in den Kasernen versteckt gehalten, die wesentlichsten Wachen und Posten waren von der Bürgerwehr besetzt. Der Ober-Befehlshaber beschloß eine Parade über diese und andere ihm unterstellten Truppen in Berlin selbst abzuhalten, er wollte dadurch das nothwendig gedrückte Selbstgefühl der Truppen beleben und Fühlung mit der Volksstimmung in Berlin gewinnen. Er befahl, daß die Infanteriebataillone unter den Linden, die 2 Kavallerieregimenter mit dem rechten Flügel am Brandenburger Thore auf der Chaussee nach Charlottenburg aufgestellt werden sollten und ließ es dem Ministerpräsidenten und Kriegsminister v. Pfuel anzeigen. Dieser schickte in der Nacht vor der Parade seinen Adjutanten in die Wohnung des Generals im Schlosse von Charlottenburg und ließ ihn bitten, die Parade nicht in Berlin selbst abzuhalten, die Bevölkerung sei in höchster Aufregung, überall spräche sich Haß gegen das Militär und den Oberbefehlshaber aus, die Parade könne zu den gefährlichsten Ausschreitungen Anlaß geben, die möglichen Folgen seien nicht zu übersehen.

v. Wrangel antwortete dem Adjutanten: „Sagen Sie dem Herrn Kriegsminister, Sie hätten Ihren Auftrag pünktlich ausgerichtet, sagen Sie ihm aber auch, daß mit meinem Willen die Besichtigung nicht abbestellt werden würde, und daß ich die Verantwortung übernehme. Sollte aber die Parade in Berlin durchaus nicht stattfinden dürfen, so möge mir der Herr Minister einen dahin gehenden Befehl, von allen Ministern gegengezeichnet, zufertigen — ich kann zwar meinen Befehl nicht zurücknehmen, werde aber dann den Oberbefehl über die Truppen sofort niederlegen und Se. Majestät bitten, nach Stettin zurückkehren zu dürfen." Am frühen Morgen erschien noch eine Botschaft des Ministerpräsidenten mit der dringenden Mahnung, die Parade nicht in Berlin abzuhalten, v. Wrangel wiederholte seine frühere Erklärung, stieg mit seinem Gefolge zu Pferde und ritt langsam nach dem großen Stern, um den Truppen Zeit zur Aufstellung zu lassen.

Im Thiergarten sah man zahlreiche Bürgerwehr-Patrouillen, da sich das Gerücht verbreitet, General v. Wrangel rücke mit großer Macht gegen Berlin. Nahe am Thore begegnete dem Hauptmann v. Massow eine seltsame Kavalkade, der Chef der gesammten Bürgerwehr, Major a. D. Rimpler mit zahlreichem Gefolge; Rimpler fragte, ob der General bald komme, ob mit oder ohne Truppen. Massow erwiderte, er möge sich selbst überzeugen, wenn seine Patrouillen ihm noch keine Meldung gemacht hätten.

Major Rimpler ritt zum General, meldete sich ehrerbietig, hielt eine längere Anrede, die kaum beachtet wurde, und schloß sich der Suite an.

Als die Aufstellung beendet, ritt der General v. Wrangel vom linken Flügel ab langsam die Front entlang, von allen Truppentheilen wurde er mit lautem, freudigem Hurrah empfangen; als er durch das Brandenburger Thor ritt, begrüßten ihn viele alte Bekannte, an deren Spitze der alte würdige General v. Colomb. Die Straße unter den Linden war gedrängt voller Menschen, alle Fenster dicht besetzt, in den Dachluken, selbst auf den Dächern waren Schaulustige, in den Lindenbäumen saß ein Theil der jugendlichen Bevölkerung von Berlin, es wurde von allen Seiten Beifall gerufen, Tücher wehten, Kränze flogen herab, kurz, der Einzug glich einem Triumphzuge. Freilich war, wie der Ministerpräsident warnend vorhergesagt, eine große Aufregung bemerkbar, aber es war eine friedliche und freundliche. Das offene, zuversichtliche Auftreten der Truppen gab den vielen konservativen und gutgesinnten Elementen der Bevölkerung den Muth, sich zu zeigen und ihre wahre Meinung zu äußern.

General v. Wrangel erkannte, sichtlich erfreut, daß er die Berliner Bevölkerung von vornherein richtig beurtheilt hatte. Die Redner in den Straßen und Klubs, denen lärmende und wüste Schreier folgten, hatten die Stadt terrorisirt; ohne eine Stütze an der gesetzlichen Autorität zu finden, wagten die treuen Freunde des Königs ihre Meinung nicht zu äußern, die große Masse der Urtheils- und Interesselosen folgte wie immer der Partei,

die sich augenblicklich am meisten geltend machte. Es galt das Selbstvertrauen der einen zu wecken und ihnen den Willen und die Kraft zu zeigen, mit denen Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten werden sollten, es galt die anderen zu schrecken, sie, wenn es nothwendig werden sollte, mit Gewalt niederzuschlagen, die Majorität der Gesinnungslosen folgte dann von selbst. Aber schon damals begann General v. Wrangel zu hoffen, daß es genügen würde, mit voller Zuversicht aufzutreten, um die Bessergesinnten zu beleben und die gesetzliche Autorität herzustellen.

Am Königlichen Palais hielt der General und ließ die Truppen bei sich vorbeimarschiren, dann versammelte er alle Stabsoffiziere im Lustgarten um sich und hielt an sie und an die Volksmenge, die den Kreis umdrängte, folgende Ansprache:

„Meine Herren! es ist heute ein sehr glücklicher Tag meines Lebens. Ich bin schon vor den Thoren von dem Stabe der Bürgerwehr so freundlich begrüßt worden und in der Stadt war es wie ein Triumphzug. Ich weiß, das konnte ich nicht auf mich beziehen, sondern auf die Truppen, die ich die Ehre gehabt habe in Schleswig zum Siege zu führen.

(Zum Publikum:) Ich werde diese Truppen Euch, wenn auch nicht sogleich, doch bald hierher führen und sie sollen sicher kommen.

(Zu den Offizieren:) Meine Herren! der König hat mir den größten Beweis der Gnade und des Vertrauens gegeben, indem Er mir das Kommando über die in den Marken stehenden Truppen übertragen. Ich soll die Ordnung, wo sie gestört, das Gesetz wo es übertreten wird, wieder herstellen. Die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugel im Lauf.

(Zum Publikum:) Aber nicht gegen Euch Berliner! sondern zu Eurem Schutze, der wahren Freiheit, die der König gegeben und zur Aufrechthaltung des Gesetzes. (Allgemeiner Beifall.) Gefällt Euch das Berliner? (ja! ja!); das freut mich! Für Euch, mit Euch werden wir auftreten und handeln! — Wie traurig finde ich Berlin wieder, in den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet, die Läden sind voll Waaren ohne Käufer, der fleißige Bürger ohne Arbeit, ohne Verdienst, der Handwerker verarmt. Das muß anders werden, und es wird anders werden, ich bringe Euch das Gute mit der Ordnung, die Anarchie muß aufhören! Ich verspreche es Euch, und ein Wrangel hat noch nie sein Wort gebrochen!

(Zu den Offizieren:) Meine Herren! es macht mich sehr glücklich, die Truppen in diesem guten Zustande zu finden, Sie werden sie darin erhalten, Verträglichkeit mit den Bürgern muß stattfinden.

(Zum Publikum:) Sie sind mit Euch verwandt, sie haben denselben Zweck, Preußens Größe und Ruhm aufrecht zu erhalten und Deutschlands Einigkeit mit zu begründen, sie sind Eure Brüder und Ihr werdet nicht vergessen, daß in der Armee Eure Brüder, Eure Verwandte, Eure Freunde sind.

(Zu den Offizieren:) Es thut mir leid, meine Herren, daß ich heute die Truppen nicht Sr. Majestät vorführen kann.

„Es lebe Se. Majestät der König!"

In diesen Ruf stimmte ein großer Theil der Umstehenden ein, der General ritt die Linden entlang durch das Brandenburger Thor nach Charlottenburg, überall freundlich begrüßt.

Die Anordnung dieser Parade war eine höchst wirkungsvolle Maßregel gewesen, sie war das erste Zeichen der beginnenden Ermannung des preußischen Staatswesens; die überlegene Kraft war da, ihre Führung in die rechten Hände gelegt, so bald sie gebraucht werden durfte, war der Sieg entschieden.

In jener Zeit der Aufregung erschienen täglich Proklamationen an die Armee, beleidigende Zeitungsartikel gegen den Oberbefehlshaber, in der Kammer wurde der Antrag der Vereidigung des Heeres auf die Verfassung gestellt, — aber gerade die Leidenschaft der revolutionären Partei verrieth, wie wenig sicher sie sich ihrer momentanen Herrschaft fühlte, die sie nicht der eignen Kraft, sondern der Schwäche des Ministeriums, wie der Apathie der ruhigen Bevölkerung verdankte. Der Bürgerwehrklub beantragte am 3. Oktober, im richtigen Gefühl von woher ihm Gefahr drohte, bei der hohen gesetzgebenden Versammlung: „den General v. Wrangel aus seiner ihm durch Kabinetsbefehl übertragenen Stellung als Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken sofort abzuberufen und sofort zu entfernen."

Wie bange Sorge um sein mögliches Schicksal in jenen Tagen die Seinigen erfüllte, und wie entschlossen, mit wie ernster Ruhe er selbst der nächsten Zukunft entgegensah, geht aus dem folgenden Briefe vom 24. September an seine Gemahlin hervor, die am Krankenbette ihrer beiden geliebten Söhne saß.

„Du bist über die hiesigen Zustände und das Wühlen der Demokraten mit Recht entrüstet, doch kleinmüthig und verzagt darf mein treues Weib nicht sein, und Du bist es wegen der Gefahren, die mich umgeben. Blicke zurück auf meinen langen und bewegten Lebenslauf, in wie vielen Schlachten und Gefechten der Allmächtige mich gnädig und oft wunderbar erhalten hat, und Du willst verzagen, weil vielleicht Meuchelmord mir droht? Bewahre Dir, in Hoffnung auf Gott, des Geistes Freudigkeit. Kennst Du nicht das alte Lied:

Ist Gott für uns in aller Pein,
In allem Kreuz und Leiden,
Wer mag uns dann zuwider sein?
Wer mag uns von ihm scheiden?
Ist Gott für uns in Angst und Noth,
So kann uns Satan, Höll' und Tod,
Kein Feind kann uns dann schaden.

Darum bitte ich Dich, meine alte Frau, sei glücklich und hoffe das Beste;

mein Tagewerk, von dem ich einst Rechenschaft geben muß, ist noch nicht zu Ende, noch kann ich dem Könige und meinem Vaterlande nützlich sein, der Wille dazu ist rege und Kraft giebt der Herr."

v. Wrangel hatte der Gemahlin Plakate und Zeitungen geschickt, in denen er verläumdet und als Hochverräther angeklagt wurde, er schrieb ihr zugleich, wie froh er im Kreise seiner lieben Umgebung sei, und wieviel Beweise von Treue und Anhänglichkeit er erhalte; „ja", schließt er, „noch ist mir das Leben werth und vielleicht ist mir Gott so gnädig, daß ich für Weib und Kinder noch leben und sorgen kann."

Die Parade in Berlin hatte dem General bestätigt, daß ein offenes, vertrauungsvolles Benehmen imponire und Vertrauen erwecken würde. So besuchte er eines Abends ein Konzert, das zum Besten der aus Holstein zurückkehrenden Freischaaren gegeben wurde, allein mit seinem Adjutanten Hauptmann v. Massow, — natürlich erschien er in Uniform und wurde mit Verwunderung, aber achtungsvoll begrüßt.

Täglich hatte er offene Tafel in Charlottenburg wie später in Berlin, alle Offiziere seines Stabes und viele Andere, die Einladungen erhielten, waren seine Gäste; besonders gemüthlich waren die Abende beim Thee, dann wurden die Tagesneuigkeiten besprochen, Plakate und Karrikaturen vertheilt, die den General, besonders wenn sie auf ihn Bezug hatten, sehr belustigten.

Se. Majestät der König hatte dem General herzlich für sein kräftiges Auftreten gedankt, dieser begann zu hoffen, dem Gesetz wieder Geltung zu verschaffen und die Ordnung herstellen zu können, war aber fest entschlossen sich über den Parteien zu erhalten. Sehr erfreut und gerührt wurde er durch ein Geschenk des Königs, wie durch die zarte und sinnige Art dieses Beweises der Allerhöchsten Gnade und Anerkennung. Am 15. Oktober, dem Geburtstage Sr. Majestät, fand der General morgens beim Eintreten in seine Wohnstube ein Bildniß Friedrich Wilhelms IV. über seinem Schreibtisch. Am Tage vorher hatte er befohlen, daß in allen Kantonnements die Truppentheile zu Ehren des Königlichen Geburtstages Gottesdienst und eine Parade abhalten sollten.

Ende Oktober, als Fürst Windisch-Grätz vor Wien stand, wurden die Reden und Anträge der Nationalversammlung immer zügelloser, die Unruhe und Unsicherheit auf den Straßen wuchs, am 31. wurde das Schauspielhaus, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, belagert; die Führer der demokratischen Partei hatten das richtige Vorgefühl, daß ein Sieg der Ordnung in Wien ähnliche Zustände in Berlin hervorrufen werde. General v. Wrangel und ihm Gleichgesinnte hielten die Erklärung des Belagerungszustandes für Berlin und Umgegend nothwendig, um Ruhe, Ordnung und Herrschaft des Gesetzes herzustellen und die Regierung wie die Vertretung unabhängig von den Unruhestiftern und den künstlich aufgeregten Volkshaufen zu machen.

Aber die Vorbedingung war die Entlassung des Ministeriums Pfuel, das vor jedem energischen Einschreiten zurückscheute, und die Wahl eines konservativen Ministeriums.

Am 8. November wurde das Ministerium Pfuel entlassen, und aus Graf Brandenburg als Präsident, v. Strotha als Kriegsminister, v. Manteuffel und v. Ladenberg ein neues Ministerium gebildet, in voller Uebereinstimmung mit ihm der Entschluß gefaßt, neue und für die ihm gestellte Aufgabe genügende Truppen nach Berlin zu führen, den Belagerungszustand zu erklären und die Nationalversammlung nach Brandenburg zu verlegen.

Am 9. November erließ der General folgenden Armee-Befehl:

„Auf Befehl des Staatsministeriums rücken Morgen Nachmittag 2 Uhr folgende Truppen in Berlin ein.

Durch das Hallische, Brandenburger, Oranienburger, Prenzlauer und Frankfurter Thor rücken fünf verschiedene Kolonnen Infanterie und Artillerie zur selben Zeit ein." Der Befehl schloß: „Gewehre und Geschütze sind bei dem Einmarsch nicht geladen, der Anzug ist der gewöhnliche Marschanzug. Mein Hauptquartier ist im Königlichen Schloß, wo um 5 Uhr der Befehl zum folgenden Tage ausgegeben wird."

Der Oberbefehlshaber hoffte alles Blutvergießen vermeiden zu können, bei seiner noch jüngst bewährten Kenntniß des Berliner Volks behandelte er das Einrücken der Truppen als ein gewöhnliches Ereigniß, das keinen Widerstand herbeiführen könne. Sollte aber die Leidenschaft Einzelner einen Kampf hervorrufen, so war er fest entschlossen, den Aufruhr niederzuschlagen; ein am 10. gegebener Befehl ordnete an, daß, wenn Widerstand geleistet werden sollte, die Truppen mit aller Ruhe und Mäßigung zu verfahren, ihn aber eventuell mit der Gewalt der Waffen zu bekämpfen hätten.

Um 10 Uhr ritt General v. Wrangel von Charlottenburg nach dem Brandenburger Thor, von dort um die Stadt nach dem Kreuzberge, wo die Garde-Grenadierbrigade ihr Rendezvous hatte, und zog an deren Spitze um 2 Uhr durch das Hallesche Thor in die Stadt ein. Auf dem Belle-Alliance-Platz hatten sich Offiziere wie Mannschaften der Lehr-Eskadron versammelt und brachten dem General ein Lebehoch, in das einige Umstehende, darunter Graf Redern, einstimmten. Der Marsch ging nach dem Gendarmen-Markt, wo die Bataillone Kolonne formirten und die Gewehre zusammensetzten, an der anderen Seite des Marktes standen zwei Bataillone des Colbergschen Regiments. Die Artillerie hielt in der Mohren- und Markgrafenstraße, die Bürgerwehr stand längs der Charlottenstraße und rings um das Schauspielhaus, wo die Nationalversammlung sich in Permanenz erklärt hatte. Der General ritt einen Theil der Front entlang und grüßte die Bürgerwehr, die den Gruß nicht erwiderte, in dem entfernten Volkshaufen hörte man Pfeifen und Zischen. Auf dem Wege vom Thor nach dem Platze hatte die Bevölkerung ein mürrisches Schweigen beobachtet. Freilich stand dieser Empfang in

schneidendem Kontrast mit der Begrüßung der Truppen am 9. September bei der Parade, aber das machte ihn keinen Augenblick irre. Es waren jetzt andere Elemente auf den Straßen; auch die Unruhstifter waren überrascht, die große Zahl der Friedliebenden fühlte, daß der Augenblick der Krisis gekommen und scheute sich, ehe der Würfel der Entscheidung gefallen, vor jeder Aeußerung.

Als der General zu den Truppen in der Mohrenstraße zurückgekehrt war, stieg er ab und setzte sich auf einen Stuhl, der ihm aus einem Hause gebracht worden. Da erschien der Kommandeur der Bürgerwehr, Major Rimpler, mit seinem Adjutanten und erklärte: „die Bürgerwehr sei entschlossen, die Freiheit des Volkes, die Würde der Nationalversammlung zu schützen und sie würde nur der Gewalt weichen.“ Ruhig und freundlich erwiderte der General: „Sagen Sie Ihrer Bürgerwehr, die Gewalt wäre nun da, ich werde mit den Truppen für die Ordnung einstehen, die Nationalversammlung wird binnen 15 Minuten den Sitzungssaal verlassen, und dann wird auch die Bürgerwehr abziehen.“ Major Rimpler kehrte zur Bürgerwehr am Schauspielhause zurück, — noch war die bestimmte Zeit nicht abgelaufen, als die Abgeordneten paarweise die Freitreppe des Schauspielhauses herabstiegen und, von dem Zuruf des Volkes begleitet, in Prozession nach der Taubenstraße zogen und verschwanden. Ebenso schnell und spurlos verschwand die Bürgerwehr; wie durch einen Zauberschlag war die Charlottenstraße und die Umgebung des Schauspielhauses leer geworden.

Der General ließ die Truppen nach ihren Quartieren abrücken und ritt nach dem Schlosse, auf dem Platze fand er Bataillone des 1. Garderegiments. Das Schloß war von Maschinenbauern der Borsigschen Fabrik besetzt; er ließ die Truppen 100 Schritt vor dem Schlosse halten und ritt mit dem Hauptmann v. Fransecky nach dem von den Maschinenbauern besetzten Eingang und sagte: „Wenn Sie schießen wollen, so zielen Sie auf mich.“ Kein Schuß fiel, die Gewehre wurden sofort abgenommen; der sogenannte Kommandant überreichte einen schriftlichen Protest gegen das Einrücken der Truppen, dem die übliche Formel beigefügt war, daß man nur der Gewalt weiche; da die Gewalt da war, zogen der Kommandant und die Mannschaften ruhig ab, und das Schloß wurde vom 2. Garderegiment besetzt. — Am späten Abend erhielt der General die Nachricht, die demokratische Partei habe den Beschluß gefaßt, in der Nacht — nach Art der sicilianischen Vesper — die in den Quartieren liegenden Soldaten zu überfallen und zu ermorden — er kannte die Berliner, die Guten wie die Bösen, und legte das Schreiben lächelnd bei Seite. Die Nacht verlief ruhig, kein Exzeß wurde gemeldet. Am andern Morgen hatte sich vor dem Fenster des Generals — Ecke des Lustgartens und der Schloßfreiheit — ein Pöbelhaufen gesammelt, in dem Einzelne, als der General ans Fenster trat, ihm

Stricke zeigten und die Pantomime des Aufhängens machten. — Eine Patrouille von 3 Mann genügte, um den Haufen sofort zu zerstreuen.

Am andern Tage wurden die Truppen, wie es von vornherein beschlossen gewesen, in größeren Gebäuden, kompagnie- und bataillonsweise untergebracht, so im Museum, dem Schauspiel- und Zeughause. Es erleichterte die Beaufsichtigung und Verpflegung der Truppen, wie ihre Konzentration.

Am Abend schrieb der General nach Stettin: „Bis jetzt ist es mir durch Gottes gnädigen Beistand geglückt, daß auch kein Tropfen Blut vergossen ist, aber es waren stürmische Tage, — ein Schwanken, ein Nachgeben zur Unzeit, ein zu frühes Einschreiten kann Berlin in die Zustände von Wien versetzen, darum bitte mit mir den Allmächtigen Gott, daß er mir männliche Kraft und verständige Einsicht verleihen möge."

Am 12. November wurde der Belagerungszustand erklärt, dessen nothwendige Vorbedingung das Einrücken der Truppen in die Hauptstadt gewesen war, alle näheren Anordnungen über die Ausführung desselben waren dem General v. Wrangel übertragen worden; dieser verordnete demgemäß für Berlin und dessen Umkreis von 2 Meilen:

1) Alle Klubs und Vereine zu politischen Zwecken sind geschlossen.

2) Bei Tage darf keine Versammlung von mehr als 20, bei Nacht von mehr als 10 Personen auf Straßen und öffentlichen Plätzen stattfinden.

3) Alle Wirthshäuser sind 10 Uhr abends zu schließen.

4) Plakate, Zeitungen und andere Schriften dürfen nur gedruckt, öffentlich verkauft oder durch Anschlag verbreitet werden, wenn das hiesige Polizeipräsidium die Erlaubniß dazu gegeben hat.

5) Alle Fremden, welche sich über den Zweck ihres hiesigen Aufenthalts nicht legitimiren können, haben bei Vermeidung der Ausweisung binnen 24 Stunden die Stadt und deren Gebiet zu verlassen.

6) Fremden, welche bewaffnet ankommen, sind von den Wachen die Waffen wegzunehmen.

7) Die Bürgerwehr ist nach der königlichen Bestimmung vom 11. d. M., vorbehaltlich ihrer Reorganisation, aufgelöst.

Die folgenden Paragraphen belassen alle gesetzlichen Behörden in ihren Funktionen, gewähren den Betrieb aller bürgerlichen Geschäfte und Arbeiten und sagen, daß die Stadt für allen Schaden haftet, der bei Unterdrückung etwaiger Unruhen an öffentlichem oder Privateigenthum verübt wird.

Die Nationalversammlung war nach Brandenburg verlegt worden, aber nur ein Theil hatte dem Befehl Folge geleistet, andere, der demokratischen Partei angehörige Abgeordnete hielten eine Zeit lang in immer wechselnden Lokalen ihre Sitzungen, in denen die ausschweifendsten Beschlüsse, z. B. der der Steuerverweigerung, gefaßt wurden, die freilich ohne jede Wirkung blieben.

Die Bürgerwehr war bald nach der Erklärung des Belagerungszustandes entwaffnet und aufgelöst worden, die meisten Bürger hatten auf erhaltenen

Befehl sofort die Waffen abgelegt, thätlicher Widerstand ward nirgends versucht, aber Viele, darunter die meisten wohl nur aus Furcht vor den Drohungen der demokratischen Partei — die sich ebensowenig durch Widersetzlichkeit exponirte — hatten die Waffen versteckt, die bei den angeordneten Haussuchungen nicht alle aufgefunden werden konnten. In manchen Fällen zeigten die Frauen der Bürger selbst den Ort, wo die Waffen versteckt waren; der friedliche Erwerb des Mannes und das häusliche Glück hatten lange genug durch das aufregende und schädliche Soldatenspiel gelitten. Am 1. Dezember durfte der Oberbefehlshaber den Seinen schreiben — „Berlin ist ruhig wie ein Dorf."

Auf die Bitte des Magistrats hatte General v. Wrangel, in Uebereinstimmung mit dem Polizeipräsidenten, die Abhaltung des Weihnachtsmarktes auf dem Schloßplatz und im Lustgarten erlaubt, weil hier gerade der ärmere Theil der Bevölkerung seine Festgeschenke kauft. Am heiligen Abend wanderten Tausende zwischen den hell erleuchteten Buden friedlich einher. Der General ging einsam in seinem Zimmer im Schloß auf und ab, blickte auf die harmlose und glückliche Menge auf den Plätzen herab, gedachte mit Wehmuth der Seinen in Stettin, dann der Unordnung in Berlin bis vor wenigen Wochen und der Gefahr blutiger Kämpfe, die über der Stadt geschwebt, welcher jetzt Frieden und Ruhe zurückgegeben war. Da kam der Friede Gottes, den die Welt nicht kennt und den sie nicht zu geben vermag, in sein altes Herz.*)

Wenngleich jede gewaltsame Störung der Ordnung durch das Heer niedergeschlagen worden wäre, so konnte doch nach so langer und tiefer Erregung erst allmälig eine Beruhigung der Gemüther eintreten und so zweifelten selbst Gutgesinnte, ob das Ministerium im stande sein würde seine Aufgabe zu lösen. General v. Wrangel war überzeugt und sprach laut aus, das neue Ministerium müsse unter allen Umständen gehalten werden; dessen Rücktritt würde für einen Beweis der Schwäche gelten und die kaum gebändigten Elemente der Revolution wieder entfesseln. So richteten sich in diesen Tagen alle Blicke hoffend, vertrauend oder fürchtend auf ihn, er war die Stütze und der Halt Aller, die dem Könige die Treue bewahrt hatten und das Beste des Vaterlandes wollten.

Und in dieser Zeit, wo seine Kraft dem Dienste des Königs und des Vaterlandes geweiht war, wo die große Aufgabe, die er übernommen, die höchste geistige Klarheit und Besonnenheit forderte, konnte er nur mit banger Sorge an seine Familie denken. Beide Söhne waren seit Monaten krank in Stettin und sein ältester, reichbegabter und liebenswürdiger Sohn Gustav starb am 1. Januar 1849 trotz der treuen und hingebenden Pflege der Mutter. Der Vater hatte nicht an das Krankenbett des ihm so theuren

---

*) Wörtlich nach der mündlichen Erzählung des Generals.

Sohnes eilen können, selbst dann nicht, als er die Nachricht von dessen nahe bevorstehendem Ende erhalten. Doch nun erbat er einen kurzen Urlaub, um wenigstens die Leiche des geliebten Sohnes noch einmal sehen und zum Grabe geleiten zu können.

Se. Majestät erwiderte auf das Gesuch:

„Mit tiefstem Mitgefühl erfahre Ich Ihren neuen Schmerz, Mein theuerster General; eilen Sie nach Stettin und bleiben Sie dort, so lange Sie es für gut halten. Auf drei Tage mehr oder weniger kann es ja gar nicht ankommen unter diesen Umständen. Sagen Sie Ihrer Frau Mein innigstes Beileid, Sie sind von dem Antheil Meiner Gefühle für Sie überzeugt. Gott erspare Ihnen im neuen Jahre so Trauriges und erhalte und stärke Ihre Kräfte für unsere gute Sache.

Potsdam, den 2. Januar 1849. Friedrich Wilhelm."

Schon am 5. Januar kehrte der General nach Berlin zurück und sprach in seiner schriftlichen Meldung zugleich seinen Dank für die ihm gewordene Theilnahme aus.

„Eure Königliche Majestät haben uns tief gebeugten Eltern durch diese huldvolle und herzliche Theilnahme an dem Unglück, das uns betroffen, einen neuen unschätzbaren Beweis Ihrer Gnade gegeben, wodurch sich unsere vom herben Schmerz niedergebeugten Herzen wohlthuend erhoben fühlen. Gott der Allmächtige möge Eurer Majestät für diese Huld, welche Sie uns schwer geprüften Eltern erwiesen haben, seinen reichen Segen ertheilen, das ist das tägliche Gebet dessen, der Eurer Majestät mit Leib und Seele angehört."

Wenn das Vaterherz so tiefes Weh empfunden und einen unersetzlichen Verlust erlitten, so mußte der Oberbefehlshaber mit Freude und Vertrauen auf die Erfolge seines Wirkens in Berlin blicken. Wie schnell sich die Verhältnisse in Preußen zum Besten gewendet, ist am schönsten in dem Neujahrsgruß ausgesprochen, den Se. Majestät an sein treues Heer richtete:

„Ich wünsche Meinem herrlichen Kriegsheer Glück zum neuen Jahre. Am Schlusse des verhängnißvollen Jahres 1848 aber sage Ich dem Heere aus wahrhaftem Herzensbedürfniß anerkennende Worte für sein unvergleichliches Verhalten während desselben. —

Ich kannte Meine Armee, wo Ich rief, stand sie bereit in voller Treue und Disziplin. Mehr hätten die Truppen in Preußens glorreichster Epoche nicht leisten können.

Ich danke den Generalen, Offizieren und Soldaten des stehenden Heeres und der Landwehr in Meinem Namen und im Namen des Vaterlandes.

Potsdam, am 1. Januar 1849. Friedrich Wilhelm."

Der kurz vorher so geschmähte und gehaßte General v. Wrangel wurde bald in Berlin wahrhaft populär und bei allen Theilen der Bevölkerung be-

liebt, die ruhigen Bürger sahen mit Recht in ihm den Schützer der Ordnung;*) der Alp, der Monate lang auf der Brust aller treuen Diener des Königs gelegen, war verscheucht, und selbst die demokratische Partei mußte anerkennen, daß während des Belagerungszustandes zwar Kraft und Ernst, aber auch große Mäßigung und möglichste Milde gewaltet habe. Ein neuer Kampf zwischen den Söhnen eines Vaterlandes war Preußen durch ihn erspart worden, und keine Märtyrer der Revolution konnten Rachegedanken oder irregeleitete Begeisterung wach rufen. Das erfüllte den General mit reiner und edler Genugthuung; wenn möglich auf diese Weise die Ordnung und die Autorität des Gesetzes herzustellen, den Thron seines Herrn und Königs zu sichern, war immer das Ziel seines Strebens gewesen.

An seinem Geburtstage erhielt er folgendes Handschreiben des Königs:

„Mein theuerster Wrangel! Man hat Mich heute versichert, dieser Tag sei Ihr Geburtstag. Ist das wahr, so habe Ich Mich zuerst für Feldgeschrei und Losung zu bedanken, die sind echt preußisch — Friedrich II. und drauflos! — Ich sage Ja und Amen dazu, und sollen sie eine gute Stätte finden, wenn Gott Gelegenheit sendet. Vielleicht ist sie nicht weit, dann machen wir beide unsern Namen Ehre nach Leibes- und Seelenkräften. Also sei es. Vor Allem lassen Sie Sich Glück wünschen, theuerster General, und viele Jahre frischen Muthes und freudiger That.

Auf frohes Wiedersehen.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Die Königin gratulirt aufs Schönste."

Am 28. Juli wurde durch Beschluß des Staatsministeriums der über Berlin und dessen zweimeilige Umgebung verhängte Belagerungszustand aufgehoben. General v. Wrangel blieb Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken und bezog die Wohnung am Pariser Platz Nr. 3, in welcher er bis zum späten Ende seines reichen Lebens geblieben ist. Er hatte auf seine Bitte die Genehmigung erhalten, die Truppen des II. Armeekorps noch einmal sehen zu dürfen, und bereiste im September alle Garnisonen desselben. Die treffliche Haltung aller Regimenter seines früheren Armeekorps, die vielen Zeichen altpreußischen Sinnes im Volke erfreuten und erfrischten ihn nach dem sorgenschweren Jahre, das er durchlebt.

Ueberall wurde er mit herzlicher Freude empfangen und erhielt Beweise der Anhänglichkeit und Verehrung. In vielen Dörfern die er berührte, waren die Einwohner versammelt ihn zu sehen und zu begrüßen, ihm wurden Blumensträuße überreicht und sein Wagen mit Kränzen geschmückt.

In einem Dorfe der Uckermark, Rossow, trat ein schlichtes Landmädchen mit grünen Zweigen in der Hand aus dem Kreise der Umstehenden an den Wagen und sagte:

---

*) Nicht lange darauf wurde v. Wrangel zum Ehrenbürger der Stadt Berlin gewählt.

„Vater Wrangel! In unserm Dorfe wachsen keine Lorbeeren, sonst würden wir Dir mit Lorbeerzweigen entgegen gekommen sein; so haben wir Dir nur Eichenzweige zu bringen. Wenn Du aber nach Berlin kommst, so magst Du dem Könige sagen: „„So tief die Eiche ihre Wurzeln in unsern Boden schlägt, so tief wurzelt die Liebe zu ihm in unser aller Herzen, und wie die Eiche ihre Zweige hoch zum Himmel streckt, so steigen täglich unsere Gebete für unsern König nach oben.““

Nach langen und schweren Prüfungen hatte der General die Freude wieder mit seiner Familie, seiner Gemahlin, dem jüngsten Sohne, dem Enkel und der Mutter desselben vereinigt zu sein. Er übernahm das Generalkommando des III. Armeekorps und inspizirte im Allerhöchsten Auftrage die Kavallerie des IV., VII. und VIII. Armeekorps um darüber zu berichten.

Am 18. Oktober desselben Jahres wurde ihm der höchste aller preußischen Orden, der Schwarze Adlerorden verliehen, später wurde er nach dem Tode des Feldmarschall Grafen Dohna zum Kanzler desselben Ordens ernannt.

Bei seinem hohen Alter und der rastlosen Thätigkeit der letzten Jahre fühlte sich der General angegriffen und der Erholung bedürftig — so bat er im Februar 1851 um längere Beurlaubung, bald darauf um seinen Abschied.

Im ersten der folgenden Handschreiben bewilligt Se. Majestät den Urlaub, im zweiten schlägt er das Abschiedsgesuch ab, beide Schreiben sind so liebenswürdig als karakteristisch.

„Theuerster General!

Eben öffne Ich Ihren Brief von gestern, wegen Ihrer Kur in Wiesbaden, er hat Mich ordentlich erschreckt. Vor Allem seien Sie gehorsam dem ärztlichen Rathe, — will der Arzt einen so frühen Anfang der Kur, so darf Ich nichts dagegen sagen. Gewiß werden Sie Meine treuesten Wünsche begleiten. Die offizielle Antwort auf Ihr Gesuch werden Sie bald erhalten. Jedenfalls sehe Ich Sie noch, theuerster Wrangel, ehe Sie abreisen. Also auf Wiedersehen.

Friedrich Wilhelm.“

Das Abschiedsgesuch wurde am 28. Februar 1851 beantwortet:

„Mein lieber theurer Wrangel!

Soeben öffne und lese Ich Ihren Brief von heute früh und stehe nicht einen Moment an, Ihnen Ihr Begehren um Abschied und Pension in optima forma abzuschlagen. Ihr frischer Muth und Ihre Kriegserfahrung sind dem Heere zur Unentbehrlichkeit geworden, so wie Ihre herrlichen Gesinnungen thätigster Treue Mir selbst, Ihr schöner Name und Ruf dem Lande. — — — — — — Wohlan denn! Kopf hoch und Brust frei und tüchtig geritten, Mein tapferer Wrangel, Gott mit Ihnen.

In treuer Freundschaft

Friedrich Wilhelm.“

Freudig durch diese neuen Beweise der Königlichen Huld bewegt, entschloß sich der General auch die letzten Lebensjahre dem Dienste des Königs und Vaterlandes zu weihen.

Auf eine Einladung des Kaisers von Oesterreich wohnte er den Manövern in Italien und im folgenden Jahre denen in Rußland bei, die im August bei Krasnoe Selo stattfanden; von den Truppenübungen von Rußland aus reiste er über Moskau und Odessa nach Konstantinopel, sah den Sultan, die dortigen Truppen und reiste über Smyrna, Corfu und Triest nach Berlin zurück. Sein Tagebuch schildert die Reise-Eindrücke mit großer Lebendigkeit und zeigt die Schärfe der Beobachtung des hochbejahrten Mannes, der an allem Schönen der Natur und Kunst, an allen Eigenthümlichkeiten fremden Volkslebens regen und liebevollen Antheil nahm.

Nach Berlin zurückgekehrt wurde er von dem Könige gnädig empfangen, er übernahm wieder in alter Kraft das Kommando des III. Armee-Korps und den Oberbefehl in den Marken. Die Sorge für die Sicherheit seines Königs, der im Winter im Charlottenburger Schloß wohnte und oft abends spät noch im Garten ging, führte ihn öfters noch des Nachts nach dem dortigen Park, um die Aufstellung und Aufmerksamkeit der Posten zu prüfen. Bei einem solchen nächtlichen Ritt auf einem Schimmel wurde der treue General von dem Könige bemerkt. Am andern Tage erhielt er folgendes Handschreiben:

Charlottenburg, den 20. Februar 1853.

„Seit gestern weiß Ich, theuerster Wrangel, wie grausam Sie mit Ihrem Schimmel umgehen, Ich darf es aber nicht gestatten, daß Ihnen ein Schimmel fehle. Da Ich nun einen überflüssig im Stalle habe, so verlange Ich gebieterisch die Annahme desselben, wonach Sie sich zu richten haben.

Mit alter Freundschaft
Friedrich Wilhelm."

Gleichzeitig wurde dem General ein prachtvoller Schimmelhengst zugeführt von rein arabischem Blute.

In demselben Jahre war befohlen, daß bei dem Garde-, III. und IV. Armee-Korps unter Heranziehung der Landwehr-Infanterie und Kavallerie große Uebungen stattfinden sollten; die Feldmanöver des Garde- und des III. Korps wurden gemeinschaftlich unter General v. Wrangel ausgeführt.

Am Schluß des Manövers war dem General die Anordnung und Leitung der Kavallerieübungen eines Korps von 61 Schwadronen und 24 Geschützen der reitenden Artillerie übertragen worden. Wie vor 10 Jahren, unterzog er sich der Aufgabe mit freudiger Hingebung und mit großem Erfolge, der Zweck der Uebungen war:

1) den Werth der Landwehr-Kavallerie für Kriegszwecke ins Licht zu stellen;

2) die Bildung gewandter Führer, welche dem rasch gefaßten Gedanken ebenso schleunig die taktische Form zu geben wissen, und Befähigung der Truppe in gleicher Weise die Idee des Führers im sicheren Verständniß aufzunehmen und auszuführen;

3) Ausbildung bestehender, eventuelle Auffindung und Feststellung neuer Normen für die Handhabung und Verwendung so großer Massen.

Der Führer wußte auch in diesem Jahre der Masse seinen Geist einzuhauchen und die Königliche Kabinetsordre sprach am Schluß der Uebungen aus, sie seien „durch einen frischen, kräftigen Reitergeist getragen worden, und die Kavallerie hätte aufs neue gezeigt, wie sie nur des Führers bedürfe, um sich im Sinne ihrer Waffe mit Sicherheit zu bewegen."

Am Beginn wie am Schluß der Uebungen richtete der General ergreifende Worte an die Führer der Kavallerie-Korps, in denen er die Ziele, welchen die Reiterei nachzustreben habe, aussprach und schloß mit den Worten: „Ich für meinen Theil nehme von diesen Kavallerieübungen einen köstlichen Schatz mit, es sind die Beweise Ihres Vertrauens und Ihrer Liebe. Das sind die theuersten Güter dieser Erde, — noch einmal leben Sie wohl und sagen Sie auch den Soldaten meinen herzlichen Gruß."

Im Februar 1855 befahl der König, daß der Entwurf eines neuen Exerzir-Reglements für die Kavallerie einer nochmaligen Revision unter Leitung des General v. Wrangel unterworfen werden solle. Das unter seinem Vorsitze in einer Kommission umgearbeitete Reglement wurde durch die Kabinetsordre am 5. Mai 1855 sanktionirt und dessen Verausgabung an die Truppen befohlen. Der König sprach dem General seinen Dank und seine Anerkennung für die der Armee auch in dieser Richtung geleisteten Dienste aus.

Im folgenden Jahre feierte der General seinen sechszigjährigen Diensteintritt als Junker beim Dragoner-Regiment v. Werther in Königsberg. In einer sehr gnädigen Kabinetsordre wünschte der König ihm Glück zu dem seltenen Feste, sprach seinen Dank für die vielfachen Ihm und dem Vaterlande geleisteten Dienste aus und ernannte ihn — am 15. August 1856 — unter Belassung seiner Stellung als kommandirender General des III. Armee-Korps und als Oberbefehlshaber in den Marken zum General-Feldmarschall. Zugleich schenkte er dem Feldmarschall zwei Oelgemälde, die sprechend getroffenen Bildnisse beider Majestäten.

v. Wrangel als General-Feldmarschall.

In seinem hohen Alter hatte sich der Feldmarschall seine geistige Frische und eine seltene körperliche Rüstigkeit bewahrt. Bei den anstrengenden Inspizirungsreisen war er unermüdlich, wer ihn, den immer noch gewandten und kühnen Reiter zu Pferde sah, konnte nicht glauben, daß er schon sein sechszigjähriges Jubiläum erlebt habe, selten gönnte er sich auf diesen Reisen vor Einbruch der Dunkelheit Zeit zum Mittagessen. Auch 1857 erhielt er den Auftrag, den sein Bericht über den Zustand der Armee vom 9. März desselben Jahres hervorgerufen, die Kavallerie von vier Armee-Korps zu inspiziren und darüber Bericht zu erstatten. Auf seiner Reise in Schlesien verweilte er in seiner früheren Garnison Prausnitz, die ihm einen Ehrenbürgerbrief bei seinem letzten Jubiläum überreicht hatte, und wurde von der Bürgerschaft und der Geistlichkeit festlich empfangen. In Lüben inspizirte er das 5. Kürassierregiment, das er Jahre lang kommandirt hatte. Die Erinnerung längst vergangener Zeiten bewegte sein Herz.

Als in demselben Jahre die Einweihung des Denkmals für General L'Estocq am Tage der Schlacht bei Heilsberg gefeiert wurde, erhielt der Feldmarschall einen Marschallstab von Sr. Majestät, welcher nach dem angefertigt war, den der Große Kurfürst getragen. Das war die letzte Auszeichnung, die er aus den Händen Friedrich Wilhelm IV. erhielt. Der ihm so theure und von ihm so hochverehrte König war schwer erkrankt, und da nach längerer Kur die Unheilbarkeit des Leidens erkannt war, übernahm Se. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen die Regentschaft.

Im Jahre 1859 brach der österreichisch-französische Krieg aus und die Möglichkeit einer Betheiligung Preußens wurde ins Auge gefaßt.

Am 8. Juni erhielt der Feldmarschall folgendes Handschreiben Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten:

„Die Kriegsfrage rückt immer näher und da muß Ich Ihnen eine Frage vorlegen. Wollen Sie ein Kommando übernehmen? Allen Kombinationen nach wird eine Zentralarmee am untern Main aus 2—3 Armee-Korps unserer Armee aufgestellt werden. Wollen Sie deren Führung übernehmen? Es würde das Verbindungsglied zwischen Meiner Hauptarmee und der des linken Flügels sein. Antworten Sie Mir nur mit drei Zeilen morgen ganz früh, aber sprechen Sie mit Niemand davon, da Ich den Zeitpunkt noch nicht angeben kann, wann die Mobilmachung erfolgen wird, bis wohin alles geheim bleiben muß.

Wilhelm."

Der Feldmarschall antwortete:

„Ew. Königlichen Hoheit beehre ich mich auf Allerhöchstdero gnädige Anfrage vom gestrigen Tage ehrfurchtsvoll zu melden, daß ich ein jedes Kommando gegen den Feind, welches Ew. Königliche Hoheit mir huldvoll

anvertrauen wollen, gern annehmen werde — und Gott wird der gerechten Sache den Sieg verleihen, den zu erkämpfen ich mit Freudigkeit des Herzens meinen letzten Blutstropfen weihen werde.

In tiefster Ehrfurcht

v. Wrangel."

Es wurde beschlossen das III., IV., V., VII. und VIII. Korps zu konzentriren, der Feldmarschall sollte einstweilen, bis auf anderweitige Formation, den Oberbefehl übernehmen, aber der Friedensschluß zwischen den kriegführenden Mächten ließ die angeordnete Konzentration nicht ausführen. Dankend erkannte der Prinz-Regent in einer gnädigen Kabinetsordre den Eifer an, mit welchem der Feldmarschall zur Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe bereit gewesen.

Der Feldmarschall erhielt den Auftrag nach Schweden zu gehen, um im Namen Sr. Majestät den König Karl XV. von Schweden, der am 8. Juli den Thron bestiegen, zu begrüßen. Die Reise, welche er am 2. August antrat, war für ihn um so interessanter, da seine Familie vielfach mit der Geschichte Schwedens verknüpft ist. Er selbst war der dritte Feldmarschall seines Namens, der das reizend gelegene Stockholm betrat. Vom Könige wurde er sehr huldvoll empfangen.

Am 31. Oktober trat auf Befehl des Prinz-Regenten eine Kommission unter Vorsitz des Feldmarschalls zusammen, um über die Vorschläge zur Reorganisation zu berathen und zu berichten. So wirkte er mit an dem großen Werke der Reorganisation der Armee, welches drei siegreiche Kriege bewähren sollten.

Seit dem 26. Dezember 1810, dem Tage, an dem er seine treue, vortreffliche und noch geistesfrische Gattin zum Altare geführt hatte, waren 50 Jahre verflossen. Wie viel Ehren und Auszeichnungen, aber auch wie tiefe Schmerzen hatten die Gatten seitdem erfahren. Das Familienfest erregte die lebhafteste Theilnahme aller Stände, von den Allerhöchsten Personen herab; wegen der hoffnungslosen Krankheit Sr. Majestät fand keine größere Festlichkeit statt, nur der General-Superintendent Büchsel, der Freund des Verstorbenen, segnete das Jubelpaar ein. Wenige Tage darauf, in der Nacht zum 2. Januar wurde König Friedrich Wilhelm IV. von seinen langen und schweren Leiden erlöst. Der reichbegabte Herr war dem Feldmarschall immer ein gnädiger König, ja ein wohlwollender Freund gewesen und sein Verlust wurde tief von ihm empfunden.

In dem folgenden Jahre, bei Gelegenheit des Konflikts mit dem Abgeordnetenhause, fand der Feldmarschall Veranlassung, seine politischen Ueberzeugungen, die ihn während seines langen Lebens nie verlassen haben, auszusprechen. Die Erbhuldigung und Krönung Sr. Majestät des Königs Wilhelm nach dessen Thronbesteigung hatte er für nothwendig erklärt, durch sie würde der König Erbe einer Krone von Gottes Gnaden. Ein starkes

Königthum, das selbstständig und allein über die Armee und deren Bedürfnisse zu entscheiden hat, war ihm eine Grundbedingung des preußischen Staates. „Jede Macht", schrieb er, „erhält sich nur durch die Kräfte, durch die sie groß geworden, und daher bedarf Preußen eines Heeres, daß nur an den Willen seines Herrn und Königs geknüpft ist. Es ist meine feststehende und wohlerwogene Ueberzeugung, daß dem jetzigen Abgeordnetenhause gegenüber jede Verminderung des Militäretats, welche als Konzession aufgefaßt werden könnte, nutzlos und schädlich wird." Er hielt die Erregung der Gemüther in dieser sogenannten Konfliktszeit nicht für gefährlich, warnte aber vor der geneigten Ebene der Konzessionen. Die Berufung eines konservativen Ministeriums unter Bismarcks Leitung begrüßte er mit lebhafter Freude.

Se. Majestät befahl, daß im März 1863 zur Erinnerung an König Friedrich Wilhelm III. und die Zeit der Befreiungskriege eine Festfeier in Berlin stattfinden solle, zu welcher sich alle mit dem eisernen Kreuz Dekorirten versammelten. Noch lebten 73 Ritter des eisernen Kreuzes I. Klasse und 2998 Ritter der II. Klasse, die großentheils auf den Ruf ihres Königs nach Berlin eilten. Der Feldmarschall fand viele alte Waffengefährten wieder und nahm die Kameraden vom ostpreußischen Kürassierregiment sämmtlich gastlich in seiner Wohnung auf.

Bei dem Festdiner richtete er Dankesworte an Se. Majestät und brachte das Wohl des Königs und des Königlichen Hauses aus. Am 17. März übersandte ihm Se. Majestät den Stern der Groß-Komthure vom Hausorden der Hohenzollern und schrieb ihm:

> „Sie dienen, Mein lieber General-Feldmarschall, seit fast 67 Jahren, und in der Kampagne, deren Erinnerung wir heute feiern, haben Sie bereits an der Spitze eines Regiments den alten Ruhm der preußischen Kavallerie aufrecht erhalten und die Unerschütterlichkeit und Energie gezeigt, welche Sie dann Ihre lange und thatenreiche Laufbahn hindurch ausgezeichnet hat."

Der Feldzug in Schleswig 1864.

Am 15. November 1863 hatte König Christian IX. den Thron bestiegen und bald darauf die November-Verfassung — nach welcher das Herzogthum Schleswig in Dänemark inkorporirt werden sollte — bestätigt. Preußen und Oesterreich forderten die Zurücknahme dieses Gesetzes, soweit es Schleswig betraf, der deutsche Bund hatte die Exekution wegen Holstein und Lauenburg verfügt und Se. Majestät hatte schon im September in einem Handschreiben an den Feldmarschall bemerkt: „Die holsteinische Sache ist eine Ehrensache Deutschlands geworden."

Mitte Dezember wurde die Mobilmachung preußisch-österreichischer Truppen verfügt, der Feldmarschall erhielt den Oberbefehl über die verbündete Armee,

sollte also zum zweiten Male ein Heer gegen das dänische führen, das er damals in raschem Siegeslauf vom Festlande vertrieben — dann waren ihm durch die Politik die errungenen Vortheile entwunden.

Am 24. Januar 1864 traf er in Hamburg ein und übernahm das Oberkommando. Am 30. erließ er den Befehl an die Korps nordwärts zu rücken, Kantonnements zu beziehen und die Vortruppen bis an die Eider zu schieben. Das I. preußische Korps unter Prinz Friedrich Karl sollte die Stellung des Feindes an der Schlei bewältigen, das II. (österreichische) unter Feldmarschall-Lieutenant v. d. Gablenz und das III. (preußische Garde-Division) unter Generallieutenant v. d. Mülbe die Danewerke in der Front angreifen, und den Feind dort festhalten, während das I. Korps den Uebergang über die Schlei versuchte und den Feind umging. Da der dänische General die Aufforderung, Schleswig zu räumen, abgelehnt hatte, wurde am 31. Januar abends der Befehl zum Einrücken in Schleswig mit den Worten:

„In Gottes Namen drauf“

gegeben.

Während des Winterfeldzuges war der Feldmarschall rastlos thätig, scheute weder das Wetter noch ein anderes Ungemach und überstand, wie mit jugendlicher Kraft ausgerüstet, noch im 80. Lebensjahre die größten Strapazen. Am 1. Februar waren die Truppen bis an die Sorge gerückt, am 2. fand bei Glatteis und dichtem Nebel der weitere Vormarsch statt. Missunde war vom I. Korps tapfer angegriffen, aber da sich gezeigt, daß der Punkt nicht zum Uebergange geeignet war, genehmigte der Feldmarschall, daß das I. Korps zum Uebergang bei Arnis und Cappeln am 5. formirt würde. Das Unternehmen glückte vollständig; nicht bloß an der Schlei zog sich der Feind zurück, er räumte auch die Danewerke, — die österreichischen Truppen, die dem Feinde folgten, erfochten noch bei Oeversee einen glänzenden Sieg. Der Feldmarschall verlegte sein Hauptquartier nach Flensburg, in das er am 7. Februar an der Seite Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen einritt. Das I. Korps erhielt Befehl im Sundewitt vorzurücken und den Feind in die Düppeler Schanzen zurückzuwerfen.

Die starke Position des Feindes vor Sonderburg war nicht ohne Belagerungsgeschütze zu nehmen, deren Ankunft erst im März zu erwarten war. Das I. und II. Korps erhielten Befehl nach Jütland vorzurücken — der Krieg wurde nun auf zwei getrennten Theatern weiter geführt, der Feldmarschall behielt die Leitung der Operationen in der Hand, aber eine vereinigte Aktion der drei Korps war nicht mehr möglich. Nach Ankunft der schweren Geschütze wurde die Belagerung energisch fortgesetzt; seinen Geburtstag — den 13. April — verlebte der Feldherr, um allen Gratulationen zu entgehen, bei den Batterien.

Am 18. April fand der Sturm auf die Schanzen statt. Mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Albrecht (Vater) und seinem Stabe traf der Feldmarschall früh morgens von Flensburg auf dem Gefechtsfelde ein und begab sich

zunächst auf die Höhen von Dünth, die eine gute Uebersicht des vom Prinzen Friedrich Karl persönlich geleiteten Gefechts darboten. Im Laufe des Gefechts führte er selbst mehrmals frische Truppen vor; in einem dieser Momente ist er an dem Relief an der Ostseite der Siegessäule (von Calandrelli) trefflich dargestellt. An diesem Tage errang die preußische Tapferkeit einen glänzenden Sieg, dessen Erfolg alle Erwartungen überstieg.

König Wilhelm kam am 21. April selbst nach Düppel, um die braven Truppen zu sehen und ihnen seine Anerkennung auszusprechen. Der Feldmarschall hatte am 26. sein Hauptquartier in Veile aufgeschlagen, vor Allem sollte Friedericia genommen werden, das die Dänen aber schon am 29. freiwillig räumten. Allein schon am 11. Mai wurde bekannt gemacht, daß am folgenden Tage ein Waffenstillstand zu Land und See abgeschlossen werde, und die Ausführung der weiteren Entwürfe wurde gehemmt.

Da der nahe Abschluß des Friedens erwartet wurde, war die Thätigkeit des Feldmarschalls beendet, eine Kabinetsordre vom 18. Mai sprach ihm den Königlichen Dank „für den glorreichen Feldzug" aus und erhob ihn und seine Nachkommen in den Grafenstand.

„Wenn der Waffenstillstand nicht zum Frieden führen sollte, so kann Ich es doch nicht über Mein Herz bringen, Sie bei Ihrem hohen Alter unmittelbar nach einer beschwerlichen Winterkampagne den Strapazen eines neuen Feldzuges auszusetzen. — — — Ich berufe Sie aus diesem alleinigen Grunde nach Berlin zurück und bestimme, daß Sie in Meiner Nähe bleiben, um Mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen und um zu Meiner Disposition zu sein, damit Ich, wenn die Verhältnisse sich ernst gestalten, von Ihrer bewährten Kriegserfahrung wieder Gebrauch machen kann."

Zugleich sicherte Se. Majestät der Wittwe des Feldmarschalls im Fall seines Todes eine jährliche Pension von 3000 Thalern zu. In einem eigenhändigen Schreiben an die Gemahlin des Feldmarschalls theilte er ihr in verbindlichen Worten seine getroffenen Bestimmungen mit.

Das gräfliche Wappen ist dem früheren gleich, nur ist als Helmschmuck ein aufrechtstehender Löwe halb sichtbar angebracht, auf jeder Seite des Wappens ein Danebrog, auf dem linken die Jahreszahl 1848, auf dem rechten die Jahreszahl 1864. Der Wahlspruch des Feldmarschalls „Frangas non flectes" ist gleichfalls angebracht.

Als der Friede zu Wien abgeschlossen war, gratulirte v. Wrangel Sr. Majestät, damals in Gastein, und erhielt ein dankendes Handschreiben mit den Worten:

„Was Ihr Schwert erkämpft mit Meinen treuen Truppen, hat Bismarcks Feder besiegelt. — — — Gott gebührt vor Allem Unser demüthiger Dank, dann aber auch denen, die durch ihre Hingebung und Ausdauer, durch Opfer an Gut und Leben dies Ziel erkämpften. Nicht oft genug kann Ich es Ihnen aussprechen, wie Mein Gewissen nun erst,

nachdem Sie unangetastet aus diesem Feldzuge heimgekehrt sind, darüber beruhigt ist, daß Ich Ihnen in so schlimmer Jahreszeit diese Aufgabe stellte.

Gott hat auch Sie beschützt, dafür preise Ich ihn.

Ihr

treu ergebener

Wilhelm."

Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, der 1864 im Stabe des Feldmarschalls ruhmvoll theil an dem Feldzuge gegen Dänemark genommen, stand mit ihm in freundschaftlichem und herzlichem Verkehr, was die folgenden Briefe bezeugen:

„Mein lieber Feldmarschall!

Mit Erlaubniß Sr. Majestät kommen die Kronprinzessin und ich mit der Bitte, Sie möchten eine Pathenstelle bei unserm am 15. September gebornen dritten Sohn übernehmen.

Meine Frau und ich hatten seit Monaten diesen Gedanken gefaßt, Gott gab eine glückliche Stunde und ist bis jetzt sichtlich mit Mutter und Kind, denn beide gedeihen fortschreitend und können wir an die Taufe mit frohem Gemüthe denken, die auf den 18. Oktober festgesetzt ist. Die Zeit der Geburt dieses dritten Rekruten für die Armee fällt in die Zeit, wo sein Vater unter Ihrer Leitung den Krieg kennen lernte, ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie wir freudig und bewegt sind bei dem Gedanken, daß Sie Gevatter bei diesem Sprößling sein werden, der hoffentlich, so Gott will, einmal seinem Vaterlande zur Zierde und zum Nutzen gereichen wird, und sich stets zu erinnern hat, daß seine Eltern Ihnen aufrichtig zugethan waren.*)

Mit alter Anhänglichkeit, mein lieber Feldmarschall,

Ihr

treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Berlin, den 25. September 1864."

An seinem nächsten Geburtstage verlieh Se. Majestät dem Feldmarschall das Großkreuz zum Rothen Adlerorden I. Klasse in Brillanten mit Schwertern, und übersendete die Dekoration mit einem gnädigen und glückwünschenden Handschreiben.

Se. Königliche Hoheit der Kronprinz übersandte ihm sein Bildniß und schrieb:

„Mein lieber Feldmarschall!

Heute vor einem Jahre entwischten Sie mir und allen Getreuen, die Ihnen gern angesichts des Feindes ihre Glückwünsche zum 80. Geburtstage dargebracht hätten und feierten denselben in Verborgenheit, oder wenigstens

---

*) Dieser Königliche Prinz Sigismund starb leider schon 1866.

so versteckt in den Batterien, daß Sie nicht aufzufinden waren. In diesem Jahre fällt Ihr Geburtstag auf einen Tag stiller Zurückgezogenheit, den jeder gern mit den Seinigen zubringt, im Hinblick auf Charfreitag und Ostern.

Lassen Sie mich dann wenigstens bildlich zu Ihnen kommen, und ein frühreifes Osterei schon heute übersenden, dessen Anblick sie erinnern möge, daß unzertrennlich mit der Erinnerung an jenen erhebenden Feldzug, Sie mein lieber Feldmarschall stets vor mir stehen, unter dessen Leitung ich den Krieg kennen lernte.

Gott segne und erhalte Sie uns und den Ihrigen nach lange rüstig an Körper und Geist wie bisher.

Dies ist der aufrichtigste Wunsch der Kronprinzessin und

Ihres

treu ergebenen

Friedrich Wilhelm."

Diese Briefe zeigen das herzliche, zutrauensvolle Verhältniß, in welchem der greise Feldherr zu dem Königlichen Hause stand, dem er ein langes thatenreiches Leben in treuester Hingebung geweiht hatte.

Der Feldmarschall hatte den Vertrag von Gastein mit Freuden begrüßt, Sr. Majestät seinen Glückwunsch mit den Worten ausgesprochen: „Alles dies, worauf jeder Preuße stolz sein kann, haben wir einzig und allein Ew. Majestät zu verdanken", er hatte zugleich auf die erfolgreiche innere Politik unter dem Ministerium Bismarck hingewiesen und geschlossen: „Gott segne Sie und gebe Ihnen eine lange, lange Regierung zum Wohle des Vaterlandes und der Armee." Er erhielt umgehend eine freundliche Erwiderung seines Schreibens.

Die spätere Entwickelung des Verhältnisses zu Oesterreich entsprach seinen Wünschen nicht. Er hatte in den Freiheitskriegen und 1864 mit dem österreichischen Heere gekämpft, war mit Männern wie Radetzky und Heß befreundet, in ihm lebten noch die Traditionen der heiligen Allianz, so hatte er auf eine Neugestaltung Deutschlands gehofft, bei der Preußen Hand in Hand mit Oesterreich gehend, die ihm gebührende Stellung einnehmen werde.

Aber der Gegensatz der Lebensbedingungen des seit 1815 erstarkten Preußens und Oesterreichs war zu groß, er konnte nur durch das Schwert ausgeglichen werden. Preußen konnte und durfte die ihm auf dem Wiener Kongreß angewiesene zweite Stelle in Deutschland nicht länger einnehmen, Deutschland bedurfte einer Einigung unter Preußens Führung, um im Fall eines Krieges seinen Nachbarn gewachsen zu sein; dagegen konnte Oesterreich — ein aus vielen Nationalitäten gebildeter Staat — seine bisherige Stellung in Deutschland nicht freiwillig aufgeben, denn in ihm waren nur die deutsche Dynastie, das deutsche Heer und die deutschen Beamten die Elemente der Einheit.

Se. Majestät übernahm für den bevorstehenden Krieg selbst das Kommando der gesammten Armee, der Feldmarschall hatte, wie er schon im Frühjahr erfahren, kein Kommando erhalten, um ihn in seinem hohen Alter nicht den Anstrengungen und Gefahren eines Feldzugs auszusetzen. Er konnte es sich aber nicht versagen, dem Könige die Bitte vorzulegen, nachstehende Ordre an ihn zu erlassen:

„Der Feldmarschall Graf v. Wrangel wird in Rücksicht seines hohen Alters und seiner Dienstunbrauchbarkeit als Führer von seiner Stellung als Oberbefehlshaber in den Marken in Gnaden entbunden und erhält auf Grund seiner ehrfurchtsvollen Bitte die Erlaubniß, den Krieg mit dem ostpreußischen Kürassierregiment Nr. 3 mitmachen zu dürfen."

Nach mehrfach wiederholten mündlichen Bitten ward mit den Worten: „des Menschen Wille ist sein Himmelreich" — das erste Gesuch in Gnaden abgewiesen, das zweite genehmigt.

Den greisen Feldmarschall beseelte noch ein jugendlicher Geist, eine unbezwingliche Kampfeslust — und wie ein Freiwilliger des Jahres 1813 holte er seine Waffen herbei, paßte seinen Küraß an und ließ den Pferden den Sattel, Mantelsack und Pistolenhalftern anlegen. Wenn ihn nicht ein besonderer Befehl in Berlin festgehalten, würde der ruhmreiche Reiterführer von Etoges sogleich zu seinen Kürassieren geeilt sein.

Am 30. Juni verließ er Berlin mit seinem persönlichen Adjutanten Grafen Kalnein, Lieutenant im 3. Kürassierregiment; über Breslau, Landshut und Trautenau reiste er nach Horiz, meldete sich dort am 6. Juli bei Sr. Majestät, ritt am Abend über das Schlachtfeld von Königgrätz und traf am 10. Juli bei seinem Regiment ein, das in der Nähe von Mährisch-Trübau Quartier bezogen hatte.

Von nun an begleitete der Feldmarschall das Regiment, dem es nicht mehr vergönnt war, an einem Gefechte theilzunehmen, auf allen Märschen. Es war sein heißer Wunsch, noch einmal an der Spitze seines ihm so theuren Kürassierregiments gegen den Feind anreiten, es zum Siege führen zu können; hätte Gott sein Lebensende bestimmt, welch ein schöner Soldatentod wäre ihm geworden — nach 70jähriger Dienstzeit vor demselben Regiment, bei derselben Standarte als Held zu fallen, bei welcher der erste Eid geleistet und dem Könige unverbrüchliche Treue geschworen war.

Als der Waffenstillstand abgeschlossen und der Friede mit Sicherheit zu erwarten war, beschloß der Feldmarschall seine Rückreise nach Berlin. Am 15., dem Jahrestage seiner Vereidigung, brachten ihm die Trompeter des Regiments eine Morgenmusik, die mit einem Choral, dem Hohenfriedberger und dem Wrangelmarsch eingeleitet wurde. Eine Parade sollte folgen, doch bat der Feldmarschall den Kommandeur, es zu unterlassen, der Abschied würde ihm noch schwerer werden. Er lud das Offizierkorps des Regiments und den liebenswürdigen Besitzer des Schlosses, in dem er wohnte — Baron v. Laudon

auf Bistritz — zum Diner ein, brachte am Schluß des Mahles das Wohl des Regiments aus „dem er sein ganzes Lebensglück verdanke“ und sprach seinen Dank für die entgegenkommende, kameradschaftliche Aufnahme aus, die er gefunden. Hierauf hob er die Tafel auf und nahm bewegt von allen Offizieren Abschied. Am 16. fuhr der Feldmarschall nach Prerau, der nächsten Eisenbahnstation, wohin Graf Kalnein mit den Pferden vorausgegangen war. An der Chaussee sah er sein Regiment aufmarschirt; Offiziere und Mannschaften hatten den Kommandeur gebeten von ihrem hochverehrten Chef noch im Augenblick seiner Abreise den letzten Abschied nehmen zu dürfen. — Der Feldmarschall stieg sofort aus dem Wagen, bestieg ein bereit gehaltenes Offizierpferd, ritt die Front des Regiments hinunter und begrüßte alle mit herzlichen Worten. Dann ließ er zum Karree einschwenken, hielt eine ergreifende Abschiedsrede und brachte dem Könige, dem Kronprinzen, dem Regiment ein Lebehoch. Schließlich zog er den Degen und führte sein Regiment dem Kommandeur im Parademarsch vorbei, umarmte denselben, rief mit lauter Stimme den Kameraden ein Lebewohl zu und fuhr nach Prerau; am 17. August früh 7 Uhr langte er wohlbehalten in Berlin wieder an.

Se. Majestät ertheilte, auf Veranlassung des 70jährigen Dienstjubiläums, dem 3. (Ostpreußischen) Kürassierregiment den Namen:

„Graf Wrangel“,

den es auch nach dem Tode des Feldmarschalls fortführen wird, verlieh dem greisen Feldherrn, der als Reiter seinem Regimente in den Krieg gefolgt war, den Kronenorden 1. Klasse und schenkte ihm sein Portrait in Lebensgröße (gemalt von Winterhalter).

Am 8. März 1867 verlor der Feldmarschall auch sein letztes Kind, — seinen dritten Sohn —, der schon längere Zeit hoffnungslos leidend, im Hause des Vaters gelebt hatte. Auch diese neue schwere Prüfung ertrugen die gebeugten Eltern mit Gott ergebenem Sinn; rührende Beweise der Theilnahme gingen ihnen von allen Seiten zu, konnten aber den tiefen Kummer ihrer Herzen nicht lindern.

Reich an Auszeichnungen, reich an Liebe und Verehrung war der späte Lebensabend des Feldmarschalls, der nach den Mühen und Thaten vieler Jahre, nach den schmerzlichen Verlusten in seiner Familie, mit seiner Gattin und seinem einzigen Enkel, dem Erben seines Namens, die so wohl verdiente Ruhe genoß. Sein gastliches Haus wurde von vielen Freunden, namentlich von dem weiten Kreise der Verwandten aus Ostpreußen, besucht, und das hochbetagte Paar bildete mittags und abends in alter Frische und Lebendigkeit den Mittelpunkt einer geistig angeregten Unterhaltung. Der Feldmarschall war körperlich noch rüstig, fast täglich sah man ihn im Thiergarten reiten oder gehen, und so hoffte er, als unerwartet 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, noch selbst am Kampfe theilnehmen zu können. Seine ersten Lorbeeren hatte er 63 Jahre vorher im Kriege gegen Frankreich gewonnen; trotz

so großer Opfer und vieler Siege hatten Preußen und Deutschland nach den Befreiungskriegen nicht Alles errungen, wofür gekämpft worden, in der ganzen Armee wie im Volk lebte das Gefühl, daß eine endliche Abrechnung mit Frankreich noch bevorstehe; so war es auch sein Wunsch, noch einmal mit dem alten Feinde zu kämpfen und vielleicht für seinen König und sein Vaterland auf dem Schlachtfelde zu sterben.

Seine Bitte um eine Verwendung oder um die Erlaubniß, wie im Feldzuge gegen Oesterreich, mit dem 3. Kürassierregiment als gemeiner Reiter ausrücken zu dürfen, beantwortete Se. Majestät durch das folgende gnädige Handschreiben:

„Seit 1866 sind vier Jahre Ihrem hohen, theuren Alter hinzugetreten; was damals Ihnen noch möglich war, wird Ihnen heute schon unmöglich werden. Ihren Drang zum Kampfe begreife ich, aber wo sind die Kräfte, ihn zu unterstützen? Ich kann und darf Ihnen also keinen Posten anweisen, ohne Mir Gewissensvorwürfe zu machen. Ich hoffe, Sie hören auf die Stimme Ihres Königs, Kriegsherrn und Freundes

Berlin, den 26. Juli 1870.

Wilhelm."

Mit der freudigsten Erhebung, mit dem innigsten Dank gegen Gott verfolgte der Feldmarschall den Siegeslauf, der das deutsche Heer unter unsers Königs Führung vom Rhein bis nach Paris führte. Durch seine unermüdete Sorge für die Truppen im Felde, wie für die heimgekehrten Verwundeten, bethätigte er seinen Antheil an der Armee, der er so gern gefolgt wäre.

Es war ihm vergönnt, an dem festlichen Einzug der aus Frankreich heimgekehrten Truppen in Berlin theilnehmen zu können; an dem heißen Frühlingstage ritt er im Gefolge Sr. Majestät vom Tempelhofer Felde nach dem Schloßplatz und hielt an des Kaisers Seite, als die tiefen Kolonnen zugweise defilirten.

Am 16. Juni 1871 wurde das Denkmal Friedrich Wilhelm III. enthüllt, an demselben Tage schrieb der König dem Feldmarschall:

„Der heutige Feiertag, an welchem Ich das Standbild Meines in Gott ruhenden Königs und Vaters der Armee übergab, beruft Mich, da es zugleich ein Ehrentag der Armee ist, den ältesten und hochgestelltesten General aus der Zeit dieses Königs zu ehren, als einen der ersten und ältesten Ritter des eisernen Kreuzes, die dies Standbild heute umstanden — Ihnen eine Auszeichnung zu verleihen, die der Welt zeigen soll, wie der Sohn die treuesten Dienste, die einst dem Vater geleistet wurden, zu neuer Anerkennung zu bringen wünschte. Ich verleihe Ihnen daher die Brillanten-Insignien des Sterns und des Kreuzes der Groß-Komthure Meines Hausordens von Hohenzollern und hoffe, daß Sie dieselben noch lange

als ein Andenken an diesen schönen Tag und an Ihre langen Dienste tragen mögen.

Ihr

treu ergebener König

Wilhelm."

Kein wichtiger Jahrestag, an den sich eine ruhmvolle That des Feldmarschalls knüpfte, verging ohne einen Beweis der Gnade und dankbaren Erinnerung Sr. Majestät, die immer in der zartesten und freundlichsten Weise ausgesprochen wurde. Am 18. April 1873 schrieb Se. Majestät:

„Am heutigen neunten Jahrestage des Sturmes und Sieges der Düppeler Schanzen darf Ich den Oberfeldherrn, der diesen glorreichen Tag der preußischen Waffen herbeiführte, nicht vergessen. Diese heldenmüthige Waffenthat eröffnete den Siegeslauf unseres vaterländischen Heeres, welcher in immer wachsenden Dimensionen seinen Ruhm in ungeahnter Höhe steigern sollte. Ihnen gebührt daher von Neuem Meine Anerkennung und Mein Dank für die Hingebung, mit welcher Sie in Ihrem hohen Alter Meinen Ruf zu Ihrer damaligen Oberfeldherrn-Stellung annahmen und den heutigen Erinnerungstag schufen.

Mit diesem Dank schließe Ich diese Zeilen.

Ihr

treu ergebener dankbarer König

Wilhelm."

„Ein unscheinbares Andenken wollen Sie mit diesen Zeilen freundlich annehmen."

Es war ein wohlgetroffenes Bild, Se. Majestät in Babelsberg darstellend.

Als im Herbste desselben Jahres die Siegessäule enthüllt wurde, erhielt der Feldmarschall am 2. September das folgende Schreiben:

„Ich habe heute bestimmt, daß die Düppeler Schanzen künftig die Wrangel-Schanzen genannt werden sollen und wünsche dadurch Ihrem Namen in dem Lande für alle Zeiten eine bleibende Stätte zu geben, in welchem Sie im Jahre 1848, nach langem Frieden, zuerst preußische Truppen ruhmvoll ins Feuer geführt haben und in dem Sie später auch mit großem Erfolge den ersten der Kriege leiteten, denen die heutige Feier gilt. Es ist Meinem Herzen ein Bedürfniß, Meinen Gefühlen des Dankes und der hohen Achtung gegen Sie Ausdruck zu geben und wollen Sie — da Ihre Verdienste Sie bereits auf alle Meine höchsten Ordensstufen geführt haben — einen ferneren Beweis an Ihre jederzeit würdige Führung des Schwertes darin erkennen, daß ich heute dem Stern der Groß-Komthure Meines Hausordens in Brillanten noch die Schwerter hinzufüge.

Wilhelm."

Am 15. August des verflossenen Jahres feierte der Veteran der preußischen wie der deutschen Armee das in den Annalen der Militärgeschichte wohl einzig

dastehende Fest seines 80jährigen Dienstjubiläums. Da der Feldmarschall sich in Warmbrunn, seinem gewöhnlichen Sommeraufenthalt, befand, sandte ihm Se. Majestät einen Ehrendegen mit Brillanten, begleitet von einer huldvollen Kabinetsordre. Das war der letzte äußere Gnadenbeweis, den der Lebende von seinem Herrn und Kaiser empfing, — Ihm und drei seiner Vorfahren hatte er in seltener Treue und mit vollster Hingebung gedient, aber er hatte auch Auszeichnungen erhalten, wie kaum ein preußischer Feldherr, und höher noch stand — vor allem ihm selbst — die herzliche, zarte Güte, mit welcher sie ihm ertheilt wurden.

In den letzten Lebensjahren beschäftigte den Feldmarschall seine Lebensbeschreibung — er mußte voraussehen, daß nach seinem Tode eine Schrift erscheinen würde, die seine Persönlichkeit und seinen Antheil an vielen ruhmreichen Thaten und wichtigen Begebenheiten darzustellen suchte. Um jede schiefe, unrichtige Auffassung zu verhüten, beschloß er unter seinen Augen seine Biographie schreiben und in wenigen Exemplaren drucken zu lassen, deren Vertheilung er sich vorbehielt. Jeden Bogen des Manuskripts, das großentheils nach den eigenen Aufzeichnungen des Feldmarschalls und im engen Anschluß an dieselben gearbeitet war, ließ er sich vorlesen, änderte einzelne Irrthümer mit großer Freundlichkeit und sprach in liebenswürdigster Weise seine Freude aus, wenn ein Abschnitt ihm gelungen erschien. Wie es dem hohen Greisenalter eigen, so erinnerte er sich der Thaten und Ereignisse seiner Jugend und seines Mannesalters am lebendigsten, die Gegenwart schien ihm ferner gerückt — jede kühne Reiterthat aus den Napoleonischen Kriegen, manche scharfe und schneidige Antwort die er gegeben, stand ihm klar vor Augen, sobald er an sie erinnert wurde; er erzählte sie dann in allen Details und freute sich an der Erinnerung. Sein Urtheil über Andere war sehr milde; wo in der Erzählung seiner eigenen Thaten rühmend seiner gedacht war, da strich er manches Beiwort und wollte nur die Thatsache einfach und schlicht erzählt wissen — wo es sich um den Ruhm Anderer, namentlich eines Mitgliedes des Königlichen Hauses, handelte, da wünschte er die Farben so lebhaft als möglich aufgetragen zu sehen.

Im Frühjahr 1877 erkrankte der Feldmarschall infolge einer Erkältung, wurde aber hergestellt und konnte, wie in früheren Jahren, seinen Sommeraufenthalt — Warmbrunn — mit seiner Gemahlin aufsuchen. Im Herbst kehrte er nach Berlin zurück, anscheinend gekräftigt, aber im Oktober nahm die Schwäche des hochbejahrten Feldherrn zu, bald konnte er das Lager nicht mehr verlassen; sein Beichtvater General-Superintendent Dr. Büchsel reichte ihm und seiner Gemahlin das Abendmahl vierzehn Tage vor seinem Tode.

Gegen seine Umgebung blieb er trotz der großen Beschwerden seines Alters von immer gleicher Freundlichkeit, — am 1. November abends raubte ein starker Hustenanfall seine letzten Kräfte und sanft und schmerzlos entschlief der

treue Diener seines Königs und Vaterlandes, der älteste General des preußischen Heeres. Auf Allerhöchsten Befehl legten die Offiziere der Armee auf acht Tage, die des Ostpreußischen Kürassierregiments Nr. 3 auf vierzehn und die des Brandenburgischen Füsilierregiments Nr. 35 auf zwölf Tage Trauer an.

Der Tod des Feldmarschalls wurde Sr. Majestät sogleich durch den Adjutanten des Entschlafenen, Rittmeister v. Rabe, gemeldet, die Trauerkunde verbreitete sich bald in der Stadt und tiefe, innige und allgemeine Theilnahme sprach sich ernst und würdig aus. Am 6. November fand die Trauerfeierlichkeit im Wohnhause des Feldmarschalls am Pariser Platz statt, von dort sollte die Leiche, dem Willen des Verstorbenen gemäß, nach Stettin gebracht werden, um an der Seite der Gräber seiner früh vorangegangenen Söhne auf dem Militärkirchhofe bestattet zu werden. Se. Majestät und alle in Berlin anwesenden Mitglieder des Königlichen Hauses umstanden den reich mit Palmen und Kränzen geschmückten Sarg, vorher hatte der Kaiser Worte des Trostes und der Theilnahme an die Wittwe, Gräfin v. Wrangel, gerichtet.

Der Feldmarschall hatte schon an seinem 74sten Geburtstage einen Brief an seinen Freund, General-Superintendent Dr. Büchsel, gerichtet, mit der Weisung ihn erst nach dem Tode des Absenders zu öffnen. Dieser Brief ist für den Karakter des Heimgegangenen so bezeichnend und spricht die Tiefe und Wahrheit seines religiösen Lebens so deutlich aus, daß sein Inhalt und die folgenden, nach der Vorlesung des Briefes am Sarge gesprochenen Worte in das Bild eines Lebens eingefügt werden mögen, das auf dem festen Grunde des Glaubens stand. Wer hat den alten Feldmarschall nicht oft in der Matthäikirche an Sonn- und Festtagen gesehen, wer, der sein Leben kennt, weiß es nicht, daß er bei jedem Sieg, bei jedem Erfolg Gott die Ehre gegeben und sich bei schweren Prüfungen ergeben unter die Hand des Herrn gebeugt hat. Aber wie demüthig der starke Mann vor Gott war, wie fest und innig sein Glaube gewesen — das können nur wenige wissen, denn seinem einfachen Christenglauben lag jede Schaustellung fern. Und wie er in seinem ganzen Leben überall das volle Gewicht seiner Persönlichkeit eingesetzt hat, so wollte er in dieser Zeit des Zweifels, der Indolenz und Lauheit das Bekenntniß seiner Schuld vor Gott und seines festen und freudigen Glaubens vor aller Welt ablegen.

Sein Brief lautet:

„Mein theurer Freund! Bei meinem hohen Alter sehe ich meiner Abberufung von dieser Welt und zwar in der Hoffnung, daß der Allmächtige mir meine vielfachen Sünden und Vergehungen, die ich tief bereue, um Christi willen in Gnaden vergeben wolle, mit Freudigkeit des Herzens stündlich entgegen, und wenn dieser Zeitpunkt gekommen, so bitte ich, haben Sie die Güte und halten an meinem Sarge eine kurze Leichenrede; aber eines jeden Lobes über mein Thun und Lassen wollen Sie sich geneigtest

enthalten; Sie sind seit länger als zehn Jahren mein treuer Seelsorger gewesen und mögen wohl geahnet haben — wie aufrichtig ich bemüht gewesen — und wie schwer ich oft gekämpft habe, um besser und tugendhaft zu werden — doch weit, ja sehr weit bin ich vom Ziel zurückgeblieben — das fühle ich zu sehr — und der Allmächtige kennt meine Sündhaftigkeit. Ja, meine Schuld ist verzweifelt böse — und unheilbar sind meine Wunden, wenn nicht durch Christi Blut sie geheilt werden, worum ich täglich meine inbrünstigen Gebete zum Himmel schicke. Allen meinen theuren Angehörigen und guten Freunden danke ich herzlich für ihre Liebe und Anhänglichkeit — mit der sie mich beglückt und erfreut haben. Alle die, denen ich gegen Wissen und Willen Wehe gethan habe — wollen mir aus Liebe Vergebung angedeihen lassen.

Gott segne meine treue, schwer geprüfte Herzensfrau; Gott segne meine guten treusten Kinder und meinen lieben Enkel; ich bitte, ich beschwöre Euch, haltet in guten und bösen Tagen fest zusammen

in Gottes Furcht
in Liebe und
in Eintracht. —

Gelobt sei Gott der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Tod ist verschlungen in den Sieg, — Tod, wo ist dein Stachel, — Hölle, Hölle, wo ist dein Sieg.

Mit herzlichem Dank erkenne ich die trostreiche Zusprache, mit der Sie, mein bester Büchsel, meine Seele so oft zu unserm Heiland am Kreuze zu führen gewußt haben, und wie ich aus Ihren Händen das heilige Abendmahl mit gläubigem Herzen empfangen habe. —

Ja, ich glaube!

v. Wrangel."

Daran knüpfte der Freund und Beichtvater des Verstorbenen folgende Worte:

„Ein merkwürdiges und gewaltiges Bekenntniß, nicht allein von großer Bedeutung für die Armee, der anzugehören sein Stolz war, sondern auch, zumal in unseren Tagen, für die Kirche und die ganze Christenheit. Es ist ein seltener Mann, an dessen Sarge wir versammelt sind. Er war ein ganzer Mann, ein deutscher Mann, und ein echt preußischer Soldat. Ein seltener Mann, nicht darum allein, weil er 93 Jahre alt geworden ist und 80 Jahre vier Königen treu gedient hat; er war ein naturwüchsiger und eigener Mann, wie es früher wohl einzelne gab, die aber in unseren Tagen immer seltener werden. Es vereinigten sich in ihm Gegensätze und Eigenthümlichkeiten, wie sie selten in einem Menschen sich finden. Von der einen Seite war er ein strenger General, strafte mit großem Ernst jede Nachlässigkeit im Dienste und konnte wohl unerbittlich sein; von der andern Seite wohnte in ihm ein sehr mildes, weiches und freundliches Herz, sein Ohr und seine Hand waren für

jeden offen, der bei ihm Rath und Hülfe suchte. Von der einen Seite war er ein Patriot im altpreußischen Sinne, ein treuer Diener seines Königs, und von der andern Seite der populärste Mann in ganz Berlin. Jedes Kind kannte den Vater Wrangel, jeder Mann nahm voll Respekt vor ihm den Hut ab, er war allgemein geehrt und beliebt. Von der einen Seite belebte ihn ein tiefer und heiliger Ernst, aufrichtige Frömmigkeit war der Kern seines Lebens, und von der andern Seite liebte er es, sich in seltsamer und auffallender Weise zu äußern, so daß zahllose Anekdoten von ihm erzählt und immer gern gehört werden. Am Sarge vergegenwärtigt man sich gern das Bild des Verstorbenen. Es geht bei uns ein großes Stück der Geschichte unseres Vaterlandes vorüber. Er ist nicht ein müßiger Zuschauer gewesen bei den gewaltigen Dingen, die im Laufe dieses Jahrhunderts geschehen sind, sondern er ist selbst dabei betheiligt gewesen. Doch ich soll kurz sein, und ihn zu loben ist mir verboten. Sein Name gehört der Geschichte Preußens an, und die wird besser über ihn berichten als ich es vermag. Große Anerkennung und Ehren sind ihm von seinen Königen zutheil geworden, und nie habe ich gehört, daß ihn irgend ein Mensch beneidet hat. Vom Lieutenant bis zum Feldmarschall ist sein Name unbefleckt geblieben. Ehrenhaftigkeit und Treue ist der Schmuck des preußischen Offiziers. Ehrenhaftigkeit und Treue sind in ihm zur lebendigen Darstellung gekommen. Er war das Muster eines preußischen Soldaten. Eine That wird in der Geschichte dieser Stadt unvergessen bleiben, das ist sein Einzug in Berlin im November 1848. Er entwickelte eine imposante Macht, so daß an einen Widerstand nicht zu denken war. Unvergeßlich ist mir der Abend, als er im Königlichen Schloß Wohnung genommen hatte. Alle Gemüther waren in großer Aufregung, ihn aber fand ich ganz ruhig, und als ich ihm gratulirte, sprach er mit dem Psalmisten: „Nicht mir, nicht mir, sondern dem Herrn allein die Ehre, ich habe nichts gethan, als meines Königs Befehl ausgeführt." Am meisten that es seinem Herzen wohl, daß der Sieg errungen sei, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen. Er kniete nieder, wie er es gewohnt war, wenn er mit seinem Gott redete, und forderte mich auf ein Dankgebet zu halten. Einige Tage darauf war eine Tischgesellschaft um ihn versammelt. Ziemlich lebhaft wurde über die Geschichte der letzten Zeit gesprochen. Er hörte schweigend zu, dann erhob er sich und sagte: „Meine Herren, es ist nicht unsere Sache zu kritisiren, sondern die Pflicht des Soldaten ist, zu thun, was der König befiehlt" — und Alle schwiegen. Wie er schlagfertig war mit dem Degen in der Hand, so war er auch schlagfertig mit Worten. Er hatte die schöne Gabe, immer kurz und bündig das rechte Wort zu sagen. Am tiefsten habe ich in sein Herz schauen dürfen, wenn er sich anschickte das heilige Abendmahl zu empfangen, und dankbar bekenne ich, an ihm gesehen zu haben, wie das tiefe Gefühl der Sündhaftigkeit mit der fröhlichen Zuversicht des Glaubens an das Kreuz des Herrn Jesu in ihm verbunden war. Er war nicht bloß ein Held vor dem

Feinde, sondern auch ein Held in dem Kampfe mit dem alten Menschen; ein starker Mann, der, wie sein Kaiser, auch bei allen Ehren, Ehrenzeichen und Erfolgen nicht aus der Demuth fiel. Er sagte wohl: „Ich bin ein Wunder der Geduld und der Gnade Gottes.“ Auch schwere Tage und Trübsal haben ihm nicht gefehlt. Er hat am Sarge seiner Söhne stehen müssen, hatte aber gelernt sich zu demüthigen unter Gottes gewaltiger Hand. Auf Erden hat er die Krone der Ehren getragen; wir sehen im Glauben ihn jetzt wandeln vor dem Stuhle des Lammes, wie er die Krone der Treue trägt. Er hat Treue gehalten seinen irdischen Königen und hat danach gerungen, auch dem Könige des Himmels treu zu sein. Nun wohnt er, wie wir hoffen, mit Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. in den Hütten des Friedens. Sein Segen ruht auf seiner Gattin, der treuen Gefährtin seines langen Lebens, und auf seinem geliebten Enkel, darum sind sie getrost und danken Gott, der es ihnen verliehen hat, einen solchen Mann und Großvater so lange gehabt zu haben, wir aber bitten Gott, daß er dem Kaiser und Könige immerdar möge Feldherren geben, wie er war, und dem Vaterlande es nicht möge an Männern fehlen lassen, wie er war, damit Gerechtigkeit und Treue des deutschen Volkes Ruhm und Ehre bleibe. Amen.“

Ein Gebet und der Gesang: „Jesus meine Zuversicht“ beschloß die ergreifende Feier. Se. Majestät wendete sich zur Frau Feldmarschallin, reichte ihr den Arm und führte sie nach dem Fenster des Vordersaales, von dem aus die militärische Trauerparade zu sehen war. Nachdem der Sarg vom Katafalk gehoben, von Unteroffizieren des ostpreußischen Kürassier- und des Füsilierregiments Nr. 35 die Treppe hinunter getragen und auf den von sechs schwarzen Trauerpferden gezogenen Trauerwagen gesetzt war, ging der Zug, bei dem Klang gedämpfter Trommeln, den Tönen des Chorals „Jesus meine Zuversicht“ und des Trauermarsches eines Helden, von Beethoven, nach dem Stettiner Bahnhofe. Zunächst hinter dem Sarge schritt Se. Majestät der Kaiser, seinem alten treuen Feldmarschall bis zur Wilhelmsstraße das Geleit gebend. Dann folgten Se. Königliche Hoheit der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, zwischen beiden der junge Graf v. Wrangel, denen sich die anderen Königlichen Prinzen, viele Generale und höchste Beamte und das ganze Offizierkorps der Garnison anschlossen; auf dem weiten Wege bis zum Bahnhofe waren alle Plätze und Straßen gefüllt, überall herrschte ernstes Schweigen und tiefe Theilnahme. In so ehrender und ergreifender Weise ist noch kein preußischer Feldmarschall zur letzten Ruhestätte geleitet worden.

Se. Majestät hat in dem Feldmarschall Grafen v. Wrangel einen seiner treuesten Diener verloren, der Ihm und dem Königlichen Hause persönlich aufs innigste ergeben und anhänglich war; was er der Armee und dem Vaterlande in fast 82 Jahren geleistet hat, das wird in den Tafeln der preußischen und deutschen Geschichte aufgezeichnet werden.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1878.

Erstes Heft.

Inhalt:

Berlin 1878.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Militärische Betrachtungen über den russisch-türkischen Krieg.

Geschrieben im Oktober 1877
von

v. Hanneken,
Generallieutenant z. D.

Mehr wie die meisten anderen Wissenschaften ist die des Krieges eine solche, die aus den Erfahrungen der Kriege selbst ihre Folgerungen machen muß. Jeder neue Krieg muß deshalb mit kritischem Urtheil studirt und, wenn er uns Neues bietet, dies Neue in seinen Berechtigungen erkannt werden, damit man dasselbe entweder zu eigenem Vortheil benutzen, oder falls der Gegner sich dessen bedienen will, es siegreich bekämpfen kann.

Der bisherige Verlauf des russisch-türkischen Krieges läßt aber, obgleich wissenschaftlich genaue Nachrichten noch nicht vorhanden sind, schon jetzt erkennen, daß er bestimmt wird durch den Gebrauch eines Faktors der Kriegführung, der zwar schon früher bekannt war, der aber neu ist in der Wichtigkeit, die er für den Gesammtkarakter der ganzen Kriegführung der Zukunft gewinnen kann.

Vergegenwärtigen wir uns den Verlauf des Krieges und sehen wir ab von den Fehlern, die von einer oder der anderen Seite nach den Erfahrungen früherer Kriege begangen sein mögen, lassen wir auch das, was auf dem asiatischen Kriegsschauplatz geschehen ist, beiseite, weil uns von demselben mehr als die trockenen Resultate kaum bekannt sind — so ergiebt sich, daß mit dem Erscheinen von Osman Pascha bei Plewna ein Umschwung eingetreten ist, der bis auf den heutigen Tag sich geltend macht.

In Konstantinopel begriff man auf die Nachricht des Uebergangs der Russen über die Donau sofort, daß der Krieg sich nunmehr der Entscheidung nahe, und ergriff alle Maßregeln, um dieselbe günstig zu gestalten. Die ganze muhamedanische Bevölkerung wurde zu den Waffen gerufen und folgte diesem Ruf mit höchster Bereitwilligkeit. Aber so zahlreich auch die Kämpfer sich stellten, es mußte Zeit gewonnen werden, um sie heranzuziehen und aus-

zubilden, und dies konnte nur durch diejenigen Truppen, die schon vorhanden waren, bewirkt werden. Für die türkische Hauptarmee wurde ein neuer Führer ernannt, dessen Thätigkeit es auch gelang, sie für den Feldgebrauch zu organisiren. Die Armee, die gegen Montenegro im Felde stand, wurde abgerufen und zur Hälfte zu Schiffe in die Nähe von Adrianopel gebracht, zur anderen Hälfte aber direkt über Sofia nach dem Kriegsschauplatz dirigirt; in Sofia selbst wurden rasch alle nur irgend verfügbaren Truppen außerdem zu einem Korps von 17 000 Mann vereinigt und endlich dem Befehlshaber der Armee bei Widdin, Osman Pascha, der Befehl ertheilt, mit allen irgend dort entbehrlichen Truppen und unter Heranziehung des Korps bei Sofia sowie der aus Montenegro heranmarschirenden Hälfte der dortigen Armee den Russen entgegenzugehen. Diesem Befehl zufolge marschirte Osman Pascha mit fast 30 000 Mann aus Widdin ab, gewann die Straße von Sofia nach Sistowa, stellte seine Verbindung mit dem in Sofia zusammengezogenen Korps her und erreichte Plewna kurz nach dem Fall des nahen Nikopolis, dessen Eroberung durch die Russen er nicht mehr hindern konnte.

Das Erscheinen eines so starken feindlichen Korps von Westen her kam den Russen unerwartet und allgemein wird getadelt, daß sie nicht früher sich darüber Kenntniß verschafft hätten. Man darf bei Beurtheilung dieser Thatsache aber nicht vergessen, daß fast die ganze russische Kavallerie entweder zur Beobachtung der türkischen Hauptarmee über den Lom-Fluß östlich vorgegangen war, oder daß sie unter Gurko südlich des Balkan operirte, so daß zur Aufklärung nach Westen hin nur wenig Kavallerie disponibel war. Ganz besondere Vorsicht war aber noch gar nicht geboten. Fast die ganze russische Armee war noch auf einer Terrainstrecke von höchstens 15 Meilen Länge und 10 Meilen Breite vertheilt und somit die Möglichkeit gegeben, auch dem Unerwartetsten durch Konzentrirung genügender Kräfte in höchstens zwei bis drei Tagen begegnen zu können. So unerwartet und so drohend auch das Erscheinen Osman Paschas war, es würde wahrscheinlich keine wesentliche Verzögerung des Fortganges des Krieges gehabt haben, wenn es gelungen wäre ihn zur Schlacht im freien Felde zu zwingen.

Das erste Zusammentreffen der Russen und Türken bei Plewna ist ein solcher Kampf im freien Felde. Der Führer des bei Nikopolis stehenden russischen Korps muß sehr unvollkommene Nachrichten über die Stärke Osman Paschas gehabt haben, denn statt mit seinem ganzen Korps sich sofort auf ihn zu werfen, begnügte er sich, nur drei Regimenter Infanterie ihm entgegen zu schicken. Damals hatte Osman Pascha nur die aus Widdin abmarschirten Truppen bei sich; er war also nur wenig stärker wie ein russisches Korps, und die anfänglichen Erfolge dieser drei russischen Regimenter, die Hartnäckigkeit des sich entspinnenden Kampfes und die endliche Entscheidung, die Osman nur durch Einsetzung seiner ganz unverhältnißmäßigen Ueberlegenheit zu seinen Gunsten erzwingen konnte, lassen vermuthen, daß wenn das ganze

russische Korps ihm entgegengetreten wäre, er sich schwerlich bei Plewna behauptet hätte.

Diesem ersten Kampf bei Plewna folgte bald ein zweiter, zu dem russischerseits anscheinend genügende Kräfte, fast 50 000 Mann, herbeigezogen waren. Auch Osman Pascha hatte, verstärkt durch das Korps aus Sofia, eine gleiche Truppenzahl zur Disposition, aber nicht dieser Zahl allein wollte er das Schicksal einer zweiten Schlacht anvertrauen, vorsichtig hatte er sich verschanzt und seiner Aufstellung alle die Festigkeit gegeben, die man durch die Hülfsmittel der Feldfortifikation erreichen kann.

Bis zu dem Tage der zweiten Schlacht bei Plewna hatte der Verlauf des Krieges nichts, was besonders beunruhigend für die Russen gewesen wäre; und wenn die abgeneigte Kritik mit besonderem Behagen der russischen Armeeleitung nach dieser Schlacht auch alle möglichen und unmöglichen Fehler vorrechnet, so ist es nichtsdestoweniger doch gewiß, daß wenn die von gleichen Kräften geschlagene zweite Schlacht bei Plewna günstig für die Russen ausgefallen wäre, diese durch Heranziehung der rumänischen Armee sowie durch das schon im Marsch befindliche, für das europäische Kriegstheater bestimmte 15. Armeekorps verstärkt, im Stande gewesen wären, den Krieg über den Balkan hinaus ins Herz des feindlichen Landes zu tragen. Diese zweite Schlacht bei Plewna fiel aber, und entschiedener wie die erste, zum Nachtheil der Russen aus, und wenn wir die Führung des Kampfes selbst, über den ja authentische und genaue Nachrichten fehlen, außer Acht lassen, so ist es vorzüglich die ungenügende Stärke, in der die Russen in den Kampf gegangen sein sollen, die die Kritik selbst hoher militärischer Autoritäten mit besonderer Schärfe der russischen Armeeleitung vorwirft.

Es muß zugegeben werden, daß es möglich gewesen wäre, in derselben Zeit mehr Truppen, vielleicht 65 000 Mann Plewna gegenüber zu vereinigen; aber selbst wenn auch eine noch größere Uebermacht den Angriff auf die befestigten Positionen von Plewna unternommen hätte, schwerlich würde der Erfolg ein anderer gewesen sein, denn eine durch Feldwerke gut befestigte Position ist, wenn sie durch eine ausreichende, mit dem neuen weittragenden und schnellfeuernden Gewehr bewaffnete Infanterie besetzt ist, gegen den direkten gewaltsamen Angriff gesichert. Nach den Erfahrungen früherer Feldzüge war dies keineswegs der Fall, so daß wir in der langen Reihe von Kriegen, die seit 1792 Europa erschüttert haben, auf kein Beispiel stoßen, wo eine durchgehende Feldbefestigung einer Armeestellung auch nur versucht worden wäre; die einzige Ausnahme hiervon dürfte die befestigte Stellung bei Düppel sein, die aber durch die Stärke ihrer Schanzen zu einer wirklichen Festung gemacht war. Wohl treffen wir in den Schlachten auf die Anlage vereinzelter Schanzen, wie bei Borodino, in der ungeheuren Mehrheit derselben begnügte man sich aber mit den Vortheilen, die das Terrain von selbst bot, und hielt Feldbefestigungen, wenn

nicht für unnütz, doch für beschwerlich und entbehrte sie gerne, weil sie der freien Verwendung der Kräfte hinderlich werden konnten. In früheren Kriegen indessen ist die Befestigung ausgedehnter Stellungen durch Feldwerke vielfach vorgekommen, damals waren sie aber so wenig sturmfrei, daß fast jeder mit genügenden Kräften unternommene gewaltsame Angriff mit ihrer Eroberung endigte und die militärisch-wissenschaftlichen Regeln für die Durchführung des gewaltsamen Angriffs nach den Erfahrungen dieser Kämpfe festgestellt werden konnten. Durch überlegenes Artilleriefeuer brachte der Angreifer die feindlichen Geschütze an der zum Angriff erwählten Stelle zum Schweigen, dann gingen mit gut treffenden Gewehren (Büchsen) bewaffnete Infanteristen einzeln gegen die Verschanzungen vor, um die feindliche Infanterie, sobald sie sich hinter der Brustwehr zeigte, zu beunruhigen, und diesen folgten die Sturmkolonnen. Da letztere nicht mehr durch Artilleriefeuer zu leiden hatten, so hatten sie höchstens einen Raum von 300 Schritt, der größten Schußweite der damaligen Gewehre, zurückzulegen, in dem sie dem feindlichen Infanteriefeuer ausgesetzt waren. Die Gewehre hatten aber auch eine geringe Trefffähigkeit und erforderten zum Laden soviel Zeit, daß die Sturmkolonnen die 300 Schritt zurücklegen konnten, ohne mehr wie höchstens 6—7 Mal von jedem Vertheidiger des Angriffspunktes beschossen zu werden; das Infanteriefeuer der anliegenden Werke hatten sie aber der geringen Schußweite der Gewehre wegen nicht zu fürchten. Waren die Sturmkolonnen stark genug, und die Truppen, die sie bildeten, so gut, daß sie durch den verhältnißmäßig geringen Verlust beim Ansturm nicht zurückgeschreckt wurden, so war der Erfolg fast sicher.

Wenn seitens der russischen Armee in der zweiten Schlacht bei Plewna auch wohl nicht alle die Regeln befolgt sein mögen, die die Kriegswissenschaft bisher für den Angriff befestigter Stellungen aufgestellt hat, bei der dritten Schlacht bei Plewna sind sie alle sorgfältig beobachtet. Eine der Zahl nach überlegene Armee, gegen 85 000 Mann, wurde zum Angriff bestimmt, der Osman Pascha höchstens 60 000 Mann gegenüberstellen konnte. Mit einem furchtbaren Feuer aus 300 nach neuester Konstruktion in Schußweite und Trefffähigkeit ausgezeichnet guten Geschützen wurde er eingeleitet, und dies Feuer so lange fortgesetzt, bis wenigstens die Geschütze der vorderen Verschanzungslinie zum Schweigen gebracht waren, dann gingen starke Schützenschwärme vor, und erst nachdem diese bis auf die wirksamste Schußweite ihrer vortrefflichen Gewehre, bis auf 300 Schritt Entfernung, sich den Schanzen gegenüber eingenistet hatten, gingen die sehr starken Kolonnen zum Sturm über. Aber auch dieser wohlgeleitete Angriff scheiterte fast vollständig, trotz der ganz ausgezeichneten Tapferkeit der Truppen, die den Kampf nicht eher aufgaben, bis die Hälfte der Sturmkolonnen gefallen war.

Aehnliche Erfahrungen haben die Türken bei Bestürmung der befestigten Stellung des Schipka-Passes gemacht, und nur gerechtfertigt dürfte es sein,

daß der Führer der türkischen Hauptarmee, trotz ihrer momentanen Ueberlegenheit, die befestigte Stellung der russischen Jantra-Armee östlich von Biela gar nicht anzugreifen wagte, sondern sich damit begnügte, ihr gegenüber eine beobachtende Stellung am Lomfluß einzunehmen, der in dem Augenblick, wo die Russen durch Heranziehung neuer zahlreicher Verstärkungen wieder die numerische Ueberlegenheit erlangt hatten, ein Zurückgehen in die befestigte Stellung bei Rasgrad gefolgt ist.

Diese Sturmfreiheit befestigter Stellungen ist es fast ausschließlich, die den bisherigen so unerwarteten Verlauf des Feldzuges bedingt hat, und mit dieser Thatsache wird man in künftigen Kriegen rechnen müssen, will man nicht den Erfolg derselben in Frage stellen.

Weiter oben ist die Behauptung aufgestellt, daß eine durch Feldwerke gut befestigte Position, wenn sie durch eine ausreichende mit dem neuen weittragenden und schnellfeuernden Gewehr bewaffnete Infanterie besetzt ist, gegen den direkten gewaltsamen Angriff gesichert ist. Was heißt aber gut befestigt, was ausreichend besetzt, und was ist unter direktem Angriff zu verstehn?

Nicht in den Annäherungshindernissen, die z. B. im vertikalen Profil der Feldschanzen angebracht werden können, ist die Sturmfreiheit zu suchen, sondern in der Möglichkeit, den stürmenden Feind durch eigene intakte Infanterie aus geschützter Stellung auf die volle Entfernung der Tragfähigkeit der neueren Gewehre beschießen zu können. Demnach muß vor den Schanzen ein freies Schußfeld auf die ganze Tragfähigkeit der neueren Infanteriegewehre, also auf 2000 Schritt, liegen, es muß das Profil der Schanzen so stark sein, daß die Besatzung derselben gegen das einleitende Artilleriefeuer des Angreifers geschützt ist, und es müssen die Schanzen so angelegt sein, daß sie selbstständige, sich gegenseitig durch Infanteriefeuer unterstützende Werke sind. Genügt die verschanzte Stellung diesen Anforderungen, so ist sie zweckmäßig und gut.

Ausreichend besetzt ist eine solche Stellung, wenn die in derselben stehende Armee so stark ist, daß außer der nothwendigen Besatzung der Schanzen eine freie Reserve zur Verfügung bleibt, die so stark ist, daß sie ausreicht, an den bedrohten Punkten eine dem Angreifer gleiche Zahl frischer Truppen entgegenzustellen.

Endlich ist unter direktem Angriff der von der Front der Verschanzungen her verstanden. Die verschanzte Stellung darf also nicht gestatten, daß einzelne Theile derselben von allen Seiten umfassend angegriffen werden können. Dies schließt indessen nicht aus, daß eine nach allen Seiten verschanzte Stellung auch von allen Seiten zugleich angegriffen werden kann, nur muß sie dann so ausgedehnt sein, daß der Angriff der einen Seite nicht zugleich ein flankirender oder gar ein Rückenangriff einer anderen Seite, sondern stets ein örtlicher Frontalangriff bleibt.

Entspricht eine verschanzte Stellung allen diesen Anforderungen, so ist sie als sturmfrei anzusehen. In der Praxis des russisch-türkischen Krieges hat sich dies bewährt, aber auch theoretisch läßt es sich nachweisen.

Jeder Angriff hat als letztes Ziel die Herbeiführung des Handgemenges, um im Kampf Mann gegen Mann die letzte durchaus unzweifelhafte Entscheidung herbeizuführen. Dieser letzten Entscheidung wird aber vorgearbeitet durch eine lange Reihe von verschiedenen Gefechtsarten, deren letztes Ziel stets ist, die Masse des Gegners, die zum entscheidenden Handgemenge bereit sein kann, möglichst zu verringern. Die moderne Feuertaktik hat diese vorbereitenden Gefechte so ausgedehnt, daß es meist gar nicht zu dem wirklichen Schlußkampf kommt, sondern daß ein Theil vorher das Schlachtfeld räumt und sich damit für überwunden erklärt, obgleich er thatsächlich noch gar nicht niedergekämpft ist. In diesem Stadium des Kampfes macht sich besonders die Güte der Truppen geltend und zwar in zwei Richtungen: einmal in der Geschicklichkeit dem Feinde Verluste beizubringen, die eigenen Einbußen aber möglichst zu beschränken, und dann in der Standhaftigkeit, mit der dieser eigene Verlust ertragen wird, ohne vor der Erreichung des Zieles zurückzuweichen. Wer in einer oder gar in beiden Richtungen seinen Gegner überbieten kann, der wird, eine einigermaßen gleiche Zahl vorausgesetzt, Sieger werden, ohne diesen Sieg in einem letzten Handgemenge erkämpfen zu müssen. Die erste dieser Richtungen ist die wissenschaftliche, und ihr wird in allen europäischen Heeren mit solchem Eifer nachgestrebt, daß sich eine gewisse Gleichheit in derselben herausgearbeitet hat. Die zweite Richtung ist die moralische des Muthes, die wie alles Moralische dem Wechsel unterworfen ist, und sich darin ausspricht, daß das eine Heer bei einem Prozentsatz des Verlustes noch weiter kämpft, während das andere dann schon den Kampf aufgiebt. Im allgemeinen kann man sagen, daß in den besten Momenten die besten europäischen Truppen selten bis zu einem Drittel des Verlustes weiter kämpfen, und daß einzelne Fälle, die darüber hinausgehen, Zeichen ganz ungewöhnlichen Muthes sind.

Wenden wir dies auf den Kampf in und gegen befestigte Stellungen an, so ergiebt sich, daß der Vertheidiger, gedeckt durch den Wall, in den einleitenden Kämpfen einen nur unbedeutenden Verlust erleiden kann. Der Angreifer dagegen, der einen Raum von fast 1800 Schritt ungedeckt zurücklegen muß und dazu gegen 10 Minuten gebraucht, wird in dieser Zeit von jedem Vertheidiger dreißig bis vierzig Mal beschossen werden. Freilich die meisten Schüsse, im Anfang durch die große Entfernung, in der Nähe durch die Hast, mit der der Vertheidiger feuern wird, verfehlen ihr Ziel, aber je besser die Truppe ausgebildet und je muthvoller sie ist, je größer wird die Zahl der Treffer sein, und wenn die Besatzung nicht sehr gering und die Angriffskolonnen nicht übermäßig stark sind, wird fast ausnahmslos der Verlust der letzteren so groß sein, daß sie den Kampf aufgeben, bevor sie zum Hand-

gemenge kommen, selbst wenn sie in der besten Stimmung sind und aus den muthigsten Truppen bestehen. Das neue Infanteriegewehr in der Hand guter Truppen genügt allein schon, um dies Resultat zu erreichen, und kann des Beistandes der Schwesterwaffe, der Artillerie, fast ganz entbehren. Aber Sehen und Schießen muß die vertheidigende Infanterie können, um die Sturmfreiheit der verschanzten Stellungen aufrecht zu erhalten; weiter unten, wo von dem Kampf gegen verschanzte Stellungen die Rede sein wird, wird auf diese Bedingungen zurückgegriffen werden.

Wenn in dem Vorstehenden der Leitfaden angedeutet wird, der zur wissenschaftlichen Ergründung aller der Erfordernisse führen kann, die zur guten Anlage einer befestigten Stellung nothwendig sind, so fragt es sich ferner: „Was können sturmfrei verschanzte Stellungen im Kriege leisten, und wie kann man sie erfolgreich bekämpfen?"

Für die Beantwortung dieser Fragen fehlt es an kriegerischen Erfahrungen nicht. Der amerikanische Secessionskrieg ist größtentheils in Kämpfen in und um solche sturmfreien verschanzten Stellungen geführt; wer aber der russischen Armeeleitung deshalb den Vorwurf machte, daß sie nicht sofort die wissenschaftlichen Resultate dieser Erfahrungen angewandt hat, der vergißt, daß die Sturmfreiheit der verschanzten Stellungen in diesem Kriege in der geringen Ausbildung der beiderseitigen Heere (die übrigens auch nicht mit Hinterladern bewaffnet waren), für den Krieg ihren Grund hatte und europäisch eingeübten Heeren gegenüber nicht vorhanden gewesen sein dürfte. Von vornherein ist also der russischen Armeeleitung kein Vorwurf zu machen, daß sie auch dem türkischen Heer gegenüber nicht an diese Sturmfreiheit glaubte und demnach stürmen ließ. Jetzt, nachdem die großen Verluste, die die Stürmer erlitten haben, den Grund, den die Sturmfreiheit nunmehr bleibend haben wird, enthüllt hat, sehen wir die russische Heerleitung auf die Erfahrungen des amerikanischen Krieges zurückgreifen und ans Werk gehen, das praktisch zu beantworten, was wir, die wir noch Frieden haben, uns theoretisch zu eigen machen müssen.

Nächst dem Gewinn von Schlachten ist der Gewinn von Raum und Zeit der wichtigste Faktor, von dem die Entscheidung des Krieges abhängt. Zum Gewinn von Schlachten kann eine verschanzte Stellung nur dann führen, wenn der Gegner sie angreift. Soll aber der erfolgreichen Abwehr eines solchen Angriffs eine wirklich entscheidende Schlacht folgen, so muß die in der Verschanzung bereitstehende, frei verwendbare Reserve so stark sein, daß sie dem geschwächten Gegner außerhalb der Verschanzungen einen Entscheidungskampf im freien Felde bieten kann. Der abgeschlagene Angriff einer verschanzten Stellung ist deshalb noch keine siegreiche Schlacht, sondern höchstens eine gute Einleitung zu einer solchen. Verschanzte Stellungen können also nur sehr bedingt zum Gewinn von Schlachten beitragen. Noch weniger können sie zum Gewinn von Raum benutzt werden, aber sie sind eins der

wirksamsten Mittel, um den Verlust von Raum zu hindern, und endlich wird von ihrer Anwendung der Gewinn von Zeit abhängen.

Wer also Raum decken und Zeit gewinnen muß, um die Entscheidung des Krieges zu seinen Gunsten lenken zu können, der wird in Zukunft zu verschanzten Stellungen seine Zuflucht nehmen.

Wirft man nur einen kurzen Blick auf die Kriegführung des letzten Jahrhunderts, so wird man finden, daß Raum nur gedeckt werden konnte durch eine Schlacht, und Zeit nur gewonnen werden konnte durch möglichst langsames Zurückweichen im Raum, und da letzteres, mit Ausnahme des Feldzuges von 1812, nie in so umfassendem Maße möglich war, um allein durch Rückzug im Raum einen günstigen Umschwung der kriegerischen Verhältnisse herbeizuführen, so haben fast alle diese Kriege den gleichen Karakter. Die kriegführenden Mächte bieten gleich anfänglich alle Kräfte, über die sie verfügen können, auf und suchen die Schlacht, von deren Ausgang meist der Ausgang des ganzen Krieges abhängt. Die Folge hiervon sind schnelle Entscheidungen und kurze Kriege, in denen oft die Fehler eines einzigen Tages, die ungerechtfertigten Voraussetzungen eines einzigen Mannes, die Schicksale eines ganzen Volkes auf lange Zeit bestimmt haben. Kann man dies durch die Anwendung befestigter Stellungen vermeiden, so werden die Kriege länger dauern und die Entscheidungen nicht mehr von den Ansichten eines Mannes, von den richtigen oder falschen Entschlüssen weniger Tage abhängen, damit wird aber die Kriegführung der Zukunft einen ganz anderen Karakter erhalten, und zum Theil von Gesetzen beherrscht werden, die in der bisherigen Kriegführung nur sehr bedingt noch zur Anwendung kamen.

Der Raum oder das eigene Land ist gegen den Einbruch des Feindes nur dann gedeckt, wenn derselbe nicht ohne die Besiegung des eigenen Heeres eindringen kann. Hat dies eigene Heer also eine sturmfreie befestigte Stellung eingenommen, an der der Feind nicht ohne Kampf vorbeigehen kann, so wird er um den Krieg zur Entscheidung zu bringen, diese Stellung nehmen müssen. In der ungeheuern Mehrzahl der Fälle wird sich aber eine Stellung, die das eigene Land vollständig deckt, nicht finden lassen, fast stets wird es dem Feinde möglich sein, sie zu umgehen und den Raum, d. h. das Land, in seine Gewalt zu bringen, falls das eigene Heer aus irgend einem Grunde an seine verschanzte Stellung gebunden ist oder sie nicht verlassen will.

Selten indessen wird das Verhältniß der Kräfte so ungleich sich gestalten, daß ein rücksichtsloses und vollständiges Umgehen thunlich ist, dann wird aber in Angriff und Vertheidigung jenes künstliche Manövriren wieder beginnen, wie es in den Kriegen der früheren Jahrhunderte unter Turenne, Montecuculi bis auf Friedrich den Großen stattfand. Auch damals gab es sogenannte feste Stellungen, die, der unvollkommenen Bildung der Heere für den Krieg gemäß, schon allein durch Benutzung gewisser Terrain-Vortheile als unangreifbar galten, von den kühnsten Feldherren nicht angegriffen wurden,

und aus denen der Gegner erst durch die kunstvollsten Manöver herausgelockt und zur Schlacht gezwungen wurde.

Damals wurden die Heere in der Regel aus Magazinen verpflegt, die Verbindung der Heere mit diesen Magazinen zu stören, war das am meisten angewandte und gefürchtetste Mittel, um das gegnerische Heer zum Verlassen der festen Stellung zu zwingen, und auch jetzt wird dies Mittel wieder seine Dienste nicht versagen, denn mehr wie die früheren festen Stellungen sind die modernen verschanzten Stellungen räumlich beschränkt und lokalisirt, die Hülfsquellen, die der besetzte Raum bietet, geringer, und die Abhängigkeit von freier rückwärtiger Verbindung größer. Auf der anderen Seite ist aber auch die Sicherheit, die eine verschanzte Stellung jetzt gewährt, unverhältnißmäßig größer wie die der festesten Stellung früherer Zeiten, und unverhältnißmäßig mehr Kräfte können deshalb zur Aufrechterhaltung der rückwärtigen Verbindung verwandt werden, so daß mehr wie früher die Mittel geboten sind, dem Manöver des Angreifers durch eigene Manöver erfolgreich entgegen zu treten. Die Entscheidung wird wahrscheinlich jetzt in einer langen Reihe einzelner Kämpfe sich gleichsam mühsam und deshalb oft unvollkommen zusammenaddiren. Für den Vertheidiger kann ein solches Verhältniß nur erwünscht sein und für den Angreifer kann es auch im besten Fall erfolglos werden, wenn der Vertheidiger es so einzurichten weiß, daß er bei erzwungener Aufgabe einer verschanzten Stellung sich durch einen geschickten Marsch in eine andere mit noch ungestörter Verbindung zurückziehen kann. Das gleiche Spiel beginnt dann von neuem, wenig Raum ist verloren und viel Zeit wird gewonnen, und wenn damit allein auch keine günstige Entscheidung erzwungen werden kann, so wird der Angreifer doch schließlich, um zu Ende kommen zu können, sich zum Angriff der ersten oder auch dritten oder vierten verschanzten Stellung entschließen müssen, der Vertheidiger sich genöthigt sehn, in irgend einer verschanzten Stellung stand zu halten, auch auf die Gefahr hin, von seinen Hülfsquellen abgeschnitten zu sein.

Ist der Kampf um eine verschanzte Stellung von der einen Seite angenommen, von der andern beschlossen, so fällt folgerecht dem Angreifer die Bestimmung der Art des Kampfes zu. Die Verschanzung des Vertheidigers und die eigenen Kräfte des Angreifers müssen den Anhalt bieten, nach denen er seine Wahl zu treffen hat.

Ist die Verschanzung nur eine nach rückwärts offene, wenn auch mit absoluter örtlicher Flankendeckung, so kann der Angreifer entweder die Front angreifen oder den Versuch machen, die Verschanzungen mit einem Theil seiner Armee zu umgehen, und den entscheidenden Angriff durch diesen Theil, im Rücken des Feindes, also mit verwandter Front, machen. Der Vertheidiger steht in letzterem Falle im eminentesten Sinne des Wortes auf der kürzesten Linie und wird nach Gefallen sich fast mit ganzer Kraft auf einen oder den anderen Theil des Angreifers werfen können; um also nicht partiell

geschlagen zu werden, muß der Angreifer eine Ueberlegenheit an Kräften besitzen, die eine Theilung gestattet. Die verschanzte Stellung ist in diesem Falle für den Vertheidiger eine Vermehrung seiner zur Schlacht im freien Terrain verwendbaren Kräfte, so daß ihm, unter Voraussetzung daß dadurch die früher nicht ermöglichte Gleichheit der Kräfte für die Schlacht gewährt wird, ein solcher Angriff mit verwandter Front erwünscht sein kann. Das beiderseitige Stärkeverhältniß wird also maßgebend sein und bestimmen, ob eine derartige Unternehmung für den Angreifer erlaubt, für den Vertheidiger wünschenswerth sei.

Der Vortheil der Sturmfreiheit guter verschanzter Stellungen ist natürlich für beide Theile gleich; der Angreifer wird sich also zunächst der Front des Vertheidigers gegenüber selbst so verschanzen, daß er seine rückwärtigen Verbindungen dadurch deckt. In diesen Verschanzungen braucht er nur soviel Truppen zu lassen, um sie ausreichend zu besetzen, jedenfalls weniger wie die Zahl der Truppen der freien Reserve des Vertheidigers, aber wahrscheinlich immer noch mehr als die Hälfte der ganzen Kräfte desselben. Ist so seine Front gesichert, so wird der Rest, falls er zur Umgehung gebraucht werden soll, so stark sein müssen, wie der Vertheidiger überhaupt ist, denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß dieser, seine Verschanzung gänzlich verlassend, sich auf die umgehenden Truppen des Angreifers wirft und ihnen allein eine Schlacht liefert, zu deren Entscheidung, wenn irgend die verschanzte Stellung gut gewählt war, er wenigstens einen vollen Tag haben muß. Wird der Angreifer in dieser Schlacht geschlagen, so wird sein Verlust der verwandten Front wegen wahrscheinlich ein so bedeutender werden, daß sich die Rollen ändern und er auf die Vertheidigung angewiesen wird, während der Vertheidiger nunmehr Angreifer werden kann. Ist deshalb der Angreifer nicht wenigstens ein und einhalb mal so stark wie der Vertheidiger, so darf er einen Angriff im Rücken nicht wagen und kann höchstens nur den Versuch machen, durch kleinere Abtheilungen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes zu erschweren, was indessen, wenn der Feind entschlossen ist seine Stellung nicht zu verlassen, nur zu sehr langsamen und ungewissen Resultaten führen wird.

Ganz ähnlich sind die Bedingungen für den Angreifer, wenn der Vertheidiger seine Stellung auch nach rückwärts verschanzt hat, was bei gänzlich mangelnder Flankenanlehnung wohl fast jedesmal geschehen wird. In diesem Fall braucht der Vertheidiger gar nicht zur Schlacht im freien Felde herauszugehen, er kann sich einschließen lassen und wird dies wahrscheinlich immer dann thun, wenn er bis zu einer Zeit, in der von ihm erwartete neue Kriegsverhältnisse eintreten müssen, vollständig mit Kriegsmaterial und Proviant versehen ist.

Ist der Angreifer zu schwach zu einer Umgehung oder will er sich nicht mit den langsamen Resultaten einer Einschließung begnügen, so muß er zum direkten Angriff der verschanzten Stellung übergehen.

Der Secessionskrieg in Amerika ist, wie bereits gesagt, bis jetzt das einzige Versuchsfeld, aus dessen Erfahrungen wir uns die Lehren für den Angriff und für die Vertheidigung verschanzter Stellungen entnehmen müssen. In jahrelangen Kämpfen und in immer wiederholten Versuchen sind damals alle Hülfsmittel der Kriegskunst angewandt worden, und General Lee von der einen Seite hat in der Anlage und Vertheidigung von verschanzten Stellungen, General Sherman von der anderen Seite in den hartnäckigen und über das Schicksal des ganzen Krieges entscheidenden Gefechten bei Atlanta im Angriff derselben Ausgezeichnetes geleistet. Kämpfe, wie sie dort geführt, werden in der Kriegführung der Zukunft wohl stets wiederkehren, und nothwendig dürfte es sein, sich mit den Eigenthümlichkeiten dieser Schanzenschlachten ebenso vertraut zu machen und die Heere für deren Durchführung ebenso vorzubereiten, wie dies bisher für die Schlachten im freien Terrain geschehen ist.

Wie oben durchgeführt, ist die Sturmfreiheit der verschanzten Stellungen wesentlich durch die Wirkung der modernen Feuerwaffen, namentlich der Infanterie, bedingt. Kann der Vertheidiger nicht sehen, mithin auch wenn er schießt nicht treffen, oder kann er nur wenige Schüsse abgeben, bevor die Sturmkolonnen zum Handgemenge herankommen können, so ist die Sturmfreiheit nicht vorhanden, und nur die meist leicht zu überwindenden Annäherungshindernisse der Feldschanzen der einzige Vortheil, den dann noch verschanzte Stellungen dem Vertheidiger bieten.

Nicht oder mindestens nicht genug sehen kann man nur bei Nacht oder bei dichtem Nebelwetter. In beiden Fällen sind die modernen Feuerwaffen nicht wirksamer wie die alten, und was sonst für Nacht- und Nebelgefechte maßgebend war, ist es auch jetzt noch. Der Angreifer muß in beiden Fällen einen Weg zurücklegen, den er nicht übersehen kann, er muß sich zum Gefecht entwickeln, ohne das Terrain zu kennen und ohne wissen zu können, ob seine Nebenkolonnen angekommen und zur gegenseitigen Unterstützung bereit sind, der Angegriffene befindet sich aber auf ihm bekanntem Boden, er ist in gegenseitiger Verbindung und kann sich leicht gegenseitig unterstützen. Diese Verhältnisse waren es, die in den früheren Kriegen von nächtlichen größeren Schlachten abhielten, und einzelne Fälle, wie der Ueberfall bei Hochkirch, zeigen deutlich, wie sie nur ganz ausnahmsweise zur Anwendung kommen konnten.

Bei der unleugbaren Ueberlegenheit, die die neueren Feuerwaffen der Vertheidigung gegeben haben, dürfte es sich doch fragen, ob man nicht zur Herstellung des Gleichgewichts dem Angriff neben der Wahl des Ortes auch die der Zeit geben muß, und ob nächtliche Schlachten trotz aller Nachtheile für den Angreifer nicht unter sonst günstigen Umständen von demselben häufiger werden versucht werden. Zu solch günstigen Umständen wäre namentlich zu rechnen, wenn der Angriff auf einem Terrain stattfindet, das, wenn auch

nicht allen, doch vielen der Führer der angreifenden Truppen vollkommen bekannt ist. Wenn zu dieser Kenntniß auch die der ungefähren Aufstellung des Vertheidigers kommt, so dürfte ein nächtlicher Kampf für den Angreifer wohl weniger Nachtheile haben wie eine Schlacht bei Tage, und ein solcher vorzuziehen sein. Beides, die Kenntniß des Terrains und die der ungefähren Aufstellung des feindlichen Heeres, ist aber für den Angreifer bei einer verschanzten Stellung fast unmöglich. Durch die Verschanzung ist das Terrain auf das wesentlichste verändert, und die Schanzen selbst werden, wenn sie nicht ganz schlecht angelegt sind, die Aufstellung des Heeres in und hinter denselben verdecken, ein allgemeiner Angriff bei Nacht oder Nebel auf eine verschanzte Stellung wird also auch jetzt zu den verzweifeltsten Mitteln gehören, die der Angreifer zur Besiegung des Feindes ergreifen kann. Ganz anders verhält es sich aber, wenn es sich nur um die Besitzergreifung eines einzelnen möglichst nahe vorliegenden Punktes handelt. Der zurückzulegende Weg, bei Tage sichtbar, kann so genau beobachtet werden, daß er auch bei Nacht und Nebel zu finden ist, die dazu erforderliche Truppenzahl ist nur gering und kann in einer, höchstens in zwei Sturmkolonnen vorgehen, und wenigstens die äußere Form der Verschanzung dieses Punktes ist bekannt. Für ein so partielles Gefecht ist also ein nächtlicher Angriff vortheilhaft und die einzige Schwierigkeit, außer dem Kampf selbst, liegt nur in der Behauptung des Gewonnenen, denn der Vertheidiger wird, ebenfalls die Nacht oder den Nebel benutzend, sofort zum Gegenangriff übergehen, für dessen Abwehr der Stürmende Reserven bereit haben muß, deren Stärke kaum vorher zu bestimmen sein wird und deren Verwendung in dem unbekannten Terrain eigenthümliche Schwierigkeiten hat, die der Vertheidiger, der sich auf ihm durchaus bekanntem Boden befindet, nicht kennt.

Fast ebenso wie zu einer Zeit, in der der Vertheidiger nicht sehen kann, ist die Sturmfreiheit der Verschanzungen nicht vorhanden, wenn er nicht oder nur wenig feuern kann. Ein solches Verhältniß kann eintreten, wenn er aus irgend einem Grunde seine Verschanzungen mit einem großen Theil seiner Truppen verlassen hat. Gelingt es dem Angreifer diese Truppen entschieden zu schlagen, und kann er denselben so dichtauf folgen, daß er mit ihnen fast zugleich vor den Verschanzungen anlangt, so ist ein allgemeiner Sturm auf dieselben gerechtfertigt, und der russisch-türkische Krieg zeigt uns in der Eroberung der türkischen Verschanzungen bei Lowatz ein glänzendes Beispiel, was zur Nachahmung auffordert.

Diese Kämpfe bei Nacht oder in Verfolgung geschlagener Truppen erfordern die Beobachtung von Regeln, die auch schon sonst gültig waren; für die eigentlichen Schanzen-Schlachten werden zum Theil neue geltend werden, die aus einer Verknüpfung der Regeln für eine förmliche Belagerung mit denen für eine Schlacht im freien Terrain abzuleiten sein werden.

Eine solche Schanzen-Schlacht ist eine förmliche Belagerung, insofern

der Angreifer die Sturmfreiheit der feindlichen Werke mit all den Hülfsmitteln, die bei derselben angewandt werden können, bekämpfen muß; es ist aber auch eine Schlacht, insofern es zwei Heere sind, die sich gegenüberstehen, und bei jedem Zusammentreffen der Truppen der Maßstab für ihre Verwendung aus diesem Schlachtverhältniß abgeleitet werden muß. Schon in der anfänglichen Stellung der beiden Gegner macht sich dies doppelte Verhältniß geltend.

Will der Angreifer aus seiner die feindlichen Verschanzungen bloß beobachtenden oder sie auch, ist er stark genug, einschließenden Stellung zum wirklichen Angriff übergehn, so muß er sein Heer so nahe heranführen, daß er zu jedem Augenblick die Theile seiner Truppen, die beim förmlichen Angriff verwendet werden, mit seiner ganzen Kraft unterstützen kann. Ist er nicht so nahe, so werden diese Truppen von dem Vertheidiger, der ebenfalls über ein Heer gebietet, übermächtig angegriffen und vernichtet werden. Ganz ohne Schutz kann aber der Angreifer seine Armee der verschanzten Stellung gegenüber schwerlich aufstellen, er würde sonst bei der Möglichkeit, selbst vom feindlichen Heer angegriffen zu werden, seine Truppen durch unausgesetzte Kampfbereitschaft bis zur Unbrauchbarkeit ermüden, während der Vertheidiger nur die Besatzung seiner Schanzen, die täglich abgelöst wird, kampfbereit zu halten braucht, den überwiegend größten Theil seiner Truppen aber ruhen lassen kann. Der Angreifer muß sich also ebenfalls verschanzen, und zwar so nahe dem Feinde, daß eine schnelle Unterstützung seiner vorderen Truppen möglich ist. Nach dem Terrain wird die Entfernung seiner Verschanzungen von denen des Vertheidigers verschieden sein können, jedenfalls aber höchstens so groß sein, wie die wirksame durchschnittliche Tragweite der Feldgeschütze beträgt, also höchstens 3500 Schritt.

Die weitere Aufgabe, die der Angreifer lösen muß, ist die, sich gedeckte Annäherungswege an die Verschanzungen des Gegners zu schaffen, die so weit fortgeführt werden müssen, bis der freie Raum, der zum Sturm durchschritten werden muß, auf ein möglichst geringes Maß zurückgeführt ist. Seine Sturmkolonnen werden dann nur auf eine kurze Strecke dem feindlichen Feuer ausgesetzt sein, deshalb wenig verlieren und Aussicht auf ein günstiges Resultat des Kampfes haben, denn die Sturmfreiheit der Verschanzungen des Gegners ist dann nicht mehr vorhanden. Der Vertheidiger hat dagegen eine doppelte Aufgabe. Einmal muß er die Verschanzungen, gegen die der feindliche Angriff gerichtet ist, durch alle Hülfsmittel der Feldfortifikation, von der einfachen Verpfählung an bis zur Fladdermine, so verstärken, daß sie in ihren Annäherungshindernissen möglichst die Sturmfreiheit wiedergewinnen, die die Nähe des Feindes ihnen genommen hat; dann aber muß er den Gegner zu hindern suchen, gedeckte Annäherungshindernisse anzulegen, und dazu all die Mittel einsetzen, die im Gegensatz gegen die Schwäche der Besatzung einer Festung ihm die Gegenwart eines ganzen Heeres bietet.

Der Angreifer wird mit ausgedehnten tiefen und breiten Parallelen vorgehen, die, mit zahlreichen rückwärtigen Kommunikationen versehen, geeignet sind großen Truppenmassen eine gedeckte Aufstellung zu gewähren, und die so eingerichtet sein müssen, daß sie eigentlich vorgeschobene Verschanzungen sind. Parallelen wie vor einer Festung, bei denen es mehr auf Deckung als auf Sicherheit gegen einen feindlichen Angriff ankommt, würden einem feindlichen Heere gegenüber sich bald als ungenügend erweisen. Um rasch vorschreiten zu können, werden geeignete vorliegende Punkte, am besten nächtlich, besetzt, verschanzt, von ihnen aus die verbindenden Wege als Parallelen ausgearbeitet und so schrittweise vorgedrungen, bis die nöthige Nähe der feindlichen Verschanzungen erreicht ist. Aber ohne hartnäckigen Kampf wird dies Vorgehen nicht bewerkstelligt werden können. Die direkten feindlichen Gegenangriffe werden die Arbeiten vielleicht aufhalten, aber im ganzen nicht hindern können, wohl aber kann der Vertheidiger mit der Sappe ebenfalls vorgehen, um in der Verlängerung der Parallelen neue Werke zum Bestreichen derselben zu errichten. Jeder solcher Versuch des Vertheidigers erfordert eine neue Angriffsrichtung des Angreifers, und so wird in Gewinn und Verlust das zwischen den beiderseitigen Verschanzungen liegende Terrain ein Schlachtfeld, auf dem die Kräfte der beiderseitigen Heere sich erschöpfend bekämpfen. Ist die verschanzte Stellung tief genug, so wird selbst nach dem Verlust einer ersten Schanzenlinie der Kampf um eine dahinter angelegte erneuert werden müssen, und nicht eher braucht diese Art von Schlacht abgebrochen zu werden, bis die Kräfte des einen oder anderen Theils gänzlich erschöpft sind. Dann aber wird wieder ein anderes Verhältniß eintreten wie bei einer förmlichen Belagerung. Bei einer solchen kann es vorkommen, daß die Vertheidigung so glänzend geführt wird, daß der Belagerer auf den ferneren Angriff verzichtet, aber zur Aufhebung der Einschließung wird er meist nur durch kriegerische Vorgänge genöthigt sein, die unabhängig von der Belagerung eintreten. Bei einer Schanzenschlacht kann, wie bei einer anderen Schlacht, der Angreifer wie der Vertheidiger unterliegen, wer aber zuerst alle seine Kräfte verbraucht hat, der wird auch das Schlachtfeld räumen und seine Verschanzungen aufgeben müssen; denn durch die beiderseitigen Arbeiten dürfte das zwischenliegende Terrain so umgearbeitet sein, daß nicht nur der Angreifer geschützt an die Verschanzungen des Vertheidigers, sondern auch dieser an jene herandringen kann. Wer also keine Kräfte mehr hat den Kampf fortzusetzen, der ist ebenso, ja wahrscheinlich noch viel vollständiger geschlagen, wie es im schlimmsten Falle in einer Schlacht auf freiem Terrain zu befürchten ist. Nicht in dem kurzen Zeitraum eines Tages spielt sich die Schanzenschlacht ab, sie bedingt ein täglich erneutes Ringen, das sich über Wochen, ja Monate erstrecken kann. Zeit genug gewährt sie, um jeden Irrthum in der Führung aufzuklären, jeden Plan auszuführen, den militärisches Genie erdenken mag, und jeden Vortheil auszunutzen, den die Ausbildung und

innere Tüchtigkeit der Heere bietet. Wer in einer Schanzenschlacht überwunden ist, der ist wahrscheinlich in jeder Richtung kriegerischer Verwendbarkeit überwunden, und schwerlich wird ein so geschlagenes Heer eine zweite Schlacht weder im freien Terrain, noch in neuer Verschanzung wagen, ohne durch neue Kräfte zu einem neuen Heer umgeschaffen worden zu sein. Die Zeit aber, die dazu gehört, um diese neuen Kräfte, so lange sie vorhanden sind, zu sammeln und zu organisiren, die wird sie dem unterliegenden Theil verschaffen können, und so kann man schließlich sagen, daß, unähnlich wie früher, durch wiederholte Schanzenschlachten der Krieg nicht eher beendet sein wird, bis die letzten Kräfte der einen kriegführenden Macht von denen der anderen vernichtet sind. Statt kurzer, durch einige entscheidende Schläge beendete Kriege werden wir in Zukunft wieder lange Kriege haben, und selbst der Ueberwinder wird wahrscheinlich so geschwächt aus ihnen hervorgehn, daß er auf eine ganze Reihe von Jahren nicht im stande sein wird, ähnliche Kriege zu führen.

Wir haben aber die allgemeine Wehrpflicht, der zufolge gleich alle Kräfte des Staates aufgeboten werden können, da ist es wünschenswerth, daß die Kriege, selbst wenn sie unglücklich geführt werden, nur kurze Zeit dauern; es fragt sich also: ist es möglich, die Schanzenschlachten im Kriege zu vermeiden?

Bei einigermaßen gleichen Kräften der Gegner hängt dies nicht allein vom eigenen Willen ab. Wohl kann man durch energische rasche Bewegungen dem Gegner manche Gelegenheit rauben, sich in einer Schanzenschlacht schlagen zu können, aber ganz abschneiden wird man ihm dieselbe wohl nie. Und wenn man es könnte, wird man es auch stets wollen, auch dann wollen, wenn nach einer verlorenen Schlacht im freien Felde man selbst in einer rückwärts gelegenen verschanzten Stellung Gelegenheit haben würde, dem siegreichen Feinde ein Halt zu gebieten und selbst Zeit zu gewinnen, den Versuch machen zu können, das Verlorene zurück zu erobern? Gewiß nicht. Und so knüpft sich an die Beantwortung dieser ersten Frage die zweite: „Ist unser Heer auf den Schanzenkrieg eingeübt und dazu ausgerüstet?"

Ausgerüstet dazu mag es leicht werden. Nur der Instrumente zur raschen Bewältigung des Bodens bedarf es dazu. Spaten und Spitzhacke sind die Waffen, die bei diesem Kampf neben den anderen Waffen vorzüglich gebraucht werden. Freilich in sehr viel größeren Massen, als sie jetzt beim Heere, selbst die auf den Kolonnen befindlichen mitgerechnet, vorhanden sind. Aber selbst wenn man deren auch hinreichend bei den Kolonnen mitführte, es würde nicht genügen — bei den Truppen selbst müssen sie vorhanden sein, und nicht erst im Fall des Gebrauchs herangeschafft und vertheilt werden; es würde dazu allein wahrscheinlich schon mehr Zeit verbraucht werden, wie man im Fall des Bedarfs hat. Eingeübt auf den Schanzenkampf ist unser Heer aber nur sehr unvollkommen, trotzdem daß auch dieser Zweig der Einübung zum

Kriege nicht ganz vernachlässigt ist, ja vielleicht in diesem Augenblick bei uns noch sorgfältiger betrieben wird, wie bei den meisten anderen europäischen Heeren. Vergegenwärtige man sich nur den Fall, in dem eine Verschanzung des eigenen Heeres nothwendig oder auch nur zweckmäßig wäre. Wir finden uns plötzlich einem überlegenen Gegner gegenüber, oder wir sind geschlagen und müssen uns entweder in eine Verschanzung setzen oder weite Strecken unseres Vaterlandes dem Feinde preisgeben. In beiden Fällen wird wenig Zeit sein, eine verschanzte Stellung anzulegen, die den oben entwickelten Anforderungen entspricht. Im ersten Falle wird eine vorsichtige Armeeleitung wohl jedenfalls auf 24 Stunden den Angriff des Feindes vermeiden, im anderen Falle eine hartnäckig kämpfende Arrieregarde wohl ebensoviel Zeit dem nachdringenden Feinde abgewinnen können. Reichen aber 24 Stunden bei der jetzigen Ausbildung des Heeres für die Errichtung einer verschanzten Stellung aus? Wohl werden jetzt schon Führer genug vorhanden sein, die im schnellen militärischen Ueberblick in wenigen Minuten sich an geeigneter Stelle eine solche Verschanzung in Gedanken konstruiren können — aber bevor diese ihre Gedanken ausgeführt sind, wird jetzt gewiß mehr wie ein kurzer Tag an Zeit erforderlich sein. Wohl finden sich in unserer Armee hinreichend Offiziere, auch bei der Infanterie, die im stande sind, eine große Schanze selbst ohne technischen Beistand der für diesen Zweig des militärischen Wissens ausgebildeten Pionier-Offiziere aufzuwerfen, aber in einem Tage werden sie es kaum fertig bringen, denn der Mannschaft fehlt die Gewohnheit der Arbeitstheilung, die dabei so förderlich ist. Freilich unseren Pionieren wird es möglich sein, aber was wollen ein paar Pionierbataillone sagen, wenn es sich darum handelt, eine verschanzte Stellung für eine ganze Armee gleichsam hervorzuzaubern. Erst dann werden wir auch in diesem Zweige des militärischen Könnens hinlänglich vorgeschritten sein, wenn jedes Infanterieregiment so ausgerüstet und eingeübt ist, daß es im stande ist, eine größere Verschanzung ohne technischen Beistand selbstständig in höchstens 24 Stunden aufzuwerfen. Es ist das ein neuer Dienstzweig für unsere Infanterie, aber so Gewaltiges, wie es den ersten Anschein hat, fordert er nicht. Bei diesen Verschanzungen kommt es ja nur darauf an, daß sie die Besatzung gegen direktes Feuer, namentlich der feindlichen Artillerie decken, dazu dient schon ein genügend hoher und starker Erdwall, und daß sie so angelegt sind, daß aus ihnen das vorliegende Terrain durch Infanterie bestrichen werden kann. Infanterie kann aber leicht auch nach beiden Richtungen schräge feuern. Es folgt daraus, daß bei Anfertigung solcher Verschanzungen alle Künstelei vermieden werden kann, sowohl was die Tracirung wie Profilirung derselben betrifft, und es genügt, wenn dem Befehl „an einem bestimmten Ort eine Schanze zur Bestreichung eines bestimmten Terrains aufzuwerfen" durch Aufwerfung eines genügend langen und starken Walls mit etwas zurückgebogenen Flanken entsprochen wird. Die reglementarischen Bestimmungen werden sich

dazu leicht geben lassen und können sich darauf beschränken, die Arbeitstheilung im voraus festzusetzen, so daß auch in diesem Dienstzweig, wie in jedem anderen, dem Kommando die unmittelbare Ausführung folgen kann. Die Ausarbeitung der Verschanzung, wie z. B. das Befestigen der Brustwehr durch Faschinen ꝛc., um besser darüber hinwegschießen zu können, kann dann später nachfolgen, wenn der lose Boden des Walls es nothwendig macht, und den technisch ausgebildeten Truppen, den Pionieren, überlassen bleiben. Im Batteriebau ist unsere Fußartillerie schon in ähnlicher Weise eingeübt, er muß auch Gegenstand der Einübung für die Feldartillerie werden, damit dieselbe sich ihre gedeckten Batterien, neben und etwas rückwärts der Infanterieschanzen anlegen kann. Die Arbeit selbst ist eine so einfache, daß es zur Verrichtung derselben keiner langen Einübung bedarf, und wenn sie von jedem größeren Truppentheil einmal jährlich ausgeführt ist, um den Soldaten zu zeigen, wie sich das praktisch darstellt, was vorher theoretisch gelehrt ist, so dürfte unsere Armee hinlänglich vorbereitet sein, um allen militärischen Anforderungen auch in diesem Zweige des Kriegsdienstes entsprechen zu können. —

Das Vorstehende soll nur Fingerzeige enthalten, die auf den Weg, den möglicherweise die Kriegführung der Zukunft einschlagen wird, hinweisen. Die Erfahrungen, die der russisch-türkische Krieg schon jetzt uns bietet, haben sie veranlaßt. Indessen, was hier geboten, ist nur die Frucht militärisch-theoretischer Betrachtungen; ob sie sich im Kriege als richtig bewähren werden, das wird der Fortgang dieses Krieges und die erst später zu erlangende Kenntniß des Details desselben lehren. Im Kriege ist aber „zu spät" und „niemals" fast gleichbedeutend, und damit dies oft so verhängnißvolle „zu spät" uns erspart bleibe, dazu mögen diese Zeilen eine bescheidene, dem Nachdenken aller Militärs unterbreitete Anregung sein.

Ein russisches Urtheil über das deutsche Offizierkorps

besprochen von

A. v. Drygalski.

Der Oberst im russischen Generalstabe, Baron v. Kaulbars, welcher sich vor etwa 1½ Jahren im Auftrag seiner Regierung längere Zeit in Deutschland und speziell in Berlin aufhielt, um den Dienst und die Einrichtungen unserer Armee an der Quelle zu studiren, veröffentlicht seit einem Jahre über die von ihm gemachten Beobachtungen in dem Wojenny Sbornik eine Reihe von Artikeln, die, obwohl sie dem deutschen Offizier eigentlich nur Bekanntes bringen, dennoch in vieler Hinsicht unseres größten Interesses werth sind. Für uns zum Nachdenken anregend sind namentlich die Begründungen, durch die er die bei uns eingeführten Einrichtungen erläutert. Es geht uns bei der Lektüre dieser, so zu sagen, durch einen russischen Spiegel vermittelten Anschauungen mitunter selbst ein ganz neues Licht auf, unsere Objektivität gewinnt in einer Weise, daß wir, fern davon in Selbstvergötterung zu verfallen, unwillkürlich denken: „wenn doch bei uns Alles wirklich so vortrefflich wäre, wie Baron Kaulbars es findet." Gleichzeitig werden wir aber auch indirekt auf die bei der russischen Armee hervortretenden Unterschiede aufmerksam gemacht. Aus dem speziell dem deutschen Offizierkorps gewidmeten Theil seiner erst jetzt zum Abschluß gebrachten Schrift wollen wir in Folgendem einige Hauptpunkte wiedergeben.

„Wenn", beginnt Oberst Kaulbars, „nicht zu läugnen ist, daß das (früher berührte) streng eingehaltene System bei der Ausbildung der Mannschaften der preußischen Armee zu guten Resultaten führte, so darf man nicht vergessen, daß die Seele dieser Ausbildung im vollen Sinne des Wortes in dem Offizier gesucht werden muß. Eine größere oder geringere allgemeine Bildung besitzend, ist er, was seine Waffe betrifft, fast immer Spezialist und verfolgt mit Eifer alle dienstlichen Interessen."

Natürlich finden sich auch Ausnahmen, man macht aber mit ihnen nicht viel Federlesens und entfernt sie, wenn sie dem Dienst nichts nützen oder der

Uniform Unehre bringen, mag ihr Rang sein, welcher er wolle. „Ein Offizier, der in einem Truppentheil nicht zu brauchen ist, darf niemals darauf rechnen, in einem anderen weiter fortdienen zu können.“ Je höher die Stellung des Betreffenden ist, desto strenger wird er in seinen Leistungen kontrolirt, aus dem einfachen Grunde, weil der junge Offizier an seinem niederen Platz weniger schaden kann. „Aber nicht nur die Vorgesetzten üben über ihre Untergebenen Kontrole aus, sondern auch die gleichgestellten Kameraden überwachen einander zum allgemeinen Besten.“ — „Eine ernste Auffassung der dienstlichen Pflichten und der militärischen Ehre hat sich in der großen Mehrheit des Offizierkorps außerordentlich fest eingebürgert und läßt alle anderen Rücksichten und Beziehungen zurücktreten.“ —

„Die Beständigkeit, mit welcher dieses Prinzip seit Dezennien aufrecht erhalten wird, führte zu dem allerglänzendsten Resultat. Die beständige und schonungslose Entfernung der ungenügenden Elemente aus dem Dienst einerseits, und dem gegenüber — die bedeutenden moralischen Vortheile, welche den als brauchbar Bewährten geboten werden, haben in der Gesellschaft der preußischen Offiziere einen moralischen Kampf um die Existenz in des Wortes voller Bedeutung hervorgerufen. Dieser Kampf um die Existenz, dieser moralische Wetteifer, macht sich in allen Zweigen des Dienstes geltend.“

Oberflächlich betrachtet könnte es scheinen, als ob der beständige Wetteifer Aller und jedes Einzelnen das Gefühl der Kameradschaft beeinträchtigen und in die Gemeinschaft Zwiespalt bringen könnte. Die Praxis stellt jedoch gerade das Entgegengesetzte heraus. Nirgends steht die Kameradschaftlichkeit unter den Offizieren auf so hoher Stufe wie bei den preußischen Truppen. Sie beschränkt sich nicht auf den engen Kreis des Regiments, sondern hat sich auf die gesammte Armee und auf alle Waffengattungen ausgebreitet; sie bildet den kräftigsten Hebel, vermittelst dessen sich die ganze Armee zu einer einzigen großartigen militärischen Familie konsolidirt hat.

Eine derartige festbegründete Kameradschaftlichkeit zwischen den Offizieren der preußischen Armee wird nicht nur durch die Solidarität der dienstlichen Interessen und das einzige Friedensziel: „die Vorbereitung zum Kriege“ — sondern auch durch verschiedene andere Umstände des inneren Lebens und Treibens der Offiziere hervorgerufen und bedingt, die im Laufe langer Jahre vom allerwohlthätigsten Einflusse gewesen sind.

Hierher gehören:

I. die Art des Ersatzes;

II. die umfassende Freiheit und Initiative, welche jedem innerhalb der Grenzen seiner Thätigkeit angewiesen sind, sowie das Verhalten des Vorgesetzten zum Untergebenen und umgekehrt;

III. die Offizierkasinos.

I.

Betrachten wir kurz die Art des Ersatzes. Die aus dem Gemeinenstande oder aus dem Kadettenkorps nach Ablauf des betreffenden wissenschaftlichen Examens hervorgegangenen Portepeefähnriche bedürfen, um diese Charge definitiv zu erlangen, nach mindestens fünfmonatlicher Dienstzeit ein Qualifikationsattest ihrer direkten Vorgesetzten. „Letztere Bedingung ist äußerst wichtig und karakterisirt die in der preußischen Armee festgewurzelte Auffassung, daß Niemand in einem Truppentheile aus freiem Willen dienen darf, wenn die Kommandobehörde damit nicht einverstanden ist."

Die dienstliche Ausbildung der Avantageure findet Oberst Kaulbars sehr rationell. Als eins der besten Mittel aber zu ihrer Entwickelung gilt ihm die Heranziehung der jungen Leute zu dem Offizierstisch und zu allen wissenschaftlichen Vorträgen. Man strebt danach, daß der Aspirant vom ersten Tage ab seine Zugehörigkeit zum Offizierkorps fühlt und sich an sein Leben, seine Ansichten und die gegenseitigen Beziehungen gewöhnt.

Alles, was auf den Kriegsschulen gelehrt wird, ist so zu sagen nur das ABC des militärischen Wissens. Der Kandidat muß es, ehe er Offizier wird, von Grund aus lernen; es bildet jedoch dieses Wissen nur das Fundament, auf dem die dienstliche Praxis die weiteren militärwissenschaftlichen Kenntnisse zu fördern hat. Es soll den Kandidaten während seiner Dienstzeit zu selbstständigen Studien anregen und befähigen.

„Man könnte glauben, daß der gewöhnliche Friedensdienst der Ausfüllung der von der Kriegsschule her zurückgebliebenen Lücken nicht förderlich sei; wir sehen aber, daß der Dienst und die Lebensweise der preußischen Offiziere sich derartig gestalten, daß die Offiziere nicht nur in die Möglichkeit, sondern in die Nothwendigkeit versetzt sind, selbstständig zu lernen und die Anfangsgründe, welche sie sich auf der Kriegsschule gründlich aneigneten, zu vervollständigen."

So sorgfältig die Auswahl der Portepeefähnriche getroffen wird, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß jeder derselben auch Offizier wird. Das bestandene Examen ist dabei nicht allein maßgebend. Das Offizierkorps muß vor allem mit der Aufnahme des Aspiranten in seine Reihen einverstanden sein.

Selbstverständlich können auf diese Weise nur ganz auserwählte Persönlichkeiten zur Offizierscharge gelangen, „und wehe dem, der aus irgend einer Ursache zurückgewiesen ist — er muß die militärische Karriere aufgeben, da ein in einem Truppentheil einschl. Reserve und Landwehr nicht gewählter Aspirant nicht darauf zählen kann, in einem anderen Korps seinen Zweck zu erreichen."

So war und ist also das Prinzip der freien Wahl der einzelnen Mitglieder der sicherste und mächtigste Hebel zur Vervollkommnung des Offizierkorps in jeder Hinsicht. Diesem Umstand hauptsächlich verdankt die preußische Armee die Bedeutung und die Stellung, welche sie unter den übrigen Ständen genießt. Dieses Prinzip hat in den verschiedenen Korps die engste Kameradschaft hervorgebracht und alle Offiziere, welcher Waffe sie auch angehören, zu einer einzigen allgemeinen Familie verschmolzen, welche im vollen Sinne des Wortes die Seele und dabei die alleinige Seele der Armee genannt werden muß.

Jeder Offizier fühlt, daß er seine Leute nur in dem Falle zu unterrichten und zu leiten vermag, wenn er durch seine Kenntnisse, seine Eigenschaften und seine Persönlichkeit im allgemeinen ihnen imponirt. Die Soldaten müssen in ihm sofort etwas Besonderes, aus der Masse Hervortretendes erkennen.

Die preußische Disziplin macht sich bei aller ihrer Strenge wie von selbst; man kann sie eine natürliche, bewußte Disziplin nennen. Sie ist nicht auf Furcht vor der Strafe, sondern auf Pflichtgefühl und der der Mehrzahl der Menschen eingeborenen Empfindung begründet, welche den weniger Entwickelten dem Willen desjenigen unterthan macht, der durch Geistesüberlegenheit über ihm steht.

Man braucht nur das häusliche Leben der Offiziere zu beobachten, um zu erkennen, daß Alle, vom Lieutenant zum General, einen bedeutenden Theil ihrer freien Zeit auf das Lesen militärischer Werke, Reglements, Instruktionen und dergl. verwenden. Ein seine Spezialität nicht weiter kultivirender Offizier setzt sich der Verlegenheit aus, auf die Frage irgend eines intelligenten Gemeinen im Beisein anderer keine Auskunft geben zu können. —

Im vollen Maße die Vorzüge erkennend, welche ein durchgebildetes Offizierkorps für die Armee mit sich bringt, hat sich die preußische Regierung stets bemüht, diesen Geist weiter auszubilden und zu befördern. Man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihr Ziel vollständig erreicht, und indem sie der Armee tüchtige Offiziere an die Spitze gestellt hat, denselben eine große Freiheit gewährt, und zwar eine derartige, wie es bei keiner anderen Armee etwas Aehnliches giebt.

II.

Durch Gewährung einer derartigen Freiheit und Initiative nöthigt die Regierung ihre Offiziere, den Ausbildungsplan selbst aufzustellen. Sie weist nur auf das Ziel und die Anforderungen hin; wie sie zu erreichen sind, wird dem eigenen Ermessen eines Jeden überlassen.

Ueberall tritt der wichtige und allgemein anerkannte Grundsatz hervor, daß der Nutzen und die Erfordernisse des Dienstes stets und

überall höher als alle anderweitigen Gesichtspunkte stehen. Die nächste Folge davon ist die strenge Auswahl der Persönlichkeiten für jedwede Stellung, sodann die umfassendste Freiheit des Verfahrens innerhalb gewisser Grenzen und schließlich die persönliche Verantwortlichkeit jedes Einzelnen.

Dabei wird die einmal festgesetzte als rationell befundene Zeiteintheilung streng innegehalten. Vom Kaiser abwärts wird von allen Kommandobehörden nur in den allerseltensten Fällen davon abgewichen.

Wie genau man es damit nimmt die Ausbildung nicht zu stören, ersah Baron Kaulbars im Frühjahr 1875, „wo bei einer Parade zu Ehren des Königs von Schweden nur die Truppen der berliner Garnison ausrückten, nicht aber die der benachbarten Garnisonen, weil der Kaiser fand, daß zwei Märsche hin und zurück sie zu sehr von der wichtigen Frühjahrsthätigkeit abziehen könnten."

Infolge dieser strenge beobachteten Zeit- und Beschäftigungsfolge trägt die Ausbildung eines Truppentheils vollständig den Karakter des Lehrgangs bei einer Unterrichtsanstalt.

Das preußische Regiment stellt gewissermaßen ein seit Dezennien in Thätigkeit befindliches Uhrwerk dar. Jedes Jahr im Herbst wird es regelmäßig aufgezogen. Je nach der Temperatur, d. h. entsprechend den Anforderungen der Zeit, wird es regulirt; indem man den Pendel verkürzt oder verlängert, verschnellert oder verlangsamt man seinen Gang; in keinem Falle aber kommt es zum Stillstand!

Bei den eine große Selbstständigkeit genießenden Offizieren hat sich ein wahrhafter Wettkampf hinsichtlich des Erfolgs der Ausbildung Bahn gebrochen. Die Kompagnie- und Schwadron-Chefs sowohl, wie die die Rekruten und Einjährig-Freiwilligen ausbildenden Lieutenants strengen ihre gesammten physischen und geistigen Kräfte an, um das beste Ausbildungssystem ausfindig zu machen und vermittelst der Resultate den Kameraden und Vorgesetzten die Vorzüge desselben vor Augen zu führen.

Selbstverständlich ergiebt sich hieraus sehr häufig ein bedeutender Unterschied in der Ausbildungsart der einzelnen Kompagnien und Bataillone. Die den Dienstbetrieb mit dem größten Interesse im Auge behaltenden höheren Vorgesetzten jedoch mischen sich nicht ein, sondern erwarten mit Ungeduld die Zeit der Besichtigung, um die Ausbildung zu reguliren und aus den Resultaten zu ersehen, zu wessen Gunsten sich die Frage entscheidet.

Es sei bei dieser Gelegenheit ein die Beziehungen der Vorgesetzten zu den Untergebenen besonders deutlich bezeichnender Fall erwähnt: Einer der höheren Befehlshaber äußerte zu einem unter ihm stehenden Kapitän, er wundere sich sehr über das von Letzterem bei der Ausbildung der Kompagnie eingeschlagene System. „Sie, Herr Hauptmann", sagte er, „werden damit keine Resultate erreichen." — Ich (der Autor) behielt die Kompagnie später

im Auge und sah, daß der Kapitän während vier Wochen unbeirrt mit seiner Methode fortfuhr. Der Tag der Kompagniebesichtigung kam und auch der erwähnte Vorgesetzte war zugegen. Der Regimentskommandeur fand die Kompagnie in guter Verfassung und sprach dem Chef derselben seine Anerkennung aus. Nun näherte sich auch der betreffende General und sagte zu dem Kapitän: „Sie haben mich vollständig aus dem Felde geschlagen, und wenn allerdings auch manches anders sein könnte, so haben Sie doch im allgemeinen Resultate erlangt, wie ich sie nie erwartet hätte." „So alt man wird" — schloß der General seine belobende Aeußerung — „man kann immer noch etwas lernen."

Die ausgedehnte Initiative trägt in hohem Maße zur Entwickelung und zur Ausbildung der Offiziere aller Chargen bei; sie veranlaßt dieselben, sich ihrem Beruf mit Liebe hinzugeben.

Eine derartige Aktionsfreiheit erweckt ferner nicht nur Interesse für das, was bei dem eigenen, engeren Truppentheil geschieht, es überträgt sich auch auf die übrigen Waffengattungen und das allgemeine Ganze.

„Denjenigen, welche zur Zeit der Frühjahrsexerzitien und Besichtigungen in Berlin waren, muß es aufgefallen sein, daß man jeden Morgen im Thiergarten oder in den Straßen der Stadt eine Menge von Offizieren aller Kategorien zu Pferde antrifft. Wohin reiten sie wohl? fragt man sich unwillkürlich. Die Antwort ist einfach: „Sie alle, mit geringen Ausnahmen, begeben sich nach irgend einem Uebungsplatz, um als Zuschauer den Besichtigungen oder den Exerzitien beizuwohnen."

„Niemand fällt es ein, sein Pferd auf den Platz vorauszuschicken und im Wagen dorthin zu fahren. Das gilt als unschicklich für einen Militär; selbst wenn die zu besuchende Besichtigung in Spandau stattfindet, wird nicht etwa die Eisenbahn benutzt, sondern Jeder, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, reitet hin und zurück."

Weiter: „Als ich einst von Spandau zurückkehrte, ritt ich, von diesem und jenem plaudernd, neben einem alten General und bemerkte hinter uns zwei ebenfalls von der Besichtigung kommende Infanterieoffiziere. Als sie in unsere Nähe gekommen waren, setzten sie ihre Pferde in Schritt und hielten sich in einiger Entfernung von uns. Der General wandte sich um. „Bitte, meine Herren, inkommodiren sie sich nicht", sagte er dann zu ihnen, worauf die Offiziere grüßend vorbeiritten und uns bald aus den Augen kamen." Ohne eine derartige Aufforderung würde niemals ein Untergebener einem Vorgesetzten vorbeireiten. So geht Alles anständig und mit Manier zu. Der Untergebene erweist stets zur Zeit seine Ehrenbezeugung, und der Vorgesetzte versäumt es nie, dem ersteren jeden Zwang zu benehmen. . . . . Nirgends sieht man das beklagenswerthe Schauspiel, daß sich ein Untergebener vor seinem Vorgesetzten fürchtet. Der junge

Offizier und selbst der Soldat antwortet einem höheren Befehlshaber und sogar dem Kaiser auf die an ihn gerichteten Fragen ohne alle Verlegenheit."

Diese Ungezwungenheit der gegenseitigen Beziehungen bei vollständiger Subordination bringt den allerangenehmsten Eindruck hervor, umsomehr als darin überall und stets das Bewußtsein zum Ausdruck kommt, daß die Uniform des Offiziers schon an und für sich ein Zeichen des Werths des Betreffenden ist, weil er entgegengesetztenfalls garnicht in der Lage sein würde sie zu tragen.

III.

Die Offizierkasinos.

Was Baron Kaulbars hierüber sagt, erscheint, da sich darin eine spezifisch russische Auffassung ausspricht, und namentlich unsere deutschen geselligen Verhältnisse eine nicht nur von allen Russen sondern auch von fast allen nicht germanischen Völkern getheilte Beurtheilung erfahren, so beachtenswerth, daß wir die Worte des geschätzten Autors hier zunächst in extenso wiedergeben.

Der Oberst schreibt: „Einen nicht geringeren Einfluß auf die Ausbildung der Kameradschaft und die Vereinigung der Offiziere zu einer einzigen Familie hatten die seit lange bei allen Truppentheilen errichteten Offizierkasinos mit gemeinschaftlichem Tisch. Das öffentliche Leben ist in Deutschland äußerst stark entwickelt, und die Mehrzahl der Männer zieht es vor, ihre freie Zeit in einer Restauration, im Kreise von Freunden und bei dem unvermeidlichen Bierkrug anstatt zu Hause in der Familie zuzubringen. Jede Beschränkung seiner persönlichen Bequemlichkeit hassend, gestattet sich der Deutsche hier volle Freiheit. Mit zwei, drei Freunden hinter dem Tisch geborgen, urtheilt er tiefsinnig über den Stand der Dinge. So behaglich er sich in dieser Situation fühlt, so gezwungen und bedrückt fühlt er sich in Gegenwart von Frauen (?) und im allgemeinen in jeder gebetenen Gesellschaft, die er durchaus nicht liebt und in der er nur deshalb erscheint, weil er sie für etwas ganz Besonderes, gewissermaßen eine Verpflichtung ansieht, der sich der Wirth seinen Bekannten gegenüber ein, zwei Mal im Jahre zu entledigen hat. Bei solchen Gelegenheiten hält es der Hausherr für ein unbedingtes Erforderniß des guten Tons seine Gäste mit einem durchaus überflüssigen Luxus zu umgeben, während er sonst für gewöhnlich in den allereinfachsten Verhältnissen lebt. Infolge dessen werden meistens ungebetene Gäste durchaus nicht gern gesehen, weil einen Bekannten einfach aufzunehmen als nicht schicklich gilt. Einen Bekannten, ohne vorhergegangene spezielle Einladung zu Mittag oder zu Abend zu besuchen, ist mit geringen Ausnahmen undenkbar und gilt als eine Verletzung der allgemein gültigen Anstandsregeln."

„Dieser karakteristische Zug der deutschen Gesellschaft", so fährt Oberst Kaulbars fort, „mußte auch auf das Leben der Offiziere seinen Einfluß aus-

üben. Keine Einrichtung erfreut sich unter den Offizieren einer solchen Sympathie wie das Kasino, das sie der Nothwendigkeit enthebt, Zerstreuung an öffentlichen Orten aufzusuchen, wo der Offizier in Uniform sich in den meisten Fällen genirt fühlt.

Hierauf fußend, hat die Regierung das Kasino für jeden einzelnen Truppentheil, wo er auch stehen möge, obligatorisch gemacht und thut alles Mögliche, um diese Einrichtung zu fördern, und machen die Offizierkasinos im allgemeinen einen sehr freundlichen komfortabeln Eindruck.

Sehr karakteristisch sind die sogenannten Liebesmahle, an denen auch die Stabsoffiziere und die Verheiratheten theilnehmen, und wo Alles gemeinschaftlich bezahlt wird. Wenn einer der obligatorisch zur Theilnahme an dem gemeinschaftlichen Tisch verpflichteten Offiziere zu oft fehlt, wird es von den Vorgesetzten und Kameraden übel vermerkt. Man ist der sehr richtigen Ansicht, daß dem Offizier die Gemeinschaft mit seinen Kameraden am höchsten stehen, und daß er sich nirgends wohler fühlen müsse als in ihrem Kreise.

Was das Verhalten der Offiziere unter sich betrifft, so macht innerhalb der Kasinos die völlige, wo es sein muß mit der erforderlichen Ehrerbietung und Subordination verbundene Ungezwungenheit einen sehr angenehmen Eindruck."

Oberst Kaulbars findet, daß im allgemeinen an den Offiziertischen sehr viel Wein getrunken wird.

Zum Schluß seiner durchaus lobenden Bemerkungen über die preußischen Offizierkasinos, führt Baron Kaulbars das Statut des Kasinos des Garde-Füsilier-Regiments wörtlich an, und wollen wir unsererseits nur noch darauf hinweisen, daß auch in Rußland seit mehreren Jahren Offizierkasinos nach Art der preußischen in Aufnahme gekommen sind und sich zum großen Nutzen der Kameradschaft, desgleichen auch der militärischen Ausbildung immer mehr verbreiten. Früher aßen die russischen Offiziere nicht gemeinschaftlich und hatten außer Dienst so wenig mit einander gemein, daß die gleichen Chargen einander auf der Straße nicht grüßten.

Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung berührt der Autor noch mehrere andere auf das Leben der Offiziere bezügliche Punkte, die ihm des besonderen Interesses werth erscheinen. Dazu gehören:

1) Das Tragen von Zivilkleidern, wofür Oberst Kaulbars durchaus sachgemäße und von einem großen Wohlwollen zeigende Entschuldigungsgründe und Erklärungen anführt, die hier aber keiner weiteren Erwähnung bedürfen.

2) Das Vorhandensein der Rangliste (die Oberst Kaulbars irrthümlich alle vier Monate erscheinen läßt), welche jedem Offizier gestattet sich über seine Altersstellung genau zu informiren, und die infolge dessen sehr stark gebraucht wird. Oberst Kaulbars hebt hervor, daß das Anciennetätsprinzip in Preußen strenge gewahrt bleibt und daß (im Gegen-

satz zu Rußland) das Gardekorps den anderen Korps vollständig gleichsteht und keine Bevorzugungen genießt.

Die Folge hiervon ist, daß ein von einem jüngeren Offizier Uebergangener stets seinen Abschied einreicht. Wenn das irgendwo nicht geschähe — meint der Autor — würden die Kameraden den betreffenden Offizier zur Demission veranlassen, darauf hinweisend, daß die dienstliche Ehre des Uebergangenen zu sehr gravirt sei, als daß er seine Karriere fortsetzen könne.

„Die Rangliste ist somit eine sehr wichtige Bedingung zur Beförderung der allgemeinen Bekanntschaft untereinander, der Solidarität der Interessen und der Kameradschaft sämmtlicher Offiziere. Sie giebt jedem die Möglichkeit, die regelmäßige Laufbahn des Anderen zu verfolgen und nöthigt andererseits die höchsten Kommandobehörden, bei dem Wechsel des Personalbestandes in der Armee mit der äußersten Vorsicht und Genauigkeit zu verfahren. Es entsteht dadurch eine Art von öffentlicher Kontrole, welche die eigenwillige und auf nichts begründete Verletzung der Rechte irgend Jemandes ausschließt. Diesem Prinzip legt man in der preußischen Armee eine ungeheure Bedeutung bei und zwar von dem sehr berechtigten Gesichtspunkte aus, daß im Militärstande mehr als bei jedem anderen alle Verhältnisse auf der vollsten Gerechtigkeit, der strengen Beobachtung der Anciennetät und dem Schutz der persönlichen Würde des Einzelnen basirt sein müssen."

3) „Die privaten und dienstlichen Beziehungen der Offiziere untereinander sind so sorgfältig geregelt, daß sie ebenfalls zur Beförderung der Kameradschaft und Subordination wesentlich beitragen. So kann nicht geleugnet werden, daß die bei allen Offizieren gültige Regel einander, wo sie sich auch begegnen, zu grüßen, das Gefühl der Einheit, der gegenseitigen Achtung und Waffenbrüderschaft in der Armee zu heben wohl geeignet ist." —

Etwas Aehnliches kann man von der Sitte, sich einander vorzustellen, sagen. Alle reden einander mit der Charge an, und nie wird es sich der Jüngere erlauben, den Aelteren beim Familiennamen oder beim Vornamen zu rufen, mag er mit ihm noch so gut bekannt sein (?). (Bekanntlich nennt man sich in Rußland meistens mit Vor- und Vatersnamen, z. B. Alexei Petrowitsch (Alexei, Sohn des Peter); ebenso wird die Bezeichnung der Charge selten oder gar nicht gebraucht, und erst vor einigen Jahren mußte ein Befehl des Großfürsten Nikolai das Duzen zwischen Offizieren verschiedenen Ranges verbieten.) Dabei leidet die Zwanglosigkeit der privaten gesellschaftlichen Beziehungen keineswegs, und doch bleibt der General stets General, der Major Major und der Lieutenant Lieutenant.

4) Von der sogenannten „militärischen Gesellschaft" sprechend, erwähnt der Oberst sehr zutreffend, daß sich diese Vereinigung früher einer

weit größeren Beliebtheit und einer größeren Mitgliederzahl zu erfreuen gehabt habe. Den Grund dafür sieht er, nach den ihm darüber gewordenen Mittheilungen, in der überaus regen Entwickelung unserer Militärliteratur, die den Offizieren gestattet, sich über jeden Zweig des militärischen Wissens zu Hause mehr als ausreichend zu informiren. Ueberdies wird auch den Offizieren Gelegenheit geboten, in den Kasinos der einzelnen Regimenter militärische Vorträge, und zwar mitunter ganz vortreffliche anzuhören, so daß ihnen die „militärische Gesellschaft", die bei „der in Preußen herrschenden äußersten Sparsamkeit nicht einmal ein eigenes Gebäude besitzt", noch entbehrlicher wird. — Wir möchten unsrerseits diesen Gründen noch die Ermüdung infolge des anstrengenden Dienstes hinzuzählen, sowie den Umstand, daß ein großer Theil der Offiziere während der Wintersaison durch gesellige Pflichten 2c. stark in Anspruch genommen ist. Alles in Allem bleibt aber dennoch die schwache Betheiligung an den Versammlungen der militärischen Gesellschaft sehr zu beklagen, und sind die angeführten Gründe sämmtlich nicht besonders stichhaltig, namentlich wenn man bedenkt, daß die militärische Gesellschaft gewissermaßen das dem preußischen Offizierkorps nachgerühmte Streben nach Intelligenz nach außen repräsentiren und eine Gelegenheit darbieten soll, die große Zahl der in Berlin garnisonirenden und dorthin zu ihrer höheren Ausbildung kommandirten Offiziere einmal im Monat kameradschaftlich zu vereinigen, wozu es sonst an einer Stätte durchaus fehlt.

Eine größere Anziehungskraft übt offenbar der ebenfalls von Oberst Kaulbars mit Anerkennung erwähnte Offizier-Musikverein.

„Diese ganze Art des inneren Lebens" — so schließt der Autor sein darüber handelndes Kapitel — „entwickelte bei den Offizieren jenen logischen Gedankengang und jene sittliche Basis, wie sie für den Offizier heute so nothwendig sind, da man von ihm verlangt, daß er sowohl zur Friedens- als zur Kriegszeit in jeder Hinsicht als Beispiel der Pflichterfüllung dienen und außerdem in sich Kraft und Willen genug haben soll, um sogar bei den allerschwierigsten und kritischsten Umständen kaltblütig zu bleiben und zweckmäßig zu handeln."

Von nicht minderem Einfluß auf den Werth des preußischen Offizierkorps erachtet Oberst Kaulbars die theoretischen Arbeiten der Offiziere zur Friedenszeit. Er sagt darüber: Die preußische Regierung und die oberste Heeresleitung haben seit lange das wichtige Prinzip erkannt, daß man zur Friedenszeit das lehren muß, was im Kriege verlangt wird. Hieraus ist in Preußen bei jedem Truppentheil eine Art militärischer Unterrichtskursus entstanden, vermittelst dessen die Offiziere in allen für sie nothwendigen militärischen Fragen beschäftigt und gefördert

werden. Hierhin gehören die Felddienstübungen und die Winterarbeiten, denen der Oberst eine sehr große Wichtigkeit mit Recht beimißt, wobei er jedoch nach unserer unmaßgeblichen Ansicht die betreffenden Leistungen mit allzu günstigen Augen ansieht. Bei Ertheilung der alljährlichen Aufgaben hat der Vorgesetzte darauf Bedacht zu nehmen, daß die gegebenen Themata die Offiziere zur Arbeit und zum kritischen Denken veranlassen.

Der Autor führt nun eine Reihe von Winteraufgaben an, die der Geschichte des Krieges von 1870—71 entnommen, während des Winters 1875 bis 1876 von den Offizieren eines, wenn wir nicht irren dem Regiment Elisabeth angehörigen Bataillons zu lösen waren, und die auch wir als vortrefflich gewählt zu bezeichnen haben. Der Oberst schreibt:

„Bei Betrachtung dieser Aufgaben muß es in die Augen fallen, daß die Fragen äußerst geschickt gestellt sind und von dem Offizier ein sehr ernstliches Studium seines Themas erfordern.“ Von den genannten Aufgaben abgesehen, hat der Oberst aber auch sonst unaufhörlich Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß wenn die gegebenen Themata auch nicht überall auf dieser Höhe standen, sie doch überall einen genügenden, ihrem Zwecke entsprechenden Karakter hatten.

„Einen angenehmen Eindruck bringt es hervor, wenn man abends einen Bataillonskommandeur besucht und ihn vollständig in militärischen Werken und Karten vergraben findet und dann auf die Frage, wozu das Alles sei, der Major antwortet, daß er schon seit einigen Monaten an dem Feldzug studire, aus dem er im künftigen Jahre die Winteraufgaben geben wolle.“ Das Resultat dieser Thätigkeit der Bataillonskommandeure ist das, daß die jüngeren Offiziere veranlaßt werden, während des ganzen Winters zu arbeiten, Material zu sammeln, zu lesen und im Kreise der Kameraden zu beurtheilen, kurz alljährlich mehrere Monate hindurch geistig zu arbeiten (?). In ähnlicher Vortrefflichkeit erscheint dem Beurtheiler die Ertheilung und Lösung der praktischen Sommerarbeiten, sowie er auch der in den einzelnen Offizierkasinos während des Winters stattfindenden militärwissenschaftlichen Vorlesungen mit besonderem Lobe gedenkt. Auch bei diesen Beobachtungen scheint der Oberst auf hervorragend günstig situirte Truppentheile Bezug genommen zu haben. —

Wir kommen zu den **Schlußbetrachtungen**: Der Autor schreibt: „Bei Betrachtung der Beschäftigungen der Offiziere muß man den ungeheuern Nutzen anerkennen, welchen sie thatsächlich bringen. Dieses hauptsächlich aus dem Grunde, weil entschieden Alle, vom höchsten Vorgesetzten bis zum Lieutenant, dieser Thätigkeit Sympathie entgegenbringen und in ihr das einzig zuverlässige Pfand zur Erhaltung der hohen Bedeutung des Offiziers sowohl in dienstlicher als außerdienst-

licher Hinsicht erkennen." Ueberall existirt mit Bezug hierauf die ernsteste und regelmäßigste Kontrole, und wird namentlich an der Art der Aufgabenertheilung und der Kritik die Fähigkeit und das Wissen der betreffenden Vorgesetzten ermessen. „Letzterer Umstand hat in der preußischen Armee eine außerordentliche Bedeutung, da das fernere Avancement auf das engste durch die militärischen Fähigkeiten des Einzelnen bedingt und das dienstliche Interesse jedem anderen vorangestellt wird. Schon mancher Offizier, sei er Lieutenant oder General, hat an sich erfahren müssen, was es heißt, über ein gegebenes Thema Unsinn schreiben, eine taktische Aufgabe ungeschickt lösen oder dieses und jenes unsachgemäß zu kritisiren. Der Betreffende wird als für seine Stellung nicht geeignet beseitigt, still, ohne viel Aufhebens, einfach dadurch, daß man einem jüngeren eine höhere Stellung überträgt und dadurch den Uebergangenen nöthigt seinen Abschied einzureichen." Es ist klar, daß unter solchen Umständen Alle überaus eifrig arbeiten und daß der allgemeine Eifer in der Gesammtheit zu glänzenden Resultaten führt. Man kann behaupten, daß mit äußerst geringen Ausnahmen die Offiziersuniform das Kennzeichen einer Persönlichkeit ist, welche stets mehr oder weniger ihre Spezialität genau kennt und allgemeine militärische Bildung besitzt."

„Wenn ich mir," schreibt der Oberst, „von der Unterweisung der Soldaten sprechend, gestattete, dieselbe mit dem regelmäßigen und folgerichtigen Lehrgange einer Unterrichtsanstalt zu vergleichen, so kann man die Beschäftigungen der Offiziere durchaus dem ebenso gründlichen und systematischen Kursus in der praktischen Klasse irgend einer höheren wissenschaftlichen Anstalt an die Seite stellen. Hier wie da dieselben Themata und Aufgaben, dieselben schriftlichen und mündlichen Antworten, Vorträge und Disputationen in Gegenwart aller Kameraden und Vorgesetzten. Schließlich was die Hauptsache ist, überall herrscht dasselbe allgemeine lebhafte Interesse an einem Werke, das nicht, wie in einer Lehranstalt, ein nur zeitweiliges ist, sondern sich während der ganzen Dienstzeit bis zur Erlangung der höchsten militärischen Chargen und der wichtigsten Staatsämter fortsetzt." „Das", fährt Baron Kaulbars fort, „sind die Ursachen, aus welchen der preußische Offizier in den Augen des Soldaten und der Gesellschaft ein so hohes Ansehn genießt, und derentwegen ihm auch die Regierung Vertrauen und Achtung entgegen bringt. Wer aber hoch gestellt wird, der fühlt auch unwillkürlich die Nothwendigkeit, sich auf dieser Höhe zu erhalten."

Natürlich kommen auch in der preußischen Armee, wie in jeder anderen, kleinere und größere Verstöße gegen die militärischen und staatlichen Pflichten vor, doch niemand hört oder weiß etwas davon. Die Regierung ergreift alle von ihr abhängenden Maßregeln, um nichts von dem, was nur irgendwie die Ehre und Würde des Militärs und der Armee

berührt, dem Urtheil der Gesellschaft und der Presse preiszugeben. Was auch in einem Truppentheil passiren mag, der Schuldige unterliegt der ganzen Strenge des Gesetzes, dann aber wird ein Schleier darüber gedeckt und kein Unbetheiligter erfährt etwas davon.

„Arreststrafen bei Offizieren kommen sehr selten vor, da in den meisten Fällen Ermahnungen genügen; wenn dieselben nicht helfen, so dient das als Beweis, daß in dem betreffenden Offizier das Verständniß von der persönlichen Ehre nicht genügend entwickelt ist, und wird ein solcher Offizier von seinen Kameraden zur Einreichung seines Abschieds genöthigt.

„Aus dem Gesagten geht das Sein und Wesen der preußischen Offiziere sowie die Rolle, welche sie in der Gesellschaft und in der Armee spielen, zur Genüge hervor. Allen anderen Ständen des Reiches ein Beispiel der Pflichterfüllung und der Heilighaltung der persönlichen wie der Standesehre gebend, stellen sie im vollen Sinne des Worts die Seele ihrer Truppentheile und der ganzen Armee dar."

„Ich halte es für meine Pflicht" — schließt Baron Kaulbars sein Resumé — „ganz besonders ernstlich auf diese Seite der Sachlage aufmerksam zu machen, da die gegenwärtige Verfassung und die von der preußischen Armee im Laufe der letzten Jahre erlangten Erfolge als augenscheinlichster Beweis dafür dienen, was man durch ein ausgezeichnetes Offizierkorps erreichen kann."

„Wem es beschieden war, im Kreise preußischer Offiziere zu leben, in ihre innere Existenz einzudringen, ihre Thätigkeit und ihre Liebe zur Sache zu beobachten, der wird sofort begreifen, daß unter solchen Umständen der Dienst interessant und anziehend sein muß, und der das geistige Uebergewicht über den Soldaten behaltende Offizier sich auf derjenigen Höhe seines Berufs erhält, die die Gesellschaft und der Staat von ihm verlangt." —

Welcher preußische Offizier, der dieses des Raumes wegen leider nur in den Hauptzügen angeführte Urtheil des russischen Kameraden liest, wollte darüber nicht eine Art innerer Genugthuung empfinden und sich nicht sagen, daß wenn Oberst Kaulbars auch allerdings mit sehr wohlwollenden, um nicht zu sagen, optimistischen Augen gesehen hat, und manches, was er als schon vorhanden betrachtet, für uns noch im Reiche der Wünsche liegt, dennoch das Streben nach all den uns so freundlich zuerkannten Vollkommenheiten in der Brust eines Jeden wirklich lebt und schafft. Gewiß wird auch durch ein so schmeichelhaftes Urtheil, bei dem wir mitunter an den Ausruf des Zöllners in der Bibel denken müssen, weniger unsere Eitelkeit und Selbstüberschätzung gefördert, als vielmehr der Wunsch angeregt werden, dasselbe noch immer mehr zu verdienen.

Offenbar hat das Streben seiner eigenen Armee durch Verwirklichung des Sprüchworts „schau in dich, schau um dich" zu nützen, einerseits des Autors Blick geschärft, andererseits ihn aber auch veranlaßt, der Nacheiferung halber seinen Landsleuten das Bild der deutschen Armee mit besonderer Vorliebe und unter sehr günstiger Beleuchtung vor Augen zu führen. Bekanntlich steht in neuester Zeit die Armee Rußlands, hinsichtlich des regen praktischen und intellektuellen Vorwärtsstrebens hinter keiner anderen zurück, und was Aufopferung und Pflichttreue anbetrifft, so erscheint sie inmitten heißer, blutiger Kämpfe jetzt in einem so glänzenden Licht, daß uns das von einem ihrer hervorragenden Offiziere ertheilte Lob von desto höherem Werthe sein muß.

A. v. D.

Dänemarks Streitkräfte zu Land und zur See.

Von

A. Frhr. v. Fircks.

Vor Ausbruch des letzten deutsch-dänischen Krieges bestand die dänische Armee im Frieden nach dem Etat aus 16 652 Mann Infanterie, 3598 Mann Kavallerie, 2448 Mann Artillerie, mithin überhaupt aus 22 698 Mann mit 96 Feldgeschützen. Außerdem war ein Generalstabskorps sowie ein Ingenieurkorps, letzteres zwei Kompagnien stark, vorhanden. Die Dienstzeit der im Wege der Konskription ergänzten Mannschaft sollte 8 Jahre betragen und zwar vom Beginn des 23. bis zum Schluß des 30. Lebensjahres, auch waren die aus dem stehenden Heere Entlassenen bis zum 39. Lebensjahre zum Dienste in der „Verstärkung" verpflichtet. Aus finanziellen Rücksichten fanden jedoch bei allen Waffengattungen vorgängige Beurlaubungen ausgebildeter Mannschaften in großem Umfange statt, wodurch sich die durchschnittlich im Frieden vorhandene Stärke des Heeres bis auf ca. 12 000 Mann ermäßigte. Die wirkliche Friedensstärke des Heeres betrug demnach zu jener Zeit $^3/_4$ Prozent der Gesammtbevölkerung des Königreiches (mit Ausschluß der Nebenländer Färöer, Island, Grönland und westindische Besitzungen, deren Bevölkerung der Konskription nicht unterworfen war).

Die Infanterie bestand aus 23 selbständigen Bataillonen (1 Garde- und 22 Linienbataillone), deren jedes nach dem Etat 19 Offiziere, 41 Unteroffiziere, 17 Spielleute und 645 Soldaten stark sein sollte; jedes Bataillon war in 4 Kompagnien gegliedert.

Die Kavallerie bestand aus 25 Schwadronen, nämlich 1 Schwadron Leibgarde zu Pferde, 1 Garde-Husarenregiment und 5 Dragonerregimentern. Jedes Regiment formirte 4 Schwadronen und sollte nach dem Etat 19 Offiziere, 45 Unteroffiziere, 13 Trompeter und 437 Soldaten stark sein.

Die Artillerie bestand aus 2 Artillerieregimentern, dem Zeugpersonal und 1 Pontonnierkompagnie. Jedes Artillerieregiment formirte 6 Feldbatterien (zu 8 Geschützen), der Etat einer Batterie betrug 4 Offiziere, 13 Unteroffiziere, 3 Trompeter und 184 Soldaten.

Das Ingenieurkorps bestand aus 2 Geniekompagnien.

Der Marine-Etat wies 3 Admirale, 15 Orlogskapitäns, 2 Direktoren bei der Kriegswerft, 23 Kapitänlieutenants und 82 Lieutenants, insgesammt 125 Seeoffiziere aus. Daneben waren vorhanden: 231 Mann Seeartillerie, 160 Matrosen, 325 Werftarbeiter, 1000 Schiffs- 2c. Handwerker und 24 Mann an Aufsichts- und Justizpersonal.

Die Kriegsflotte bestand aus drei Panzerfregatten (Peder Skram, soeben vollendet, 22 Geschütze, 600 nom. Pfdkft.; Danmark, soeben vollendet, 26 Geschütze, 500 nom. Pfdkft.; Danebrog, 1850 vollendet und 1863/64 zum Panzerschiff umgebaut, 14 Geschütze, 400 nom. Pfdekft.), ferner aus zwei sehr schwach an einzelnen Schiffstheilen gepanzerten Dampfschoonern (Absalon, 1861 vollendet, 3 Geschütze, 100 nom. Pfdkft., und Esbern Snare, 1861 vollendet, 3 Geschütze, 100 nom. Pfdkft.) und einer schwimmenden Batterie (Monitor Rolf Krake, 1863 vollendet, 3 Geschütze, 235 nom. Pfdkft.). An hochbordigen Schraubenschiffen waren 10, an desgl. Raddampfern 6 vorhanden, und zwar die Schraubendampfer Skjold (Linienschiff, 1833 vollendet und 1858/60 umgebaut, 64 Geschütze, 300 nom. Pfdkft.), Jylland (Fregatte, 1860 vollendet, 44 Geschütze, 400 nom. Pfdkft.), Själland (Fregatte, 1858 vollendet, 42 Geschütze, 300 nom. Pfdkft.), Niels Juel (wie Själland), Tordenskjold, (Fregatte, 1852 vollendet und 1861/62 umgebaut, 34 Geschütze, 200 nom. Pfdkft.), Dagmar (Korvette, 1861 vollendet, 16 Geschütze, 300 nom. Pfdkft.), Heimdal (Korvette, 1856 vollendet, 16 Geschütze, 260 nom. Pfdkft.), Thor (Korvette, 1851 vollendet, 12 Geschütze, 260 nom. Pfdkft.), Fylla (Schooner, 1862 vollendet, 3 Geschütze, 150 nom. Pfdkft.) und Diana (Schooner, 1863 vollendet, 3 Geschütze, 150 nom. Pfdkft.); ferner die Raddampfer Holger Danske (1850 vollendet, 7 Geschütze, 260 nom. Pfdkft.), Slesvig (1845 vollendet, 12 Geschütze, 240 nom. Pfdkft.), Hekla (1842 vollendet, 7 Geschütze, 200 nom. Pfdkft.), Geiser (1844 vollendet, 8 Geschütze, 160 nom. Pfdkft.), Skirner (1847 vollendet, 2 Geschütze, 120 nom. Pfdkft.) und Aegir (1841 vollendet, 2 Geschütze, 80 nom. Pfdkft.).

Außerdem waren noch 6 eiserne und 1 hölzernes Schrauben-Kanonenboot, erstere zu 2 und letzteres zu 1 Geschütz, 30 kleine Transport-Boote, 30 Ruder-Kanonenschaluppen bezw. Boote und einige für Kriegszwecke nicht mehr geeignete Segelschiffe vorhanden.

Die Armee war gut ausgebildet und disziplinirt, die Bewaffnung stand der anderer Heere nicht nach (die Infanterie führte gezogene Vorderlader, die Artillerie theils glatte, theils gezogene Vorderlader), die Kavallerie war gut beritten, die Mannschaft bestand aus kräftigen Leuten. Wohl lockerte die Mobilmachung den inneren Zusammenhalt der Truppenverbände wegen der Nothwendigkeit, aus den schwachen Friedenskadres Stämme für zahlreiche Neuformationen abzugeben, doch äußerte dieser Umstand im deutsch-dänischen

Kriege keinen nachtheiligen Einfluß auf die taktische Verwendbarkeit der Truppen, da die dänische Armee erst mehrere Monate nach dem Uebergang auf den Kriegsfuß zur kriegerischen Verwendung berufen wurde. Die Besetzung des Herzogthums Holstein durch Exekutionstruppen des deutschen Bundes führte bekanntlich nicht zum Kampfe, gewährte jedoch dem dänischen Heere genügend Zeit, seine Kriegsformation zu vollenden und die auf dem Festlande vorbereiteten Vertheidigungsstellungen auszubauen und zu armiren.

An Befestigungen besaß Dänemark zu jener Zeit auf den Inseln nur die Festung Kopenhagen, welche sämmtliche Militär- und Marinewerkstätten und Depots enthielt, sowie zwei unbedeutende Seebatterien auf der Insel Seeland (Schloß Kronborg am nördlichen Ausgange des Sundes und eine Batterie bei Korsör). Auf dem Festlande befanden sich zwei ziemlich verfallene Festungen (Fridericia in Jütland und Friedrichsort an der nördlichen Seite der Einfahrt zum Kieler Hafen; außerdem waren die Stellungen von Düppel und am Danevirke provisorisch ausgebaut und mit Festungsgeschütz armirt, so daß sie für sturmfrei zu erachten waren. Das natürliche Reduit der Düppelstellung, die Insel Alsen, war nicht befestigt, dagegen befand sich bei Missunde ein provisorisch ausgeführter Brückenkopf, welcher den Stützpunkt des linken Flügels der Danevirke-Stellung bildete und die Möglichkeit gewährte, angriffsweise gegen die rechte Flanke eines gegen diese Stellung gerichteten Frontalangriffs vorzugehen.

Kopenhagen war nach der Seeseite hin zu jener Zeit eine starke Festung zu nennen, auch die Düppel-Stellung war, so lange man das Meer beherrschte, zu längerer Vertheidigung geeignet, die Danevirke-Stellung hingegen konnte mit den verfügbaren Streitkräften nicht ausreichend besetzt werden. Die übrigen Festungen, auch die Landfronten von Kopenhagen, waren von geringer Widerstandskraft.

Die Hauptkraft Dänemarks beruhte damals in der Flotte, welche, wie vorher nachgewiesen wurde, größtentheils aus neuerbauten Schiffen bestand und unter diesen 6 Panzerschiffe zählte. Es war dies zu jener Zeit eine ganz respektable Macht, welche die Vertheidigung der schwierigen Wasserstraßen zwischen den dänischen Inseln selbst gegen größere Seemächte nicht aussichtslos erscheinen ließ, da zu letztgedachtem Zwecke auch die zahlreichen, sonst ziemlich werthlosen, kleinen Dampf- und Ruderfahrzeuge nützlich verwendet werden konnten.

Nur Großbritannien, Frankreich und Italien besaßen im Jahre 1863 stärkere Panzerflotten als Dänemark, Preußen besaß noch kein Panzerschiff.*)

*) Im Jahre 1863 besaßen die europäischen Seemächte folgende Anzahl von Panzerschiffen. Großbritannien 8 flott und 13 im Bau; Frankreich 10 flott und 14 im Bau; Italien 5 flott und 8 im Bau; Dänemark 4 flott und 2 im Bau; Oesterreich 4 flott und 3 im Bau; Rußland 1 flott und 1 im Bau; Spanien 7 im Bau. Außerdem waren gepanzerte Batterien vorhanden: in Großbritannien 7, in Frankreich 19, in Rußland 1.

Zwar sind die zu Anfang des siebenten Jahrzehnts erbauten Panzerschiffe nur schwach gepanzert, so daß sie der schweren Bewaffnung unserer heutigen Schraubenkorvetten und Kanonenboote keinen ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen vermögen, doch besaßen sie zu ihrer Zeit ebenso große Ueberlegenheit über die damaligen Holzschiffe, wie die schweren Panzerschiffe moderner Konstruktion. Dänemark vermochte im Jahre 1863 selbst Rußland gegenüber in der Ostsee das offene Meer zu beherrschen und die deutschen Küsten, wie die Erfahrung gelehrt hat, wirksam zu blockiren.

Als im November des Jahres 1863 der Ausbruch eines Krieges mit Deutschland drohte, wurde die dänische Armee mobil gemacht und die gesammte Flotte ausgerüstet. Man verdoppelte die 22 Linienbataillone der Infanterie und formirte 22 Infanterieregimenter zu 2 Bataillonen, man errichtete bei jedem Reiterregiment zwei neue Schwadronen, stellte einige Reservebatterien auf und brachte das Landheer auf die Stärke von 56 000 Mann. Die zur Indienststellung der gesammten Flotte erforderliche Anzahl von Kriegsmatrosen wurde ebenfalls verhältnißmäßig rasch unter der seedienstpflichtigen Mannschaft ausgehoben.

Die während des deutsch-dänischen Krieges gewonnenen Erfahrungen, sowie die durch den Frieden von Wien (30. Oktober 1864) bedingte Abtretung der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg nöthigten zu einer vollständigen Reorganisation des gesammten Heerwesens, welche nach vorgängiger Berathung im Reichstage am 6. Juli 1867 gesetzlich festgestellt wurde und nach fünf Jahren, mithin im Jahre 1872, eine Revision auf Grund der inzwischen gemachten Wahrnehmungen erfahren sollte. Schon vorher (1865) war ein Reiterregiment (das 2. Dragonerregiment) aufgelöst worden.

Das Organisationsgesetz vom 6. Juli 1867 ist noch gegenwärtig in Geltung und hat in der Zwischenzeit nur ganz geringe Abänderungen erfahren. Die für das Jahr 1872 in Aussicht genommene Revision dieses Gesetzes fand nicht statt, da weder in dem genannten noch in fünf nächstfolgenden Jahren die erforderliche Uebereinstimmung zwischen der Regierung und dem Reichstage erzielt werden konnte.

Das Gesetz vom 6. Juli 1867 führte die allgemeine Wehrpflicht auf breitester Grundlage in Dänemark ein. Jedermann ist wehrpflichtig, nur die dauernd völlig Dienstuntauglichen ausgenommen. Alle körperlich zum Waffendienste geeigneten Militärpflichtigen sollen im Frieden zur Einstellung und Ausbildung bei den Truppen des stehenden Heeres gelangen, während die beschränkt diensttauglichen Militärpflichtigen zum Dienste als Militärarbeiter 2c. zu bestimmen und ebenfalls schon im Frieden hierfür zu verwenden sind. Die Dienstpflicht dauert 16 Jahre und beginnt mit dem vollendeten 22. Lebensjahre. Die Militärpflichtigen gehören 4 Jahre der Linie, 4 Jahre der Reserve und 8 Jahre der Verstärkung an.

Um die große Anzahl der hiernach alljährlich auszubildenden Mannschaften im Kriegsfalle zweckmäßig verwenden zu können, bedurfte man zahlreicher Stammformationen, deren einzelne taktische Einheiten jedoch im Frieden, schon aus finanziellen Rücksichten, nur sehr schwach sein können. Die wirkliche Präsenzzeit der Militärpflichtigen mußte nach Möglichkeit abgekürzt werden. Die erste Ausbildungszeit der Mannschaft beträgt durchschnittlich nur 6 Monate, bei der Kavallerie $9^1/_2$ Monate; nur etwa ein Drittel der Mannschaft bleibt $1^1/_4$ Jahr hindurch bei der Fahne und bildet die während der Wintermonate allein vorhandenen Stämme. Die beurlaubten Mannschaften werden alljährlich während eines Zeitraums von 2 bis 4 Wochen zu Uebungen einberufen. Die Dauer dieser Wiederholungskurse ist während der gesammten Dienstzeit auf 4 Monate (120 Tage) bemessen.

Dänemark hat mithin das Milizsystem mit schwachen Friedensstämmen angenommen, um im Kriegsfalle über eine möglichst zahlreiche, wenngleich weniger gründlich ausgebildete Feldarmee verfügen zu können. Die guten körperlichen und intellektuellen Eigenschaften des dänischen Ersatzes, welcher insbesondere ein hohes Maß von Pflichtgefühl besitzt und leicht zu disziplinieren ist, lassen manche mit dem Milizsystem verbundenen Mängel weniger scharf hervortreten, als dies unter ähnlichen Verhältnissen anderwärts der Fall sein würde. Immerhin waren besondere Vorkehrungen nöthig, um in der gegebenen Zeit die Ausbildung der Mannschaft, namentlich aber der Führerchargen einigermaßen sicher zu stellen.

Nach dieser Richtung ist zunächst zu erwähnen, daß schon bei der Vertheilung der dienstpflichtigen Mannschaft auf die verschiedenen Waffengattungen die individuellen Eigenschaften eingehend berücksichtigt werden. Das Justizministerium, welchem die obere Leitung des gesammten Ersatzgeschäfts unterstellt ist, erließ unter dem 16. August 1876 ein Reglement über die Beurtheilung der Wehrpflichtigen. Danach sind dieselben nach folgenden Grundsätzen in fünf Klassen einzutheilen: 1) Zur Marine alle starkgebauten Mannschaften, welche berufsmäßig in der Schifffahrt und Fischerei thätig sind oder sonst infolge ihrer bisherigen Beschäftigung zum Dienst auf der Flotte oder als Werftarbeiter geeignet erscheinen, wie Segelmacher, Kalfaterer, Schiffszimmerer, Taucher u. s. w. — 2) Zur Garde kräftig gebaute Mannschaften von mindestens 1,75 Meter (= 67 Zoll) Größe und guter äußerer Erscheinung. — 3) Zur Kavallerie, sowie als Fahrer zur Artillerie alle Mannschaften, welche bereits als Knechte, Fuhrleute, Kutscher u. s. w. einige Uebung im Reiten und in der Pferdepflege besitzen, von 1,65 bis 1,75 Meter Größe. Die Mannschaften dieser Klasse, welche unter 1,70 Meter (= 65 Zoll) messen, werden für die Kavallerie, die größeren für die Artillerie ausgehoben. 4) Zur Artillerie und dem Ingenieurkorps alle durch ihre bisherige Beschäftigung als Handwerker, Fährleute, Telegraphisten, Maschinen- und

Eisenbahnarbeiter ꝛc. für diese Waffen besonders geeigneten Mannschaften mit der Maßgabe, daß der Ersatz der Ingenieure mindestens 1,60 Meter (= 61 Zoll), der Ersatz der Festungsartillerie mindestens 1,65 Meter (= 63 Zoll) und der Ersatz der Feldartillerie mindestens 1,65 und höchstens 1,75 Meter (63 bis 67 Zoll) messen soll. Für die technischen Abtheilungen der Artillerie wird ein Minimalmaß von 1,60 Meter (= 61 Zoll) beansprucht. — 5) Zur Infanterie werden alle übrigen vollkommen diensttauglichen Militärpflichtigen von mindestens 1,60 Meter (= 61 Zoll) Größe bestimmt. — Die nur beschränkt Diensttauglichen, welche nicht für den Dienst mit der Waffe, wohl aber zu sonstigen Dienstleistungen als Handwerker, Trainsoldaten, Krankenpfleger und Verwaltungsarbeiter geeignet sind, werden in drei Klassen eingetheilt, nämlich: 1) Trainsoldaten und Pferdepfleger, welche des Reitens kundig und mit der Pferdewartung vertraut sein müssen. — 2) Krankenwärter aus den geeigneten Berufsklassen, z. B. Barbiere, Apotheker, Droguisten, Kaufleute u. s. w. — 3) Militärarbeiter, zu welchen alle übrigen Mannschaften zu bestimmen sind. — Außerdem werden alle Aerzte und Studenten der Medizin, letztere nach einer Studienzeit von mindestens 2 Jahren, als Unterärzte, ebenso Thierärzte als Unterthierärzte und Büreau- und Rechnungspersonal von einiger allgemeinen Bildung, welche durch ein Zeugniß zu belegen ist, als Schreiber ꝛc. für das Verpflegungskorps (Intendantur) designirt und demgemäß zum Dienste herangezogen. —

Die eigentliche Ausbildungszeit der Mannschaft fällt in die günstigste Jahreszeit (25. April bis 25. Oktober), die Wiederholungskurse der Beurlaubten, welche in der Regel in größeren Truppenverbänden gelegentlich der Lagerübungen stattfinden, in die Zeit vom 15. Juni bis Ende Juli.

Die Ausbildung wird durchaus auf das für die kriegerische Verwendung Unentbehrliche beschränkt und namentlich auf gymnastische Uebungen, Bajonettfechten und Schießen Werth gelegt, in welchen Dienstzweigen auch durchschnittlich gute Leistungen erreicht werden. Die taktischen Uebungen, namentlich das geschlossene Exerziren, beschränken sich lediglich auf die einfachsten Bewegungen; seit dem Jahre 1874 dürfen einige im Exerzirreglement der Infanterie vorgesehene Bewegungen (Kontremarsch, Abbrechen und Aufmarsch, Schwenkungen in Kompagniefront, Bajonettattacke der Bataillonskolonne und Bataillonskarree) nicht mehr zum Gegenstand der Besichtigung gemacht werden, auch wird der Garnison-Wachtdienst lediglich als Sicherheitsdienst, ohne Rücksicht auf damit zu verbindende Ausbildung der Mannschaft betrieben. Im zerstreuten Gefecht und Felddienst kann in Anbetracht der wenigen Tage, welche für die Einübung dieser Dienstzweige verfügbar bleiben, nicht die erforderliche Sicherheit erreicht werden, doch ist man ersichtlich bestrebt, diese Uebungen so lehrreich als möglich zu gestalten und den Mannschaften richtige

Begriffe von der ihnen im Felde hierbei zufallenden Thätigkeit beizubringen. Die Anstelligkeit und das rasche Auffassungsvermögen des dänischen Soldaten lassen auch in diesen Unterrichtsgegenständen durchschnittlich noch günstigere Ergebnisse erreichen, als man bei der Kürze der ganzen Ausbildungszeit vorauszusetzen geneigt ist, auch werden die Zöglinge der Unteroffizier- und Offizierschule nach dieser Richtung während der Wintermonate, unter Verwendung aller abkömmlichen, nicht vom Garnisondienst beanspruchten Stammmannschaften, in diesen Dienstzweigen weiter ausgebildet und mit den Verrichtungen der niederen Führerchargen hinreichend vertraut gemacht.

Der Unterricht im Felddienst beginnt neuerdings (seit 1875) sofort nach dem Eintreffen der Rekruten, auch sind die Besichtigungen in diesem Dienstzweige fortan mit Uebungen im Terrain zu verbinden und nicht mehr auf die Prüfung der theoretischen Instruktion zu beschränken, wie früher üblich war. Zur Förderung des geschlossenen Exerzirens werden während des Winters die Stammmannschaften jedes Bataillons zu einer Kompagnie zusammengestellt. Diese Truppe dient alsdann zur Ausbildung der jüngeren Unteroffiziere, welche die Truppenschulen besuchen, sowie der Führerchargen überhaupt. Die älteren Unteroffiziere und die jüngeren Offiziere werden während des Winters in der Unteroffizier- bezw. Offizierschule (zu Kopenhagen) theoretisch und praktisch ausgebildet, auch werden von je zwei Infanteriebataillonen 3 Premieurlieutenants und 2 Unteroffiziere, sowie von jedem Kavallerieregiment 1 Unteroffizier zur Erlernung des Feldpionier-Dienstes auf einen Monat zum ersten Ingenieurbataillon (nach Kopenhagen) abkommandirt.

Ebenso werden von allen Infanteriebataillonen Offiziere und Unteroffiziere auf die Dauer von 6 Monaten zur Schießschule nach Kopenhagen kommandirt und später als Schießlehrer verwendet. Die Mannschaften verschießen während der sechsmonatlichen Ausbildungszeit 35 Patronen, und zwar 5 auf 600 Ellen, 10 auf 800 Ellen, 10 auf 1000 Ellen und 10 auf 1200 Ellen. Die besten Schützen erhalten als Schießauszeichnung ein grünes Band, welches auf der Brust getragen wird. Die für die Erlangung dieser Auszeichnung vorgeschriebenen Schießbedingungen (25 Scheibenpoints) sind im Jahre 1876 gesteigert worden (auf 35 Scheibenpoints). Schießen auf unbekannte Entfernung findet nicht statt.

Auch für die Artillerie wurde im Jahre 1871 eine Schießschule errichtet, auf welcher sämmtliche neuernannten Offiziere und Unteroffiziere dieser Waffe, nachdem dieselben die Truppenschule, Unteroffizier- und Offizierschule, vorher durchgemacht haben, während mehrerer (2 bis 3) Jahre im Scharfschießen aus Geschützen aller Art (auch Küstengeschützen) unterrichtet und praktisch geübt werden. Zu diesen Uebungen werden auch einige Kapitäns und Lieutenants des Ingenieurkorps als Zuschauer zugezogen.

Außer den bei dem ersten Ingenieurbataillon und der Marine befindlichen Torpedokompagnien wird auch die Besatzung der Seeforts bei Kopenhagen alljährlich im Mai in der Handhabung der Torpedos ausgebildet. Die Uebungen beschränken sich auf das Minenlegen und die Handhabung von Torpedobooten, um die Mannschaft bei den bezüglichen Armirungsarbeiten der Seefronten von Kopenhagen verwenden zu können.

In ähnlicher Weise werden die ältesten Zöglinge der Turnschule während des Oktobers durch Abkommandirte der Telegraphenkompagnie für den Telegraphendienst soweit ausgebildet, daß sie Depeschen empfangen und absenden und im Kriegsfalle auf Signalstationen verwendet werden können.

Für den Generalstab und eine Anzahl Truppenoffiziere finden seit dem Jahre 1871 Generalstabsreisen statt, doch beschränken sich die praktischen Uebungen hierbei auf Rekognoszirungen und taktische Truppenverwendung ohne Gegner. Außerdem wurde im Jahre 1876 das Kriegsspiel eingeführt.

Der Ersatz der Chargen findet in folgender Weise statt. Unterkorporale und Soldaten, welche nach Beendigung der ersten Ausbildung die Korporalschule durchgemacht haben, werden zu Unteroffizieren (Korporalen) befördert und entweder, wie die übrige Mannschaft beurlaubt oder während zweier Jahre im Dienste behalten; außerdem werden alle Zöglinge der Unteroffizierschule, welche die vorgeschriebene Abgangsprüfung bestanden haben, zu Unteroffizieren ernannt.

Sämmtliche Offiziere gehen aus der Offizierschule hervor, in welche nur Korporale eintreten können. Wer die Abgangsprüfung der untersten Klasse dieser Anstalt bestanden hat, wird zum Sekondlieutenant ernannt und, falls er nicht im Dienste zu verbleiben wünscht, wie alle übrigen Dienstpflichtigen beurlaubt. Wer die höhere Klasse der Offizierschule besucht und die Abgangsprüfung derselben bestanden hat, hat Anspruch auf die Beförderung zum Premierlieutenant, sobald eine Stelle frei wird und keine älteren Bewerber mehr vorhanden sind. In der obersten (dritten) Klasse der Offizierschule werden die für den Generalstab, das Ingenieurkorps und die Artillerie bestimmten Berufsoffiziere noch weiter unterrichtet.

Die Bekleidung der Mannschaft ist gut und dauerhaft, insbesondere sind die weiten Mäntel aus starkem, dichtgewebten Tuche gefertigt und den klimatischen Verhältnissen angemessen. Jede Kompagnie, Schwadron, Batterie verwaltet ihr Bekleidungswesen selbständig. Die Beschaffung der Stoffe geschieht durch Vermittelung der Intendantur, alle Tuche werden aus einer im Besitze des Staates befindlichen Fabrik bezogen. Dem Truppentheil wird für die Bekleidung für jeden Unteroffizier monatlich der Betrag von 5,6 Mark, für jeden Mann täglich 14 Pfennig gutgeschrieben, auch ist der Mannschaft gestattet, diese Abfindung selbst zu beziehen und die erforderlichen Bekleidungsstücke gegen Erlegung des etatsmäßigen Preises vom Truppentheil anzukaufen.

Die Ausrüstung der Infanterie besteht in ziemlich großen Leinwand-Tornistern, welche äußerlich schwarz lackirt und dadurch wasserdicht gemacht sind, ferner in Brotbeuteln und gläsernen mit Leder überzogenen Feldflaschen. Kochgeschirre sind nicht vorhanden, doch wird deren Einführung, und zwar wahrscheinlich nach dem im deutschen Heere benutzten Muster, beabsichtigt. Jeder dritte Mann ist mit einem leichten Spaten (System Linnemann) versehen. Sämmtliche Kavallerieregimenter sind gleichmäßig ausgerüstet, Vorder- und Hinterzeug ist neuerdings fortgefallen und die gesammte Pferdeausrüstung möglichst erleichtert worden.

Die Bewaffnung aller Waffengattungen hat während des letzten Jahrzehntes durchgreifende Veränderungen erfahren und steht gegenwärtig der anderer Heere nicht nach. Die Infanterie führt seit 1867 das Remington-Gewehr mit Haubajonett, die Kavallerie leichte Korbsäbel und Remington-Karabiner, Unteroffiziere und Trompeter sind mit Korbsäbel und Revolver bewaffnet. Die Feldartillerie hat in allerneuester Zeit 8,7 cm Stahl-Hinterlader (Krupp) erhalten, für deren Beschaffung im Jahre 1876 die erforderlichen Mittel extraordinär vom Reichstage bewilligt worden sind. Im Sommer 1877 wurde mit diesen Geschützen bereits die Schießübung abgehalten. Die früheren Feldgeschütze — gußeiserne gezogene Vorderlader französischen (Lahitte) Systems, sind in die Bestände der Festungsartillerie übernommen worden. Die Mannschaften der Fußartillerie und des Ingenieurkorps führen den Remington-Karabiner.

Der Sold der Mannschaften betrug bis zum Jahre 1874 einschließlich täglich 51 Pfennig, wofür dieselben auch die volle Verpflegung mit Ausnahme des Brotes beschaffen mußten, wurde indeß im Jahre 1875 auf 62 Pfennig erhöht. In letztgenanntem Jahre wurde auch den höheren Chargen eine Theuerungszulage zu der bisherigen, allerdings sehr gering bemessenen Besoldung gewährt, welche für alle Offiziere 2c. mit mehr als 1800 Mark Besoldung 10%, für alle niedriger Besoldeten 15% des früheren Gehaltes beträgt. Alle Mannschaften, welche länger als 6 Monate im aktiven Dienste verbleiben, erhalten eine tägliche (Kapitulanten-) Zulage von 10 Pfennig.

Die Verpflegung der Mannschaften war bis jetzt mangelhaft und verhältnißmäßig theuer, da dieselbe — nach Ermessen jedes Einzelnen — von den in den Kasernen eingerichteten Marketendereien oder beliebigen Speisewirthschaften entnommen wurde und nur in den Uebungslagern in natura gewährt wurde. Es wird beabsichtigt, ähnlich wie im deutschen Heere, Kompagnieküchen einzurichten und aus diesen die Mannschaft gegen feste Sätze zu bespeisen.

Die Unterbringung der Truppen findet fast durchweg in Kasernen statt, neben welchen nur im Sommer, während der Ausbildungszeit der Rekruten, in größerem Umfange Bürgerquartiere belegt werden.

Nach der jetzigen Organisation besteht die dänische Landarmee im Frieden bezw. im Kriege aus folgenden Truppenverbänden:

1. Infanterie.

Im Frieden: 1 Leibgarde- und 20 Linienbataillone.

Im Kriege außerdem 10 Reserve-, 1 Leibgarde- und 10 Verstärkungsbataillone, sowie 2 Milizbataillone für Kopenhagen und 1 Milizbataillon für Bornholm. Für die Garde-Infanterie und jede der 5 Infanteriebrigaden wird bei Eintritt der Mobilmachung ein Depot aufgestellt. Die Stärke dieser Depotformationen ist nicht näher bestimmt, dürfte jedoch für die Brigadedepots auf mindestens 1 Bataillon zu schätzen sein.

Sämmtliche Infanteriebataillone bestehen aus 4 Kompagnien und sind im Kriege (ohne Offiziere) 857 Mann stark. Im Jahre 1877 waren im Durchschnitt für jede mobile Kompagnie 3 Offiziere, einschließlich des Kompagnieführes, vorhanden, wobei die Hälfte der erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Kompagnien mit Linienkapitäns besetzt werden kann, ohne hierzu Kompagniechefs der Linienbataillone verwenden zu müssen.

(Die meisten Linienbataillone besitzen im Frieden 6 Kapitäns und ebensoviele Premierlieutenants, das Leibgardebataillon sogar 6 Kapitäns und 8 Premierlieutenants.)

2. Kavallerie.

Im Frieden: 5 Regimenter (Gardehusaren-, 2., 3., 4. und 5. Dragoner-Regiment) zu 2 Schwadronen.

Im Kriege formirt jedes Regiment 1 Reserve- und 1 Depotschwadron.

Die Kriegsstärke der Schwadron ist auf 120 Mann (ohne Offiziere) bestimmt.

Bei jedem Regiment sind im Frieden 4 Rittmeister etatsmäßig, von denen einer die Ausbildung der Rekruten zu leiten hat. Auch die Depotschwadronen werden demnach durch Rittmeister der Linie geführt werden. Auf Bornholm wird außerdem eine Schwadron Milizkavallerie aufgestellt.

3. Artillerie.

Im Frieden: 2 Feldregimenter (eins zu 6, das zweite zu 3 Batterien) mit zusammen 9 fahrenden Batterien, ferner 2 Bataillone Fußartillerie (eins zu 4 Kompagnien, das zweite zu 2 Kompagnien) mit zusammen 6 Kompagnien. Bei jedem Feldregiment befindet sich eine Trainsektion, bei jedem Fußartillerie-Bataillone eine Arsenalsektion.

Im Kriege werden die 9 Feldbatterien auf je 8 bespannte Geschütze gebracht und 3 Reservebatterien (2 beim 1. und 1 beim 2. Feldregiment)

in gleicher Stärke neu aufgestellt. Die Trainsektionen werden zur Besetzung der Munitionskolonnen verwendet. Bei der Fußartillerie werden beim 1. Bataillon 2, beim 2. Bataillon 1 Verstärkungskompagnie aufgestellt. Die Kriegsstärke einer Feldbatterie beträgt (ohne Offiziere) 180 Mann und 126 Zugpferde, die Fußartillerie soll auf Kriegsfuß mit Einschluß der technischen Kompagnien 4000 Mann stark sein. Außerdem bestehen 2 Milizkompagnien Fußartillerie für Kopenhagen und für Bornholm 1 Feldbatterie und 1 Fußartilleriekompagnie (ebenfalls Miliz). Aus den im Frieden vorhandenen beiden Arsenalsektionen der Fußartillerie wird bei der Mobilmachung eine Zeug- und eine Feuerwerkerkompagnie gebildet.

4. Ingenieurkorps.

Im Frieden: 1 Ingenieurbataillon zu 4 Kompagnien (2 Pionier-, 1 Pontonnier-, 1 Telegraphen- und Eisenbahnkompagnie) und 1 Torpedoabtheilung.

Im Kriege wird das Linienbataillon auf 9 Kompagnien gebracht und außerdem ein Reservebataillon von 4 Kompagnien neu aufgestellt. Letzteres besteht ausschließlich aus Arbeiterkompagnien, ersteres dagegen aus 4 Pionier-, 2 Pontonnier-, 1 Eisenbahn-, 1 Telegraphen- und 1 Torpedo- (Seeminen-) Kompagnie. Auf Kriegsfuß beträgt die Stärke einer Pionierkompagnie 90, die einer anderen Kompagnie 60 Mann.

5. Train.

Im Frieden sind nur die bereits bei der Artillerie aufgeführten 2 Trainsektionen vorhanden.

Im Kriege müssen die Verpflegungs- und sonstigen Verwaltungstrains durchweg neu formirt werden, wofür zwar ausreichend dienstpflichtige Mannschaften, jedoch keine Kadres vorhanden sind. Die erforderlichen Zugpferde würden im Inlande ohne besondere Schwierigkeit beschafft werden können. Die Kriegsstärke des Trains beträgt 1500 Mann.

6. Generalstab.

Im Frieden: 25 Offiziere (1 General als Chef, 4 Obersten, 8 Kapitäns, 12 Premierlieutenants) und 17 Unteroffiziere.

Im Kriege wird außerdem 1 Schwadron Stabswache aufgestellt.

Die Truppen sind im Frieden waffenweise vier Generalinspekteuren (der Infanterie, der Kavallerie, der Artillerie und der Ingenieure) bezüglich der gesammten Ausbildung unterstellt. Außerdem bestehen zwei Generalkommandos, und zwar das erste in Kopenhagen für die Truppen auf Seeland und den kleineren Inseln, das zweite in Aarhuus für die Truppen in Jütland und auf der Insel Fünen. Der Stab jedes Generalkommandos besteht im Frieden

aus zwei Generalstabsoffizieren (1 Oberst als Chef und 1 Kapitän) und zwei Adjutanten (Premierlieutenants).

Nur bei der Infanterie bestehen im Frieden Brigadeverbände. Je zwei Linienbataillone bilden mit einem Reserve- und einem Verstärkungsbataillon zusammen eine Halbbrigade und zwei solche Halbbrigaden eine Brigade. Die Garde-Infanterie sowie die Miliztruppen von Kopenhagen und der Insel Bornholm stehen außerhalb des Brigadeverbandes. Wenngleich kein Regimentsverband für die Linienbataillone besteht, so sind doch die beiden Linienbataillone jeder Halbbrigade in mehrfacher Hinsicht mit einander inbezug auf Ausbildung ꝛc. in Verbindung gebracht. Beispielsweise werden sämmtliche Rekruten der Halbbrigade alljährlich einem dieser Bataillone zur Ausbildung überwiesen, wogegen das andere Bataillon das a. a. O. erwähnte Kommando von 3 Premierlieutenants und 2 Unteroffizieren zur Ausbildung im Feld-Pionierdienste zu stellen hat.

Die 40 Linien-, Reserve- und Verstärkungsbataillone der Infanterie sind durchlaufend numerirt, so daß die Bataillone 1 bis 20 Linien-, 21 bis 30 Reserve- und 31 bis 40 Verstärkungsbataillone sind. Die Halbbrigaden und Brigaden sind wie folgt zusammengesetzt:

1ste seeländische Brigade.	1ste	Halbbrigade:	Bataillone	1, 15, 21 und 31.
	2te	"	"	3, 18, 22 und 32.
2te seeländische Brigade.	1ste	"	"	2, 13, 23 und 33.
	2te	"	"	4, 17, 24 und 34.
Fünensche Brigade.	1ste	"	"	7, 19, 25 und 35.
	2te	"	"	5, 16, 26 und 36.
1ste jütische Brigade.	1ste	"	"	10, 12, 27 und 37.
	2te	"	"	14, 20, 28 und 38.
2te jütische Brigade.	1ste	"	"	6, 8, 29 und 39.
	2te	"	"	9, 11, 30 und 40.

Nur die Linien- und Reservebataillone, sowie das Leibgardebataillon sind zur Verwendung als Feldtruppen bestimmt; das Gardeverstärkungsbataillon sowie die 10 Verstärkungsbataillone, die Milizen von Kopenhagen und Bornholm sind lediglich Besatzungstruppen.

Nach der Verwendung der Truppen gliedert sich das auf Kriegsfuß gesetzte dänische Heer demnach folgendermaßen:

Feldtruppen: 31 Bataillone Infanterie, 15 Schwadronen Kavallerie, 12 fahrende Batterien, 6 Ingenieur- (4 Pionier- und 2 Pontonnier-) Kompagnien, zusammen 27 000 Mann Infanterie, 1850 Reiter, 96 Feldgeschütze und 660 Mann Genietruppen, mit Ausschluß der Stäbe und Trains.

Besatzungstruppen*): 14 Bataillone Infanterie, 1 Schwadron Kavallerie, 12 Kompagnien Fußartillerie und 1 Feldbatterie, 4 Pionierkompagnien und 1 Torpedokompagnie, zusammen 12 200 Mann Infanterie, 120 Reiter, 3600 Mann Fußartillerie, 8 Feldgeschütze und 360 Mann Genietruppen, mit Ausschluß der Stäbe, Zeug- und Feuerwerker, sowie Eisenbahn- und Telegraphenkompagnien.

Ersatztruppen: 6 Infanteriedepots, 5 Kavalleriedepots, zusammen 4800 Mann Infanterie und 600 Reiter.

Das dänische Heer erreicht mithin auf Kriegsstärke und mit Ausschluß aller Stäbe, Stabswachen, Verwaltungsbehörden, Trains und technischen Abtheilungen der Artillerie und des Ingenieurkorps (Zeugkompagnie, Feuerwerker-, Eisenbahn- und Telegraphenkompagnien) an zum Kampf bestimmten und Ersatztruppen die Stärke von 44 000 Mann Infanterie, 2570 Mann Kavallerie, 3600 Mann Fußartillerie, 104 Feldgeschützen und 1020 Mann Genietruppen. Der Verpflegungsstand dieser Truppen ist mit Einschluß der Stäbe, Trains 2c. auf mindestens 65 000 Köpfe zu schätzen, d. i. auf 3½ % der gesammten Bevölkerung des Königreiches mit Ausschluß von Island, Faröer und den sonstigen Nebenländern.

Nach den Listen betrug am 1. September 1876 die Zahl der ausgebildeten Mannschaften des stehenden Heeres nebst der Reserve, sowie der Verstärkung, mit Ausschluß der Miliz auf Bornholm:

Waffengattung.	Linie u. Reserve.		Verstärkung.		Ueberhaupt.	
	Offiziere.	Mannschaft.	Offiziere.	Mannschaft.	Offiziere.	Mannschaft.
Generalstab	25	21	—	—	25	21
Infanterie	774	26 992	245	10 925	1 019	37 917
Kavallerie	128	2 180	—	—	128	2 180
Artillerie	145	4 755	41	2 068	186	6 823
Ingenieurkorps	59	624	—	—	59	624
Zusammen	1 131	34 572	286	12 993	1 417	47 565

Es geht hieraus hervor, daß die Ersatztruppen nur aus neuausgehobenen Rekruten bestehen können, sowie daß die Feld- und Besatzungsbataillone der Infanterie gegenwärtig nicht durch Einziehung der beurlaubten Reservisten und Verstärkungsmannschaften auf die planmäßige Kriegsstärke gebracht werden

*) Davon auf der Insel Bornholm: 1 Bataillon Infanterie, 1 Schwadron, 1 Feldbatterie und 1 Kompagnie Fußartillerie.

können. Auch für das zweite, erst bei der Mobilmachung zu errichtende Ingenieurbataillon sind keine im Geniedienste ausgebildeten Mannschaften verfügbar.

Auf Kriegsstärke beträgt der Pferdestand der Kavallerie und Feldartillerie, abgesehen von der auf Bornholm befindlichen 1 Schwadron und 1 Batterie, 2222 Kavallerie- und 1512 Artilleriepferde, außerdem sind noch ca. 1500 Reit- und Zugpferde für Stäbe, Infanterie, Ingenieurkorps und den Train erforderlich. Während des Friedens befinden sich nur 800 Kavalleriepferde und ca. 500 Artilleriepferde bei den Stämmen, der Rest (sogen. Distriktspferde) dagegen ist Landwirthen zum Gebrauch überlassen. Sämmtliche für die Armee im Frieden und auch bei Eintritt der Mobilmachung erforderlichen Pferde werden durch freihändigen Ankauf beschafft, doch besteht die Absicht, letztgedachte Kategorie nach dem Vorgange der meisten Staaten und auf Grund eines noch zu erlassenden Spezialgesetzes im Wege der Requisition aufzubringen.

Die Aushebung der Mannschaft und ebenso die Einberufung der Reservisten und Verstärkungsmannschaften im Falle einer Mobilmachung ist derart geregelt, daß jeder der fünf Territorial- (Brigade-) Bezirke im Frieden und im Kriege den Bedarf für eine Infanteriebrigade und ein Kavallerieregiment stellt. Jeder Brigadebezirk zerfällt in zwei Bataillonsbezirke, deren jeder den Infanterie-Ersatz für eine Halbbrigade (= 2 Linien-, 1 Reserve- und 1 Verstärkungsbataillon) stellt.

Die Hälfte des Artillerie-Ersatzes stellen die beiden seeländischen, den Rest die drei übrigen Brigadebezirke. Der Ersatz für die Garde, das Ingenieurkorps und die Marine wird von allen fünf Territorialbezirken gemeinschaftlich aufgebracht. In der Regel kommen jährlich 7000 bis 8000 völlig zum Dienst mit der Waffe geeignete Mannschaften zur Aushebung, von denen, soweit sie nicht auf Grund der früher erwähnten gesetzlichen Bestimmungen für die Marine bestimmt sind, der Garde 272 Mann, der Kavallerie 450, der Artillerie 1156, dem Ingenieurkorps 210 und der Rest von ca. 5500 Mann der Linien-Infanterie überwiesen werden. Jedes Infanteriebataillon bekommt demnach jährlich ca. 275 Rekruten, jede Schwadron 45 Rekruten, welche bei je einem Linienbataillon jeder Halbbrigade bezw. dem Depot jedes Kavallerieregiments gemeinsam die erste Ausbildung erhalten. Erst bei den Wiederholungskursen treten die jungen Mannschaften in die eigentlichen Truppenverbände über.

Die fünf Territorial- (Brigade-) Bezirke bestehen aus folgenden Bataillonsbezirken:

1. seeländischer Brigadebezirk (Kopenhagen): Bataillonsbezirke Kopenhagen und Halleröd.

2. seeländischer Brigadebezirk (Kopenhagen): Bataillonsbezirke Ringsted und Slagelse.

Fünenscher Brigadebezirk (Nyborg): Bataillonsbezirke Svendborg und Middelfart.

1. jütischer Brigadebezirk (Aarhuus): Bataillonsbezirke Horsens und Aarhuus.

2. jütischer Brigadebezirk (Viborg): Bataillonsbezirke Viborg und Aalborg.

Die Brigadekommandos der fünf Linien-Infanteriebrigaden befinden sich in den vorgenannten Hauptorten der Territorial-Brigadebezirke. Die Truppen waren im Sommer 1877 folgendermaßen vertheilt:

Infanteriebataillone. Leibgarde Kopenhagen; Linienbataillone 1, 2, 4, 13, 15, 17 Kopenhagen; Bataillone 3, 18 Helsingör; Bataillone 5, 16 Odense; Bataillone 6, 8 Viborg; Bataillone 7, 19 Nyborg; Bataillone 9, 11 Aalborg; Bataillone 10, 12 Fridericia; Bataillone 14, 20 Aarhuus.

Kavallerieregimenter. Gardehusaren Kopenhagen; 2. Dragoner Odense; 3. Dragoner Aarhuus; 4. Dragoner Næstved; 5. Dragoner Randers.

Artillerie. Beide Feldregimenter, beide Fußbataillone, die Trainsektionen, die Zeug- und Laboratorien-Abtheilung in Kopenhagen.

Ingenieurkorps. 1. Ingenieurbataillon nebst der Torpedo-Abtheilung in Kopenhagen.

Die Offizierschule sowie die Unteroffizier- (Eleven-) Schule befinden sich in Schloß Frederiksberg bei Kopenhagen, die Reit- und Beschlagschule in Kopenhagen, die Schießschule in der Strandgadens Kaserne zu Christianshaven (Kopenhagen) und die Turnschule in Kopenhagen.

Bei Eintritt einer Mobilmachung formiren sich die Reservebataillone der Infanterie in folgenden Orten: Bataillone 21, 23, 24 in Kopenhagen, Bataillon 22 in Helsingör, Bataillon 25 in Nyborg, Bataillon 26 in Odense, Bataillon 27 in Fridericia, Bataillon 28 in Aarhuus, Bataillon 29 in Viborg, Bataillon 30 in Aalborg.

Die Reserveschwadronen werden, ebenso wie die Depotschwadronen in den Stabsquartieren der fünf Kavallerieregimenter, die Schwadron Stabswache, sowie die drei Reservebatterien der Feldartillerie und das 2. (Reserve) Ingenieurbataillon werden in Kopenhagen formirt.

Die Infanteriedepots werden in den Hauptorten der Brigadebezirke, das der Garde in Kopenhagen errichtet, sämmtliche Verstärkungsbataillone der Infanterie formiren sich in den Stabsquartieren der (Territorial-) Bataillonsbezirke, das der Leibgarde und die Verstärkungskompagnien der Fußartillerie in Kopenhagen.

Außerdem stellt Kopenhagen an Miliz 2 Bataillone Infanterie und 2 Kompagnien Fußartillerie, ebenso die Insel Bornholm 1 Bataillon Infanterie, 1 Schwadron, 1 Feldbatterie und 1 Kompagnie Fußartillerie für die lokale Landesvertheidigung.

Die Einziehung der beurlaubten 2c. Reservisten und Verstärkungsmannschaften ist zweckmäßig vorbereitet und dürfte wenig Zeit in Anspruch nehmen. Weniger ist bis jetzt für die Sicherstellung des Bedarfs an Mobilmachungspferden geschehen, wie bereits a. a. O. erwähnt wurde.

Die vorhandenen Befestigungen sind in sehr mangelhaftem Zustande und zur Vertheidigung gegen die Angriffsmittel der heutigen Belagerungs- und Schiffsartillerie kaum noch geeignet.

Der Hauptwaffenplatz des Königreichs, welcher sämmtliche Depots und Werkstätten der Armee und Marine enthält, ist die Festung Kopenhagen. Die Stadt liegt auf beiden Seiten des zwischen den Inseln Seeland und Amager laufenden Oeresundes, welcher hier einen vorzüglichen, tiefen Hafen bildet, und zählt gegenwärtig (Ende 1877) ca. 250 000 Einwohner, die westlich angrenzende Stadtgemeinde Frederiksberg 45 000 Einwohner. Kopenhagen besteht aus drei Stadttheilen und drei (mit Frederiksberg vier) Vorstädten. Südlich des Oeresundes liegt auf der Insel Amager der 1618 erbaute Stadttheil Christianshaven, nördlich des Oeresundes im Westen die Altstadt, im Osten und Norden die Neustadt. Von den Vorstädten liegt Oesterbro im Norden, also zunächst des Sundes, Nörrebro im Nordwesten und Vesterbro im Westen; an die letztgenannte schließt sich Frederiksberg unmittelbar an. Nordwestlich vor der inneren Stadt und zwischen den Vorstädten Oesterbro und Vesterbro liegen drei langgestreckte, nur durch schmale Dämme getrennte und im Grundriß nahezu rechteckige Seen, und zwar zunächst an Oesterbro der Sortedams-See, dann der Peblings-See und bei Vesterbro der St. Jörgens-See, welcher zu Bassins für die städtischen Wasserwerke umgewandelt worden ist. Der Raum zwischen diesen Seen und der inneren Stadt war bis vor einigen Jahren aus fortifikatorischen Rücksichten unbebaut, ist jetzt jedoch, namentlich im Nordwesten, zwischen der Altstadt und der Nörrebro-Vorstadt, mit massiven Gebäuden besetzt. Zwei feste Brücken vermitteln am Südende der Altstadt, wo das königliche Schloß und fast sämmtliche Regierungsgebäude liegen, die Verbindung mit dem Stadttheile Christianshaven auf Amager. Unmittelbar nordöstlich von Christianshaven befinden sich auf fünf untereinander durch Brücken verbundenen Inseln die Werften und Marinedepots und am Nordende dieser Anlagen der Kriegshafen, welcher Raum für die gesammte dänische Flotte enthält.

Die Befestigung von Kopenhagen besteht aus der Zitadelle, der zum Theil eingeebneten alten Befestigung der Altstadt und Neustadt, der Befestigung von Christianshaven sowie den Marinewerften und den Seeforts; die

Vorstädte liegen außerhalb der Wälle, detaschirte Forts sind nicht vorhanden, nur auf Amager sind außerhalb des Glacis der Festung einige Strandbatterien angelegt worden.

Die Zitadelle, offiziell Citadellet Frederikshaven genannt, wurde von König Christian IV. erbaut und unter Friedrich III. 1663 vollendet, vermochte jedoch die vereinigte englisch-niederländisch-schwedische Flotte im Jahre 1700 nicht am wirksamen Bombardement der Hauptstadt zu behindern. Dieselbe besteht aus einem nach dem Bastionärtracé befestigten regelmäßigen Fünfeck, dessen östliche Front die Hafeneinfahrt unter Feuer nimmt und nur durch eine Faussebraye vor der Kurtine und den Flanken verstärkt ist. Vor den übrigen vier Kurtinen liegen außer dergleichen bastionirten Grabenscheeren auch noch Raveline und vor den drei Bastionen der Landfronten ziemlich geräumige Lünetten, welche mit den Ravelinen durch Contregarden verbunden sind und eine zusammenhängende vorgeschobene Vertheidigungslinie bilden. Der Hauptwall überhöht sämmtliche anderen Werke, auch der Stadtbefestigung, seine Bastione sind hohl und nur das westlichste, vom Sunde abgewendete ist voll. Alle Böschungen sind in Erde hergestellt, Mauerwerk ist nur bei den Thoren, welche in den beiden an die Seefront anstoßenden Fronten liegen, sowie bei den in den Höfen der Bastione befindlichen Pulvermagazinen zur Anwendung gekommen. Im Innern der Zitadelle liegen Kasernen und Magazine, welche bei der Armirung jedenfalls durch Erdaufschüttung einigermaßen gegen Bombenschlag geschützt werden würden. Wirklich bombensichere Unterkunftsräume, d. h. Hohlräume unter dem Hauptwalle der Seefront und der nördlich anstoßenden Front, für die Besatzung und deren Vorräthe sind nicht vorhanden, ebenso fehlt es gänzlich an Traversen und sonstigen Deckungsmitteln gegen enfilirendes Feuer. Die Wälle sind durchweg mit starken Bäumen und Strauchwerk bewachsen, deren Beseitigung zwar reichlich Material für die Armirungsarbeiten liefern, aber auch längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Vor dem Graben liegt ein einfaches, ebenfalls bepflanztes Glacis; die Gräben sind stets mit Wasser gefüllt. Innere Abschnitte fehlen, massive Blockhäuser sind nur in den Ravelins und in zwei Lünetten der Enveloppe vorhanden. Vor der gegen Nordwesten gerichteten Front der Zitadelle, gegen die Vorstadt Oesterbro und den ziemlich breiten, offenen Raum zwischen dem Sunde und dem Sortedams-See gerichtet, liegen in geringem Abstande drei vorgeschobene Lünetten. Vor der Mitte dieser Front schließt sich die alte Stadtbefestigung an die Werke der Zitadelle an.

Die Stadtbefestigung wurde im Jahre 1660 unter Leitung des holländischen Generals Ryse im Bau begonnen und unter der Regierung König Christian V. beendigt. Sie bestand bis vor wenigen Jahren fast unverändert und umzog den nördlichen und westlichen Umfang der Neustadt und Altstadt mit unter flachen Winkeln aneinanderstoßenden bastionirten

Fronten. Vor dem Hauptwalle lag eine zusammenhängende Faussebraye, vor den Kourtinen Raveline, die Gräben waren naß und unbekleidet, die Bastione hohl. Die Hauptstärke dieser Befestigung lag in der Beschaffenheit des Vorterrains. Der Raum zwischen dem Graben und den drei mehrerwähnten Seen (St. Jörgens-See u. s. w.) lag im wirksamen Schußbereiche der Wallgeschütze und war gänzlich unbebaut, die Entfernung der Werke vom Terrain jenseits dieser Seen aber so bedeutend, daß von dort aus eine mit glatten Geschützen bewaffnete Angriffsartillerie keine erhebliche Wirkung zu äußern vermochte. Die Angriffsarbeiten mußten daher sehr nahe vor den Werken begonnen werden, wobei dann die rückwärtigen Verbindungen auf den wenigen schmalen Dämmen oder mittels Fähren ꝛc. herzustellen blieben.

Diese Stadtbefestigung ist neuerdings an zwei Stellen auf längere Strecken durch Einebnen der Wälle und Zuschütten der Gräben unterbrochen worden, um Raum für die Anlage neuer Stadttheile zu gewinnen. Es blieben erhalten (1877): 1) Drei bastionirte Fronten, welche von der Zitadelle bis zur Mitte des Sortedams-See reichen und in Verbindung mit den drei vorgeschobenen Lünetten der Zitadelle wohl geeignet sind, das ziemlich offene Terrain zwischen der Stadt und Oesterbro-Vorstadt zu sperren. 2) Ein Bastion mit zwei Kourtinen im Westen zur Beherrschung des Eisenbahndammes zwischen St. Jörgens- und Peblings-See, sowie des dicht vor der Front gelegenen Bahnhofes. 3) Zwei bastionirte Fronten nebst einem halben Bastion, welche den Raum zwischen dem Bahnhofe und dem Strande sperren, die Verbindung mit der Befestigung von Christianshaven herstellen und das Schloß sowie die auf der Schloßinsel befindlichen Regierungsgebäude einigermaßen decken. Zwischen den ad 2 und 3 erwähnten Resten der Stadtbefestigung wurde nur ein Bastion und eine Kourtine eingeebnet, um eine geräumige Verbindung der inneren Stadt mit Vesterbro bezw. Frederiksberg und dem Bahnhofe herzustellen. Diese Lücke könnte nöthigenfalls ziemlich schnell durch provisorische Anlagen gesperrt werden.

Die Befestigung von Christianshaven und den Marinewerften ist vollständig erhalten und reicht, auf der Insel Amager, von dem ad 3 erwähnten Reste der Stadtbefestigung bis zur Hafeneinfahrt gegenüber der Zitadelle. Zwölf Bastione mit dazwischenliegenden Kourtinen umziehen den zu deckenden Raum und sind durch einen breiten stets mit Wasser gefüllten Graben, vor welchem ein Glacis mit nassem Vorgraben liegt, vom Vorterrain getrennt. Traversen fehlen auch hier, die Bastione sind hohl, mit Ausnahme der beiden, zwischen denen das Thor liegt. Nur dort und vor der östlich anstoßenden Front befinden sich Raveline. Das Glacis ist in langen geraden Linien geführt, welche indeß unter so flachen Winkeln aneinanderstoßen, daß sie dem Enfilirfeuer vom Lande her (nicht von der See) ziemlich entzogen sind. Vor der Kourtinenmitte ist die Glaciskrete zur Flankirung des Vor-

grabens fleschenartig geführt, in den hierdurch gebildeten Waffenplätzen, welche übrigens wenig Raum bieten, liegen massive Reduits. Das Vorterrain ist zu beiden Seiten längs des Strandes frei und bietet keinerlei Terrainwellen, welche dem Angreifer Deckung gewähren könnten. Dagegen liegt vor der Mitte der Befestigung das Dorf Sundby, dessen zahlreiche Gebäude und Gärten bis nahe an das Ausgangsthor der Festung heranreichen. Westlich von Sundby liegt der Artillerie-Uebungsplatz und am Strande daselbst zwei kleine Küstenbatterien, ebenso am Ostrande eine solche Batterie außerhalb des Umzugs der Werke.

Die Seeforts von Kopenhagen vertheidigen die Rhede und die Hafeneinfahrt. Das größte derselben, Tre Kroner, wurde im Jahre 1713 erbaut, nachdem sich die Zitadelle als ungenügend zur Verhinderung eines Bombardements der Stadt vom Sunde her erwiesen hatte. Das Fort ist in Form einer Lünette auf einer nordöstlich von der Zitadelle belegenen Insel erbaut, deren gesammte Oberfläche es bedeckt. Die Spitze des Werkes ist abgestumpft — dort und hinter beiden Flanken liegen Magazine. Der innere Raum ist zur Herstellung eines kleinen Hafenbassins benutzt, in welchem größere Boote gesichert liegen können. Dies Bassin dürfte gegenwärtig wahrscheinlich als Stationsort für Torpedofahrzeuge benutzt werden. Südlich von Tre Kroner liegt, ebenfalls auf einer Insel, Fort Lynetten, dessen Fronten gegen Nordwesten gerichtet sind und die rechte Face und Flanke von Fort Tre Kroner wirksam flankiren. Zwischen Tre Kroner und Lynetten hindurch führt die Einfahrt nach dem Hafen von Kopenhagen für alle größeren Schiffe, welche aus der Ostsee kommen; für die von Norden durch den Sund eingehenden Schiffe dagegen zwischen den Seeforts und der Zitadelle. Die innere Hafeneinfahrt ist außerdem durch die Zitadelle und die Befestigung der unmittelbar gegenüberliegenden Inseln Nyholm gedeckt, an letzterer liegen, im Kriegshafen, die außer Dienst gestellten Kriegsschiffe.

Außer der Festung Kopenhagen besitzt Dänemark noch zwei Befestigungen, nämlich Schloß Kronborg bei Helsingör (am nördlichen Ausgange des Sundes) und eine Küstenbatterie bei Korsör (auf Seeland am südlichen Ausgange des großen Belt). Beide Plätze stehen durch Bahnlinien mit der Hauptstadt in direkter Verbindung, sind jedoch im Uebrigen von geringer Widerstandskraft.

Kronborg insbesondere ist ein altes Schloß mit einigen dicht vor dem freiliegenden Mauerwerk angelegten, wenig geräumigen und durch schwach profilirte Erdwälle selbst gegen Frontalfeuer nur ganz mangelhaft gedeckten, offenen Seebatterien. Wenige gut armirte hölzerne Korvetten würden diese sogenannte Festung rasch genug zusammenschießen können. Der Platz diente vormals als Sperre des Sundes, und auch gegenwärtig werden hier die ein- und auslaufenden Schiffe nach Schiffsklasse und Flagge registrirt bezw. Kriegsschiffe von der Seebatterie salutirt.

Korsör Strandbatterie ist eine zwar erst in neuerer Zeit erbaute aber ebenfalls wenig bedeutsame Anlage, welche die unmittelbare Einfahrt zum Hafen von Korsör gegen einzelne schwächere Schiffe zu sperren vermag, Panzerschiffen jedoch nur kurze Zeit würde widerstehen können.

Sowohl bei Kopenhagen wie bei Korsör wird die Vertheidigung jedoch durch die Beschaffenheit der nächstgelegenen Meerestheile erheblich unterstützt. Im südlichen Ausgange des Sundes, zwischen der Insel Amager und der schwedischen Küste bei Malmö, befindet sich nämlich eine große Bank, neben welcher beiderseits nur schmale Durchfahrten für mittlere und große Seedampfer vorhanden sind. Diese Durchfahrten sind, wenn die Seezeichen entfernt werden, selbst von mit den Lokalverhältnissen vertrauten Lootsen nicht leicht zu finden und würden eine feindliche Flotte, welche von der Ostsee her eintreten will, zu fortgesetztem Lothen und sehr langsamer Bewegung nöthigen. Schwere Korvetten und leichte Panzerschiffe würden unter den geschilderten Verhältnissen allerdings passiren und durch die westliche Durchfahrt vor die beiden Seeforts Lynetten und Tre Kroner gelangen können. Wird die östliche Durchfahrt benutzt, so nöthigt die geringe Wassertiefe zunächst der schwedischen Küste das einlaufende Geschwader ebenfalls dazu, in dem wirksamen Schußbereich des Forts Tre Kroner vorzugehen. Schwere Panzerschiffe können indeß weder durch die östliche noch durch die westliche Durchfahrt auf die äußere Rhede von Kopenhagen gelangen, da die Wassertiefe im südlichen Theile beider Straßen nur vier Faden (= 7,53 Meter) beträgt. Westlich von der Insel Amager ist die Wassertiefe noch viel geringer, dort besteht nur eine schmale Rinne, welche Korvetten und anderen leichten Schiffen das Einlaufen gestattet.

Schwere Panzerschiffe können daher aus der Ostsee nur auf dem weiten Ummege durch den großen Belt, das Kattegat und den Sund vor Kopenhagen gelangen, werden deshalb schwerlich überraschend vor letztgedachter Festung erscheinen können. Auch dieser Weg kann wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Fahrwassers im großen Belt unter kriegerischen Verhältnissen, d. h. wenn die Leuchtfeuer gelöscht und die Seezeichen entfernt sind, nur dann mit Aussicht auf Erfolg benutzt werden, wenn der einlaufenden Flotte in genügender Anzahl Lootsen zur Verfügung stehen, die mit dem Fahrwasser völlig vertraut sind. Das französische Panzergeschwader, welches im Jahre 1870 nach der Ostsee einlief, bediente sich deshalb dänischer Lootsen und passirte mit deren Hülfe den großen Belt ohne Verlust. Da zu gedachter Zeit die Seezeichen 2c. nicht beseitigt worden waren, traten dem Unternehmen wesentlich geringere Schwierigkeiten entgegen, als einer Seemacht bevorstehen, welche jene Meerestheile als Feind befahren will. Trotzdem mußte namentlich auf der Strecke von Nyborg bis zum nördlichen Ende der Insel Langeland große Vorsicht beobachtet werden, um die großen Panzer-

schiffe ohne Unfall durch das schmale Fahrwasser zu steuern. In den Hafen von Korsör können tiefgehende Schiffe überhaupt nicht einlaufen, da die Wassertiefe vor der Einfahrt nur drei Faden (= 5,65 Meter) beträgt, vor Schloß Kronborg dagegen finden dieselben überall ausreichendes Fahrwasser.

Die Bänke und Untiefen zwischen der Insel Amager und Seeland, sowie zwischen Amager und der schwedischen Küste in dem Eingange zum Sunde begünstigen in hohem Grade die Verwendung unterseeischer Vertheidigungsmittel. Die Strömung ist gering, der Wasserstand durch Ebbe und Fluth keinen für die Praxis in Betracht kommenden Veränderungen unterworfen. Man wird sich in diesen Meerestheilen auf die Anwendung verankerter Seeminen, deren Zündung vom Lande her mittels Elektrizität zu erfolgen hat, beschränken können. Da die Einfahrt zum Sunde, wie alle flachen Gewässer in der Nähe der Küste, häufig durch dichten Nebel der Beobachtung längere Zeit hindurch entzogen ist, so läßt sich erwarten, daß sämmtliche dort verwendeten Torpedos außerdem mit Kontaktzündern versehen sein werden. Aehnliche Mittel dürften voraussichtlich zur Sperrung des großen Belt, namentlich zwischen Nyborg und Korsör, sowie vor letztgenanntem Hafen und in dem Fahrwasser östlich der Nordspitze von Langeland angewendet werden, um einer der dänischen überlegenen Seemacht den Eintritt in jene Gewässer zu erschweren; ebenso vor der Seefront der Zitadelle von Kopenhagen und in unmittelbarer Nähe der beiden Seeforts Tre Kroner und Lynetten. Offensive Torpedos, d. h. Torpedoschiffe, dürften dagegen wahrscheinlich nur im Sunde und insbesondere zur Vertheidigung der Rhede von Kopenhagen zur Verwendung in Aussicht genommen sein und im Hafen selbst, oder in dem inneren Bassin des Forts Tre Kroner in Bereitschaft gehalten werden.

Die dänische Marine hat in der Zeit nach Beendigung des letzten Krieges gegen Deutschland nur geringe Veränderungen erfahren. Es wurden nur wenige Schiffe erbaut und manche alte, nur in beschränktem Grade seetüchtige Schiffe in der Flotte behalten, da die durch den Staatshaushalt zur Verfügung gestellten Mittel mehr für die Erneuerung des Materials zu thun nicht gestatteten. Im Jahre 1873 wurde der Raddampfer Aegir aus der Flottenliste gestrichen. Die beiden Panzerschooner Absalon und Esbern Snare, welche nur an einigen Schiffstheilen nachträglich durch Anbringung schwacher Platten verstärkt worden und in der Schiffsliste unter den Panzerschiffen aufgeführt waren, wurden seit Anfang 1865 zu den nichtgepanzerten Schiffen gerechnet, was ihrer Beschaffenheit jedenfalls besser entspricht, als die früher angewendete Bezeichnung. Der Neubau beschränkte sich ausschließlich auf kleinere, aber verhältnißmäßig starke und mit schwerem Geschütz bewaffnete Panzerschiffe. Da die Werft von Kopenhagen anfänglich nicht die zur Herstellung von Panzerschiffen erforderlichen Einrichtungen besaß, so mußte man sich zunächst auf Erwerbung von im Auslande erbauten Schiffen dieser Art

beschränken. Schon im Jahre 1863 hatte Dänemark das während des deutsch-dänischen Krieges vielgenannte Thurmschiff Rolf Krake von Napier in Glasgow angekauft. Dies Schiff ist mit 4½zölligen Platten gepanzert und mit zwei Thürmen versehen; die Armirung besteht aus drei 60pfündern, das Schiff taucht 16 Fuß tief ein und ist 1200 Tons groß. Im Jahre 1868 wurde das Thurmschiff Lindormen, im Jahre 1870 das nach demselben Modell erbaute Thurmschiff Gorm von Napier in Glasgow erworben. Diese Schiffe sind rundum gepanzert und tragen eine Panzerkuppel (System Coles), in welcher zwei gezogene Armstrong-Geschütze stehen. Die Schanzverkleidung kann niedergelegt werden. Jedes dieser Thurmschiffe ist 210 Fuß lang und 38¼ Fuß breit, besitzt Zwillingsschrauben und nur 12 Fuß Tiefgang. Lindormen ist mit 5zölligen, Gorm mit 7zölligen Platten gepanzert, ersterer führt 12½ Tons-Geschütze, letzterer 18 Tons-Geschütze. Im Jahre 1870 begann auf der Werft von Kopenhagen der Bau des ersten Panzerschiffes, Odin, welches 1872 vollendet wurde und augenblicklich das stärkste Schiff der dänischen Flotte ist. Das Schiff ist vorn und hinten mit 5zölligen, mittschiffs mit 8zölligen Platten gepanzert und mit vier 10zölligen 19 Tons-Geschützen bewaffnet. Die Geschütze stehen in einem Thurm, welcher zugleich die Schornsteine und den oberen Theil der Maschine deckt. Am Bug ist ein 6 Fuß langer Stahlsporn von 1 Quadratfuß Querschnitt angebracht, welcher mittels Schrauben in das Innere des Schiffes zurückgezogen werden kann. Das Schiff führt ebenfalls Zwillingsschrauben. Seitdem ist auf der Werft von Kopenhagen, am Nyholm, der Bau eines größeren Panzerschiffs begonnen worden. Das neue Schiff wird den Namen Helgoland erhalten und gegen Ende des Jahres 1878 vollendet werden; nach dem Entwurfe soll es eine Maschine von 3700 indizirten Pferdekräften erhalten und mit 10 schweren Geschützen armirt werden. Die Panzerung wird stärker, als bei den bisherigen Schiffen, äußerem Vernehmen nach in der Wasserlinie 10 Zoll.

(Die für die Panzerschiffe mitgetheilten Maße sind in englischem Maß ausgedrückt.)

An Holzschiffen sind erst in neuester Zeit (1871 und 1876) 2 Schraubenschooner und (1870 bis 1875) 6 Schrauben-Kanonenboote dem Schiffsbestande hinzugetreten, über welche weiter unten einige Angaben erfolgen. Dagegen wurden 4 ältere Schiffe in der Liste gestrichen, nämlich das Linienschiff Skjold, die Fregatte Tordenskjold und die Raddampfer Holger Danske und Skirner.

Der Schiffsbestand der dänischen Marine stellt sich daher für das Jahr 1878 folgendermaßen:

Panzerschiffe:		Vollendet.	Pferdekräfte nominell.	Pferdekräfte indizirt.	Geschütze.	Bemerkungen.
1. Fregatte	Peder Skram	1864	600	1680	18	nachträglich gepanzert, 3zöll. Platten.
2. "	Danmark	1864	500	1280	24	nachträglich gepanzert, 3zöll. Platten.
3. "	Danebrog	1850	400	1150	16	1863 umgebaut, 1864 gepanzert.
4. Fahrzeug	Rolf Krake	1863	235	700	3	2 Thürme, 4½zöll. Platten.
5. "	Lindormen	1868	360	1560	2	1 Thurm, 5z. Platten.
6. "	Gorm	1870	360	1670	2	1 Thurm, 7z. Platten.
7. "	Odin	1872	400	2260	4	1 Thurm, 8zöll. Platten, Widderschiff.
8. "	Helgoland	1878	750	3700	10	Batterieschiff mit Sporn (im Bau).
Ungepanzerte Schraubenschiffe:						
1. Fregatte	Jylland	1860	400	1300	26	
2. "	Själland	1858	300	1000	26	
3. "	Niels Juel	1855	300	900	26	
4. Korvette	Dagmar	1861	300	800	14	
5. "	Heimdal	1856	260	750	14	
6. "	Thor	1851	260	650	10	
7. Schooner	Fylla	1862	150	500	3	
8. "	Diana	1863	150	500	3	Postschiff zwischen Kopenhagen und Island.
9. "	Absalon	1861	100	500	3	theilweise durch schwache Platten verstärkt.
10. Schooner	Esbern Snare	1861	100	500	3	wie Absalon; Torpedofahrzeug.
11. "	St. Thomas	1871	350	1870	5	
12. "	Ingolf	1876	150	700	3	
Raddampfer:						
1. Dampfschiff	Slesvig	1845	240	570	12	Königliche Jacht, aus Eisen erbaut.
2. "	Hekla	1842	200	530	7	
3. "	Geiser	1844	160	430	8	

Schrauben-Kanonenboote.		Vollendet.	Pferdekräfte nominell.	Pferdekräfte indizirt.	Geschütze.	Bemerkungen.
1. Kanonenboot	Falster	1873	—	510	1	
2. "	Moen	1875	—	510	1	
3. "	Oeresund	1870	—	183	1	
4. "	Storebelt	1875	—	196	1	
5. "	Lillebelt	1875	—	180	1	
6. "	Drogden	1872	—	40	1	

Außerdem sind 5 eiserne Schrauben-Kanonenboote (Thura, Schrödersee, Willemoes, Krieger und Marstrand) zu je 2 Geschützen und ein hölzernes (Hauch) zu 1 Geschütz vorhanden, jedoch z. Z. nicht mit Maschinen versehen. Diese älteren Kanonenboote dürften wahrscheinlich zur Verwendung als Minenleger bestimmt sein.

Ruder-Flottille:

Es sind 8 Kanonenjollen zu je 1 Geschütz vorhanden, durchweg alte Schiffe.

Transportfahrzeuge &c.

Flott sind 1 Dampftransporter (Fremad) und 20 eiserne Segeltransporter, sämmtlich kleine Schiffe, welche indeß zur Verbindung der einzelnen Inseln immerhin nützliche Verwendung finden können. Ein größeres Transportschiff war 1877 im Bau. Außerdem gehören 2 Segelkutter (Agnete, 1868 vollendet, und Varsko, Schulschiff) der Marine. Im Kriegshafen von Kopenhagen befindet sich ferner die alte (1824 erbaut) Fregatte Dronning Marie, welche als Kasernenschiff benutzt wird.

Die Schiffe der dänischen Marine sind größtentheils mehr zur Vertheidigung der schmalen Wasserstraßen zwischen den dänischen Inseln als zum Kampfe auf hoher See geeignet. Die drei für letztgedachte Verwendung gegeeignete Panzerfregatten sind mit so dünnen Platten gepanzert, daß sie nicht gegen die Artilleriewirkung moderner Holzkorvetten geschützt sind, denen sie auch inbezug auf Fahrt und Manövrirfähigkeit erheblich nachstehen. Die hölzernen Fregatten und Korvetten sind zum Theil schon ziemlich alt, besitzen schwache Maschinen und sind mit Geschützen geringen Kalibers (gezogene 18pfünder) bewaffnet. Die neu erbauten kleineren Panzerfahrzeuge führen allerdings etwas wirksamere Geschütze, vermögen jedoch ebenfalls nicht, schwere Panzer, wie solche neuerdings bei allen Seemächten zur Verwendung gekommen sind, zu durchbrechen oder auch nur ernstlich zu beschädigen. Nur das zur Zeit im Bau begriffene größere Panzerschiff Helgoland, über dessen Armirung keine Nachrichten vorliegen, könnte nach dieser Richtung in Frage kommen. Das Torpedoschiff Esbern Snare soll angeblich 12 Knoten laufen, was indeß wahrscheinlich übertrieben

ist, und kann mit dieser Fahrgeschwindigkeit schwerlich als Offensiv-Torpedoschiff gegen die meist mindestens ebenso schnellen größeren Kriegsschiffe anderer Seemächte erfolgreich verwendet werden. Das Schiff ist zum Schleppen des Fischtorpedos eingerichtet.

Dagegen sind die Panzerfahrzeuge mit Ausschluß von Rolf Krake, welcher nur geringe Manövrirfähigkeit besitzt, und die neuen Schrauben-Kanonenboote recht brauchbar für die Vertheidigung des dänischen Inselmeers, da sie nur geringe Wassertiefe und wenig Raum zur Wendung beanspruchen.

Das Seeoffizierkorps besteht aus 1 Admiral, 15 Kommandeurs und 81 Kapitäns und Lieutenants, der Friedensstand des Matrosenkorps beträgt 911 Köpfe, einschließlich der für den Torpedodienst bestimmten Seeminen-Abtheilung. Letztere wird wahrscheinlich demnächst mit der vorzugsweise für die defensive Torpedovertheidigung bestimmten Torpedokompagnie des Ingenieurkorps vereinigt werden. Die für die Indienststellung der gesammten Flotte erforderliche Zahl ausgebildeter Seeleute kann jederzeit schnell aufgebracht werden, doch dürfte sich nach dieser Richtung die kurze Dienstzeit der Flottenmannschaft bei der dänischen Marine neuerdings weit mehr als früher nachtheilig geltend machen, denn heutzutage können selbst die tüchtigsten Handelsmatrosen nicht ohne weiteres den Dienst auf Kriegsschiffen versehen, da die Handhabung der schweren Marinegeschütze eine ungleich schwierigere geworden ist, als die des älteren Artilleriematerials war.

Beiheft
zum
Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben
von
v. Witzleben,
General-Lieutenant z. D.

1878.
Zweites Heft.

Inhalt:

Berlin 1878.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Friedrich der Große
und
Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau.*)

Nachdruck verboten. Ueberſetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Wenn man die Kriegsthaten Friedrichs des Großen bewundert, und der weiſen Fürſorge gedenkt, mit welcher König Friedrich Wilhelm I. ſeinem großen Sohne ein wohlgeſchultes Heer und gefüllte Kaſſen, und damit die erſten Vorbedingungen für jene Thaten hinterließ, darf man den General-Feldmarſchall Fürſten Leopold I. von Anhalt nicht vergeſſen, der in ſeiner langen militäriſchen Laufbahn einen weſentlichen Antheil an der Formation und Ausbildung des brandenburgiſch-preußiſchen Heeres hatte.

Es ſind aus der vaterländiſchen Geſchichte wenige Namen im Heere und im Volke ſo populär geworden, wie diejenigen des großen Königs und des Fürſten Leopold, und es iſt bezeichnend, daß beiden ſchon bei ihren Lebzeiten, und ohne daß ihr Lebensalter dazu berechtigt hätte, im Soldaten- wie im Volksmunde die Benennungen „der alte Fritz“ und „der alte Deſſauer“ beigelegt wurden. Man wollte damit wohl inſtinktiv eine Frühreife andeuten, welche beide — obwohl aus verſchiedenen Urſachen — über das Niveau der gewöhnlichen Menſchen erhob, und ihre Zeitgenoſſen früh zu einem hingebenden Vertrauen nöthigte, das ſonſt nur bejahrten Männern von reicher Lebenserfahrung zutheil zu werden pflegt.

Fürſt Leopold, im Jahre 1676 geboren und ſchon ſeit ſeinem 16. Lebensjahre Chef eines brandenburgiſchen Infanterie-Regiments, erwarb ſich jung am Rhein und in Italien einen bedeutenden Kriegsruhm und wurde im Alter von 36 Jahren noch vom König Friedrich I. zum preußiſchen General-Feldmarſchall ernannt; dem König Friedrich Wilhelm I. war er perſönlich eng befreundet, derſelbe ſchenkte ihm ein außerordentliches Vertrauen, welches der Fürſt mit einer aufrichtigen Verehrung erwiderte, und welches ihm einen weitgehenden Einfluß in der Politik, in der Staatsverwaltung und beſonders auf die Entwickelung und Ausbildung der Armee geſtattete. Außer allge-

*) Das Material zu dem folgenden Vortrage iſt theils aus dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, theils aus den Forſchungen des Herrn Generallieutenant A. v. Witzleben in dem Herzoglich Anhaltiſchen Haus- und Staatsarchiv geſchöpft.

meiner Einführung einer straffen Disziplin, wesentlicher Vervollkommnungen in der Bewaffnung und Ausrüstung, erreichte der Fürst namentlich bei seiner Lieblingswaffe, der Infanterie, eine taktische Durchbildung, eine Dressur, wie sie damals keine andere Armee aufzuweisen hatte; er vorzugsweise hatte das Werkzeug geschaffen, welches Friedrich der Große später so trefflich zu verwerthen verstand; er hatte die Form bereitet, der Friedrich der Große seinen Geist einhauchte und sie damit belebte. Man hat aus diesem Verhältniß einen Gegensatz herleiten wollen, der zwischen beiden Persönlichkeiten allerdings bestand; indessen war Friedrich der Große — wenn er auch in seiner histoire de mon temps den Fürsten einen Kriegsmechanikus nannte — eine zu eminent praktische Natur, um den Werth der Form und der mechanischen Fertigkeit in militärischen Dingen, und damit die Verdienste des Fürsten in dieser Richtung zu unterschätzen. Der zwischen beiden Persönlichkeiten bestehende geringe Grad an Sympathie entwickelte sich auf andern Gebieten, wie eine kurze Darstellung des näheren Verhältnisses beider zu einander ergeben wird.

Friedrich hatte schon als Kronprinz mancherlei Beziehungen zu dem Fürsten, welcher Taufzeuge bei ihm gewesen war und für den Erben seines sehr verehrten königlichen Freundes eine herzliche Zuneigung empfand, die von Friedrich zwar aufmerksam, aber nicht mit gleicher Wärme erwidert wurde. Die rauhe, etwas pedantische und urdeutsche Natur des Fürsten konnte bei dem genialen, erregbaren und einer moderneren Bildungsrichtung zustrebenden Prinzen kaum sonderliche Sympathien erwecken.

Als im Jahre 1730 der Fluchtversuch des Prinzen und die soldatische Strenge des tief gekränkten Vaters ersteren schwer bedrohte, war es der Fürst Leopold, welcher durch seine warme Fürsprache zunächst den Zorn des Königs milderte und später in Gemeinschaft mit anderen höheren Offizieren die Wiederaufnahme des Kronprinzen in die Armee und damit in die königliche Gnade erreichte. Diese Ereignisse blieben nicht ohne günstige Rückwirkung auf das Verhältniß zwischen dem Prinzen und dem Fürsten; ersterer gab sich in der Folge als Schüler in den militärischen Wissenschaften bereitwillig dem letzteren hin, und der Fürst widmete sich seinem Lehramte in den nächsten zehn Jahren mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Es finden sich von ihm eine ganze Reihe von Denkschriften vor, über seine früheren Feldzüge, über die Anforderungen an einen guten Soldaten und an die verschiedenen Unteroffizier-Chargen, über Festungsangriff und Vertheidigung und dergleichen, welche lediglich zur Instruktion des Kronprinzen bestimmt waren; letzterer war im Jahre 1734 vorzugsweise unter des Fürsten Leitung einige Zeit zu seiner Ausbildung bei der Armee des Prinzen Eugen von Savoyen am Rhein, besuchte in den nächsten Jahren in Begleitung des auch als Ingenieur sehr erfahrenen Feldmarschalls wiederholt die neuen Befestigungsbauten in Stettin, und bewies seinem Lehrer viel Vertrauen, indem er ihn

in Bezug auf alle wichtigeren Anordnungen bei seinem Regiment in Ruppin um Rath fragte, worüber noch aus dem August 1738 Schriftstücke vorhanden sind.

Unter diesen Verhältnissen bestieg Friedrich am 21. Mai 1740 im jugendlichen Alter von 28 Jahren den Thron. Ranke erzählt in seinen neun Büchern preußischer Geschichte, daß der damals 64jährige Fürst in Thränen gebadet vor seinem neuen Herrn erschienen sei, und nach Ausdruck seines Beileides darum gebeten habe, daß ihm und seinen Söhnen ihre Stellungen, ihm aber auch seine bisherige Autorität belassen werden möge; der König habe ihm darauf wegen der Stellen beruhigt, aber zugleich erklärt, daß er die Autorität im Lande für sich allein in Anspruch nehmen müsse. Diese Mittheilung entstammt den Memoiren des Baron v. Pöllnitz und gewinnt damit nicht an Glaubwürdigkeit. Wenn der Fürst auch in hohem Grade Egoist war, großen Werth auf die Bedeutung seiner Stellung legte, und bei jeder Gelegenheit sich bemühte, für seine Söhne Vortheile zu erlangen, so ist doch kaum anzunehmen, daß sein jedenfalls aufrichtiger Schmerz über den Verlust seines königlichen Freundes die Gedanken an die Interessen seiner Person und seiner Familie in einem solchen Momente nicht sollte in den Hintergrund gedrängt haben.

Aber allerdings mochte der Fürst wohl fühlen, daß sein Verhältniß zu seinem neuen Kriegsherrn, dem Träger und Schirmherrn neuer Ideen und neuer Persönlichkeiten, ein anderes werden würde. Er beobachtete anfangs eine ziemlich reservirte Haltung, der gegenüber der König zwar in freundlicher Weise die großen Dienste, welche der Fürst seinen Vorfahren geleistet, anerkannte und ihn seiner besonderen Achtung versicherte, es aber vermied, ihn — wie der Fürst es unter König Friedrich Wilhelm I. gewohnt gewesen war — in militärischen Dingen zu Rathe zu ziehen; nur in Bezug auf die Festungsbauten in Magdeburg, Stettin, Minden und Wesel erforderte er vielfach des Fürsten Ansicht und ließ letzterem bei Leitung dieser Bauten einen gewissen Spielraum.

Indessen gaben einige Maßnahmen des jungen Königs dem Fürsten bald Anlaß zur Empfindlichkeit. Friedrich hatte über Offiziere des Regiments des Fürsten Verfügung getroffen, ohne letzteren davon vorher zu verständigen; auf einer bezüglichen Beschwerde finden sich von des Königs Hand die karakteristischen Worte: „die Offiziere sind meine;" es wurde aber doch dem Fürsten in beruhigender Weise geantwortet. Schon im August fand letzterer einen neuen Beschwerdepunkt, indem der König dem Erbprinzen Leopold von Anhalt das Kommando des Korps Husaren abnahm und solches dem Obersten v. Bronikowski gab. Der Fürst sah hierin eine Zurücksetzung, die ihm Anlaß gab, sich auch darüber zu beklagen, daß seine Söhne bei Besetzung der Kommandostellen gegen andere Offiziere im Nachtheil wären. Auch hierauf antwortete der König freundlich und entgegenkommend, hielt zwar seine Be-

stimmung wegen des Husaren-Korps aufrecht, ließ aber für zwei der dessauischen Prinzen Beförderungen eintreten.

Der Fürst, bekanntlich ein sehr guter Wirth und auf das Fortkommen seiner Familie sehr bedacht, kam bald mit neuen Wünschen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der Feldmarschall v. Borck den König gebeten habe, die Dienstgeschäfte für sein Regiment sämmtlich dem Oberst zu übertragen und ihm nur die Revenüen zu belassen. Leopold schlug nun vor, das Regiment seinem Sohne dem Prinzen Moritz zu geben, er wolle dem Feldmarschall Borck dafür jährlich 4000 Thaler zahlen. Der König lehnte diesen seltsamen Handel ab, fand sich aber bereit, für Prinz Moritz aus anhaltischem Ersatz ein neues Regiment zu formiren, konzedirte auch dem Fürsten die Ernennung von 3 Premierlieutenants, 3 Sekondlieutenants und 3 Fähnrichen bei diesem Regiment, dessen Formation noch auf manche Schwierigkeiten stieß, die den Fürsten — der zu der Formation Theile seines eigenen Regiments abgeben sollte — sehr verstimmten.

Zu einer ernsteren Verstimmung fand sich aber Anlaß, als der Fürst im Oktober 1740 aus einzelnen Anordnungen des Königs den Schluß ziehen konnte, daß letzterer auf einen Krieg denke, ohne ihm von seinen Plänen und Absichten andere Mittheilung zu machen, als seine Stellung als Regimentschef es unbedingt erforderte. Es war dem alten Feldmarschall, der seit Jahrzehnten gewohnt gewesen, in allen militärischen Fragen seinen großen Einfluß geltend zu machen, ganz undenkbar, daß derartige Unternehmungen ohne seine Mitwirkung vorbereitet werden sollten. Er schrieb*) alsbald an den König und beschwor ihn, sich nicht voreilig in Unternehmungen zu stürzen, die leicht verderblich werden könnten. Friedrich beruhigte ihn am 31. Oktober:

„Euer Liebden werden von Mir die Meinung hegen, daß Ich jederzeit billige, gerechte und dem guten Deutschland ersprießliche Absichten hege, auch wohl einsehe, was praticabel sei. Ich wünsche dabei insonderheit, daß Euer Liebden als der größte General unserer Zeiten noch viele Jahre bei vollkommener Gesundheit und vorzüglichem Wohlsein leben und das allgemeine Beste befördern möge."

Auf ein ferneres Schreiben des Fürsten, worin er unter anderm bittet, wenigstens seine Mitwirkung in Anspruch zu nehmen, antwortet der König am 24. November schon bestimmter:

„Ich habe E. L. Ihren Brief gekriegt und gesehen, mit was vor inquiétude Sie den bevorstehenden Marsch Meiner Truppen ansehen. Ich hoffe, daß Sie Sich darüber beruhigen werden und erwarten mit Geduld, zu was Ich Sie destinire. Ich habe meine Disposition all gemacht,

---

*) Die eigenhändigen Briefe des Fürsten sind außerordentlich schwer zu entziffern. Der König pflegte sie daher mit dem Vermerk „dechiffriren" zu versehen und sich eine Abschrift vorlegen zu lassen.

und werden Ihre Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was Ich befohlen habe, ohne Sich weiter darumb zu inquiétiren, indem nichts vergessen noch verabsäumt, und hoffe Ich übrigens, daß Sie versichert sein werden, wie Ich mit vieler estime bin E. L. freundwilliger Vetter."

Auch hierbei beruhigte sich der Fürst noch nicht, forderte vielmehr seinen ältesten Sohn, den von Friedrich sehr geschätzten Prinzen Leopold auf, dem Könige von der „großen Desperation", in der er sich befinde, Mittheilung zu machen, schrieb auch selbst von neuem, bis der König ihm unter dem 2. Dezember mittheilte, daß er seine „mérite und capacité ehre und venerire", und gerade deshalb beschlossen habe, ihn bei seinem Ausmarsch zurückzulassen, weil er der Haltung Sachsens nicht sicher sei und die Aufsicht darüber in seiner Abwesenheit keinem Besseren als dem Fürsten anvertrauen könne. Das eigenhändige Schreiben schließt mit dem bekannten Satze:

„Meine eigene Wohlfarth ist daran gelegen und werde Ich gewiß niehmalen so unsinnig sein und experimentirte Offiziere in importante Gelegenheiten zu negligiren; allein diese expedition reservire Ich Mir allein, auf daß die Welt nicht glaube der König von Preußen marschire mit einem Hofmeister zu Felde."

Dies Schreiben verfehlte aber insofern seinen Zweck, als es dem Ehrgeiz des Fürsten nur eine andere Richtung gab. Derselbe verlangte nun, daß der König ihm bei seinem Abmarsch alle im Lande zurückbleibenden Truppen unterstellen sollte. Friedrich lehnte dies Verlangen unter dem 11. Dezember mit dem Bemerken ab, „daß es die Natur und Art der Regierung zu erfordern schiene, daß alle Regimenter ihm (dem Könige) allein angewiesen seien und bleiben."

Der König rückte in der Mitte des Dezember 1740 in das damals schwach besetzte Schlesien ein; der Fürst hielt sich nun, da der Kriegszustand faktisch eingetreten war, berechtigt, seinem ehemaligen Schüler unter dem 27. Dezember für die vorzunehmenden Operationen eine Reihe von Rathschlägen zu geben, welche Friedrich freundlich und mit Dankesworten aufnahm, und — durch seinen raschen Erfolg, der ihn binnen 5 Wochen in den Besitz von Schlesien mit Ausnahme weniger Festungen setzte, freudig erregt — mit genauen Mittheilungen aller Ergebnisse auf dem Kriegsschauplatze erwiderte. Der Fürst sah hierin mit Recht ein Zeichen königlichen Wohlwollens und Vertrauens und seine anfängliche Mißstimmung milderte sich.

Nachdem der König seine Truppen in der besetzten Provinz unter Feldmarschall Schwerin hatte Winterquartiere beziehen lassen, ging er Ende Januar 1741 nach Berlin zurück, wo er alsbald Nachrichten über die ihm feindlichen Verhandlungen erhielt, welche Kursachsen einerseits mit Oesterreich, andererseits mit Hannover unterhielt. Er entschloß sich zur Aufstellung eines Observationskorps von ca. 24 000 Mann, für dessen Kommando er den Fürsten Leopold bestimmte, und denselben unter dem 12. Februar mit

einer besonderen und in seinen Werken abgedruckten Instruktion versah. Friedrich eilte demnächst wieder nach Schlesien, um die dortigen Festungsangriffe zu fördern und gegenüber den Vorbereitungen Oesterreichs zur Wiedereroberung der Provinz bereit zu sein. — Es waren inzwischen die von den Oesterreichern noch besetzten Festungen Glogau, Brieg und Neiße blockirt worden; zu einem förmlichen Angriff derselben kam es noch nicht, theils wegen der ungünstigen Jahreszeit und wegen Mangels an Belagerungsmaterial, theils weil der König seine Ingenieure nicht ausreichend für solche Unternehmungen hielt. Er hatte deshalb schon im Januar dem Fürsten Leopold aufgetragen, ihm 5 bis 6 gute Ingenieure aus Holland zu besorgen; der Fürst antwortete, die Holländer hätten jetzt auch keine Kriegserfahrung, vielleicht seien Franzosen besser, und könne ja der sich damals in Paris befindliche Oberst Camas deren einige engagiren. Auf ein weiteres bezügliches Schreiben des Königs im Februar nimmt der Fürst die preußischen Ingenieure in Schutz und meint, daß viele derselben unter richtiger Leitung bei einer Belagerung würden gute Dienste leisten können; zugleich entwirft er dem Könige zwei Listen, worin er alle Ingenieuroffiziere, welche er für den Krieg brauchbar hält, und alle diejenigen, welche nur in Festungen im Innern des Landes zu verwenden wären, aufzählt. Es ist diese Korrespondenz von Interesse, indem sie beweist, daß der König unbedingtes Vertrauen in die Erfahrungen des Fürsten im Festungskriege setzte, und daß der Fürst sich eine ungewöhnliche Personalkenntniß über das ihm dienstlich eigentlich ganz fernstehende und dem Obersten Walrawe unterstellte Ingenieurkorps angeeignet hatte. Es wurde übrigens damals von einer Heranziehung fremder Ingenieur-Offiziere abgesehen.

Der König war bis Frankenstein vorgegangen und unternahm von hier aus am 27. Februar eine Rekognoszirung der Bergpässe zwischen Mittelschlesien und der Grafschaft Glatz, wobei er bekanntlich in einige persönliche Gefahr gerieth, indem plötzlich große Schaaren österreichischer Husaren erschienen und eine als Soutien bei Baumgarten aufgestellte preußische Eskadron unter Oberstlieutenant v. Diesfort aufrieben. Friedrich berichtet über diesen Vorgang ausführlich an den Fürsten und an den Erbprinzen Leopold, sowie an Schwerin, worauf ersterer strenge Bestrafung der nachlässigen Offiziere empfiehlt, und den König dringend bittet, derartige Unternehmungen künftig nur unter stärkerer Bedeckung zu machen. Der König antwortet ihm unter dem 8. März:

„Ich finde es allerdings nöthig zu sein, daß wenn E. L. in dero Schreiben vom 3. d. M. melden, die beiden Offiziere von der Diesfortschen Eskadron, welche bei der fatalen rencontre bei Baumgarten ihr devoir nicht gethan haben, davor angesehen und nach aller rigueur bestraft werden, daher Ich dann selbige nebst dem Fahnenjunker, so seine Fahne dabei verloren, bereits in Arrest setzen und die Sache verhören lassen. Der gute

Oberstlieutenant v. Diesfort ist wohl insoweit an diesem Unglück etwas mit Schuld, da er die feindlichen Husaren schon eine Zeit vorher gesehen, und dennoch sich nicht an das ohnweit davon liegende Dorf gezogen, um den Rücken frei zu haben, wodurch es denn geschehen, daß als der Schwarm ihm nahe gekommen, er front nach allen Seiten machen lassen wollen, und deshalb mit vier rechts commandirt; wie nun die Schulenburgschen Dragoner nicht eben die adroitsten sind, so haben die Pferde auf dieses Commando sich zu drängen angefangen, von welcher desordre die Husaren profitiret und darauf angesetzet, und mit Pistolen unter sie gefeuert, da denn, als ein Paar Dragoner hierdurch gefallen, die Sache ferner so gegangen, wie E. L. bekannt ist. Ich hoffe dergleichen fatalité nicht ferner zu hören."

Man erkennt aus diesem Schreiben, daß der König damals die später so erfolgreich durchgeführte Maxime, daß die preußische Kavallerie sich niemals angreifen lassen dürfe, sondern dabei stets zuvorkommen müsse, noch nicht anerkannte.

Wir kommen später noch auf diesen Punkt zurück.

Die glückliche Ueberraschung von Glogau durch den Erbprinzen Leopold von Dessau verwischte bald den Eindruck des Unfalles bei Baumgarten und gab dem Könige Anlaß zu schmeichelhaften Aeußerungen an den Fürsten, welche letzterer am 14. März zwar sehr beglückt, aber mit dem Zusatze beantwortete:

„Mein Sohn hat nichts anderes gethan, als seine Schuldigkeit und E. M. Dienst erfordert, und was einem ehrliebenden Soldaten zukommt."

Friedrich wünschte Glogau bald wieder in gutem Vertheidigungszustande zu sehen und gab dem Oberst Walrawe Auftrag, Entwürfe zur Verstärkung aufzustellen und solche dem Fürsten zur Begutachtung vorzulegen. Walrawes bekannter Eitelkeit entsprach diese Unterordnung offenbar nicht, denn er führte zwar den königlichen Befehl aus, schrieb aber gleichzeitig dem Fürsten, daß der König seine Entwürfe schon approbirt habe. Auf eine dieserhalb vom Fürsten gemachte Anfrage, entschied Friedrich, daß er dennoch das Urtheil seines Feldmarschalls hören wolle, wonächst dieser die Walraweschen Projekte, „die zwar auf dem Papier sehr schön aussähen, aber keine Widerstandsfähigkeit besäßen", verwarf und neue aufstellte, welche die Zustimmung des Königs erhielten.

Wenngleich der Sieg bei Mollwitz am 10. April das preußische Uebergewicht in Schlesien wieder sicherte, so schienen die um diese Zeit etwas verwickelteren Verhältnisse der Kriegslage in dem Könige doch das Bewußtsein zu erregen, daß auch das Genie einer praktischen Vorschule für den Krieg nicht ganz entrathen könne. Sein schon um die Mitte März an Lebhaftigkeit zunehmender Briefwechsel mit dem Fürsten liefert den Beweis, daß er das Bedürfniß des Rathes seines kriegserfahrenen früheren Lehrers empfand,

indem er denselben nicht nur nach wie vor über die militärische, bisweilen auch über die politische Lage und über seine Pläne unterrichtete, sondern auch in dieser oder jener Frage direkt seinen Rath erforderte. Dieser Briefwechsel enthält manche interessante Einzelheiten.

Unter anderm schickte der König dem Fürsten seine Dispositionen für den Angriff auf das damals befestigte Brieg zur Begutachtung. Wir ersehen daraus, daß man beabsichtigte, die Faschinen für die Tranchee-Arbeiten durch Dragoner auf ungesattelten Pferden heranbringen zu lassen. Der Fürst fand dies bedenklich, indem er bemerkte, daß solche Transporte das Feuer der Festung zu erregen pflegten, dabei würden die Pferde unruhig, ihre Reiter abwerfen und allgemeine Unordnung entstehen; es sei besser die Pferde gesattelt zu lassen.

Nach der Einnahme von Brieg hatte der König den Wunsch, sich nach der Grafschaft Glatz zu wenden; der Fürst rieth aber entschieden hiervon ab, und hier tritt zum ersten Male eine Verschiedenheit der Anschauungen über die taktische Verwendung der Truppen auf. Während der König das koupirte Terrain in der Grafschaft Glatz wegen der Ueberlegenheit seiner Infanterie gerade für vortheilhaft hielt, konnte der Fürst sich von der hergebrachten Vorliebe für Schul-Bewegungen in der Ebene und von dem Anklammern an die Magazine nicht trennen; er schrieb am 14. Mai:

„Wofern E. M. diesem Projekte folgen sollten, Sie gewiß viel obstacle finden würden, indem erstlich das Brod und die Fourage die 5 Meilen der Armee nachzufahren nicht würde lange continuiret werden, und dann E. K. M. der Armee, insonderheit der Cavallerie, einen nicht geringen Verlust dadurch zuziehen würden; auch die Infanterie in denen Gebüschen und Bergen nicht agiren zu machen, würde nach meiner unmaßgeblichen Einsicht sehr viele Schwierigkeiten verursachen, indem der Bergkrieg ganz anders als im flachen Lande geführt werden muß. Dann ist auch wohl noch zu glauben, daß die Oesterreicher sich nicht würden gelüsten lassen, nach dem gehabten Verlust sich so nahe an E. K. M. Armee zu machen, daß E. K. M. dieselben könnten attaquiren, sondern es werden sich selbige so wissen zu halten, daß ohne einige risque von E. K. M nochmals geschlagen zu werden, sich so zu entfernen, daß also E. K. M. ohnfehlbar nicht zu Ihrem Zweck gelangen würden, und Sich mit Verlust wieder näher nach denen Magazine und Oder zu ziehen."

Er empfiehlt schließlich große Magazine in Brieg anzulegen, die Neiße zu überschreiten und die gleichnamige Festung einzuschließen, welchem Rathe der König auch nachkam.

Die taktische Ausbildung der Kavallerie spielt bei diesem Briefwechsel eine große Rolle. Es war dem Könige nicht entgangen, daß seine größtentheils schwere Kavallerie gegenüber den leichten österreichischen Husaren nichts ausrichten könne; er hatte darum schon früh die Vermehrung der Dragoner

und die Errichtung von Husaren-Korps angeordnet, deren Formation er dem Fürsten übertrug. Diese Formation erfolgte vorzugsweise in dem noch zu erwähnenden Lager bei Brandenburg, und gab im Verein mit der Dressur der neuen Kavallerie-Truppen und mit den Kriegsereignissen Stoff zu interessanten Auslassungen.

Am 3. Juni 1741 schreibt der Fürst, daß die Kavallerie sich nicht attackiren lassen soll, sondern stets selbst attackiren.

Dieser Grundsatz, dessen Aufstellung man gewöhnlich dem Könige zuschreibt, erscheint hier nicht zum ersten Male; er findet sich dem Sinne nach schon in einer vom Fürsten Leopold im Jahre 1704 gefertigten Denkschrift über seine Erfahrungen nach der Schlacht bei Hochstädt:

„Wäre es sehr nöthig, daß der Cavallerie im Chargiren mit dem Feinde das Feuer gänzlich untersagt und sie angehalten würde, mit dem Degen in der Faust zu attaquiren, so oft und sobald es das Commando und die Gelegenheit mit sich bringt, dem Feinde unter die Augen zu gehen und sich mit ihm zu meliren."

Man kann hiernach den Ruhm des ersten Gedankens in einer neuen und sich höchst einflußreich gestaltenden Richtung des kavalleristischen Geistes dem Fürsten Leopold zuweisen, ohne daß dadurch der Werth der späteren Instruktionen des Königs und der Thaten eines Seydlitz geschmälert wird. Die Hauptschuld an verschiedentlichen Unfällen der preußischen Kavallerie wurde den Offizieren zugeschrieben; der Fürst empfiehlt am 15. Juni:

„Bei Eskadron-Attaque alle Offiziere vor die Front; beim Durchbrechen des Feindes sollen alle Offiziers, welche sich mit letzterem nicht meliren sollten, nicht fähig sein, weiter in E. M. Diensten zu sein;"

und als der König von neuem über die Kavallerie klagt, sagt der Fürst am 31. Juli: es seien ja dieselben Leute wie die Infanterie. Wenn die Offiziere sie nur gut führten, würden sie ihre Schuldigkeit thun; worauf der König unter dem 5. August antwortet:

„Es hat bei der Cavallerie an nichts anderes, als an der Dummheit vieler Offiziere gelegen, die nicht die gehörige ambition gehabt, sondern mehr Pächter und Bauern, als Offiziere gewesen. Ich hoffe aber, es werde nun besser gehen, wie es schon angefangen hat."

Neben anderen Fragen über die Aufstellung und die Gefechtsformen der Kavallerie wurde auch die Artillerie Gegenstand der Erörterung, indem der König die Zahl der 3pfünder auf Kosten der 6pfünder bei der Armee vermehren wollte, weil erstere schneller zu bewegen und zu bedienen seien; wogegen der Fürst die erheblich größere Wirkung der 6pfünder geltend machte.

Als Mitte August der Angriff auf Neiße nicht recht fortschreiten wollte, und die Oesterreicher sich mit stärkeren Kräften bei Frankenstein zeigten, fragt der König von Strehlen aus um Rath, wie er seine ferneren Operationen am zweckmäßigsten einrichten könne, wobei er den Wunsch durchblicken läßt,

die Oesterreicher bei Frankenstein aufzusuchen, um zugleich seine Magazine in Schweidnitz zu decken. Der Fürst widerrieth den 20. August den Marsch auf Frankenstein, gab ausführliche Rathschläge für die Unternehmungen gegen Neiße, wo man sich auf alle Fälle durch starke Retranchements und zahlreiche Brücken über den Fluß sichern müßte, und schließt sein Schreiben:

„Aus allem diesem ersehen E. K. M. daß Deroselben nichts vorenthalte, was ich glaube, daß es meine Schuldigkeit erfordert, nach E. K. M. gegebenen gnädigsten Befehl allergehorsamst zu berichten. Es wird aber allemahl von E. M. Befehl und vortrefflichen Einsicht dépendiren, das Beste davon zu erwählen, und es mir nicht in Ungnade deuten, daß ich in Allem en détail gegangen bin, sondern daraus gnädigst ersehen, daß E. K. M. nach meiner Schuldigkeit ich mein ganz treu ergebenstes Herz ausschütte."

Der König antwortete hierauf am 24. August:

„Ich sage E. D. tausend Dank vor alle gute Sachen, so Sie Mir geschrieben haben, Ich werde sie Mir gewiß zu Nutze machen und zu gehöriger Zeit an den Mann bringen."

Es herrschte damals augenscheinlich eine wohlthuende Harmonie zwischen dem Könige und seinem Feldmarschall.

Wir müssen nun zu der Thätigkeit des letzteren bei dem Observationskorps im Westen zurückkehren.

Der Fürst hatte für dasselbe mit des Königs Zustimmung einen Lagerplatz zwischen Brandenburg und Gethin ausgewählt. Die Versammlung der Truppen verzögerte sich aber, weil Sachsen immer noch unentschlossen schien, und der König alles zu vermeiden wünschte, was als eine Provokation seinerseits angesehen werden könnte. Es kam der Monat Mai heran, ehe das Korps versammelt war, und der Fürst hatte vollauf mit der Ergänzung der vorhandenen, sowie mit der Formation neuer Truppentheile zu thun. Das Lager gestaltete sich zu einer praktischen Schule für den Felddienst, wobei der Fürst in gewohntem Eifer alle Uebungen persönlich leitete und in beständigem Gedankenaustausch mit dem Könige über die zweckmäßigste taktische Ausbildung blieb.

Im Juli schienen die Hannoveraner sich zu regen; der Fürst machte sich in dem Lager marschbereit und legte dem Könige auf dessen Befehl am 19. Juli einen Operationsplan für verschiedene Fälle gegen Hannover, bezw. auch gegen Kursachsen vor. Hätte man es nur mit ersterem zu thun, so wollte er ein Beobachtungslager bei Magdeburg, gegenüber beiden Gegnern ein solches bei Bernburg beziehen; im letzteren Falle auch einen gewaltsamen Versuch gegen die Festung Wittenberg unternehmen. Der König billigte diesen Plan, der aber bei der fortdauernden Unentschlossenheit seiner beiden Gegner nicht zur Ausführung kam.

Im August mehrte sich der Krankenstand im Korps bedenklich; auf eine

Anfrage des Königs berichtet der Fürst am 18. August, daß die Feldscheer nichts taugten, auch eine Luftveränderung für die Truppen nothwendig sei; nach seinen Erfahrungen dürfe ein Lager nicht zu lange auf einer Stelle sein, weil die Luft daselbst allmälig verschlechtert werde; er empfiehlt außerdem den Leuten freies Brod ohne Soldabzug*) zu geben, um sie besser zu ernähren. Letzterer Vorschlag fand aber nicht den Beifall des zur äußersten Sparsamkeit genöthigten Königs, er antwortete:

„Es ist doch bei allen Truppen so, und von Meinem Vater niemals anders gehalten, daß wenn der Soldat Brod kriegt, ihm abgezogen wird, und muß der Soldat nicht verwöhnt werden, welches mir die Erfahrung zeigt."

Der zunehmende Krankenstand im Lager nöthigte Ende August den Fürsten zu neuen Verlegungsanträgen, wonächst der König die Verlegung zwar genehmigte, aber Vorsicht empfahl, um den Nachbarn nicht ombrage zu geben, da er hoffe Sachsen und Bayern auf seine Seite zu ziehen.

Anfang Oktober berichtete der Fürst, daß sich die Hessen und Hannoveraner bei Hildesheim vereinigt hätten und bittet um Instruktion. Der König aber glaubte bei der vorgerückten Jahreszeit nichts mehr von diesen Gegnern befürchten zu dürfen und befahl die Auflösung des Lagers, sowie das Einrücken der Truppen in die Winterquartiere. Während der Dauer der letzteren fand nur der gewöhnliche Dienstverkehr statt, aus dem zu erwähnen ist, daß der Fürst Ende November 1741 den Befehl erhielt, für das neu zu errichtende Walrawesche Pionier-Regiment zwei Mineur-Kompagnien zu formiren. Der König hatte für die Mineure eine monatliche Löhnung von 3 Thalern festgesetzt; der Fürst glaubte hierfür keine Bergleute zu bekommen und verlangte 4 Thaler; worauf der König zwar den Löhnungssatz auf 3½ Thaler erhöht, aber zugleich bemerkt, daß nur die Hälfte der Leute Bergleute zu sein brauchten, die andere Hälfte könne dann von ersteren zulernen. Die Kompagnien wurden demnächst während des Winters in Schlesien formirt, wohin sich der Fürst zu dem Ende begeben hatte.

Die Winterruhe brachte aber dem Fürsten von neuem die — seiner Ansicht nach — untergeordnete Rolle zum Bewußtsein, zu welcher die militärische Selbstständigkeit des Königs ihn verurtheilte: zwar enthielt er sich dem letzteren gegenüber weiterer Klagen, sprach aber seinen Mißmuth in den Briefen an seine Söhne offen aus. „Was mir anlangt", schreibt er Anfang März 1742 an seinen ältesten Sohn, „so vermehrt sich alltäglich meine rechtmäßige Betrübniß und herzlicher chagrin." Diese Stimmung besserte sich auch nicht, als bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten der König dem Fürsten unter dem 13. März 1742 das Kommando in Oberschlesien gab, wo er gewissermaßen in zweiter Linie stand, da der Erbprinz Leopold selbst-

*) Der Soldat erhielt damals 6 Gr. für 5 Tage an Löhnung; verabfolgte man ihm Brod in natura, so wurde von der Löhnung ein Abzug gemacht.

ständig vor ihm in Mähren kommandirte. Dies Verhältniß war nicht von Dauer; denn als Friedrich erfuhr, daß der Prinz Karl von Lothringen sich von Olmütz aus westwärts gewendet habe, Oberschlesien also nicht mehr bedroht sei, entschloß er sich anfangs April den Fürsten mit seinem Korps zu sich nach Böhmen heranzuziehen. Hier sollte der Fürst zum ersten Male direkt unter das Kommando des Königs treten, und letzterer bereitete dafür einen Schritt vor, der höchst eigenthümlich erscheint. Er ließ an den Fürsten unter dem 15. April ein Schreiben aufsetzen, worin er ihm „zur Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses" eine Reihe von Vorschriften für sein persönliches Verhalten gab, ihm bei der Armee des Königs jede Einmischung in Kommando-Angelegenheiten und in den Dienstbetrieb ohne besonderen königlichen Befehl ausdrücklich untersagt, ihm empfiehlt, diejenigen Offiziere, welche der König distinguire, mit einiger consideration anzusehen, und auf jede Weise zu verhindern, daß sich in der Armee Parteien bilden. Bemerkenswerth ist auch folgender Passus:

„Insonderheit werde Ich gerne sehen, daß wenn Offiziere in Gesellschaft von E. L. an Meiner Tafel etwas sprechen, denenselben in Meiner Gegenwart nicht (wie Ich wohl ehedem mit einigen Widerwillen gehört) geradeweg contradicirt werde, allermaaßen solches die consideration, so man Mir auch in solchen Gelegenheiten schuldig ist, nicht gestatten will, und von denenjenigen Offiziers, welche Ich an Meine Tafel ziehe, alsdann einer so viel gilt wie der andere."

Der Brief schließt mit dem Hinweis auf die königliche Autorität und mit den Worten:

„E. L. ist der Dienst einer Armee zu sehr bekannt, als daß Dieselben nicht vorstehendes alles vor juste und nothwendig finden sollten. Ich aber bin übrigens E. L. freundwilliger Vetter

Friedrich."

Es ist dies Schreiben höchst wahrscheinlich nicht an den Fürsten abgegangen; da es sich aber in Reinschrift vom Könige vollzogen in dem hiesigen Geheimen Staatsarchiv vorfindet, so ist an der ernsten Absicht zu seinem Erlaß nicht zu zweifeln, und die Frage gerechtfertigt, was den König zu einer auch in damaliger Zeit ungewöhnlichen Sprache veranlassen konnte.

Bei dem stets respektvollen Ton, den der Fürst schriftlich dem Könige gegenüber beobachtete, ist nicht anzunehmen, daß dieser eine absichtliche Ueberhebung oder Nichtbeachtung des Subordinations-Verhältnisses seitens des Feldmarschalls hätte voraussetzen können, wohl aber mochte der weitgehende soldatische Eifer des Fürsten, verbunden mit seinem leidenschaftlichen Karakter und seiner oft rücksichtslosen Derbheit die Besorgniß rege machen, daß seine Anwesenheit bei der Armee zu Mißhelligkeiten führen, und diese den König zu Maßregeln nöthigen könnten, welche er aus Rücksicht auf die Person des Fürsten selbst zu vermeiden wünschte.

Wenn das Schreiben schließlich nicht abgesandt worden, so wird dies vielleicht dadurch zu erklären sein, daß der König schon damals den zehn Tage später zur Ausführung gelangten Plan gefaßt haben mochte, den Fürsten wieder in Oberschlesien zu verwenden, womit die Veranlassung zu dem Schreiben in Wegfall kam. — Es sollte dem Fürsten aber dennoch in dieser Zeit ein herber Schmerz nicht erspart werden. Er hatte bei dem Vormarsch in Böhmen auf den Rath eines mit der Lokalität vertrauten Beamten die ihm von dem Könige überschickte Marschroute etwas geändert, wodurch eine Verzögerung des Vormarsches eintrat. Friedrich war darüber sehr ungehalten und schrieb ihm unter dem 21. April:

„Ich wundere Mir sehr, daß E. Durchlaucht als ein alter Offizier nicht accurater Meine Ordres folgen, die Ich Ihnen gebe, und wenn Sie noch habiler als Cäsar wären, und Meine Ordres nicht accurat und stricte nachleben, so hilft Mir das übrige nichts."

Am 24. April änderte der König — wie schon erwähnt — seine Disposition, ließ das Kommando über die heranmarschirenden Truppen den Erbprinzen Leopold übernehmen und übertrug dem Fürsten wieder das Kommando in Oberschlesien zur Deckung dieser Provinz, während er selbst seine Operationen in Böhmen fortsetzte. Der Fürst ging mit schwerem Herzen nach Oberschlesien zurück. Wenngleich seine Briefe an den König seine trübe Stimmung nicht unmittelbar durchblicken lassen, so findet letztere doch wiederholt in den Briefen an seinen ältesten Sohn Ausdruck; er schreibt an ihn unter anderm noch Anfang Juni:

„Ich kann Euch versichern, daß ich fast nicht weiß, was ich thue. Ich kann das Schreiben (vom 21. April), welches ich in Böhmen bekommen, nicht verschmerzen und vergessen."

Auch seine ganze Dienststellung in Oberschlesien sagte ihm nicht zu; es lag in seiner Aufgabe, für welche der König ihm die in dessen Werken veröffentlichte Instruktion vom 25. April 1742 gegeben hatte, etwas Unbestimmtes, welches seiner Natur augenscheinlich zuwider war und seine Thatkraft nachtheilig beeinflußte.

Trotzdem der König ihm die bündigsten Mittheilungen darüber machte, daß ihm größere feindliche Truppenabtheilungen nicht gegenüberständen, war er in beständiger Sorge und richtete fortdauernd Anfragen an den König, die dieser oft mit Ungeduld beantwortete; er hielt seine Truppen eng bei Jägerndorf konzentrirt, bis ihm der König unterm 27. Mai ausdrücklich befahl, die Truppen zu ihrer Schonung weiter auseinander zu disloziren, „es genüge, wenn im Nothfalle 3—4 Regimenter zusammenstoßen könnten."

Die Freude an dem Siege bei Czaslau und an der Ernennung seines ältesten Sohnes zum Generalfeldmarschall wurde unter diesen Umständen von dem Fürsten auch nicht rein empfunden; indem er seinem Sohn gratulirte, wünschte er ihm zugleich, daß er in der neuen Charge mehr Glück haben möge als sein Vater.

Inzwischen glaubte der Fürst auch Schwierigkeiten in Bezug auf die Verpflegung seiner Truppen zu finden und klagte darüber wiederholt gegen den König, bis dieser am 9. Juni befahl, ein Theil der Truppen solle zu ihm nach Böhmen kommen, der Fürst selbst aber nach Neiße gehen und die dortigen Festungsbauten überwachen.

In dieser übrigens durch den nahen Friedensschluß erklärlichen Anordnung sah der Fürst eine neue Zurücksetzung, die ihn tief schmerzte. Er schrieb am 14. Juni:

„So ersuche E. K. M. nochmals ganz gehorsamst, wenn Dieselben mich nicht vor der ganzen Welt so prostituiren wollen, mich nach Dero Armee kommen zu lassen, oder zu befehlen, daß ich mich retirire, indem es mir gar zu sehr sensibel ist, sowas in meinen 49jährigen treuen Diensten zu erleben, daß ich abermahl E. K. M. gegen mich habenden Haß so unschuldiger Weise und ohne alles Verschulden erfahren soll."

Der König antwortete ihm darauf ziemlich kurz:

„Es wird lediglich von E. L. selbst eigenen Gutbefinden dependiren, ob Dieselbe, wenn Sie zuvor Dero idée vom Neissschen Fortifikations-Bau dem Generalmajor Walrawe imprimiret haben, nach dem Lande oder auch nach Dessau zurückgehen wollen."

Hierauf ging der Fürst Anfang Juli nach Dessau zurück und reichte dem Könige unter dem 15. Juli ein förmliches Abschiedsgesuch ein. Unter Hinweis auf die herben Vorwürfe des Königs vom 21. April, und auf den Umstand, daß er bis dahin durch seine Dienstfunktion von einem solchen Schritte abgehalten sei, kann er nicht umhin sein,

„nunmehr gehabtes neunundvierzigjähriges Regiment, das gehabte einundvierzigjährige Magdeburgische Gouvernement, und die dreißig Jahre gehabte Feldmarschall dignität allergehorsamst wohlbedächtig zu resigniren."

Er beklagt schließlich, daß er das Unglück habe, daß S. K. M. ihn, als doch gewiß den treuesten Diener, den das königliche Haus und S. K. M. gehabt, von seiner Jugend auf nicht habe leiden können, und er daher nicht auf Vertrauen habe rechnen dürfen.

Eine direkte Erwiderung auf dies Gesuch war nicht aufzufinden.

Friedrich schreibt dem Fürsten im August, daß er nach dem Cleveschen zu reisen gedenke, um eine Brunnenkur zu gebrauchen, und dasjenige, wovon der Fürst Erwähnung thue, bis zu seiner Rückkehr ausgesetzt sein lasse; alsdann würde er nicht anstehen, auf weiteres Verlangen sich gegen den Fürsten dergestalt zu expliciren, daß letzterer davon zufrieden zu sein Ursache haben würde. Diese Bemerkung mochte sich auf das Abschiedsgesuch beziehen. Thatsächlich behielt der Fürst zwar seine Stellungen, aber der gegenseitige Verkehr blieb gestört und beschränkte sich auf die nothwendigsten dienstlichen Mittheilungen.

Dies Verhältniß scheint dem Fürsten bald unbequem geworden zu sein;

schon im Februar 1743 berichtet er dem Könige unaufgefordert über die Befestigungen von Magdeburg und sendet ihm einen in seine Hände gelangten Plan von Dünkirchen. Friedrich ging auf diesen Annäherungsversuch bereitwillig ein, und schrieb am 9. März:

> „Wie Ich versichert bin, daß E. L. durch so weit gehende Mir und Meinem Hause geleistete ersprießliche Dienste Sich immer vergrößern werden, also können Dieselben von Mir völlig glauben, daß Ich dieselben niemals in Vergessenheit stellen und bei allen Deroselben interesse angehenden Fällen erweisen werde, mit wie aufrichtiger amitié und considération Ich sei und verbleibe ꝛc."

Hiermit war zwar ein gutes Verhältniß wieder hergestellt, aber auf Seiten des Fürsten nur äußerlich. Die gleichzeitige Ungnade des Königs gegen den Prinzen Eugen von Anhalt, der damals den preußischen Dienst verließ und nach Sachsen ging, erbitterte den alten Herrn von neuem; er schrieb am 3. Mai 1743 an den Prinzen:

> „Ich ersehe aus Eurem heutigen Schreiben, daß Ihr viel glücklicher seid, als ich, indem ich bis dato nicht habe erlangen können, aus dieses undankbaren Herrn Dienst zu kommen;"

und die Fürstin Anna Louise schreibt noch im Januar 1744, daß des Fürsten große Betrübniß mehr und mehr zunehme, und sie nicht mehr wisse, was dabei zu thun sei. Dieser Stimmung gegenüber blieben auch wiederholte Betheuerungen des Königs wirkungslos. Auf ein Klageschreiben des Fürsten über das Mißtrauen des Königs gegen ihn, antwortet letzterer den 15. Februar 1744:

> „Es würde mir nahe gehen, wenn E. L. nicht hierunter ein besseres von Mir hoffen und denen Deroselbst so vielfältig gegebenen Versicherungen von dem égard und der Hochachtung, so Ich von deren Person und mériten hege, völligen Glauben beilegen wollten, und bitte Ich darunter an der Aufrichtigkeit Meiner sentiments nicht den geringsten Zweifel zu setzen."

In diese Zeit fallen auch die Bemühungen des Fürsten, das Kommando der damals gegen Maria Theresia aufgestellten Reichsarmee, der sogenannten Sekuritätsarmee, zu erhalten. Er suchte hierfür die Unterstützung des Königs nach, die ihm zwar zugesagt, aber wohl nicht eifrig betrieben wurde. Den Fürsten leitete bei diesem Schritt vorzugsweise der Thatendrang, für den er in Preußen keine genügende Ableitung fand, und sein lebhafter persönlicher Ehrgeiz. Er war nichts weniger als unempfindlich für äußere Ehren und legte viel Werth auf die richtige Würdigung seiner Person; es ist bezeichnend, daß er von dem königlichen Kabinet verlangte in den Dienstschreiben ausdrücklich „ältester Generalfeldmarschall der Armee" genannt zu werden.

Inzwischen drängte die politische Situation den König zum Beginn des zweiten schlesischen Krieges. Er gab am 31. Juli dem Regiment des Fürsten

Marschordre, dispensirte aber letzteren von dem Marsch, um à portée zu sein, demnächst ein anderes Kommando zu übernehmen. Diese Anordnung verletzte den Fürsten wieder tief; er schreibt, daß er ohne seine theuer in der Welt erworbene Ehre zu verletzen, nicht länger so verächtlich leben könne. Er habe von Jugend auf nichts Anderes gewünscht, als sein Leben nirgend wo anders als auf dem Bette der Ehre zu verlieren, und erwarte daher auf sein rechtmäßiges Suchen den gehörigen Befehl.

Der König antwortete ihm am 8. August 1744, daß er ihm ein besonderes, interessantes Kommando zugedacht, worüber er sich aber noch nicht expliciren könne.

Während nun der König in Böhmen einrückte, übertrug er dem Fürsten Ende September das Kommando über die in der Mark verbleibenden Truppen — welche er auf ein ansehnliches Korps zu verstärken versprach — mit der Aufgabe Sachsen zu beobachten. Nachdem Friedrich später sich nach Schlesien zurückgezogen und seine Truppen hier in Winterquartiere verlegt hatte, kehrte er selbst nach Berlin zurück und übertrug Ende November dem Fürsten seine Vertretung in Schlesien mit der nachfolgenden bisher nicht veröffentlichten Instruktion:

Instruction

vor des General-Feldmarschall Fürsten von Anhalt Durchlaucht wegen des Ihm anvertrauten Commando's über die sämmtliche aus Böhmen nach Schlesien zu denen Winterquartieren eingerückte Armee.

Nachdem S. K. M. in Preußen, unser allergnädigster Herr vor gut befunden, deren in Böhmen bisher gestandene armée bei beendeter diesjähriger Campagne nacher Schlesien marchiren und daselbst an der bömischen Grentzen in die Winterquartiere verlegen zu lassen, Höchstdieselben aber Sich ohnumgänglich gemüßigt sehen, zu regulirung vieler wichtigen Angelegenheiten eine Reise nacher Berlin vorzunehmen, So haben Dieselben aus ganz besonderem in Dero vielgeliebten Vetter und General-Feldmarschall, regierenden Fürsten von Anhalt Durchlaucht gesetzten Vertrauen resolviret, währender Höchstderoselben Abwesenheit gedachter S. D. das völlige Commando über obermeldte Dero Armée anzuvertrauen, Dieselbe aber wegen Dero Verhalten mit nachstehender Instruction zu versehen; und zwar:

1. Da gedachter General-Feldmarschall des Fürsten von Anhalt Durchl. das völlige Commando über die aus Böhmen zurückgekommene Armée, und was dahin gehöret, so lange S. K. M. von solcher abwesend sein werden, führen sollen, so ist die gesammte Generalität, wie auch die dazu gehörige Chefs und Commandeurs derer Regimenter in beikommender Ordre an gedachte S. D. und Dero Ordres verwiesen worden.

Soviel aber das in Oberschlesien stehende Corps d'armée anbetrifft, welches bisher unter dem Commando des General von der Infanterie v. Marwitz gestanden, so haben S. K. M. für gut befunden, gedachten General zu beordern, nach Breslau zu seinem Gouvernement zurückzugehen, dahergegen statt seiner das Commando über vorermeldetes Corps d'armée in Oberschlesien Dero General-Feldmarschall, des Printz Leopold von Anhalt Liebden, anzuvertrauen.

2. Des General-Feldmarschall Fürsten von Anhalt Durchl. haben bei dem Deroselben aufgetragenen Commando zuvörderst und vor allen Dingen darauf zu sehen, auch alle diensahme Mesures zu nehmen, daß S. K. M. hiesige sämmtliche Lande wider alle und jede feindliche Anfälle und incursiones bestens geschützt werden, nicht weniger da der

Feind eine invasion in das Glatzische zu thun sich unternommen, dieses Land vom Feinde gänzlich wieder zu nettoyiren und solchen über die Grentze zu jagen.

Wohin die Regimenter eigentlich in die Winterquartiere gelegt werden sollen, zeiget die sub A. anliegende designation, wobei es sein Verbleiben haben kann, dafern die Umstände und Conjuncturen nicht ein anderes nothwendig erfordern.

3. Damit aber der in Böhmen dem Verlaut nach zum Theil annoch versammelte Feind, nicht etwa mit einer großen Parthei durch die Gebirge in die Schlesische Lande passire, so wird es nöthig sein, daß die Regimenter nicht eher nach denen ihnen assignirten quartieren marchiren, bis der Schnee gefallen, und man gewiß glauben kann, wie es dem Feinde nicht mehr möglich sei, mit starken Partheien durchzukommen.

4. Die anjetzo längs den Grentzen gemachte Postirung ist fürnemlich deshalb gemachet worden, um die hiesigen Lande, wenn der Feind hier oder da in selbige penetriren wollte, darwider zu decken; dafern nun aber ein großes corps vom Feinde irgendwo in Schlesien eindringen wollte, so sind des Fürsten Liebden befugt, sogleich und sonder Rückfrage, soviel an regimentern als Sie nöthig finden werden, zusammen zu ziehen, womit Sie den Feind entgegengehen und solchen zurück und über die Grentzen jagen sollen.

Demnächst haben des Fürsten Durchlaucht den Winter hindurch vor die conservation der regimenter, soviel nur menschmöglich ist, zu sorgen, dabei aber dahin zu sehen, daß bei solchen der Dienst, die ordre und subordination, wie es sich gebühret, wohl beobachtet, auch sonsten eine exacte Ordnung und gute disciplin gehalten werde, wie denn in Fällen, da Dieselbe deshalb hierunter etwas zu redressiren nöthig finden, Sie solches sonder Umstand zu thun nicht ermangeln noch verabsäumen werden.

6. Was S. K. M. denen regimentern vor Ordres wegen ihrer recrutirung und um bald wieder complet zu werden gegeben haben, solches zeiget die abschriftliche Anlage sub B. Des Fürsten Durchlaucht haben also wohl dahin zu sehen, und mit Ernst darob zu halten, daß solchen Ordres ein exactes Genüge geschehe, und die regimenter vorgeschriebener Maßen sich, je eher je besser, wiederum in completen Stande setzen müssen, damit die Recruten und neue Leute in Zeiten zum Dienst dressiret und gewohnet werden können.

7. Soviel den Orth anlanget, wo des Fürsten Durchlaucht das Hauptquartier nehmen können, so wird vorerst die Stadt Schweidnitz oder aber Frankenstein dazu am bequemsten sein, damit Dieselbe allda à portée bleiben, von des Feindes position und Bewegungen um so eher benachrichtiget zu werden, und erfordernden Falles sogleich Dero Ordres zu geben, daß die hinterwärts belegene Regimenter vorrücken, die dieser Orthe herumliegende regimenter aber sich eilig zusammenziehen können.

Wenn jedoch hiernächst alles in Ordnung ist, und die regimenter in ihren assignirten Quartieren ruhig sein, so stehet es alsdann S. Durchlaucht frei nach Breslau, oder wohin Sie es sonst nöthig erachten, zu reisen.

8. Empfangen Dieselben hierbei eine chiffre, um nöthigenfalls und wenn Sie etwas importantes an S. K. M. zu schreiben haben, Sich dessen bedienen zu können.

Höchst gedachte S. K. M. haben übrigens zu mehrermeldeten Dero General Feldt-Marschall des Fürsten von Anhalt Durchlaucht das besondere gnädigste Vertrauen, Dieselbe werden nicht nur alles vorstehende gehörig beobachten, sondern auch nach Dero vieljährigen Kriegs-Experience, und dem von Höchstderoselben und Dero Königl. Hause an so langen Jahren bezeigten Diensteifer und attachement alles dasjenige zu thun und zu besorgen nicht unterlassen, was in gegenwärtigen Umständen S. K. M. Dienst und interesse, die gloire der Preuß. Waffen, und die conservation der armée, nebst der Sicherheit und Wohlfarth Dero Lande und Unterthanen erfordert, und dagegen Sich Dero Hochachtung, propension und Erkenntlichkeit beständigst versichert halten.

Schweidnitz den 11. December 1744.

In dieser Stellung des Fürsten wiederholen sich die Erscheinungen, welche schon im ersten schlesischen Kriege in ähnlichen Verhältnissen bemerkbar gewesen waren. Der Fürst fühlte sich unbehaglich und unsicher, vermuthete überall starke feindliche Kräfte, ohne seinerseits etwas Entschiedenes zu unternehmen, und verlangte fortdauernd Instruktionen vom Könige, dessen persönliche Anwesenheit in Schlesien er wiederholt für nothwendig erklärte.

Als österreichische Streifparteien an verschiedenen Stellen in Schlesien einbrachen, war der König meist genöthigt, von Berlin aus Gegenmaßregeln anzuordnen; es geschah dies aber stets in einer rücksichtsvollen freundlichen Form und mit ermunternden Zusätzen an den Fürsten. Indessen wurde des letzteren trübe Stimmung durch Kummer in seiner Familie vermehrt; seine beiden Söhne Leopold und Moritz lagen in Neiße schwer krank darnieder, als er die Nachricht von dem am 5. Februar 1745 erfolgten Tode der Fürstin erhielt, und dadurch dergestalt niedergedrückt wurde, daß er längere Zeit weder Nahrung zu sich nehmen noch schlafen konnte. Dieser Verlust blieb nicht ohne Rückwirkung auf sein körperliches Befinden; er hatte schon am 1. Februar an den König geschrieben, daß er eine Abnahme seiner Körperkräfte bemerke, indem er nicht 10 Schritte ohne Hülfe gehen könne und so wenig sähe, daß er auf einige hundert Schritte nicht mehr Infanterie und Kavallerie unterscheiden könne; er halte sich daher für untauglich, da aus seinem Zustande Schaden erwachsen könne. Der König redete ihm freundlich zu, und versprach erst auf ein weiteres Schreiben seine baldige Ankunft in Schlesien. Mitte März kam der König endlich auch nach Neiße und gestattete nun dem Fürsten die Armee zu verlassen, indem er zugleich beklagte, daß er der Dienste verlustig gehe „die er von Dero großen dexterité und vieljährigen Kriegsexpérience sonsten zu gewärtigen gehabt hätte.“ Der Fürst reiste am 31. März von Neiße nach seiner Heimath und verblieb dort bis Ende August. Während dieser Zeit theilte ihm der König eingehend alle Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatze und in den politischen Verhandlungen mit, fragte ihn wiederholt um Rath wegen seiner Operationen in Schlesien, und wirkte dadurch sichtlich hebend auf die Stimmung des Feldmarschalls ein.

Eine Zeit wirklicher Ruhe sollten aber diese Monate für den Fürsten nicht werden. Schon im April hatte der König Besorgnisse wegen der Haltung Sachsens, welches sich bis dahin am Kriege noch nicht betheiligt hatte, und beschloß die Zusammenziehung eines Observationskorps bei Magdeburg, dessen Oberbefehl er dem Fürsten übertrug; dies Korps wurde successive verstärkt, kam aber vorläufig noch nicht zur Aktion, da die schwankende Lage der politischen Verhandlungen mit Hannover den König von energischem Handeln abhielt. Das Korps ging Anfang September in ein Lager bei Dieskau, von wo aus der König die Truppen Ende Oktober in die Winterquartiere schickte, in der Ansicht, daß in diesem Jahre nichts Entscheidendes

mehr vorkommen werde. Indessen bereiteten die Oesterreicher und Sachsen einen Winterfeldzug vor; ersteren, welche in der Lausitz einrückten, trat der König selbst entgegen, und gab dem Fürsten am 23. November den Auftrag, ungesäumt auf die bei Leipzig stehenden Sachsen loszugehen. Der Fürst hatte aber noch allerlei politische Bedenken, so daß es eines wiederholten bestimmten Befehls des Königs bedurfte „den Sachsen frisch auf den Hals zu gehen, und sich nicht durch bagatellen abhalten zu lassen", um ihn am 29. November zum Vormarsch zu bewegen. Aber schon nach der Einnahme von Torgau gerieth der Marsch trotz des fortgesetzten Drängens des Königs wieder ins Stocken,*) und General Lehwald — den der König zur Unterstützung des Fürsten und in Erwartung eines schnellen Vormarsches des letzteren direkt nach Meißen geschickt hatte — kam dadurch in die Gefahr den ihm sehr überlegenen Sachsen allein gegenüber zu stehen. Friedrich sah sich bei dieser Lage der Dinge am 9. Dezember zu einem sehr scharfen Schreiben und zur Entsendung des Flügeladjutanten v. Oelsnitz an den Fürsten veranlaßt. Diesem Schreiben folgte zwar schon am 10. eine Milderung, indem der König schrieb:

„Wenn Ich Mich gestern etwas vif exprimiret habe, so werden E. L. selbst zu ermessen belieben, daß solches in der ersten consternation geschehen ist."

Aber der Fürst war nach Oelsnitz' Bericht doch auf das empfindlichste berührt und schrieb noch am 10. an den König unter Wiederholung seiner alten Klagen:

„Soeben erfahre ich von dem Hauptmann Oelsnitz, welcher eben annitzo anhero gekommen, wie daß E. K. M. gegen mir eine opinion gefaßet, als ob ich capabel wäre, E. K. M. Befehl nicht nachzuleben, da ich doch daran nimmer gefehlet habe noch fehlen werde; also bin so unschuldig wie ein Kind, das erst geboren wird und kann nicht anders glauben, als daß E. K. M. einen beständigen Haß gegen mir haben und behalten werden und lebe daher der Hoffnung, E. K. M. werden mir nicht verdenken, daß mir dergleichen so sensible ist, daß es nicht länger ertragen kann."

Während der Fürst am 11. Dezember den Vormarsch auf Meißen antrat und der König gleichzeitig gegen Dresden vorging, antwortete letzterer an demselben Tage:

„Ich kann E. L. auf meine Ehre versichern, daß Ich gegen Dero Person keinen personellen Haß habe, worauf sich dieselben gewiß und sicher verlassen können; soweit aber gehet meine complaisance nicht, daß Jemanden, es sei auch wer es auf der Welt auch wollte, menagirete wenn ich sehe, daß Mein interesse so genau darauf verknüpft ist."

*) Der Fürst machte sich Sorgen wegen der Verpflegung seiner Armee und ließ daher in Torgau mehrere Tage lang Brod backen.

Der ruhmvolle Sieg des Fürsten über die Sachsen bei Kesselsdorf am 15. Dezember, welchem der Friedensschluß unmittelbar folgte, verwischte bald diesen Mißton; der König beglückwünschte den Fürsten am 16. Dezember sehr herzlich, dankte ihm in einem eigenhändigen Zusatz, wobei er nochmals begütigende Worte wegen seiner Strenge hinzufügte, und äußerte sich in seiner eigenhändigen Relation über die Schlacht und die vorangegangenen Ereignisse am 18. Dezember sehr anerkennend wie folgt:

„Le Prince d'Anhalt donna des marques d'une expérience consommée dans le métier de la guerre et d'une valeur à l'épreuve de tout.“

Einen weiteren Beweis seiner Dankbarkeit gab er noch später, indem er dem Fürsten unter dem 1. Oktober 1746 einen in Kupfer gestochenen Plan der Schlacht bei Kesselsdorf schickte, bei dessen reicher äußerer Ausschmückung nach seiner eigenen Angabe er aber einer satyrischen Laune freien Spielraum gewährt haben soll. Das im Rokokkogeschmack ausgeführte Titelschild des Plans ist links von Trophäen eingefaßt, unter denen eine mit Lorbeerzweigen berankte Fahne das anhaltische Wappen zeigt. Rechts des Schildes sitzt ein alter Kater in heftiger Erregung, mit langem abstehenden Schnurrbart, welcher zwischen den die Krallen ausstreckenden Vorderpfoten ein Paar Kesselpauken hält. Da der Fürst in der Armee vielfach den Beinamen „der alte Schnurrbart“ führte, so hat man in diesem Bilde eine Anspielung auf die Person des Fürsten erkennen wollen.

Nach dem Friedensschlusse ging der Fürst nach Dessau zurück und beschäftigte sich auf Wunsch des Königs mit Bearbeitung eines Memoirs „über die Entwickelung der preußischen Armee und ihre Schicksale seit dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten.“ Er benutzte dabei neben seinen eigenen reichen Erfahrungen die hinterlassenen Papiere seines verstorbenen Vaters und legte seine Arbeit unter dem 15. März 1746 dem Könige vor, der sie bei seinen mémoires de Brandenbourg verwerthete.

Die folgende Zeit verlief unter dem gewöhnlichen freundschaftlichen und Dienstverkehr; indessen fand der König noch einmal Anlaß zu einem strengen Schreiben, als der Fürst gegen eine in geringfügiger Angelegenheit erlassene Ordre Einwendungen erhob; der König schrieb ihm am 5. November 1746:

„Ich sehe nicht gern, daß Dieselben contradictiones machen, wenn Ich einmal eine Ordre gegeben habe; und da Ich in dieser Sache Ordre gegeben, so muß es dabei sein Bewenden behalten. Ich verstehe darunter keinen Scherz und mögen E. L. Mich nicht vor einen Fürsten von Zerbst oder Koethen nehmen, sondern Meinen Ordres Genüge thun, sonsten es nichts anders wie Verdruß machen kann.“

Bei Gelegenheit des schriftlichen Neujahrswunsches 1747 schreibt der 70jährige Fürst, er möchte dem Könige gern noch einmal persönlich seine Aufwartung machen, um ihm seine treueste Ergebenheit zu versichern. Der

König antwortete, daß es ihm lieb sein würde, wenn er käme. Am 7. April 1747 traf den Fürsten ein Schlaganfall, infolge dessen er am 9. April verschied. Seinen Tod konnte der König unter den obwaltenden Verhältnissen nicht besonders tief empfinden; der nunmehr an die Regierung gelangende Leopold II. stand ihm seit lange persönlich näher, und war von ihm auch wegen seiner militärischen Fähigkeiten, die Friedrich selbst nach seinen eigenen Ideen entwickelt und geschult hatte, sehr geschätzt. Es findet sich denn auch als einziges Zeichen der Theilnahme des Königs das Konzept eines Dienstbriefes ohne Datum, worin dem neuen Fürsten das Regiment seines verstorbenen Vaters verliehen wird, und dabei der Zusatz in französischer Sprache:*)

„Je vous félicite de tout mon coeur sur votre héritage, vous pouvez compter sur mon héritage s'il avient que vous en ayez besoin. J'ai bien cru que le vieillard étant mort le ciel a fait sa réception par des éclairs et des tonnerres.“

Ueberblicken wir schließlich den siebenjährigen Verkehr zwischen Friedrich dem Großen und dem Fürsten Leopold I., so gewinnen wir die Ansicht, daß der König trotz geringer persönlicher Sympathie nicht einen Augenblick die großen Dienste verkannte, welche der Fürst seinen Vorfahren und ihm selbst geleistet hatte, und daß er dessen reiche Kriegserfahrung wahrhaft schätzte, wenn auch die meist etwas schwerfällige praktische Anwendung derselben seinen eigenen kühnen Kombinationen und seinem Drange nach deren rascher und lebhafter Ausführung nicht immer entsprach. Daß der König gegenüber seinem bejahrten Feldmarschall in einzelnen Fällen zu einer strengen Sprache sich veranlaßt sah, welche uns bei den heutigen Dienstverkehrs-Gewohnheiten hart erscheinen mag, erklärt sich aus der oft schwierigen politischen und militärischen Lage des Königs, welche ihn zur äußersten Konzentrirung seiner Autoritäts-Gewalt nöthigte; vielleicht glaubte Friedrich auch dem von seinem Vater sehr verwöhnten und auf seine Dienste sehr großen Werth legenden Fürsten seine königliche Autorität zeitweise in Erinnerung bringen zu müssen. Es ist aber ersichtlich, daß der König nach jedem strengen Auftreten und sobald er erkannte, daß dasselbe wirksam geworden, sich bemühte, den Eindruck seiner Strenge durch freundliche Worte wieder zu mildern. Die Strenge sollte eben nur dem vorliegenden bestimmten Fall gelten, nicht aber der Person des Fürsten den bleibenden Eindruck eines Tadels belassen.

Der Fürst seinerseits konnte niemals eine gewisse Bitterkeit überwinden, daß er nach der einflußreichen Stellung, welche er unter den Königen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. eingenommen, und auch nach den Diensten, welche er dem jungen preußischen Königreiche geleistet hatte, unter

---

*) Dieser Zusatz ist wahrscheinlich bei Vollziehung der Reinschrift des Dienstschreibens vom Könige eigenhändig gemacht, und demnächst durch einen Sekretär im Konzept nachgetragen.

dem jugendlichen, selbstständigen und geistig so überlegenen Friedrich II. eine untergeordnetere Rolle spielen mußte. Er schwankte dabei zwischen seinem streng militärischen Sinn, der ihm die unbedingte Unterordnung unter seinen Kriegsherrn vorschrieb, und seinem großen Selbstgefühl; letzteres wurde aber auch aus dem Gleichgewicht gebracht durch die nicht zu umgehende Anerkenntniß von der bedeutenden Ueberlegenheit des Königs. Aus diesem Zustande mag sich ein immer wiederkehrendes Mißtrauen gegen die persönlichen Gefühle Friedrichs entwickelt und der Fürst ein gewisses Behagen darin gefunden haben, sich als den Gegenstand des Hasses des Königs hinzustellen, wofür sich in der Handlungsweise des letzteren gar kein Anhalt findet.

Wenn auf diese Weise dem um die preußische Armee so hochverdienten Fürsten noch an seinem Lebensabend schmerzliche Erfahrungen und Enttäuschungen nicht erspart blieben, so kann dies nicht dem Könige zur Last fallen, sondern war eine natürliche Folge der besonderen Verhältnisse, unter denen beide in Verbindung traten. Es war für den Fürsten, den langjährigen und verwöhnten Meister in der Kriegskunst gewiß eine schwere Aufgabe, sich im hohen Alter als Lehrling eines größeren Meisters finden zu müssen.

U. v. Bonin,
Generalmajor z. Disp.

Festung und Feldarmee.

Kriegsgeschichtliche Studie eines Generalstabsoffiziers.

Einleitung.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Stärke der Heere mehr und mehr in der Zahl der Soldaten gesucht wird. Die Gründe hierfür anzugeben würde zu weit führen, auch sind dieselben wohl hinlänglich bekannt. Das sich hieraus ergebende allmälige Anwachsen der Heere, welches einen beträchtlichen Anstoß durch die weitere Verbreitung der allgemeinen Wehrpflicht erhalten hat, ist von vielfachen Folgen begleitet gewesen, von denen eine — die großen Festungen — zum hauptsächlichen Gegenstand dieser Studie bestimmt ist.

Die jetzigen ausgedehnten Festungen, welche in den neuesten Kriegen eine so hervorragende und alles beherrschende Rolle spielen, sind die unmittelbare Folge der großen Heere. Denn was nützt noch eine kleine Festung? Sie sperrt irgend einen Flußübergang, eine Eisenbahn und dergleichen, und ist mit einer Handvoll Soldaten besetzt. Sie wird von einem kleinen Theil des in Feindesland einrückenden Heeres eingeschlossen, und wenn auch nicht sogleich genommen, so doch zumeist unschädlich gemacht. Einen Einfluß auf die Bewegungen der feindlichen Massen hat die kleine Festung nicht. Legt das vorrückende Heer Werth auf ihren Besitz, wie z. B. bei Forts, welche Eisenbahnen und dergleichen sperren, so ist es ein Leichtes, bei der nothwendigen Massenhaftigkeit der jetzigen Kriegsmittel, bei der Genauigkeit ihrer Anwendung und bei der erstaunlichen Wirkung derselben in die Ferne, dieses Hinderniß in kurzer Zeit zu beseitigen. Es gehört allerdings hierzu, daß bei ausbrechendem Kriege die Belagerungsparks sofort mobil und den einzelnen Armeen zugetheilt werden, damit eine schnelle Heranziehung im Bedarfsfall möglichst leicht auszuführen ist.

Aber auch die sich steigernde Geschützwirkung hat zur Anlage ausgedehnterer Festungen geführt, ließe sich einwenden. Dies ist richtig. Sollte jedoch die jetzige große Geschützwirkung nicht auch mit eine Folge, wenn auch eine indirekte, der großen Heere sein? und wäre demnach die Ausdehnung der Festungen nicht schließlich wieder mit auf den Einfluß der großen Heere zurückzuführen? Früher, als das Kriegshandwerk mehr die Sache eines einzigen

Standes war, blieb naturgemäß das Interesse an der Verbesserung der Waffen auf kleine Kreise beschränkt. Alle Fortschritte der Mechanik hatten ganz andere Ziele im Auge, z. B. künstliche Uhren, Automaten, Flugmaschinen u. s. w. Daher haben die großen Kriegszeiten Karls XII., Friedrichs des Großen und Napoleons nur wenig Fortschritte in der Waffentechnik zu verzeichnen. Das Feuersteinschloß wurde im Jahr 1640 eingeführt und blieb bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts bestehen. Wenn auch hie und da vereinzelte Versuche mit gezogenen Schießrohren, mit Hinterladungen u. s. f. gemacht wurden, so war dennoch während dieser fast zweihundert Jahre die einzige allgemeiner zur Geltung kommende Verbesserung die Einführung des eisernen Ladestocks durch den alten Dessauer 1720. Erst im Jahr 1818 fand die erste Anwendung von Zündhütchen in England statt, und im Jahre 1840 war die Verbreitung des Perkussionsgewehrs eine allgemeine geworden. Doch jetzt, wo viel größere Kreise bei einem Kriege und schon bei den Vorbereitungen zu demselben in Mitleidenschaft gezogen werden, wo mehr und mehr das ganze Volk in den Kampf tritt, jetzt zieht man vor, lieber ein neues Gewehrsystem oder einen einfacheren Geschützverschluß zu erfinden, als sich mit künstlichen Spielereien abzugeben. Seitdem sind die Fortschritte auf dem Gebiet der Waffentechnik um so größere gewesen, als sie an dem allgemeinen Aufschwung der Industrie eine wesentliche Unterstützung fanden. So gehören die Hinterladungsgeschütze, die Tragweite der Geschosse und die Treffsicherheit mit zu den Ergebnissen dieses Fortschritts, und haben erst diese wieder die Ausdehnung der Festungen zur nächsten Folge gehabt.

Bei diesem Ineinanderarbeiten von Ursachen und Wirkungen mag manche Kraft, welche zu dem Endergebniß mit beigetragen hat, nicht berührt worden sein. Dies mag dahingehen, da in dieser Studie lediglich die militärischen Ursachen ins Auge zu fassen sind. Darum möge hier festgehalten werden, daß eine der hervorstechendsten Ursachen des Aufschwungs der Waffentechnik und damit der Vergrößerung der Festungen in dem allmäligen Anwachsen der Heere (nicht aber in der allgemeinen Wehrpflicht) gesehen wird. Frankreich besaß 1870 die große Festung Metz, ohne die allgemeine Wehrpflicht zu haben. Letztere ist mithin nur als ein neuer Anstoß auf dem Wege der steten Vergrößerung der Heere zu betrachten. Wie aber noch ganz andere Gründe zur Anlage ausgedehnter Festungen beitragen, zeigt Frankreich in der Festung Paris. Als dieses befestigt wurde (in den vierziger Jahren), war die Geschützfrage noch sehr im Rückstand, sie konnte mithin noch nicht das Motiv für diese riesenhaften Anlagen sein. Auch die größeren Heere boten wohl keinen besonderen Anlaß hierfür. Paris wurde lediglich seiner selbst wegen befestigt, und fand in diesen Befestigungen die Thatsache, daß Paris Frankreich ist, den sprechendsten Ausdruck. Denn, so lange Paris kämpft und dem Gegner trotzt, so lange ist Frankreich nicht besiegt. Deshalb mußte

Paris stark sein, und deshalb befestigte man es. Erst nach dem Kriege 1870/71 trat eine Berücksichtigung der fortgeschrittenen Waffentechnik ein, indem die detachirten Forts bedeutend weiter hinausgeschoben wurden.

Nachdem so zum großen Theil das Anwachsen der Heere die Festungen zu ihrer augenblicklichen Kraft und Bedeutung emporgehoben hat, so tritt jetzt schon mehr und mehr eine beträchtliche Rückwirkung dieser neuen Schöpfung auf ihre Urheber — die großen Heere — ein; das Kind beginnt den Eltern bereits über den Kopf zu wachsen. Um diese Rückwirkungen aber in ihrem richtigen Werth kennen zu lernen, ist es nothwendig, in der Kriegsgeschichte die Fälle aufzusuchen, in denen von den Festungen bereits bestimmte Einwirkungen auf das Verfahren der Feldarmeen ausgegangen sind, bezw. wann und weshalb die Festungen einen solchen Einfluß nicht haben ausüben können.

Der Verfasser beabsichtigt, sich hierbei eine Beschränkung aufzuerlegen. Es soll das gewissermaßen erste oder auch letzte Kapitel einer solchen Betrachtung, dasjenige über den großen Gang des Krieges, soweit derselbe von Festungen beeinflußt wird, fortgelassen werden. Dieses Kapitel bietet eine große Gefahr, im Unbestimmten umherzuschweifen, seine Bearbeitung mag deshalb berufeneren Händen überlassen bleiben. Es wird hier eine Stufe tiefer gegangen werden, indem nur diejenigen Einwirkungen der Festung zur Erörterung kommen sollen, welche auf eine Feldarmee sich geltend machen, so lange beide in taktischer Beziehung zu einander stehen. Es wird sich nicht vermeiden lassen, dabei ab und zu Dinge zu berühren, welche eigentlich in das fortzulassende Kapitel gehörten; da dies aber nur im Anhalt an bestimmte Thatsachen geschehen soll, so werden Unbestimmtheiten möglichst ausgeschlossen bleiben.

Erster Abschnitt.

Kriegsgeschichtliches.

Tritt eine Feldarmee in irgend welche Verbindung zu einer Festung ihres Landes, so ist von vornherein anzunehmen, daß auf dem betreffenden Kriegstheater im großen Ganzen die Defensive eingehalten wird. Nur unter diesen Verhältnissen ist es möglich, daß eine Feldarmee die Unterstützung einer Festung in irgend einer Weise suchen kann; noch mehr, sie muß unter solchen Verhältnissen diese Unterstützung suchen. Denn die Festungen sind ein Kriegsmittel, dessen Herstellung große Kosten verursacht, und dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß es nur bei der Defensive zur Geltung kommt, bei der Offensive dagegen weit hinten im Rücken der Heere nutzlos liegen bleibt. Sind die Festungen überhaupt unterstützungsfähig, so müssen dieselben daher in dem einzigen Fall ihrer möglichen Verwendung, während der Defensive, unbedingt nach jeder zulässigen Richtung hin ausgenutzt werden.

Hierzu ist es nothwendig, daß die Feldarmee sich der Festung nähert, um bei einem Kampf der ersteren im freien Felde z. B. als Flanken- oder Rückendeckung dienen zu können. Die Festung kann ein Theil der Schlachtlinie sein, sie kann als zeitweiser Zufluchtsort dienen, als Durchgangs- und Uebergangspunkt, wenn sie an einem Flusse liegt u. s. f. Die Form ihrer Verwendung ist eine außerordentlich mannigfache.

Wann und in welcher Weise hat in der Kriegsgeschichte eine solche Ausnutzung der Festungen stattgefunden?

Ein Ueberblick über die Kriege ungefähr der letzten hundert Jahre ergiebt in dieser Richtung ein interessantes Resultat.

Der siebenjährige Krieg enthält eine Zahl Fälle, in denen die Feldarmee eine solche Unterstützung in Anspruch nahm; es sind dies die Schlachten bei Prag, Torgau, Minden und Breslau, und außerdem das Lager von Bunzelwitz. Die Schlacht bei Prag hatte noch als weitere Folge die Ausnutzung der Festung als Zufluchtsort.

Die Kriege der französischen Republik haben solche Beispiele nicht mehr aufzuweisen; die Fälle, in welchen dort Festungen eine Rolle spielen, betreffen reine Belagerungen und gleichzeitige Entsatzversuche, wie beispielsweise Mantua im Jahre 1796. Die Ausnutzung einer Festung während einer Schlacht in taktischer Beziehung, mithin als Flankenanlehnung 2c. kommt nicht mehr vor. In den Kriegen des französischen Kaiserreichs treten die Festungen (mit Ausnahme von zwei Fällen) noch mehr in den Hintergrund. Einmal spielt im Feldzug 1805 Ulm eine der Festung Sedan ähnliche Rolle, wobei von einer Ausnutzung des Einflusses der Festung kaum die Rede sein kann. Das andere Mal ist es Dresden, welches im Jahre 1813 dem Kaiser Napoleon in erfolgreicher Weise zur Unterstützung seiner Bewegungen dient. Wo sonst Festungen auf dem jedesmaligen Kriegsschauplatz lagen, wurden sie in langwieriger Weise belagert, doch, ob sie genommen wurden oder nicht, der Gang des Krieges wurde dadurch nicht aufgehalten. Napoleon (als Kaiser) hat sich nie mit der Einschließung oder Belagerung einer Festung abgegeben, noch ließ er sich selbst einschließen, auch in seinen unglücklichsten Zeiten nicht.

Erst in neuerer Zeit beginnen die Festungen, aber auch sehr nach und nach, wieder mehr hervorzutreten. Allerdings sind sie noch Selbstzweck, d. h. es sind eine Zahl Festungen möglichst nahe der Grenze vorhanden, deren Ueberwindung nothwendig ist, ehe der Krieg sich ein Stück weiter in Feindesland fortsetzt. Dies ist weiter nichts als ein Aufschub in dem Vorrücken des siegreichen Theils, der nur dann nutzbringend sein dürfte, wenn er zu irgend etwas Wesentlichem von dem andern Theil ausgenutzt wird, z. B. zu diplomatischen Verhandlungen behufs Bildung von Allianzen, zu Neuformationen, zur Organisation der Volksbewaffnung und dergleichen.

Der Krimkrieg dreht sich bereits nur um den Besitz einer Festung, während der Feldzug 1859 in Italien gerade bei dem Beginn derjenigen

Periode endete, in welcher sich die Bedeutung der Festungen (des Festungsvierecks) Geltung verschafft hätte; nach welcher Richtung hin bleibt allerdings zweifelhaft.

1866 kommt in dem Kriege zwischen Oesterreich und Italien das Festungsviereck erfolgreich zur Wirkung, da es die italienische Armee zur Theilung verlockt. Dem gegenüber muß das geschickte Verfahren der österreichischen Heeresleitung Bewunderung erregen, wie sie im richtigen Gefühl für die große Unterstützung, welche ihr die Festungen gewähren, gegen die Uebermacht unerschrocken die Offensive ergreift und den Sieg zu erkämpfen versteht. Diejenige Festung, die gerade in der Nähe lag, Peschiera, betheiligte sich sofort durch einen weit vorstoßenden Ausfall.

In Bezug auf den Krieg 1870/71 ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird:

1) Der Mittelpunkt des Kampfes gegen das Kaiserreich (des ersten Theils des Krieges) war ein Kampf gegen die Rheinarmee, und da diese sich mit der Festung Metz identifizirte, folglich ein Kampf um Metz. Die Schlacht bei Wörth machte die Flanke der I. und II. deutschen Armee frei, und die Schlacht bei Sedan vernichtete die erste und letzte Entsatzarmee, welche die Befreiung der Rheinarmee aus Metz zum Ziel hatte. Die Kapitulation von Metz ist nur die letzte Frucht des Kampfes gegen das Kaiserreich, welche gepflückt wurde, nachdem der Baum, an dem sie reifte, schon lange gefällt war.

2) Der Mittelpunkt des Kampfes gegen die Republik (des zweiten Theils des Krieges) ist wiederum der Kampf um eine Festung, um Paris. Alle Schlachten im weitern Umkreise dieser Stadt, gegen Norden, Westen, Süden und Südosten sind weiter nichts, als entweder die Zurückweisungen der Entsatzversuche oder die Vernichtung derselben in ihrem ersten Keim.

Auch in diesem Kriege fand eine bewußte Ausnutzung der Festungen, behufs Unterstützung der Heereskraft in der Schlacht, nicht statt. Am 18. August schlug sich die französische Armee nur gezwungen in der Stellung Gravelotte — St. Privat. Die Festungen wurden noch immer als Zufluchtsort für die Heereskraft angesehen.

Aus dem Vorstehenden und aus dem Verlauf der Belagerung von Paris nebst den dazugehörigen Entsatz-Versuchen erhellt übrigens der den Krieg 1870/71 karakterisirende Umstand, daß in demselben die Festungen eine bei weitem höhere Bedeutung erlangen als die Feldarmeen, und daß die letzteren sich größtentheils im Dienst der ersteren tummeln.

Welcher Gegensatz zu den Kriegen des ersten Kaiserreichs!

Der Grund hiervon war ein ganz natürlicher: Die französischen Feldarmeen erfüllten ihre Aufgabe nicht, deshalb traten die Festungen mit ihrer Widerstandskraft in erste Linie. Dieser Grund und das meist traurige Ende der Festungen und der darin befindlichen Heere mögen vielleicht davor be-

wahren, diesem einseitigen Hervortreten der Festungen gar zu eilig einen besonderen prinzipiellen Werth beizulegen. Es liegt im Gegentheil hierin ein Beweis, wie sie die Feldarmee nicht ersetzen können, und wie die Verwendung der Festungen nur ihrer selbst und ihres passiven Widerstandes wegen eine den Eigenschaften der Festungen völlig entsprechende nicht sein kann.

Der neueste Krieg, der russisch-türkische, liefert einen großen Beitrag zu dem Kapitel der Festungen, und sollen hier einschlägige Vorgänge dieses Krieges an geeigneter Stelle zur Sprache gebracht werden.

Aus dieser kurzen historischen Uebersicht geht hervor, wie einzig und allein im Zeitalter Friedrichs des Großen die Ausnutzung der Festungen annähernd systematisch von dem sich schwächer fühlenden und auf die allgemeine Defensive angewiesenen Theil betrieben wurde, und zwar in der Richtung, daß die Festung vor allem die Unterstützung der im freien Felde kämpfenden Armee zu übernehmen hatte. Wenn sich nach dem Kampf eine Armee in die Festung einschließen ließ — wie bei Prag —, so geschah es nur unter dem Druck der äußersten Nothwendigkeit, welche absolut keine andere augenblickliche Rettung zuließ. Alle Bestrebungen, sich aus dieser Lage zu befreien, deuten aber darauf hin, wie wenig diese Lage als dem allgemeinen Kriegszwecke entsprechend erachtet wurde und wie sehr sie nur ein Nothbehelf war. Was die Festungen überhaupt leisten können, ist damals geleistet worden: Sie mußten lebhaften Widerstand für sich und durch sich selbst leisten, sie mußten die Feldarmeen bei deren Kampf unterstützen und schließlich geschlagene Armeen aufnehmen.

Nun ist es allerdings etwas Auffallendes, daß in den genannten vier Schlachten des siebenjährigen Krieges der eine Theil, welcher die Unterstützung der Festung in Anspruch nahm, auch jedesmal der geschlagene Theil ist. Es möchte daher im ersten Augenblick fraglich erscheinen, ob denn eine solche Festungsunterstützung wirklich von Nutzen gewesen ist. In den nachstehend näher ausgeführten Beispielen soll versucht werden, eine Entscheidung hierauf zu geben.

Schlacht bei Prag, 6. Mai 1757.

(Siehe Skizze I.)

Die Festung Prag war besetzt von etwa 13 000 Oesterreichern, die Stärke der österreichischen Armee betrug 61 000 Mann. Dieser gegenüber vereinigte der König am 6. Mai seine bei Czimitz, Mieschitz und Brandeis stehenden Armeetheile vermittelst eines konzentrischen Vormarsches gegen Prag und kam hierdurch auf die Stärke von 64 000 Mann. Auf dem linken Moldau-Ufer blieb der Marschall Keith behufs Einschließung der Westseite der Festung mit 24 000 Mann stehen, und sollte ein Theil dieser Truppen während der Schlacht im Süden der Festung bei Branik unter dem Befehl des Fürsten Moritz von Dessau die Moldau überschreiten, um die Rückzugs-

linie der Oesterreicher zu besetzen. (Wegen Mangels an Brückenmaterial kam letzteres jedoch nicht zur Ausführung.)

Die Oesterreicher, welche ihr Lager dicht bei Prag aufgeschlagen hatten, um das Herannahen weiterer Streitkräfte abzuwarten, waren auf eine Schlacht nicht vorbereitet. Erst als der König von Preußen auf der Höhe von Prosik erschien, wurde eine Stellung bezogen, welche den linken Flügel an die Festung lehnte, den rechten Flügel aber zurückbog. Die Preußen griffen an, drückten auf den rechten Flügel und siegten, indem sie die österreichische Armee nach der Festung hineinwarfen.

Vor allem fällt hier die große Unthätigkeit der österreichischen Heeresleitung auf. Der gefürchtete Feind war in der Nähe, hatte die Brücke über die Moldau bei Seltz im Besitz und war dadurch Herr beider Ufer dieses Flusses. Es geschah jedoch nichts, um die Preußen zu beobachten, um eine Stellung vorzubereiten oder um einen Uferwechsel vornehmen zu können. Bei einer solchen Thatenlosigkeit, die nicht einmal für nöthig fand, für die lediglich defensive Abwehr irgend etwas vorzubereiten, war aber auch nicht zu erwarten, daß die Nachtheile, welche mit der Offensive des Königs nothwendig Hand in Hand gingen, d. h. die Theilung seiner Kräfte und das Aufgeben seiner Rückzugslinie, von den Oesterreichern irgendwie ausgenutzt worden wären.

Ferner war die Abhängigkeit der österreichischen Armee von der Festung eine zu große. Es standen nicht unbeträchtliche Verstärkungen in ziemlicher Nähe südöstlich von Prag, und es war möglich durch einen konzentrischen Marsch (ähnlich wie der König es that) diese Kräfte mit der Hauptarmee binnen einem Tage südwestlich von Böhmisch-Brod zu vereinigen. Es gehörte allerdings hierzu, daß sich die Hauptarmee von der Festung auf kurze Zeit und auf geringe Entfernung trennte. Einen solchen Gedanken scheint der Einfluß der Festung aber gar nicht haben aufkommen oder wenigstens nicht zu seinem Recht haben kommen lassen. Wer einmal in dem Zauberkreise einer Festung befangen ist, neigt nur zu sehr dazu, den Einfluß und Werth derselben zu überschätzen, andererseits dagegen den Maßstab zu verlieren für den Werth anderweitiger Vortheile und für die etwaige Nothwendigkeit, sich dieser Vortheile so schnell als möglich zu versichern, auch wenn dafür weniger günstige Dinge aufgegeben werden müßten. Bei den Oesterreichern mußte eine schnelle Vereinigung aller Kräfte möglichst mit Ausnutzung von Festung und Fluß Hand in Hand gehen. So konnte letzteres vielleicht darin bestehen, durch Prag hindurch und südlich der Stadt überraschend auf das linke Moldau-Ufer überzugehen, um den Marschall Keith zu schlagen, die Brücke bei Seltz zu zerstören und die rückwärtigen Verbindungen des Königs nach Sachsen zu bedrohen. Es geschah jedoch nichts, und das energische Dazwischenfahren des Königs fand den einzigen Widerstand in der Tapferkeit der österreichischen Soldaten, während die geistige Kraft der österreichischen Heeresleitung nichts entgegenzusetzen vermochte.

Ihre unter dem scheinbaren Schutz der Festung nur langsam reifenden Pläne wurden allein durch das schnelle Vorgehen des Königs zerstört. Der Einfluß der Festung auf die österreichische Heeresleitung kam hier in einer wesentlich schädlichen Weise zum Ausdruck, und war die Unterstützung von Festung und Fluß dementsprechend so ungenügend als möglich benutzt worden.

Schlacht bei Torgau, den 3. November 1760.
(Siehe Skizze II.)

Die Oesterreicher unter Feldmarschall Daun hatten Torgau in Besitz, das gegen einen Handstreich durch Befestigungen gesichert war und drei über die Elbe geschlagene Brücken deckte. Die Festung wurde hier (ebenso wie Prag) lediglich als eine Flankenanlehnung benutzt, und handelte es sich nur um Abwehr der feindlichen Angriffe.

Wie bei Prag eine Theilung der preußischen Kräfte des Flusses wegen nothwendig war, diese Theilung aber von den Oesterreichern in keiner Weise ausgenutzt wurde, so auch bei Torgau. Hier veranlaßte jedoch die österreichische Stellung selbst und deren Anlehnung einerseits an die Festung, andererseits an die ausgedehnte Weidenhayner Haide eine Trennung des preußischen Heeres. Dennoch blieben die Oesterreicher — besonders das Korps des Generals Lascy — unbeweglich in ihrer Defensivstellung.

Der günstige Einfluß und die Unterstützung, welche von der Festung und dem Fluß ausgehen sollten, verkehrte sich hier gerade in das Gegentheil, indem durch ein ängstliches Festhalten an den beiden unterstützenden Objekten, dieselben einen beträchtlichen Theil der österreichischen Armee für die Schlacht nicht verwendbar machten, hierdurch vielmehr eine Schwächung der Oesterreicher an Stelle einer Verstärkung derselben verursachten. Auch machte sich der Nutzen, den die sichere Anlehnung des linken Flügels an die befestigte Stadt und an den Fluß nebst den Teichen gewährte, nur so lange geltend, als Zieten mit seinem Korps sich auf das Demonstriren beschränkte. Sowie derselbe sich jedoch links schob und angriff, da zeigte sich die Unbeholfenheit der österreichischen Maßnahmen und die Unzulänglichkeit der Defensive.

Eines Punktes sei hier noch Erwähnung gethan, welcher bei Prag wie bei Torgau entscheidend war und auch in der modernen Zeit gleich entscheidend gewesen ist. Bei den Vertheidigungsstellungen schwebt jedes Mal der der Festung und dem Fluß entgegengesetzte Flügel mehr oder weniger in der Luft, wenn er auch Fronthindernisse und Flankenanlehnungen hat. Bei Prag hinderten weder die Teiche noch Bäche die Umfassung des rechten Flügels, bei Torgau vermochte dies ebensowenig die Weidenhayner Haide, und in neuester Zeit bei Gravelotte wurde der rechte Flügel bei St. Privat, dessen Stärke in der außerordentlichen Feuerwirkung lag, ebenfalls umfaßt, und dadurch die Schlacht entschieden. Wenn die Armee, welche im Besitz der Festung ist, eine defensive Schlacht liefert, so liegt es nahe, den Flügel,

welcher der Festung abgekehrt ist, — in den drei genannten Schlachten immer der rechte Flügel — durch Feldbefestigungen zu verstärken. Bei Prag würde dies um so nöthiger gewesen sein, als hinter dem rechten Flügel die Rückzugslinien lagen; bei Torgau waren ein paar alte Schanzen vorhanden, und wurde ein großer Waldverhau gemacht; bei St. Privat waren nur Schützengräben, allenfalls Geschütz-Emplacements vorbereitet. Um den Gedanken nicht hier abbrechen und erst später wieder aufnehmen zu müssen, so sei hier vorgreifend weiter erwähnt: Gerade in der neuesten Zeit sind diese Verstärkungen in Form bedeutenderer Feldbefestigungen um so mehr geboten, als diese auch das einzige Mittel sind, die eigenen Truppen vor allzugroßen Verlusten zu bewahren. Der jetzige russisch-türkische Krieg ist ein wahrer Befestigungs- (nicht Festungs-) Krieg, und wenn derselbe auch nicht absolute Normen für die Kampfesweise regulärer Feldarmeen großer Staaten schafft, so ist die hervorragende Verwendung des Spatens dennoch eine beachtenswerthe Thatsache.

In Anbetracht der jetzigen Feuerwirkung ist man mehr und mehr geneigt, in der Defensive lediglich eine Abwehr zu sehen, welche allein durch wirksames Feuer erzielt wird. Das ist aber nur der erste Theil der Defensive, denn wie früher, so auch noch jetzt, liegt ihr Schwerpunkt in der richtigen Verwendung der Reserven. Zu untersuchen, wie diese Verwendung zu geschehen habe, ist nicht Sache dieser Studie; sie will nur darauf hinlenken, daß die Feldbefestigungen diesen zweiten wichtigsten Theil der Defensive unterstützen können, indem sie durch ihre längere Widerstandskraft dem Vertheidiger zuerst Gelegenheit geben, die Hauptangriffsrichtung des Gegners zu erkennen, und dann auch Zeit geben, dieser Erkenntniß gemäß die Reserven zu dirigiren.

Schlacht bei Minden, den 1. August 1759.

(Siehe Skizze III.)

Die Festung Minden war in den Händen des Marschall Contades, unter dessen Befehl die französische Armee in einer starken Position südwestlich dieser Stadt stand. Mit der Festung beherrschten die Franzosen gleichzeitig die Weser und deren Uebergänge. Die gewählte Stellung war tadellos, die Unterstützung durch Festung und Fluß konnte nicht besser zur Geltung gebracht werden; nach jeder Seite hin war der Abmarsch möglich.

Diese vorzügliche Stellung und das lange Ausharren in derselben hatten bei dem Gegner, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher nutzlos hin- und herzog und den Franzosen nichts anhaben konnte, den Wunsch rege gemacht, den Marschall Contades durch außergewöhnliche Maßregeln zum Verlassen seiner Stellung und zum Vorbrechen in einer oder der anderen Richtung zu vermögen. Zu diesem Zweck wurde der Erbprinz von Braunschweig in den Rücken der französischen Armee geschickt, woselbst er sich bei

Reinslohe und Kirchteningen festsetzte und von hier aus die Zufuhrstraße des Feindes bedrohte.

Der Herzog von Braunschweig selbst bezog am 29. Juli ein Lager nordwestlich der Festung bei Hille, während das Korps des General v. Wangenheim bei Todtenhausen an der Weser stand. Dem Marschall konnte es allerdings nicht bequemer gemacht werden. Alle Umstände mußten ihn zur schnellen Offensive treiben, entweder gegen General v. Wangenheim oder gegen den Erbprinzen, — sie wurde aber erst nach zwei Tagen, und zwar am 1. August gegen General v. Wangenheim in einer wenig schnellen und energischen Weise ergriffen. —

Der Herzog von Braunschweig, welcher, durch anderweitige Verhältnisse gedrängt, an dem gleichen Tage endlich selbst die Offensive ergriff, um eine Entscheidung herbeizuführen, that dies geschickter und schneller, andere hier außer Betracht kommende Umstände begünstigten ihn, und so gewann er einen schnellen entscheidenden Sieg, wo alle Bedingungen für die Niederlage eines Theils seiner Kräfte gegeben waren. Er verdankte den Sieg zum größten Theil dem zu langsam reifenden Entschluß des Gegners und dem Umstand, daß dieser sich die gefährlichere Angriffsrichtung nach Norden wählte, während ein Vorbrechen in südlicher Richtung gegen den Erbprinzen wohl sicherere, wenn auch kleinere Erfolge in Aussicht gestellt hätte.

Nachdem hier durch die günstige Anlehnung einer Armee an eine Festung und einen Fluß der Gegner zu Maßregeln gebracht wird, welche eine Zersplitterung seiner Kräfte herbeiführen, und daher auch gegen denselben die Offensive als das Naturgemäßeste ergriffen werden soll, da kommt dieser richtige Gedanke noch im Augenblick der Ausführung zum Scheitern, weil die Ausführung zu langsam stattfand. Dagegen reüssirt der wenig Erfolg versprechende Angriff des Herzogs, weil derselbe verstand, in die Ausführung dieses sehr anfechtbaren Entschlusses Schnelligkeit und Kraft zu legen. Hier sieht man recht, auf wie schwachen Füßen manchmal die Theorie des richtigen Gedankens im Kriege steht, da sie, auf sich allein und den Marschall Contades angewiesen, arg ins Straucheln und Fallen kommt gegenüber einem energischen und praktischen Heerführer, und seinem nicht sehr schulgerechten Verfahren.

Schlacht bei Breslau, den 22. November 1757.

(Siehe Skizze IV.)

Auf preußischer Seite hatte sich der Herzog von Bevern mit seiner 30 000 Mann starken Armee auf dem rechten Oderufer von Westen her an die Festung Breslau herangezogen, während Herzog Karl von Lothringen mit ungefähr 50 000 Mann auf dem linken Ufer bis Lissa vorrückte. Bis dahin hatte der Herzog von Bevern vermieden sich mit den Oesterreichern zu messen, und kluger Weise hatte er zu diesem Zweck die Oder zwischen sich

und das österreichische Heer gebracht. Nichtsdestoweniger ging er am 1. Oktober, gleich nach Ankunft des Heeres in der Nähe von Breslau, sofort auf das linke Ufer über und bezog im Angesicht der Oesterreicher ein Lager mit der Front gegen die Lohe, die Oder als rechte Flankenanlehnung, die Festung im Rücken. Die letztere war in einer solchen Lage zur Armee verführerisch genug, den Rückzug zu beschleunigen, falls ein Kampf an der Lohe unglücklich ablief.

Der Grund, warum der Herzog von Bevern sich hier auf dem linken Oderufer und vor der Festung aufstellte, anstatt hinter derselben auf dem rechten Ufer zu bleiben, ist ein vollkommen richtiger: er wollte sich die Offensive gegen den Herzog Karl von Lothringen für den Fall sichern, daß derselbe sich durch Detachirungen schwächen würde. Nun traten aber Detachirungen auf österreichischer Seite nicht ein; im Gegentheil, während der mehr als $1^1/_2$ Monate langen Zeit des Gegenüberstehens beider Heere an der Lohe, verstärkten sich die Oesterreicher um 25 000 Mann, welche nach dem Fall der Festung Schweidnitz von dort herangezogen wurden. Jetzt war der Grund, sich auf preußischer Seite die Offensive zu reserviren, in Rücksicht auf das numerische Verhältniß gegenstandslos geworden. Es war vielmehr der Augenblick gekommen, in welchem Festung und Fluß ausgenutzt werden mußten, um sich ungefährdet abziehen und östlich des Flusses eine Stellung besetzen zu können, welche, bis zum Eintreffen des Königs von Roßbach her, gegen die fast dreifache österreichische Uebermacht Sicherung bot.

Wenn auch der Gedanke, aus der Stellung an der Lohe offensiv zu werden, von dem Herzog von Bevern nach dem Fall von Schweidnitz aufgegeben war, so vermochte er doch nicht, den zunächst hieraus folgenden Schritt zu thun, d. h. die Stellung an der Lohe aufzugeben. Der Zweck der Stellung existirte nicht mehr, mithin blieb nur noch die Stellung als solche übrig. Diese war aber schlecht und zu ausgedehnt im Verhältniß zu den Kräften des Herzogs und zur Uebermacht des Feindes. Wenn bis dahin die schlechte Stellung dadurch geheiligt, d. h. gerechtfertigt worden war, daß sie dem guten Zweck der Offensive als Mittel diente, so war sie jetzt seit Wegfall des Zweckes nicht mehr gerechtfertigt, und ein entschlossenerer Führer als der Herzog von Bevern hätte sie um so eher aufgegeben, als — wie schon oben bemerkt — Festung und Fluß ihre Unterstützung für anderweitige Kombinationen in ausreichendster Weise darboten. Der Herzog benutzte diese Hülfsmittel nicht, sondern blieb bei dem halben Gedanken stehen. Die erste Hälfte: das Aufgeben der Offensive — geschah; die zweite Hälfte: mithin das Aufgeben der Stellung — geschah nicht, es blieb daher nur übrig: stehen bleiben und vertheidigungsweise zu verfahren. Dies war das Unangemessenste, was geschehen konnte. Der Herzog wurde geschlagen und Breslau ging nach wenigen Tagen verloren.

Das Lager bei Bunzelwitz, 20. August bis 25. September 1761.

(Siehe Skizze V.)

König Friedrich war im Besitz der Festungen Breslau und Schweidnitz und einer Feldarmee von 55 000 Mann. Die Oesterreicher waren 70 000, die Russen 60 000 Mann stark. Um Schlesien mit seiner kleinen Armee zu halten, kam es dem Könige darauf an, mit den beiden genannten Festungen möglichst gleichzeitig in Verbindung zu bleiben, außerdem eine Belagerung von Schweidnitz zu hindern und sich die Gelegenheit zu sichern, auf einen der beiden Gegner im geeigneten Augenblick loszugehen.

Dem Genie des Königs entsprechend, zeigt sich bei Ausführung dieses Plans, in der Wahl des Lagers von Bunzelwitz, in klarster und einfachster Weise der Gedanke, die Verbindung mit der Festung (hier Schweidnitz) und ihre Unterstützung hauptsächlich dazu auszunutzen, um im richtigen Augenblick offensiv werden zu können. Das war das A und O der damaligen Beziehungen zwischen Feldarmee und Festung, und wurde dieser Grundsatz von dem größten Feldherrn seiner Zeit richtig erkannt. Da aber hier zu erweisen sein wird, ob beziehungsweise wie weit das in früherer Zeit als richtig Erkannte auch heute noch Geltung hat, so wird im Verlauf der Studie noch mehrfach hierauf zurückgekommen werden.

Es ist übrigens das einzige Mal, daß der König zu einem solchen Mittel die Zuflucht nahm. Wenn er sonst immer angegriffen hatte, so hielt er es dieses Mal für zu gewagt, da die österreichische und russische Armee vereinigt waren und dieselben sich in guten Stellungen befanden.

In dem Lager bei Bunzelwitz ist die Festung als Sicherung der linken Flanke benutzt, da die Front gegen Südwesten gerichtet war. Die kleinen Wasserläufe, die Weistritz und die Peile, konnten als ein wesentlicher Schutz gegen Osten nicht angesehen werden, doch trugen sie im Verein mit der Festung und der starken Stellung bei Würben dazu bei, daß auf dieser Seite eine Beobachtung seitens des Feindes nicht stattfand, ein Angriff auf dieser Seite auch am wenigsten zu erwarten war. Ein Flußlauf oder sonstige Terrainhindernisse, welche eine Trennung oder Zersplitterung der feindlichen Kräfte hätten nothwendig gemacht, fanden sich nicht vor, und hatte, hiernach zu urtheilen, der König nur geringe Aussicht, die Oesterreicher oder Russen, welche in einem großen Bogen den Süden, Westen und Norden seiner Stellung umspannten, einzeln angreifen und schlagen zu können. Auch die verschiedenen Entfernungen der Stellungen von einander waren derart gering, daß der König bei einem Vorbrechen, z. B. gegen Süden, sofort die Gegner von Westen und Norden auf sich gezogen hätte, und umgekehrt.

Wenn mithin der König von dem richtigen Gedanken ausging, die Stellung vor allem zur Aufnahme der Offensive zu benutzen, so ging es ihm hier, wie dem Herzog von Bevern bei Breslau: der Moment, welcher die Offensive zulässig machte, trat nicht ein. Bei Breslau sollte es der Zeit-

punkt sein, in welchem der Feind sich durch Detachirungen schwächen würde, bei Bunzelwitz jedoch, wenn eine Trennung der feindlichen Kräfte stattfände. Aber keins von Beiden erfolgte; und wenn das Endresultat bei dem Herzog von Bevern ein unglückliches war, weil er die Defensive nicht zu vermeiden wußte, so wäre das Ende des Lagers bei Bunzelwitz wohl ein ähnlich unglückliches gewesen, weil der König in demselben die Defensive nicht mehr vermeiden konnte. Der Umstand, daß die vereinigten feindlichen Heere in so unzureichender Weise das Ihre thaten und schließlich wegen mangelnder Uebereinstimmung und aus sonstigen Gründen ihre Stellungen aufgaben und abzogen, liegt außerhalb jeder Berechnung.

Der Leser darf es nicht mißverstehen, wenn das Lager von Bunzelwitz in die Reihe dieser Schlachtenbeispiele gesetzt worden ist. Aber bei dem, was diese Studie im Auge hat, kommt es mehr auf die Entwickelung der Verhältnisse zwischen Feldarmee und Festung, mithin auf die Vorbereitung zum Kampf an, als auf diesen selbst. Das Festsetzen und Verharren in der Stellung bei Bunzelwitz ist aber nichts als ein Vorbereiten, es ist nur der erste Theil der Schlacht, — der Kampf wäre der zweite Theil gewesen. Diese halbe Schlacht bietet aber des Lehrreichen so viel, daß sie nicht übersehen werden durfte. Auch ist es gut, sich an diesem Beispiel erneut klar zu machen, daß der Kampf bei jeder kriegerischen Handlung stets den zweiten Theil abzugeben hat, er muß, wie der Refrain in einem Gedicht, das Ende jeder neuen Strophe sein.

Aus den angeführten Beispielen lassen sich folgende Ergebnisse ziehen:

1) Bei Prag, Torgau und Minden hätten die Armeen, welche im Besitz der Festung waren, durch rechtzeitige Aufnahme einer kurzen und schnellen Offensive gegen den getheilten Gegner wohl eher einen Erfolg erzielt als durch ihr defensives Verhalten.

2) Bei Breslau kam es auf Seiten des Herzogs von Bevern auf das rechtzeitige Vermeiden der Defensive an, die Offensive war ganz ausgeschlossen.

3) Bei Bunzelwitz war eine Offensive ebenfalls ausgeschlossen. Wenn die Defensive zum Kampf geführt hätte, so wäre sie dem König höchster Wahrscheinlichkeit nach verderblich geworden.

Aus diesen Punkten geht hervor, daß eine Feldarmee in taktischer Verbindung mit einer Festung gegründete Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie die Einwirkung und Unterstützung der Festung dahin benutzt, den Gegner zur Trennung seiner Kräfte zu nöthigen, um darnach einen Theil desselben in kurzer Offensive zu schlagen, und ferner:

Wenn die Trennung der feindlichen Kräfte nicht erreicht werden kann, so ist ein Kampf in der Defensive nur im äußersten Fall anzunehmen.

Es ist gewagt, aus fünf Beispielen allgemein gültige Regeln ableiten zu wollen, dieselben sollen daher später noch in anderer Weise der Prüfung unterworfen werden. Was den Werth von Regeln im Kriege anbelangt, so möge das Beispiel der Schlacht bei Minden nochmals betont werden, wo der richtige Gedanke ohne Erfolg blieb, weil seine Ausführung eine mangelhafte war. Dieser Hinweis wird dem Leser wohl genügen, um im Vorstehenden nicht eine blinde Hingabe an Regeln zu erblicken.

Uebrigens zeigen die Beispiele, daß das Vorhandensein einer Festung in der unmittelbaren Nachbarschaft der Feldarmee nicht ohne weiteres eine Unterstützung der letzteren abgiebt; im Gegentheil, die Festung ist in mehreren Fällen ein wesentliches Hinderniß für die richtige Verwerthung der Kräfte. Es kommt mithin, wie schon vor Anführung der Beispiele erwähnt wurde, wesentlich darauf hinaus, auf welche Art die Ausnutzung der Festung erfolgt.

Die vorangehenden Erörterungen haben die Verhältnisse zur Grundlage, wie sie vor hundert Jahren bestanden. Zur damaligen Zeit und später, während der langen Kriegsperiode des ersten Napoleon, sind außer den erwähnten Fällen die Festungen als eine Unterstützung der Feldarmee oder gar als Zufluchtsort für dieselbe nicht zur Anwendung gekommen. Woran lag das? Die Festung Prag, in welche die österreichische Armee in der Stärke von 50 000 Mann geflüchtet war (ohne die Kranken und Verwundeten zu zählen), hatte vom 6. Mai bis 20. Juni 1757, also volle 6 Wochen, mit Erfolg der Einschließung getrotzt, — sie lieferte mithin den Beweis, daß trotz der geringen Ausdehnung der damaligen Festungswerke, trotz des schlechten Zustandes, in welchem sich die letzteren befanden, trotz ihrer mangelhaften Armirung, ein längeres Widerstehen in dieser Form, — mithin ein Verfahren wie neuerdings bei Metz, — möglich war. Das Lager bei Bunzelwitz gab in anderer Weise das Vorbild, wie eine Feldarmee zur Deckung eines größeren Landstrichs und behufs Festhaltens numerisch überlegener feindlicher Heeresmassen sich im freien Felde halten kann. Bunzelwitz hatte alle Aussicht das zu werden, was in neuester Zeit Plewna geworden ist.

Da diese zwei Muster für bestimmte Kriegsformen und für die Möglichkeit ihrer Ausführung gegeben und bekannt waren, weshalb sind sie von den größten Meistern des Krieges und ihrer Zeit nicht angewendet worden? Schon der große König griff nur einmal zu einem von diesen Mitteln, und zwar in der allergrößten Noth. Und aus späterer Zeit: weshalb zog 1805 die russisch-österreichische Armee nicht zurück bis Olmütz, anstatt sich bei Austerlitz schlagen zu lassen? Warum blieben 1806 die Theile der flüchtenden preußischen Armee nicht in Magdeburg oder in einzelnen Oderfestungen, an-

statt im freien Felde ohne große Aussicht auf Erfolg, wenn auch mit einem Bundesgenossen, weiter zu schlagen? Weshalb hielt man sich russischerseits 1812 nicht an das schon im Bau begriffene verschanzte Lager an der Düna? Im Jahre 1813 ließ Napoleon gewiß aus guten Gründen die starke Festung Magdeburg außer seinen Kombinationen und stellte sich in die gänzlich freie Ebene; später nach verlorener Schlacht warf er in die Rheinfestungen gerade so viel, als dringend zu ihrer Vertheidignng nothwendig war. Anstatt sich am Rhein irgendwo einschließen zu lassen oder diese Aufgabe seinen Marschällen zu übertragen, ging er mit dem Rest der Armee nach Frankreich zurück auf die Gefahr hin, in dieser Weise bedeutende Landstrecken ohne Schwertstreich dem vorrückenden Feinde zu überlassen. Weshalb stürzte Napoleon in bewunderungswürdiger Weise im Jahr 1814 mit rapider Schnelligkeit von einem Gegner auf den anderen, anstatt irgendwo in der Nähe der Ostgrenze Frankreichs ein großes befestigtes Lager zu errichten, den Haupttheil seiner Armee darin einschließen zu lassen, während er selbst im Innern des Landes neue Truppen zu schaffen suchte?

Die Gründe für diese allseitig bewiesene und vielfach gerechtfertigte Gleichgültigkeit der Feldarmeen gegenüber einer etwaigen Unterstützung durch Festungen oder durch Befestigungen lassen sich schwer in wenigen Punkten zusammenfassen. Unter anderem mag die Nothwendigkeit einer solchen Unterstützung bei den damaligen Kämpfen nicht empfunden worden sein. Als die Waffenwirkung eine geringere war, spielte der Faktor der numerischen Ueberlegenheit noch nicht eine so große Rolle. Er konnte noch hinreichend ersetzt werden durch geschicktes Manövriren und durch die große Offensivkraft der Kavallerie. Die letztere vermochte damals noch Schlachten zu gewinnen, — wozu brauchte man da Festungen und Befestigungen!

Ferner zeigte sich durch die geringe Ausdehnung der Festungen deutlicher als in jetziger Zeit, daß die Situation einer eingeschlossenen Armee eine Zwangslage ist, in welche nur die alleräußerste Nothwendigkeit führen kann, da sie in derselben ihrer Bestimmung, „dem Kampf“, entzogen ist. Auch trug der lebhafte, offensive Geist, der den einen oder den anderen Theil beherrschte, dazu bei, die Führung der Vertheidigung des Landes nur mit größter Beweglichkeit zu handhaben und dieselbe als ein Vorstoßen nach den verschiedenen Richtungen behufs Austheilens von Schlägen zu verstehen.

Seitdem sind schon über 60 Jahre verflossen, und im Kriegswesen hat sich fast alles geändert. Dennoch haben in den neueren Kriegen Vorgänge stattgefunden, welche sich außerordentlich den vorstehend ausgeführten Beziehungen zwischen Festung und Feldarmee aus der Zeit Friedrichs des Großen nähern. Die jetzigen Faktoren des Krieges leiten wieder zur Ausnutzung der Festungen und Befestigungen über, und was noch augenblicklich in der verschiedensten Weise beurtheilt wird, drängt mehr und mehr zu bestimmten Formen hin. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß das auf

die neueren Verhältnisse wohl anzuwenden wäre, was man aus den früheren Beziehungen gelernt hat. Es möge daher die Prüfung der neueren kriegsgeschichtlichen Thatsachen ganz unabhängig von dem Vorangegangenen erfolgen; das Ergebniß wird zeigen, ob und wieweit die ausgesprochene Vermuthung gerechtfertigt ist.

Zweiter Abschnitt.

Was hat eine Festung der jetzigen Zeit in Bezug auf Unterstützung der Feldarmee zu leisten?

Die Untersuchung der Kriegsformen, welche auf der Wechselbeziehung zwischen Feldarmee und Festung beruhen, findet den nächsten Anhalt in den Kämpfen um Metz im Jahre 1870.

Die Kriegsmanipulationen der französischen Rheinarmee im Jahre 1870 haben von Anfang bis zu Ende die Festung Metz in einer oder der andern Weise zur Grundlage, sei es als Rückzugspunkt, als Brückenkopf, als Frontdeckung, als Anlehnungspunkt oder als Zufluchtsort. Diese Festung, welche fast täglich in irgend einer andern Art der Rheinarmee ihre guten Dienste leisten konnte, welche bei richtiger Benutzung die Kraftäußerung der französischen Armee weit über diejenige der vorhandenen 200 000 Mann tüchtiger Truppen hätte erhöhen können, sie wurde dieser Armee verhängnißvoll, und zwar gegenüber einem wenig stärkeren Heere, dem mit Hülfe der Festung nicht ein einziger wenn auch nur vorübergehender Vortheil abgewonnen werden konnte. Die dritte deutsche Armee hatte nicht einmal nöthig, sich zur etwaigen Unterstützung näher an Metz heranzuziehen, geschweige denn daselbst einzugreifen.

In dem Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 steht in dem ersten Theil, Seite 420:

„Da man auf diese Weise bei Metz über 200 000 Mann verfügte (Frankreich nämlich), so hatte man in der That noch keine Veranlassung, an einem Erfolge zu verzweifeln. Die Deutschen schienen mit dem Vordringen zu zögern, vielleicht gelang es auch noch, das bei Châlons sich bildende Reserveheer rechtzeitig an die Mosel heranzuziehen, und tausend Zwischenfälle, deren Folgen sich im Kriege jeder Berechnung entziehen, konnten das Kriegsglück wieder zu Gunsten der französischen Waffen wenden."

„Allerdings stand den Deutschen, im Ganzen genommen, die entschiedene Ueberlegenheit an Zahl zur Seite. Aber große Massen, welche auf engem Raume wohl schlagen können, bedürfen zu ihren Bewegungen einer bedeutenden Ausdehnung in der Tiefe und Breite. Bei dem Ueber-

schreiten der Mosel auf weit auseinanderliegenden Uebergängen waren Fehler möglich, deren geschickte Benutzung den Franzosen auf einem Punkte, an einem Tage die Ueberlegenheit verschaffen konnte. Der Sieg über einen Theil des deutschen Heeres hätte auch den anderen Halt geboten."

„Um solchen Erfolg zu erlangen, genügte freilich nicht eine bloß zuwartende Abwehr; es bedurfte dazu eines immer aufmerksamen und thätigen Verhaltens, bei welchem der große Kriegsplatz Metz eine wohlgeeignete Stütze bilden konnte."

Da hieran anknüpfend lediglich die Wechselbeziehungen zwischen der Rheinarmee und der Festung Metz in theoretischer Weise erörtert werden sollen, so ist es für die weiteren Betrachtungen gleichgültig, daß die allgemeine Kriegslage (nach der Schlacht bei Wörth) der Rheinarmee einen beschleunigten Abmarsch nach Westen bei Metz vorbei nahelegte, daß ferner diese Festung nur wenig widerstandsfähig gewesen sein soll, daß die dritte deutsche Armee zur etwaigen Unterstützung der ersten und zweiten Armee herangezogen werden konnte und dergleichen. Die einzelnen von den sonstigen Verhältnissen losgelösten Thatsachen werden hier zum Anhalt hinreichend sein. (Bei Nachstehendem wird auf die Karten des Generalstabswerkes — Karte 1 und Plan 11 — verwiesen.)

Nachdem in den Tagen vom 6. bis 10. August 1870 eine allgemeine Rückzugsbewegung der Rheinarmee in der Richtung auf Metz stattgefunden hatte, trat dieselbe am 11. August zum ersten Mal in taktische Berührung mit der großen Festung. Wie ein Magnet hatte die letztere die breit ausgedehnten Theile der Armee in einen dichten Haufen an der Ostseite von Metz zusammengezogen. Eine Sicherung schien nur in nächster Nähe stattgefunden zu haben, so daß die deutschen Patrouillen bis dicht an diese Heeresmassen herangehen und jede Bewegung derselben beobachten konnten. So stark sogar hatte die Anziehungskraft der Festung gewirkt, daß die Mosel von Metz aufwärts und das Terrain südlich Metz zwischen Mosel und Seille unbesetzt geblieben waren. Die Armee war wie zu einer Schlacht konzentrirt, ohne die Absicht zu einer solchen zu haben, und ertrug alle Nachtheile, die eine solche Konzentration mit sich bringt, während der alleinige Vortheil der Armee in einer größeren Ausdehnung bestand.

Am 10. August hatte die Armee die Stellung Les Etangs — Courcelles s. N. 2 Meilen östlich der Mosel bezogen, am 11. August dieselbe wieder aufgegeben, am 13. August stand sie unmittelbar östlich Metz. In 3 Tagen war sie 1½ Meile zurückgegangen, ohne daß diese Langsamkeit durch ein zeitweises Aufhalten des Gegners gerechtfertigt worden wäre.

Wenn an diesem unbegreiflichen Zögern vor allem die Unentschiedenheit der Armeeleitung die Schuld trägt, so dürfte doch die Nähe der Festung dazu beigetragen haben, daß man so lange unentschieden bleiben

konnte. Ihr Schutz sorgte ja für die nächsten Tage, und da die französische Kriegführung eine solche von Fall zu Fall war, so blieb man in dieser augenblicklich sicheren Lage so lange es ging. Wie die Sachen lagen, wäre es den Franzosen dienlicher gewesen, wenn ihr Rückzug nicht bei Metz hätte vorbeizugehen brauchen, denn der erste Einfluß, den die Festung auf die Armeeleitung ausübte, war, wie man hier sieht, ein der Armee nachtheiliger.

Der wenig befähigte und unentschlossene Führer eines Heeres wird seine schwankenden und unfertigen Pläne durch ein so bedeutendes Objekt, wie eine große Festung darstellt, desto mehr beeinflussen lassen, je näher er demselben kommt. Die Festung scheint die rettende Insel mitten im Meer zu sein, der das Schiff, dem Kompas und Karten abhanden gekommen, hoffnungsvoll zusteuert. Und ist das Heer erst in einer solchen verfänglichen sicheren Lage, da wird während kostbarer Stunden leicht das Ganze vergessen, und zwar über verhältnißmäßig unbedeutenden Dingen. Die Schwierigkeiten, welche bei einer solchen Konzentration in Bezug auf geregelte Verpflegung, auf Unterbringung, auf Lazarethangelegenheiten, auf Kommunikationsmittel, auf Festhaltung der Ordnung und dergleichen entstehen, beschäftigen und fesseln vielfach alle diejenigen Kräfte, welche nur das Ganze und die augenblickliche große Aufgabe im Auge haben sollten. Dennoch gilt es, zuerst diese selbstgeschaffenen Friktionen zu überwinden, sie sind ja das Nächstliegende, und da die Festung ihren Schutz vorläufig nicht versagt, so wird erst nach Erledigung der dringenden Detailfragen das große Ganze erneut ins Auge gefaßt.

Inzwischen hatte der Transport des Korps, welches Marschall Canrobert befehligte, von Châlons nach Metz begonnen, und mußte die letzte Strecke der dafür zu benutzenden Eisenbahnlinie von Frouard bis Metz durch die Nähe des Feindes mindestens bedroht erscheinen. Auch dieser Umstand hatte nicht vermocht, Theile der Rheinarmee zur Deckung der bezeichneten Eisenbahnstrecke abzuzweigen, was nebenbei noch den anderen Vortheil gehabt hätte, die Moselübergänge südlich Metz gegen Osten zu sichern. Der Glaube macht blind; hier scheint die Blindheit durch den Glauben an den allmächtigen Schutz, den eine Festung verleiht, erzeugt worden zu sein. Was rechts und links lag, war nicht vorhanden.

Oder war es vielleicht gerade umgekehrt?

Der General Coffinières hatte erklärt, daß Metz, sich selbst überlassen, nicht 14 Tage dem Feinde widerstehen könne. Wollte man diese so schwache Festung durch die vorgelagerten Massen vielleicht schützen? Das läßt sich kaum annehmen, denn es wäre eine vollkommene Verkennung der Aufgabe einer Feldarmee gewesen, dieselbe zum Schutz einer Festung zu verwenden. Dann hätte auch, wie es am 14. August geschah, die französische Armee Metz nicht sich selbst überlassen dürfen, als der nachdrängende Feind dicht an die Festung heranrückte.

Aus sämmtlichen bis zum 14. August sich zutragenden Thatsachen (mögen dieselben Beweggründe und Auslegungen haben, welche sie wollen) geht hervor, wie ungünstig die Festung auf die Thätigkeit der Armee einwirkte.

Die Frage, ob diese Einwirkung aber in derselben Zeit eine vortheilhaftere hätte sein können, läßt sich unbedenklich mit Ja beantworten.

Gerade entgegengesetzt dem Verfahren der französischen Armee, welche unthätig und langsam von der Grenze bis unter die Mauern von Metz zurückging, und welche sich in immer schwerfälligeren Formen bewegte, je näher sie der Festung kam, — entgegengesetzt diesem Verfahren muß eine Armee, je mehr sie in die Wirkungssphäre einer Festung tritt, desto thätiger werden, weil durch den Rückhalt, den die Festung bietet, das Vertrauen steigt, und die physische Kraft einen bedingungsweisen Zuwachs durch die Besatzungstruppen und durch die Anlehnung an die Festung erhält. Die Festung darf nicht als ein jederzeit bereiter, verläßlicher Schutz aufgefaßt werden, denn eine solche Auffassung verleitet unmerklich zu einem Sichgehenlassen; sie wird dagegen zur höchsten Thätigkeit und Kraftentwickelung auffordern, wenn in ihr einzig und allein eine augenblickliche Verstärkung der Heereskraft gesehen wird, die sich so bald nicht wieder bietet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist eine schwierige Aufgabe, nun des Näheren zu untersuchen, wie die Nähe der Festung durch die Armee besser auszunutzen gewesen wäre und wie die empfohlene größere Thätigkeit sich hätte offenbaren müssen. Der Versuch, dies darzulegen, darf nicht auf den geschichtlich festgestellten Verhältnissen beruhen, denn da ist auf einer Seite Schwäche und Unentschiedenheit, auf der andern durchdringender Blick und Kühnheit. In der Theorie müssen beide Schaalen gleich schwer sein. Wäre letzteres in der Wirklichkeit der Fall gewesen, so würde die französische Armee in den Tagen vom 7. bis 14. August wohl anders gehandelt haben, was wieder eine andere Handlungsweise bei der deutschen Armee zur Folge gehabt haben müßte. Hätte z. B. die französische Armee ihre Rückzugsbewegungen mehr verschleiert, hätte sie die Abschnitte der französischen und deutschen Nied dazu benutzt, um unter deren Schutz sich schnell nach einem der Flügel zu konzentriren, auf kurze Zeit überraschend offensiv zu werden u. s. f., so wäre auf deutscher Seite der Vormarsch auch nicht in der Weise erfolgt, daß am 14. August der linke Flügel bei Dieulouard bereits die Mosel erreichte, während der rechte Flügel, bis Avancy heraufreichend, sich nur eine Meile der versammelten französischen Armee gegenüber befand.

Es muß mithin von dem wirklich Geschehenen abgesehen und davon nur das hier aufgenommen werden, was als äußerer Rahmen für Wiedergabe der jedesmaligen Anschauung unentbehrlich ist, und das sind das Terrain und das Stärke-Verhältniß der beiden gegenüberstehenden Armeen. Die

Zeit kann ausgeschlossen bleiben, weil hier von einer Einwirkung der dritten deutschen Armee Abstand genommen wird.

Je näher die französische Armee auf ihrem Rückzuge der Mosel kam, desto mehr mußte die Heeresleitung überlegen, wie und wo der wahrscheinlich nothwendige Uebergang zu bewerkstelligen war. Mangel an gehöriger Voraussicht und vielleicht auch an Brückenmaterial führten dazu, daß lediglich im Bereich der Festung der Uebergang stattfand. Der Situation war dies nicht entsprechend.

Nördlich von Metz ist das Terrain für den Uebergang nicht besonders günstig, da die Mosel dicht an den östlichen Thalrand tritt. Die Brücken konnten wohl eine Zeit lang durch Festhalten des Vorterrains gedeckt werden, aber es fehlte jede Möglichkeit, von dem westlichen Thalrand her unterstützend einzugreifen. Südlich von Metz ist dagegen die Anlage gesicherter Brücken in dem nach St. Ruffin und Jussy ausspringenden Bogen der Mosel möglich. Hier tritt der westliche bedeutend überhöhende Thalrand dicht an den Fluß und kann von ihm aus das östliche Ufer gut unter Feuer genommen werden. Südlich Metz war die Anlage von Brücken daher möglich, und zwar unter leidlich günstigen Bedingungen. Etwas Ideales darf im Kriege überhaupt nicht verlangt werden, in der Theorie ist daher ebenfalls davon Abstand zu nehmen. Wenn auch die Uebergänge südlich Metz lagen, so war es nebenbei immer noch thunlich und sogar geboten, einzelne Armeetheile auf die Brücken innerhalb der Festung zu verweisen, die letzteren würden daher nicht nutzlos geblieben sein.

Für die Wahl, die Hauptübergangsstellen südlich Metz herzustellen, würden aber noch andere Gründe sprechen.

Es sind leidliche Bedingungen vorhanden, um in dem Terrain südwestlich Metz einer Armee eine zeitweise feste Stellung mit Anlehnung an die Festung zu geben, dann aber auch dieser Armee den Vortheil zu wahren, den Mosellauf nach Ermessen überschreiten und abwechselnd auf dem rechten oder linken Ufer auftreten zu können. Nebenbei wird bemerkt, daß die nachstehend angegebene Stellung nicht im geringsten als ein Mittel vorgeschlagen werden soll, welches den Franzosen den Erfolg gesichert hätte; denn diese Stellung hat ihre Schattenseiten. Da aber Metz zum Anhalt dieser Betrachtung gemacht worden ist und auch hierfür dienlich scheint, so wird die vorgeschlagene Stellung in Ermangelung einer bessern nur benutzt, um einzelnen Gedanken über die Ausnutzung von Festung und Fluß die nöthige Illustration zu geben. Dies möge sich der Leser bei Nachfolgendem stets vergegenwärtigen.

Der Terrainabschnitt, welcher diese Stellung umfaßt, wird nördlich durch die Festung abgeschlossen und geschützt, und erhält er dadurch in dieser Richtung gesicherte Ausgänge nach beiden Moselufern. Oestlich, in der Front, begrenzt ihn die Seille von Metz bis Cuvry. Der Lauf derselben liegt theilweise unter dem Feuer des Forts Queuleu, theilweise macht die Seille einen

bedeutenden nach Westen einspringenden Bogen (von Magny sur Seille über Marly bis Cuvry), welcher dem Vertheidiger bei einem von Osten her gerichteten Angriff zu Gunsten kommt. Westlich bildet die Mosel die Begrenzung; da sie die Rückseite der Stellung ist, so soll sie im vorliegenden Fall weniger Schutz gewähren, als vielmehr die Möglichkeit bieten, in größerer Breite und ohne besondere Schwierigkeiten überschritten zu werden. Der Schutz, dessen auch der Rücken einer solchen Stellung zu Zeiten bedarf, ist durch Besetzung der waldreichen Höhen hart westlich der Mosel herzustellen, wo die engen zum Fluß herabführenden Thäler und die wenigen Kommunikationen einer vorübergehenden Vertheidigung unter Zuhülfenahme von Feldschanzarbeiten günstig sind. Diese Besetzung hätte erst stattzufinden, wenn sie dringend erforderlich wird. Der Abschluß gegen Süden würde durch Feldbefestigungen in der Linie von Jouy über den Berg des Château St. Blaise, welcher die südlich anschließenden Höhen um ein Beträchtliches überragt, über Gros-Yeux, Prayelle und Haute-Rive an die Seille führen.

Wäre diese Stellung von der französischen Armee besetzt worden, so hätte eine solche Maßregel des weiteren zum Nachdenken aufgefordert, und zwar darüber, wo man sich besonders zu schützen hätte, was von hier aus zu unternehmen sei, ob und wo es günstig sei offensiv zu werden, wie die Kräfte der ansehnlichen Armee zu vertheilen seien, wo Brücken herzurichten wären und dergleichen. In der Stellung, wie sie in Wirklichkeit vom 11. bis 14. August eingenommen wurde, auf der Hochfläche von Borny dicht östlich Metz, gab es dagegen nur zwei Dinge, zwischen denen zu wählen war: den Feind angreifen, oder durch Metz auf das linke Ufer gehen. Alle andern Kombinationen waren durch die unbeholfene Lage der Armee so zu sagen der Luft beraubt. Die ganze Lage war eine beklommene, während in der andern, soeben vorgeschlagenen Stellung das Heer sich freier ausgedehnt und damit auch Raum, Zeit und Gelegenheit für neue Unternehmungen gewonnen hätte.

Es ist kaum nöthig darauf hinzuweisen, daß diese Stellung durch Feldbefestigungen zu verstärken gewesen sein würde, besonders nach Ost und Südost hin. Das 1870 im äußern Ausbau fertige Fort St. Privat hätte auf der Ostseite bereits eine wesentliche Stütze abgegeben. Auch der Werth von Feldbefestigungen darf nicht erst auseinandergesetzt werden, nachdem in der Schlacht bei Gravelotte das zweite französische Korps am Point du jour unter dem Schutz der dort ausgeführten Schanzarbeiten die ununterbrochenen Angriffe des VII., VIII. und schließlich II. preußischen Armeekorps erfolgreich abwies und dabei im Verhältniß zu den andern Theilen der französischen Armee nur geringe Verluste hatte, — und nachdem das neueste bewundernswürdigste Beispiel von Feldbefestigung, die Stellung der Türken bei Plewna, Jedermann vor Augen steht.

Was wären nun die Folgen gewesen, wenn die französische Armee, anstatt in einem Klumpen östlich Metz zu stehen, den bezeichneten Terrain-

abschnitt rechtzeitig besetzt und ihn mit der Geschicklichkeit, welche den Franzosen eigen ist, durch Schanzanlagen verstärkt hätte, während die Festung selbst durch vielleicht 20 000 Mann besetzt wurde?

1) Die Lage als solche wäre vor allem eine geklärtere gewesen. Die Stellung, wie sie in Wirklichkeit vom 12.—14. August eingenommen wurde, verpflanzte vermöge ihrer Nähe und Lage zur Festung viele Nachtheile der überaus engen Konzentration auf die Festung selbst. Die innern Verhältnisse der letzteren, z. B. die Leitung der nothwendigen Armirung der Werke, die Einrichtung von Kommunikationen, von Unterbringungsräumen, die Anordnung und Füllung der Magazine verschiedenster Art und viele andere Sachen, die zur Wehrhaftmachung einer Festung unerläßlich sind, hier aber sehr im Rückstand waren, konnten bei dieser engen Nachbarschaft mit der Armee, bei der Behinderung jeglichen Verkehrs, als dieselbe am 14. August durch die Festung auf das linke Ufer überging, nur leiden. Der Bereich der Festung mußte möglichst intakt bleiben, und dieselbe eine selbstständige Besatzung erhalten, wenn sie bis dahin noch keine gehabt hatte. Alle andern Truppen waren aber soweit entfernt zu halten, daß sie zwar den Schutz der Festung mitgenossen, aber noch ausreichend zu thun fanden, um sich nach den andern Richtungen hin selbst zu sichern.

Wie eine Armee nicht da ist, um eine Festung zu schützen, so ist eine Festung nicht da, um eine Armee zu schützen. Die Armee ist vielmehr eine aktive Kraft, deren Handhabung behindert wird, wenn sie sich in den passiven Schutz einer Festung begiebt, deren Werth aber wächst, wenn die Heeresleitung versteht, die passive Kraft der Festung dem zeitweiligen aktiven Handeln der Feldarmee dienstbar zu machen.

Dem Sinne des Vorstehenden entsprechend, ist eine gewisse Entfernung der Armee von der Festung nothwendig, damit der ersteren die Freiheit der Bewegung gewahrt bleibe. Im entgegengesetzten Fall zeigt sich die Festung zu sehr als Hemmniß, während sie doch Unterstützung sein soll. Um letzteres aber zu sein, muß sie je nach Bedarf, vor der Armee, hinter ihr oder seitwärts derselben liegen, d. h. der Armee muß die Möglichkeit gegeben sein, auf jeder Seite der Festung erscheinen zu können.

2) Da die großen Festungen fast ausschließlich an bedeutenderen Wasserstraßen liegen, so ist es naturgemäß, daß von einer Armee die Unterstützung der Festung besonders dazu verwandt wird, ungefährdet den Uferwechsel vornehmen zu können.

Dies ist aber nur möglich, wenn hinreichende Deckung für solche Bewegung vorhanden, und wenn die Ausführung des Flußüberganges überraschend und mit großer Schnelligkeit erfolgen kann. Bei Metz würden die Festung und die soeben vorgeschlagenen gegen Osten und Süden gerichteten Befestigungen (diese wenigstens auf Zeit) die Deckung übernommen haben.

Für eine überraschende und schnelle Ausführung dagegen war eine breite Basis, mithin auch der Besitz einer längeren Strecke des Flusses, die erste Bedingung. Diesen Besitz gewährt aber ohne weiteres die Stellung Metz—St. Blaise (so soll der Abkürzung wegen der bezeichnete Terrain-Abschnitt genannt werden), aus welcher der Uebergang in einer Frontbreite erfolgen kann, welche von Jouy nöthigenfalls bis zur Insel Chambière in der Höhe des Forts St. Julien reicht. Eine breite Front empfiehlt sich um so mehr, als sie es ermöglicht, neben der größten Schnelligkeit auch die nothwendige Ordnung aufrecht zu erhalten, was nicht unwichtig ist, da solche Uferwechsel vielfach in Dunkelheit und unter Bedrohung durch den Feind ausgeführt werden müssen.

Das waldige Terrain, welches unmittelbar an die zwischen Jouy und Metz zahlreich herzustellenden Brücken grenzt, ist vermittelst der Wege, die in den Thälern auf die plateauartigen Brücken von Rezonville, Gravelotte und Point du jour — Amanvilliers führen, gangbar genug, um dasselbe mit einer Armee in nebeneinander marschirenden Kolonnen schnell zu durchschreiten und das Plateau zu ersteigen, selbst wenn auf demselben bereits feindliche Armeetheile sein sollten. Eine solche Bewegung bedarf jedoch auf der Seite, welche am wahrscheinlichsten einem feindlichen Angriff ausgesetzt sein würde, einer Deckung. Die Einrichtung eines starken Postens auf der Höhe von Dornot, gegenüber dem Schloß St. Blaise, wäre deshalb nothwendig, und müßte derselbe gleichzeitig mit dem Beziehen der Stellung Metz—St. Blaise besetzt werden.

Das bezeichnete Terrain westlich der Mosel ist aber auch ungangbar genug, um geringen Kräften Gelegenheit zu geben, einen zeitweisen, erfolgreichen Widerstand zu leisten. In den Thälern lassen sich nur wenig Truppen entwickeln, und ein Heerestheil, welcher hier von Westen gegen die Mosel vordringen wollte, würde sich vielfach zersplittern müssen.

Oestlich der Mosel ist das Terrain ebenfalls für den Flußübergang günstig, sei dies vom rechten auf das linke Ufer oder umgekehrt, da die zwischen Mosel und Seille nach Metz hinstreichenden Höhen die Uebergangsstellen vor Einsicht gegen Osten decken.

3. Die Wahl der Stellung Metz—St. Blaise hat ferner zum Ergebniß, daß in ihr die Möglichkeit gewährt ist jederzeit offensiv zu werden. Auch wenn die Armee im allgemeinen zum vertheidigungsweisen Verfahren genöthigt ist, so darf sie jedoch die Gelegenheit, zeitweise zur Offensive überzugehen, freiwillig nie aufgeben, was der Fall ist, wenn die Armee gleich hinter die Mosel zurückginge.

Es läßt sich nicht näher ausführen, auf was für Maßregeln des Feindes und auf was für eigne Rücksichten hin eine Offensive aus der besagten Stellung aufzunehmen wäre; jedenfalls kann dieselbe auf der langen Front von den starken Verschanzungen des Mont St. Blaise an bis nach dem

Fort St. Julien hin an mehreren Punkten gut zur Ausführung kommen. — Da die Wahl des Punktes in der Praxis von vielen Dingen abhängen würde, von denen die Theorie absehen muß, so sei hier nur erwähnt, daß in solchem Fall die Offensive sich möglichst ausschließlich gegen einen der feindlichen Flügel wendet, und daß Schnelligkeit und Ueberraschung die unerläßlichen Hülfsmittel sind.

Soweit die Folgen der Besetzung der Stellung Metz—St. Blaise, wie dieselben sich unmittelbar auf die diese Stellung besetzende Armee geltend machen würden. Es mögen nun ihre anderweitigen Ergebnisse ins Auge gefaßt werden.

Wenn unter 2. gesagt worden war, daß die Unterstützung der Festung besonders dazu ausgenutzt werden solle, einem ungefährdeten Uferwechsel vornehmen zu können, so soll ihr Einfluß ebenso mitwirken, im Gegensatz hiervon dem Feinde den Uferwechsel zu erschweren.

Hiermit würde auf die Wirkungen übergegangen werden, welche die Besetzung der Stellung Metz—St. Blaise auf den Gegner äußern könnte. Die Front der Stellung dehnt sich im Bogen von der Mosel zwischen Jouy und Borny über den Mont St. Blaise an der Seille entlang bei dem Fort Queuleu vorbei nordwärts bis zur Mosel in der Höhe des Forts St. Julien in einer Länge von fast 3 Meilen aus. Außerdem greift sie an dem rechten Flügel mit einem verschanzten starken Posten auf der Höhe von Dornot nach dem linken Moselufer über. Sei es nun, daß die deutschen Streitkräfte in breiter oder schmaler Front, in Armeen getrennt oder vereinigt vor Metz angelangt wären, sie hätten der Ausdehnung des Feindes entsprechend eine weite Strecke zu beobachten gehabt, was mehr Kräfte und Zeit in Anspruch nehmen würde, als dies in Wirklichkeit der Fall war bei der nicht eine Meile breiten Front der französischen Armee auf der Hochfläche von Borny.

Einer solchen Stellung gegenüber trat ferner an das deutsche Heer heran die Entscheidung über die weitern Maßnahmen.

Am nächsten lag der Versuch, die französische Stellung Metz—St. Blaise sofort anzugreifen. Je zeitiger dies geschah, desto eher konnte Aussicht auf einen Erfolg vorhanden sein; auch mochte der Umstand, daß die französische Armee die Mosel hier unmittelbar im Rücken hatte, zu solcher Maßregel ermuthigen. Soweit sich in einer Studie beurtheilen läßt, hatte ein solcher lediglich auf die Front der Stellung beschränkter Angriff wenig Aussicht auf Erfolg. Denn bei seiner sofortigen Ausführung, welche naturgemäß auf das rechte Ufer hätte beschränkt bleiben müssen, wäre eine wirksame Umfassung der Stellung nicht möglich gewesen.

Die Situation hätte wohl zu dem Verfahren genöthigt, die feindliche Front zu beschäftigen und durch gleichzeitiges Vorgehen des einen Flügels über die Mosel den Gegner zu umfassen. Im Norden von Metz war ein

solches Umfassen nicht leicht ausführbar, da es dort der Festung wegen eines bedeutend weiteren Herumgreifens bedurft hätte, um auf den Rücken und die Verbindungen der südwestlich der Festung stehenden französischen Armee zu wirken, auch die Festung in diesem Falle eine sehr unvortheilhafte Trennung der deutschen Streitkräfte veranlassen mußte.

Es blieb mithin der Süden von Metz übrig. — Geschah dort die Umfassung, so mußte unter den voranstehend vorgeschlagenen Verhältnissen weiter südlich ausgeholt werden, als dies in Wirklichkeit geschehen ist. Theile des III. preußischen Armeekorps hätten bei Novéant nicht über die Mosel gehen können.

(Daß bei Novéant die Brücke französischerseits nicht gesprengt worden war, ist ein Beweis, wie sehr sich die Aufmerksamkeit der dortigen Heeresleitung nur auf das Nächstliegende beschränkt hatte. Bei der Besetzung der Stellung Metz — St. Blaise wäre diese Unterlassungssünde entweder nicht vorgekommen, oder beging man sie doch, so hatte sie nicht die nachtheiligen Folgen, da eine Benutzung der Brücke unter dem Feuer starker französischer Batterien auf dem Mont St. Blaise und auf der Höhe bei Dornot nicht möglich gewesen wäre.)

Ein Uebergehen einzelner deutscher Heerestheile auf das linke Moselufer war jetzt nur bei Pont à Mousson und allenfalls bei Champey gesichert auszuführen. Da nun ein französischer Offensivstoß entlang dem rechten Moselufer und zu beiden Seiten der Seille immerhin zu erwarten war, so mußten verhältnißmäßig starke deutsche Kräfte an der Mosel und Seille versammelt werden, um nicht in die Lage zu gerathen, von den auf das andere Ufer vorgeschobenen Heerestheilen, welche die Umfassung des französischen rechten Flügels zur Aufgabe hatten, getrennt zu werden. Die Entschließungen der deutschen Armeeleitung würden mithin durch die Besetzung der Stellung Metz — St. Blaise seitens der Franzosen nicht unwesentlich beeinflußt worden sein, ohne daß die Initiative der französischen Armee gleichwohl einem ähnlichen Zwang unterworfen gewesen wäre. Wie man sieht, klärt sich hier die Einwirkung der Festung dahin auf, daß sie derjenigen Armee, die ihre Unterstützung sucht und die mithin im großen Ganzen vertheidigungsweise verfährt, einen guten Theil Freiheit der Entschließung gewährt, während sie gleichzeitig der feindlichen offensiven Armee einen ganzen Theil dieser Freiheit raubt.

Eine Flußlinie ist nicht ihrer selbst wegen durch eine Armee zu halten, sondern um den günstigen Augenblick der Zweitheilung und der nicht gefechtsmäßigen Formation des Gegners zu benutzen, wenn derselbe den Fluß zu überschreiten unternimmt.

Um diesen Augenblick, der bei großen Armeeverhältnissen immerhin einen oder zwei Tage dauern kann, richtig abzupassen, ist vor allem scharfes

Beobachten des Gegners erforderlich, dann aber Entschluß und schnelle Ausführung. Der Besitz einer Festung an einer Flußlinie kann aber diesem Verfahren nur den größten Vorschub leisten. Und wieder unmittelbar hiermit hängt zusammen und bestätigt sich das früher Gesagte, daß es für eine Armee nothwendig ist, je näher der Festung und dem Fluß, desto thätiger zu werden, weil die Bedingungen für zeitweise Erfolge in der Nachbarschaft von zwei solchen nicht von der Stelle weichenden Bundesgenossen sich mehren.

Wenn hier das „nicht von der Stelle weichen" betont wird, so soll damit eine der versteckteren guten Seiten der Festung und des Flusses an das Licht gezogen werden, d. h. man muß sich bemühen, — um die größte Kraftäußerung jedes Gegenstandes zur Erscheinung und für sich zu Nutze zu bringen — in jedem Gegenstand und aus jeder Konstellation immer alles das für sich Zweckmäßigste und Beste herauszufinden. Der Heerführer, welcher an einen Fluß kommt und in ihm nur ein Bewegungshinderniß sieht, der nimmt den Fluß von seiner negativsten Seite. Glaubt er in ihm nur ein Schutzmittel gegen den Feind, so ist er allerdings schon in die positive Auffassung getreten, in dieser steht er aber noch dicht am Nullpunkt. Derjenige allein fühlt richtig, der am Fluß angekommen, in ihm das willkommene Hülfsmittel für seine geistige Kraft begrüßt, um dieselbe besser als bisher ausnutzen zu können. Ein Heerführer vor Allen muß die Lichtseiten der Dinge zu sehen verstehen.

Im großen Ganzen läßt sich die Einwirkung der Stellung Metz—St. Blaise auf eine feindliche von Osten anrückende Armee dahin zusammenfassen, daß die Letztere zu weiter Ausdehnung genöthigt und dadurch zu einer Schwächung und zu sonst etwaigen falschen Maßregeln verleitet wird. Ein Vorbeigehen an solcher Stellung ist nicht möglich.

Es muß hier nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Festhalten der Stellung Metz — St. Blaise nur als ein zeitweises betrachtet wird, daß ein Angriff allein gegen ihre Front (mithin auf dem rechten Moselufer) wohl kein günstiges Ergebniß haben würde, einem auf dem linken Ufer stattfindenden gleichzeitigen Umfassen des rechten Flügels dagegen in lediglich defensiver Weise nicht zu widerstehen wäre. Die Besetzung der Stellung kann mithin nur zwei Ziele haben:

1) die Möglichkeit der Offensive sich so lange als angängig vorzubehalten, und

2) den Gegner durch das nothwendige Uebergehen eines Theils seiner Kräfte auf das linke Moselufer zur Theilung zu bringen, und während derselben die Offensive, sei es östlich oder westlich der Mosel, zu ergreifen.

Der Zweck der Stellung ist in der Hauptsache mithin die Offensive.

Wenn nach dem Bisherigen vieles dafür spricht, die Unterstützung der Festung dazu auszunutzen, um einen günstigen Moment für die Offensive

herbeizuführen, so liegen auch Umstände vor, welche das Vermeiden der Defensive in der Nähe der Festung wünschenswerth machen.

Jede Defensivschlacht, die in der Nähe einer Festung und eines Flusses von derjenigen Armee angenommen wird, welche die Festung besitzt und welche die letztere als Flügelanlehnung benutzen will, hat für den Vertheidiger den Nachtheil, daß er meist mit dem Rücken gegen den Fluß zu stehen kommen wird. So ist es in vielen Schlachten gewesen, so war es auch am 14. und 18. August. Da übrigens am 14. August dasjenige Flußstück im Rücken der französischen Armee lag, an welchem sich die Festung befand, so machte der Schutz der Festung schließlich gut, was der Fluß in dieser Lage zur Armee Nachtheiliges für letztere mit sich brachte.

Am 18. August war die französische Stellung verhältnißmäßig weit vorwärts vom Flusse gewählt. Dies vermindert wohl die Gefahr für einen spätern Rückzug, vergrößert jedoch die Gefahr, auf dem Flügel, welcher der Festung entgegengesetzt liegt, umfaßt zu werden. (Eine Art, dieser Gefahr zu begegnen, ist bereits im ersten Abschnitt erwähnt worden.) Beide Gefahren lassen sich jedoch gleichzeitig vermeiden, wenn sich die Armee, welche im Besitz der Festung ist, so wenig als möglich in eine Defensivschlacht einläßt, was um so eher geschehen kann, als ein Zwang zu einer solchen nur selten vorhanden sein dürfte.

Nehmen wir die Lage vom 18. August. Die französische Armee hatte nur wenig als Besatzung in der Festung gelassen und stand, die Mosel im Rücken, gesammelt auf dem westlichen Ufer derselben, um den kommenden Angriff abzuwehren. Die deutschen Kräfte waren mit Ausnahme des preußischen I. Armeekorps sämmtlich auf dasselbe Ufer übergegangen und griffen an. Was half den Franzosen in dieser Lage die Festung? Sie deckte die linke Flanke und zum Theil auch den Rücken der Armee, und bewirkte außerdem, daß ein Theil der deutschen Armee, das preußische I. Armeekorps, sich an der Schlacht nicht betheiligen konnte.

Was half den Franzosen der Fluß? Nichts. Im Gegentheil, er war eine ihnen beständig drohende Gefahr im Fall eines Rückzuges, die nur dadurch abgewandt wurde, daß der linke französische Flügel so tüchtig seine Aufgabe erfüllte und die Rückzugslinie nach der Festung offen hielt.

Es geht hieraus hervor, daß die Armee, welche die Festung besitzt, auch die damit verbundenen Vortheile genießt (sie müßte es denn gar zu ungeschickt anfangen, wenn dies nicht der Fall wäre), daß aber der Besitz des Flusses, d. h. die Ausnutzung seiner Vortheile nicht ohne weiteres mit dem Besitz und der Ausnutzung der Festung verknüpft ist. Man sieht dies aus dem vorausgeschickten Beispiel des 18. August, bei welchem der Fluß schon indirekt der deutschen Heeresleitung diente.

Das Gegenstück hierzu liefert die Lage vom 15. und 16. August.

Es stehen Theile des deutschen Heeres bereits auf dem westlichen Ufer,

während die Hauptkräfte erst nach und nach von Osten an die Mosel gelangen. Die französische Armee war westlich Metz versammelt und in der Lage, am 16. August früh mit weit überlegenen Kräften die über die Mosel vorgeschobenen deutschen Truppen zu schlagen. Dazu gehörte eine lebhafte Offensive und eine breite Frontentwickelung; gleichzeitig war von den noch in Metz befindlichen Truppen lebhaft nach Süden und Südosten zu demonstriren.

Was half hier den Franzosen die Festung? Sie zog einen wesentlichen Theil der feindlichen Kräfte auf sich und deckte den Rücken und auch die Flanke der auf dem westlichen Moselufer gegen Süden vordringenden Armee. Was half ihnen hier der Fluß? Er wurde ein Hinderniß für die deutschen Truppen bei deren wahrscheinlichem Rückzug und verzögerte das Eintreffen von Unterstützungen vom östlichen Ufer, oder kürzer: er theilte, schwächte mithin die deutsche Armee.

Aehnliche Gelegenheiten werden aber immer eintreten, wo zwei Heere, eine Festung und ein Fluß zusammen-, bezw. gegen einander wirken. Es ist daher die Behauptung,

> daß die Armee, welche im Besitz der Festung ist, sich so wenig als möglich in eine Defensivschlacht einlassen darf,

dahin zu erweitern,

> daß sie vielmehr offensiv sein muß, weil nur in der Offensive die Vortheile, welche die Festung und der Fluß bieten, gleichzeitig ausgenutzt werden können.

Aber noch ein anderer Umstand spricht für die Vermeidung der Defensive. Die Zeit und die Kraft, die auf dieselbe etwa verwandt werden sollen, können in günstigerer Weise zur Geltung kommen.

Die Thätigkeit, wie sie weiter oben in einer sich immer steigernden Weise von derjenigen Armee verlangt wird, die sich einer Festung nähert, darf sich nicht allein in dem Angriff offenbaren, sie muß auch auf alle möglichen andern Dinge ihr Auge richten und vor keiner Unternehmung zurückschrecken, die ihr leidliche Vortheile verspricht. Aus Vielerlei sei hier ein Punkt herausgegriffen.

Es ist der Munitionsersatz.

Wenn in der Zeit Friedrichs des Großen das Nachführen der Verpflegung einen wesentlichen Einfluß auf die Bewegungen der Heere hatte, und davon die Schnelligkeit der Märsche, die Schlagfertigkeit der Armeen zum größten Theil abhingen, so war eine Störung der Verpflegungsnachschübe oder auch der Magazine durch feindliche Unternehmungen immerhin eine empfindliche Sache. Bei einer sehr vorsichtigen Heeresleitung konnten derartige Verpflegungsstörungen Einfluß auf den Ausgang eines ganzen Sommerfeldzuges haben.

Die Versuche, auf solchen Nebenwegen die feindlichen Entschließungen

mit zu beeinflussen, sind nicht außer Acht zu lassen. Alles, was im Kriege zur Erreichung des Zieles dient, ist wichtig, und wenn Versuche der eben bezeichneten Art bei einer tüchtigen Führung des Gegners auch wenig Erfolg versprechen, so verfehlen sie doch nicht des Eindrucks auf eine schwankende Heeresleitung, ganz abgesehen von dem unangenehmen moralischen Eindruck, den die große Gesammtheit empfängt, wenn sie von dergleichen glücklichen Unternehmungen des Feindes in ihrem Rücken hört.

In der jetzigen Zeit des Schnellschießens gewinnt der geregelte Ersatz der Munition mehr und mehr Bedeutung, und wenn dieser Punkt auch noch nicht mit der Wichtigkeit der Verpflegungsnachschübe unter Friedrich dem Großen zu vergleichen ist, so ist er doch schon so eingreifend, daß der Marschall Bazaine den Rückzug seiner Armee am 19. August in die Festung Metz theilweise durch den Mangel an Munition mit begründen konnte. Der Mangel an Munition war übrigens erklärlich nach den drei Schlachten vom 14., 16. und 18. August, und ist dies in der Zeit der Hinterlader das erste Beispiel, daß das Loos einer großen Armee mit von der Art und Weise der Munitionsergänzung abgehangen hat. — Dieser eine Grund für das Zurückgehen nach Metz ist zwar vielfach als nicht stichhaltig bekämpft und nur als Vorwand betrachtet worden, eigennützigen Absichten des Marschall zu dienen; weshalb aber soll er nicht bestanden haben? Die riesigen Verluste auf deutscher Seite, besonders in den letzten zwei Schlachten, die außerordentliche Ausnutzung der Feuerwirkung auf französischer Seite durch das günstige Terrain und in der Defensive, der stets geringe Prozentsatz der Treffer in der Schlacht, welcher einen enormen Munitionsverbrauch auf französischer Seite voraussetzen läßt, um solche Verluste den Deutschen überhaupt beizubringen — schließlich die mangelhafte Organisation des französischen Trains und des Nachschubes, — sind das nicht Gründe genug, einen Mangel an Munition als wahrscheinlich zu erachten?

Daß aber ein scheinbar so nebensächlicher Grund das Schicksal einer Feldarmee mit entscheiden sollte, der Gedanke ist so neu, daß er nur schwer Eingang findet, lieber wird hinter der Anführung dieses Grundes Landesverrath gewittert. Es ist deshalb als ein günstiger Zufall zu bezeichnen, daß Munitionsmangel, gleich in dem ersten Fall, bei dem er im Großen auftritt, uns auf seine etwaigen, schwerwiegenden Folgen aufmerksam macht und in dieser Richtung zur näheren Ueberlegung zwingt, wie diese empfindliche Seite jedes Heeres zu schützen und wie anzugreifen sei.

Der Marschall Bazaine ließ beides, einerseits die Vorsorge für seine Armee, andererseits das Wirken auf diese empfindliche Stelle des Feindes außer Acht. Er verschwendete in nutzloser Defensive den eigenen kostbaren Vorrath, ohne schon im voraus Maßregeln für den Ersatz desselben zu treffen, und andererseits versäumte er die Gelegenheit, den Gegner an eben dieser Stelle nachhaltig zu treffen.

Es gilt auf die Verbindungen des Feindes zu stoßen und damit auch die Munitionsader desselben zu durchschneiden. — Wenn nun der Marschall am 18. August seine Armee in der Linie Jussy—St. Privat aufstellte und dort den Angriff abwartete, so war er allerdings nicht in der Lage, irgendwo auf den Rücken des Feindes zu wirken. Der angreifende Gegner bietet seine empfindsamen Stellen nicht dar, dieselben müssen aufgesucht werden, und dazu dient wieder die Offensive.

So wie die Sachen am 18. August freilich standen, war der Erfolg einer solchen zweifelhaft, sie mußte daher unterbleiben. Für den Krieg um eine Festung herum gehört an die Spitze der Armee, welche die Festung besitzt, ein Cunktator, der nur dann kämpft, wenn er des Sieges gewiß ist, der aber andererseits auszuweichen und bei den hierzu nothwendigen Bewegungen sogar Vortheile zu erlangen versteht.

Was hinderte die französische Armee, sich am 17. August mit dem Gros mehr nach der Festung heranzuziehen, durch eine Arrieregarde die Stellung bei St. Hubert festzuhalten, um frühzeitig am 18. August aufzubrechen, durch die Festung und rechts und links an derselben vorbei auf das östliche Moselufer überzugehen und hier entlang der Mosel und Seille vorzustoßen? Die Arrieregarde hatte inzwischen am 18. August zu demonstriren und am 19. August auf das östliche Moselufer zu folgen. — Die französische Armee wäre hier auf verhältnißmäßig schwache Kräfte gestoßen (ein Armee-Korps und eine Kavallerie-Division) und hätte durch ihr Vordringen, durch ihre überlegene Kavallerie weithin unter die Trains, unter die Kolonnen aller Art und unter alles, was auf den Verbindungen zwischen einer Armee und ihrem Lande hin- und herzieht, Schrecken und Verwirrung gebracht, die Verbindungen des Feindes wären mit einem Schlage zerrissen worden, und würde derselbe, was Munition betrifft, auf die Vorräthe angewiesen worden sein, welche er in seiner unmittelbaren Nähe auf dem westlichen Moselufer mit sich führte. Eine solche Bewegung ist auch eine Art Offensive, deren Erfolge nicht zu unterschätzen sind, obgleich sie sich meist nur auf das Drum und Dran der feindlichen Armee beschränken.

Wenn das früher Gesagte anerkannt wird — wenn mithin die Armee, welche die Festung besitzt, nur offensiv sein soll bei der annähernd sichern Aussicht auf Erfolg, andererseits aber eine Defensivschlacht unbedingt vermeiden soll, — wenn dies, wie gesagt, auf Grund der früheren Auseinandersetzungen anerkannt wird, was blieb dann der französischen Armee am 17. und 18. August auch anders zu thun übrig, als solch eine Bewegung wie die eben beschriebene? Sie wäre geradezu eine Nothwendigkeit geworden, um der in fast bestimmter Aussicht stehenden Defensivschlacht zu entgehen.

Auf die Ausführung der Bewegung, zu welcher außer Schnelligkeit auch Glück gehören würde, und welche in vielerlei Form möglich war, kann hier

nicht eingegangen werden, dies würde mit zu vielen unbekannten Faktoren rechnen heißen. Nur das nächste Ziel sei bezeichnet: Alles, was sich am 18. August entgegenstellte, war rücksichtslos anzugreifen und zu vernichten, und ferner, was irgendwie an feindlicher Munition zu erlangen war, mußte unbrauchbar gemacht werden. — Es braucht nicht erst angeführt zu werden, welche wichtige Rolle die Festung und der Fluß bei einer solchen That spielen würden!

Eine Bewegung, wie die auf das östliche Moselufer angedeutete, würde das erste Glied einer neuen Kette von Ereignissen geworden sein, da der Gegner jetzt zu den energischsten Maßregeln hätte greifen müssen, um seine Verbindungen wiederherzustellen. Er wäre jetzt genöthigt gewesen, im Angesicht des Feindes den Rückweg über die Mosel zu erzwingen oder zu versuchen, nach einem schnellen Marsch nördlich Metz vorbei, dort den Fluß zu überschreiten. In beiden Fällen mußte er sich in die ungünstige Lage begeben, in der Nähe des Feindes einen Flußübergang auszuführen. Solche Lagen aber herbeizuführen, den Feind zu Bewegungen zu zwingen, welche günstige Aussichten auf Erfolg derjenigen Armee versprechen, die die Festung besitzt, — das sind die Ziele, welche durch eine gesteigerte Thätigkeit und Beweglichkeit dieser Armee häufig zu erreichen sein werden.

Wenn hier die Verhältnisse der französischen Armee bei Metz immer wieder als Anhalt benutzt worden sind, so wird nochmals darauf hingewiesen, daß dies nur geschah, um ein Beispiel zu einzelnen theoretischen Behauptungen anzuführen, damit aber nicht gesagt sein soll, daß die französische Armee wirklich in der Lage gewesen wäre, derartige Situationen herbeizuführen. Zu einer Bewegung, wie die am 18. August hier vorgeschlagene, auf das rechte Moselufer hinüber, fehlten dieser Armee drei nothwendige Dinge: ein Führer, die richtige Organisation und hinreichendes Armeematerial. Das Einzige, was die Armee unbestritten besaß, die Tapferkeit, kommt bei solchen Bewegungen immer erst in letzter Linie.

Hier endet die Betrachtung über die Beziehungen zwischen Festung und Feldarmee, soweit die letztere die Unterstützung der ersteren zum Kampf und zu einzelnen Bewegungen im offenen Felde auszunutzen sucht. Ein Vergleich dieser Beziehungen mit den aus der Zeit Friedrichs des Großen angeführten gegenseitigen Einwirkungen ergiebt in der Art und Weise dieser Ausnutzung die gleichen Formen, auch tritt der dem Alten wie dem Neuen gleich karakteristische Umstand hervor, daß die Festung hauptsächlich die kurze Offensive begünstigt. Die seit den früheren Kriegszeiten stattgehabten Veränderungen im Kriegswesen haben in der besprochenen Richtung nichts neues zur Folge gehabt. Im Gegentheil, sie haben durch die allgemeine Erhöhung der Kraftäußerung — dieselbe verstanden in Bezug auf Menschenzahl, auf Feuerwirkung, auf Ausdehnung und Anlage der Festungen, auf

Kommunikationsmittel und auf die Mittel der schnellen Benachrichtigung — den damals schon bekannten Formen heute mehr Wucht, Ausdruck und Mannigfaltigkeit gegeben. Wenn damals in der Nachbarschaft einer Festung eine einzige Schlacht geschlagen wurde, so wurden jetzt bei Metz drei Schlachten geschlagen; in die Festung Prag flüchteten 50 000 Mann, in die Festung Metz 200 000 Mann.

Nur die Prinzipien, nach denen in der Nähe der Festung zu handeln ist, sind dieselben geblieben. Und welche Verlockung bietet sich, diese Prinzipien mit den enormen Kriegsmitteln der Jetztzeit zur Geltung zu bringen!

Ein einziger Theil hat von der neuen Zeit eine Kraftverminderung zu erdulden gehabt, das ist die Kavallerie. Diese Kraftverminderung ist durch den Kraftzuwachs entstanden, welchen die anderen zwei Waffen erfahren haben, so daß dieselbe Kraftäußerung der Kavallerie, welche ehemals Schlachten entscheidend auftrat, heute auf fast unüberwindliche Abwehren stößt. Die hieraus entstandene Verschiebung der Kräfte führt naturgemäß dazu, für die herabgesetzte Offensivkraft der Kavallerie Ersatz zu suchen. Derselbe ist zum Theil in dem außerordentlich wirkenden Feuer der Artillerie gefunden worden; läge es aber nicht nahe, diesen Ersatz noch zu vervollständigen, indem überhaupt die Möglichkeit einer günstigen Offensive häufiger herbeigeführt würde? Hierzu kann die richtige Unterstützung einer Festung aber dienen, und würde sich das scheinbar Widerspruchsvolle vollziehen, daß das auf Seiten des Repräsentanten der höchsten Beweglichkeit und Offensive Verlorene vermittelst des Repräsentanten der höchsten Ruhe und Defensive wiedergewonnen würde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die voranstehenden Auseinandersetzungen führen übrigens auf drei Erfordernisse, welche an die großen Festungen in Zukunft zu stellen sein werden:

Erstens muß, vorausgesetzt daß die Festung an einem Fluß liegt, ausreichendes Material für mehrere Brücken als Inventar der Festung schon in Friedenszeiten vorhanden sein. Dieselben würden im Kriege nur im Bereich der Festung, also auch in deren Wirkungssphäre noch außerhalb der Forts, zur Verwendung kommen dürfen. Die Stellen, an welchen ein Brückenschlag am günstigsten geschehen kann, sind schon im Frieden zu bezeichnen und an denselben entsprechende Vorrichtungen anzubringen, um den Brückenbau so schnell und so geräuschlos als möglich ausführen zu können. Hierzu gehört, daß das Brückenmaterial möglichst nahe dem Platze untergebracht wird, wo es zur Verwendung kommen soll, daß die Unterbringungsräume fortifikatorisch geschützt werden, und daß an die betreffenden Uferstellen gute Kommunikationen führen. Letzteres ist weniger für die Heranschaffung des Materials, als für das schnelle und ordnungsmäßige Uebergehen größerer Truppenmassen nothwendig. — Auf die Verwendung der Korps- und Divisions-Brückentrains im Bereich der Festung darf nicht gerechnet werden, denn für den Fall, daß

eine Armee ihr Brückenmaterial ganz oder zum Theil in des Feindes Hand hat lassen müssen und sich hierauf an eine Festung heranzieht, würde diese Armee die Vortheile, welche die Unterstützung einer Festung gewährt, in derjenigen Ausdehnung, wie sie nach den voraufgegangenen Erörterungen als erreichbar bezeichnet sind, nicht genießen können. — Wenn die großen Festungen der Neuzeit erst als das angesehen werden, was sie den großen Heeren gegenüber sein sollen, eine Unterstützung, aber kein Schutz und noch viel weniger ein Zufluchtsort, dann wird man sie auch durch entsprechende Ausrüstung befähigen müssen, diese so dankbare und wichtige Rolle übernehmen zu können.

Das zweite Erforderniß ist die Anlage einer Infanterie-Munitions-Fabrik, womöglich in jeder Festung ersten Ranges.

Je größer die Heere sein werden, desto größer auch der Munitionsverbrauch. Wenngleich bei der Infanterie jetzt sehr dahin gewirkt wird, das Feuer in die Hand der Führer zu bekommen und so der unnützen Munitionsverschwendung vorzubeugen, so wird ein Beherrschen des Feuers nur so lange andauern, als eine hinreichende Zahl Offiziere vorhanden ist. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß bei der großen Masse der Neuformationen im Kriegsfalle die Linienoffiziere nur sehr spärlich vertheilt sein werden, weil der Vermehrung der Truppen leider keine Vermehrung der Offiziere gegenübersteht. Da außerdem die Gefechte im Verhältniß mehr Offiziere als Mannschaften kosten, so wird mithin dem im Frieden angestrebten Ziel der Feuerbeherrschung im Kriege wohl nur wenig entsprochen werden.

Der große Munitionsverbrauch wird daher viel von dem geregelten Nachschub abhängen. Da nun große Festungen immer eine oder mehrere Eisenbahnverbindungen mit dem Hinterlande haben, so wäre die Befürchtung wegen eintretenden Munitionsmangels nicht gerechtfertigt, sobald eine Armee, gestützt auf die Festung, den Eisenbahnstrang behufs Nachschub hinter sich hat. Das Wesentliche der Bewegungen einer Armee in der Nachbarschaft einer Festung liegt aber gerade darin, daß die Armee in der Lage sein muß, die Rücksichten der Verbindung mit dem Hinterlande zeitweise außer Acht zu lassen, daß sie mithin anderswo Ersatz für die aufgegebene Hülfsquelle finden muß.

Die französische Armee konnte am 18. August von der etwaigen Wiedergewinnung ihrer zu dieser Zeit schon zerrissenen Verbindungen mit dem Hinterlande völlig abstehen, wenn die Festung in der Lage war, Munition ausreichend zu liefern, während für die deutsche Armee es gefährlich war, ihre Verbindungen bloß zu stellen oder sogar unterbrochen zu sehen, da ihr der Rückhalt an einer Festung fehlte.

Die Vorräthe der in einer Festung vorhandenen Munitionsdepots dürften kaum für die erwähnten Fälle ausreichen, da ein großer Theil der

Vorräthe für die Festungsbesatzung reservirt bleiben muß, und eine Armee längere Zeit auf die Aushülfe der Festung in dieser Richtung angewiesen sein kann. — Wenn schon bei der vollkommen passiven Haltung der französischen Armee diese sich vom 12. bis 18. August, mithin volle 7 Tage, lediglich vermittelst der Unterstützung von Festung und Fluß in einem engen Landstrich halten und die deutsche Armee an denselben fesseln konnte, — wie lange vermag dann ein unternehmender Führer diese günstige Lage zum Aufhalten des Gegners auszunutzen, und wie lange würde die Armee auf die Munitionsunterstützung von Seiten der Festung angewiesen sein! Das Vorhandensein einer Infanterie-Munitions-Fabrik in einer großen Festung scheint daher nothwendig.

Schwerer wäre der Ersatz an Artillerie-Munition. Es bliebe wohl nichts anderes übrig, als die Festungsvorräthe auf solche Eventualitäten hin an Munition zu erhöhen.

Aber noch auf eine dritte Art muß die Festung der Armee dienen, so lange beide in Verbindung bleiben, und zwar in Bezug auf die Verpflegung.

Bis zum 18. August war das Land östlich, südlich und westlich Metz von großen Armeen durchzogen und dessen Lebensmittelvorräthe in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen worden. Ging die französische Armee am 18. August bei Metz auf das östliche Moselufer zurück, so traf sie mitten in diesen Landstrich. Bei einem Aufenthalt von mehreren Tagen in demselben konnte sich wohl Mangel an Nahrungsmitteln einstellen. Detachirungen zwecks Zusammenbringen von Schlachtvieh, Brot und Hafer konnten nur in beschränkter Zahl, auf kurze Strecken und auf kurze Zeit gemacht werden, da alle Kräfte zum Schlagen oder zum Marschiren hätten bereit sein müssen. Es würde daher eine Aushülfe an Lebensmitteln aller Art von der Festung Metz zu liefern gewesen sein, und wäre diese Anforderung nicht zu groß gewesen, wenn man bedenkt, daß von den Festungsvorräthen allein dieselbe Armee in Wirklichkeit mehr als zwei Monate lang verpflegt worden ist. — Auch sind die Aussichten nicht ganz unberechtigt, daß bei einer thätigen Kriegführung und bei den wechselnden Situationen, welche dieselbe in dem Landstrich rings um die Festung im Gefolge hat, die Armee Gelegenheit fände, der Festung die verbrauchten Vorräthe aus dem umliegenden Lande wieder zu ersetzen.

Das dritte Erforderniß besteht mithin in einer über das Maß der gewöhnlichen Besatzungsverhältnisse hinausgehenden Verproviantirung der großen Festungen, wobei auf Präserven besonderer Werth zu legen wäre, da dieselben sich vorzugsweise zur Verwendung bei einer schnell operirenden Feldarmee eignen, bei welcher das Abkochen nicht viel Zeit erfordern darf und außerdem wünschenswerth ist, daß dasselbe jeden Augenblick ohne großen Nachtheil für den Soldaten unterbrochen werden kann.

Dritter Abschnitt.

Ueber Einschließungen.

Aus dem ersten und zweiten Abschnitt lassen sich alle Beziehungen zwischen Armee und Festung dahin zusammenfassen, daß der ersteren bei ihrer Thätigkeit im freien Felde durch die letztere eine zeitweise taktische Unterstützung gewährt werde. Geht die Armee jedoch in die Festung hinein oder wird sie hineingeworfen, und schließt sie der Gegner daselbst ein, so ist trotz der immer noch bestehenden und sogar in erhöhterem Maße bestehenden taktischen Beziehungen eine Unterstützung, wie die oben angedeutete, nicht mehr möglich. Denn etwaige Bewegungen der Armee sind dann nicht mehr eine Thätigkeit im freien Felde, sondern sie sind nur die Versuche, das freie Feld behufs erneuter Ausübung einer solchen Thätigkeit wieder zu gewinnen. Auch ist die Armee inmitten des Festungsbereichs und der feindlichen Armee nicht mehr das, was sie im freien Felde war; sie hat fast alle ihre guten Eigenschaften draußen gelassen.

Sie hat die Bewegungsfähigkeit und die Angriffskraft verloren, und mit der letzteren naturgemäß auch denjenigen Theil der Unterstützung der Festung, welcher ehedem der Offensive zugute kam. Von ihren Eigenschaften bleiben derselben nur unscheinbare Reste, und ist sie von jetzt ab weiter nichts als eine überstarke Festungsbesatzung mit allen Nachtheilen einer solchen. Und allen diesen ungünstigen Umständen gegenüber steht nur ein Vortheil, welcher aber auch nur bedingungsweise als solcher bezeichnet werden kann: es ist das Festhalten entsprechend starker feindlicher Kräfte vor der Festung, mithin ein Aufschub in dem weiteren Vordringen des Gegners. Nur bedingungsweise günstig ist dieser Aufschub, weil es zweifelhaft ist, ob die so gewonnene Zeit anderweitig ausgenutzt werden kann. Wenn man erwägt, daß sie dem bedrohten Lande dazu dienen kann, Neuformationen ins Leben zu rufen, zerstreute Armeetheile zu versammeln und dieselben zum Ersatz heranzuführen, andere Stellungen vorzubereiten und dergleichen, so ist es dem siegreichen Gegner genau ebenso möglich, die betreffende Zeit zur Verbesserung seiner eigenen Lage nach jeder Richtung hin zu verwenden.

Gerade in jetziger Zeit darf der siegreiche Theil dies letztere nicht außer Acht lassen, und möge das Beispiel Preußens im Jahre 1866 nicht vergessen werden, als seine siegreiche Armee, trotz des Abgangs infolge von Kämpfen und Krankheiten, in der Nähe der Donau, dank vieler Nachschübe, numerisch stärker war als im Augenblick der Grenzüberschreitung. Dieses von Preußen angewandte Verfahren wird in der Folge überall nothwendig

werden, denn ein Land mit allgemeiner Wehrpflicht und unter guter organisatorischer Leitung, in welches der Feind eindringt, und welches naturgemäß nach den ersten Unglücksfällen seine Anstrengungen in Bezug auf Schaffung neuer Kräfte verdoppelt, wird hierbei große Resultate haben.

Es ist mithin zulässig zu sagen, daß der Stillstand in dem Vorrücken eines siegreichen Heeres, während dasselbe eine feindliche Armee in einer Festung umschlossen hält, für das bedrohte Land nur ein zweifelhafter Vortheil ist. Die beste Illustration hierzu bietet der russisch-türkische Krieg in der Einschließung der Armee Osman Paschas bei Plewna.

Die daselbst befindliche türkische Armee hielt das Vorrücken der Russen in südlicher Richtung gegen den Balkan auf und zog einen großen Theil der russisch-rumänischen Kräfte mehrere Monate lang auf sich. Während dieser Zeit arbeitete die Türkei mit vieler Energie daran, ihre militärischen Kräfte zu erhöhen; die Russen thaten aber das Gleiche, und den größeren Kräften ihres Staates entsprechend auch mit mehr Erfolg, so daß sie nach dem Falle Plewnas bei Beginn einer neuen Episode des Feldzugs um vieles stärker und auf Grund der bisherigen Erfahrungen auch um vieles klüger waren als beim Donauübergang.

Noch ein anderer Umstand läßt zweifelhaft erscheinen, ob ein Aufhalten des Gegners durch hartnäckiges Beharren in einer Stellung vortheilhaft ist. Die Kriegsgeschichte giebt nur wenig Beispiele, in denen eine einmal eingeschlossene Armee wieder befreit worden wäre. Fast in jedem Fall ist das Ende einer Einschließung die Kapitulation, mit welcher eine ganze Armee vom Schauplatz abtritt und zwar meist in s c h i m p f l i c h e r W e i s e. Aber um den Verlust erstens einer ganzen Armee, zweitens eines möglicher Weise bedeutenden Generals und drittens vielleicht der Waffenehre obendrein ist ein solcher Zeitaufschub, der schon an sich nicht unbedingt als nützlich anzuerkennen ist, zu theuer erkauft.

In neuester Zeit sind die Einschließungen und Kapitulationen so häufig geworden, daß diese Erscheinung die Frage nahe legt, weshalb dieselbe sich gerade jetzt so vielfach zeigt. Die Gründe sind wohl nicht unschwer in den ausgedehnten Festungen und der großen Feuerwirkung zu finden. Während der Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Festungen noch verhältnißmäßig klein, detachirte Forts gab es noch nicht, es lag daher der Gedanke ziemlich fern, dort Schutz zu suchen, wo nur wenig Platz war. Jetzt hingegen bieten die ausgedehnten Festungen hinreichenden Platz und damit auch die Verlockung denselben zu benutzen. Es gehört eine nicht gewöhnliche Willensstärke dazu, diesem verführerischen Umstand in Zeiten des Unglücks zu widerstehen. Was die große Feuerwirkung betrifft, welche früher ebenfalls nicht bestand, so legt dieselbe der jetzigen Kriegführung nahe, theils zum Schutz, theils zum größeren Halt eine Unterstützung im Terrain zu suchen. Entweder führt

dieser Umstand zu dem richtigen Entschluß, die Festungen mehr als bisher auszunutzen (aber damit auch leicht zu dem Fehler, die Festungen als einen geeigneten Zufluchtsort anzusehen), oder er führt zu dem Verfahren, sich im freien Felde der Befestigungen zu bedienen, um die gewählte Stellung zu verstärken. Aber auch letzteres Verfahren bringt seine Fehler mit sich, und die Kriegsgeschichte hat schon ein Beispiel hierfür, — wiederum Plewna. Dort wurde zuerst die Front gegen Osten befestigt, und zeigte sich der Nutzen dieser Maßregel bei dem blutigen Zurückweisen der ersten russischen Angriffe. Als die Russen nun um die Flügel herumzugreifen suchten, setzten sich die türkischen Befestigungen gegen Norden und Süden fort, schließlich mußte auch der Rücken gegen den Angreifer gesichert werden, es entstanden mithin auch gegen Westen Verschanzungen, und hiermit war auf türkischer Seite die Festung, auf russischer Seite dagegen die Einschließung fertig. Das war aber auch der Augenblick für die türkische Armee, um die Stellung zu verlassen, denn bis dahin hatte sie ihren Zweck erfüllt, sie hatte den Feind aufgehalten, vom Augenblick der Einschließung ab hielt sie dagegen den Vertheidiger auf. Was von einer im freien Felde befestigten Stellung zu erreichen war, hatte Osman Pascha erreicht. Durch die Abwehr der Angriffe hatte er dem Gegner eine physische, und noch mehr, eine moralische Niederlage bedenklichster Art beigebracht, und hierdurch einen Landstrich im Besitze zu halten gewußt, welcher ihm vortheilhafte Bedingungen für spätere Operationen bot. Dieser letzte Punkt war der wichtigste; die Bewegungsfreiheit mußte der türkischen Armee unter allen Umständen gewahrt werden und dies wäre geschehen durch Aufgeben der Stellung im richtigen Augenblick. Dieses Aufgeben braucht ja nicht ein Rückzug zu werden, im Gegentheil, es muß ein Wiederaufnehmen der Operationen im freien Felde sein, das, wenn möglich, mit einem Angriff auf besonders exponirte Theile des Gegners zu beginnen hat und aus der augenblicklichen Sachlage noch so viel als möglich Nutzen zu ziehen weiß.

Nach dieser allgemeinen Erörterung ist es nothwendig, auch auf das Sachliche jeder Einschließung näher einzugehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine auf den Bereich der Festung eingeschränkte Armee, welche von dem Feinde eingeschlossen wird, macht in dieser Zwangslage drei verschiedene Phasen durch, welche zum größten Theil von der Lage der einschließenden Armee abhängen. Es müssen daher die Verhältnisse der letzteren zugrunde gelegt werden.

Diese Verhältnisse der Einschließungsarmee sind in den ersten Tagen nach geschehener Einschließung sehr unsicherer Natur. Es herrscht die Schwäche noch vor, welche mit der Besetzung der lang ausgedehnten, rings um die Festung führenden Linie verbunden ist, eine Schwäche, welche doppelt fühlba

wird einem Feinde gegenüber, der mit vereinigter Kraft gegen einen Theil dieser langen Linie überraschend vorbrechen kann. Daß dabei das Terrain die von der Einschließungsarmee nothwendigerweise zu nehmenden Stellungen bevorzugen wird, ist nicht anzunehmen, da die Anlage einer Festung diesen Punkt wohl zu ihrem eigenen Vortheil zu lösen suchen wird. Ferner fehlt in den ersten Tagen die Festigkeit der Stellungen, die erst später durch Verstärkungsarbeiten jeglicher Art entsteht. Das Nothwendigste wird in dieser Richtung allerdings sogleich geschehen müssen, aber noch sind Verschiebungen nothwendig, die verhindern, daß die Truppen sich für einen Abschnitt der Einschließungslinie schon besonders interessiren. Es fehlt noch an den nöthigen Kommunikationsmitteln, die für schnelle Heranziehung der Reserven und für nothwendige Seitenschiebungen behufs Unterstützung benachbarter Truppen erforderlich sind. Liegt die Festung an einem bedeutenderen Stromlauf (wie meist anzunehmen), so fehlt noch die hinreichende Anzahl der Uebergänge und die für dieselben unerläßliche Deckung vermittelst Feldbefestigungen. Diese Flußübergänge sind der empfindlichste Punkt einer Einschließungsarmee. Wenn daher für ihren nachhaltigen Schutz nichts in den ersten Tagen geschehen kann, so bleibt nur übrig, dieselben entweder weit von der Festung abzulegen, oder sie durch Anhäufung stärkerer Truppenmassen zu sichern; beides dürfte aber der Einschließung an und für sich nicht förderlich sein. Die Organisation des ganzen Einschließungsapparates ist noch nicht im Gange, die Telegraphenverbindungen sind erst im Entstehen, die Verpflegung ist noch nicht geregelt, die Dislokation der größeren Reservemassen unterliegt noch Veränderungen, das Hauptquartier besitzt noch nicht eine hinreichende Uebersicht über das Ganze, es müssen Rekognoszirungen zur Aufklärung des Terrains nach der Festung hin, sowie im Rücken des Einschließungskreises gemacht werden, die Beurtheilung über etwaige Durchbruchsrichtungen und über die Art der feindlichen Maßnahmen, aus welchen hierauf Schlüsse gezogen werden könnten, ist noch eine unklare, — alle diese Umstände, welche viele der Leser aus eigener Erfahrung kennen werden, sind die Merkmale einer noch unsichern Lage. Die Zeitdauer derselben giebt die Grenzen der ersten Phase an.

Aber nach wenigen Tagen wird dies besser, weil die Verhältnisse mehr Bestand bekommen. Das unsichere Hin- und Her-, Vor- und Zurückschieben, das Befestigen dieses und jenes Punktes krystallisirt sich zu einer fester und fester werdenden Umwallung, welche alle Gegenstände der Landschaft: Dörfer, Büsche, Wälder, Steinbrüche, Teiche, Wasserlinien, flache Hänge u. dergl. zur Bildung nicht einer, sondern mehrerer Vertheidigungslinien hintereinander benutzt. Diese Umwallung wird selbst einer Festungsenceinte gleich und ist vollkommen geeignet, die Einschließungsarmee gegen jeden Durchbruchsversuch erfolgreich zu unterstützen. Es ist die zweite Phase.

Eine dritte Phase tritt ein, wenn es dem feindlichen Lande gelingt, ein Entsatzheer der eingeschlossenen Armee zu Hülfe zu schicken. Selbst in den Kriegen, welche für den einen Theil besonders ungünstig verlaufen, wird die Gelegenheit zum Formiren und Vorgehen eines Entsatzheeres nicht fehlen, und wird es dann von dem Maß der Annäherung an dies eingeschlossene Heer abhängen, ob die dritte Phase für die Einschließungsarmee wesentliche Veränderungen mit sich bringt.

Der erste und letzte dieser dargestellten Zeitabschnitte sind begreiflicherweise für die Einschließungsarmee die gefährlichsten, und muß es mithin im Wunsch der letzteren liegen, dieselben auf die geringste Zeitdauer zu reduziren. Die erste Phase wird um so kürzer ausfallen, je mehr alle Faktoren der Einschließungsarmee zu einer Beschleunigung der Sicherungs- und Verstärkungsmaßregeln beitragen. Was die dritte Phase betrifft, so hängt deren Abkürzung, oder im günstigsten Fall das Nichteintreten derselben, wesentlich von der Energie der Heeresleitung der Einschließungsarmee ab. Je erfinderischer und thatkräftiger dieselbe während der zweiten Phase sein wird, desto eher wird sie die Uebergabe der Festung und Armee herbeizuführen vermögen, und damit den zweifelhaften Fällen der dritten Phase in geeigneter Weise entgehen. Da dieser letztere Umstand häufig von einer den ganzen Feldzug entscheidenden Wichtigkeit sein dürfte, so muß als unzureichend erachtet werden, wenn die Einwirkung auf die eingeschlossene Armee während der zweiten Phase lediglich der Zeit und dem Hunger überlassen wird. Es müssen vielmehr alle erdenklichen Mittel angewandt werden, um einen beständigen schädigenden Einfluß auf die eingeschlossene Armee zu gewinnen; auch ist es gut, wenn der Karakter des Kampfes nicht zu sehr einem friedlichen modus vivendi weicht, da es ein großes Ziel gilt, dessen Erreichung von der Ersparniß eines einzigen Tages abhängen kann. Beständiger kleiner Krieg, Ueberfälle, tägliche Alarmirungen, möglichste Verengerung der Einschließungslinie und dadurch herbeizuführende Gefechte sind die Parole für die zweite Phase und das Mittel, die letzte Phase zu vermeiden.

Die vorstehend näher karakterisirten drei Zeitabschnitte geben den Anhalt, in welcher Weise auf Seiten der eingeschlossenen Armee die Aussichten einer Befreiung wechseln. Vorausgesetzt, daß auf jeder Seite das Möglichste gethan wird, so ist es nur die erste Phase, in welcher ein Durchbruchsversuch ohne äußere Hülfe gelingen kann.

Wenn in den ersten Tagen die eingeschlossene Armee unter ähnlichen Einflüssen leidet, wie sie weiter oben als auf die Einschließungsarmee wirkend angegeben worden sind, z. B. Unsicherheit über die Maßnahmen des Feindes, Unkenntniß des Terrains, Mangel des präzisen Funktionirens der ganzen Organisation und dergl. mehr, so hat es für die eingeschlossene Armee damit allein nicht sein Bewenden. Zwei Umstände treten noch mit ihrem

ungünstigen Einfluß dazu. Es ist einmal der moralische Zustand, der bei der eingeschlossenen Armee unter dem Einfluß eines Rückzuges oder einer verlustig gegangenen Schlacht an Werth verloren haben wird. Bedenkt man nun, daß bei längerer Einschließung das moralische Element mehr und mehr sinkt, so dürfte in dem Verlauf des zweiten Abschnitts kein Moment eintreten, in welchem das moralische Element voraussichtlich besser wäre, als in den wenigen Tagen der ersten Phase. Der zweite dieser Umstände, welche mit beitragen, daß das Verzögern des Durchbruchs verhängnißvoll wird, liegt in dem Ausschluß jedes glücklichen Zufalls. Ein in der ersten unsicheren Zeit gegen die noch schwachen Linien der Einschließungsarmee geführter Stoß kann noch darauf rechnen, daß er vielleicht auf eine weniger vorbereitete Stellung trifft und dergl., kurz daß der Zufall sich für den Durchbrechenden günstig ausspricht. Diese Möglichkeit schwindet aber von Tage zu Tage mehr, und wird schließlich der Zufall gänzlich aus der geringen Zahl derjenigen günstigen Momente gestrichen, welche dem Eingeschlossenen noch bleiben, nachdem er schon alle schätzenswerthen Eigenschaften einer Feldarmee außerhalb der Forts hat lassen müssen. Die Situation wird mit der Zeit eine so klar ausgeprägte, alle Möglichkeiten sind bei dem langen Verharren in demselben Terrain so genau festgestellt, die Kräfte sind nach jeder Richtung hin so sicher abgewogen, daß die Angelegenheit zwischen der eingeschlossenen und einschließenden Armee mit der Zeit das Aussehen eines Rechenexempels annimmt, bei dem bekanntlich jeder Zufall ausgeschlossen ist.

Aber auch aus der Form des Kampfes einer durchbrechenden Armee ist die Nothwendigkeit einer schleunigen Ausführung des Durchbruchs zu erweisen.

Zwei Dinge sind für den Erfolg bei der jetzigen Kampfesweise erforderlich: die Vorbereitung des von der Infanterie auszuführenden Angriffs durch Artilleriefeuer, und das Flankiren der feindlichen Stellung. Beides ist der durchbrechenden Armee anzuwenden untersagt. Wollte ein Durchbruchsversuch damit anfangen, Batterien aufzufahren und diejenigen Stellungen der Einschließungsarmee längere Zeit zu beschießen, gegen welche der Durchbruch beabsichtigt wird, so wäre die nächste Folge ein Zusammenziehen beträchtlicher feindlicher Kräfte nach dieser Gegend und hiermit ein Vereiteln der Absicht der eingeschlossenen Armee. Sie würde durch ein solches Verfahren ein Avertissement geben, das gerade bei einem Durchbruch vermieden werden muß. So überraschend und so schnell als möglich muß der Angriff geschehen, d. h. die gewöhnliche Taktik muß sich hier umkehren: ohne weitere Vorbereitung hat die Infanterie die erste Arbeit zu thun, Terrain zu schaffen und eine Lücke zu machen, die Arbeit der Artillerie folgt erst hinterdrein.

Hier kommt nun der zweite Punkt zur Geltung: ein Flankiren des Feindes ist nicht möglich, weil derselbe eine annähernd zirkelrunde Linie be-

setzt hält, die keine Flanke hat. Statt dessen bietet die eingeschlossene und in bestimmter Richtung vordringende Armee nach jeder Seite dem zunächstliegenden Kreistheil der Einschließungsarmee die Flanke dar, und verlängern sich diese Flanken, je mehr die Front der vordringenden Durchbruchsarmee vorwärts geht. Erst hier kann die Thätigkeit der Artillerie eingreifen. Dem flankenlosen Gegner muß durch Einreißen einer Lücke erst eine Flanke gegeben werden, um auf dieselbe wirken zu können. Der Kavallerie bleibt zuerst nichts übrig, als ohne Rücksicht auf Verluste der Infanterie dicht zu folgen, und sowie es der letzteren gelingt eine Lücke zu schaffen, durch dieselbe vorzugehen, — es koste, was es wolle, — um demnächst auf den Rücken des Feindes zu wirken.

Man sieht, daß bei einer solchen Gelegenheit Ueberraschung, Schnelligkeit und Ungestüm alle sonstigen Faktoren, welche der eingeschlossenen Armee fehlen, ersetzen muß. — Auf anderer Seite jedoch (und hiermit kommt die Sache auf den Anfangspunkt wieder zurück) darf die Einschließungsarmee sich noch nicht in ihren Stellungen sehr befestigt haben, es muß bei derselben noch alles im Werden sein, wenn das überraschende Vordringen der eingeschlossenen Armee Erfolg haben soll. Das ist aber nur zu erwarten in der ersten Phase der Einschließung; ist diese vorbei, so trifft ein Durchbruchs-Versuch auf festungsartige Stellungen, gegen die alle Tapferkeit nichts ausrichtet.

Wie steht es aber mit der Kehrseite dieser so wichtigen ersten Phase?

Es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden (auch geht es aus dem vorstehenden Theil des dritten Abschnitts hinlänglich hervor), daß bei der großen Ausdehnung der jetzigen Festungen die Einschließungsarmee sich in den ersten Tagen in einer außerordentlich riskanten Lage befindet. Nun wird allerdings eine geschlagene Armee, welche sich in die Festung zurückgezogen hat, gerade diesen schwächsten Zeitpunkt der Einschließungsarmee nicht zum Durchbruch ausnützen können, weil sie selbst noch genug mit sich zu thun hat und die Gesammtheit zu einem neuen beträchtlichen Kraftaufwand noch nicht vorbereitet ist. — Dies stellt sich jedoch anders, wenn eine Armee ganz von selbst bei Annäherung des Gegners die Festung aufsucht und sich in derselben einschließen läßt. Diese Maßregel wäre auch eine Art Ausnutzung im Sinne des zweiten Abschnitts, erstens um den Gegner zur Theilung seiner Kräfte auf einen weiten Raum zu verleiten, zweitens um gegen ihn aus der konzentrirten Stellung offensiv zu werden, und zwar in einer Richtung, die er am wenigsten erwartet und wo er vielleicht die wenigsten Truppen hat. Diese Offensive müßte natürlicherweise am ersten Tage der thatsächlichen Einschließung erfolgen. Eine solche Ausnutzung der Festung und des Flusses (denn ein solcher würde hierbei eine große Unterstützung ergeben) ist allerdings das Extrem dessen, das geleistet werden könnte. Es dürfte aber immerhin ein Wagestück sein, das vom Standpunkt der Theorie nicht

zu empfehlen ist, wenn es auch behufs Vervollständigung der hier betrachteten Verhältnisse angeführt wird.

Die zweite Phase mit ihrer langen Dauer führt während derselben für die eingeschlossene Armee aussichtslose Kämpfe, Unthätigkeit, Indisziplin, Desertionen, Krankheit und Hunger mit sich. Es wird den Besten schwer, sich dem demoralisirenden Einfluß zu entziehen. Der Zweck einer Feldarmee, der Kampf, wird nur noch nebenbei betrieben, und zwar meist als Mittel, sich Nahrung aus den umliegenden Ortschaften zu verschaffen. Die Würde des Kampfes ist hiermit auf seine niedrigste Stufe herabgestiegen, und mit ihr sinkt das Gefühl für militärische Ehre. Das Ende ist entweder ein widerstandloses, schimpfliches Uebergehen aus der nicht anerkannten in die anerkannte Gefangenschaft, oder im besten Fall verzweifeltes letztes Vorbrechen, um die Ehre zu retten und um zu beweisen, was Jeder schon weiß, daß ein Durchbrechen nicht mehr möglich ist. Tausende werden hierbei nutzlos geopfert und andere Tausende gehen in die Gefangenschaft zu einer Zeit, in welcher dem Staat in seiner bedrängtesten Lage jeder tüchtige Soldat doppelt von Werth ist.

Jede Armee, die sich einschließen läßt, leistet darauf Verzicht, im Kriege bei den einzig entscheidenden und den Gegner schädigenden Vorgängen, d. h. im freien Felde bei der Schlacht, mitzuwirken. Die eingeschlossene Armee vermag den Gegner in nichts zu schädigen. Und wenn ein Staat sich im Krieg schwächer als der andere fühlt, so liegt nach den großen Beispielen der Kriegsgeschichte das einzige Hülfsmittel in der höchsten Beweglichkeit der irgendwie disponiblen Kräfte.

Dieser Grundsatz gilt aber für die jetzige Zeit mehr denn je, weil wir im Besitz von Mitteln sind, diese Beweglichkeit auf das höchste zu steigern, wenn wir nebenbei auch genöthigt sind, in den kurzen Momenten des Kampfes mehr als früher zur Unterstützung durch Befestigungen zu greifen. Die letzteren dürfen aber nie die Hauptsache werden, denn dieselben erzeugen leicht eine Stabilität der Kriegführung, welche für den schwächeren Theil — wie der Feldzug 1870/71 und der russisch-türkische Feldzug zeigen — zum Nachtheil ausschlägt.

Doch ehe ein Ende eintritt, wie es in der zweiten Phase angegeben, kann sich noch der letzte Zeitabschnitt mit seinen Entsatzversuchen abspielen. Dieser Abschnitt hat für die eingeschlossene Armee in der Hauptsache denselben Karakter wie der zweite. Während die schädlichen Einflüsse der Einschließung fortwirken, können jedoch kurze Momente eintreten, die ein rücksichtsloses Vorbrechen erfordern, um der in nächster Nähe befindlichen Entsatzarmee in die Hände zu arbeiten. Vorausgesetzt, daß eine Verständigung zwischen beiden Armeen möglich ist (in sicherer Weise wird dies sehr selten stattfinden), kann ein sachgemäßes Zusammenwirken beider wohl eintreten, das viel Aussicht auf Erfolg bietet.

Dennoch hat, wie schon oben bemerkt, die Kriegsgeschichte wenig Beispiele aufzuweisen, in denen eine eingeschlossene Armee durch eine Entsatzarmee befreit worden wäre, obwohl dies kein Beweis dafür ist, daß derartiges auch in Zukunft nur selten geschehen könne. Die geringe Aussicht hierzu darf die Heeresleitung jedoch nicht berechtigen, die ihr unterstellte Armee selbst in der zwingendsten Noth den schweren Nachtheilen zu entziehen und der möglichen schimpflichen Vernichtung entgegenzuführen, welche an den Verlauf und das Ende einer Einschließung meist geknüpft sind.

Schluß.

In dem Vorangegangenen ist versucht worden, die hauptsächlichsten Gründe aller Umgestaltungen unseres Kriegswesens: „Die Erhöhung der Feuerwirkung und das Anwachsen der Heere", stets in dem Vordergrund zu halten.

Der erste Grund führt dazu, sich einen Schutz zu verschaffen, der zweite, eine Unterstützung zu suchen; beides wird in den Befestigungen und Festungen mehr oder weniger gefunden. Der hiernach gerechtfertigte Wunsch, diese Dinge auszunutzen, darf aber nicht ein übermäßiges Hinneigen zu denselben zur Folge haben, wozu die jetzige Zeit auf dem besten Wege ist. Es wird häufig als ein rechtfertigendes Motiv hierfür angegeben, daß ein aus schlechten und unausgebildeten Truppen bestehendes Korps inmitten von Befestigungen einer aus Linientruppen zusammengesetzten Heeresmasse erfolgreich oder wenigstens lange widerstehen kann, während dies im offenen Felde nicht möglich wäre. Dies ist wohl richtig, paßt aber auch nur auf die Fälle, wo von der einen Seite bereits auf die weniger kriegsmäßig ausgebildeten Theile des Volkes zurückgegriffen wird, während bei den vorangehenden Betrachtungen vorwiegend die Thätigkeit der Feldarmeen, welche im Beginn des Krieges auftreten, ins Auge gefaßt worden ist. — Uebrigens paßt auf die Fälle, in denen man mit schlechterem Material hinter Befestigungen die feindlichen besseren Feldarmeen aufzuhalten sucht, das über Einschließungen Gesagte nur in erhöhtem Grade.

Außerdem kommt es darauf an, über den neuen Gesichtspunkten nicht das Gute aus früherer Zeit zu vergessen, soweit sich dasselbe mit dem Neuen vereinen läßt. So droht beispielsweise der außerordentlichen Beweglichkeit, welche die großen Meister des Krieges in der allgemeinen Defensive gezeigt haben, die bedenkliche Aussicht, in das gerade Gegentheil umzuschlagen. Das Verfahren der Schildkröte findet schon zu viel Nachahmung: Alles unter den Panzer zurückzuziehen und nun möglichst lange in dieser Situation auszuhalten.

Es hieße aus dem Rahmen dieser Studie treten, um nun auf Grund der geschehenen Betrachtungen die naheliegenden Folgerungen in Bezug auf die Grundsätze des großen Krieges und auf die nothwendige Entwickelung des Befestigungssystems im inneren Lande zu ziehen. Möge die vorstehende Studie zum Nachdenken darüber anregen.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, wie aus den Beziehungen und gegenseitigen Wirkungen zwischen Festung, und Feldarmee, soweit dieselben in taktische Berührung treten, hervorgeht, daß für die Feldarmee aus der einen Quelle, der Nähe der Festung, zu gleicher Zeit bedeutende Vortheile, aber auch eben so große Gefahren entspringen. Die Festung ist der Sphinx vergleichbar; wer ihre Räthsel nicht löst, den vernichtet sie.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,
General-Lieutenant z. D.

1878.

Drittes und viertes Heft.

Inhalt:

Schleswig 1848.
Aus den hinterlassenen Papieren
des verstorbenen General-Feldmarschall v. Steinmetz.
Herausgegeben und mit einer Lebensskizze versehen von v. Conrady,
Generallieutenant und Kommandeur der 1. Division.

Berlin 1878.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Schleswig 1848.

Aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen General-Feldmarschall von Steinmetz.

Herausgegeben und mit einer Lebensskizze versehen

von

v. Conrady,
Generallieutenant und Kommandeur der 1. Division.

Der verstorbene General-Feldmarschall v. Steinmetz hat durch seine großen Erfolge im Jahre 1866 seinen Platz in der preußischen Geschichte gefunden, aber auch in der Armee unter den Männern, die in Streben, Wirken und Erfolgen für den Nachwuchs als Muster dastehen und zur Nacheiferung anregen. Er hat zu seinen Lebzeiten wenig Freunde in der Armee gehabt. Es lag dies in seinem schroffen Wesen und den hohen Anforderungen, die er im Dienst stellte. Ein ernster, verschlossener Karakter, ist er von seinen Zeitgenossen meist nicht verstanden worden, weil die Motive seines Handelns unbekannt blieben. In der strengen Schule des Lebens erzogen, von schweren Schicksalsschlägen betroffen, die Manchen umgeworfen haben würden, hat er festgestanden im christlichen Glauben an einen gnädigen Gott, sich nach und nach loslösen müssen von allem, was den Menschen an das Leben bindet, und als seine einzige Lebensaufgabe das Wirken für seinen König und sein Vaterland erkannt. Von der Pike auf gedient, niemals außerhalb der Front verwendet, hat er es allein durch seine Tüchtigkeit und seine unbestrittenen Verdienste um die Armee zum Feldmarschall gebracht. Das Leben eines solchen Mannes muß reichen Stoff zur Nacheiferung bieten.

Eine erschöpfende Biographie des Feldmarschall v. Steinmetz jetzt schon zu schreiben wäre unmöglich, weil die großen Ereignisse, in denen ihm eine Rolle zugetheilt worden, in ihren Details noch mancher Klärung bedürfen. Doch darf auch nicht länger gezögert werden Material für seinen künftigen Biographen zu sammeln, weil seine hinterlassenen Papiere wenig Aufschluß über sein früheres Leben geben, und der Zeitgenossen, die ihn persönlich gekannt und mit ihm gelebt haben, immer weniger werden.

Wer mit dem Feldmarschall je in näherer dienstlicher Beziehung gestanden hat, wird leicht die große Unbequemlichkeit, die eine dienstliche Berührung zu ihm mit sich brachte, über dem vielen vergessen, was man von ihm lernen konnte, und so treibt auch mich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen meinen alten strengen Lehrer zu dem Bestreben, ihm nach seinem Tode noch Freunde zu erwerben, deren er im Leben so wenige hatte. Wenn man sein Leben überblickt, so erklärt man sich leicht, weshalb ein so eigenthümlich gearteter Karakter sich so wenig Zuneigung zu erwerben wußte. Es war eben ein Leben voll Mühe und Arbeit, und Gott schenkte ihm die Erfolge des Jahres 1866, um ihn für dies nur dem Dienst geweihte Leben reichlich zu lohnen.

Der Feldmarschall legte vielleicht einen etwas zu großen Werth auf seine Kriegserfahrungen aus den Jahren 1813 bis 1815, aber sein ganzes dienstliches Handeln in allen seinen Stellungen gewöhnte er sich auf jene Erfahrungen zu basiren und so seinem König ein für den Krieg vollständig brauchbares Instrument zu schaffen. Er hat in den Jahren 1813 bis 1815 ein kurzes Kriegstagebuch geführt, was sich in seinen hinterlassenen Papieren gefunden. Es enthält wenig werthvolles Material. Ganz anders verhält es sich mit einem Tagebuch in Briefform, was er im Kriege gegen Dänemark 1848 in Schleswig geführt hat. Hier hat er Alles vom Standpunkt eines kriegs- und diensterfahrenen Offiziers beurtheilt und unter dem augenblicklichen Eindruck der Verhältnisse niedergeschrieben. Obgleich nun jener Krieg in Schleswig von keiner großen Tragweite gewesen, kann aber Jeder, der einen Krieg noch nicht mitgemacht, das Wesen desselben aus jenen Briefen kennen lernen und deshalb, und weil der damalige Major v. Steinmetz jene Briefe wohl zu dem Zwecke geschrieben, sie später einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, glaube ich nur in seinem Sinne zu handeln, wenn ich sie, nachdem ich alles, was sich zur Veröffentlichung nicht eignet, daraus entfernt, in unveränderter Form und Vollständigkeit in nachstehenden Blättern der Oeffentlichkeit übergebe. Es wird so recht dem Sinne des Feldmarschalls entsprechen, wenn sein „Schleswig" einen recht großen Leserkreis in der Armee finden möchte, denn „wir alten Offiziere sind dazu da, unsere Erfahrungen auf die Jüngeren zu übertragen!"

Ich habe mich nicht entschließen können, jene Briefe ohne eine kurze biographische Skizze herauszugeben; sie soll dazu beitragen, den Feldmarschall von Beginn seiner militärischen Laufbahn an verfolgen zu können und, weil die Skizze sehr lückenhaft, alle diejenigen seiner noch lebenden Zeitgenossen, welche ihm in seinen verschiedenen Stellungen nahe gestanden, aufzufordern, das, was sie von ihm wissen, kund zu geben.

Berlin, Ende Januar 1878.

v. Conrady,
Generalmajor.

Die Familie v. Steinmetz läßt sich nur bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts verfolgen. Ein Johann Werner v. Steinmetz, in Hessen geboren, nahm unter König Friedrich II. preußische Dienste, wurde im 7jährigen Kriege 7 Mal verwundet und stand nach dem Kriege im Garnison-Bataillon v. Saß als Hauptmann. Als der bayerische Erbfolgekrieg 1778 ausbrach, bat er den König um Reaktivirung. Er wurde Major und erhielt den Befehl ein Freibataillon zu errichten. Der König sah dasselbe in Breslau auf dem Marsch nach Oberschlesien und war damit so zufrieden, daß er den Major v. Steinmetz zum Oberstlieutenant ernannte. Unter die wenigen Opfer dieses Krieges gehörte der Oberstlieutenant v. Steinmetz. Er wurde bei Romeise durch einen Schuß getödtet. Der König zeigte der Wittwe in einem sehr gnädigen Handschreiben den ruhmvollen Tod selbst an, setzte ihr eine Pension aus und befahl, daß die Söhne im Kadettenkorps erzogen werden sollten. Wirklich haben die vier jüngsten Söhne die Erziehung im Kadettenkorps genossen, die beiden Töchter erhielten eine jährliche Pension von 150 Thlr. und Stiftsstellen (die eine wurde Aebtissin) und lebten bis an ihr Ende in Striegau.

Der Oberstlieutenant Werner v. Steinmetz hinterließ 5 Söhne:

1. Wilhelm, den Vater des Feldmarschalls, geboren 1762. Er diente bis zum Jahre 1788 im Regiment v. Zaremba und v. Maltschitzki, heirathete eine Baroneß von der Mosel, ein vermögendes Mädchen, nahm seinen Abschied, kaufte sich an, kam aber in seinen Vermögensverhältnissen vollständig zurück und hinterließ bei seinem Tode 1805 in Breslau seine Frau und 3 Kinder in den allerdürftigsten Verhältnissen. Es waren dies der älteste Sohn Wilhelm, der zweite Karl, der nachherige Feldmarschall, und die Schwester Mathilde. Der älteste starb 1813 in Halle schwer verwundet. Die Tochter heirathete später den Grafen Oswald Pfeil.

2. Moritz, geboren 1767. Er war auch Offizier, zeichnete sich in der Rheinkampagne so aus, daß er den Orden pour le mérite erhielt, gerieth 1806 in französische Gefangenschaft, machte die Freiheitskriege als Bataillonskommandeur mit, verließ dann den Dienst, verheirathete sich in Küstrin mit einem armen Mädchen und ist im Anfang der fünfziger Jahre im Invalidenhause gestorben. Er hatte 2 Söhne und 5 Töchter, der jüngste Sohn und seine Töchter überlebten ihn. Drei dieser Töchter verheiratheten sich, die eine mit ihrem Onkel, den obigen Grafen Oswald Pfeil, der Wittwer geworden war. Von den beiden unverheiratheten Töchtern lebt die eine noch im Stift zu Charlottenburg. Der Sohn Karl, der Vetter des Feldmarschalls sollte auch Militär werden, nahm aber bereits als Fähnrich seinen Abschied,

wurde später bei der Eisenbahn angestellt und hat sich, von seinem Vetter reichlich unterstützt, redlich durchgeschlagen. Namentlich sorgte der Vetter für die Erziehung der beiden Kinder, widmete dem Sohn Arthur, den er als den einzigen Fortpflanzer des Geschlechts ansah, besonderes Interesse und ist derselbe gegenwärtig im Kadettenkorps in Berlin.

3. Karl Friedrich, geboren 26. Oktober 1768, war ebenfalls Offizier und hat sich als Brigade-Kommandeur in den Freiheitskriegen einen Namen gemacht. 1810 wurde er Kommandeur des Colbergschen Regiments. 1812 erhielt er das Kommando über das 2. Pommersche Infanterie-Regiment und machte mit demselben den Feldzug gegen Rußland mit. Am 17. März 1813, nach dem Einzuge des Yorkschen Korps in Berlin, wurde er Oberstlieutenant und Brigadekommandeur. Nach dem Kriege bekam er als General die Brigade in Trier, nahm jedoch bald seinen Abschied und kaufte unter vom König äußerst günstig gestellten Bedingungen 1818 die Domäne Schönwalde bei Silberberg. Doch erfüllte die Landwirthschaft nicht die Erwartung, die er davon gehegt, so daß, als ihm ein überaus günstiger Preis geboten wurde, er Schönwalde 1821 verkaufte und nach Potsdam zog, wo er eine Besitzung dicht neben dem Kadettenhause kaufte, wo er im Jahre 1837 starb. Er hinterließ keinen Sohn, dagegen 4 Töchter, von denen die dritte, Julie, die erste Gemahlin des Feldmarschalls war.

4. Philipp, geboren 1772.

5. Alexander, geboren 1775.

Die beiden letzteren sind unverheirathet gestorben.

So viel über die genealogischen Verhältnisse des Feldmarschalls, die seiner Lebensskizze vorauszuschicken waren.

Karl Friedrich v. Steinmetz wurde am 27. Dezember 1796 zu Eisenach geboren, wohin seine Eltern von Nürnberg aus gezogen waren. Die zurückgehenden Vermögensverhältnisse der Eltern bestimmten diese, ihre beiden Söhne Wilhelm und Karl in das Kadettenkorps zu geben, und begann im Jahre 1806 in Kulm ihre militärische Erziehung. Nach dem Frieden von Tilsit, in dem auch Kulm von Preußen abgetreten wurde, siedelte das Kadettenkorps nach Stolpe über, 1811 folgte Karl seinem älteren Bruder in das Kadettenkorps zu Berlin. Durch Fleiß und musterhafte Führung gelang es ihm Portepee-Unteroffizier zu werden, und als 1813 die Erhebung Preußens stattfand, wurde er mit noch mehreren anderen Kadetten zum Eintritt in die Armee als Offizier bestimmt, sein älterer Bruder dagegen als Portepeefähnrich.

Er war erst 16 Jahr alt und befand sich gerade an einer Halsentzündung im Lazareth, als ihn die freudige Nachricht erreichte, zur Armee abgehen zu sollen. Jetzt war keine Zeit zum Kranksein und schon nach einigen Tagen verließen die jungen Offizieraspiranten unter Führung eines Kadettenoffiziers, des Hauptmanns v. Selasinski, mit Vorspann Berlin. Durch die Franzosen,

die Frankfurt und Krossen besetzt hatten, gings hindurch nach Breslau, zunächst in die Arme der Mutter, die die Freude ihrer Söhne, gegen die Franzosen zu kämpfen, mit wehmüthigem Herzen theilen mußte. v. Steinmetz wurde vorerst dem 1. Garde-Regiment attachirt und von dem Lieutenant Grafen Lusi in die ersten Mysterien des praktischen Dienstes eingeweiht. Wohnung nahm er bei seiner Mutter, die mit seiner Schwester Mathilde in sehr bescheidenen Verhältnissen in der Nikolai-Vorstadt als Wittwe lebte.

Sehr klein von Statur und noch wenig entwickelt, obgleich tüchtig abgehärtet, befürchtete v. Steinmetz den Anstrengungen des Infanteriedienstes nicht gewachsen zu sein. Dazu kam ein sehr lebhaftes Temperament, viel Kourage und jugendliche Anschauungen, die in dem brennenden Wunsch Ausdruck fanden, Husar zu werden; jedoch waren alle seine Bemühungen, diesen Wunsch zu realisiren, vergeblich, obgleich er auch den damaligen Adjutanten des Königs, Major v. Thiele I., für sich zu interessiren versucht hatte. Als die Kadetten dem König im Schloß vorgestellt wurden, theilte ihnen Se. Majestät selbst die Anstellung mit. v. Steinmetz wurde dem Yorkschen Korps zugetheilt.

Die eiserne Konsequenz, überhaupt die ganze Veranlagung seines Karakters, wie er sich später zum Nutzen der Armee herausgebildet, zeigte schon jetzt die ersten Anfänge bei dem jungen Lieutenant. Er war nicht gewillt von seinem einmal gefaßten Plan zu lassen, ohne alle Mittel erschöpft zu haben. Er begab sich also am nächsten Tage zur Audienzstunde ins Schloß. Als der König in das Audienzzimmer trat und den kleinen Kadetten sah, ging er auf ihn zu und fragte, indem er ihm freundlich die Backen streichelte, was er wolle. v. Steinmetz antwortete dreist, er sei gestern der Infanterie zugetheilt, er habe aber dazu keine Lust, wohl aber zu den Husaren, und er bäte Se. Majestät ihn doch dahin zu versetzen. Der gnädige König hörte ihn ruhig an, sagte aber dann, es ginge nicht, die Infanterie habe viele Manquements, die Kavallerie keine, er solle nur zur Infanterie gehen, es werde ihm schon gefallen; sollte es aber dennoch nicht so sein, so solle es ihm vorbehalten bleiben, später zur Kavallerie überzutreten. Mit diesem Trost gab der junge Steinmetz seinen Wunsch auf. Es hätte wohl auch mit der Equipirung schlimm ausgesehen, die Mutter war nicht einmal in der Lage die Equipirungskosten für die Infanterie zu tragen und mußte zunächst die Hülfe der beiden in Striegau lebenden Tanten, von denen die eine Aebtissin war, in Anspruch genommen werden. Dazu war aber Urlaub nothwendig. Da ging v. Steinmetz, und zwar tags darauf, wieder zu seinem Könige. Derselbe fragte wiederum sehr freundlich, was er wolle. „Majestät, ich habe kein Geld zur Equipirung, hoffe es aber von meinen Tanten in Striegau zu bekommen und bitte unterthänigst um Urlaub." Der König bewilligte ihn freundlich, und als sich v. Steinmetz, wenn auch nicht sofort, doch einige Zeit darauf auf die Post begab, um sich nach Striegau einschreiben zu lassen,

fand er dort bereits einen Postfreipaß für sich vor. „Dieser konnte von Niemand als dem gnädigen König kommen, dessen väterliches Herz in diesem kleinen Zuge so recht zu erkennen ist, denn obgleich er mit schweren, vielfachen und großen Regierungssorgen gerade in jener Zeit mehr als je beschäftigt war, fand er doch Zeit, sich des kleinen, hülfsbedürftigen Kadetten anzunehmen."

Am 21. März reiste er nach einem erfolgreichen Besuch bei den Tanten und nach herzlichem Abschied von Mutter und Schwester aus Breslau nach Berlin ab, wo er am Mittwoch den 25. März abends ankam. Das Yorksche Korps war eingezogen und die Stadt illuminirt.

Am folgenden Tage meldete sich v. Steinmetz beim General York. Dieser pflegte Jeden, der als Einschub in sein Korps kam, mit den Worten zu empfangen: „Ich kann Sie nicht brauchen!" So auch den jungen Steinmetz, den das aber sehr verdroß und der sehr patzig erwiderte: „Wann befehlen Ew. Exzellenz, daß ich wieder zum König, der mich geschickt, zurückreisen soll?" York sah ihn eine Weile an, dann sagte er, er solle auf Parade kommen, dort werde ihn sein Adjutant, der Hauptmann v. Hiller, dem 1. Infanterie-Regiment zutheilen. Dieses wurde vom Major v. Lobenthal kommandirt, das 1. Bataillon führte Major v. Pirch, die 4. Kompagnie, zu der v. Steinmetz kam, der Hauptmann v. Schenk.

So begann v. Steinmetz seine Laufbahn als Lieutenant beim 1. Infanterie-Regiment. Seine beiden Kousinen Karoline und Emilie, Töchter des Oberstlieutenants, der für die Kriegszeit seiner Familie Berlin als Wohnsitz angewiesen hatte, nähten dem jungen Vetter die Offizierzeichen auf die Schultern und übergaben ihm ein Gedicht, was zu Ehren seines Großvaters veröffentlicht worden und also begann:

Der tapfre Steinmetz kämpft und fällt als Held und Patriot,
Berlin beklaget diesen Held, beklaget seinen Tod! rc.

Mit dieser ernsten Mahnung that der junge Steinmetz den ersten Schritt in den großen Krieg.

Dieser begann mit langen Märschen, die Anforderungen an den noch schwachen Körper waren fast zu groß, aber mit eiserner Energie überwand er trotz der wunden Füße die ersten Strapazen mit mehr moralischer Kraft, als zu einem Gefecht nöthig ist. Von der Welt hatte der junge Krieger noch nichts gesehen, um so begieriger sammelte sein beobachtender Geist Eindrücke über Land und Leute, wie aus seinen, während des Krieges geführten kurzen Notizen hervorgeht. Wenn er einmal in ein Quartier kam, wo er einige Mußestunden hatte, suchte er sich irgend ein Buch zu verschaffen, um zu lesen, und er notirte jedesmal, was er gelesen. Wenn seine Kameraden spielten oder Gelage hielten, zog er sich zurück; zu ersterem hatte er kein Geld, durch letztere glaubte er die Stählung seines schwachen Körpers, der er in konsequenter Weise oblag, nicht zu fördern.

Am 5. April kam er zum ersten Mal bei Dannigkow ins Gefecht, „es schien mir sehr bedeutend“; am nächsten Tage kam er nach Gommern ins Quartier. Die Offiziere kamen am Abend zusammen, um den ersten Sieg zu feiern. Hier konnte und wollte er sich nicht ausschließen. „Die Freude war sehr laut, es wurde viel pokulirt, wohl zu viel!“

Dann gings weiter über Dessau nach Köthen, wo v. Steinmetz am 19. April den Fahneneid leistete. Die weiteren Märsche, zum Theil Nachtmärsche und kalte, nasse Biwaks griffen den jungen Krieger sehr an, der junge Offizier verlor aber den Humor nicht, und eine gute Mahlzeit, wie sie sich wohl ab und zu bei einem freundlichen Quartierwirth bot, stellte ihn sofort wieder her. Am 28. April kam er mit dem 1. Bataillon nach Merseburg, von wo die Besatzung am 29. hart bedrängt, unter großen Verlusten zum Rückzug nach Schkeuditz gezwungen wurde. v. Steinmetz kam mit einem Prellschuß am Arm glücklich davon.

Unter beständigen Märschen wurde am 2. Mai um Mittag das Schlachtfeld bei Gr. Görschen erreicht. v. Steinmetz nahm an dem Angriff auf Rhana theil, welcher zuerst reüssirte, das Dorf mußte aber wieder aufgegeben werden.

Am 5. Mai bestand er das Arrieregardengefecht bei Kolditz unter Führung seines Onkels, der bei Gr. Görschen blessirt worden war. Das Gefecht hatte einen bei der Hitze sehr ermüdenden und vom Feinde sehr belästigten Rückzug zur Folge. Bei diesem Rückzug mußte er seinen erschöpften Bruder, der Portepee-Fähnrich beim Ostpreußischen Grenadier-Bataillon war, liegen lassen, ohne ihm helfen zu können. Es ging nun weiter über Großenhayn nach Bautzen, wo man am 12. Mai ankam. Die nächsten Tage wurde wieder hin und hermarschirt, bis zum Treffen bei Königswartha, an dem der junge v. Steinmetz unter den Augen seines Onkels rühmlichen Antheil nahm und zweifach blessirt wurde durch eine Kugel, die den Mittelfinger der linken Hand zerschmetterte und den Bauch streifte. Erst spät abends wurde er verbunden, konnte aber nicht gehen und fuhr deshalb während des nun folgenden Nachtmarsches auf einer Kanone. Am andern Morgen, den 20., wo die Brigade Steinmetz in Reserve stand und nicht zum Gefecht kam, nahm ihn sein Onkel zu sich, gab ihm auch andern Tags ein Pferd, so daß er den Marsch, ohne sich von der Truppe zu entfernen, mitmachen konnte, wenigstens bis Bunzlau, von wo er jedoch zurückgeschickt wurde. Am 25. Mai kam er zu seiner Mutter nach Breslau; der Finger sollte abgenommen werden, er ließ es aber nicht zu, und ist er auch später, wenngleich verkrüppelt, geheilt worden. Wegen Nähe der Franzosen mußte Breslau am 30. Mai verlassen werden, und begab sich v. Steinmetz nach Kosel, wo er soweit wiederhergestellt wurde, daß er am 10. Juli zur Armee abreisen konnte und am 12. in der Gegend von Brieg das Regiment erreichte. Er wurde zur 8. Kompagnie versetzt und bekam die Tirailleurs, „obgleich ich noch

wenig davon verstand". Daß er aber trotz seiner kurzen Dienstzeit doch etwas davon verstand, beweist, daß er während des Waffenstillstandes, der tüchtig zum Exerziren und Manövriren benutzt wurde, mit noch 3 Offizieren des Regiments als Instrukteur zum Landwehr-Regiment v. Grumbckow kommandirt wurde. Die alten Offiziere des Bataillons, dem er zugetheilt wurde, und das ein Major v. Dobrowolski kommandirte, waren mit dem jungen Lehrmeister sehr wenig zufrieden. Das Kommando dauerte nur bis gegen den Ablauf des Waffenstillstandes und traf v. Steinmetz am 9. August wieder beim Regiment ein. Am 11. August war eine große Parade des Yorkschen Korps vor dem König und dem Kaiser von Rußland. Zur Feier des Tages studirte der junge strebsame Offizier den ganzen Nachmittag Brenkenhoffs Gebrauch der leichten Truppen. Einen besonderen Eindruck machte ihm der Parolbefehl vom 15. August, durch welchen das Gebet zur Reveille und Zapfenstreich bei sämmtlichen verbündeten Truppen eingeführt wurde „eine schöne Anordnung, das Tagewerk mit dem Gedanken an Gott zu beginnen und zu enden!"

Am 23. August kam er bei Goldberg wieder ins Gefecht, am 26. zur Schlacht an der Katzbach. Hierauf folgten wieder ununterbrochen, zum Theil sehr anstrengende Märsche bei schlechtem Wetter und schlechter oder gar keiner Verpflegung. Aber die Freude über die Siege an der Katzbach, bei Dennewitz, bei Kulm ließen alle Anstrengungen leichter ertragen. Daß aber der jetzige Brigadekommandeur, Herzog Karl von Mecklenburg, auch bei den anstrengendsten Märschen verlangte, die Sektions sollten während des Marsches gerichtet bleiben, machte auf v. Steinmetz einen sichtlichen, und wie er später bewiesen, bleibenden Eindruck.

Am Sonntag den 3. Oktober ging das Yorksche Korps bei Wartenburg über die Elbe und nöthigte Marmont zum Rückzug. „Den Ausschlag gab das 1. Ostpreußische Infanterie-Regiment durch den Sturm auf Bleddin, welches aber, richtiger gesagt, der Feind auf unser Andrängen verließ."

v. Steinmetz folgte mit seinen Tirailleurs dem weichenden Feinde und gerieth so in den Gefechtseifer, daß er gar nicht merkte, wie eine feindliche Batterie auffuhr. Plötzlich lag er mit dem Gesicht auf der Erde. Eine Paßkugel hatte einem Tirailleur dicht vor ihm die Füße fortgerissen und ihn durch den Luftdruck umgeworfen. Dabei hatte sie die Rockschöße und das Gesäß von den Hosen, was also noch nicht vollständig ausgefüllt war, mit fortgenommen, wovon der gleich wieder aufgesprungene junge Offizier erst durch das Gelächter seines Kommandeurs und die Frage: „Aber, mein Gott, Steinmetz, wie sehen sie denn aus?" Kenntniß erhielt. Nach einigen Stunden stellte sich freilich eine leichte Lähmung in der linken Lende und dem linken Arm ein, aber nur vorübergehend.

Am 11. Oktober wurde eine Stunde von Halle ein Lager bezogen, wo man bis zum 14. blieb; am 15. rückte man nach Schkeuditz und ging von da

am 16. zur Schlacht bei Leipzig vor. Das Regiment des Lieutenant v. Steinmetz hat sich besonders bei Möckern ausgezeichnet, verlor sehr viele Offiziere und Mannschaften, v. Steinmetz hatte aber an dem Tage Glück, und trotz des thätigsten Antheils, den der tapfere kleine Lieutenant an dem Gefecht nahm, verschonten ihn die feindlichen Kugeln. Dagegen wurde sein Bruder Wilhelm schwer verwundet. Am 17. und 18. kam er nicht ins Gefecht, dagegen am 19. nach Halle ins Quartier und seit lange wieder einmal in ein Bett. Am 21. fand ein unbedeutendes Gefecht bei Freyburg a. U. statt. v. Steinmetz rühmt die große Ordnung des Rückzuges der Franzosen, „wie auf dem Exerzirplatz, durchaus nirgends Uebereilung."

Nun wurde dem Feind nachmarschirt durch Hessen-Kassel, bis v. Steinmetz am 14. November zum ersten Mal den Rhein zu Gesicht bekam. In Wiesbaden hatte er einen sehr angenehmen Aufenthalt von 10 Tagen. Das Theater wurde fleißig besucht, wozu der nachgezahlte Sold von 80 Thalern reichliche Mittel bot. Auch kaufte er sich für 50 Thaler einen Schecken; das Vergnügen mit dem Schecken dauerte aber nicht lange, er wurde nach einigen Wochen für 54 Thaler wieder verkauft, weil den nicht rationsberechtigten Offizieren verboten wurde Pferde zu halten.

Vom 25. November bis 4. Dezember kam v. Steinmetz auf Vorposten bei Erbenheim, dann wieder nach Wiesbaden zurück. Am 5. Dezember wurde er Kommandeur der freiwilligen Jäger, womit er aber nicht zufrieden war, „die Elemente waren nicht durchweg gut." Die Nachricht vom Tode seines Bruders Wilhelm, der in Halle seinen Wunden erlegen war, machte auf ihn einen tiefen Eindruck, „ich mußte den ganzen Tag weinen."

Am 11. Dezember marschirte das Regiment nach Frankfurt a. M., wo v. Steinmetz in der Familie des Kaufmann Ziekwolf sehr freundliche Aufnahme fand und beinahe 4 Wochen blieb. Die älteste Tochter Auguste scheint ihn besonders angezogen zu haben. Die Zeit der Ruhe benutzte der junge Offizier sehr fleißig zum Studium, auch ging er ab und zu ins Theater und in Gesellschaft, sagte aber auch ab, „weil er keine Stiefeln zum Tanze hatte."

Am 10. Januar 1814 erhielt das Regiment Marschordre, und unter den Klängen von „Heil dir im Siegeskranz" wurde bei Oppenheim über den Rhein gesetzt. Durch die Pfalz wurde nun auf Metz marschirt, am 23. kam v. Steinmetz nach Cherizey, in die nächste Umgebung von Metz ins Quartier, wo er 2 Tage blieb. Dann gings weiter nach Frankreich hinein. Am 30. fand ein kleines Gefecht bei St. Dizier statt, am 3. Februar fand er bei La Chaussée Gelegenheit sich besonders auszuzeichnen, indem er mit seinen Tirailleurs die Moulin au bas nahm und behauptete, und von hier dem Feinde großen Abbruch that. Auch am 4. kam er vor Châlons mit seinen Tirailleurs in Thätigkeit. Am 13. hatte v. Steinmetz in Corbeny die Wache beim alten York, in welchem er das Ideal des Soldaten zu sehen sich gewöhnt hatte und den er trotz seines barschen Wesens und Scheltens

(„denn er biß sich förmlich von der Queue seines Armeekorps bis zur Tete durch“) sehr liebte. Der wachthabende Offizier wurde stets zur Tafel gezogen, so auch v. Steinmetz. Aus der Unterhaltung bei Tafel hat er sich eine Notiz gemacht, daß der alte York gesagt, er werde gewiß vielfach wegen seines Scheltens verkannt, er halte diese Art, welche er habe, für nothwendig, und es werde schon eine Zeit kommen, wo er zeigen würde, daß er auch anders sein könnte.

Am 14. wurde v. Steinmetz in Reims einquartiert, wo er 2 Tage blieb und sich während dieser Ruhetage von einem leichten Unwohlsein erholen konnte. Am 9. März nahm er an der Schlacht von Laon theil. Am 30. kam es zur Schlacht von Paris. „Man konnte sich sagen, daß heut der Krieg beendet werden würde, wohl dem, der diesen Tag überlebt!“ Gegen 10 Uhr kam er zwischen den Höhen des Montmartre und Pantin ins Gefecht. Er erwarb sich hier und für Laon das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Am 1. April, nachdem Paris am 30. März abends kapitulirt hatte, eilte v. Steinmetz mit seinen Kameraden, geschmückt mit grünem Strauß und weißer Binde, nach der Stadt. Sein ganzes Interesse zog der Invalidendom auf sich, weiter hat er nichts angesehen. „Ich hatte kein Geld, so kehrte ich wieder um und sah leider nichts weiter, weil ich nicht konnte.“ Daß er kein Geld hatte, war erklärlich, hatte er doch seiner armen Mutter 10 Dukaten geschickt, wohl seine ganze Ersparniß. Einige Tage später machte er noch einen Ritt nach Versailles, welches ihn ungemein interessirte.

Nun wurde in langsamen Etappen der Rückmarsch angetreten und nach und nach in die Friedensverhältnisse übergegangen. Da fand sich denn viele Muße zu Arbeiten und Lektüre aller Art und zu Korrespondenzen. Alles, was dem jungen Mann in seinem Leben begegnete, unterzog er seiner Beobachtungsgabe, um daraus Nutzen für sich zu ziehen und so kam es, daß er aus seinen gesammelten Kriegserfahrungen einen reichen Schatz militärischen Wissens in seine künftige Dienststellung mitnahm. Weil er schon bei Beginn seiner Laufbahn die allerstrengsten Anforderungen an sich selbst machen mußte, und dabei lernte, was selbst ein schwacher Körper, wenn er sich vom Willen beherrschen läßt, leisten kann; weil er bei sich, weit über seine Jahre hinaus, die höchste Leistung erstrebte: so waren seine Anforderungen an seine Untergebenen in späteren Jahren so ungewöhnlich hohe. Je mehr man von sich und von Andern fordert, desto mehr wird geleistet; das wurde schon jetzt seine Ueberzeugung, und diesem Grundsatz ist er bis in seine höchsten Stellungen treu geblieben und hat die Richtigkeit desselben 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern bewiesen.

Daß er an den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1815 nicht thätigen Antheil nehmen konnte, befriedigte seinen Ehrgeiz nicht. Er sollte aber doch wenigstens noch einmal Paris zu sehen bekommen. Das Regiment hatte auf seinem Rückmarsch im März 1815 Prenzlau kaum erreicht, als es die

Bestimmung erhielt nach Sachsen zu marschiren. Nach kurzem Aufenthalt in der Gegend von Leipzig kam v. Steinmetz in die Gegend von Minden in ein sehr gutes Quartier nach Hausberge, wo er beinahe 6 Wochen verblieb. Anfang Juli marschirte er mit dem Regiment nach Belgien, immer in der Hoffnung noch zur Aktion zu kommen, im August wurden in Gonesse, nahe bei Paris, Kantonnements bezogen. In dieser Zeit war er zweiter Adjutant beim Regimentskommandeur gewesen, mußte aber bald wieder eintreten und die Rechnungsführergeschäfte beim 2. Bataillon übernehmen. Am 22. August rückte das Regiment nach St. Cloud, Sèvres, Issy und Meudon rc. in die unmittelbare Nähe von Paris. v. Steinmetz kam nach Meudon ins Quartier. Obgleich ihm die Rechnungsführergeschäfte sehr viel Arbeit, oft tief bis in die Nacht hinein, machten und er sich diesen Arbeiten mit der ihm eigenen, schon sehr ausgeprägten Gewissenhaftigkeit unterzog, fand er doch Zeit zu einem nochmaligen Besuch von Paris. Diesmal hatte er sich das große Babel genauer besehen, namentlich das Palais royal und die Tuilerien. Das Getreibe in ersterem mit aller seiner Schamlosigkeit verletzte sein sittliches Gefühl auf das tiefste, die Kunstschätze in den Tuilerien und besonders im Louvre interessirten ihn aber sehr. Anfang September fuhr er noch einmal nach Paris, nur um den König Ludwig XVIII. zu sehen. Es gelang ihm, da er in die Gallerie kam, die der König auf der Rückkehr von der Messe passiren mußte. Er war aber sehr wenig befriedigt von der unvortheilhaften Erscheinung: „Wie anders erschien mir mein König, ich ging noch einmal so stolz von dannen, als ich gekommen war.“

Im Herbst hatte v. Steinmetz noch Gelegenheit die Normandie und die Bretagne kennen zu lernen. In Amiens und Rouen stand das Regiment mehrere Wochen. Von Amiens marschirte es über Brüssel, durch Belgien, bei Wesel über den Rhein. Am 5. Februar 1816 passirte es Berlin, um nach seinem neuen Garnisonorte Königsberg i. Pr. zu gelangen.

So hatten nun alle kriegerischen Ereignisse ihren Abschluß gefunden. Das Vaterland war befreit, aber mit welchen Opfern! Durch Fremdherrschaft und Krieg waren die Hülfsmittel Preußens erschöpft, durch große Sparsamkeit und die sorgfältigste Retablirung der Handels- und Verkehrsverhältnisse nur konnte der Wohlstand des Landes gehoben werden. Unter solchen Umständen konnte das Avancement in der Armee nur ein sehr langsames sein, und für den vorwärtsstrebenden v. Steinmetz waren die Aussichten allerdings keine besonderen. Er war mit einem Patent vom 9. März 1813 in das Regiment gekommen, und obgleich er als Portepee-Unteroffizier den Anspruch hatte, vor den anderen Kadetten zu rangiren, erhielt er doch ein jüngeres Patent wie sein Freund Ciesielski. Schon während des Krieges hatte er mehrere Eingaben gemacht, um sein Recht zu erlangen. Nach dem Kriege wurde endlich sein Patent auf den 5. März vordatirt und wurde er 14. Sekondlieutenant. Da aber bei der Demobilmachung viele Offiziere der Land-

mehr disponibel wurden, die früher der Armee angehört und wieder einrangirt werden wollten, auch viele, die früher einen andern Lebensberuf hatten, diesen nach langjährigem Kriege aufgaben und in der Armee weiter zu dienen gebeten hatten, waren eigentlich gar keine Aussichten auf Avancement. Das 1. Infanterie-Regiment erhielt allein 2 Majors, 9 Kapitains, 3 Premierlieutenants und 14 Sekondlieutenants als aggregirt.

Da wurde nun dem jungen v. Steinmetz klar, daß man sich nur noch durch außergewöhnliche Leistungen über die Menge erheben könnte, wozu er stets die Befähigung in sich fühlte. Er hoffte auch, daß der „Onkel General", der nach dem Kriege Brigadekommandeur in Trier war, etwas für ihn thun könne und würde. Sein Sinn stand von vorherein nach der Adjutantur oder dem Generalstab. Das ist ihm nun zwar nie geglückt, wie wir sehen werden, er mußte es aber doch zunächst als eine große Auszeichnung ansehen, daß er am 26. Mai 1818 in das 2. Garde-Regiment versetzt und dort so gut zu stehen kam, daß er am 17. April 1819 bereits Premierlieutnant wurde.

In Berlin nun öffneten sich ihm alle Quellen, um seinem vorwärts strebenden Geist reiche Nahrung zuzuführen. Sehr tüchtig im praktischen Dienst, kannte er nur ein Ziel der Ausbildung, die für den Krieg. Er verwarf alles, was dem nicht entsprach, und sah in den nach und nach sich einschleichenden Friedensspielereien eine große Gefahr für die Tüchtigkeit der Armee. Von früh an gewöhnt, seine Ansichten stets für die richtigen zu halten und für sie jederzeit einzutreten, begann sein Karakter schon damals jene Schroffheit, gemischt mit Selbstüberschätzung, anzunehmen, die ihm in späteren Jahren seitens seiner Zeitgenossen oft die Anerkennung seiner Leistungen nicht in dem Maße zutheil werden ließ, die diese verdient hätten. Freundschaft und Kameradschaft hielt er sehr hoch, trotzdem war er im Dienst unverträglich. So bildete sich bei ihm nach und nach eine Eigenschaft heraus, die ihm und Anderen manche schwere Stunde bereitet hat, er wurde ein schwieriger Untergebener.

Im Jahre 1820 meldete er sich zum Besuch der Allgemeinen Kriegsschule. Das ihm zu diesem Behuf ausgestellte Dienstzeugniß des Regimentskommandeurs bezeichnete ihn als einen sehr soliden, ehrenwerthen Offizier von ungewöhnlich großer Brauchbarkeit. Mit rastlosem Eifer und Fleiß benutzte er von 1820—1823 die reichen Mittel, die ihm der Besuch der Kriegsschule bot, um sich alle die Kenntnisse zu erwerben, die ihn für die höheren und höchsten Stellen befähigen sollten. Es sind noch dicke Folianten seiner damaligen Arbeiten vorhanden, aus denen zu erkennen, welche große Arbeitskraft in ihm lag, und wie er bestrebt war, seine wissenschaftliche Ausbildung nicht zu zersplittern, sondern nur auf die Wissenschaften zu beschränken, die ihm für seinen Beruf wirklichen Nutzen bringen konnten.

Vom Leben in Berlin hatte er wenig, er hatte keine Zulage, mußte sich

von allen Vergnügungen zurückziehen, weil sein Gehalt nicht dazu reichte besondere Ausgaben zu machen und er danach trachtete immer noch eine Kleinigkeit zu erübrigen, um sie seiner Mutter zuzuwenden. Genußfähig sein und doch nicht genießen können, ist der Lebenskampf, den mancher junge Offizier mit Ehren besteht. Wo aber die Versuchung eine so große ist wie in Berlin, wo für den jungen v. Steinmetz das ganze Leben ein Entsagen war, da mußte schon eine ungewöhnliche Karakterstärke vorhanden sein, um das Schiff durch alle Klippen geschickt hindurchzulootsen. Was Wunder, daß in solchen Verhältnissen ein für seine Jahre ungewöhnlicher Ernst sich seiner sonst jugendlichen Erscheinung aufprägte.

Und doch gab es für ihn eine kurze Spanne Zeit reinen Glücks.

Im Juni 1820 nahm der Premierlieutenant v. Steinmetz einen viermonatlichen sogenannten Königsurlaub zum Besuch seiner Verwandten in Schlesien und zum Gebrauch einer Brunnenkur in Reinerz, da in seinem sonst sehr kräftigen Körper sich doch noch Nachwehen der erlittenen Kriegsstrapazen zu zeigen begannen. Diese Reise ist entscheidend für sein künftiges Leben gewesen. Es zog den jungen Mann von 23 Jahren, der weder das Glück eines Elternhauses noch den wohlthuenden Verkehr mit lieben Verwandten gekannt hatte, der bis dahin allein und verlassen im Kampf mit widrigen Verhältnissen gestanden, mächtig zu seiner Mutter und Schwester, und er empfand ein unbeschreibliches Glück, als er am 5. Juni von Berlin abfuhr. „Ich machte ein Kreuz, als ich es verließ, weil gar kein Interesse in mir geweckt war. Es ist wirklich der erste Ort, dessen ich mich entsinne, den ich ganz ohne inneres Mißbehagen verließ. Hunderte von Neigungen binden die Menschen manchmal an Orte, die sie zu verlassen genöthigt sind, mich fesselte an Berlin nur mein militärisches Interesse, und dies konnte, da es durch meine Reise nicht litt, gar nicht in Betracht kommen.“ Er fand Mutter und Schwester in Breslau in so dürftigen Verhältnissen, wie er sie sich nicht gedacht hatte. „Auf mich wirkte die Freude des Wiedersehns, die Herzlichkeit der Meinigen und die Lage, in der ich sie fand, verschiedenartig ein, es entquollen mir Thränen der Freude und auch des Schmerzes. Warum mußte diese reine Freude durch einen bittern Zusatz getrübt werden? Die Fügungen des Höchsten sind unergründlich, doch sicherlich weise; dieser Gedanke erhob auch mich in diesem Augenblick und ich war fähig, mich ganz meiner Freude über ein so lang ersehntes Glück hinzugeben.“

Die große Liebe zu seiner jungen Schwester und die Sorge um ihre Erziehung und Zukunft füllen eine Menge Blätter seiner Reisenotizen aus. Es finden sich in diesen Blättern schon Ansichten über Erziehung, wie man sie von einem so jungen Manne nicht erwarten konnte, Ansichten, denen er später als Kommandeur des Kadettenkorps zum Segen der Jugend volle Geltung zu verschaffen wußte.

Nachdem er Mutter und Schwester verlassen, ging er auf eine Woche

zu seinen alten Tanten nach Striegau, in deren klösterliche Einsamkeit er in nun erwachendem jugendlichen Uebermuth Leben brachte, dann aber gings zu Onkel General nach Schönwalde. Hier in Gesellschaft des als Mensch und Soldat von ihm so hoch verehrten Onkels und seiner vier Cousinen schmolz das Eis, was den Durchbruch seines von Natur so warmen Herzens verhindert hatte, vollständig. „Vierzehn schöne, herrliche, unvergeßliche Tage.“ Der wahrlich so wenig zur Heiterkeit sich hinneigende Karl war seit Beginn seines Urlaubs wie umgeschaffen und wurde wie neu belebt. „Werde ich immer so froh sein? Gewiß nicht, wer sich kennt, kann dies mit prophetischem Geist aussprechen!“ Nachdem er dann seine Kur in Reinerz absolvirt hatte, kehrte er nach Schönwalde zurück, um dort den Rest des Urlaubs zuzubringen. Von den vier Schwestern war es die schwächste und scheinbar kränkliche dritte Schwester Julie, zu der er damals eine tiefe Neigung faßte, die auch erwidert wurde und zur Verlobung führte. Nach seinen Notizen unterschied sich der sonst eiserne junge Offizier, der eine mehr ernste als jugendlich heitere Außenseite hatte, wenig von andern Verliebten. Seine ganze Lebensanschauung gewann nun eine freundliche Gestalt und so recht von Herzen glücklich kehrte er nach Berlin zurück, mit doppeltem Eifer sich an seine Studien zu machen, da er ja nun nicht mehr für sich allein zu streben hatte.

Im Jahr 1821 nahm er in den Kriegsschulferien wieder Urlaub und ging nach Salzbrunn, wo die Braut eine Kur brauchte. Der nachher perfekt werdende günstige Verkauf von Schönwalde stimmte den Onkel General auch günstiger für eine baldige Heirath, doch war er nicht bemittelt genug, um nicht doch bestimmte Garantien für die militärische Zukunft seines Schwiegersohnes verlangen zu müssen. Dieser hoffte durch Fleiß sich bestimmte Aussicht für den Generalstab zu erwerben, jedenfalls sollte die Verheirathung aber bis zum Hauptmann hinausgeschoben werden.

Nach resultatvoller Absolvirung der Kriegsschule wurde v. Steinmetz im Frühjahr 1827 zum topographischen Büreau einberufen. Der Onkel General trat nun mit seinem Freunde, dem damaligen Chef des Generalstabes, General v. Müffling, wegen seines Schwiegersohns in Verbindung, leider aber ohne Erfolg, wie aus nachstehendem Auszug aus dem Schreiben des Chefs hervorgeht.

„— Ich wollte Ihnen schreiben, daß ich Ihren Neveu bei seiner Zurückkunft (Herbst 1824) mit mehr Ernst empfangen habe, als es sonst meine Gewohnheit ist, weil ich einer Neigung zur Arroganz nicht entgegenkommen wollte und mir alle Mittel aufsparte ihn zu beobachten, um gründlich zu erforschen, ob er die großen Fähigkeiten hat, die er sich selbst zutraut. Seine Aufnahmen waren, wie zu erwarten stand, nicht außerordentlich, in einem Sommer wird kein Aufnehmer vollendet, aber auch nicht schlecht.

Als es an die Aufgaben kam, sagten mir gleich einige Offiziere des Generalstabes (denen ich aufgetragen hatte, die jungen Leute nach der Gall'schen Schädellehre zu befühlen), daß ihnen schiene, Ihr Neveu würde

sich als ein vorzüglicher Kopf zeigen, und sie hatten recht gesehen. Von den 60 Offizieren mußte ich seinen Arbeiten, welche Urtheilskraft und Bekanntschaft mit den größeren Verhältnissen des Krieges beweisen sollten, Nr. 8 geben; bei einer zweiten und bedeutenderen Aufgabe kam er noch höher, so daß ich gar nicht zweifele, er wird, wenn er erst ein tüchtiger Aufnehmer ist, die andern überflügeln. Ich habe ihm nichts besonderes gesagt, weil ich glaubte, er bedürfe keines Encouragements, und vielleicht ist dies gerade zur Stellung gegen Sie nützlich gewesen, da er etwas Geschwindigkeit brauchen könnte."

Weiter wirft der General v. Müffling in diesem Schreiben die Frage auf, was einem jungen Mann, der ausgezeichnetes leistet, im Avancement vorwärts und damit zu Brod verhelfe. Damals bekamen die Generalstabsoffiziere und Adjutanten 6 Thaler monatliche Zulage, keine Burschen und hatten die theuern Pferdeausgaben, während die zum topographischen Büreau kommandirten Offiziere 20 Thaler monatliche Zulage erhielten. Also konnten nur wohlhabende Offiziere für den Generalstab und die Adjutantur ausgesucht werden. „Das ist traurig, Steinmetz hat keine andere Aussicht, als die ihm das Regiment bietet, denn alle Auszeichnungen bringen ihm nur Ehre, aber kein Brod."

Dies ist der Schlüssel, weshalb der Wunsch des v. Steinmetz, außerhalb des Regiments Verwendung zu finden, trotzdem er es seinen Leistungen nach wohl verdiente, unerfüllt blieb. Er war für den Generalstab notirt, als aber der Onkel General doch im Jahre 1825 zur Verheirathung seine Zustimmung gab und dieselbe am 26. Oktober 1825 zu Potsdam vollzogen wurde, erklärte der General v. Müffling, daß er ihn nun nicht brauchen könne.

Um so anerkennenswerther ist es, wenn v. Steinmetz trotz seiner getäuschten Hoffnungen sich dem praktischen Dienst um so eifriger widmete und dabei seine Studien fortsetzte. Seine liebenswürdige, kluge, sehr gottesfürchtige Frau übte einen entschieden mildernden Einfluß auf seinen Karakter, obgleich, wie sie später oft erwähnt, sie sich total ändern und alle ihre Gewohnheiten hat aufgeben müssen, um mit ihm glücklich zu leben. Am 11. November 1826 wurde ihm das erste Kind geboren, nach ihm Karl genannt. Er hat dieses erste Kind unsäglich geliebt, das Glück aber nur einige Monate genossen. Es bekam das Scharlachfieber und starb am 12. Mai 1827 an Kopfkrämpfen. Dieser Schlag war wohl geeignet, seinen Hoffnungen, die er auf sein junges Eheglück gesetzt, einen argen Stoß zu geben. Noch nach langen Jahren erinnerte er sich in tiefer Wehmuth dieses seines Söhnchens. Am 13. August 1828 schenkte ihm Gott eine Tochter, Selma, die 26 Jahre lang sein Herz vollständig ausfüllte, bis der Tod ihm auch diese herbste Wunde schlug. Im Jahre 1830 wurde ihm noch ein Mädchen, Ida, geboren; es soll ein besonders schönes, blühendes Kind gewesen sein, es wurde aber auch nur wenige Monate über ein Jahr alt.

Aus der Trauer um sein Söhnchen wurde v. Steinmetz durch ein Kommando zur Garde-Landwehr in Königsberg im Mai 1828 gerissen. Damals brauchte man mit Lohnfuhrmann noch volle 8 Tage, die weite Reise zurückzulegen. Dem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Königsberg schloß sich dann noch ein Urlaub ins Seebad bei Danzig an und kehrte er erst zu den Manövern nach Berlin zurück.

Am 14. April 1829 wurde v. Steinmetz Kapitän und Kompagniechef, doch schon am 27. September desselben Jahres wurde er in das eben errichtete Garde-Reserve-Infanterie- (Landwehr-) Regiment versetzt. Das Regiment bestand damals noch aus 8 Kompagnien, den 8 Armeekorps entsprechend, als Stamm für 4 Garde-Landwehr-Infanterie-Regimenter, die im Fall eines Krieges formirt werden sollten. v. Steinmetz wurde Chef der 4. Kompagnie für den als Major ins Alexander-Regiment versetzten Hauptmann v. Bonin (späteren kommandirenden General des VIII. Armeekorps). Das Regiment stand in Garnison in Potsdam (1. Bataillon) und Spandau (2. Bataillon). v. Steinmetz war ein verhältnißmäßig noch junger Kompagniechef, erst 32 Jahre alt mit 16 Dienstjahren, während es noch mehrere Premierlieutenants im Regiment gab, die bereits das 25jährige Dienstkreuz hatten. Er hat dem Regiment fast 6 Jahre als Kompagniechef angehört und hat bei eigener großer Tüchtigkeit unter sehr tüchtigen Regimentskommandeuren stets der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten sich zu erfreuen gehabt. Er gab sich dem Dienst als Kompagniechef mit voller Hingebung hin und hatte auch ein volles Verständniß für seine Aufgabe. Die Anschauung seiner Stellung geht aus seinen eigenen Worten hervor:

„Die Arbeit an einer Kompagnie ist nicht undankbar. Wem das Werk gelingt, der erntet täglich Lohn in der Zuneigung und Anhänglichkeit seiner ihm mit Vertrauen ergebenen Untergebenen. Das Werk ist aber auch kein geringes. Es handelt sich in vielen Fällen um nichts geringeres, als aus einem Fleischklumpen, in welchem der göttliche Funke Verstand wie der Demant in tiefster Erdschicht verborgen ist, durch Hervorlocken jenes Funkens einen Menschen zu machen. Es wäre höchst interessant, zwei Mal die Physiognomie eines Rekrutenersatzes durch Abbildung fixiren zu lassen, das eine Mal gleich nach dem Eintritt, das andere Mal etwa nach einem Jahre. Man würde sich dadurch am gründlichsten überzeugen, welchen Einfluß die militärische Ausbildung auf die untere Bevölkerung ausübt und wie vortheilhaft sich diese innerlich und äußerlich umgestaltet. Namentlich ist mir überraschend, wie sich die Gesichtszüge mit dem erwachenden Verstande veredeln, vergeistigen. Leute, die bei ihrer Ankunft Abbilder von Pavians waren, gleichen schon nach 6 Monat ihrem Urbild nicht mehr im entferntesten, ich möchte sagen, der Mensch ist in ihnen zum Durchbruch gekommen, das Thierische veredelt worden. Ich bin deshalb

auch weit entfernt, den Werth einer Kompagnie allein nach ihren mechanischen Leistungen zu beurtheilen, eben so viel wiegt für mich, wie die Kompagnie mich anblickt, ob mit der Sicherheit eines sich fühlenden Menschen, oder mit der Scheu des Thieres, welches den Menschen fürchten aber nicht lieben gelernt hat. Je mehr ich mich mit meinen Leuten beschäftige, desto mehr erziehe ich Menschen, an denen ich Freude habe."

Der Dienst stellte an die Kompagniechefs des Garde-Reserve-Regiments erhöhte Anforderungen, weil der Ersatz nicht so gut wie bei den anderen Garde-Regimentern, auch das Unteroffizierkorps, namentlich in den ersten Jahren, von geringerer Qualität war, da es meist Abgaben von den Linien-Regimentern waren. Und doch wollte und sollte das Regiment in seinen Leistungen den anderen Regimentern des Garde-Korps nicht nachstehen. Reiche Diensterfahrung und persönliche hingebende Thätigkeit der Kompagniechefs mußte ersetzen, was dem Material an Güte abging. So war die junge Kraft des Hauptmann v. Steinmetz recht an ihrem Platz, und hat er stets mit großer Genugthuung auf diese ersten Jahre seiner Kompagniechef-Zeit zurückgeblickt, die ihm viel Mühe und Sorge, aber auch viel Freude gebracht hat. Die Kompagniechefs in Spandau waren weniger gut situirt als die in Potsdam, und er erkannte das Glück auch sehr an, daß er in Potsdam stand. Lebte doch auch der Onkel General daselbst, so daß v. Steinmetz nun ein rechtes Familienleben führen konnte, was er in seiner ersten Jugendzeit so sehr entbehrt hatte. Ueberhaupt ein großer Freund geselligen Verkehrs, fand er dazu in Potsdam reichliche Gelegenheit. Damit ist aber nicht gesagt, daß er jetzt etwa der pekuniären Sorgen überhoben gewesen wäre. Von Jugend auf daran gewöhnt, mit den beschränktesten Mitteln hauszuhalten, schwebte ihm stets das Elend seiner eigenen Mutter vor, die in so höchst dürftigen Verhältnissen vom Vater zurückgelassen worden war, weil dieser nicht verstanden hatte, das nöthige Gleichgewicht in Einnahme und Ausgabe zu erhalten. Auch war der Hauptmann v. Steinmetz als Verheiratheter nur auf ein verhältnißmäßig sehr geringes Einkommen angewiesen, so daß Sparsamkeit auch jetzt noch für ihn zur zwingenden Nothwendigkeit wurde. Nachdem er ein halbes Menschenalter hatte sparsam leben müssen, war ihm die ihm später oft vorgeworfene Genauigkeit, die oft genug mit Einfachheit seiner Bedürfnisse verwechselt wurde, zur Gewohnheit geworden.

Am 30. März 1835 wurde v. Steinmetz als Hauptmann 1. Klasse in das Kaiser Franz-Regiment versetzt. Er wurde der fünfte Hauptmann und erhielt die 10. Kompagnie. Auch hier bewährte er sich als ein vorzüglicher Kompagniechef, und geben ihm noch heut Zeitgenossen das Zeugniß, daß seine Kompagnie anerkannt sich in einer musterhaften Verfassung befand. Das Leben in Berlin bot dem Hauptmann v. Steinmetz viele geistige Anregung und suchte er den Verkehr mit Männern auf, an denen er sich bilden konnte. Namentlich verkehrte er viel mit dem Generallieutenant v. Thiele I. und dem

General-Landschaftsrepräsentanten Grafen von der Goltz. Es war damals in Berlin eine gewisse Russomanie eingerissen, die denn auch ihre großen Gegner hatte, zu denen v. Steinmetz gehörte. Kaiser Nikolaus soll sich 1838 bei seiner Anwesenheit in Berlin sogar dahin ausgesprochen haben, daß die so zur Schau getragene übertriebene Russenfreundschaft keineswegs die Freundschaft zwischen den beiderseitigen Staaten fördere. „Außerordentlich wahr", äußerte sich v. Steinmetz, „ja so wahr, als habe der Kaiser alle Aeußerungen gehört, welche der Unmuth über die sich auf uns ergießende Russomanie uns ausgepreßt hat."

In tiefe Trauer wurde die Familie v. Steinmetz durch den am 11. März 1837 in Potsdam erfolgten Tod des Onkels General versetzt, nachdem bereits zwei Jahre vorher der Hauptmann v. Steinmetz zu Breslau seine Mutter verloren hatte.

Am 30. März 1839 wurde v. Steinmetz zum Major befördert und zum 2. Kommandeur des 3. Bataillons 4. Garde-Landwehr-Regiments in Düsseldorf ernannt. Am 4. Mai siedelte er mit seiner Familie dorthin über. Das Leben in Düsseldorf wurde ein von dem bisherigen sehr verschiedenes, da die Dienstgeschäfte dem Major v. Steinmetz hinreichend Zeit ließen, sich der Ausbildung seiner nunmehr elfjährigen Tochter, die ihm sehr ans Herz gewachsen war, zu widmen; er konnte auch seine nie unterbrochenen wissenschaftlichen Beschäftigungen nun mit mehr Muße betreiben, und so sehen wir ihn sich sehr thätig an den wissenschaftlichen Vorträgen betheiligen, welche im Kreise der Offiziere der Garnison im Winter gehalten wurden.

Am 26. März 1841 wurde der Major v. Steinmetz als Bataillonskommandeur in das Garde-Reserve-Regiment versetzt. Er erhielt das Kommando über das 2. Bataillon, welches in Spandau stand. Er stellte sich bald als ein ausgezeichneter Bataillonskommandeur heraus, der bestrebt war sein Bataillon vorzüglich für den Krieg auszubilden. Durch eigene Erfahrung und anhaltendes Studium kannte er genau die Bedürfnisse des Krieges, und wenn er auch den Nutzen, ja die Nothwendigkeit der Paradedressur nicht verkannte, so war er doch stets im Konflikt mit seinem Regimentskommandeur, der in jeder Neuerung die Gefahr des Umsturzes witterte. Glücklicherweise stand der Regimentsstab nicht in Spandau, sondern in Potsdam, so daß der Major v. Steinmetz eine sehr selbstständige Stellung einnahm. Er entwickelte bei Führung seines Bataillons eine große Thätigkeit und leitete die Ausbildung desselben durch besonders vorzügliche Instruktionen, die noch lange nach ihm im Bataillon als maßgebend aufrecht erhalten wurden. Zu den Berichten über die Felddienstübungen und zu den Winterarbeiten gab er so vortreffliche Marginal-Kritiken, daß sie gesammelt ein sehr gutes Lehrbuch der Taktik abgegeben haben würden. Es gehörte eben sein Fleiß, sein Verstand, seine Klarheit dazu, um durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel seine Offiziere für den Krieg zu erziehen.

An den Vorlesungen der militärischen Gesellschaft zu Berlin nahm er von Spandau aus das lebhafteste Interesse, versäumte selten einen Vortrag und hielt sogar selbst einen anerkannt sehr guten Vortrag über die Thätigkeit des Onkels General an der Kampagne 1814 und 15. So wie er aus der militärischen Gesellschaft zurückkehrte, setzte er sich hin und schrieb aus dem Gedächtniß den Inhalt einer gehörten Vorlesung nieder, wenn es ihm nicht gelang, das ganze Konzept des Vortrages zu erhalten, um es für sich abschreiben zu lassen.

Mit seinem Bataillon zusammen stand in Spandau das kombinirte Garde-Reserve-Bataillon unter seinem langjährigen Freunde Vogel v. Falkenstein (jetzigem General der Infanterie z. D.), mit dem er öfters in dienstliche Differenzen gerieth, die er mit einer Zähigkeit zum Austrag brachte, die ihm wiederholt Belehrungen seiner Vorgesetzten zuzog. Dies hinderte ihn aber keineswegs, außer Dienst der beste Freund und Kamerad zu sein. Er sowohl wie seine Frau wendeten der Erziehung der Offiziere für den geselligen Verkehr ihre Aufmerksamkeit zu, und zogen sie alle acht Tage die Offiziere, namentlich die jungen, in ihr Haus, um ihnen Gelegenheit zu geben, gesellige Formen zu lernen und sich abzuschleifen.

Die Märztage des Jahres 1848 erschütterten auf das tiefste das patriotische Herz des Major v. Steinmetz; hatte er sich doch gewöhnt von Jugend auf, König und Vaterland allen Interessen voranzustellen, und mit Thränen des Unmuths sah er nun beide in Gefahr. Ein furchtbarer Ingrimm erfüllte sein Soldatenherz, als der Pöbel die Waffen gegen seinen König ergriff, und jeder Kanonenschuß, den man von Berlin herüber in Spandau hören konnte, steigerte seine Hoffnungen, selbstthätig mit seinem Bataillon eingreifen zu können. Endlich in der Nacht um 1 Uhr vom 18. zum 19. März durfte er mit seinem Bataillon nach Berlin eilen; die Arbeit war aber bereits vollbracht, am 19. März morgens 10 Uhr mußte er wieder, ohne zur Verwendung gekommen zu sein, nach Spandau zurückkehren. Der schwere Druck, der auf allen Gemüthern lag, die treu ihrem König ergeben waren und die es mit dem Vaterlande wohl meinten, wurde dem Major v. Steinmetz genommen, als er durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 21. März zur Führung der beiden Musketier-Bataillone des 2. Infanterie-(Königs-) Regiments, dessen Kommandeur, Oberst Graf Schulenburg, im Straßenkampf schwer verwundet worden, kommandirt wurde. Das Regiment hatte Quartiere im Havellande bezogen und wurden die beiden Musketier-Bataillone demnächst zur Theilnahme an der Kampagne in Schleswig bestimmt.

Die ganze Eigenthümlichkeit des Karakters des Major v. Steinmetz spricht besser, wie jede noch so geschickt geschriebene Lebensbeschreibung, aus seinen eigenen Briefen, die er während dieses kurzen Feldzuges an seine Gattin Zeit fand zu schreiben. Sie bilden den Inhalt der nachfolgenden

Blätter. Da tritt er uns entgegen als der dienstkundige, gebildete, thätige, kampflustige, einsichtsvolle Kommandeur. Deshalb enthalten seine Briefe für alle Chargen reiches Material zur Belehrung und geben so manchen Aufschluß über jene sonderbare Kampagne. Die Briefe bedurften, weil er sich über alle Verhältnisse und Persönlichkeiten mit großer Offenheit aussprach, mancher Sichtung, vieles eignete sich nicht für die Oeffentlichkeit, weil die darin ausgesprochene individuelle Ansicht, wenn sie auch zur Zeit gewiß zutreffend war, durch die Ereignisse widerlegt wurde. Ich habe diese Stellen weggelassen, die Briefe im übrigen wortgetreu wiedergegeben.

Ueber seine Erlebnisse in der Kampagne und welche Rolle er gespielt, sprechen sich die Briefe ausführlich aus; es sei hier nur daran erinnert, daß die Kampagne in Schleswig zuerst den Namen des damaligen Major v. Steinmetz in der Armee bekannt machte und daß bei der Parade der zurückgekehrten Bataillone am 19. September bei Schönhausen Se. Majestät die Verdienste des Majors durch Verleihung des Ordens pour le mérite anerkannte, welche Dekoration der jetzige Kaiser ihm persönlich umhing.

Am 3. Oktober durch Allerhöchste Kabinetsordre von der Führung der beiden Bataillone entbunden, kehrte Major v. Steinmetz nach Spandau zu seinem Regiment zurück, wurde aber bereits am 6. November 1848 zum Kommandeur des 32. Infanterie-Regiments, welches damals in Magdeburg stand, ernannt. Doch sollte ihm, ehe er das Kommando dieses Regiments antrat, noch ein besonderes Zeichen Königlichen Vertrauens werden. Man hatte ihn eben als den energischen, eisernen, konsequenten, umsichtigen Offizier erkannt, und solche Leute brauchte man in damaliger Zeit besonders an Stellen, wo doch eine gewisse Selbstständigkeit gefordert werden mußte und nicht alles durch Instruktionen vorher geregelt werden konnte. Die Nationalversammlung wurde von Berlin nach Brandenburg verlegt und der Major v. Steinmetz für diese Zeit zum Kommandanten von Brandenburg ernannt. Außer einem Bataillon des 31. Infanterieregiments, dem 6. Kürassier-Regiment und einer Batterie bestand die Besatzung noch aus dem Magdeburger Garde-Landwehr-Bataillon, was aber von der demokratischen Strömung so infizirt war, daß alle Bande der Disziplin sich auf die bedenklichste Weise zu lockern begannen. Da griff denn nun der Major v. Steinmetz mit sehr energischer Hand ein und brachte die Leute zur Besinnung, wie er überhaupt seine Aufgabe in Brandenburg in umsichtigster Weise löste.*)

Die Zeit, die er an der Spitze des 32. Infanterie-Regiments stand, wird das Regiment in dankbarer Erinnerung haben. Bei Uebernahme

*) Vergleiche hierüber: Brachvogel: „Die Männer der neuen deutschen Zeit." 3. Band XII. Er enthält ein mit sehr gewandter Feder geschriebenes und im allgemeinen zutreffendes Lebensbild des Feldmarschall v. Steinmetz, welches wohl verdiente, namentlich in der Armee, mehr gelesen zu werden. Die seelischen Zustände des Feldmarschalls sind darin vortrefflich geschildert.

desselben befand es sich in keiner sonderlichen Verfassung, sowohl was die Bekleidung, als auch besonders die Disziplin betrifft; hatten doch namentlich die eingezogenen Reserven bedenkliche Zeichen von Insubordination gegeben. Da mußte nun der neue Regimentskommandeur mit eiserner Konsequenz und großer Strenge Abhülfe zu schaffen. Nicht so schnell ging es mit der Bekleidung. Das Regiment mußte in möglichst kurzer Zeit ökonomisch in kriegsbereiten Zustand gesetzt werden, und führte der Kommandeur zunächst ein bis auf das äußerste gehendes Sparsystem ein; er ließ die Leute beinah in Lumpen gehen, blieb taub für alle Gegenvorstellungen seitens der Bataillonskommandeure und Kompagniechefs, griff auf das tiefste in alle Verhältnisse ein, und wenn er auch durch seine rastlose Thätigkeit, seine Strenge und oft Härte anfangs das ganze Offizierkorps gegen sich hatte, so fehlte ihm doch bereits nach kaum zwei Jahren, als das Regiment 1850 Marschordre erhielt, die Genugthuung nicht, daß es in der vorzüglichsten Verfassung ausrückte und er nach und nach alle Offiziere auf seine Seite gebracht hatte. Als er im Jahre 1851 das Regiment abgab, war kein Offizier im Regiment, der seinen Abgang nicht auf das tiefste betrauert hätte.*)

Im Mai 1849 machte das Verhalten der Berliner Landwehr, welche zu dem Feldzug in Baden eingezogen worden, ernste Maßregeln nothwendig. Der Major v. Steinmetz erhielt den Befehl, das 1. Bataillon (Berlin) zu entwaffnen. Er erfüllte diese Aufgabe mit seiner ganzen Energie und so furchtbarem Ernst, daß kein Widerstand mehr versucht und die Excedenten zur Verurtheilung abgeliefert wurden.

Anfang Juli 1849 erhielt der Oberstlieutenant v. Steinmetz, der am 8. Mai 1849 zu dieser Charge befördert worden war, den Befehl über die Truppen, welche an der Grenze der Anhaltiner Länder zum Schutz dieser Regierungen aufgestellt wurden. Die Umsturzpartei schien dort die Oberhand gewinnen zu wollen, und hoffte v. Steinmetz zur Niederwerfung derselben in Thätigkeit zu kommen. Er hätte gar zu gern mit den Leuten angebunden. Das Kommandoverhältniß brachte ihn mit dem Fürsten Leopold, der in Wörlitz residirte, in persönliche Berührung. Die vorbereitenden Maßregeln, die er zum Schutz des Landes getroffen, waren so umsichtig, sprachen von so viel Sicherheit und Energie, daß er schon dadurch wesentlich zur Beruhigung der Gemüther beitrug. Damit aber mußte er sich begnügen, er kam nicht zur Aktion, und nach einigen in Wittenberg und Bitterfeld verlebten sehr langweiligen Wochen kehrte er nach Magdeburg zu seinem Regiment zurück.

Nach den Stürmen des Jahres 1848 mußte Preußen noch die Demüthigung des Jahres 1850 durchmachen, ehe es zur kräftigen Wiedergeburt schritt, die es auf die gegenwärtige stolze Höhe gehoben. Die Verwickelungen

---

*) Mittheilung eines noch jetzt im Dienst befindlichen hohen Offiziers, der damals Kompagniechef unter ihm gewesen.

mit Oesterreich drohten Deutschland bereits damals in zwei Lager zu trennen, und kam es für Preußen, mehr vielleicht als je, auf rasches und energisches Handeln an. Die Armee wurde zu spät mobil, auch das Handeln wollte sich nicht finden. Es wurde ein Theaterfeldzug inscenirt, bei dem die Akteurs kaum einen Achtungserfolg erringen konnten. An der Spitze des vortrefflichen 32. Infanterie-Regiments rückte der Oberstlieutenant v. Steinmetz nach Kassel, wo er am 6. November eintraf. — Das Regiment gehörte zum Korps des General Graf Groeben, dem der Oberstlieutenant v. Steinmetz aus der Düsseldorfer Zeit wohlbekannt war und sich seiner Gewogenheit besonders zu erfreuen hatte. In Kassel wurde v. Steinmetz zum Kommandanten ernannt und erhielt damit eine Art politischer Stellung, zu der er aber sich deshalb wenig geeignet hielt, weil er als Soldat sich im Gegensatz zu den von Berlin ertheilten Direktiven befand, ihm aber die Soldatenehre durch die Rolle, die den Truppen damals zugemuthet wurde, gefährdet erschien. Diese ganze Episode preußischer Geschichte lag ihm, wie er sich ausdrückte, noch Jahre lang in den Gliedern. Mündlich sprach er nicht gern davon, desto deutlicher spricht aber eine noch vorhandene Korrespondenz zwischen ihm und dem General Grafen Groeben, der ja bekanntlich ein langjähriger vertrauter Freund des Königs war, über die damaligen Verhältnisse, die schließlich nach Olmütz führten. Dem durch und durch von glühendem Patriotismus beseelten Oberstlieutenant v. Steinmetz, der nur das eine Wort „Handeln" gelten ließ, wollte es nicht in den Sinn, daß nicht gehandelt werden durfte. Schon Mitte November, als die feindselige Stellung Oesterreichs und auch Bayerns bereits ausgesprochen war, wo man auch schon die Räumung von Kassel ins Auge fassen mußte, wollte er wenigstens für diesen Fall den hessischen Staatsschatz und das in Kassel aufgehäufte reiche Kriegsmaterial der hessischen Truppen nicht in des Feindes Hände fallen und beides rechtzeitig zurückschaffen lassen. Es wurde ihm von Berlin aus verboten. So dankte er denn Gott, als er Mitte Dezember von seiner Stellung als Kommandant von Kassel abgelöst wurde und mit seinem Regiment nach Erfurt abrücken konnte. In dem betreffenden Tagesbefehl vom 13. Dezember sagte Graf Groeben: „Meinen wärmsten Dank dem Oberstlieutenant v. Steinmetz für das, was er in Kassel leistete!"

Am 18. Januar 1851 zum Obersten befördert, wurde er durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 17. April 1851 zum Kommandeur des Kadettenkorps ernannt.

Es hat kaum eine Dienststellung gegeben, die den Neigungen und Fähigkeiten des Obersten v. Steinmetz so entsprach wie diese, und hat er in dieser Stellung wirklich Unerwartetes geleistet. Bis zu seinen letzten Lebensjahren hat er mit besonderer Liebe jener Zeit gedacht, in der er für die Erziehung des Offiziersersatzes für die Armee wirken konnte. Weil aus der Art und

Weise, wie er seine Aufgabe erfüllte, ein deutliches Licht auf seinen Karakter fällt, soll hier etwas näher darauf eingegangen werden.

Ohne die hohen Verdienste der Persönlichkeiten schmälern zu wollen, die viele Dezennien hindurch als Kommandeure und Lehrer in den Anstalten des Kadettenkorps zum Segen der Armee in ihren Stellungen gewirkt hatten, so muß doch zugestanden werden, daß gerade durch den Mangel an frischen Kräften eine gewisse Stagnation der Verhältnisse eingetreten und sich Mißbräuche eingeschlichen hatten, die das Interesse der zu erziehenden Jugend in den Hintergrund zu drängen begannen. Die Lehrer hatten Pensionate, in denen Schüler, ehe sie ins Kadettenkorps eintraten, sich Jahre lang aufhielten, oder die Lehrer gaben an Kadetten Privatstunden, welche nicht unbedeutenden Ausgaben nur die wohlhabenden Eltern bestreiten konnten. Die jungen Offiziere und Gouverneure hatten Strafgewalt, die wegen Mangels an Erfahrung leicht falsch gehandhabt werden konnte. Mehrere Persönlichkeiten waren durch zu hohes Lebensalter unbrauchbar geworden. Kurz, es galt eine frische Kraft zu gewinnen, die mit Einsicht und Energie eine durchgreifende Reform der hochwichtigen Erziehungsanstalten vornahm. Die Wahl fiel auf den Oberst v. Steinmetz und er hat in dem Zeitraume von drei Jahren wahrhaft Großes geleistet. Wie oft ist ihm Herz abgesprochen worden! Gerade die Art, wie er seine neue Stellung ausfüllte, giebt den Beweis für sein warmes Herz und seine hohe Einsicht.

Er brauchte eine unglaublich kurze Zeit, um sich in seinem neuen Beruf zu orientiren, und dann griff er mit kräftiger Hand ein. Zunächst galt es einen neuen Lehrplan zu entwerfen, um die Materie mit der darauf verwendeten Zeit in Einklang zu bringen. Um aber auch hierin ein selbstständiges und richtiges Urtheil zu haben, lernte der gereifte 55jährige Mann beim Professor Matthias die lateinische Sprache, eben so auch die englische! Seine Lehrpläne schränkten die Willkür der Lehrer ein und brachten System in den Unterricht. Vor allem sorgte er für eine gesunde geistige und körperliche Erziehung der Knaben und faßte die vorhandenen Uebel an der Wurzel. Obige Mißstände wurden abgeschafft, den unerfahrenen jungen Offizieren und Gouverneuren wurde die Strafgewalt entzogen, um Mißbrauch derselben vorzubeugen, das System, schlechte Kadetten den Eltern zurückzuschicken, wurde umgeworfen: „Damit werden die Eltern furchtbar gestraft, wir haben aber die Aufgabe, solche unnütze Jungens, so lange sie keine schlechten Streiche machen, zu erziehen, nicht sie los zu werden, was freilich bequemer!“ Seine Jahresberichte sind Muster pädagogischer Ansichten und bilden für seinen einstigen Biographen ein unschätzbares Material, ebenso wie sie auch wohl noch gegenwärtig im Institut in hohem Ansehen stehen. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß das ganze Personal des Kadettenkorps unter seiner eisernen Hand zuerst seufzte und ihm Viele das Feld räumten. Das mag aber wohl auch zum Besten der zu erziehenden Jugend sein

Wunsch gewesen sein. Er hat harte Kämpfe mit seinen Untergebenen bestanden, aber unbeirrt ging er auf der Bahn, die er sich vorgezeichnet, vorwärts. Um ihn in seinen Ansichten über Erziehung kennen zu lernen, mag hier eine Stelle aus seinem Jahresbericht des Jahres 1853 Platz finden:

„5) Erziehung.

Die Direktion von — — — sagt, daß der erziehende Einfluß auf die Zöglinge immer mehr in Ermahnungen, Aufsicht, Umgang und in einem richtig geleiteten Ehrgefühl, als in positiven Strafen, gesucht worden sei. Dieses Immermehr — als, welches dem Verfahren mit liebender Sorgfalt über ihren Kindern wachender Eltern entspricht und die Strafe zu rechter Zeit nicht ausschließt, aber auch bei nothwendig werdender größter Strenge der Liebe nicht ermangelt, sich also von dem fehlenden oder gar gefallenen Knaben nie abwendet, sondern sich ihm in dem Grade inniger zuwendet, als er tiefer fällt, mithin der Hülfe bedürftiger wird — ist ganz meine Ansicht. Würde jenes Immermehr — als umgekehrt aufgefaßt, so würden die Kadettenanstalten aus Erziehungs- Strafanstalten; fehlte dagegen den Instituten der von wahrer Liebe untrennbare Ernst, wo er nöthig ist, so würden sie aus Erziehungs- Verziehungsanstalten werden, in beiden Fällen also ihrer Bestimmung nicht entsprechen. Dieses vorausgeschickt, kann ich wohl bedauern, daß auch im verflossenen Jahr wieder einige körperliche Bestrafungen nothwendig geworden sind, nicht aber, daß sie stattgefunden haben, denn das Unterbleiben wäre Schwäche, oder eine einer falschen Philanthropie gemachte Konzession gewesen. Ich erwarte, daß die Kadettenanstalten auch ferner von beiden sich frei zu halten wissen und sich sagen werden, daß, so wenig ein Kind durch eine Strafe, die der väterliche Mund diktirt, geschändet werden kann, ebensowenig je ein Eleve des Kadettenkorps durch Strafen geschändet worden ist und werden wird, die ihm die Vaterstelle bei ihm vertretenden Erzieher zuerkannt haben oder zuerkennen werden: daß dagegen so Mancher indirekt durch die Schwäche seiner Erzieher geschändet werden kann, wenn sie die wohlverdiente Bestrafung auszusprechen unterlassen und damit den tieferen Fall des zu Erziehenden auf ihr Gewissen laden. Wo daher Strafe unerläßlich und das Nichtstrafen geradezu ein Unrecht ist, da möge auch künftig der Ernst walten, wo dagegen Nachsicht geübt werden kann und muß, wie bei der Flüchtigkeit eines Kindes, da komme der Erzieher durch doppelte Achtsamkeit und konsequente Führung zu Hülfe, beuge Vergehungen, die Strafe nach sich ziehen müßten, vor, stempele aber auch nicht jede Handlung eines Kindes durch Unterlegen übler Motive, an die die Kinder bei ihren Handlungen oft gar nicht denken, zu Vergehen.

Der Erzieher darf unter seinen Augen allerdings nicht Unrecht handeln lassen; wo daher das Thun eines Kindes einen solchen Schein hat, da

muß es gehemmt werden, aber in vielen Fällen wird dies allein genügen, nicht immer Strafe nöthig sein, wovon ja jede Familie den Beweis liefert. Manchem Vergehen läßt sich auch durch eine ihnen von den Erziehern werdende noch rücksichtsvollere Behandlung vorbeugen. Je freundlicher, artiger und ruhiger die Erzieher ihre Eleven führen, desto weniger werden sich diese jene Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen und auch hier kann Nachsicht, die ein gehaltener, taktvoller Erzieher übt, oft mehr wirken als das Erzwingen der Autorität mittelst Strafe, die wohl erbittern, ja selbst demoralisiren kann, wenn eben der verletzte Theil geneigt ist, Uebles zu sehen, und dem Kinde üble Motive, wie Lug, Trug, Unwahrheit, Unehrerbietigkeit, Trotz und dergl. Schuld giebt, d. h. Beweggründe, von welchen man einem Kinde nie merken lassen sollte, daß es sie haben könne, die aber leider recht häufig in den mir zugehenden Straflisten zu finden sind. Ich fordere daher die königlichen Direktionen ergebenst auf dahin zu wirken, daß der erziehende Einfluß mehr und mehr auch ein das Unrecht vorbeugender werde und daß die liebreiche Führung, deren sich die Zöglinge unstreitig im ganzen zu erfreuen haben, sich auch in einer demgemäßen Karakterisirung ihrer kleinen Ausschreitungen abspiegele. Je krasser, nackter die Vergehen bezeichnet werden, desto weniger zart möchte auch die Führung der Zöglinge sein, desto weniger das feine Gefühl in ihnen geschont und gepflegt werden. Es fehlt mir nicht an Grund zu dieser Annahme, ich habe bei Gelegenheit meiner Inspizirungen unter nicht wenigen Arbeiten von Schülern Kritiken und Bemerkungen der Lehrer gefunden, die eine verletzende Fassung hatten, die ich nicht billigen kann. Nicht nur die Eleven haben Rücksichten zu nehmen, sondern auch Lehrer und Erzieher, und ich habe es deshalb schon im vorigen Jahre ausgesprochen, daß ich die Disziplinargewalt beschränkt habe, weil ich durchaus nicht gesonnen bin, die Eleven der Willkür preiszugeben. Ich verstehe darunter aber überhaupt eine in allen Beziehungen anständige Behandlung der Eleven und daß die Erziehung der Eleven mehr von innen heraus, als von außen hinein statthaben, eine mehr auf die guten Regungen des Herzens und auf die in den Eleven hervorzurufende eigene Ueberzeugung fußende, als eine eingestrafte sein muß. Auf diesen Erziehungsweg wollte ich die Erzieher leiten, indem ich ihnen durch Entziehen der Strafgewalt zugleich die Versuchung nahm, ihre Autorität und ihren Einfluß zu mißbrauchen. Strafen werden allerdings nie ganz fortbleiben können, aber die Erzieher sollten dies Mittel nicht so zur Disposition haben, daß sie gleichsam zum fortwährenden Gebrauch und — bei der mit dem jetzt sehr häufigen Personenwechsel verbundenen größeren Unerfahrenheit — zum Mißbrauch verleitet wurden. Sie sollten ihre edleren Kräfte dem Erziehungswerk darbringen und nur, wo diese nicht ausreichen, an die Strafgewalt apelliren. Diese habe ich in die Hände weniger Personen, denen aber Besonnenheit,

Erfahrung, unbefangenes Urtheil zur Seite, und die gewissermaßen über den Parteien stehen, gelegt; damit bin ich aber sehr entfernt gewesen, diese Personen ihren Pflegebefohlenen als Zuchtmeister gegenüber hinstellen zu wollen, wie man zu meinem großen Befremden die Sache in — — aufgefaßt hat, eine Auffassung, in welcher ein vollkommenes Verkennen der Stellung der Herren Abtheilungs-Vorsteher liegt, welche die eines Vaters zu seiner großen Familie ist, welche er gleichsam unter mehrere Hofmeister gestellt, aber sich die väterlichen Strafrechte vorbehalten hat. So verfahren Eltern, die ihre Kinder lieb haben, eine solche Stellung den Abtheilungs-Vorstehern geben ist ihrer gewiß nicht unwürdig, eine solche Stellung drückend finden heißt sie nicht würdigen, nicht das große Vertrauen erkennen, was in der Verleihung liegt, nicht die ganze Würde als Oberhaupt der großen Familie wahren. — —"

In dem Maße, wie der Oberst v. Steinmetz wie ein liebender Vater für seine Kinder sorgte, so wurde ihm auch der Dank liebender Kinder. Die Kadetten erkannten sehr bald neben seiner Strenge seine väterlich wohlwollende Gesinnung und lohnten ihm mit großer Anhänglichkeit. Wie viele noch jetzt in der Armee dienende Offiziere werden aus ihrer Kadettenzeit ihren damaligen Kommandeur in dankbarer Erinnerung haben. Alle Sonntag war sein Haus voll von Kadetten, namentlich solchen, die keinen „Urlaubsort" hatten, und bei seiner Neigung zur Geselligkeit lud er zu seinen Gesellschaften, die er vielfach gab, auch in der Woche, stets Selektaner ein; er ist eben ein Freund der Jugend gewesen und verkehrte auch am liebsten mit der Jugend. In seinen späteren Dienststellungen wandte er allen Offizieren, die unter ihm Kadetten gewesen, ein besonderes persönliches Interesse zu, was bis zur Schwäche gehen konnte. Mir sind Fälle bekannt, wo er als Divisionskommandeur Schuldklagen über Offiziere erhielt, die er nicht an das Regiment weiter gab, sondern die Schuld berichtigte. Er ist aus seiner segensreichen Stellung als Kommandeur des Kadettenkorps zu früh abberufen, seine Saat trägt aber noch heute reiche Früchte.

Auf eine Einladung des Kaisers von Rußland ging der Oberst von Steinmetz im August 1851 nach Petersburg, um die dortigen militärischen Lehranstalten kennen zu lernen. Er sprach sich sehr offen über Mängel und Vorzüge derselben aus und kehrte sehr befriedigt von der interessanten Reise zurück, nachdem ihm der Annen-Orden 2. Klasse verliehen worden war.

Am 25. April 1854 wurde er Kommandant von Magdeburg, im Juli desselben Jahres Generalmajor. Die neue Stellung versetzte ihn in eine ganz andere Thätigkeit, wie die ihm so lieb gewordene des Kadettenkorps. Er war sich der Aufgabe voll bewußt, welche wichtige Stellung ein Kommandant, namentlich im Kriege, inne habe, und da seine ganze dienstliche Thätigkeit auf den Krieg hinzielte, entwickelte er nun wieder eine unglaubliche persönliche Thätigkeit und Arbeitskraft, um zunächst sich selbst genau über

Stärken und Schwächen der ihm anvertrauten Festung, über Armirung ꝛc. zu orientiren. Die Verwendung in so vielen verschiedenen Stellungen während der letzten 10 Jahre hatte in ihm den Gedanken erweckt, er müsse überall, wohin er geschickt werde, erst Ordnung schaffen, und dieser Glaube führte ihn darauf hin, mit prüfendem Auge Mißstände aufzufinden, um sie dann mit eiserner Konsequenz abzustellen. Natürlich machte er sich dadurch viele Feinde und war besonders sein Verkehr mit den Zivilbehörden ein unerquicklicher. Namentlich mit der Steuerbehörde lebte er in ewigem Kriege wegen der Maßregeln, welche die Mahl- und Schlachtsteuer geboten, mitunter wohl auch mit Recht weigerte er sich, den ohnehin schon ausgedehnten Wachtdienst bloß im Interesse der Steuerbehörde zu vergrößern. Schließlich drohte er, sämmtliche Thore zu öffnen und die Posten einzuziehen, welche Drohung ihm dann eine Weile Ruhe schaffte. Seine Begriffe von strenger Zucht und Ordnung glaubte er auch auf die Polizeibehörde übertragen zu müssen und brachte ihn auch mit dieser in beständige Konflikte; er erreichte aber seinen Zweck und erhielt strenge Zucht und Ordnung.

In Magdeburg starb am 10. Oktober 1854 seine einzige Tochter Selma im Alter von 26 Jahren am Typhus. Dieser schwerste Schlag seines ganzen Lebens drohte seine urkräftige Natur dauernd zu erschüttern. Es ist bekannt, daß er seit dieser Zeit von Visionen befallen wurde, die ihn zeitweise gefangen hielten. Aeußere Merkmale ließ dieser seelische Zustand an dem eisernen Mann nicht erkennen, seine dienstliche Thätigkeit steigerte er womöglich noch mehr, aber in der tiefsten Tiefe seines Herzens wühlte der Schmerz um so heftiger, je sorgfältiger er ihn verbergen wollte. In der schon erwähnten Biographie von Brachvogel, Seite 87 ff., sind seine inneren Zustände sehr ausführlich und interessant geschildert. Der tiefe große Schmerz machte aber auch seinen Körper für äußere Einflüsse empfänglicher und zum ersten Male in seinem Leben wurde er in Magdeburg an einer Grippe bedenklich krank, doch überwand er die schwere Krankheit nach einigen Wochen, ohne daß sein Körper dauernd geschädigt worden wäre.

Am 19. Februar 1857 wurde er als Kommandeur der 4. Garde-Infanterie-Brigade nach Berlin versetzt. Im Garde-Korps war damals die Einrichtung getroffen, daß bis zum Manöver den ganzen Sommer hindurch unter Leitung einzelner dazu bestimmter Vorgesetzter Uebungen mit gemischten Waffen vorgenommen wurden. Der General v. Steinmetz erwarb sich durch Leitung dieser Uebungen im Sommer 1857 ein gewisses Renommée; namentlich waren es seine sehr sachgemäßen und belehrenden Kritiken, die Zeugniß davon ablegten, wie er bestrebt war, diese Uebungen ganz den Verhältnissen des Krieges anzupassen.

Schon am 3. Dezember desselben Jahres wurde er Kommandeur der 1. Division zu Königsberg. Sein Vorgänger war hier der General v. Plehwe gewesen, der eine besonders einflußreiche Stellung in der Provinz

eingenommen und durch seine persönlichen Beziehungen zum Könige eine Art konservativer Parteiführer geworden war. Für den General v. Steinmetz wurde es um so schwieriger sich seine Stellung zu schaffen, als der General v. Plehwe immer noch eine große Rolle spielte, bis er in einem Duell mit einem Lieutenant seinen Tod fand. Die infolge dessen angestrengte Untersuchung brachte ihn als Gerichtsherrn vor schwierige Fragen, die ihn auf das Feld der Rechtspflege führten, der er sein ganzes Interesse zuwandte. Namentlich waren es die vielen Simulationen und Desertionen, die in der Prozeßliste figurirten, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Bei ersteren gelang es ihm wiederholt, wenn seine Rechtsbeistände alle Mittel der Beweisführung erschöpft zu haben glaubten, durch konsequente Verfolgung den Beweis für den Thatbestand der Simulation beizubringen; bei den Desertionen fand er sehr bald heraus, daß besonders bei Rekruten das Motiv für die Entfernung das Heimweh war. Seiner Vermittelung war es zu danken, daß in dem alten Strafgesetzbuch der Passus der unerlaubten Entfernung bei noch nicht 6 Monat gedienten Soldaten eingeführt wurde, um in diesen Fällen eine mildere Auffassung des Vergehens zu ermöglichen.

In dienstlicher Beziehung hat er als Divisionskommandeur in Königsberg viel von den Truppen verlangt und ohne Rücksicht auf klimatische und Garnisonverhältnisse die Ausbildung der ihm unterstellten Truppen nach jeder Richtung hin gefördert. Seine jährlichen Inspizirungsrundreisen gewährten ihm besondere Freude, er verlangte bei der Besichtigung viel, war aber auch befriedigt, sobald er Persönlichkeiten wie Truppe für den Krieg wohl vorbereitet erachten konnte. So Wochen lang in offener Extrapost durchs Land fahren zu können (damals gab es im östlichen Theil der Provinz noch keine Eisenbahn) machte ihm großes Vergnügen und bot seiner Beobachtungsgabe reichen Stoff zur Kenntniß von Land und Leuten. Auf diesen Reisen war er seiner Begleitung gegenüber mehr mittheilsam, und verdankt der Verfasser z. B. jenen Reisen manchen tiefen Einblick in die Eigenartigkeit des Karakters des Generals.

Um sich ein gediegenes Urtheil über die Eigenthümlichkeit des Kavalleriedienstes zu verschaffen, da diese Waffe nun unter seinen direkten Befehl gestellt war, wohnte er nicht allein fleißig den Uebungen des in Königsberg garnisonirenden Regiments bei, sondern er setzte sich auch mit kavalleristischen Autoritäten in schriftlichen Verkehr, um sich über das Wesen der Waffe zu belehren. Sehr bald trat bei seinen Besichtigungen der Kavallerie ein sehr gesundes sachgemäßes Urtheil hervor. Ein besonderer Freund der Landwehr war er nicht, er hatte sie in zu bedenklichem Zustande kennen gelernt. Auch erschien ihm der oft beliebte Weg, gute Leistungen der Landwehr durch übertriebenes Lob zu erzielen, nicht der richtige. Er schlug den entgegengesetzten Weg ein, erklärte von vornherein, Landwehr bestehe aus altgedienten, verständigen Männern, sie müßten daher viel mehr leisten, als die Soldaten,

die erst 1 oder 2 Jahre dienten, und genügten die Landwehr-Bataillone seinen Anforderungen daher auch fast nie. Dabei war es ihm sehr gleichgültig, daß er sich auf diese Weise die Gunst der Landwehrleute nicht erwarb; ebensowenig machten ihm die vielen Droh- und Brandbriefe, die er wohl nach einer Uebung erhielt, irgend welchen Eindruck. Er ließ sie oft in größeren Zirkeln vorlesen und gab die natürlich anonymen Verfasser der Verachtung preis. Im Oktober 1861 fanden die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg statt, bei denen der General v. Steinmetz, der bereits am 22. Mai 1858 zum Generallieutenant avancirt war, die Truppen kommandirte und den Rothen Adler-Orden 1. Klasse erhielt. „Nun befinde ich mich aber doch noch in der zweiten Klasse des Rothen Adler-Ordenstandes, da das Großkreuz eingeschoben ist." Diese briefliche Aeußerung beruht auf seinem Streben den Schwarzen Adler-Orden zu erringen, den einzigen Ehrgeiz, den er, wie er sich geäußert, noch hatte.

Nach der Königs-Revue im Jahre 1862 war Generallieutenant von Steinmetz nunmehr nahe an den kommandirenden General herangerückt. Vor ihm stand noch der General v. B., der eine verhältnißmäßig viel schnellere Karriere gemacht, obgleich er nicht das Glück gehabt hatte, irgendwie Kriegserfahrungen sammeln zu können. Der Gedanke, daß er mit seinen Kriegserfahrungen und seiner bisherigen praktischen Dienstthätigkeit Divisionskommandeur bleiben müsse, während Jener kommandirender General und, was ja im Bereich der Möglichkeit lag, sogar sein kommandirender General werden könne, beschäftigte den General v. Steinmetz fortwährend und gab er demselben auch verschiedentlich Ausdruck. „Die Zeit rückt immer näher, wo ich mir werde sagen müssen: es ist Zeit, den Degen einzustecken. Je höher man steht, desto mehr muß man auf die Zeichen der Zeit achten und nicht nachlassen sich zu fragen: hast Du noch das Vertrauen von oben und von unten? Es steht darin Keiner so fest, daß seine Stellung unerschütterlich wäre." Er reiste auch nach Berlin, um dort jene Gedanken auszusprechen, sah sich sogar veranlaßt seinen Abschied einzureichen. „Ich habe dies nicht einen Augenblick bereut, wenn auch der liebe König mir nicht gewillfahrt, sondern mich gescholten hat. Das sind Liebesschelte, die sich leicht ertragen, die aber das Gute haben, daß man auch auf höchster Stelle das reiflich erwägt, was einen Andern drückt. Offenbar ist es dem zu danken, daß ich wenigstens gleichzeitig mit v. B. befördert bin und daß es endlich dazu gekommen ist. Ich hatte aber auch unumwunden dem König ausgesprochen, daß ich zu alt zum langen Warten sei und zu selbstbewußt, um mich Anderen nachstellen zu lassen."*)

Am 29. Januar 1863 wurde der Generallieutenant v. Steinmetz kommandirender General des II. Armeekorps in Stettin, und mit neuer

*) Aus Briefen an den Verfass.

Freudigkeit trat er seine neue wichtige Stellung an. Er verlor seine Division ungern, weil er bei seiner Eigenthümlichkeit alles mit Ernst anzufassen, sich rasch in Königsberg eingelebt und seine dortige Wirksamkeit und viele Menschen lieb gewonnen hatte. Aber auch die Division verlor ihn ungern, denn er wurde als ein zwar strenger, aber sehr gerechter und belehrender Vorgesetzter hochgeschätzt. Bei seinem am 5. März 1863 gefeierten 50jährigen Dienstjubiläum sandte ihm die 1. Division einen prachtvollen Degen als Zeichen dauernder Verehrung und Dankbarkeit. Der König zeichnete ihn durch Verleihung des Kronen-Ordens 1. Klasse mit dem Emailleband des Rothen Adler-Ordens aus.

In Stettin blieb v. Steinmetz wenig über ein Jahr. Er verlor dort am 19. November 1863 nach 38jähriger Ehe seine treue Lebensgefährtin, die, wie selten eine Frau, es verstanden hatte, bei großer Selbstverleugnung nur seinen Interessen zu leben, wie ja auch die nachfolgenden Briefe aus Schleswig beweisen. Nun war der alte Mann, um den mancher Sturm gebraust und der nur ein Mal, beim Tode seiner Tochter, gewankt hat, vollständig verwaist und mit Recht konnte er ausrufen: „Nun habe ich nur noch Gott und den Dienst!"

Am 18. Mai 1864 wurde er in gleicher Eigenschaft von Stettin nach Posen versetzt und hier begann er das Instrument zu schärfen, womit er mit seinem schneidigen Armeekorps im Jahre 1866 so scharf geschnitten. Nachdem er am 25. Mai 1864 zum General der Infanterie und am 21. Mai 1865 zum Ehrensenior des Eisernen Kreuzes ernannt worden, traf ihn die Mobilmachung des Jahres 1866 auf einer Dienstreise in Schlesien.

Ich breche hier ab, weil der Schluß der militärischen Laufbahn des Feldmarschalls der Neuzeit und der Geschichte angehört und der Zweck vorliegender Blätter nur der war zu zeigen, wie man es auch auf der langsamen Stufenleiter des Avancements in der Tour zum Feldmarschall bringen kann. — Mit Kampflust, Zuversicht und Vertrauen auf seine Truppen ging der alte Haudegen in den Kampf, wo er sich Lorbeeren über Erwarten errungen hat. Es war, als wolle der Himmel ihm den reichen Lohn seines Lebens voll Mühe und Arbeit schon hienieden bescheeren. Mit Demuth und frommem Sinn beugte er sich auch im Glück unter des Höchsten Willen und sollen hier nur noch einige Stellen aus seinen damals geschriebenen Briefen Platz finden zum Beweise, wie er es verstand, seiner Freude über seine Erfolge Ausdruck zu geben und wie er auf der Höhe doch mit einer gewissen Bescheidenheit auf eine ihm neue Welt herabblickte.

„Ihre Glückwünsche habe ich — da ich nun einmal ein großer Herr bin — sehr gnädig aufgenommen, und weil ich noch Herr meiner fünf Sinne bin, recht dankbar empfangen. Sie befinden sich mit Ihren Wünschen in sehr guter und sehr großer Gesellschaft. Nicht bloß aus

allen Provinzen der Monarchie, zum Theil auch aus dem Auslande, sogar aus Petersburg, habe ich von Bekannten und Unbekannten Glückwünsche empfangen, so daß, wenn ich dies zusammennehme mit der Auszeichnung, die ich von meinem lieben König empfangen, ich wenigstens versucht werde zu glauben, daß ich ein famos berühmter Mann sein muß. Und das alles bin ich in 4 Tagen geworden. Es läuft bei viel Ernst auch viel Spaßhaftes mitunter. Besungen bin ich in allen Gestalten einer wilden Bestie, am öftesten aber als alter Löwe. Sehr ungalant schreit man mich auch als Greis aus. Ich möchte wissen, was das das große Publikum angeht, ob ich alt oder jung bin? Ich komme mir noch gar nicht so alt vor und fühle mich manchmal so recht von Herzen zu einer Thorheit aufgelegt. Aber nicht genug, daß man es sagt, man beweist es auch noch durch meine Larve, die Sie wahrscheinlich auch bald auf Bildern für Kinder finden werden. — — — — — —

Nachdem ich Ihnen nun Alles gesagt, was zur Verherrlichung meiner kleinen Person geschieht, muß ich Ihnen aber doch ferner sagen, daß ich doch sehr beglückt bin über den guten Ausgang dieses Krieges, und zwar im Interesse meines Königshauses und meines Vaterlandes, das ich nicht groß und nicht geehrt genug sehen kann, und dann in meinem eigenen kleinen Interesse. Mein militärisches Leben hat ehrenvoll mit einem glücklichen Kriege begonnen und schließt noch ehrenvoller wieder mit einem glücklichen Kriege, in welchem ich wesentlich Mithandelnder gewesen bin. Dies erhellt meinen Lebensabend in erfreulicher Weise und giebt mir eine wohlthuende Befriedigung. Es giebt wenig Menschen, denen es so gut wird, wie es mir geworden; ich rechne dazu nicht bloß, daß ich recht viel Glück gehabt und sehr viel Ehre geerntet habe, sondern auch, so weit es mir geschienen hat, daß ich von Niemand mit Neid und Scheelsucht wegen dieser Erfolge angesehen worden bin. Es ist ein höchst seltener Fall, daß eine That in ihrer Bedeutung und in ihren Folgen so richtig und so neidlos gewürdigt wird, als es meinen Siegen zugute gekommen ist. Ich selbst habe, als ich sie erkämpft, mir auch gesagt, wir dürften uns nicht schlagen lassen, wir müßten durchaus siegen, solle es nicht sehr schlimm mit uns werden, und darum habe ich fest Stand gehalten und nicht gefragt, wie viel Feinde ich gegenüber habe, sondern ich habe immer von neuem angegriffen und der gnädige Gott hat den Sieg gegeben, darum gebe ich auch Ihm allein die Ehre, der mir Beharrlichkeit gegeben.

— — — — Desto zahlreicher werden aber andere Orden herabregnen. Ich habe dabei gut Lachen, nachdem der schöne Schwarze Adler mir an die Brust geflogen. Es ist mir damit einer meiner Jugendwünsche erfüllt und es fehlt wirklich nur noch der Feldmarschall, um sagen zu können, ich habe alle Ehren erlangt, die einem Soldaten zugänglich sind. Lachen Sie nun nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Schwarzen Adler-

Orden geküßt habe, als ihn mir der Kronprinz persönlich übergab, also ohne Eitelkeit und Strebsucht bin ich doch nicht." *)

„Ich blicke mit großer Befriedigung auf die jüngst vergangene Zeit nicht allein, sondern auch auf mein ganzes Dienstleben zurück. Wie schön hat es begonnen mit einem großen Kriege, mit welchem ich in den schwersten Theil des Handwerks eingeführt wurde, und wie schön neigt es sich zum Ende im Glanz des Ruhms und der Ehre! Ich kann nicht darüber hinwegkommen, daß man alles Geleistete viel zu hoch anschlägt. Die Erfolge sind allerdings immense, in der That noch nicht dagewesene, aber mit wie weniger Anstrengung sind sie erreicht, wenn ich dagegen halte, wie lange in den Jahren 1813—1815 für einen viel kleineren Erfolg gekämpft, wie viel mehr Opfer und Anstrengungen dafür gebracht und erduldet werden mußten. Und da spricht man von einem wiedererstandenen York und zieht Parallelen, die dem Betreffenden zu hohen Ehren gereichen, zugleich ihn aber auch demüthigen müssen, denn was haben wir im Vergleich zu den früheren Helden geleistet? Bedenken Sie nur, daß uns die schwerste Hälfte der Kriegserfahrung — der Rückschlag — und wie wir uns dabei gezeigt haben würden, ganz abgeht, und daß jene früheren Feldherren Helden im Glück wie im Unglück waren. Dennoch ist die Kampagne auch von Seiten der Erfahrungen sehr werthvoll gewesen, wir Alle haben viel zugelernt, es ließe sich darüber viel vertraulich sprechen, aber schreiben läßt es sich nicht. — — — — —" **)

Briefe aus dem Feldzug in Schleswig 1848.

K. O. Flensburg, den 26. April 1848.

Nach 9 Tagen ununterbrochener Bewegung befinde ich mich endlich wieder einmal in dem Zustande einer Art von Ruhe. Gestern um 9 Uhr abends bin ich hier eingerückt und wohne in einer wahrscheinlich der Hauptstraßen, welche heißt „im Süden" Nr. 576 bei einem Justizrath, auf den ich später zurückkommen werde. Was heute werden wird, wurde gestern nicht gesagt, weil man es selbst noch nicht wußte; wie ich gehört, haben sich die Dänen mit ihrer Kavallerie hier eingeschifft, die Infanterie ist weiter nach Norden gezogen auf Apenrade, gefolgt und, wie man sagt, bedrängt von den Hannoveranern und Braunschweigern, und von deren Erfolg wird es ab-

---

*) Aus einem Briefe an eine Dame d. d. Schloß Chotzen den 20. 8. 66.
**) Aus einem Briefe an den Verfasser d. d. Berlin, den 25. 3. 67.

hängen, ob wir heute einen halben oder ganzen Ruhetag haben. Der letztere thäte sehr nöthig, da wir bei dem fortwährenden Regen, täglichen Märschen von 4 Meilen, zum Theil wie am 23. verbunden mit einem siebenstündigen Gefecht, bei Biwaks theilweise ganz ohne, theilweise mit sehr wenig Stroh und auf aufgeweichten, zum Theil moorigen Lagerplätzen, vor Schmutz starren und unsere Gewehre, welche alle Spuren jener ungünstigen Verhältnisse an sich tragen, einer gründlichen Reinigung bedürfen. Ich habe dies Resultat schwieriger Märsche vorausgeschickt, weil ich vielleicht später keine ganz geeignete Stelle dafür gefunden haben würde, will aber nicht ferner antizipiren, sondern in chronologischer Ordnung erzählen, was vom 22. d. M. ab geschehen ist.

Du wirst Dich erinnern, daß ich am 21. per Eisenbahn von Altona mit dem Regiment nach Rendsburg gefahren und von da in Kantonnirungen nach Hamdorf, Burgstall (das 1. Bataillon), Elsdorf, Westermühlen (das 2. Bataillon) marschirt war. Ich muß indeß noch einiges nachholen, was ich Dir damals zu schreiben nicht geeignet fand. In Altona war ich an den Präsidenten Grafen Reventlow wegen des ferneren Marsches oder vielmehr Transportes auf der Eisenbahn gewiesen, ich hoffte also dort etwas Bestimmtes darüber zu erfahren. Einen ungünstigen Eindruck machte es indeß schon auf mich, daß mir darüber beim Einrücken des 1. Bataillons, bei welchem ich mich nach dem höheren Befehl befand, nichts entgegengeschickt wurde, daß ferner mein 2. Bataillon, welches tags vorher in Altona angekommen, heute ohne Befehl nach Rendsburg abgefahren war. Ein Altonaer Oberstlieutenant erbot sich, mich zum Grafen, oder Exzellenz, wie er genannt wird, zu begleiten und war so freundlich, gleich einen Wagen zu besorgen. Ich zog mich daher schnell um, und dann gings durch halb Altona durch, weil es mein Begleiter sich nicht nehmen ließ, mir den Ort in allen Richtungen mit seinen Sehenswürdigkeiten zu zeigen. In Hamburg hatte der Kommandant, der uns einholte, in gleicher Weise verfahren und uns durch die schönsten Theile Hamburgs geführt, wobei er nicht müde wurde, mich auf jedes Sehenswerthe aufmerksam zu machen. Doch zurück zu meinem Grafen. Dieser hatte auch für mich keinen Befehl, doch sagte er mir, General Halkett, unser bis dahin Kommandirender, habe befohlen, meine beiden Bataillone sollten vorläufig in Altona stehen bleiben, dagegen sei vor einigen Tagen Fürst Radziwill, der uns Preußen als Höchster vorgesetzt war, durch Altona gekommen, und dieser wolle die Preußen alle bei Rendsburg zusammen haben, er habe ihm indeß noch auf die Mittheilung des Befehls des General Halkett entgegnet, er würde ihm von Rendsburg aus schreiben, was geschehen solle. Seitdem waren 3 Tage vergangen und kein Schreiben gekommen; es fragte sich also, was sollte ich thun, bleiben oder nach Rendsburg fahren? Ich entschloß mich umsomehr zu letzterem, da es mir das wünschenswertheste war und ich auch annehmen konnte dort ein Unterkommen zu finden, da sonst mein 2. Bataillon entweder geschrieben haben oder zurückgeschickt

worden wäre. Ja ich gestehe, daß mir diese Unbestimmtheit über das, was mit einem doch ganz respektablen Nachschub von über 2000 Mann geschehen solle, nicht gefiel. Meine Verwunderung wuchs, als ich mit dem Bataillon bei Rendsburg ankam und etwa 1/4 Stunde von der Festung auf bloße Anordnung der Bahndirektion debarkirt wurde und auch hier keinen Befehl vorfand, obgleich tags vorher mein 2. Bataillon angekommen war und man bestimmt die Ankunft des 1. Bataillons erwartete, auch wie sich später ergab, an sein Kantonnement gedacht hatte.

Ich hatte unglücklicherweise von Altona keine Fouriere vorausschicken können, da wir dort zu spät ankamen, ich schickte daher nun, nachdem die Pferde mit großen Weitläufigkeiten debarkirt waren, meinen Adjutanten Lieutenant v. Stülpnagel zum Anmelden nach Rendsburg hinein, und dieser erhielt endlich die Kantonnementsorte, wurde aber selbst wieder zum Aufschreiben von Befehlen festgehalten, und wäre nicht zufällig ein Offizier des Regiments in Rendsburg gewesen, durch den mir mein Adjutant die Kantonnements zugehen lassen konnte, so hätte das 1. Bataillon noch länger warten müssen. Mittlerweile waren aber doch 1 1/2 Stunde vergangen. Ich bin über diesen Punkt etwas breit geworden, zum Nutzen derer meiner Kameraden, welche in den Generalstab zu kommen wünschen, denn diesen trifft hier der große Vorwurf eines Mangels von Vorsorge für die Truppen. Es wäre eine große Kleinigkeit gewesen, da es an Ordonnanzen nicht fehlte und die Ankunft der Bahnzüge wie der Bataillone bekannt war, den Befehl, was mit ihnen geschehen solle, rechtzeitig auf den Bahnhof zu schicken, und 2000 Mann waren dies wohl werth. Man hatte es aber versäumt, wohl weil es im Generalstab an Erfahrung fehlt, die dann erst auf Kosten der Truppen gesammelt wird, und die wenigsten Menschen daran denken, daß sie ihr Ich zum Nutzen eines größeren Ganzen kasteien müssen, d. h. Tag und Nacht daran denken und dafür sorgen müssen, wie sie den Truppen die bei aller Vorsorge dennoch auf ihnen ruhenden Lasten und Beschwerden in etwas mindern können. Ich bin weit entfernt, unserm hiesigen Generalstab hierdurch einen Vorwurf machen zu wollen, es ist vielmehr mir mehrfach sehr sichtlich geworden, daß er wirklich an die Truppen denkt und denken will, aber nach 33 Friedensjahren kann die Erfahrung, wie dies unter allen Umständen am besten geschieht, nicht da sein, darum müssen wir wenigstens die Fehler zur Belehrung benutzen. Es kam auch ein zweiter Fehler vor. Der Generalstab schickte die Kantonnements, aber nicht wie die Truppen darauf zu vertheilen waren, was seine Sache war. Die vom Kommandeur des Bataillons gemachte Eintheilung, welche auf der Voraussetzung beruhte, daß beide Orte Hamdorf und Burgstall gleich groß seien, erwies sich später als irrthümlich, und die Folge aller dieser Fehler war, daß das 1. Bataillon erst am späten Nachmittag, eine Kompagnie sogar, da sie in Burgstall nicht unterkommen konnte und daher nach Hamdorf marschiren mußte, erst am

späten Abend ins Kantonnement rückte. Ein Glück war, daß am folgenden Tage erst am Nachmittag etwa 2 Stunden weiter in enge Kantonnirung nach Hohn (6 Kompagnien) und Fockbeck (2 Kompagnien) marschirt wurde.

Ich muß Dir doch auch etwas über Land, Leute und Sitten schreiben. In Hamdorf wohnte ich bei dem Hufner Jürgen Siewers, dessen Frau, des Schulzen Tochter, seit ½ Jahr verheirathet, das Bild der Gutmüthigkeit und Kindlichkeit war. Die guten Leute gaben mit großer Freundlichkeit nicht bloß mir, sondern auch den gleichzeitig einquartierten mehr als 30 Musketieren, was sie geben konnten. Ich bekam eine große Kanne Kaffe, in einem Gefäß von der Form unserer Spülnäpfe sehr gute Sahne, in einem zweiten Spülnapf Trinkwasser und endlich eine große Menge Weißbrod mit Butter und Käse; dann zum Abend eine von großen Rosinen strotzende Suppe, die gewiß etwas sehr Gutes sein sollte, aber Ingredienzien hatte, die meiner Zunge nicht munden wollten, ferner Bratfisch, Eier, Schinken 2c., eine Flasche Rothwein, die gar nicht übel war, kurz soviel, daß ich wenigstens zwei Magen hätte haben müssen, um das leisten zu können, was mir zugemuthet wurde. Ich hatte aber gerade damals, wohl als Folge der Erregung und Anstrengungen, wenig Appetit und war auch zu müde, um mich lange beim Essen aufzuhalten. Ich sah mich daher nach meinem Bett um, umsomehr da ich am andern Morgen früh zur Parole nach Rendsburg 2 Meilen und am Nachmittag nach dem neuen Kantonnement marschiren mußte, was beiläufig gesagt, beides unter sanftem Regen abgemacht wurde. Was das Bett betrifft, so muß ich Dich bitten, Dich auf ein Dampfschiff zu versetzen, dann wird Dir meine Beschreibung deutlicher werden. Meine Stube war ähnlich der Kajüte, die Wände mit Holz bekleidet, die Stube aber von gewöhnlicher Höhe mit 4 Fenstern, mein Wirth war sehr stolz auf diesen Ehrentheil seines Hauses. Zum Bett mußte man per Stuhl in eine zweischläfrige Nische, ähnlich der Lagerstelle für Reisende auf den Dampfschiffen, klettern. Solcher Nischen gab es in meiner Stube zwei. Statt der Sprungfedern waren mehrere Lagen festgewickeltes Stroh, so daß es ein eigentliches Lager für einen Hämorrhoidarius war; ich habe aber recht fest darauf geschlafen, bin auch nicht von dem ziemlich schweren Deckbett erdrückt worden, sondern konnte meinen freundlichen Wirthsleuten, die mir auch hier ihr bestes gegeben hatten, mit gutem Gewissen sagen, daß ich gut geschlafen habe. Was den Menschenschlag betrifft, so ist er hübsch, kräftig von Ansehen, in Kleidung etwas seemännisch; die Frauenzimmer gehen dunkel gekleidet und kleidsam, auf dem Kopf tragen sie Strohhüte, nach Art wie Herr v. Schickfus als Schwimmdirektor trug, die sie gut kleiden.

Auffallend war mir in jetziger Zeit die Menge junger wehrhafter Männer, die, statt unter den Waffen zu sein, in gemüthlichster Ruhe, als ginge sie unser kriegerisches Treiben gar nichts an, diesem in ihrer Heimath zusahen. Auf mein Befragen, wie dies komme, wurde mir gesagt, die neuste Aus-

hebung habe noch nicht stattgefunden, auch könnten die Militärpflichtigen Stellvertreter eintreten lassen. Man fragt sich mit Verwunderung, wann solle denn die Aushebung stattfinden, wenn nicht jetzt, wo es sich um die zu wahrenden Interessen des Landes handeln soll, und wie kann man Stellvertretung zulassen, wo es darauf ankommt, die größte Zahl Hände zum Drauflosschlagen zu bekommen. Allein das Räthsel löst sich, wenn man mit den Leuten spricht. Der Krieg ist nur scheinbar, d. h. nach den Zeitungsartikeln ein socher, wie wir ihn 1813 geführt haben, nämlich ein Befreiungskrieg, es fehlt im Lande aber durchaus die damals uns beseelende Begeisterung. O ja, sie möchten wohl theilweise, daß dies und jenes erreicht würde, nämlich daß die deutsche Sprache erhalten bliebe, sie deutsche Beamte und deutsches Kommando im Militär hätten, nicht von Schleswig getrennt würden, aber damit hat alles Fordern ein Ende. — — — — Es ist also auch hier nur eine Partei, an deren Spitze, da es sein Vortheil auch jetzt noch ist, der Herzog von Augustenburg steht, welche die Unruhe und infolge dessen auch den Krieg macht. — — — — Uns giebt er zu hübschen Kriegserfahrungen Gelegenheit, wie das Folgende näher darthun wird. Ich kehre daher zu den Begebenheiten zurück.

In der Geschichtserzählung war ich bis zu den engen Kantonnements vom 22. gekommen. Bisher waren in den Kantonnements nur die gewöhnlichen Dorfwachen gegeben, in Hohn aber, welches auf dem äußersten linken Flügel unserer Aufstellung lag, wurde der Dienst zum ersten Male kriegerisch nothwendig, wenn auch noch nicht in völliger Ausdehnung. Neben der Dorfwache wurde ein permanenter Patrouillengang auf allen zum Feinde und auf die linke Flanke führenden Wegen angeordnet, und ein Piket rückte am Abend in ein Alarmhaus, endlich stand vor jedem der sehr dick belegten Quartiere eine Schildwache. Wir sind nun bis zu dem Abend gekommen, der dem Gefecht von Schleswig voranging; es war allgemein bekannt, daß wir am folgenden Tage mit dem Feinde zu thun haben würden, und deshalb ist die Stimmung, die alles durchdrang, beachtenswerth. Es war ein Jubel, wie wenn es morgen zum festlichen Tanz gehen sollte, ich habe nicht ein gedrücktes Gesicht gesehen, weder bei Offizieren noch Soldaten, überall eine Freude, und die Offiziere sprachen dies offen aus. Am andern Morgen ganz dieselbe Stimmung, es war nicht anders, als wenn es zu einem Friedensmanöver ging, nur noch lustiger, nirgends Furcht, überall Verlangen nach Kampf. Noch am Abend vorher hatte der Träger der Mohamedsfahne, ein riesiger Mensch, gebeten in die erste Kompagnie mit dem Gewehr eintreten zu dürfen; ein Unteroffizier namens Partner derselben Kompagnie, welcher zu einem besonderen Geschäft kommandirt war, bat seinen Hauptmann unter Thränen, ihn davon zu entbinden, er könne nicht aus dem Feuer zurückbleiben, und ließ mit Bitten nicht nach, bis der Hauptmann ihn, weil er eigentlich in dem beregten Geschäft nicht entbehrt werden konnte, wenigstens

für die nächsten 8 Tage davon frei machte. Solche Beispiele eines schönen militärischen Geistes sind gewiß auch bei andern Kompagnien vorgekommen und lassen muthmaßen, welcher Werth auf das Regiment zu legen ist.

Die preußischen Truppen formirten am 23. 2 Brigaden, wovon die erste unter General v. Möllendorff die beiden Grenadier-Regimenter Alexander und Franz und das Garde-Schützen-Bataillon, die zweite unter General v. Bonin 3 Bataillone des 20., 1 Bataillon des 12., 1. und Füsilier-Bataillon des 31. und die 2 Bataillone des 2. Infanterie- (Königs-) Regiments enthielt. Beiden Brigaden war noch andere fremde Infanterie attachirt. Die Brigade Bonin marschirte in folgender Ordre de bataille:

Avantgarde: Oberstlieutenant Wiesner.

2 Eskadrons Holsteinsche Dragoner.
Füsilier-Bataillon 31. Regiments.
2 Fußgeschütze.
Füsilier-Bataillon 20. Regiments.
Helmuthsche Scharfschützen.
1. Holsteinsches Ingenieur-Detachement.

Rendezvous um ½7 Uhr bei Sorgbrück.

Gros (Rendezvous ½7 Uhr jenseit Ahrenstedt).

1. Treffen: Kommandeur Oberstlieutenant v. Rommel, Kommandeur des 20. Regiments.

1. Bataillon 12. Regiments.
4 Fußgeschütze.
1. und 2. Bataillon 20. Regiments.
½ komb. Haubitzbatterie.

2. Treffen: Major v. Steinmetz vom Garde-Reserve-Regiment.

1. und 2. Bataillon 2. Infanterie-Regiments, darauf
4 Eskadrons Kürassiere, Oberst v. Barby.
Die Dragoner-Brigade der Holsteiner unter Prinz Waldemar von der Gardes du Korps.

Eine Stunde dahinter folgte die Holsteiner Infanterie und Artillerie.

Es war beschlossen, in 2 Kolonnen auf Schleswig vorzugehen, die erste unter General v. Möllendorff auf der Hauptstraße von Rendsburg über Brekendorf, die zweite über Kropp. Beide Kolonnen sollten in der Weise vorgehen, daß wenn die eine etwa gedrängt würde, die andere um so lebhafter gegen Schleswig vordringen und dadurch den Feind zum Rückzug nöthigen sollte. Von der feindlichen Position bei Schleswig wußte man, daß sie sehr stark war und zwar einmal durch die Natur des Terrains überhaupt, auf die ich später eingehen werde, und dann durch einen 10 Fuß hohen langen Wall, das Dannewerk genannt, der so wie der Damm von der Alt- nach der Neustadt Schleswig unterminirt sein sollte. Man beschloß das Dannewerk zu umgehen, und zwar sollte die 2. Brigade, wenn die

Avantgarde in der Höhe von Jagel angekommen sein würde, links über Gr. Rheide auf Büngerdamm ausbiegen, hier die Rheider Aue (ein Wasser) überschreiten, was aber durch von den Dänen angelegte Verschanzungen und durch einen schmalen Damm, auf dem man defiliren müsse, schwierig sein sollte. Dennoch wünschte General v. Bonin an demselben Abend bei Hollingstedt jenseits der Rheider Aue zu biwakiren.

Ehe ich indeß die Ausführung dieser Disposition beschreibe, muß ich noch einiges über die Verhältnisse des Oberbefehls nachholen. Ursprünglich war nämlich der General v. Bonin, damals noch Oberst, zum Führer der preußischen Truppen ernannt, mit der Weisung, sich zur Disposition der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins zu stellen und ganz in ihrem Interesse zu handeln; später wurde der hannoversche General Halkett gleichfalls mit einem Kommando in Holstein beauftragt, und General v. Bonin faßte meiner Meinung nach seine Stellung sehr richtig auf, indem er dem General Halkett sich nicht subordinirte sondern koordinirte und sich die Disposition über die preußischen Truppen offen erhielt. Es war dies um so nöthiger, als sich ergab, daß General Halkett ganz andere Instruktionen hatte als General v. Bonin. Jener war immer der Hemmschuh bei allen entscheidenden Schritten, deshalb erklärte ihm der General v. Bonin zuletzt, da ihm die Weisung von Berlin zuging mit den Preußen offensiv zu verfahren, daß er dies nun thun würde und ihm überlassen müsse, ob er sich dem anschließen wolle. General Halkett erklärte nun gegen seine Instruktion, daß er dann auch vorgehen werde. General v. Bonin hatte nun nächstdem und mittlerweile mehrere Korrespondenzen selbst mit dem Könige von Dänemark, vorzüglich aber mit dessen kommandirenden Generalen, zuletzt namentlich mit dem General v. Hedemann, dem er die Forderung Preußens bekannt machte, nämlich den Status quo, wie er zur Zeit vor dem Vordringen der Dänen bestanden, also Schleswig sofort wieder zu räumen, wieder herzustellen und alle Gefangenen auszuliefern; auch erklärte er, daß ein Vordringen über die Eider und ein Angriff auf Holstein nicht bloß einer Kriegserklärung gegen Preußen sondern zugleich gegen den gesammten Deutschen Bund gleich sein würde. Endlich bewilligte er einen 48stündigen mit dem 18. abends ablaufenden Waffenstillstand, um sich mit Instruktionen von Kopenhagen versehen zu können, nach dieser Zeit würde er die Feindseligkeiten sofort eröffnen.

Da trat plötzlich der Fürst Radziwill hier auf mit dem Auftrage, den Oberbefehl über die preußischen Truppen zu übernehmen und sich unter den Oberbefehl des General Halkett zu stellen, welcher dies dankbar acceptirte. Hierdurch aber vergingen wieder mehrere Tage in Unthätigkeit und v. Bonin stand mit seiner angedrohten Feindseligkeit etwas zweideutig da, was ihn wie überhaupt seine Entfernung gerade nicht zufrieden stimmte. So standen die Sachen, als ich in Rendsburg ankam und es lag eigentlich eine etwas niederdrückende Schwüle auf allen Gemüthern, die nicht viel Gutes prognoszirte;

es fehlte das Vertrauen. Da, und sehr im rechten Moment, wurde der General v. Stockhausen zum Chef des Generalstabes ernannt (er ist aber noch nicht hier) und der Oberbefehl zum dritten Male gewechselt und in die Hand unseres Generals der Kavallerie v. Wrangel gelegt, welcher denselben auch am 22. übernahm, den Kommandeuren auf Parade eine Rede hielt, an welcher der Rhetoriker vielleicht etwas auszusetzen finden würde, die aber echt soldatisch und darum fortreißend und belebend war. Der General stellte in einer zweiten Ansprache den eben erst angekommenen Sohn des Prinzen Karl vor, indem er uns sagte, wir möchten darin einen neuen Beweis des Vertrauens Sr. Majestät des Königs zu uns erblicken, daß er seinen nächsten Verwandten in unsere Mitte schicke, um den Krieg kennen zu lernen und zu zeigen, welches Blut in den Adern der Hohenzollern fließe, und dann wandte er sich an den Prinzen und sprach ihm aus, wie er sich freue und wie er sich geehrt fühle und wie er ihm Gelegenheit geben würde zu zeigen, daß er ein echter Hohenzoller sei. In dieser Weise sprach er, des Prinzen Hand fassend, noch weiter und war so ergriffen, wie er an den Schluß kam, daß wir mit Gott für König und Vaterland fechten würden, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Alles ging mit neuem Vertrauen zu seiner Truppe zurück, ich meinestheils, nachdem ich mich dem General in meinem neuen Kommando präsentirt hatte, was um so mehr nöthig war, da er der Kommandirende auch des 2. Infanterie-Regiments ist. Er nahm dies sehr freundlich auf, gedachte, daß mein Name bei den Pommern schon bekannt sei (wieder ein ehrendes Andenken meines verstorbenen Vaters, was Dir und den Schwestern Freude machen wird), empfahl mir das Regiment und fragte, wie ich es fände. Ich konnte nur den trefflichen Geist dieses alten Regiments, soviel ich vermochte, hervorheben und mein Vertrauen aussprechen, daß es sich gewiß auch jetzt bewähren werde.

Ich gehe nun zum 23. über. Ich war um 3 Uhr aufgestanden, um $4^3/_4$ war das Regiment im Marsch, es regnete abermals, um $6^1/_2$ Uhr war das Rendezvous erreicht und es ging vorwärts. Man erwartete den Feind bei Kropp zu finden, man hatte sich geirrt. Tags vorher hatte er etwa 200 bis 300 Mann starke Vorposten in der Gegend von Jagel gehabt, die aber auf die Nachricht vom Anrücken der Preußen schleunigst nach Schleswig zurückgegangen waren. Unsere Avantgarde gelangte deshalb ungehindert bis Bustorf, wo sich das Gefecht engagirte und ein vorgeschobener Arm des Dannewerks, dann Bustorf selbst in unsern Besitz kam. Während dies hier geschah, war das Gros von Jagel links nach Hollingstedt zur Umgehung des Dannewerks abgebogen und schon eine ziemliche Strecke in dieser Richtung marschirt, als General v. Bonin uns die Mittheilung zugehen ließ: „Bustorf ist genommen, der Feind zeigt jenseits Infanterie und Artillerie, das Gros soll den Marsch auf der Chaussee nach Schleswig fortsetzen!“ Wir mußten deshalb nach der Chaussee umkehren und ich benutzte dies als der

hinterste, um durch diesen Kontremarsch ins erste Treffen zu kommen. Dies war der Wendepunkt zu dem heutigen glücklichen Gefecht. Indem ich nun auf der Chaussee wieder angelangt, den Marsch eine geraume Zeit bis in die Environs von Bustorf fortsetzte, schickte mir der General v. Wrangel durch seinen Sohn, dann durch den Prinzen Friedrich Karl den Befehl, den Feind, der in mehreren Kolonnen gegen unsere Avantgarde vordringe und sie bedränge, in der rechten Flanke anzugreifen.

Das war aber viel leichter gesagt als gethan. Zunächst mußte ich mich in geeigneter Weise formiren, die großen noch vollzähligen, 1000 Mann starken Bataillone waren hier, wie nach meiner Ansicht überhaupt, so lange sie so stark sind, ganz ungeeignet. Wäre ich der Manövrirfähigkeit des Regiments so gewiß wie seiner Bravour gewesen, so würde ich ein Bataillon sofort, oder wenigstens die Hälfte in Kompagniekolonnen haben vorgehen lassen; allein es war nicht möglich, daß das Regiment diese Manövrirfähigkeit haben konnte, denn als es nach Berlin gezogen wurde, bestand es zur Hälfte aus halb ausgebildeten Rekruten, und seitdem hat es aus einem Kantonnement in das andere ziehen müssen und weder Zeit noch Terrain gehabt, um seine Ausbildung beenden zu können, so daß es selbst das nöthigste, das Scheibenschießen, gar nicht anfangen, im Bataillon, noch weniger im Regiment hat exerziren oder manövriren können. Unter diesen Umständen mußte ich es in etwas konsistenteren Massen, nämlich zu 2 und 2 Kompagnien zusammenhalten. Ich wäre gern in dieser Weise vom Rendezvous abmarschirt und hatte dies dem General v. Bonin vorgetragen, allein er war für das Zusammenhalten in großen Bataillons, und so verursachte die neue Formation einen Zeitaufwand, den ich gern vermieden gesehen hätte. — —

Die zweite Schwierigkeit, welche ich zu überwinden fand, und zwar während des ganzen sich bald entspinnenden Kampfes, lag in der Eigenthümlichkeit des Terrains. Es ist nämlich hier üblich, die Acker- und Wiesenflächen in Quadraten von 2—400 Schritt mit hohen, senkrechten, zum Theil mit Steinen revetirten Wällen, die wieder mit Dornensträuchern bestanden sind, zu umziehen, und diese Wälle sind wieder mit Gräben umzogen. Außerdem giebt es sehr viele und tiefe Abzugsgräben zur Aufnahme der Flüssigkeiten in diesen Moorgegenden, die zu Torf ausgebeutet werden, wodurch noch besondere Löcher und Gruben entstehen, die sich fortwährend mit Wasser füllen. Außerdem sind diese Gegenden vielfach mit bruchigen Wiesen und kleinen Wasserbächen durchzogen. Nun denke Dir zunächst mein Absteigen von der Chaussee in eine solche durch den Ausstich von Torf ausgehöhlte und mit Wasser gefüllte Partie, dann ein fortwährendes Klettern über die beschriebenen Wälle, erst mit Tirailleurs, dann mit Massen von Infanterie, ohne Weg und Steg, bei nur sparsam sich vorfindenden und oft da fehlenden engen Eingängen, wo man gerade hinüber muß, dann wieder das Uebersetzen von Gräben, die so breit sind, daß man, anstatt hinüber zu

kommen, oft hinein fällt, dann das Waten durch Bruch bis an die Knie ꝛc. endlich noch das Ersteigen und Hinabsteigen von nicht gerade hohen, aber sehr steilen Höhen, und dies während 7 Stunden Kampfes ununterbrochen und nicht einen Augenblick ein anderes Terrain — so weißt Du ungefähr, was geleistet werden mußte. Glücklicher Weise hatte der fortwährende Regen auch kühle Witterung gebracht, dies erleichterte es dem schwer bepackten Soldaten sehr, der außer seinen gewöhnlichen zu tragenden Gegenständen noch für 2 Tage Lebensmittel und Brot mit sich führen mußte.

Anfangs blieb ich zu Pferde und es gelang mir durch alle diese Schwierigkeiten durchzukommen, und schon hoffte ich, ich würde es so durchsetzen können, wodurch für mich die Führung des Regiments und der Ueberblick sehr erleichtert worden wäre, allein das war eine süße Täuschung. Auf einem Berg angekommen, wurden wir zum ersten Male mit Kanonenschüssen begrüßt. Die erste Kugel schlug in das Bataillon ein, bei dem ich mich gerade befand und riß 4 Menschen nieder, sehr in meiner Nähe; die zweite Kugel schlug noch näher bei mir ein, während ich überdachte, wie mit dem Pferde einen so steilen Abhang hinunter kommen, daß einzelne Leute des ebenfalls hinabsteigenden Bataillons sich überschlugen. Nun sah ich, das Reiten hatte ein Ende, stieg also ab und gab das Pferd, da mein Juranek nicht gleich da war, auf gut Glück, was daraus würde, einem Chirurgengehülfen und folgte dem Bataillon in den Grund, der eine moorige Wiese hatte, durch die und einen Graben es bis an die Knie ging und dann auf der andern Seite auf einer eben so steilen Höhe hinan. Die ganze Bewegung hatte zum Zweck, den durch mein Vorgehen zum Zurückgehen genöthigten Gegner fortwährend zu flankiren und dadurch um so lebhafter auf die Beine zu bringen.

Der General v. Wrangel schickte, etwa auf demselben Wege, den wir bis zum Schluß des Kampfes zurückgelegt hatten, den Befehl zu halten; wahrscheinlich wollte man die hinter uns nachkommenden Truppen, wie es auch später geschah, auf unserm linken Flügel mitwirken lassen, um uns die Arbeit zu erleichtern, wir aber wußten davon nichts und waren im guten Gange, daher fiel es mir gar nicht ein, den Abtheilungen einen längeren Halt zu gönnen, als sie zum nothwendigsten Sammeln und Verschnaufen bedurften und dann ging es wieder vorwärts. An ein kleines Bataillon schickte der General v. Wrangel einen zweiten Befehl zu halten, weil vom Feinde eine Abtheilung abgeschnitten sei, die uns in die Flanke kommen könne; dies geschah aber nicht und konnte ich es später wieder heranziehen, dirigirte es aber links zur Besetzung einer Höhe und Beobachtung der linken Flanke. Indeß war alles Uebrige, ich möchte sagen, von Schanze zu Schanze, bis auf einen Punkt vorgedrungen, wo das Terrain nach einem Bruchthale abfiel, dessen andere bewaldete steile Seite der Feind mit Scharfschützen und 4 Geschützen besetzt hatte, die die Distanzen ganz vorzüglich

abnahmen und uns heillos in Respekt hielten. Dieser Aufstellung gegenüber stand ich mit 3 kleinen Bataillons, das vierte war mehr rechts, über Berg und Thal hinter Wällen den feindlichen Tirailleurs im Schuß, bis sie von meinen Tirailleurs weiter in den Wald zurückgeworfen wurden. Während der Feind uns mit Granaten und Paßkugeln beschoß, hatten wir auch nicht eine einzige Kanone, so nöthig und vortheilhaft hier eine Artillerieaufstellung auch gewesen wäre; wahrscheinlich war über unsere Artillerie schon disponirt und die holsteinsche noch nicht heran. Unter dem Schutze von Artillerie hätte ich thun können, was ich 2 Stunden später that; ohne Artillerie mußte ich den geeigneten Moment erwarten, um nicht zu viel Leute zu opfern. Es entstand also ein stehendes Gefecht, wobei ich versuchte, mit Tirailleurs auf dem linken Flügel zwischen Wällen und Hecken immer mehr Terrain zu gewinnen. Der Feind gegenüber versuchte mehrmals mit Schwärmen von Tirailleurs vorzudringen, zeigte sich dabei brav, gewandt und behende, aber er hatte keinen Erfolg, meine Pommern standen. So wogte das Gefecht etwa 2 Stunden hin und her, und es fiel mancher Mann, die Dänen schossen gut und hatten Patronen, wovon jede 2 kleine Bleikugeln und einen Bleispiegel von der Form einer Gardinenrolle, nur kleiner, also 3 Geschosse hatte, was eine sonderbare Musik gab.

Während dies hier auf dem linken Flügel vorging, befand sich die Avantgarde und die rechte Flügelkolonne im Kampf mit dem Theil des Feindes, welcher Schleswig behaupten wollte; da ich indeß hierüber nichts weiß, so sage ich hierüber auch nichts.

Gegen Abend, etwa zwischen 5 und 6 Uhr, schien auf meinem linken Flügel, jedoch getrennt von mir und durch Berge und Wald verborgen, eine uns angehörende Truppenabtheilung angekommen zu sein, man sah Kanonendampf aufsteigen, und die uns gegenüberstehenden 4 feindlichen Geschütze nahmen zeitweis die Direktion dorthin, was uns ganz willkommen war. Gleichzeitig langten Freischärler-Schützen hart links von uns an, aber sie kamen nur sehr langsam vor. So währte das Gefecht wieder eine Zeit lang, bis die feindlichen 4 Geschütze abfuhren. Diesen Moment benutzte ich zu einem allgemeinen Angriff, der, wie ich in den Gesichtern zu lesen glaubte, vielleicht Manchem gewagt schien, indeß er war es in der That wohl nicht. Zwei Kompagnie-Kolonnen gingen voran und waren zum Angriff des vorliegenden Waldes und der Höhe bestimmt, ein kleines Bataillon folgte als Echelon zum Nachdruck, und mit 2 kleinen Bataillons hielt ich die bisher behaupteten Höhen für den Fall eines Mißlingens besetzt, jedoch sollten auch sie sofort nachfolgen, wenn das Vordringen im Walde Bestand behielt. Die Kompagnie-Kolonnen gingen im schnellen Schritt vor, wateten durch Wiese und Bach, und nun gings mit Hurrah auf den Wald und dann unter Trommelschlag ohne Aufenthalt die steile Berglehne hinauf, indem ich den Leuten verhieß, daß ich nur noch dies heute von ihnen verlange, oben

angelangt, sollte sofort gehalten werden. Die alten Pommern thaten, wie ihnen geheißen und der Feind floh, die Freischärler links wurden mit fortgezogen und verfolgten den Feind, ich aber ließ oben das Regiment halten. Der Feind, so aus seiner Position vertrieben, zog sich nun ganz ab, und ich folgte langsam nach. Ich kam bis über die Husbyer Ziegelei, hatte also den Ort Schleswig ganz umgangen; der Feind mußte fürchten, wenn er den Ort ferner behauptete, abgeschnitten zu werden, er verließ daher denselben, und so wurden wir Herr desselben. Der General v. Wrangel sprach uns gleich seine Zufriedenheit aus und sein Tagesbefehl lautete: „Soldaten, so groß meine Erwartungen von Euren Leistungen waren, so habt Ihr sie dennoch übertroffen. Es war nur meine Absicht, heute die Vortruppen der Dänen bis in das für Vertheidigung von Schleswig sehr günstige Terrain zurückzuwerfen. Euer Eifer im Gefecht und Eure Tapferkeit ließen aber ungeachtet des zurückgelegten großen Weges diese Schranken nicht halten, und bald war Schleswig unser. Ich danke Euch und freue mich auf die nächste Zeit, die mir, wie heute, Gelegenheit geben wird Eure Ausdauer und Eure Tapferkeit zu bewundern."

Leider ist dies Resultat mit manchem Opfer erkauft, das Regiment hat an Todten 1 Offizier (Lieutenant und Adjutant v. Kalckreuth), 1 Unteroffizier, 15 Gemeine; an Verwundeten 4 Offiziere (die Hauptleute Radzom und v. Schwarzkoppen, und Lieutenants v. Bismarck und v. Luck, letzterer aber nur leicht, ist bei der Fahne), ferner 10 Unteroffiziere, 100 Gemeine; an Vermißten, wahrscheinlich sämmtlich todt oder blessirt, 1 Unteroffizier, 39 Gemeine. Totalverlust 171 Köpfe, d. h. etwa der 12. Mann, mithin eine Art ehrenvoller Dezimirung des Regiments.

So war der Verlauf dieses Tages; etwa um 8 Uhr kamen wir ins Biwak, aus welchem Du meinen letzten Brief erhalten haben wirst. Wir sind von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends im Marsch gewesen, also 15 Stunden, haben einen Marsch von 4 Meilen gemacht und sind von 1 bis 8 Uhr im Gefecht gewesen. Das sind Anstrengungen, wovon der Friede nichts weiß, und die so groß sind, daß sie sich schwer beschreiben lassen. Ich hatte Momente, wo ich so hin war, daß ich nicht sprechen konnte; die Beine sind mir heute noch wie gerädert, und das kann nicht wundern, da ich den größten Theil des Gefechts des Regiments zu Fuß im Mantel mitgemacht habe, da Niemand da war ihn mir abzunehmen, viel mehr hin und her nicht gegangen sondern gelaufen bin als jeder Andere, um das Regiment nur zu alle dem, was nöthig war, zu bekommen, denn mit der Stimme war nicht durchzukomen; endlich das Klettern über die Wälle und durch die Dornen und das Springen über die Gräben, was keine Kleinigkeit ist; zuletzt konnte ich nicht mehr springen, da gings durch Dick und Dünn durch.

Daß ein solches Gefecht nicht geregelt sein konnte, versteht sich von selbst, jede zu übersetzende Schwierigkeit verursachte eine Auflösung des übersetzenden

Theils, und da dadurch immer Zeit verloren ging, mir aber daran lag Terrain zu gewinnen, das Terrain insofern, als es Kavallerieangriffe ziemlich unwahrscheinlich machte, wieder günstig war, so gestattete ich oft das Sammeln nicht, sondern ließ die nothdürftig gesammelte Masse wie einen dichten Tirailleurschwarm schnell an das nächste Hinderniß gehen und vielleicht hier oder erst beim dritten Hinderniß regelrecht sammeln. Wer von einem pedantischen Ordnen nicht ablassen konnte, würde vielleicht nur halb so weit gekommen sein als ich, der die Umstände nahm, wie sie waren. Wie ich, so war Alles hin, und es ist begreiflich, da die Leute dabei ja noch das schwere Gepäck zu tragen hatten. Aber gut Zusprechen und das Beispiel des Vorangehens hilft bei preußischen Truppen immer, wie durch vieljährige Erfahrung feststeht. Zeigt sich daher eine Truppe nicht tüchtig, sie sei groß oder klein, so liegt es immer am Führer, der sie nicht fortzureißen verstand oder nicht das Beispiel gegeben hat. Ich habe durch das Gefecht von Schleswig eine neue Bestätigung erhalten in dem sehr schönen Verhalten des Hauptmann v. Schwarzkoppen, den ich von Anfang bis zu seiner leider nicht unbedeutenden Verwundung fortwährend beobachtet habe. Auch von den untern Chargen haben sich Manche wahrhaft ausgezeichnet. So giebt es Leute, die, obgleich blessirt, bei der Fahne geblieben sind; ein Mann unter Andern, mit Namen Peters von der 5. Kompagnie, hat 5 Schuß bekommen, davon 1 am Kopf, 3 auf die Brust und 1 an die Wade, und den letzten doch von der Bedeutung, daß er jetzt wahrscheinlich wird zurückbleiben müssen, weil er nicht marschiren kann.

Ueber das gute und tapfere Verhalten der Dänen habe ich mich schon ausgesprochen, doch scheint es, wenn man sie auf dem Trab hat, mögen sie muthlos werden; wenigstens zeigt dies die Folge dieses Gefechts, welche ich in einem folgenden Briefe geben werde, da ich heut keine Zeit mehr habe. Was die Ausrüstung der Dänen betrifft, so ist alles Material vortrefflich und zweckmäßig, jedoch nicht Alles kleidsam; es scheint, daß ihnen von kleinen Utensilien sehr viel geliefert wird, wenigstens waren die, die wir als Gefangene sahen, gleichmäßig damit versehen. Die Gewehre waren nicht überall gleich gut, unsere Jägerbüchsen auch besser gearbeitet als die ihren. Das preußische Hurrah scheinen sie nicht vertragen zu können, wenigstens sind sie jedes Mal darauf gewichen und haben sich dann durch Fortwerfen ihrer Tornister vielfach Erleichterung verschafft. Unsere Leute haben sich gegen die Kriegsgefangenen vortrefflich benommen. Nicht einer ist seiner Sachen oder seines Geldbeutels beraubt worden, jeder hat seinen vollen Tornister behalten, selbst die Todten. Nur zwei Dinge nahmen unsere Soldaten, die Patronen und Zündhütchen und die Zündhütchentaschen, da sie bei uns zum Theil fehlten oder nicht so gut waren. Ein Tambour hat sich eine Büchse aufgelangt und will durchaus nicht davon lassen, sondern damit ins Feuer gehen. Die gefangenen Dänen scheinen vor der Behandlung Angst zu haben, wahrscheinlich

hat man ihnen die Preußen übel dargestellt, unsere Leute aber reichten ihnen die Hand, nannten sie Kameraden und brave Soldaten, und so mag mancher Gefangene beruhigter weiter gegangen sein.

Hiermit schließe ich diesen Bericht und bemerke nur noch, daß wir ohne Gefecht bis Flensburg gekommen und morgen früh weiter marschiren gegen Apenrade, aber nichts zu fürchten haben und daher wieder in Quartiere kommen werden. Hier in Flensburg liegt noch eine wahre Musterkarte deutscher Uniformen und es wimmelt von Soldaten. Wir sind nun ganz auf dem Kriegsfuß, so daß wir sogar auf Requisitionen aller Bedürfnisse angewiesen sind. —

Von unsern kommandirten Offizieren vom Regiment habe ich gesehen v. Erhardt, v. Alten, Graf v. Westarp, die sind sämmtlich wohl. v. Malachowski hat am 23. bei meiner hiesigen 3. Kompagnie mitgekämpft.

K. Q. Apenrade, den 28. April 1848.

Wenn ich nicht irre, so schloß mein letzter Bericht mit Beziehung des Biwaks bei Schleswig, d. h. westlich dieses Orts. Daß wir am Abend des 23. hier stehen würden, wer hätte es ahnen können, wer auch nur gewollt. Der General v. Wrangel sagt in seinem Tagesbefehl ausdrücklich, er habe weniger bezweckt. Nun waren wir aber da. Natürlich fehlte unsere Bagage, welche nicht hierher hatte dirigirt werden können, damit fehlten aber auch Lebensmittel und Stroh und Holz, mit Ausnahme des eisernen Bestandes an Lebensmitteln, den der Soldat trug. Der General v. Wrangel gab uns die Husbyer Ziegelei preis, d. h. in sofern sie Holz und Stroh enthielt, und glücklicherweise befand sich hier wirklich eine hübsche Menge Klafterholz, welches allmälig in unser Lager wanderte; Stroh gab es aber sehr wenig, und dabei regnete es.

Ich hatte die Ziegelei mit einer Kompagnie besetzt und nahm dort selbst Quartier. Das Schloß Gottorf in Schleswig war, wie mir der General v. Wrangel selbst sagte, noch in Feindes Händen, meine Ostseite mußte also durch eine Feldwache gesichert werden, westwärts stand ich in der Luft, also war auch hier eine Sicherung nöthig, vorwärts standen die Holsteiner — — also sicherte ich mich hier nicht besonders. Später ergab sich, daß das Schloß noch am Abend in unsere Hände kam, daß westlich von mir das Füsilier-Bataillon 31. Infanterie-Regiments stand, ich war also in Abrahams Schooß und habe die Nacht, natürlich mit Stiefel und Sporn, aber doch vortrefflich geschlafen.

Nur eine Frage drückte mich, was nun wohl aus meinem einzigen Pferde, das ich, seit ich abgestiegen war, also um etwa 1 Uhr, nicht wieder gesehen hatte, geworden sei; ich hatte es noch obendrein an einen gerade anwesenden Chirurgengehülfen geben müssen, der vielleicht nie ein Pferd geführt

hatte, weil Juranek nicht zur Hand war. Doch was half alles Sorgen, das Pferd kam einmal nicht an und die Müdigkeit drückte die Augen zu, und die müden Glieder, die heute das kaum Mögliche geleistet hatten, streckten sich willig zum Schlaf. Ich danke Gott, daß ich noch so körperkräftig bin, so große Anstrengungen ertragen zu können. Dennoch ist es mir außer Zweifel, diese Partie zwei oder drei Mal und kurz hinter einander in gleicher Weise wiederholt, und ich bin invalide, die Brust wäre hin; die Anstrengung war zu groß, Sprache, Athem, Kräfte, alles war zeitweise fast bis zur Apathie fort, wenn nicht der Geist sich aufrecht erhalten hätte. Und doch freue ich mich, daß wir dies zu leisten hatten, weil es für das Regiment, dem ich nun vorstehe, ehrenvoll ausgefallen ist und allseitig anerkannt wird. Heute noch sagte General v. Wrangel, der mich zur Tafel geladen, daß sich unser Angriff sehr schön gemacht und die Sache entschieden habe.

Wider meinen Willen ist aber dadurch General v. Bonin unangenehm berührt worden, er hat mir sogar ausgesprochen, ich sei ohne seinen Befehl von der Brigade fortgegangen, er habe nicht gewußt, wo das Regiment geblieben sei. Alles dies war mir so unverständlich, da ich nur auf Befehl eingeschritten bin, auf dem linken Flügel der Avantgarde des General v. Bonin gefochten habe und ich des Glaubens war, er selbst sei bei dieser gewesen. Heute ist mir das Räthsel durch eine Unterhaltung bei Tische mit dem Major Kirchfeldt vom Generalstabe gelöst worden. General von Bonin war nämlich nicht bei seiner Avantgarde, sondern beim Gros, zu dem ich auch gehört hatte, und obgleich ich dem Kommandeur des 20. Regiments, der das 1. Treffen führte, den Befehl zum Fortmarsch auf der Chaussee zugeschickt habe, so scheint dieses Regiment mit dem General v. Bonin doch nicht umgekehrt, sondern weiter marschirt zu sein, während ich mit dem 2. Regiment sofort umkehrte und dadurch zum Gefecht kam. — — — —

Nach dem, was ich bis jetzt gehört habe, hat das Grenadier-Regiment Kaiser Franz an Offizieren ungefähr eben so viel als wir verloren, an Leuten aber weniger. Ich nenne nicht gern Namen, wo ich meiner Sache nicht gewiß bin, doch habe ich jetzt zu vielfach gehört, daß die Hauptleute v. Normann und v. Roeder schwer blessirt sein sollen, man spricht sogar von Amputationen. Vom Kaiser Alexander-Regiment ist der Lieutenant v. Kuylenstjerna geblieben und 5 Mann blessirt oder todt; nur das Füsilier-Bataillon hat diesen Verlust gehabt, da die beiden andern Bataillone gar nicht ins Gefecht gekommen sind.

Beim 2. Infanterie-Regiment hat sich der Verlust nach näherer Ermittelung um ein weniges geringer herausgestellt, nämlich

todt	1	Offizier	—	Unteroffizier	14	Gemeine
verwundet	4	„	10	„	103	„
vermißt	—	„	—	„	25	„

auch ergänze ich meinen früheren Bericht dahin, daß der Mohamedsfahnenträger Heinke heißt.

Ich kehre nun zu meinem Biwak bei Schleswig zurück. Ganz früh am andern Morgen, den 24. ertönte mit einem Male der Ruf: Die Dänen rücken an! Mit einem Satz stand ich aufrecht, ließ die Leute das Gepäck umhängen, traf die nächsten Dispositionen zum Entgegengehen, doch alles vergeblich, die guten Holsteiner hatten falsch gesehen, es war ein blinder Lärm und die Ruhe war hin. Die Kameraden mögen darin eine Lehre erblicken, daß man, wenn man auf Vorposten ist, vorsichtig mit dem Lärmschlagen sein muß. Nun ging es an ein Warten auf Befehle von oben, was da werden sollte, mittlerweile lief eine Stunde nach der andern ab, jedoch unter mancherlei angenehmen Intermezzos. So stellte sich mein Pferd mit Juranek wohlbehalten ein, er hatte es glücklicherweise bekommen und die Nacht in Schleswig im Stall gepflegt, was mir ganz recht war. Ueberhaupt bin ich mit Juranek sehr zufrieden, er sorgt fürs Pferd und auch für mich, was ich gar nicht mehr gewohnt bin bei meinen bisherigen schlechten Bedienten, und wenn ich ihn auch immer noch schwer verstehe, so verständigen wir uns doch ganz gut, und ich begreife sehr wohl, wenn er mir ein Butterbrod oder Schnaps, den er aufgetrieben, präsentirt. Beiläufig gesagt, habe ich jetzt schon mehr Spirituosa getrunken, als ich sonst in einem ganzen Jahre zu mir zu nehmen pflegte, aber es ist auch ein schändliches Klima in diesem Schleswig. Ich ziehe täglich die wollene Jacke an, darüber den Waffenrock, darüber den Mantel mit Mantelkragen und ich kann versichern, daß ich trotzdem so gefroren habe, daß ich gehen mußte, um mich etwas zu erwärmen. Dabei ist es fortwährend kalt und windig, immer Regenschauer, auch wohl einmal etwas Hagel und das alles gemischt mit der fortwährenden Nord- und Ostseeluft, die sich in diesem schmalen Landstrich küssen; Du wirst also wohl eine Vorstellung von der Temperatur Dir machen können. Heute sitze ich z. B. in der Stube, aber ohne Feuer im Ofen würde es gar nicht auszuhalten sein.

Ich kehre nach dieser Abschweifung wieder in mein Biwak am 24. zurück. Ein zweites erfreuliches Intermezzo war, daß die für die holsteinsche oder deutsche Sache sehr wohlgesinnten Einwohner von Schleswig eine Menge Tonnen Bier, Branntwein und auch Brot brachten, so daß unsere Leute, die Speck und Reis bei sich geführt hatten, recht gut genährt und daher auch recht fröhlich wurden. Die Truppen, die in der Stadt standen, haben es allerdings viel besser gehabt, die Bürger haben ihnen gegeben, was sie nur hatten. Ein drittes Erfreuliches war, daß das Schloß Gottorf wirklich schon am Abend vorher in unsere Hände gekommen war; die Dänen hatten das Gardebataillon, meist Holsteiner, die nicht übel Lust gehabt haben sollen zu uns überzugehen, was sie aber nicht ausführen konnten, da sie gleichsam von dänischen Truppen bewacht wurden, aus dem Schloß herausgezogen,

überhaupt den Rückzug angetreten, der weniger ihrer bisherigen Contenance entsprach. Es geschah hier, was oft in solchem Fall geschieht, die Leute warfen, um es sich leicht zu machen, in großer Menge ihre Tornister fort Es ist ein eigenes Ding mit dem Muth des Soldaten, den er aktiv im Gefecht, passiv im Ertragen der Rückschläge, der Strapazen, überhaupt alles dessen, was v. Clausewitz in seinem Werk die Friktion nennt, zu zeigen Gelegenheit findet. Den ersteren hatten die Dänen gezeigt; da sie den zweiten weniger besaßen, so flohen sie mehr als daß sie retirirten. Es wurde, als wir nach Flensburg kamen, erzählt, daß sie von hier, als Generalmarsch geschlagen worden, in der größten Uebereilung nach den Schiffen gelaufen seien, die sie aufnehmen sollten, daß sie sich ins Meer gestürzt und welche dabei ertrunken sein sollen. Bei dieser Eile kann es nicht wundern, daß wir trotz der besten Positionen, die das Terrain bot, bis heute keinen widerstehenden Feind getroffen haben; er ist theils nach Jütland, theils nach der Insel Alsen geeilt, wo die Gesinnung ganz dänisch ist, um sich unter dem Schutz der allerdings großen Terrainschwierigkeiten zu reorganisiren und Verstärkungen heranzuziehen. Es ist indeß kaum zu glauben, daß er, wenn er nur auf seine Kräfte beschränkt bleibt, den Truppen des ihm übermächtigen deutschen Bundes widerstehen kann, auch scheint dies nicht seine Absicht zu sein, vielmehr hoffen die Dänen allgemein, daß Schweden ihnen zu Hülfe kommen werde, welches wirklich Truppen zusammengezogen hat. Diplomatische Verhandlungen sind weder von Preußen, wie ich höre, noch von Dänemark angefangen, wir leben daher in einem Kriege ohne Kampf fort, gehen seit dem Wiederausmarsch aus Flensburg in kleinen Märschen von einem Quartier zum andern und haben am dritten Tag Ruhetag. So soll es fortgehen, wie weit? weiß ich nicht, und wie lange ohne Kampf, was ganz von der Politik abzuhängen scheint, eben so wenig.

Ich habe mich über das moralische Verhalten der Dänen ausgesprochen, doch nicht in der Absicht sie zu schmähen, man könnte sonst auch hier sagen: ein Jeder fasse sich doch an seine Nase. Auch bei uns habe ich die ganze Stufenleiter des absteigenden Muthes bis zur entschiedenen Feigheit und Kopflosigkeit gesehen. Das Gefecht bei Schleswig war ein solches, durch welches selbst gute Truppen, wie die unsrigen, etwas durcheinander kommen mußten; auch fanden sich stellenweise wirklich Leute fast aller im Kampf begriffenen Truppen beisammen. Wenn auf solche Weise die Bande der Disziplin sich von selbst etwas lösen und das Terrain nun noch wie hier das Absentiren Einzelner und Trupps erleichtert, die ungemeine Erschöpfung auch leicht einen Vorwand dafür leiht, so kann man sich nicht wundern, daß der schwache Mensch hervortritt. Zur Ehre der preußischen Offiziere kann ich es indeß sagen, daß ich keinen Offizier hinten getroffen habe, wohl aber sah ich schon während des Gefechts eine Zahl Leute, die wie eine aufgereihte

Perlenschnur senkrecht von der Frontlinie sich nach hinten ausdehnte; es war indeß keine Zeit einzuschreiten. Als jedoch das Gefecht vor meinem letzten Angriff stehend wurde, und ich die Zeit benutzte wieder zu sammeln, was irgend aus der Feuerlinie zu entbehren war, kam auch jener Darm von Leuten an die Reihe, an dessen hinterem Ende eine Masse, gewiß von Zugstärke, selbst ein Unteroffizier, dessen Truppentheil ich nicht nennen mag, sich vorfand. Da gab es nun, als Worte nicht genug die Beine beflügelten und das „Halblinks vorwärts" den Zurückgebliebenen auch nicht angenehm erschien, etwas Hiebe mit dem Degen. Daß diese Leute nicht einem, sondern den verschiedensten Truppentheilen angehörten, versteht sich von selbst, jeder hat schwache Subjekte, deshalb kommt es hier gar nicht auf Namen sondern auf die Thatsache an, die man nicht übersehen darf und die jeder Truppentheil in ähnlicher Lage bei sich zu erleben gewärtigen und daher nicht hochmüthig sein muß, sonst treten die Pfauenfüße gerade dann am ersten hervor, wenn er so recht das Rad schlägt.

Ich habe zu dem Gefecht von Schleswig noch anzuführen, daß der General v. Bonin schon in Rendsburg sehr verständiger Weise angeordnet hatte, daß mit dem am folgenden Tage beginnenden Marsch gegen den Feind alle Offiziere ohne Epaulets und ohne Schärpe kommen sollten; ich hatte im Regiment noch hinzugefügt, daß ich empfähle, auch ihre Mäntel wie die Soldaten gewickelt zu tragen, was auch von Allen geschehen ist, so daß sie durch alles dies weniger sich äußerlich auszeichneten und vielleicht hierin ein Hauptgrund liegt, weshalb wir nicht noch mehr Offiziere verloren haben, da die Dänen sehr nach diesen zielen. Bei der Grenadier-Brigade hat diese Vorsicht nicht stattgefunden und das Regiment Franz hat bei einem geringeren Gefecht als das unsere war, doch, wie ich gehört habe, eben so viel Offiziere verloren. Ebenso haben die Dänen, deren Offiziere sich durch ihre rothen Röcke zu sehr auszeichnen, mehr derselben verloren, wie sie denn überhaupt mehr verloren haben sollen, da allein in Schleswig 10 Offiziere und über 100 todte Dänen begraben worden sind. Nach diesem Verhältniß die Zahl der Verwundeten berechnet, müssen sie viel Leute außer Gefecht, und unsere Leute sehr gut geschossen haben, da der Gegner immer den Vortheil der Defensive, d. h. schützende Aufstellungen, die erst genommen werden mußten, für sich hatte. Es läßt sich aus diesen Verlusten auch begreifen, warum die dänischen Soldaten jetzt weniger kampflustig sein mögen; übrigens hatte man ihnen früher das Kommen der Preußen verschwiegen, ja gänzlich abgeleugnet, so daß sie durch unseren Vormarsch total sollen überrascht worden sein.

Ein viertes angenehmes Ereigniß im Schleswiger Biwak war, daß ein Theil der vom Regiment abgekommenen Leute, der in der Stadt untergebracht war, sich wieder zum Regiment fand, ein anderer Theil blieb aber aus, und diesen habe ich bei seinem Wiedereintreffen am 24. abends nicht loben können, da er nicht etwa von den Truppen der Brigade entfernt war, sondern

mit ihnen um 9 Uhr morgens auf dem Brigade-Rendezvous Schubye sich befand, hier aber versäumte das Regiment zu erwarten, welches nach der Ordre de bataille in der Marschkolonne der hinterste Truppentheil war; allen Theilen aber hielt ich die Pflicht vor, auch beim difficilsten Gefecht sich doch des Bandes mit dem Regiment zu erinnern. Es ist oft sehr verlockend, sein eigenes Gefecht zu machen, aber wenn ein Jeder so handeln wollte, so würde dies zur völligen Auflösung und zu einem Durcheinander führen, wo alle Leitung und aller Plan ein Ende hätte.

Wie schon gesagt, am 24. um 9 Uhr morgens marschirte die Linien-Brigade des General v. Bonin von Schubye auf Flensburg vor. Es war dies, wie der vorige, mit allen Kreuz- und Querzügen wieder ein Marsch von vier Meilen, und zwar ging es heute nicht bis Flensburg, sondern bis zu dem Dorfe Wanderup, durch eine triste Heidegegend, die trotzdem doch in unzählige mit Wällen umschlossene Vierecks abgetheilt war. Die Population ist über diesen Landstrich sehr dünn ausgesäet, ich glaube, er könnte das Vierfache ernähren, aber es fehlt an Menschen. Sehr zerstreut sieht man ab und zu einzelne und jedes Mal sauber aussehende und von Wohlhabenheit zeugende Gehöfte, viel besser als in der Regel die Bauerngehöfte in unserm Lande; noch mehr vereinzelt sind die Dorfschaften. Eine solche war Wanderup, wo wir nach einem sehr anstrengenden unfreundlichen Marsch, fast ohne Unterbrechung von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, und ohne etwas gegessen zu haben, ankamen. In die Dörfer und Gehöfte vorher hatten wir die holsteinsche Kavallerie-Brigade einrücken sehen, welche der bei unserer Gardes du Korps stehende Major Prinz Waldemar von Holstein kommandirt; wir rechneten daher auch, besonders nach einem solchen Marsch, auf Quartier und rückten demgemäß in tiefer Dunkelheit in Wanderup ein, in dessen Straßen nun die Infanterie der Brigade erwartungsvoll der Dinge harrte, die da kommen sollten. Das war wieder kein Glanzpunkt für unsern Generalstab, der offenbar — wie es wirklich im Sinn lag, die Truppen eng zu kantonniren — weder diese davon in Kenntniß gesetzt noch überhaupt dies Geschäft durch rechtzeitiges Vorausgehen gefördert hatte. Erst als wir im Dorfe zusammengepreßt und sehr verstimmt dastanden, ging es an ein Eintheilen des Dorfs, und das Endresultat war, daß der Adjutant des General v. Bonin, Lieutenant v. Treskow vom Regiment Alexander, mir die Mittheilung überbrachte, es wäre nicht möglich, daß alle Truppen im Dorfe unterkommen könnten, und das 2. Infanterie-Regiment würde am besten thun zu biwakiren. Das war eine sehr hübsche Nachricht, während ich sah, daß die andere Infanterie in Quartiere kam. Ich glaube, ich war sehr aufgebracht und sagte, ich würde den General v. Bonin selbst aufsuchen. Ich fand ihn beim Prediger an einer großen Tafel mit vielen Offizieren der hohen Stäbe bei der Abendtafel. Ich kann nicht sagen, wie unangenehm mich dies berührte, während Tausende vergeblich auf Ruhe warteten. Ich

sagte dem General, mir sei eben die Mittheilung gemacht, das Regiment solle biwakiren, was ich sehr hart fände nach einem solchen Marsch, nachdem ich die Nacht vorher Vorposten gestanden hätte und alles einquartiert würde. Der General meinte aber, es ginge nicht anders, schob aufs Regiment die Schuld, von dem er nicht gewußt, wo es sei und ob es folgen würde. Ich entgegnete, daß ich geglaubt hätte, in der Ordre de bataille folgen zu müssen; wenn ich aber gewußt hätte, daß ich auch hätte zurückbleiben können, so würde ich dies freilich vorgezogen haben, da ich sähe, daß hier das Regiment zurücktreten solle. Allein alles Reden hin und her machte doch die Sache nicht besser und es war auch in der That besser, sich nicht weiter zu echauffiren; ich ging also mit dem Bescheid, ich möchte mir selbst ein Biwak wählen; also auch dafür hatte der Generalstab nicht gesorgt, sondern die im Dunkeln stehende Truppe konnte sehen, wo sie blieb. Das war eine sehr häßliche Lage, welche drohte, das Mißvergnügen der Leute zum Ausbruch zu bringen, es wurde indeß niedergehalten und nur schnell der nächste Platz zum Lagern gewählt, gleichviel in welcher Formation die Bataillons unterkommen konnten. Die Hauptsache war, zu stehen, abzuhängen und Feuer anzumachen, und jeder Pedantismus und Kleben an Formen hier schädlich.

Am andern Morgen ergab sich, daß die Bataillone zwar zusammen, jede Kompagnie aber ihren eigenen Fleck bald in dieser, bald in jener Form gewählt hatte, wie das auch nicht anders dem Terrain nach angegangen war, da Gräben und Wälle sich kreuz und quer zogen. Ich bin unter anderem, als ich die Lager revidiren wollte, von einem Wall in der tiefen Dunkelheit so seitwärts hinunter gestürzt, daß ich mir Hals und Beine brechen konnte, glücklicherweise aber noch mit einer kleinen Verstauchung der linken Hand davon gekommen bin. Uebrigens machte sich die Sache, nachdem wir nun erst Feuer hatten, noch besser, als wir gedacht hatten. Die Lebensmittel kamen glücklicherweise wenigstens zum Theil, der andere Theil den andern Morgen an, so daß bis zum Wiederabmarsch jeder vollkommen geruht und gegessen hatte und damit alles vergessen war. Dazu kam, daß wir von denen, die im Dorfe gelegen, hörten, sie hätten so eng und schlecht gelegen, daß, wenn sie dies gewußt, vorgezogen haben würden zu biwakiren.

— — — — — — — — bemerke daher hier nur noch, daß General v. Stockhausen als Chef des Generalstabes und Oberst Fidler als Kommandeur der gesammten Artillerie zu meiner großen Freude eingetroffen sind. Ich habe beide gesprochen und letzterem mein Leid geklagt, daß bei dem Gefecht von Schleswig auf unserm linken Flügel keine Artillerie verwandt worden sei, während ich am andern Tage gehört, daß noch so viel holsteinsche Artillerie disponibel gewesen sei, welche keinen Schuß gethan habe. Dies wird in Zukunft, da die Einheit in dem Befehl über die Artillerie hergestellt ist, gewiß bei einem so tüchtigen Artilleristen, wie der Oberst Fidler ist, nicht wieder vorkommen. Bei etwas mehr Thatendurst der Holsteiner wäre

jener Fehler aber auch vermieden worden; der Offizier der holsteinschen Artillerie, dem ich meine Verwunderung aussprach, daß sie nicht gewirkt habe, entgegnete, sie hätten keinen Befehl gehabt; ich hätte ihm gern erwidert, es läßt sich nicht alles befehlen und manches braucht gar nicht befohlen zu werden und muß doch geschehen. In der holsteinschen Truppe fehlt nun wohl die Kriegs- und Manöverroutine, darum muß man ihnen dies und anderes, was auch unangenehm auffällt, nicht zu schwer anrechnen. Ich habe dadurch, daß ich, ich möchte sagen, das Unglück gehabt habe, hinter der holsteinschen Infanterie und Artillerie beim Marsch zu folgen, manchen Blick in das Interieure dieser Waffen gethan. Die Artillerie hat ein treffliches Material, aber sie ist schlecht eingefahren, und wie es mit dem Schießen steht, hat sie noch nicht gezeigt; das ist unzweifelhaft, unsere Artillerie ist viel mehr auf dem Platz, doch hat der Oberst Fidler gewiß recht, wenn er meint, alle müßten sich in den neuen Verhältnissen erst einüben und einschießen. Die holsteinsche Infanterie, welche ich gesehen, ist, namentlich das Bataillon, bei welchem Lieutenant v. Erhardt und jetzt auch v. Alten stehen, noch nicht recht im Zuge. Was bei der Fahne sich befindet, geht in ziemlicher Marschordnung fort; allein eine große Menge dieser Infanteristen ist nicht bei der Fahne, man sieht auf jedem Marsch eine Menge derselben auf Wagen nachfahren, eine eben solche Menge marodirt auf dem ganzen Marsch, spricht bei jedem Hause an, bleibt am Wege liegen, und im Lager angekommen, debandirt eine noch viel größere Menge nach allen Häusern des Nachbardorfs, quartiert sich ohne Erlaubniß ein und giebt unseren Soldaten durch alles dies ein sehr übles Beispiel, was leider nicht ganz unnachgeahmt bleibt. Wie es bei dem Bataillon des Hauptmann v. Zastrow steht, bei welchem Graf v. Westarp Adjutant ist, weiß ich nicht; ich habe diese Truppe nicht gesehen, nur den Grafen v. Westarp in Flensburg gesprochen und gehört, daß sie noch keine großen Thaten ausgeführt und bis jetzt, wenn ich recht verstanden, erst zwei Mann verloren hat. Daß unsere Offiziere die Mängel ihrer neuen Truppe erkennen, versteht sich von selbst, sie liegen zu fühlbar zu Tage, lassen sich indeß nicht so leicht abstellen. Mir fiel dabei unsere schlesische Landwehr im Jahre 1813 ein, die auch im Anfang sehr wenig disziplinirt war. Aber es geht ja in allen Truppentheilen auch mitunter nicht so, wie es sollte, die Verhältnisse, unter denen etwas zu leisten, sind, wie schon aus meiner Schilderung hervorgegangen sein wird, oft so schwierig, daß es kaum möglich scheint das zu leisten, was gefordert werden muß. Dazu kommt der natürliche Hang des gemeinen Mannes sich gehen zu lassen; kurz, wenn nicht von allen Seiten die Disziplin kräftig (worunter ich mehr Konsequenz als Strafe verstehe, die im Kriege möglichst vermieden werden muß) gehandhabt wird, so ist sich unter Umständen e[illegible] Truppentheil kaum ähnlich.

Einen recht unangenehmen Anblick hat mir in dieser Beziehung d[illegible]

Aufenthalt in Flensburg gewährt, wo die gesammte Infanterie der Linien-Brigade Bonin, die Mecklenburger, Holsteiner, Freischärler und Gott weiß was noch mehr, kurz die ganze Musterkarte der Bundeskontingente des X. deutschen Armeekorps zu finden war. Der Ort war gepfropft voll Soldaten, die sich hier aber auch recht ordentlich gehen ließen. Auf den Straßen war ein regelloses Gewirre von tumultuirenden, rauchenden, trinkenden und sich betrinkenden Soldaten, die ziemlich schmutzig oder doch weit entfernt davon waren, sich der Instruktion zu erinnern, daß der Soldat, im Quartier angekommen, sich sofort mit der Instandsetzung seiner Sachen beschäftigen soll. Diese tobende Menge beachtete natürlich nur spärlich die Offiziere, man war immer in Gefahr von ihr umgerannt zu werden. Ich ordnete sofort für das Regiment das permanente Patrouilliren von 1 Unteroffizier per Kompagnie auf den Straßen an, dem einige Leute für den Fall beigegeben waren, daß Trunkene fortzuschaffen seien, um auf diese Weise Exzesse zu vermeiden. Nächstdem nahm ich jedem Soldaten, den ich rauchend traf, gleichviel welchem Truppentheil er angehörte, die Zigarre weg und schmiß sie in den Koth, das half etwas, und belehrende Worte halfen der rechten Ueberzeugung wieder auf den Weg. Am andern Tage, wo ausmarschirt wurde, fehlte indeß viel an der Ordnung, die bei einer bessern Benutzung der Zeit erreicht worden sein würde. Diese Zeit, mit allem was sich daran knüpfte, hat indeß eine gute Lehre allseitig hinterlassen und trägt zu meiner großen Genugthuung schon jetzt im Regiment gute Früchte.

Nach den Holsteinern muß ich doch auch der Freischärler gedenken. Ich möchte Keinem Unrecht thun, aber wahr ist es, sie sind der Schrecken des Landes, und was ich sehe, grenzt auch sehr an Unordnung, Marodiren und Ausgelassenheit. Sie sollen sogar in Rendsburg Versuche gemacht haben, die Truppen in ihrem Sinne zu erregen, man wird aber, wo man sie dabei faßt, mit ihnen kurzen Prozeß machen. Jetzt ist dem Hauptquartier von Berlin wieder die Nachricht zugekommen, daß die Ankunft eines solchen renommirten Friedensstörers bevorstehe, nämlich des Republikaners Jung aus Berlin, man wird ihn daher hier wohl unter Augen behalten. Sehr verschieden von diesen Subjekten sind die kleinen Schützenkorps, die sich den Linien-Bataillonen angeschlossen haben, nach Art unserer freiwilligen Jäger in den Jahren 1813—15. Ich habe ein solches Detachement Schwarzburg-Rudolstädter Scharfschützen, 25 Mann stark, was recht nette, ordentliche, gleichmäßig bekleidete und mit Büchsen versehene Leute sind, die sich auch im Feuer gut benommen haben, besonders der Kleinste, mit Namen Witschel (Dekorationsmaler aus Weimar); ich habe sie dem 1. Bataillon zugetheilt.

Ich werde nun noch mit wenigen Worten unsern Marsch bis hierher beschreiben, da ich die Hauptsachen bereits besprochen habe. Am 25. April brachen wir von Wanderup um 10½ Uhr gegen Flensburg auf, wo der Feind Verschanzungen aufgeworfen haben sollte und sich angeblich behufs

seiner Einschiffung halten wollte, zu welchem Zweck viel Böte und Kanonenschiffe da sein sollten. Das ergab sich als unrichtig, die Dänen waren fort, die Linien-Brigade ging daher nicht auf Flensburg, sondern bog nach Bau ab, wo man wieder den Feind vergeblich erwartete. Die Vorposten blieben in dieser Gegend, die Brigade ging aber wieder nach Flensburg zurück und hatte so abermals vier Meilen gemacht. Ich kam in der Straße im „Süden" 576 zu einem Justizrath Steenstrop, einem enragirten Dänenfreund, und wurde ganz schlecht aufgenommen, nicht von ihm, er sollte abwesend sein, sondern von seinem Dienstmädchen, die mich in eine Hinterstube bringen wollte und erklärte, zu essen habe sie nichts. So stand es abends 10 Uhr, wir hatten den ganzen Tag marschirt und nichts genossen. Da wir uns auf dem vollen Mobilmachungsfuß befinden, so war ich nicht blöde, ließ sofort vorne aufschließen, nahm die drei besten Zimmer für mich und meinen Adjutanten in Beschlag, nahm noch einige Leute mehr ins Haus und brachte die Leute nun in Trab, daß sie Essen besorgten. Doch blieb dies sehr mittelmäßig und ich glaube, nur die russische Knute hätte hier einen bessern Zustand bewirken können.

Am 27. kam das Regiment, das 1. Bataillon nach Holebüll, das 2. nach Törsbüll, Brigadestab nach Seegaard, die Avantgarde, und zwar Füsilier-Bataillon 3. Regiments nach Stübbek, davon 1 Kompagnie nach Ahrup zu den Vorposten, die gegen Apenrade bis ans Meer gegeben wurden. Das Gros kam nach Wilsbek, Feldstedt, Quars. Im Fall bei der Avantgarde ein heftiges Gefecht gehört werde, war Seegaard zum Sammelplatz des Gros bestimmt. Das Regiment gab in jedem Dorf circa 40 Mann Wache, die Dorfausgänge wurden mit Doppelposten besetzt; dies genügte, da wir am weitesten zurück kantonnirten. Ich lag beim Prediger, freundliche Leute, aber schmutzig im Hause, ekelhafte Betten, nicht einmal ein Handtuch. Tags vorher hatte hier der hannoversche General Halkett mit seinem Stabe gelegen. Die Hannoveraner waren gegen die Insel Alsen aufgebrochen, wo sich die Dänen unter General Hedemann hinter der starken, mit einem Brückenkopf versehenen Stellung von Sonderburg reformiren und 3000 Bauern bewaffnet haben sollen. Die Bewohner dieser dem Herzog von Augustenburg gehörigen Insel sind nämlich ganz dänisch und gegen ihren Herzog gesinnt, der sie mit Jagd und Abgaben gequält haben soll.

Am 28. Marsch nach Apenrade. Die Brigade hatte sich in Hostrup um 8½ Uhr konzentrirt, von da ging es bis gegen Apenrade. Eine dänische Kriegsbrigg lag hier im tief eingeschnittenen Meerbusen und hatte einen Schuß gethan. Die Chaussee lief dicht am Meerbusen hin, deshalb wurde nach beiliegendem Original folgender Befehl gegeben:

„Das 2. Bataillon 2. Regiments und die Batterie sollen auf der Chaussee der Avantgarde folgen, die übrigen Truppen und die sämmtliche Bagage marschiren über Stübbek nach dem Wege von Röllum nach Apenrade

oder ihren sonstigen Kantonnements. In Röllum werden sich die Kürassiere anschließen und in ihre Kantonnements marschiren.

gez. Delius, im Auftrage. —*)"

Die feindliche Brigg suchte das Weite, wir zogen in Apenrade ein. Ich wohne bei einem großen Anhänger der Dänen, einem Hauptmann und Postmeister v. Moltke, dem Bruder unseres Majors im Generalstabe; es sind sehr feine Leute, ihre Gesinnung geht mich nichts an, ja ich muß sie loben, da sie auf Treue basirt ist. Das nächste Mal werde ich schreiben, welche Maßregeln zur Sicherung ergriffen waren.

K. Q. Kongsted, den 3. Mai 1848.

Die Stadt Apenrade liegt in einer der vielfachen, tief in das Land einspringenden und eben so viele, die besten Häfen bildenden Buchten, womit die Ostküste Schleswigs und Holsteins bevorzugt ist; Kiel, Flensburg, Eckernförde, Apenrade haben sämmtlich gute Häfen für Kriegsschiffe. Die Lage von Apenrade ist außerdem sehr anmuthig, es ist umgeben von einem Strang theils bewaldeter, theils beackerter mäßiger Höhen, man hat hier bis zum Meeresufer nirgends den Anblick steriler Dünen, alles ist bebaut; eine gute Chaussee führt von Flensburg nach Apenrade.

Das 2. Infanterie- (Königs-) Regiment wurde am 28. nach Apenrade verlegt. Niemand bestimmte, was an Wache gegeben werden sollte, es wurde daher zunächst nur das für den innern Dienst in der Stadt Erforderliche gegeben. Das Haupt-, Divisions-, Brigade-Quartier und der Prinz Friedrich Karl befanden sich im Ort. Der kommandirende General hatte seine Stabswache und verbat sich ein Mehr; der Divisionär Fürst Radziwill, welcher in einem etwas von der Stadt im W. abgelegenen kleinen Schloß wohnte, erhielt zu seiner Sicherheit 1 Unteroffizier 10 Mann, jedes der drei Thore wurde nach Anweisung des General v. Bonin mit 1 Unteroffizier 4 Mann, die Hauptwache mit 1 Offizier, 2 Unteroffizieren, 30 Mann besetzt. Hiermit war dem Bedürfniß am Tage vollkommen, nicht so aber dem für die Nacht genügt. Die Sicherheit des Hauptquartiers und der kantonnirenden Truppen konnte sehr leicht durch eine Landung feindlicher Truppen gefährdet werden, der gute Hafen gestattete das Einlaufen großer Schiffe bis in große Nähe, und die Dänen waren Herren des Meeres; sie konnten, im Besitz zahlreicher Transportmittel, sehr leicht Truppen von einem Punkt der Ostküste nach einem andern, und so auch hierher transportiren. Aus diesem Grunde bestimmte ich, daß mit Dunkelwerden zwei Pikets, jedes 1 Offizier, 100 Mann, an den beiden Ausgängen von Apenrade, welche ober- und unterhalb nach der Bucht führen, aufgestellt würden, Posten gegen den Hafen geben und

*) Es wird in den Briefen später öfters Bezug auf Abschriften von Befehlen genommen. Sie finden sich in den hinterlassenen Papieren; da sie jedoch aus der Kriegsgeschichte bekannt sein dürften, ist von einer Wiedergabe hier Abstand genommen.

Patrouillen ober- und unterhalb desselben entsenden sollten. Diese Pikets gingen morgens 5 Uhr wieder ein.

Am Tage des Einmarsches des Regiments hatte sich eine feindliche Kriegsbrigg gezeigt, auch einen Schuß, jedoch auf andere Truppen, gethan und sich dann entfernt. Am andern Morgen und Nachmittag war indessen sowohl ein Dampfschiff als die Brigg wieder zu sehen, doch kamen sie nicht näher. Dennoch schien es mir gerathen, sich das Terrain um die Stadt anzusehen, da man leicht hinauskanonirt, auch mit Infanterie angegriffen werden konnte. Der Rückzug würde gegen das erwähnte Schloß haben stattfinden müssen, das Terrain war hier der Vertheidigung günstig. Mit diesen Gedanken beschäftigt, wollte ich mich eben zu Bett legen, als ich folgenden Befehl erhielt:

„Da soeben die Nachricht eingegangen, daß einige Briggs mit circa 1200 Mann im hiesigen Hafen oder in der Nähe kreuzen sollen, so sind vom Königs-Regiment diejenigen Anordnungen zu treffen, daß eine Ausschiffung feindlicher Truppen in der Nähe der Stadt sofort zu meiner Kenntniß gelangt; dem Posten am Hafen ist besondere Aufmerksamkeit einzuschärfen, auch ist zu veranlassen, daß bei einem entstehenden Alarm sofort die nöthige Zahl von Spielleuten herbeigeholt werden kann, um Generalmarsch zu schlagen. — Die speziellen Anordnungen in Bezug auf die noch nöthigen Vorsichtsmaßregeln überlasse ich dem Major v. Steinmetz. Der Lieutenant Petzel, welcher mit den 4 Haubitzen in Kolstrup steht, ist bei einem entstehenden Alarm sofort schleunigst zu benachrichtigen!

Apenrade, 9½ Uhr abends 29/4. 48.

gez. v. Bonin.

Für die Richtigkeit:

v. Treskow,

Sekonde-Lieutenant und Adjutant."

Ich änderte an den getroffenen Anordnungen nichts weiter, als daß ich jedem Piket noch einen tüchtigen Offizier zukommandiren ließ, bestimmte ferner, daß bei einem Alarm eine Kompagnie des 1. Bataillons sofort nach dem Schloß zu dessen militärischer Besetzung und Behauptung abrücken, die andern 3 Kompagnien zur Vertheidigung der Ober-, das 2. Bataillon zur Vertheidigung der Unterstadt verwandt werden sollten, demgemäß sie auch schon ihre Alarmplätze, Markt und Kirchplatz, hatten. Die Nacht ging unter mehrfachen Meldungen hin, aus denen ich zu meiner Freude erkannte, daß die Befehlshaber der Pikets und ebenso die Leute thätig und aufmerksam waren, aber der Schlaf war auch hin. Der Feind that übrigens nichts, vielleicht oder vielmehr sehr wahrscheinlich wußte er genau, wie wir standen und was für Maßregeln wir ergriffen hatten; man hatte nämlich bestimmt gesehen, daß ihm am Tage vom Lande aus durch eine Fischerbarke Nachricht zugekommen war; habe auch später diesen Fischer aufgehoben.

Für den morgenden Tag erschien der Brigadebefehl: „Die Brigade rückt Morgen nach Hadersleben und Umgegend; das Füsilier-Bataillon 1. Infanterie-Regiments bricht morgen früh 7 Uhr aus dem Kantonnement auf und marschirt mit einer Eskadron an der Spitze über Hoptrup durch Hadersleben nach Errigstedt, die Eskadron nach Rougstrup, woselbst sie kantonnirt. — — — — — — — — 2 Bataillone 2. Infanterie- (Königs-) Regiments nach Brorsbüll, Wandling, Nörre-Wilstrup, Gródebüll, Kjestrup und Nederby, außerdem wahrscheinlich nach Süder-Wilstrup. — — — —

Dem 1. Bataillon theilte ich die Orte Brorsbüll, Wandling und Gródebüll, dem 2. Bataillon die andern zu; ich kam nach Wandling zu einem Deutschen, namens Dencke, einem gebornen Hamburger ins Quartier, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde, was um so höher anzuschlagen, da außer mir noch der Major v. Clausewitz, unsere beiden Adjutanten und vielleicht 80 oder mehr Leute auf dem Hofe einquartiert waren. Der Mann wußte gar nicht, wie viel Leute er zu beköstigen hatte, er gab aber, was er hatte, Jedem, der etwas wollte. So würde man in unserm Lande kaum verfahren sein, man würde dem Besitzer gewiß die ihm auferlegte Last angemerkt haben, was hier durchaus nicht der Fall war.

Da diese Erfahrung sich jetzt täglich wiederholt, indem wir immer sehr eng kantonniren, so daß auf ein sogenanntes großes Bauerngehöft, was aber lauter kleine Güter sind, in der Regel eine Kompagnie, d. h. über 200 Mann, mit ihren Offizieren kommt, so spricht dies für eine ungemeine Wohlhabenheit des Landes, die auch in der That vorhanden und jedem einzelnen Besitzthum, wenn es auch nur von Bauern bewohnt, anzumerken ist. Die Gehöfte sind alle sehr ordentlich und mit einer gewissen Nettigkeit, oft massiv, erbaut. Die Verpflegung der Leute würde indeß, wenn auch nicht überhaupt, doch für den Augenblick bei einer so starken Bequartierung auf Schwierigkeiten, wenigstens auf Verzögerungen stoßen, wenn wir nicht pro Mann wenigstens 3 tägliche Portionen mit uns führten, nämlich 2 auf Wagen, und eine, die der Soldat tragen muß. Diese letztere wird jedes Mal zunächst im Quartier angegriffen, jedoch in der Regel als zweite Mahlzeit, da der Bauer gleich etwas zum Imbiß, meist eine ganze Mahlzeit giebt. Die auf solche Weise verbrauchte eine Portion muß dann an demselben Tage von der bequartierten Kommune durch Lieferung, worüber Bons ausgestellt, ersetzt werden, so daß wir immer mit 3 Portionen pro Mann Vorrath am andern Morgen weiter marschiren. Es geht hieraus hervor, daß das Land die ganze Verpflegung unserer Armee trägt und bis jetzt ohne Schwierigkeit getragen hat und tragen konnte, was, ich wiederhole noch einmal, für seinen Wohlstand spricht.

Das 2. Bataillon des Regiments, welches heute der Küste nahe stand, war von mir angewiesen, sich demgemäß durch Wachen, Alarmhäuser, Pikets und Patrouillen nach der Küste zu sichern. Die nach Hadersleben eingerückten Truppen hatten dort große Sympathie unter der Bevölkerung

gefunden, waren mit Jubel empfangen worden, auf dem Lande dagegen ist die Bevölkerung gleichgültiger, auch mehr dänisch, wenn auch nicht feindlich gegen uns gesinnt. Es scheint, daß man große Furcht vor der Behandlung durch die Preußen hatte, die Dänen mögen uns wohl verschrieen haben; nachdem uns die Bewohner aber kennen gelernt haben, finden sie, daß wir harmlose Menschen sind, und da sie so klug sind, daß sie in der Regel schon, ehe wir in eine Gegend kommen, über uns sich Auskunft verschaffen, so ist nirgend eine feindliche oder besorgliche Spannung sichtbar. Natürlich geschieht auch von unserer Seite alles, um diese Ansicht über uns zu erhalten, und ich muß es meinen Pommern zum Ruhme nachsagen, daß sie sich sehr gut benehmen, so daß von Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner gar keine Rede ist, ja was vielleicht etwas zu weit geht: unsere Soldaten bezahlen manches aus ihren Mitteln, was ihnen billig geliefert werden müßte, und wir haben in diesem Fall sogar darauf zu sehen, daß sie nicht auf eine ganz unbillige Weise übertheuert werden.

Ein rechter Uebelstand ist es, daß der General v. Wrangel seine Befehle für den folgenden Tag immer erst um 6 Uhr abends ausgiebt, dadurch kommen dieselben schon nicht vor 8 Uhr zu den Regimentsstäben, oft auch wohl noch später. Ehe sie nun hier abgeschrieben und die eigenen Befehle zugefügt sind, wird es 9 Uhr, so daß die detachirten Truppentheile sie erst in der Nacht bekommen. Sie müssen aber jedenfalls wegen des darin enthaltenen Marschbefehls für den folgenden Tag darauf warten, weil sie danach die eigenen Leute zum Antreten bestellen müssen, es geht demnach ein schöner Theil der Nacht in Unruhe hin, was die Truppen sehr fatiguirt und oben ernstlicher gewürdigt werden sollte. Es ist unbegreiflich, weshalb man die Ausgabe aller Befehle, die in der Regel Bogen voll betragen, auf den Abend verspart, da doch täglich die Brigaden zum Marsch konzentrirt werden und stundenlang ruhen. Wie viel ließe sich in dieser Zeit oder durch ein früheres Bestellen der Adjutanten auf dem Rendezvous hier abmachen, so daß für den Abend nur die Ausgabe des Marschbefehls in dem Fall bliebe, daß auch dieser nicht früher gegeben werden kann. Ich wundere mich, daß unser Chef des Generalstabes v. Stockhausen, der ein so praktischer Mann ist, den Uebelstand nicht schon erkannt und beseitigt hat.

Für den 1. Mai c. erschien heut der Brigadebefehl vom 30. April:

„Kantonnements am 1. Mai: Brigadestab Christiansfeld — — — — Königs-Regiment die Kirchspiele Weistrup und Heils, Ortschaften Binderup, Sjölund, Ostorp, Grönninghoved, Koy, auch das Dorf Weistrup genannt, Heils. Die Avantgarde tritt ihren Marsch um 7 Uhr morgens an — — — das Rendezvous des Gros ist um 7 Uhr am Nordende von Hadersleben. Die Marschordnung ist die gewöhnliche, die Fußartillerie zwischen beiden Treffen, die reitende Artillerie an der Queue.

Sicherheitsmaßregeln: Die Avantgarde: Die Bataillone schicken aus

ihren Kantonnements gegen die Grenze die nöthigen Feldwachen vor und halten Verbindung unter sich, die Kürassiere halten die Verbindung zwischen den diesseitigen und den Vorposten der Holsteiner.

Das 1. und 2. Bataillon 20. Regiments haben den ganzen Raum nördlich ihrer Kantonnements und östlich von Stenderup bis zum Meere hin (durch die Waldung) abzupatrouilliren, das Königs-Regiment den ganzen Raum östlich seiner Kantonnements bis zur Küste. Die Grenze zwischen dem 20. und 2. Regiment ist der Bach, der von Stenderup herab zum Meere fließt."

gez. v. Bonin.

Ich bestimmte das Rendezvous des Regiments um $6^3/_4$ Uhr am Südeingang von Hadersleben. Auf dem Marsche am 1. Mai wurde die Dislokation durch folgenden Befehl geändert: „Ostorp wird nicht vom 2. Regiment, sondern von 1 Eskadron Kürassiere und $^1/_2$ Batterie besetzt."

Nach dieser Aenderung theilte ich Heils und Koy dem 1. Bataillon zu (in jeden Ort kamen 2 Kompagnien). Das 1. Bataillon lag der Küste zunächst und war hier eine Landung beim Eingang der Bucht Heilsmünde, wo überdies eine Fähre war, sehr leicht auszuführen. Vor dem geschlossenen Theil des Dorfes Heils lagen in der Ausdehnung des zu beobachtenden Strandes 5 vorgeschobene Gehöfte, in denen die einquartierten Mannschaften als Wachen benutzt wurden. Sie setzten einige Posten auf den Wegen aus und patrouillirten gegen den Strand. Ein Piket von 30 Mann wurde von Heils für die Nacht auf dem Wege nach der Fähre einige 100 Schritt bis zu einem Gehöft vorgeschoben und hier in ein Alarmhaus gelegt. Die Kompagnien in Heils waren für den Fall eines Angriffs über die Aufnahme der vorgeschobenen Detachements und über die Punkte, welche ihnen in Heils zur Vertheidigung zufielen, instruirt. Das 2. Bataillon hatte ähnliche Maßregeln ergriffen.

Am Nachmittag erhielt ich folgende Meldung: Nach einer Meldung des Lieutenant v. Gayl sollen $^1/_2$ Meile von hier in Heilsmünde auf Entfernung von ca. 1 Meile 10—12 dänische Kriegsschiffe liegen. Jenseits der Fähre sollen große Schiffe überall landen können. gez. v. Clausewitz, Major.

Ich verfügte hierauf: Die vorstehende Meldung veranlaßt mich, die Bataillons wie folgt anzuweisen:

Wird eins der Bataillons ernsthaft alarmirt, so kann das andere nicht unthätiger Zuschauer bleiben, vielmehr hat es sich sofort gleichfalls zusammenzuziehen und dem angegriffenen Bataillon beizustehen. Der natürliche Konzentrationspunkt für das 2. Bataillon, in dem Fall, wo das 1. angegriffen wird, ist Grönninghoved, von wo in die rechte Flanke eines vorgehenden Feindes zu wirken sein würde. Das benachbarte 20. Infanterie-Regiment würde von einem solchen Abmarsch in Kenntniß zu setzen sein, wie ihm überhaupt von obiger Meldung und davon Kenntniß zu geben ist, was das Regiment im Fall eines Angriffs zu thun beabsichtigt. Der Vereinigungs-

punkt des Regiments würde, falls es zum Rückzug genöthigt wäre, Weistrup sein, von wo an die Umstände das Weitere vorschreiben werden. Die Bataillons werden unter den obwaltenden Umständen gut thun, die zum Transport der Bagage erforderlichen Pferde während der Nacht aufgeschirrt, entweder bei den Wagen oder in dem nächsten Gehöft bei denselben gesammelt zu halten. Die Bagage würde im Fall eines feindlichen Angriffs voraus auf Weistrup und nach Umständen über Taps oder auch direkt nach Christiansfeld zu schicken sein, d. h. so, daß die Truppenbewegungen dadurch nicht behindert werden. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß ehe an einen Rückzug gedacht werden kann, jeder angegriffene Theil das Mögliche gethan haben muß, um einen gelandeten Feind auf seine Schiffe zurückzuwerfen. Dasselbe ist die Aufgabe beider Bataillons, wenn sie zusammenstoßen, und dabei möglichst dem Feinde das Wiedereinschiffen unmöglich zu machen. Ob sich bei einem solchen Falle Gelegenheit zur Anwendung von Gewehrraketen, um feindliche Schiffe in Brand zu stecken, geben wird, muß dahin gestellt bleiben. Vor allen Dingen sind die betreffenden Unteroffiziere anzuweisen, nicht schnell aber wohlgezielt zu schießen."

Die Nacht verstrich ohne Alarmirung, aber natürlich nicht in voller Ruhe. Um so übler war es, daß auch die Befehle für den 2. Mai wieder sehr spät abends eintrafen, so daß sie den einzelnen Kantonnements erst in der Nacht zugehen konnten und daß, da am Morgen des 2. sehr früh (von Heils z. B. um 3½ Uhr) aufgebrochen werden mußte, um zu rechter Zeit das Rendezvous der Brigade zu erreichen, ein großer Theil der Nacht mit Bestellen der entlegenen Quartiere ausgefüllt werden mußte. Beides, die Unruhe der Nacht und das frühe Ausrücken am Morgen, hatten sichtlich Mannschaften und Pferde sehr angegriffen; leider erwies sich das frühe Ausrücken später als zwecklos.

Ehe ich zum Weitermarsch übergehe, bemerke ich noch, daß ich in Heils mit einigen 40 Mann und meinem Adjutanten bei einem Deutschen, namens Balle, der früher Oekonom auf einem der Güter des Herzogs von Augustenburg, sehr gut untergebracht war. Dieser Mann besaß eines der hier gewöhnlichen Bauerngüter im Werth von ca. 20 000 Thaler, und es herrschte hier derselbe Wohlstand und dieselbe Zufriedenheit, über die ich mich schon früher geäußert habe. Und dieser Wohlstand soll noch gar nichts sein gegen den, welcher längs der ganzen Westküste von Schleswig und Holstein herrscht, wo sich die überaus reichen und fruchtbaren Marschgegenden befinden und die einzelnen Landwirthe so wohlhabend sind, daß neben dem Luxus in ihren Häusern sie im Stande sind, ihren Kindern besondere Hofmeister und Gouvernanten zu halten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kehre zu den Tagesereignissen zurück. Den Marschbefehl für den 2. Mai brachte der Brigadebefehl vom 1. Mai: „Die Avantgarde der

Brigade steht morgen früh um 6 Uhr auf der Straße von Wonsild nach Kolding, mit der Queue nördlich von Wonsild; es gehören dazu die beiden Füsilier-Bataillone der Brigade und die 3. Eskadron des 2. Kürassier-Regiments, welche in Ostorp steht. Das Gros steht um dieselbe Zeit mit der Spitze südlich von Wonsild und verbleibt daselbst bis auf weiteren Befehl. Von jedem Bataillon ist noch ein Mann zu dem Patronenwagen zu kommandiren. Dieselben melden sich in Wonsild beim General v. Bonin morgen früh 6 Uhr. Losung: Schieß—scharte; Feldgeschrei: Nicolaus. Lieutenant v. Zawadzki vom 12. Regiment setzt sich morgen an die Spitze der Wagenkolonne."

Nach vorstehendem Brigadebefehl überschritten wir bei dem hübschen Städtchen Kolding die Grenze von Jütland, auch fand kein festlicher Empfang statt, nirgends sah man eine trikolore deutsche Fahne, die Bevölkerung sah still dem Truppenzuge zu. Noch waren keine diplomatischen Unterhandlungen von irgend welcher Seite angeknüpft. Bei uns war für solche Zwecke der Major v. Wildenbruch vom Ministerium des Auswärtigen anwesend. Jeder fragte sich, wie weit wir so noch vordringen würden, es regten sich auch in Einigen Besorgnisse, daß ein weiteres Vordringen in Jütland gefährlich werden könne, da die Dänen unmöglich uns dies gestatten würden, wenn sie nicht etwas im Schilde führten, was sie bei der Leichtigkeit, in unserm Rücken landen zu können, zu unserm Nachtheil ausführen dürften. Die Sache hatte allerdings auch etwas für sich; je mehr wir uns an der Ostküste fortzogen, desto mehr dehnten wir uns auch aus und schwächten uns durch Zurücklassung einzelner Truppentheile auf der Etappenstraße. Geschah, wie es hieß, daß Schweden sich Dänemarks annahm, oder daß, wie es auch hieß, in Kopenhagen eine Revolution ausgebrochen, der König entsetzt sei und man den König von Schweden für Dänemark erwählt hatte, so konnte eine dänisch-schwedische Armee in unserm Rücken auftreten und veranlaßte wenigstens eine momentane Umkehr, die nicht verfehlen konnte auch moralisch einzuwirken. Von allen diesen Befürchtungen der Schwarzsehenden ist indeß bis jetzt nichts wahr geworden, dagegen ist bekannt, daß dem General Wrangel von unserem Ministerium ein Truppennachschub von 6000 Mann bewilligt worden, der hoffentlich nun schon auf dem Marsch ist. Es sollte mich wahrhaft freuen, wenn darunter auch das Garde-Reserve-Regiment, und es dadurch aus seiner unangenehmen Lage gerissen wäre. Wenn auch der Krieg hier noch lange nicht der Krieg in aller seiner Strenge ist, so ist er doch eine hübsche Einweihung in denselben und giebt Veranlassung zu mancherlei nützlichen Erfahrungen, die einer Armee, die 33 Jahre Friedenstruppe war, eben so nothwendig als wünschenswerth sind.

Nachdem wir bei Wonsild und später noch einmal sehr lange geruht hatten, so daß sich unser früher Aufbruch, dem wir eine besondere Unternehmung, vielleicht auf Fridericia untergelegt hatten, als zwecklos erwies,

da keine Unternehmung stattfand, erhielten wir Befehl Kantonnements zu beziehen nach folgender Anordnung: „Brigadestab Henneberg — — — — 2 Bataillone 2. Infanterie-Regiments Taulow-Nebel (?) — — — Konzentrirung bei Taarup bei Alarm. Losung: Schanz — zeug; Feldgeschrei: Hans. Es werden Kantonnements bezogen, soweit es die Lokalität gestattet, sonst nebenbei biwakirt. Parole-Empfang heut nachmittag 7 Uhr." Taulow-Nebel hatte 9 der bekannten großen Bauerngehöfte; da 8 Kompagnien darin unterzubringen waren, so kam in jedes eine Kompagnie von fast über 200 Köpfen. Der Regimentsstab und der des 1. Bataillons kam zum Prediger, wo uns entschieden ausgesprochen wurde, daß wir nicht gern gesehen seien. Als ich der Frau Predigerin sagte, daß es mir um so lieber sei, ihr zur Last fallen zu müssen, da ich gehört hätte, wir seien ihr so unwillkommen, antwortete sie mir, sie hätte uns die Wahrheit nicht vorenthalten wollen. Nichtsdestoweniger wurden wir gut aufgenommen, und die Mißstimmung gegen uns schien sich auch etwas zu legen.

Eine große Schwierigkeit ist, daß immer weniger deutsch gesprochen wird, glücklicher Weise habe ich einen Lieutenant v. Krohn vom 27. Regiment zur Dienstleistung bekommen, welcher, ein geborner Holsteiner, früher dänischer Kadet war, das Dänische vollkommen spricht und uns nun als Dolmetscher wesentliche Dienste leistet. Zur Sicherheit ließ ich in diesem Kantonnement aus den Quartieren an den Ausgängen kleine Wachen geben, welche einen Doppelposten auf den Weg, der nach dem Dorf führte, vorschoben und nöthigenfalls zur ersten Vertheidigung der Dorfeingänge bestimmt waren. Vor jedes Gehöft wurde außerdem für die Nacht ein einfacher Posten gestellt. Für den morgenden Tag, 3. Mai, waren folgende Befehle erlassen:

Korpsbefehl Kundsböl, den 2. Mai 1848.

„Die Division sammelt sich morgen früh 10 Uhr bei Sonderby, um von dort aus eine Rekognoszirung gegen Fridericia zu unternehmen, wozu ich an Ort und Stelle die Disposition ausgeben werde. Ein Seitendetachement wird nach der Fähre bei Middelfart geschickt, bemächtigt sich derselben, wenn es angeht, verhindert jede Kommunikation daselbst, hält Verbindung mit dem Gros bei Sonderby und meldet dorthin. Die Vorspänner werden, wenn sie längere Zeit bei den Truppen verbleiben, mit den Pferden in die etatsmäßige Verpflegung genommen. Parole zu morgen: Hannover; Feldgeschrei: Ernst; Losung: Feuerwache."

gez. v. Wrangel.

Divisions-Befehl:

„Zufolge vorstehenden Armeebefehls steht die Division um 10 Uhr bei Sonderby ¼ Meile von Fridericia in der Rendezvousstellung. Das Füsilier-Bataillon 20. Regiments rückt um 9 Uhr nach der Fähre von Snoghöj und meldet von dort nach Sonderby. Die Truppen haben ihre Verpflegung durch Requisitionen in ihren Kantonnements und deren

nächstgelegenen Ortschaften sicher zu stellen. Nur im Nothfall ist auf das Magazin in Kolding zurückzugehen. Die Kranken sind morgen nach Kolding zu schaffen."

Brigadebefehl:

„Die Truppentheile der Brigade stehen morgen früh 9³/₄ Uhr bereits ausgetreten auf der Chaussee nach Fridericia, mit der Queue bei Stoustrup, das Gros 300 Schritt von der Avantgarde entfernt. Die Marschordnung ist die heutige. Die 2 Geschütze der Garde-Artillerie schließen sich der Fußartillerie der Brigade an. Die Pioniere stehen an der Spitze der Infanterie der Avantgarde; ich ersuche die Herren Offiziere, Epaulets wieder anzulegen, die Herren zu Pferde mit Schärpe. Die Bagage fährt hinter der Brigade Möllendorff in der bekannten Reihenfolge, bleibt jedoch diesseits Stoustrup bis auf weiteren Befehl halten."

Zufolge dieser Befehle fand sich das Regiment zur befohlenen Zeit auf dem Rendezvous ein. Fridericia war aber von den Dänen geräumt, nur den alten Kommandanten hatte man als ganz inoffensive Person zurückgelassen; man sagte, es seien 3000 Kouverts zum Empfange der Preußen im Ort bestellt gewesen. Dies ist allerdings eine höchst freundliche Art den Krieg mit uns zu betreiben, und ich habe dabei nur zu beklagen, daß keins dieser Kouverts, die ich so nöthig bedurft hätte, auf mich gekommen ist, denn es folgte der

Brigadebefehl, den 3. Mai 1848.

„Die Truppentheile beziehen sogleich folgende Kantonnements Front gegen Nordwest: — — — 1. Bataillon 2. Infanterie-Regiments (Regimentsstab) Kongsted, 2. Bataillon Torp, Stoustrup. Die Bataillone liegen meist in der ersten Linie und haben sich deshalb gegen das Meer und gegen den Wasserzug, der gegen die Front liegt, so weit als möglich zu decken. Konzentrationspunkt bei einem etwaigen Angriff Igum. Parole-Empfang 6 Uhr in Fridericia, wo auch die übrigen Stäbe liegen."

Mein Quartier ist bei allem guten Willen der Wirthe schlecht, weil sie nichts zu bereiten verstehen; wäre alles reinlich, so wäre ich zufrieden, aber gerade in diesem Punkt hapert es schrecklich, und noch haben wir nicht Entbehrungen gehabt, um uns über diesen Punkt hinwegzusetzen. Ich liege wie gewöhnlich mit einer Masse Soldaten in demselben Gehöft. Sie haben die Gewehre auf dem Hofe zusammengesetzt, es ist ein reges Leben daselbst, denn jeder putzt, was recht nöthig. Auch habe ich heute die alten Schüsse ausziehen lassen, die, da die Gewehre immer im Regen gestanden hatten, auch noch nicht inwendig geputzt worden waren, so fest saßen, daß dies große Mühe gemacht hat. Das Ausziehen war aber auch sehr nöthig, die Schüsse waren förmlich eingerostet, und ein Gewehr, welches unversehens losging, ist dabei gesprungen. Jetzt ist frisch geladen, das Wetter gut, wir können also mit Vertrauen auf unsere Waffe den weiteren Ereignissen entgegensehen. Es

scheint aber, daß die Aussichten sich friedlicher gestalten, wie die folgenden Befehle darthun:

Tagesbefehl vom 3. Mai 1848.

„Die Truppen haben bis auf weiteres Ruhe, sie bleiben in ihren Kantonnements und entlassen die sämmtlichen Vorspänner, welche sie aus dem Herzogthum Schleswig mit herüber genommen haben. Morgen den 4. Mai Parole: Fridericia; Losung: Halte—fest; Feldgeschrei: Joseph."

Divisionsbefehl am 3. Mai 1848.

„Ich mache es sämmtlichen Truppen zur Pflicht, daß sie gegen Kanonenböte und Kriegsschiffe niemals offensiv verfahren, vielmehr bei Annäherung derselben sich dem Bereich des feindlichen Feuers einfach entziehen. Es hat also die Artillerie sich jedes unnöthigen Kampfes zu enthalten; nur wenn die feindlichen Schiffe Truppen an das Land setzen sollten, sind letztere mit voller Kraft anzugreifen und zurückzuwerfen. Den Generalmajor v. Bonin ersuche ich, morgen seine Brigade derart zu dislozíren, daß sich die Hauptmacht der Infanterie auf der Koldinger Straße von hier bis exkl. Gudsö befindet, die Dörfer des Kirchspiels Taulow, Studsdal, Borup 2c. und Erritsö zu belegen und die Quartiere, wenn es zur bequemen Unterbringung nöthig, bis Bredstrup und Igum auszudehnen. Sollte der Feind eine Landung unternehmen und die Vorposten ernstlich drängen, würde der Sammelplatz der Brigade auf der Chaussee nach Kolding zwischen Torp und Sonderby sein. (Der beste Punkt eine Viertelmeile westlich Stoustrup, wo der Weg von Torp auf die Chaussee trifft.) Das Füsilier-Bataillon 20. Regiments und die Batterie werden am zweckmäßigsten in Erritsö und den Dörfern rückwärts liegen. Snoghöj Fährhäuser bleiben von einiger Infanterie gedachten Bataillons besetzt, ½ Eskadron Husaren bleibt ebenfalls in der Gegend von Erritsö und Henneberg. Der Sammelplatz der Garde-Brigade ist Gudsö.

Rücksichtlich des eisernen Bestandes erinnere ich an meinen Befehl von gestern und erwarte, daß die Herren Kommandeure demselben aufs pünktlichste nachkommen. Ich beabsichtige am 4. noch in Fridericia zu bleiben und erwarte daher alle Meldungen nach dieser Festung. Treten Ruhetage ein, so werden sie zur Wiederherstellung dessen, was an Armatur und Bekleidung schadhaft geworden ist, aufs gewissenhafteste benutzt."

gez. Radziwill.

Brigadebefehl vom 3. Mai 1848.

„Infolge einer Uebereinkunft zwischen dem Oberbefehlshaber der Armee und der provisorischen Regierung können die Löhnungsgelder von den Truppentheilen bei den öffentlichen Kassen der Herzogthümer in Landesmünze umgewechselt werden (sowohl harte Thaler wie Tresorscheine, 10 und 5 Sgr. Stücke, werden der Thaler zu 40 Schillinge gerechnet, der Kurs der Goldmünzen richtet sich nach der Hamburger Börse).

Dislokation — — — — 2. Infanterie-Regiment: Regimentsstab und 1. Bataillon Kongstedt und Taarup, 2. Bataillon Torp und Stoustrup. Morgen und bis auf weiteres hat alles Ruhe in seinen Kantonnements. Die Herren Truppenbefehlshaber, besonders die Herren von der Artillerie, werden ersucht diese Zeit zu benutzen, um alles in Stand zu setzen, was an Armatur, Leder- und Schuhzeug während dieser Tage schadhaft geworden ist, wobei Menschen wie Pferden die nöthige Ruhe zu gönnen ist. Von dem Kantonnement Stallerup geht morgen früh ein Zug Husaren nach Erritsö, wo sich derselbe beim Major v. Schmidt meldet. Er löst daselbst ½ Eskadron Kürassiere ab, welche in ihre Kantonnements zu entlassen sind. Aus den mir zugegangenen Berichten über das heutige Gefecht mit den Kanonenböten bei Snoghoi habe ich mit großer Genugthuung den rühmlichen Eifer der reitenden Batterie erkannt, der angegriffenen Infanterie zu Hülfe zu eilen. Jederzeit werde ich das Bestreben der Waffen, sich gegenseitig im Kampf zu unterstützen, mit vollem Herzen anerkennen." gez. v. Bonin.

Das Gefecht, was am 3. Mai in dem Augenblick stattfand, als wir in unsere Kantonnements marschirten, war dadurch provozirt, daß das Füsilier-Bataillon 20. Regiments seine Gewehre auf einer Höhe bei der Fähre zusammengesetzt und gleichsam die dänischen Kanonenböte herausgefordert hatte. Diese ließen auch nicht auf sich warten, sondern beschossen das Bataillon, welches aber keinen Schaden erlitten haben soll, dagegen wurde einem Fahrer der herbeigeeilten preußischen Artillerie der Kopf abgeschossen; unsere Artillerie soll dann ein Kanonenboot in Grund gebohrt und ein zweites stark beschädigt haben. Es fielen bei dieser Gelegenheit wohl 50 Kanonenschuß, so daß der auftauchende Glaube, wir könnten in unserm Marsch nach den Kantonnements aufgehalten werden, nicht ganz ungerechtfertigt schien. Es geschah aber nicht, da feindliche Infanterie nichts unternahm und es bei einem Artilleriekampf blieb.

Die Ruhe im Kantonnement würde uns gut thun, um einmal wieder Ordnung herzustellen und Rekonvaleszenten heranzuziehen. Wir sind durch Kranke doch sehr zusammengeschmolzen. Das Regiment, d. h. die beiden Musketier-Bataillone, hat inkl. seiner Blessirten 267 Kranke und davon 17 im Revier, d. h. leicht krank, 88 Wechselfieber, 2 Krätze, 15 Fußkranke. Die Wechselfieber sind eine natürliche Folge der gehabten nassen Biwaks und daß diese Krankheit auch hier im Lande grassirt, ebenso ist die Krätze eine Landeskrankheit. Von den Blessirten ist einer, ein Unteroffizier Burow der 4. Kompagnie, obgleich noch nicht von seiner Kopfwunde geheilt, doch aus dem Lazareth Rendsburg gegen den Willen der Aerzte fortgegangen und ist beim Regiment eingetroffen. Ich habe mir den durchlöcherten Helm dieses tüchtigen Menschen heute angesehen und begreife nicht, wie er mit dem Leben davongekommen. Solche Leute erfüllen mich mit ganzer Hochachtung, wie

muß sich der Feige einem solchen Manne gegenüber schämen. Derselbe Mann hatte übrigens im Gefecht von Schleswig schon einen Schuß bekommen, ging aber erst, nachdem er den zweiten am Kopf erhalten, aus dem Gefecht. Solche Fälle, daß verwundete Leute bei der Fahne geblieben sind, giebt es mehrere im Regiment; ich lasse mir auch angelegen sein, solche die Nummer des Regiments ehrende Thatsachen ans Licht zu ziehen.

Ich lege noch Abschrift der am 4. gegebenen Befehle bei, die ich aber aufzuheben bitte, da sie diesen Bericht ergänzen.

K. Q. Stoustrup, den 6. Mai 1848.

Seit gestern mittag habe ich mich hierher quartiert und wohne nun in dem Landhause, welches früher ein schwedischer Konsul besessen, der es vor kurzer Zeit an den dänischen Grafen Bille Brahe verkauft hat. Letzterer ist von hier fortgegangen und nur ein Verwalter anwesend, der sich ziemlich willig zeigt, aber, worüber man sich nicht wundern kann, seiner Gesinnung nach Däne ist. Gestern ist nun von dem kommandirenden General befohlen worden, daß alle Waffen und zu Waffen verarbeiteten Instrumente von den Landeseinwohnern sofort abgeliefert werden sollen; heut findet die Nachsuchung in den Kantonnements des Regiments statt. Es haben sich in dem Hause, in dem ich wohne, derartige Waffen, d. h. grade gemachte Sensen, breite schwertartige Messer auf Stangen vorgefunden und wird eben noch mehr gesucht, da bekannt ist, daß die Bauern mit eben diesen Waffen vor unserm Herkommen einexerzirt worden sind. Daß die Leute ganz unschuldig und unwissend thun, versteht sich von selbst; es wird ihnen daher der Ernst in Perspektive gezeigt, nebenbei aber auch unsere Freundschaft versprochen, wenn sie sich gehorsam bezeigen. Außer diesen kleinen Beunruhigungen leben wir im tiefsten Frieden und erwarten, ob und was die Diplomatie leisten wird. Gleich, als wir Kolding passirten, hat sich nämlich, wie mir Fürst Radziwill erzählte, ein russischer Gesandschaftssekretär, von Kopenhagen kommend, im Hauptquartier eingefunden, Rußlands Vermittelung anzubieten und zugleich einen Waffenstillstand von drei Wochen. General Wrangel ist bereit gewesen, auf letzteren einzugehen, vorausgesetzt, daß die Dänen Alsen sowie die noch besetzten Inseln räumten und die aufgebrachten preußischen Schiffe herausgäben, in welchem Falle er die Truppen bis an die Grenze Jütlands zurückziehen wolle. Der Russe soll, darüber nicht gerade erbaut, abgereist und zum 4. Antwort versprochen haben; diese ist aber bis gestern nachmittag, wo ich den General v. Bonin in Fridericia sprach, nicht erfolgt; dagegen hat ein am 4. hier passirtes dänisches Dampfboot zwei Schuß auf die auf den Wällen der Zitadelle von Fridericia aufgepflanzte deutsche trikolore Fahne gethan, was ziemlich deutlich sagt, man will nicht auf unsere Forderungen eingehen. Da man aber dies nicht zu wollen scheint, so bleibt das übrige Verfahren der Dänen räthselhaft. Es steht in dieser Beziehung ihr gänz-

liches Verlassen der Festung Fridericia einzig in der Kriegsgeschichte da, weil es mit 500—1000 Mann sehr gut gegen uns zu halten und die Garnison, selbst wenn das wegen Mangel an Belagerungsgeschütz Unwahrscheinliche, die Eroberung der Festung, eingetreten wäre, nie gefährdet war, denn sie konnte sich aus der Festung nach der Zitadelle und von da unter dem Schutz der ganzen Flotte ungefährdet einschiffen. Die Festung habe ich zwar nicht genau gesehen, aber nach dem, was ich beim Hineinfahren gesehen, zu urtheilen, war sie keineswegs, wie wir uns gedacht haben, durch einen coup de main zu nehmen. Sie hat hohe Erdwälle mit jetzt trockenen Gräben, die aber gewiß mit Wasser gefüllt werden können, allerdings keine Raveline und dergleichen, wenigstens nicht von der Seite, wo ich hinein gekommen bin; auch waren noch nirgends Pallisaden gesetzt, wenngleich die Vorarbeiten dazu sich vorfanden, die wenigstens für einen Wunsch, sich hier zu behaupten, sprachen. Aber mochte die Festung sein wie sie wollte, so ließ sie sich durch eine brave Garnison, die von der Flotte aufs kräftigste durch Artilleriefeuer unterstützt werden konnte, ganz wohl eine geraume Zeit gegen uns behaupten und hätte uns unangenehme Verlegenheiten bereiten, wenigstens festhalten können, während Fridericia in unserm Besitz ein neuer moralischer Sieg ist und uns das Mittel gewährt, die Schifffahrt auf dem Kattegat durch den kleinen Belt zu sperren. Man erklärt dieses Aufgeben der Festung seitens der Dänen durch die gewöhnliche Desorganisirung der Armee, die aber wieder, wenn man erwägt, daß sie sich bei Schleswig brav geschlagen, dies Gefecht auch keineswegs so bedeutend war, daß es zur Auflösung des besiegten Theiles führen mußte, räthselhaft bleibt. Es wird erzählt, es sei der entschiedene Wille des kommandirenden dänischen Generals v. Hedemann gewesen, unser Vordringen durch Widerstand zu erschweren, und ich habe schon früher ausgesprochen, daß das Terrain durch schöne und starke Positionen dazu aufforderte; allein die Soldaten sollen sich nicht haben halten lassen, sollen ihre Offiziere, die sie zum Stehen zu bringen suchten, förmlich umgerannt und sich mit einer wahren Hast noch zuletzt nach Fühnen eingeschifft haben. In Fridericia soll eine Proklamation des General v. Hedemann an seine Soldaten bekannt gemacht worden sein, worin diese, wo sie auch sein möchten, aufgefordert werden, sich bei der Armee zu stellen. Ein solcher Aufruf wird nicht um weniger Absentirter erlassen, es mag sich also wohl mehr entfernt haben. Ist aber dieses alles wahr, so spricht es entweder dafür, daß die Dänen keine Sympathie für diesen Krieg haben, oder daß sie wirklich durch die Täuschung, in der man sie zu erhalten gesucht, daß sie es mit keinen Preußen, sondern nur mit Aufrührern zu thun haben würden, entmuthigt sind. Eine dritte Möglichkeit ist aber auch, da wir ohne Schiffe ihnen nicht überall folgen können, sie sich nur salviren, den Krieg in die Länge zu ziehen suchen, in der Erwartung, daß andere Mächte ein Wort mitsprechen werden, und dies hat freilich viel für sich und würde vielleicht schon längst geschehen

sein, wenn nicht jeder Staat genug mit sich selbst zu thun und daher keine Veranlassung hätte, sich in Anderer Händel zu mischen.

Der Grund, warum ich gestern nach Fridericia fuhr, war ein dreifacher; erstens wollte ich die Festung wenigstens oberflächlich sehen und einen Blick auf das Kattegat thun, zweitens mich über unsere militärische Lage im gegenwärtigen Augenblick orientiren, drittens Rücksprache mit dem General v. Bonin über die den Truppentheilen vom Generalkommando aufgegebenen Belohnungsvorschläge nehmen.

Ad 1 habe ich mich über die Festung bereits ausgesprochen, wenn auch nur sehr unvollkommen, ich will aber auch nur ein Bild der Sache geben. Durch eine sehr ausgedehnte Esplanade, auf welcher eine recht bedeutende Armee sicher lagern kann, getrennt, liegt erhöht am Meere die Zitadelle, deren baulicher Zustand wohl viel zu wünschen übrig läßt. Sie ist nur eine Art Hornwerk, die sich mittelst Tenaillenwerke (alles nur Erdwerke, nicht revetirt oder kasemattirt) an die Stadtbefestigung anschließt. Gegenüber auf mehr als 2000 Schritt Entfernung liegt die Insel Fühnen, die jetzt von den Dänen besetzt und, da wir keine Flotte haben, ihnen nicht zu entreißen ist. Der Blick auf das Kattegat ist hübsch, auch hier keine tristen, sondern angebaute Ufer. Man konnte durch ein Fernrohr eine anscheinend hübsche Stadt — wahrscheinlich Rogense — links eine Flotte von vielleicht acht Segeln sehen; man wollte behaupten, dies seien englische Schiffe. Alle Segel waren eingezogen, überall herrschte Stille, Leute mit guten Augen konnten aber die dänischen Posten auf Fühnen sehen. Nach diesem Blick kehrte ich nach Fridericia zurück, um von hier womöglich ein kleines Andenken für Euch, meine Lieben, zu erstehen. — — — —

Die Stadt Fridericia als solche ist unbedeutend. Durch Zufall traf ich beim Kaufmann mit einer dänischen Offiziersdame zusammen. Im Laufe des Gesprächs entwickelte sie, wie die Kauffrau, die immer seltener werdende Tugend der Treue und Anhänglichkeit an den angestammten König; kein Wort der Klage über ihn, nur Liebe. Natürlich sprach sie auch die Sehnsucht nach ihrem Manne aus, von dem sie nicht wußte, wo er jetzt war, und auch keine Nachricht erhielt, und dabei war sie einer Entbindung gewiß sehr nahe und hatte Preußen, d. h. Feinde, zur Einquartierung; wieviel Grund zur Trauer!

Ad 2. Als ich gestern kaum hier eingetroffen war, passirte Fürst Radziwill vor meinem Landhause, welches mit seinem kleinen Vorgarten hart an der Straße nach Kolding liegt, und fragte im Vorbeireiten: „Wohnt hier der Oberst v. Steinmetz?“ Den Titel Oberst schien ich von dem eigentlichen Kommandeur geerbt zu haben, ich werde in der Regel, wenn auch nicht von meinen Vorgesetzten, desto öfter aber von meinen Untergebenen und Landeseinwohnern so titulirt. Ich saß verdeckt im Garten, erkannte aber gleich an der Stimme den Fürsten und antwortete: „Jawohl, Durchlaucht, der Major

v. Steinmetz." Der Fürst hielt an, erzählte mir von dem russischen Legationssekretär, ferner, daß er nach Höjrup reiten wolle, um zu sehen, ob sich dieser Ort zur Konzentration der Linien-Brigade eigene, falls wir durch ein leicht zu gewärtigendes Uebersetzen der Dänen von Fühnen bei Middelfart nach Kolding zurückgedrängt würden. Ich äußerte, daß das Zurückgehen ein fataler Gedanke sei, und daß, wenn so etwas und ein Uebersetzen des Feindes zu besorgen, unser ausgedehntes Kantonnement mir dann nicht geeignet erscheine und andere Maßregeln nothwendig mache, damit man keinen Affront erleide. Der Fürst meinte, er wolle dies auch heut noch mit dem General v. Bonin besprechen. Diese Unterhaltung mußte mich um so mehr befremden, da man uns nichts der Art gesagt, uns dagegen aufgefordert hatte, uns der vollsten Ruhe für Menschen und Pferde zu überlassen. Ich hatte dies zwar nicht wörtlich genommen, sondern für das Regiment befohlen, daß, wenn auch nicht der mindeste kriegerische Grund zur Fortbetreibung eines strengen inneren Wacht- und äußeren Feldwachtdienstes vorhanden, dieser doch schon zur Fortbildung des Regiments nothwendig sei, daß ich daher bestimme, daß an den bisherigen Anordnungen nichts geändert, nur während des Tages das mögliche Minimum von Posten, des Nachts aber so viele aufgestellt werden sollten, daß nichts sich unbemerkt durch die Posten einschleichen könne. Ferner befahl ich, daß mit Dunkelwerden die Gewehre der stark belegten Quartiere, nachdem die Mannschaft aufs neue rangirt worden, ordnungsmäßig auf dem Hofe der Gehöfte zusammengesetzt, Lederzeug und Helme daran gehängt, die Tornister vollständig gepackt und die Kochgeschirre aufgeschnallt sein sollten, damit bei einem Alarm jeder Mann nur seine Sachen zu ergreifen resp. umzuhängen brauche.

Waren die Besorgnisse des Fürsten Radziwill begründet, so genügte selbst dies noch nicht. Das Regiment bedarf 1½ Stunden, um konzentrirt zu sein, deshalb mußte ich wissen, wie die kriegerische Lage anzusehen sei. General v. Bonin — — — sieht alles sehr leicht an, nimmt alle Meldungen leicht und läßt infolge dessen die Leute ohne Bescheid und Instruktion, worüber ich schon habe klagen hören, während er mir selbst gesagt, daß er mit Absicht keine Antwort in mehreren Fällen gegeben habe, um zu zeigen, daß er sich aus dem Gemeldeten gar nichts mache und weil er die Meldenden als Schwarzseher gekannt habe. Er hat bisher immer Recht gehabt, er hätte aber vielleicht den Leuten, die er kuriren wollte, dies deutlich aussprechen sollen, um sich keinen Mißdeutungen auszusetzen. — — — —

General v. Bonin meinte, daß er mit der Brigade nicht nach Höjrup zurückgehen möchte, sondern dieselbe nöthigenfalls bei Stoustrup konzentriren werde, daß wir aber ruhig sein, uns keiner unnützen Besorgniß hingeben sondern glauben sollten, daß er uns keiner Niederlage aussetzen werde, daß die Dänen ja auch nicht fliegen könnten, vielmehr so viel Zeit zum Uebersetzen über den breiten Wasserstreifen bei Snoghoi bedürften und daß dort

Infanterie und Artillerie stehe, um ihnen dies zu wehren. Wenn die Dänen auf Kolding gehen wollten, so würde er ihnen in den Rücken nachgehen, aber sie hätten auf Fühnen gar nicht so viel. Ich schloß mich dieser Ansicht an, namentlich daß wir nicht von Hause aus nach Höjrup zurückgehen könnten, weil dies offenbar das 20. Regiment im Stich lassen hieße, welches nördlich Fridericia kantonnirt, ich wäre daher auch der Meinung, daß die Brigade, jetzt 8 Bataillone, 2 Eskadrons und 16 Geschütze stark, sich nur bei Stoustrup konzentriren könne.

Soweit mein Gespräch über dies Thema, wodurch ich mich wenigstens ins Klare gesetzt hatte, daß wir noch einen Krieg haben und diplomatische Verhandlungen so gut wie nicht bestehen. Es versteht sich von selbst, daß ich den Bataillons davon Mittheilung gemacht und sie an das Rendezvous bei Torp für den Fall eines Alarms erinnert habe. Hätte ich über den Kriegszustand irgend einen Zweifel haben können, so würde mich der gegenwärtige Moment enttäuscht haben; es sind nämlich in der Richtung auf Fridericia so eben etwa 20 Kanonenschüsse, wie unsere Ermittelungen ergeben haben, von einem dänischen Kanonenboot anscheinend gegen die aufgezogene deutsche Fahne gethan, es ist aber nicht bemerkt worden, daß von der Festung geantwortet wurde. Nun ist wieder alles still.

Ad 3. Der General v. Wrangel hat angeordnet, daß nur solche Personen zu Belohnungen vorgeschlagen werden sollen, welche von ihren Kameraden als würdig dazu erachtet werden. Das Offizierkorps hat sich indeß zu keiner Wahl verstanden, und ich kann ihm nur beistimmen, weil nach meinen Erfahrungen aus den Jahren 1813/15 ich als Lieutenant nie im Stande gewesen bin, über die Würdigkeit eines meiner Kameraden zu urtheilen, theils weil ich selbst zu beschäftigt, theils mein Gesichtskreis zu beschränkt war. Ich hatte dem Offizierkorps auch ausgesprochen, daß, abgesehen von dem Resultat seiner Wahl, ich mir mein Urtheil und einen demgemäßen Vorschlag vorbehielte. Unter den mir zugekommenen Empfehlungen muß natürlich noch eine Auswahl getroffen werden, denn es sind zu viele, aber es finden sich auch wirklich viel Personen, die einen gerechten Anspruch auf Anerkennung haben, und wenn sie auch nicht alle belohnt werden können, so ist es doch Pflicht, ihre Namen zu ihrer eigenen Ehre und der des Regiments der Nachwelt aufzubewahren. Je mehr ich darin als junger Offizier versäumt habe, desto mehr lasse ich es mir jetzt, wo ich weiß, wie viel Unrecht darin geschieht, angelegen sein, jede rühmliche That zu ermitteln und ihr in irgend einer Weise eine Anerkennung zu verschaffen.

Den 7. Ich lege die bis inkl. heute von den höheren Behörden erlassenen Befehle bei. Es geht daraus unsere Lage am deutlichsten hervor, d. h. es ist Krieg ohne kriegerischen Akt und es werden Uebungen zur Aus- und Fortbildung der Truppen vorgenommen, was mir für das Regiment sehr willkommen ist. Ich habe alle sogenannte Paradedressur untersagt und

den Bataillons die wesentlichsten Punkte, die sie zum Gegenstand der Uebung machen sollen, genannt, damit die Bataillone gleichmäßig vorschreiten. Die Uebungen beginnen mit dem morgenden Tage. — In diesem Moment ist alles ruhig, das heiterste Wetter, die herrlichste Frühlingsvegetation, die lachendste Sonne, und ich sitze in einem komfortablen allerliebsten Landhause, worin ich alles besitze, was ich bedarf, und unumschränkt schalte und walte. Wäret Ihr um mich, was würde dem tiefsten Frieden fehlen? Ich komme von meinem Spazierritt von Snoghoi zurück, wo eine Ueberfahrt nach der Stadt Middelfart auf Fühnen ist. Eine Kompagnie Füsiliere liegt in Snoghoi. Letzteres besteht aus sehr wenigen, ich glaube vier Häusern, die allerliebst, von Gärten umgeben, hart am kleinen Belt liegen und garnicht nach Bauern- oder vielmehr Fischerhäusern, wie sie genannt werden, aussehen. Die Füsiliere standen großentheils am Ufer im bequemen Apellanzuge herum; auch hier auf dem äußersten Vorposten erinnert nichts an den Krieg, wenn nicht eine Batterie, welche die Dänen am Ufer angelegt haben.

Heut morgen war ein dänisches Kanonenboot, wie mir ein Füsilier-Offizier erzählte, auf 20 Schritt vorbeigefahren, so daß die Bemannung von den Füsilieren aus den Häusern hätte todtgeschossen werden können, wenn die Kompagnien nicht den bestimmtesten Befehl gehabt hätten, auf kein Schiff zu feuern. Mir schien dies doch etwas zu weit gegangen, und zu meiner Freude hat der heut eingegangene Brigadebefehl dies auch geändert. Da die Dänen eine Batterie auf Fühnen gegen Snoghoi errichtet haben, so sind sie überzeugt, bis hierher mit ihrem Geschütz zu langen, was auch außer Zweifel zu sein scheint; um so mehr sollten wir Bedacht nehmen, Snoghoi, welches aufs äußerste behauptet werden soll, militärisch einzurichten, d. h. auf die Böden Mist und Wasser zu bringen, außerdem noch nach des Feindes Seite an den Häusern Erdanschüttungen zu machen 2c. Ich habe nichts der Art bemerkt und doch ist Zeit übrig und Menschenkräfte gleichfalls vorhanden, es braucht nur darüber disponirt zu werden. Die Franzosen haben uns auch in diesem Punkte als Lehrmeister gedient, aber wir lassen uns einmal nicht belehren, und namentlich steht hier eine der preußischen Armee von Alters her eingewurzelte Idee entgegen, nämlich, daß sich verschanzen und feige sein ziemlich synonym sind. Unsere ganze Ambition besteht darin, uns im Freien wacker zu schlagen, ohne zu bedenken, daß wir dies beibehalten und doch dem Feinde mehr Schwierigkeiten in den Weg legen könnten.

Von Snoghoi ritten wir (ich war nämlich von mehreren Offizieren begleitet) an dem überall hübschen Strande über Fridericia nach Hause. Es ließ sich ein dänisches Kanonenboot sehen, und ich glaubte schon, es würde uns ein paar Kugeln nachschicken, aber es konnte wohl nicht in unsern Bereich kommen; am Morgen hatte man auf drei Stabsoffiziere, die in voller Uniform am Ufer Steine gesucht hatten, geschossen.

Den 8. Mai. Ich bin um 6 Uhr aufgestanden und machte mich eben

zurecht, um das Exerziren meiner Bataillone von ferne mit anzusehen, als plötzlich Kanonendonner ertönte und zwar auf der ganzen Linie von Snoghoi bis Fridericia. Ich zählte 237 Schuß, und da bis dahin kein Befehl einging, stieg ich zu Pferde und ritt auf dem nächsten Wege nach dem Strand, etwa in die Mitte jener beiden Orte. Da sah ich nun, daß es auf eine Landung der Dänen, die erst vermuthet werden konnte und die nach dem starken Kanonenfeuer vermuthet werden mußte, nicht abgesehen sei, sondern bloß auf eine Kanonade. Ein dänisches Dampfschiff und sechs Kanonenboote davor hatten nämlich Position gegen die Zitadelle von Fridericia genommen, von welcher herab die Tricolore wehte, die den Dänen sehr verhaßt ist, und von diesen Schiffen wurde nun nach Herzenslust kanonirt. Wir antworteten von der Zitadelle und von Erritsö bei Snoghoi, wo die Dänen unsere Artillerie nicht vermuthet hatten, da sie bisher dort nicht gestanden. Es war ein herrlicher Anblick, man bekam wenigstens einen kleinen Begriff von einer Seeschlacht. Es sind gewiß über 500 Kanonenschuß gethan, man feuerte von 8 bis 12 Uhr mittags. Das Resultat war, daß die Dänen in Fridericia, d. h. in ihrem Eigenthum, an den Häusern viel Schaden anrichteten, ein paar Einwohner tödteten, in der Zitadelle ein Magazin in Brand steckten, uns aber keinen Mann tödteten, nur, wie man sagt, einen Artilleristen beschädigten. Wir dagegen haben dem Dampfschiff einige Kugeln in den Rumpf geschickt, sein eines Triebrad stark beschädigt, und ein Kanonenboot sah ich selbst abfahren, weil es wahrscheinlich sehr beschädigt war, endlich wurde auch noch von uns das Dorf Strüb auf Fühnen in Brand gesteckt; kurz, es ist gesengt auf beiden Seiten so viel man konnte, aber nicht wir, sondern die Dänen, deren Eigenthum davon berührt wurde, haben die Zeche bezahlt. Da ich den Kampf vollständig hatte übersehen können, so ließ ich vom Regiment nicht einen Mann ausrücken; nur meine Schwarzburg-Rudolstädter Scharfschützen, die unter dem ihnen zugetheilten Lieutenant v. Luck eben eine Felddienstübung machten, trieb die Kampflust an den Strand, aber sie konnten die Schiffe mit ihren Büchsen nicht erreichen; dagegen verbreiteten sie durch ihr Auftreten bei einer Ziegelei, bei welcher ich gleichzeitig mit ihnen ankam, unter den Bewohnern dermaßen Furcht und Schrecken, daß eine junge hübsche Frau mir entgegenstürzte und unter Thränen und Zittern mich bat, sie vor dem Freikorps zu schützen, die hier im Lande allgemein gefürchtet sind, weil sie sich freilich wenig an die Kriegsgesetze halten. Es gelang mir indeß bald, die hübsche Weinende zu trösten, indem ich ritterlich eine Weile bei ihr blieb. Für den erreichten Zweck war die von den Dänen angefangene Kanonade eigentlich ein zu großer Luxus und fast eine Bravade. Sie konnten sich leicht einbilden, zur See hier die Herren spielen und uns chikaniren zu wollen; ich fand es daher sehr angemessen, als ich eben beim Mittagessen sitzend durch den Lieutenant v. Treskow, den Adjutanten des General v. Bonin, den Befehl erhielt, sowie nachmittag der erste Kanonenschuß fiele,

mit dem 2. Bataillon nach Erritsö zu rücken, man wolle sich gegen die Dänen revanchiren und Middelfart auf Fühnen in Brand stecken. Vorausgesetzt, daß die Dänen ihre Kräfte beisammen hatten, so konnten sie wohl auf die Idee kommen, unser Unternehmen durch eine Landung zu stören, wozu ihnen ihre vielen Schiffe immer das Mittel bieten. Darauf war auch wohl der Marsch unseres 2. Bataillons berechnet, welches mit dem in Erritsö und Snoghoi stehenden Füsilier-Bataillon zunächst auch ausgereicht haben würde, sich einer Landung zu widersetzen. Dennoch ging ich einen Schritt weiter und ließ mein 1. Bataillon die kleine Promenade bis Stoustrup machen und sich dort für alle Eventualitäten aufstellen; es war mir sehr gleichgültig, ob es gebraucht werden würde oder nicht, für alle Fälle hatte es einmal Gelegenheit sich schleunigst und gerade nicht ohne Grund zu konzentriren und lernte seine Stelle kennen, wo es sich künftig immer einzufinden haben würde. Die Luft ging heut etwas stärker und zwar vom Lande nach der See, hätten wir nicht gewußt, daß heut nachmittag eine Unternehmung stattfinden sollte, würden wir schwerlich die kaum hörbaren Kanonenschüsse beachtet haben. Daß solche Verhältnisse eintreten können, ist auch keine neue Erfahrung, und dennoch thut man so wenig zu ihrer Beseitigung. Erst heut hat man die Hauptlinien von Fridericia nach Kolding beritten, um die Punkte zu bezeichnen, auf welchen Fanale aufgestellt werden sollen, aber sollte man es glauben, diese können erst in drei Tagen errichtet sein, d. h. am 11., und warum? weil die zu errichtenden Bäume drei Tage zum Austrocknen bedürfen um, wenn sie mit Stroh umwunden sind und dieses angezündet wird, zu brennen! Warum man nun nicht Fanale mit Theertonnen an der Spitze anwenden und ihre Errichtung binnen weniger Stunden den Truppen aufgeben will, welche an dieser Linie kantonniren und damit jedenfalls zu Stande kommen würden, wenn man ihnen einfach gestattet, die Materialien gleich anderen Bedürfnissen von der Kommune zu requiriren, statt daß sie jetzt von der in Kolding stationirten Intendantur, also vom entferntesten Punkt, geliefert werden sollen, dies alles geht über mein Begriffsvermögen.

Wir hätten in dieser Beziehung von den Dänen lernen können, die vor unserm Herkommen bei der Kirche von Tavlow Nebel, einer weit und breit sichtbaren Erhebung, ein sehr zweckmäßiges Fanal errichtet hatten, was ich auf Befehl jetzt habe zerstören müssen, während, wenn man den Entschluß, auf diesem Punkt selbst ein Fanal zu errichten, früher faßte, das vorgefundene sehr gut hätte benutzen können.

Doch ich gehe zu der Nachmittags-Expedition über. Das Resultat ist mit kurzen Worten gewesen, daß wir Middelfart an zwei oder drei Punkten in Brand gesteckt haben, die Dänen wenig darauf gefaßt gewesen zu sein scheinen, denn sie haben nur mit wenigen Schuß und ohne Erfolg geantwortet. Die Truppen sind mit diesem „guten Abend" wieder in ihre Kantonnements zurückgekehrt, wo man sich schon recht gefreut hatte, uns los zu sein. Auf

unsere Frage, ob sie sich recht gefreut hätten, daß wir wiedergekommen seien, bekamen wir zur Antwort: o, nein, gar nicht!

Den 9. Mai. Heute ist wieder alles still, immer das herrlichste Wetter. Bei Middelfart verschanzten sich die Dänen, das ist alles, was bis jetzt neues ist. Ich schließe daher meinen Bericht, indem ich nur noch das kurze Kabinetsschreiben hinzufüge, welches der König unter dem 25. d. M. an den General v. Wrangel gerichtet hat:

Mein lieber General v. Wrangel!

Ich sage Ihnen Meinen herzlichsten Glückwunsch zum ehrenvollen Treffen bei Schleswig und ebenso den braven Truppen, die den preußischen Heldennamen und Ruf aufs neue bewährt haben. Ich sehe mit Besorgniß der Liste der gefallenen Offiziere und Soldaten entgegen. Gott gebe dem Kampfe ein baldiges Ende, so ehrenvoll, wie sein Anfang gewesen.

gez. Friedrich Wilhelm.

Gestern hat der General v. Wrangel ein Schreiben durch einen Parlamentär über Middelfart an den dänischen General v. Hedemann geschickt, über den Inhalt ist nichts bekannt. Ueberhaupt erfährt man jetzt viel weniger aus den höheren Regionen, doch scheint man mehr Ernst zeigen zu wollen, namentlich giebt man auf die vagirenden Leute mehr Acht. Gestern wurde ein Jude, namens Cohn, hier als des Spionirens verdächtig arretirt und nach Fridericia geschickt, ich gab ihm den tröstlichen Bescheid mit auf den Weg, er würde dort aufgehängt werden; auch ein verkleideter dänischer Kapitän ist angehalten, eine verdächtige Bauernstafette ferner habe ich per Unteroffizier nach Fridericia befördert. Dagegen ist es dem 20. Regiment nicht geglückt, eines Menschen habhaft zu werden, welcher eine Brandstiftung im Kantonnement versucht hat, vielleicht um dies den preußischen Truppen in die Schuhe zu schieben.

K. Q. Stoustrup bei Fridericia, den 14. Mai 1848.

Die vollkommene Ruhe, ohne daß Frieden ist, fängt an wie eine Gewitterschwüle auf den der Besorgniß zugänglichen Gemüthern zu lasten. Demgemäß tauchen denn auch allerlei Gerüchte und Ideen auf. So wollen Einige wissen, die Schweden würden Ende dieses Monats mit 18 000 Mann zu Gunsten Dänemarks in Jütland landen. Dem entsprechend sei die Absicht der Dänen, von Fühnen nach Jütland überzusetzen und namentlich bei Aarhuus zu landen. Einer und der Andere behauptet auch, sie seien schon jetzt auf Fühnen nur schwach, ebenso sei Alsen fast ganz von ihnen geräumt. Andere dagegen wollen bei der Kanonade am 8. Mai in allen Ortschaften zunächst dem Strande von Fühnen gegen Jütland Signale gehört haben, was auf dort vorhandene Truppen schließen ließe. Was hiervon wahr oder nicht, muß dahin gestellt bleiben. Gewiß nur ist, daß die Dänen

den Brückenkopf bei Sonderburg auf Alsen zerstört, also wahrscheinlich eine Offensive von dort aus aufgegeben haben. Es soll ebenso gewiß sein, daß sie nur wenig Truppen auf Alsen besitzen; da wir aber keine Schiffe zum Uebersetzen nach Alsen haben, so sitzen jene in Abrahams Schooß. Gestern meinte Jemand, die Schweden würden uns von vorne und die Dänen, welche von Fühnen zu uns herüber kommen würden, in der Flanke angreifen. Solche Möglichkeiten sind denkbar, habe ich entgegnet, aber darum nicht gefährlich, wir haben dann immer noch den Vortheil, daß wir zwischen beiden Theilen stehen und erst den einen und dann den anderen abklopfen können. Zu so etwas muß man freilich fest entschlossen und dem Gedanken an eine retrograde Bewegung unzugänglich sein, allein es ist nicht zu verkennen, daß schon Manche in Gedanken einen Fuß rückwärts gesetzt haben und bereitwillig den andern folgen lassen würden, weil sie zu leicht schwarz sehen.

Es wäre daher recht gut, wenn man an dem, was die Diplomatie jetzt thut — und ich hoffe, daß sie nicht schläft — wenigstens das Unschädliche bekannt machte, um das Vertrauen zu der Einsicht und Vorsorge auf höchster Stelle zu erhalten. Dem Phantom einer uns feindlichen Landung der Schweden steht eine Nachricht entgegen, welche ein Offizier des Regiments (Lieutenant v. Luck) von dem ihm befreundeten schwedischen Generalkonsul in Stralsund erhalten hat, wonach Schweden sich der jetzigen Beeinträchtigung des Handels durch die Dänen mit seiner Flotte entgegensetzen wolle. Offiziell ist auch, daß Englands Vermittelung vom deutschen Bunde und nach einer Zeitungsnachricht auch von Dänemark angenommen worden ist, daß ferner die Dänen vor Swinemünde zwei englische Schiffe feindlich behandelt haben. Alles dies möchte ihre Aktien wohl etwas herunterdrücken und läßt kaum eine nahe Wiederaufnahme der Feindseligkeiten erwarten.

Dennoch sind wir wachsam. Zu meiner Freude habe ich gehört, daß bei dem Bade Heringsdorf bei Swinemünde ein mit 10 Mann zum Rekognoszinen naseweis gelandeter dänischer Offizier mit seiner Mannschaft von der pommerschen Landwehr, die keinen Spaß zu verstehen scheint, aufgefangen ist. Hier sind die Herren Dänen nach der Kanonade vom 8. und der Nachmittags-Lektion ziemlich zahm geworden, sie haben dazu aber auch alle Ursache, denn sie haben nichts effektuirt und nur sich selbst geschadet. Die Niederbrennung des Arsenals und Magazins in der Zitadelle von Fridericia wird auf 40 000 Thaler abgeschätzt, dazu die Beschädigung von Häusern, der von uns verursachte Brand in Strüb und Middelfart und die wenn auch nicht bedeutenden Havarien der Flotte, so mag ein hübsches Sümmchen dänischer Verlust zusammenkommen. Der Hauptgewinnst ist aber, daß ihr Uebermuth etwas herabgestimmt worden ist und sie gesehen haben, daß wir sie nicht fürchten und trotz unserer leichten Geschütze doch zu erreichen wissen. Die Dänen haben seitdem an ihrem Strande — ob infolge der erhaltenen Lektion oder als defensive Maßregel, muß dahingestellt bleiben — 5 Batterien errichtet.

General v. Bonin sagte mir, daß es seine Absicht gewesen wäre, dies nicht zu dulden, daß ihm aber jeder Angriff untersagt worden sei, es scheint also in dieser Region sehr an Uebereinstimmung zu fehlen. Unsererseits sind wir auch nicht unthätig gewesen. General v. Bonin sagte mir, er habe eine holsteinische Batterie von 6 Geschützen requirirt, ich weiß aber nicht und habe auch nicht gehört, daß sie seitdem angekommen ist. Dagegen ist es einem Offizier unserer Artillerie von der Batterie des Hauptmann v. Decker gelungen, bereits einen der von den Dänen vergrabenen 18pfünder, von welchem die Schildzapfen abgeschlagen waren, wieder schußfähig zu machen. Er hat nämlich die Schildzapfen an einen starken eisernen Reifen legen und diesen um das Rohr schmieden und durch andere Reifen noch befestigen lassen. In dieser Weise will man, wenn Zeit bleibt, überhaupt 6 schwere Geschütze in Stand setzen, und da man auch die erforderliche Granatmunition vorgefunden hat, so wäre es recht hübsch, wenn die Dänen Gelegenheit geben, ihnen mit ihren eigenen Geschützen aufwarten zu können, etwas überrascht würden sie dadurch wohl werden. Nächstdem will man von Rendsburg noch einige Stücke schweren Geschützes, die dort liegen, heranziehen, und zwar alles dies auf Bonins Betrieb, der die Tugend besitzt, den Rückwärtsbestrebungen eine angemessene Zähigkeit entgegenzustellen. — — — —

Als fernere Arbeiten in Fridericia muß ich noch nennen, daß man jetzt beschäftigt ist, die Wälle der Zitadelle, also die Werke gegen die Stadt, abzutragen, damit, wenn die Dänen sich ja der Zitadelle bemächtigen sollten, sie darin gegen die Stadt nicht gesichert sind. Ferner wird man eine dort befindliche Eisengießerei, deren Besitzer und Arbeiter aber entflohen sind, in Betrieb setzen, um Eisenmunition zu gießen. Zu den Arbeiten in der Zitadelle werden täglich 100 Soldaten verwandt, weil die früher dazu herangezogenen städtischen Arbeiter es als einen zu großen Hohn erklärt haben, daß sie die Mittel zu unserer Vertheidigung gegen ihre Landsleute schaffen sollten. Sie sind mit ihrer Vorstellung beim General Wrangel durchgedrungen, was ich nicht begreife, da im Kriege stets in solcher Weise verfahren wird. Oberst Fidler, welcher Kommandant von Fridericia ist, hat infolge dessen beantragt, daß die Stadt wenigstens jedem arbeitenden Soldaten täglich 5 Schillinge = 3 Sgr. 9 Pf. zahlen solle, damit ihr der Krieg doch etwas fühlbar würde; ob dies genehmigt, ist noch nicht bekannt.

Nach der Kanonade vom 8. ließen sich die Herren Dänen bereit finden, Briefe der hiesigen Bewohner an ihre Verwandten in Fühnen, die ihnen mittels Parlamentär zugeschickt wurden, anzunehmen; seit dem 12. aber haben sie diese Verbindung wieder gänzlich abgebrochen, vielleicht weil man sich in jenen Briefen über das nutzlose Beschießen der Stadt und den dadurch angerichteten Schaden beschwert und andererseits das Betragen der Preußen gelobt hatte; vielleicht haben sie auch wieder feindliche Gesinnungen, wenigstens ist ein Dampfschiff in der Nacht vom 11. zum 12., jedoch sehr fern der

Zitadelle, so nahe als möglich am Strande von Fühnen nach dem Kattegat gesegelt, und General v. Bonin sagt, man glaubt, daß es Segelschiffe heranholen solle.

Bei dieser Gelegenheit konnte er nicht genug das Verhalten des Artillerie-Unteroffiziers Blankenburg rühmen, der mit 1 Kanone und 1 Haubitze im Seebastion der Zitadelle am 8. dem überlegenen Angriff mit der größten Kontenance Stand gehalten, und obgleich Kugeln vom schwersten Kaliber um und neben ihm einschlugen, nahe hinter ihm das Arsenal brannte und das bombenfeste Pulvermagazin, welches von 2 schweren Bomben durchschlagen und dadurch die darin befindlichen 2 Zentner Pulver entzündet, auseinandergedrängt wurde, nicht an ein Zurückweichen dachte. Dies bestätigt wieder, daß unsere Truppen brav sind, und es thut einem darum um so mehr leid, wenn sie nicht auch in anderer Hinsicht untadelig dastehen.

Im allgemeinen läßt sich wohl nichts gegen die Führung sagen, im Gegentheil, wenn man auf die geringe Zahl Ausschreitungen sieht, so muß man die Führung loben. Dennoch ist Wachsamkeit nothwendig, daß sich die Bande der Disziplin nicht allein nicht lösen sondern fester schürzen, namentlich ist zu überwachen, daß sich unsere Leute keine Erpressungen und Plünderungen erlauben. In dieser Beziehung aber sollen in Fridericia Ausschreitungen vorgekommen sein, auch sah ich gestern zwei Leute des ? Regiments als Arrestanten dahin abliefern und ich selbst habe zwei Leute vom ? Regiment wegen einer sich erlaubten Plünderung dorthin abgeliefert. Es zeigt sich, daß Exempel zu statuiren sind, und ich habe dem Regiment erklärt, daß ich darin ohne Nachsicht handeln würde, möge die That groß oder klein sein, und ich bin um so mehr entschlossen dies zu halten, da ich schon früher kleine Exzesse, wenigstens in Spuren, so namentlich Diebstähle von Hühnern und Enten, durch die vorgefundenen Federn entdeckt habe. Diese Handhabung der Ordnung ist auch eine defensive Maßregel und hier um so nöthiger, da uns vollständig bekannt ist, namentlich durch die Beschlagnahme aller darauf bezüglichen Papiere bei dem Hardesvogt (Landrath) in Fridericia, daß die Jüten zu einer Volksbewaffnung früher organisirt worden sind.

Am 28. März nämlich hatte der König von Dänemark erklärt: Da er sähe, daß sein Volk seine (des Königs) Interessen höher stelle als seine eigenen, so erlaube er ihm sich zu bewaffnen und fordere es auf, sich zu versammeln und in den Waffen zu üben. Nach dieser Erlaubniß hat denn im Amt Veile ein verabschiedeter Major v. Mecklenburg die Landesbewaffnung geleitet, und es sind dazu ca. 600 eigene Gewehre der Eingesessenen und aus dem Zeughause 267 Piken, 100 Karabiner, Pistolen und eine Anzahl Säbel verwandt, sowie auch die erforderliche Munition ausgegeben. Jetzt nun ist die Rücklieferung dieser Waffen vom General v. Wrangel befohlen und es scheint wohl, daß man damit etwas zurückhält. Uebrigens war die Bevölkerung vom 18. bis 45. Jahre aufgeboten und seit dem 1. April auch

in Thätigkeit; kurz vor unserm Ueberschreiten der jütischen Grenze aber haben die dänischen Behörden der Bevölkerung befohlen, der Uebermacht gehorsam sich zu unterwerfen und die Waffen zurückzuliefern, was aber jedenfalls nur theilweise zur Ausführung gekommen ist.

Bei unserm Einrücken fand sich, wie ich schon glaube beschrieben zu haben, bei Tavlow Kirche noch eins der Fanale vor, welche zur Alarmirung der Landbevölkerung errichtet waren, deren es in dem Amt Veile drei gab, — — — — — Unsere Fanale auf der Linie Kolding-Fridericia stehen nun auch und zwar eins bei Kolding, ein zweites bei Tavlow Kirche, das dritte bei Stoustrup und ein viertes bei Fridericia. Das bei meinem Kantonnement Stoustrup wurde in der Nacht vom 10. zum 11. gesetzt, wo man also nichts sehen konnte, mußte nun am andern Tage, weil das Fanal bei Tavlow Kirche nicht zu sehen war, umgesetzt werden und ist nun zum dritten Mal verändert, weil das Fanal bei Tavlow inzwischen versetzt worden ist. Das sind Kleinigkeiten, aber doch auch nicht hübsch, besonders wenn man sich drei und mehr Tage Zeit nimmt. Bei dieser Gelegenheit will ich zur Notiz für Andere einer guten Idee Erwähnung thun, die der Offizier, der das Fanal in Stoustrup gesetzt, in Ausführung gebracht hat, damit der Posten in der Nacht sich nicht irren kann, ob eins der Nachbarfanale wirklich brennt oder etwa ein anderer Gegenstand; er hat nämlich das Alignement an dem Fanal Stoustrup nach Fanal Tavlow Kirche und Fridericia jedesmal durch drei Stangen, jede von der anderen etwa 20 Schritt entfernt, bezeichnet, was mir sehr nachahmungswerth scheint.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die neuesten Befehle scheinen dahin zu lauten, daß man dem Lande den Krieg etwas fühlbarer machen will; es heißt, daß 700 Pferde und eine wahrscheinlich nicht kleine Anzahl Bekleidungsgegenstände requirirt werden sollen. Abschrift der Befehle seit meinem letzten Bericht bis heute füge ich das nächste Mal bei.

K. Q. Stoustrup, den 14. Mai 1848.

Ich schreibe noch immer aus meinem alten Kantonnement; es hat sich nichts weiter geändert, als daß mein 1. Bataillon Quartiere am kleinen Belt gegenüber Middelfart bezogen hat. Die darüber erlassenen Befehle und überhaupt die Befehle bis heute füge ich in Abschrift bei. Außerdem aber noch einen Brief unseres verehrten Prinzen von Preußen.*) Ferner

*) Da dieser Brief unseres Kaisers wenig bekannt sein dürfte, folgt er hier in Abschrift:

„Sie können sich denken, mein lieber General, mit welcher Freude, mit welchem Interesse ich die Nachrichten empfangen habe über die am 23. April und folgende Tage stattgehabten Gefechte bei Schleswig und Flensburg. Die mir vorliegenden Berichte legen ein rühmliches Zeugniß ab für die Tapferkeit und für die Ausdauer der Truppen, welche in jenen Tagen für Deutschlands Ehre unter Ihrer Führung siegreich fochten. Den Er-

zum Beweise, daß die bisher Todten lebendig werden, ein Schreiben der deutschen Bundesversammlung und eine nette Korrespondenz zwischen General v. Wrangel und einem Befehlshaber der dänischen Marine, die Kanonade am 8. betreffend.*) Ueber diese bemerke ich berichtigend, daß an diesem Tage einschließlich der Nachmittags-Expedition auf Middelfart in Summa wohl 1000 Kanonenschuß gefallen sind, von preußischer Seite allein 400 und einige 60. Da von unserer Seite die Waffenehre eine Antwort auf die kecke Herausforderung nöthig machte, so konnte nicht gespart werden. Die Dänen haben aber auch auf einen kleinen Zweck und noch kleineres Resultat zu viel Mittel verwandt. Seitdem ist, wie ich schon berichtet habe, volle Ruhe und drückende Stille. Gestern wurden auf Fühnen drei Kanonenschüsse gehört; der Grund ist unbekannt.

Aus der Politik ist hier bekannt, daß die Schweden defensiv, jedoch im Interesse Dänemarks verfahren, d. h. die Inseln Seeland, Fühnen 2c. besetzen wollen, wodurch die dänische Armee allerdings flügge werden könnte, wenn ihr nämlich die Flügel schon wieder gewachsen sind; außerdem würde uns das Vorhandensein der Schweden in unserer Nähe doch auch etwas schwächen, da solche Nachbaren nicht unbeachtet bleiben können. Mögen die Schweden sich auch auf Fühnen festsetzen, die Dänen in Nord-Jütland landen, ich sehe immer noch kein Unglück, sondern nur die Nothwendigkeit für unsere Armee, sich zu konzentriren ohne weiteres Besinnen den Dänen auf den Hals zu gehen und ihnen womöglich eine neue Lektion zu geben. Sind w r dazu nicht geschickt genug, dann könnten wir freilich die Schattenseiten des

---

wartungen, welche ich stets von dem bewährten Geiste unseres preußischen Heeres gehegt, haben die bei Schleswig fechtenden Truppen vollständig entsprochen. Ich bin stolz darauf, die Mehrzahl derselben in zwei verschiedenen Armeekorps während einer Reihe von Jahren befehligt zu haben! Schon aus diesem Grunde ersuche ich Sie, den Offizieren und Soldaten der unter Ihrem Befehl stehenden Truppen, meine ganze Theilnahme, meine Achtung und meinen Glückwunsch zu dem glorreich erfochtenen Siege aussprechen zu wollen.

Ihnen aber, mein lieber General, wünsche ich nicht nur Glück zu diesem Siege, den unsere Waffen Ihrer umsichtsvollen Führung verdanken, sondern auch dazu, daß es Ihnen vergönnt gewesen ist, der Welt zu zeigen, daß trotz eines 33jährigen Friedens die preußische Armee sich auf einer Stufe der schlagfertigen Ausbildung befindet, die den schönsten Beweis für die Zweckmäßigkeit unserer Kriegsverfassung liefert!

Siege werden nicht ohne Opfer erkauft, und mit Schmerz sehe ich auf die Letzteren, die das Verhängniß forderte! Sie fielen und bluteten auf Aufruf ihres Königs für die Ehre Deutschlands und den Ruhm der preußischen Waffen. Dies sei ihr Lohn!

London, den 2. Mai 1848.

Ihr
sehr geneigter
gez. Prinz von Preußen.

Sr. Exzellenz
dem General der Kavallerie v. Wrangel."

*) Mit dem dänischen Flottenkapitän Sten-Bille. Vergl. Beiheft zum Militär-Wochenblatt pro 1877. VII. Heft. S. 380—81.

Krieges auch etwas kennen lernen, was für unsere Erfahrung ganz dienlich, wenn auch nicht wünschenswerth wäre. Die Schweden würden in diesem Falle uns gewiß einen Besuch in Schleswig machen, um zu erfahren, wie wir uns benehmen, wenn man uns von vorn und hinten betrachtet und befühlt. So lange dagegen das Glück mit unsern Fahnen ist, glaube ich nicht, daß sie es stören werden.

Bei alledem ist es aber doch nicht gut, daß, wie man sagt, wir keine Verstärkung zu erwarten haben, es sei denn, daß Preußen noch Soldaten aus der Erde stampft. Der deutsche Bundestag, der sich jetzt besonders mausig macht, soll zwar dem General v. Wrangel freie Disposition zur Heranziehung des X. Bundeskorps gegeben haben, allein seine Befehle scheinen noch die alte Geltung, d. h. keine, zu haben. Hannover soll nämlich erklärt haben, keine Truppen weiter geben zu können, da es Unruhen im eigenen Lande habe. Mir erscheint dieser Grund sehr vollgültig, denn ich bin der Meinung, man muß erst in seinem Hause Ordnung haben, ehe man einem Andern Ordnung lehren kann.

Mit solchen Ansichten macht man sich die Freiheitsmänner, die dadurch in ihrem Treiben allerdings gestört werden, nicht zu Freunden und muß ihrer Segnungen, die mir nun freilich auch sehr entbehrlich erscheinen, entbehren, aber man bleibt Herr in seinem Hause, was ich recht hoch anschlage. In unserm Vaterlande ist man anderer Ansicht; um Berlin, diesem Heerde des Aufruhrs, ist schon fast kein Militär, und auch dies möchte, was ich von seiner Seite verzeihlich finde, fort, was ich aber nicht verzeihlich von anderer Seite fände, wenn es geschähe. Die Aufrührer müssen es wünschen, und wenn sie es erreichen, dann können sie uns mit Recht auslachen. Ich verlange recht nach Nachrichten von Berlin. Fürst Radziwill hatte deren in der Art, daß vom 14. zum 15. ein Hauptschlag geschehen solle, und immer diese nichtswürdigen Demonstrationen gegen unsern besten Prinzen, das ist allein schon genügend, zu erkennen, was die Aufrührer bezwecken. Wer das Edle und Hohe schmäht, kann nur Gemeines und Niedriges wollen.

Doch ich will ja nicht gegen unsere heimatlichen Zustände deklamiren sondern von hier berichten, ich werde daher thun, was der Fürst Radziwill, der mir vorgestern einen Besuch machte, mir rieth, nämlich Zuckerwasser trinken.*) — — —

Ich komme nun auf meinen gestrigen Besuch in Kolding. General v. Wrangel hatte mich per Parolbefehl zu sich zitirt und ich war daher sehr gespannt, was er von mir wolle. Um 11 Uhr traf ich in Kolding ein, und nachdem ich freundlich willkommen geheißen worden, ging der General

---

*) Es folgt hier eine lange Unterhaltung über die Zeitverhältnisse, die sich zur Mittheilung nicht eignet, in der eben beide Herren sehr aneinander geriethen, so daß der Fürst schließlich Zuckerwasser als niederschlagendes Mittel empfahl.

auf den vorhabenden Zweck, nämlich meine Belohnungsvorschläge für das Gefecht von Schleswig ein. Er fragte mich lang und breit aus, wie ich dabei verfahren und ob ich vollkommen über alles orientirt sei. Er fand mich aber überall wohlgesattelt, so daß er wohl die Ueberzeugung erlangte, daß ich ebenso unparteiisch, als gewissenhaft und gerecht verfahren sei. Er war daher sehr mit mir einverstanden, nur hatte ich für das Regiment nach seiner Meinung zu wenig beansprucht. Wie ich nachher von General v. Stockhausen erfuhr, will er das 2. Regiment durchaus mehr protegiren, findet die Eingaben der anderen Truppen viel zu viel, die des Regiments zu beschränkt. General v. Wrangel sagte zu mir, er habe das Regiment zu Anfang und gegen das Ende des Gefechts gesehen; er wisse, was es gethan, es habe auch am Meisten verloren. Ich entgegnete, daß ich alles dies gewissenhaft erwogen, aber geglaubt hätte, nur diejenigen Personen vorschlagen zu können, welche sich durch eine besondere That ausgezeichnet hätten und nicht Jeden, den die Kameraden ohne Nennung einer solchen als zur Belohnung geeignet bezeichnet hätten. Ich hätte indeß, eben in Erwägung, daß das Regiment am meisten verloren, und weil es mir am Herzen gelegen habe, ihm gerecht zu werden, noch der Brigade besonders geschrieben, daß, wenn eine andere Truppe nicht nach meinem dargelegten Prinzip verfahren sei, sondern ausgedehntere Vorschläge gemacht habe, und dies höheren Orts genehmigt sein sollte, ich um die Erlaubniß bitten müsse, meine Eingabe noch vervollständigen zu dürfen. „Und was hat Ihnen die Brigade darauf geantwortet?" fragte der General. „Nichts" entgegnete ich, „dagegen hat sie, wie ich jetzt sehe, meine Eingabe befördert." „So", sagte der General, und dann sprach er sich dahin noch aus, ich möchte alle Leute, die mir vorgeschlagen seien, ihm direkt einreichen, man müsse dem Könige überlassen, was und wen er davon berücksichtigen wolle. Auch auf die Offiziere ging er ein, fragte, ob ich denn Jeden gesehen hätte, und ob es mir nicht leid thun würde, wenn Einer, der es verdiene, nicht berücksichtigt würde. „Allerdings", entgegnete ich, „ich habe zwar nicht Alle, aber die Meisten gesehen," und daß ich auch auf Andere, die ich begründet empfohlen erachtet, Rücksicht genommen, zeige mein Vorschlag, aber ich hätte keinen vorschlagen wollen, der nicht in besonderer Weise es verdient, denn wegen sonst guten Verhaltens könne ich ihm noch ein ganzes Theil nennen. Nachdem sich der General noch nach den Stabsoffizieren erkundigt, bezeichnete er selbst, wen ich ihm noch eingeben möge, und dann wurde ich zu Tisch eingeladen, indem er sagte: „Ich esse um 3 Uhr, wollen Sie bei mir essen, so soll es mir lieb sein, oder wollen Sie es ein ander Mal, so sind Sie mir jederzeit willkommen!" Ich nahm es für heute an und empfahl mich. Da sagte der General noch: „Ich habe mich gefreut, Sie gesehen zu haben, Sie haben sich Achtung erworben, man liebt Sie," und darauf reichte er mir die Hand und küßte mich. Du siehst

hieraus, wie ich mit meinem Oberfeldherrn stehe und zwar auf ehrlichem Wege. Es ist dies ein Pflaster auf die Wunde, die die neuen Beförderungen mir durch Hervorziehen des Flügeladjutanten v. Bonin*) und des weit hinter mir gestandenen Major Fischer, der ins Kriegsministerium gekommen, abermals geschlagen haben. Und das, während man mir im Kriege ein Regiment anvertraut. Da werde der Teufel klug daraus.

Heut nachmittag wurde mir von einer meiner Kompagnien ein ehemaliger Musketier des Regiments zugeschickt, welcher im Jahre 1837 entlassen, 1846 nach Dänemark ausgewandert, seitdem die Schuhmacherprofession in Randers in Jütland getrieben, als Deutscher am 5. Mai c. dort arretirt und von dem abziehenden dänischen Dragoner-Regiment nach Fühnen transportirt, dann aber durch Fühnen über Kopenhagen, die Insel Malmö (zu Schweden gehörig), nach Lübeck gebracht war, von wo er laut seines Passes nach seiner Vaterstadt Greifswald in Pommern reisen sollte. Er hatte dabei Notizen über Stärke und Zwecke der Dänen und Schweden zu sammeln Gelegenheit gehabt und war nun, statt nach Greifswald, hierher gekommen, theils um beim Regiment wieder einzutreten, theils um die Nachrichten zu bringen. Nach ihm haben die Dänen ihre Reserven vom Jahre 1830 ab eingezogen und eine Armee von ca. 40 000 Mann zusammen, die in Fühnen, Seeland 2c. stehen und fleißig exerziren. Nächstdem hat ihm in Malmö ein schwedischer Major, der ihn für einen Dänen gehalten, gesagt, es sei bestimmt, daß die Schweden, 20 000 Mann stark, den 20. d. M. in Aalborg in Jütland landen würden, dorthin wolle man die Preußen ziehen, um den Dänen Gelegenheit zu geben, hinter ihnen von Fühnen zu landen. Auf Jütland soll demnach die Entscheidung erstrebt werden, und wenn wir Preußen geschlagen würden, so sollen die Bürger der Städte, denen man ihre Waffen gelassen, uns die Wege verlegen! Hiernach also will man uns ernstlich zu Leibe, indeß der Brei wird nicht so warm gegessen als gerührt; deshalb wollen wir uns einstweilen keine Sorgen machen, sondern Gott vertrauen wie bisher, der es mit uns bis jetzt immer noch besser gemacht hat, als wir verdient haben. Einstweilen wollen wir einen kleinen Regreß an Jütland nehmen wegen der Schikanen der Dänen. Jütland soll 2½ Million preußische Thaler zahlen; wer aber die guten Leute hier kennt, sagt sich im voraus, daß sie freiwillig nicht einen Heller geben werden, wir werden es also auf dem Zwangswege beitreiben, wenn man uns Zeit dazu läßt. Wenn irgend Jemand noch daran gezweifelt hätte, daß die Landbevölkerung einen großen Theil ihrer werthvollen Sachen vergraben hat, so würde er sich vom Gegentheil schon hinreichend durch das, was man, ohne zu suchen, an Sachen und Geld gefunden, haben überzeugen können. — — — — — — — — —

*) 1866 Kommandirender General des I. Armeekorps.

Wenn die Dänen in der Ausbildung ihrer Leute fleißig sind, so thun auch wir, was möglich. Ich habe vor 2 Tagen die Bataillons vor mir exerziren und darauf ein kleines Manöver folgen lassen, weil ich weder beim Exerziren Energie, noch Verständniß im Manövriren durch Worte und Andeutungen hineinbringen konnte. Ich habe ihnen daher eine kleine Andeutung von dem, was ich fordern muß, praktisch gemacht. Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich sagen, ich sei zufrieden gestellt, es fehlt in beiden Richtungen noch viel, ja sehr viel, aber zum Erzwingen ist jetzt durchaus nicht die Zeit, auch muß ich mich daran gewöhnen, jetzt noch einen andern Maßstab an die Leistungen zu legen, als ich bei der Garde gewohnt bin. Die Verhältnisse der Linie sind ganz anders, die Art ihrer Ausbildung auch, und es läßt sich hier erst in Jahr und Tag ein anderes Resultat erreichen. Bei dem Standpunkt des Regiments in der taktischen Ausbildung kann ich nur die Hauptsachen ins Auge fassen, ich habe daher auch befohlen, sich mit Beiseitsetzung aller Paradedressur nur mit den Hauptsachen zu beschäftigen. Der gute Geist im Regiment muß ersetzen und ersetzt auch wirklich reichlich, was ihm in anderer Hinsicht abgeht, und thäte er es nicht, wiederhole ich noch einmal, es ist jetzt nicht die Zeit zum Erzwingen, man muß jetzt mehr als je vermeiden, zu erbittern und zu quälen. Wenn ich hier dies ausspreche, so wird, wer mich kennt, doch nicht zweifeln, daß ich darum doch nicht durch die Blume spreche, sondern ganz verständlich deutsch, wo es nöthig wird, aber ich bemühe mich dabei zu zeigen, daß es mir um die Sache zu thun, und das, was ich fordere, auch nothwendig ist. Auf diese Weise ist es mir bis jetzt wenigstens gelungen, noch immer Recht zu bekommen, wenn auch meine Art, wie mir aus allem hervorgeht, von der im Regiment gewohnten eine sehr verschiedene ist, und Verwöhnung aller Art mir vielfach hinderlich in den Weg tritt. Ich lasse mich in dem, was nothwendig, nicht irren, sondern gehe meinen geraden Weg.

In Kolding liegen augenblicklich sehr viele Kranke, unter andern auch viele an der Lungenentzündung und an nervösen Fiebern. Die ersteren will man als Folge unserer strapaziösen Märsche, ohne gehörige Halte ansehen, und ich glaube, man hat recht, wenn man hinzufügt, daß die Leute auch sehr unvorsichtig dabei getrunken haben. Bei dem Marsch am 24. April, also den Tag nach dem Gefecht bei Schleswig, der von morgens 9 bis abends 9 Uhr dauerte, erinnere ich mich keines ordentlichen Halts, sondern es ging in einem fort, so daß die Leute aufs höchste erschöpft wurden, nur ab und zu entstand ein Stutzen und dadurch momentanes Halten. Vom Regiment Alexander lag gestern Lieutenant v. Platen sehr bedenklich in Kolding an nervösem Fieber darnieder. Neben diesen Fiebern grassirt hier das kalte Fieber; mein Regiment hat nach dem heutigen Krankenrapport allein 143 Wechselfieberkranke. — — — Ursachen dazu sind die gehabten nassen Biwaks, Er-

hitzungen durch anstrengende Märsche und darauf folgende Erkältung an den stets kalten Abenden, die außerdem noch oft Nebel bringen, dann das viele Speckessen und Wasser darauf trinken; endlich vielleicht auch Mangel an den gewohnten Gemüsen neben sehr reichlicher Fleischportion. Außer diesen Krankheiten haben wir noch mit der im Lande grassirenden Krätze und mit Ungeziefer (Kleiderläuse) zu kämpfen. Hiergegen hilft nur Reinlichkeit, Wechseln von Stroh, Dörren der Kleider im Backofen; ich habe deshalb befohlen, daß, wo sich Ungeziefer vorfindet, sofort die Ortsbehörde zur Vernichtung des unreinen und Lieferung von reinem Stroh angehalten werden soll, dies ist auch schon verschiedentlich zur Ausführung gekommen. Gegen die Krätze aber ist nichts zu machen, sie ist bei der hiesigen Bevölkerung zu Hause, man kann nicht jede Berührung mit ihr abschneiden, daher ist Ansteckung nicht zu vermeiden und durch nichts die Verbreitung zu hemmen als durch sofortige ärztliche Behandlung eines Kranken. Endlich fehlt es in allen Truppentheilen auch nicht an Fußkranken, vielleicht bei mir jetzt am wenigsten, obgleich ich, als wir bei Potsdam kantonnirten, durch die angekommenen Reservemannschaften, die in neuem, schlecht verpaßtem Schuhzeug unverständig große Märsche hatten machen müssen, eine so große Zahl derartiger Kranken bekommen hatte, daß ich in wahrer Verzweiflung darüber war und in der ersten Zeit keinen Marsch aus einem Kantonnement in das andere machen konnte, ohne daß nicht jede Kompagnie wenigstens 2 Wagen mit Fußkranken gefüllt sich folgen lassen mußte. Daß ich unter diesen Umständen Himmel und Hölle beschworen und den Bataillons und Kompagnien tüchtig zugesetzt habe, versteht sich von selbst, aber alles hätte nichts geholfen oder doch nur wenig, wenn nicht ab und zu damals kleine Ruhezeiten eingetreten wären. Zuletzt aber, als es endlich nach Hamburg ging, blieb doch nichts übrig, als die Unverbesserlichen ins Lazareth zu schicken; jetzt hat sich der Zustand so gebessert, daß ich nur noch 14 Fußkranke habe und davon auch nur 7 infolge von Märschen und nicht ganz passenden Schuhzeugs, die Uebrigen durch innere Veranlassungen. Es hat sich bei diesem Uebel wieder recht gezeigt, wie wichtig ein gutes Verpassen und eine gute Behandlung des Schuhzeugs vor dem Gebrauch ist. Die Reserven hatten dazu in Stettin keine Zeit. Sie bekamen Stiefeln, die in der Eile verpaßt und nicht eingeschmiert, sondern zusammengedörrt waren; die übeln Folgen konnten nicht ausbleiben. Diese haben sich fast gar nicht bei den Stammmannschaften der Bataillone gezeigt, weil hier mit mehr Vorsicht das neue Schuhzeug in Gebrauch genommen wurde. Ein Hauptmann hat den guten Gedanken gehabt, das neue Schuhzeug, ehe es wirklich in Tragung kam, ab und zu im Quartier im ungeschwärzten Zustande in Gebrauch nehmen und so austreten zu lassen, was sich als sehr praktisch bewährt hat.

Nach langer Zeit werden wir übermorgen katholischen und evangelischen

Gottesdienst, d. h. nur mein 2. Bataillon hier in Stoustrup haben, da das 1. Bataillon auf Vorposten ist und diese nicht verlassen werden können; nach dem Gottesdienst wird das Abendmahl ausgetheilt werden. Ich bin seit Neustadt E./W. in keine Kirche gekommen, es verlangt mich daher nach einer guten Predigt und ich hoffe, dies Verlangen wird auch durch unsern Militärprediger, einen Sohn des Dompredigers — — — gestillt werden. Das religiöse Bedürfniß ist nie größer als in Zeiten der Noth, und was ist der Krieg anders? erst ein Akt desselben ist beendet, wir stehen am Vorabend des zweiten; was kann dieser enthalten, und wie viele werden ihm folgen? Möge uns der mächtigste Beistand, der des allmächtigen Gottes, nicht fehlen! Und damit gute Nacht!

K. Q. Stoustrup, den 20. Mai 1848.

Das 2. Bataillon des Regiments hatte heute evangelischen Gottesdienst und darauf Kommunion gehabt, über 400 Mann hatten sich zu letzterer gemeldet. Der Prediger — — — fungirte und sprach über 1. Thimot. 6. Es war eine gute Predigt, die sich auf biblischem Grunde bewegte; sie enthielt den Dank gegen Gott, von dem uns der Sieg in dem glücklich bestandenen äußeren Kampf gekommen sei und die Aufforderung, nun auch den schwereren inneren Glaubenskampf zu bestehen, durch den wir von dem Irdischen abgezogen und auf das Himmlische hingewiesen würden. Der Gottesdienst wurde im Freien auf einer im Viereck eingehegten hübschen Wiese, an welche ein üppiger Buchenwald stößt, abgehalten. Der Himmel war etwas bedeckt, die Luft aber sehr angenehm. Die Stimmung aller Zuhörer war unverkennbar eine ernste, durch die ernsten Zeitverhältnisse erhobene. In dem Schlußgebet wurde auch unserer abwesenden Lieben gedacht; möchten alle die Bitten, die sich in diesem Augenblick nach oben richteten, und gewiß waren deren viele und innige, in Erfüllung gehen. Die bedeutende Zahl Kommunikanten sowie die hübsche Haltung während des ganzen Gottesdienstes spricht für den religiösen Sinn unserer Pommern; auch sagte mir der Prediger, daß es ihm bei seinen vielfachen Lazarethbesuchen immer wohlthuend gewesen wäre, wenn er auf einen Mann des 2. Regiments gestoßen, denn es sei auffallend gewesen, mit welcher Ergebung und mit welchem Sinn diese Leute ihr Leiden im Vergleich zu andern Leuten getragen hätten.

Es war durch diese Feier dem Bedürfniß und Verlangen Vieler entsprochen, mich hatte sie aber doch nicht ganz befriedigt, sie hatte uns zu weich gestimmt, der militärgeistliche Standpunkt des Redners hätte gegen den Schluß mehr hervortreten müssen. Das Gefühl soll und muß im Soldaten nicht erstickt, es darf aber auch nicht zu sehr angeregt werden, dies geschieht durch die Ereignisse schon in reichem Maße; hat man es aber angeregt, wie in einer solchen Predigt und bei solcher Veranlassung nicht anders sein kann,

dann muß es hinterher auch wieder gekräftigt, der Kampfesmuth angeregt und auch vom religiösen Standpunkt die Thatkraft unterstützt werden. Der Soldat muß sittlich aufs neue zum Kampf ausgestattet, gestärkt und ermuthigt diesem entgegensehen. Dieser Beisatz fehlte der Predigt und wird jeder Predigt fehlen, die nur um Bibelstellen sich dreht und die Anwendung aufs Leben versäumt. Ich nahm mir gleich vor, meine Ansicht von dem, was der Militärgeistliche leisten müsse, dem Prediger, der mir noch einen Abschiedsbesuch zugesagt hatte, auszusprechen, und ich freue mich jetzt sagen zu können, daß ich mich über die Person nicht getäuscht hatte. Ich dankte ihm für das, was er uns gegeben, sagte aber auch eben so ehrlich, was ich noch gewünscht hätte, auch daß jeder Truppentheil wohl oft noch besondere Bedürfnisse für sein Gemüth habe. Prediger — — — nahm dies sehr freundlich auf, bedauerte, daß es ihm gestern nicht möglich gewesen sei, mich hierüber zu sprechen, ebenso, daß er auch heute durch Erkranken seines Küsters aufgehalten worden und deshalb nicht früher zur Rücksprache habe kommen können, daß er aber von meinen Andeutungen bei nächster Gelegenheit Gebrauch machen werde. Mein 1. Bataillon, welches auf Vorposten steht und daher nicht zusammengezogen werden kann, muß von den jetzigen gottesdienstlichen Feiern ausgeschlossen bleiben; da ich aber gesehen, wie groß das Verlangen unter den unteren Chargen danach ist, indem gleich nach dem heutigen Gottesdienst Unteroffiziere und Gemeine des 2. Bataillons den Prediger selbst gefragt haben, ob er bald wieder Kommunion abhalten werde, so habe auch ich den Prediger ersucht, sich vorzugsweise meines 1. Bataillons zu erinnern, und sowie es von Vorposten kommt, auch für dieses einen Gottesdienst zu erwirken.

Erklärter Feind jeder Pietisterei und Heuchelei in Religionssachen, erkenne ich es andererseits als eine meiner Hauptpflichten, den religiösen Sinn in meinen Untergebenen zu erhalten und nach meinen Kräften dafür zu wirken. Recht auffallend war mir, daß so viel Soldaten und fast gar keine Offiziere zum Abendmahl gingen, außer Major v. Borcke und mir habe ich keinen theilnehmen sehen, wenn auch mehrere anwesend waren, vielleicht hat sie die gottesdienstliche Feier überrascht. Statt des erkrankten preußischen Küsters hatte der Prediger einen dänischen von Fridericia mitgebracht, der wohl nicht in jedes Gebet, was unserer Brust entströmte, mit eingestimmt, sondern wohl manche entgegengesetzte Bitte ausgesprochen haben wird, obgleich der Prediger politische Beziehungen ziemlich vermied. Ich hätte auch hier noch einen kleinen Zusatz gewünscht, und es ihm auch ausgesprochen, nämlich eine Ermahnung, in dem schönen Sinn zu beharren, mit welchem namentlich die Soldaten des 2. Regiments selbst im Gefecht bei Schleswig den gefangenen und blessirten Dänen begegnet sind, woran sich recht gut etwas über ihr gegenwärtiges Verhalten zu den Landeseinwohnern anknüpfen ließ. Der Krieg verwildert

nur zu leicht, und wenn auch von Seiten der Militärvorgesetzten alles geschieht, den Untergebenen von Ausschreitungen zurückzuhalten, so bleiben diese, wie wir leider auch jetzt schon erfahren haben, nicht aus, und darum ist es recht nothwendig, daß das sittliche Gefühl wach erhalten und in Momenten der Sammlung, wie die stattgehabte gottesdienstliche Feier eine war, wachgerufen werde. So etwas kann ein junger Militärgeistlicher von Hause aus nicht wissen, er muß erst Erfahrungen und Menschenkenntniß sammeln durch seinen Verkehr mit den Soldaten, und gerade hierin leisteten unsere Militärgeistliche, welche wir im Jahre 1813—15 hatten, oft recht viel, sie verstanden, das was sie sagen wollten, auf die dem Soldaten angemessenste Weise vorzutragen, ich möchte sagen, sie verstanden ihn zu fassen. Der Prediger — — wird sich dies ganz gewiß immer mehr aneignen, und da er außerdem hübsche Gaben und ein sehr wohltönendes deutliches Organ hat, so kann man von ihm wohl sagen, er ist an seinem Platz.

Ich habe noch nicht gehört, welchen Eindruck unser Gottesdienst auf die mehrfach anwesenden hiesigen Einwohner gemacht hat. Soweit ich weiß, ist man streng lutherisch und war gegen uns sehr eingenommen. Letzteres hat sich durch unser Sein in dieser Gegend und durch die gehandhabte Disziplin wohl etwas gemildert, allein die nun ausgeschriebene Kontribution von 2½ Million Thalern hat uns die Bevölkerung wieder sehr schieberig gemacht, und wir werden Mühe haben uns in ihrer Meinung zu rehabilitiren. Die Leute kennen den Krieg mit allen seinen Opfern gar nicht, denn kennten sie ihn, so würden sie sich glücklich preisen, wie leicht sie davon kommen, trotz allem, was sie geben müssen, und wir würden als die besten Menschen vergöttert werden. Wenn ich daran zurückdenke, wie die Gegenden aussahen, durch welche im Jahre 1813 und 14 die Armee gezogen war, und dann auf den Zustand des hiesigen Landes blicke, so habe ich Mühe daran zu glauben, daß Krieg sei, denn es sieht durchaus nicht anders aus, als wenn wir in unserm Lande ein großes Herbstmanöver haben. Nimmt man die vielleicht etwas ausgedehnte Fuhrenstellung aus, so wird alles übrige Besitzthum respektirt, keine Saat zertreten, was die Franzosen viel anders handhabten, wenn sie zur Ausbildung ihrer Truppen, selbst in befreundetem Lande, Manöver anstellten.

Baar Geld wird nun zwar von uns wohl nicht viel bezahlt, aber doch jede Lieferung von uns durch Bons bescheinigt, also alles doch mit Ordnung, und nicht wie im Kriege ohne Rücksicht genommen, wobei nebenbei noch so vieles verwüstet wird. Bei alledem wird aber doch das Land ziemlich stark herangezogen. Die Verpflegung des Mannes ist eine sehr auskömmliche: täglich 1 Pfund Fleisch, 1 Portion Gemüse, 2 Loth Salz, 4 Loth Butter oder Schmalz oder ¼ Pfund Speck, ¼ Flasche Branntwein (jetzt nur einen Tag um den andern, dafür aber pro Mann und Tag 1 Loth Kaffee) und

2 Pfund Brod; außerdem für jeden Offizier und Beamten ½ Flasche Wein, 5 Stück feine Zigarren und wöchentlich 1 Pfund Zucker; für jeden Unteroffizier und Gemeinen wöchentlich 1 Pfund Rauchtabak oder 25 Zigarren; pro Pferd 7 Kannen Hafer = 4 Metzen, 5 Pfund Heu, 6 Pfund Stroh. Ich habe einmal gehört, der Aufenthalt der Armee in Jütland soll Dänemark täglich 6000 Thaler zu stehen kommen. Dazu kommt nun jetzt eine Requisition von 700 Zugpferden; ferner wird beabsichtigt, den Truppen eine Menge der ihnen wünschenswerthen Bekleidungsgegenstände vom Lande liefern zu lassen, und man hat u. a. schon 700 Pfund Sohlenleder in Beschlag genommen.

Alles dies läßt begreifen, daß wir doch wohl durch die dicke Haut der Dänen kommen werden, aber es ist ebenso begreiflich, daß wir den Bewohnern auch immer unbequemer werden. Sie suchen sich nun wohl den Druck nach Möglichkeit abzuschütteln, aber theils bleibt immer noch ein hübsch Theil, theils glückt es auch nicht nach Wunsch. So war z. B. die erste Weinlieferung unverkennbar mit der sauern Kirsche verwandt, auch die sogenannten feinen Zigarren revolutionäres Zeug, was selbst alten Rauchern Unbequemlichkeiten verursachte. Beides hat gebessert werden müssen, es bleibt aber immer noch zu wünschen. Dein Mann und was mit ihm — nach dem über unserer Hausthür hängenden Schilde, worauf steht: Kongelig Norsk og Swensk Consulat — in dem Königlichen Konsulat Quartier genommen, hat glücklicher Weise durch die Güte des Herrn Konsuls einige Mittel vorgefunden, pour corriger la fortune. Der Konsul hat uns zwar von seiner Gastfreiheit keinen großen Begriff beigebracht, denn sein Weinkeller ist nur mäßig ausgestattet, allein er ist wenigstens liberal und hat uns zu Herren in seinem Hause eingesetzt, was wir in der Weise zu schätzen wissen, daß wir einestheils seine Mobilien aufs beste erhalten, und anderntheils ihm, der Zeit hat zu warten, bis unser gelieferter Wein das gehörige Alter und damit unzweifelhaft auch eine ungemeine Güte erlangt haben wird, diesen Wein abtreten und dafür sehr mäßig seinen Wein kosten, der, nach den beschimmelten Flaschen zu urtheilen, etwas älter und im Geschmack in der That auch besser als das Lieferungsgetränk ist. Das ist nur ein christlicher Tausch, der uns einstweilen ganz wohl bekommt, und wenn die Dänen in der Lieferung uns nicht betrogen haben, unserm einstweilen dem Mäßigkeitsverein attachirten freundlichen Wirth hoffentlich keinen Schaden zufügen wird. Was wirst Du aber dazu sagen, daß ich, um die uns freundlich von diesem schönen Lande gebotenen Gaben nicht zu verschmähen, sogar die Zigarre gekostet, und ich glaube, davon 2 oder 3 wirklich aufgeraucht habe. Wieder ein Beweis, wie der Krieg verwildert.

Dies sieht man überdies noch in mancherlei, als da ist: fabelhafte Anzüge, Shlipse statt Halsbinden, Schleppsäbel statt Degen, Bärte von

dem üppigsten Reichthum, die schönsten Henri-quatre. Bei den Leuten Helme ohne Helmspitzen (sind abgeschossen), alle möglichen Sorten von Lederzeug, hier und da auch wohl einmal einer in der Mütze statt Helm. Aus dem Lazareth sind Leute zurückgekommen, die viele gehabten Stücke nicht wieder mitgebracht haben, weil sie dort angeblich andern Leuten gegeben sind; die Folge davon ist eine sehr ungleiche Ausrüstung. Es wurde mir der Antrag gemacht, diese Leute mit den Sachen der Offizierburschen einzukleiden und diese austreten zu lassen. Ich habe mir indeß diese Nichtkombattanten verbeten und befohlen, daß alles in Reih und Glied bleibt und, abgesehen von aller Gleichheit, in der Ausrüstung nur gefechtsfähig zu machen ist. Wer also z. B. keine Patrontasche hat, muß einen Brodbeutel bekommen, um seine Patronen hineinzuthun. Nächstdem habe ich die geeigneten Schritte zur Wiederlangung der fehlenden Stücke gethan.

Zum diesmaligen Schluß will ich noch hinzufügen, daß gestern die Nachricht einging, es haben sich ein paar hundert Schweden im Koldinger Meerbusen bei Bramdrup gezeigt, auf das Erblicken einer kleinen preußischen Patrouille aber seien sie wieder abgefahren. Ob man recht oder bei der jetzigen Schwedenriecherei falsch gesehen, ist abzuwarten.

K. Q. Stoustrup bei Fridericia, den 24. Mai 1848.

Uebermorgen bin ich drei Wochen hier und immer noch nichts neues; die Sache wird höchst langweilig, so gut es uns auch sonst in den meisten Beziehungen geht. Fortschritte in der dänischen Sprache mache ich wenigstens nicht, und was hier an Büchern zu finden, ist fast nur in dieser Sprache gedruckt. Nur ein einziges deutsches Buch: Populäre Geschichte Napoleons und der großen Armee von St. Hilaire hat sich vorgefunden, was ich mit Interesse gelesen habe. Von unsern Nachbarn, die, da sie sich so still verhalten, kaum Feinde genannt werden können, hat verlautet, daß 7 Schiffe von Rogense gegen den Fjord von Veile gesteuert sind, wie man hier meinte, um in einem kleinen Hafen einer kleinen, an diesem Ostufer gelegenen Insel zu ankern, da sie bei Rogense bei Wind keine gute Station hatten. Andere Schiffe sind nach Süden gesteuert, haben bei Hadersleben einen Landungsversuch gemacht, den die dortigen Freischaaren aber vereitelt haben. Nun sage nur einer noch etwas gegen die Freischaaren; noch andere Schiffe sollen noch südlicher gesegelt sein, ebenfalls bemannt. Die Dänen machen demnach Spazierfahrten zur See, wie wir uns ja auch, und ja auch ihre Landtruppen, zu Lande durch militärische Uebungen amüsiren, die auch der Gesundheit wegen nothwendig sind. Meine Aerzte meinen, ein Ruhetag bringe immer 10 Kranke mehr, mäßige Bewegung gehöre zur guten Beköstigung; sie mögen damit ganz recht haben, auch wird diese Vorschrift genau befolgt, umsomehr da wir noch viel zu thun haben, ehe die taktische Ausbildung vollendet sein

wird. Die kleine Lektion, welche ich neulich den Bataillons gegeben, hat übrigens schon gute Früchte getragen. Das 2. Bataillon, welches heut vor dem Fürsten Radziwill exerzirt, hat seine Sache den Umständen nach recht gut gemacht. Der General v. Bonin hat mir mehrfach ausgesprochen, daß er mit den Produktionen des 20. Regiments, welches früher vorgestellt worden, auch recht zufrieden sei, aber kein Bataillon die Bewegungen und Formationen so in Tritt und Ordnung gemacht habe wie mein 2. Bataillon, man sehe ihm die gute Schule an. Ebenso fiel dem Fürsten wie dem General der besondere Karakter auf, der sich in allen Angriffsbewegungen aussprach, eine gewisse dem Pommern eigenthümliche Kraft und Determinirtheit. Kurz, man war recht zufrieden, und doch muß ich sagen, ich war es nur den Verhältnissen nach, ein Beweis, was das Regiment werden kann, wenn es ganz in der Weise ausgebildet wird, die wir im Gardekorps immer festzuhalten bemüht gewesen sind. Ich habe dem Regiment auch ganz ehrlich meine Meinung und Anerkennung, nicht wegen des Standpunktes seiner taktischen Ausbildung, ausgesprochen, der nur ein den bisherigen Verhältnissen entsprechender sei, sondern wegen seines bezeigten guten Willens und Eifers, die ihm gemachten Andeutungen aufzunehmen, welchem es den gegenwärtigen Fortschritt, der indeß noch nicht das zu erstrebende Ziel sei, zu danken habe. Was die stattgehabte Exerzirvorstellung vor dem Fürsten betrifft, so glaube ich, daß sie eine günstige Rückwirkung haben wird. Die Leute haben dadurch gesehen und erfahren, daß und was man von oben her fordert und anerkennt, und dies unterstützt wesentlich die Forderungen, welche die nächsten Vorgesetzten an ihre Untergebenen machen müssen. Daher ist es so wichtig, daß die inspizirenden Vorgesetzten auch Leute sind, die ihr Fach wirklich verstehen und das Wesentliche hervorzuheben wissen. Nach der ersten Paradeaufstellung in Linie wurde rechts in Kolonne gesetzt, und es wurden dann diejenigen Leute vorgezogen, welche sich im Gefecht bei Schleswig in irgend einer Weise ausgezeichnet hatten. Der Fürst sprach erst mit jedem dieser Leute und dann zum ganzen Bataillon, das er an seinen alten Ruhm erinnerte, und auch ferner neuen zu erstreben, aber auch das Vertrauen aussprach, daß es dies thun werde.

Dann begann das eigentliche Exerziren, nur einige Bewegungen in der Kolonne, im Karree mit vorgenommenen Tirailleurs, Aufmarsch in Linie, Avanciren, Feuern, Attacke, zuletzt ein Vorbeimarsch, der im allgemeinen, trotz gar keiner Vorübung was Richtung betraf, auffallend gut war. Nach dem Exerziren wurden die Kompagnien auseinandergezogen, drei derselben legten das Gepäck ab, eine behielt es um. Der Fürst ging durch die geöffneten Glieder, um sich von dem Zustande der Sachen zu überzeugen, wobei er mit vielen Leuten, u. a. auch mit den Polen sprach, deren jede Kompagnie ich glaube jährlich 12 bekommt. Viele Leute wurden gefragt, wie

viel Patronen sie im Gefecht bei Schleswig verschossen hätten und wie nahe sie mit dem Feinde zusammengewesen wären. Auf die erste Frage wurde geantwortet, als geringste Zahl in die Zwanzig, als die höchste Zahl 70 Patronen, auf die zweite 100, 150 und mehr Schritt. In einem besonderen Fall aber war ein Musketier in ein eigenthümliches Duell mit einem dänischen Offizier gerathen, mit welchem er nur 25 Schritt auseinander war. Der Däne hatte nämlich auch ein Gewehr ergriffen, und so haben beide in dieser kurzen Entfernung drei Mal auf einander gefeuert, bis dann der dänische Offizier auf den dritten Schuß des Musketiers gefallen ist. Es hat mir leid gethan, daß ich das Faktum nicht früher mit diesen Details gekannt habe, um es in dieser gewiß ausgezeichneten Weise in die Vorschlagsliste aufnehmen zu können, aber man kommt nur so, immer nach und nach hinter den eigentlichen Hergang, die Leute denken meistentheils nicht daran, daß sie etwas besonderes gethan haben, sie haben gehandelt, wie es der Moment und ihre innere Tüchtigkeit ihnen gestattete, und davon machen sie eben nicht viele Worte.

Ja, oft ist der Pommer entsetzlich maulfaul. So besinne ich mich, daß der Fürst einen recht vierschrötigen dickköpfigen Kerl fragte, wie es ihm ginge, und da er keine Antwort bekommt und es ihm scheint, daß der Mensch betrübt aussehe, so fragt er weiter, warum er so traurig aussehe, er denke wohl an die Seinigen nach Hause. Da, nach nochmaligem Eindringen antwortet der Mensch, er sei garnicht traurig, das sei so seine Mode. Natürlich ging alles lachend weiter.

Der Fürst ließ auch ganze Glieder Tornister auspacken, um sich zu überzeugen, ob auch jeder Mann seine sämmtlichen Sachen inkl. der eisernen Lebensmittelportion bei sich habe, da befohlen ist, nie anders auszurücken. Dem Regiment fehlt, bei seinem übereilten Abmarsch von Stettin und da man bisher bei dem unsichern Stande wenig nachkommen lassen konnte, noch manches, so z. B. hat es nur eine Garnitur Beinkleider. Es ist zwar geschrieben, daß die drei Garnituren der Friedensstärke nachgeschickt werden sollen, allein diese reichen als doppelte Garnitur für die Kriegsstärke nicht aus, so daß jedem Bataillon davon noch 500 Paar fehlen werden. Ebenso ist es mit der Schuhausrüstung. Das 1. Bataillon, welches seine Nachfuhr bereits erhalten hat, ist vollständig mit 2 Paar Stiefeln und 30 Paar Vorrathsstiefeln per Kompagnie versehen; das 2. Bataillon wird in diesen Tagen eben dahin kommen. Gestern hat jedes Bataillon außerdem 230 Pfund Sohlenleder bekommen; ich werde anfragen, ob ich davon jedem Offizier wenigstens 1 Paar Sohlen verabfolgen kann, denn wenn alles requirirt wird, bleibt natürlich nichts zu kaufen.

Endlich ließ der Fürst ganze Glieder einen Stiefel ausziehen, und sah die nackten Füße, und ob jeder Mann ein Paar Strümpfe oder Fußlappen trage. Dies war mir besonders lieb, da ich früher bei der Menge gehabter

Fußkranker von Offizieren und Unteroffizieren verlangt hatte, sie sollten die Füße der Leute selbst revidiren, um Ordnung und Reinlichkeit hineinzubringen. Sie sahen auf diese Weise, daß von ihnen hierin nicht zuviel verlangt war, was doppelt gut, da früher wohl viel weniger, als jetzt durch mich, verlangt worden ist. Dabei fällt mir ein, daß ich mich scheinbar für einen Augenblick im Widerspruch mit den Ansichten des Fürsten befand. Dieser empfahl nämlich dem Major v. Borcke die Schonung der Leute und nicht zu lange hintereinander zu exerziren, oft Pausen zu machen; ich hatte dagegen Anstrengungen der Leute während des Exerzirens, Ausdauer im Ertragen der Anstrengung und daher gerade das Gegentheil, nicht so öftere Pausen gefordert; ich sagte dies daher dem Fürsten, daß er mir anrechnen möge, was etwa darin nicht richtig sein sollte, ich hätte es aber mit vollem Bedacht gethan, weil das Regiment zu locker, zu sehr auseinander, zu wenig in der Hand gewesen sei und daher erst zusammengebracht werden müsse; sei dies erreicht, so würde ich selbst angemessene Schonung eintreten lassen. Dies führte nun zu weiterer Verständigung, in welcher meinem Verfahren beigepflichtet. — — — —

Hiermit wäre ich mit diesem Begebniß zu Ende und ich habe nur noch hinzuzufügen, was hinsichtlich der Politik bei dieser Gelegenheit zu Tage kam. Es wurden nämlich zwei ganz entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen. Nach der einen hatte in den meisten berliner Zeitungen gestanden, daß der Krieg bald friedlich enden werde, indem Prinz Friedrich von Hessen, bei seiner Aussicht Kurfürst von Hessen zu werden, auf die Nachfolge in Dänemark verzichtet habe, dagegen der Sohn des Herzogs von Augustenburg hier Thronfolger werden sollte. — — — —

Wie die Sachen jetzt liegen, können wir unserer Schwäche wegen, da wir längs der Küste immer Abtheilungen stehen lassen müssen, um sie zu beherrschen, nicht weiter vorgehen, ohne uns überall haltlos zu machen. Wir müssen also, kaum in Jütland eingedrungen, stehen bleiben und vor uns den allergrößten Theil desselben preisgeben. Sollte es den Dänen oder Schweden möglich werden, Truppen dahin zu bringen, so würde es uns große Opfer kosten, sie aus dem Lande zu treiben, während wir jetzt bei mehr Truppen nur nöthig hätten, zuzugreifen und es dann dem Feinde umso schwerer fallen würde, uns durch eine Landung beikommen zu können.

(Schluß folgt.)

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1878.

Fünftes und sechstes Heft.

Inhalt:

Schleswig 1848.

Aus den hinterlassenen Papieren

des verstorbenen General-Feldmarschall v. Steinmetz.

Herausgegeben und mit einer Lebensskizze versehen von v. Conrady,

Generallieutenant und Kommandeur der 1. Division.

(Schluß.)

Berlin 1878.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Schleswig 1848.

Aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen General-Feldmarschall von Steinmetz.

Herausgegeben und mit einer Lebensskizze versehen
von
v. Conrady,
Generallieutenant und Kommandeur der 1. Division.

(Schluß.)

K. Q. Stoustrup, den 25. Mai 1848.

Was ich nimmer erwartet habe, nämlich, daß wir auch die Schattenseiten des Krieges kennen lernen würden, tritt jetzt ein. Ich schreibe zum letzten Male von hier, denn noch heute treten wir unsern Rückzug über die jütländische Grenze an und werden denselben bis Flensburg fortsetzen. Die Gründe sind nicht offiziell bekannt gemacht; es heißt, England und Rußland haben energisch das Verlassen Jütlands verlangt und der deutsche Bund habe sich nicht geschämt, den General v. Wrangel in allen seinen Schritten zu desavouiren. Unter solchen Umständen bleibt nichts übrig, als Jütland zu verlassen, aber ich bin in meinem Innern so empört über unsere großmäuligen deutschen Freiheitshelden, daß ich wünschte, Preußen bliebe nicht dabei stehen, sondern sagte sich ganz von diesem Volk los, was auf uns nur Schimpf und Schande ladet. Meine Offiziere sind über den Rückzug außer sich, ich sage ihnen immer, daß es keine Kunst ist, Soldat im Glück zu sein, daß man aber auch im Unglück den Kopf hoch zu halten wissen müsse. Unser Unglück ist, Gott sei Dank, nur ein Aerger über Andere, kein selbstverschuldetes, die Soldatenehre haben wir bewahrt und nehmen sie mit uns zurück, wolle Gott uns diese ferner erhalten. Es wäre jetzt eine hübsche Gelegenheit für unsere hiesige Armee, da einmal Adressen Mode sind, dem Fünfzigerausschuß, der uns mit seinem Beifall beehrt und jetzt nichts weiter weiß, als uns im Stich zu lassen, auch eine Adresse zu schicken, die er nicht hinter den Spiegel stecken dürfte. Ich bin nur begierig, ob wir jetzt nicht klug werden und erkennen werden, daß das einige Deutschland ein Unding gewesen ist und immer bleiben wird, so lange es aus 22 Staaten besteht, daß Preußen in Deutschland gar keinen, auch nicht einen Freund, aber viele Neider und Eifersüchtige hat, daß es daher keine besseren Farben als die unsern, von Ruhm umstrahlten schwarzweißen giebt; daß es eine Thorheit ist, für die Nationalitäten kämpfen zu

wollen, da die eigene deutsche nicht einmal Anklang findet und nur eine Fahne ist, welche die Revolutionären aller Staaten zu ihren besonderen Zwecken aushängen; daß es natürlich ist, daß, wenn man mit solchen Kerls buhlt, jeder rechtliche Mann sich von einem abwenden muß, daß wir dadurch alle Staaten, die deutschen nicht ausgenommen, vor den Kopf gestoßen haben, daß wir dadurch auch den einzigen Freund, welchen wir nach des unvergeßlichen seligen Königs Ausspruch hatten — Rußland — zurückgestoßen und uns zu einem Gegner gemacht haben, ohne zu bedenken, wie nöthig wir es bald selbst noch brauchen können; daß es daher landesverrätherisch war, in die Posaune des Russenhasses mitzublasen, der, wenn auch in etwas durch die Grenzsperre erregt, doch noch mehr künstlich und aus keinem anderen Grunde angefacht ist, als weil man Rußland so wie jedes andere geordnete Militär, welches man eben deshalb auch auflösen will, als einen Damm erkennt, gegen welchen sich die Wogen des Aufruhrs und der Umwälzung aller Verhältnisse nicht brechen könnten. Hätte man dies alles erkannt, was wäre dann zu thun? Ich antwortete: Deutschland den Stuhl vor die Thüre stellen, unsere Armee ins Vaterland zurücknehmen, mit ihrer Hülfe und der aller jetzt gut gesinnten Patrioten die Ordnung im eigenen Lande herstellen und dann Jedem die Zähne weisen, der unsere Grenzen nicht respektiren will. Haben wir so erst wieder Achtung nach innen und nach außen gewonnen, dann werden wir auch Freunde haben, — — — — — — — ich kann daher nur sagen: Gott bessere es!

Vor der Hand aber müssen wir hier zurück. Ich lege die darauf bezüglichen Befehle bei. Danach führe ich die Arrieregarde. Große Ehre, schlechtes Vergnügen. Ich bin begierig, wie sich die Dänen benehmen, ob sie folgen werden und wie? Wie die Sachen jetzt stehen, könnten sie nichts Effektvolleres thun, als uns eine Anzahl Lacher nachsenden und statt uns anzugreifen, alle Tage auslachen zu lassen. Ich habe so besonderen Aussichten gegenüber nichts weiter hinzuzufügen, weiß auch nichts, und doch kommt es hier wesentlich aufs Wissen an, um ein gründliches und begründetes Urtheil fällen zu können. Was ich daher gesagt habe, ist nur der Ausdruck meines Aergers, für weiter gebe ich es nicht aus. Ich habe mir aber Luft machen müssen, bis bessere Zeiten den Alp von der Brust nehmen. Darum adieu auf bessere Zeiten.

Marschquartier Seggeling bei Christiansfeld,
den 27. Mai 1848.

Gestern sind wir hier nach einem beschwerlichen Marsch eingetroffen; deshalb so beschwerlich, weil es sehr heiß, der Weg sehr sandig, zu beiden Seiten mit den bekannten Erdwällen, die jetzt noch durch das dicht belaubte Strauchwerk mauerartiger sind, eingeschlossen, daher der Luftzug fast ganz gehemmt war. Dazu kam, daß wir von Kolding an durch eine dort auf-

gestellte andere Arrieregarde in diesem Dienst abgelöst worden waren und, da diese von dort bald nachfolgen sollte, ziemlich angestrengt marschiren mußten. So kam es denn dahin, daß kurz vor unseren Quartieren mehrere Leute wegen Erschöpfung nicht weiter konnten, obgleich mehrere Male geruht worden war. Die bis heut erlassenen Befehle lege ich in Abschrift bei, sie enthalten auch die Maßregeln, die ich als Führer der Arrieregarde ergriffen habe. Wir sind übrigens ganz unbeunruhigt geblieben. Die Dänen dachten nicht an ein Folgen. Etwa zehn Minuten nach dem Ausmarsch unserer Truppen aus Fridericia wurde daselbst im Seebastion die Danebrogfahne aufgezogen, und darauf sind von Fünen kleine Schiffe übergesetzt; bei Snoghöj, gegenüber Middelfart, verhielten sich die Dänen bis abends 7½ Uhr, obgleich von uns aus ein schwacher Husarenposten dort aufgestellt war, ganz ruhig. Dieser Posten hatte Befehl, sich um 7½ Uhr zurückzuziehen, bekam aber auf dem Rückwege Kontreordre. Der Unteroffizier mit seinen Paar Husaren kehrte also sofort wieder um. Dort findet er bereits viel Leben, Menschen von Middelfart übergesetzt, die Danebrogfahne aufgezogen, ein dänisches Kanonenboot im Ueberschiffen begriffen und schon auf dem halben Wege nach Snoghöj. Der Unteroffizier besinnt sich aber nicht lange, reitet mit gespanntem Pistol auf die Menschenmenge, befiehlt: „den Lappen herunter!" und sogleich wird die Danebrogfahne heruntergelassen. Das Kanonenboot, dies bemerkend, kehrt sofort nach Middelfart zurück, und unser Posten bleibt unangefochten bis 8 Uhr stehen, wo er sich dann ganz abgezogen hat, und die beiden Schwadronen Husaren in ihre Quartiere gerückt sind. Die dänische Bevölkerung, die uns ohne Freude empfangen hatte, hat uns ebenso ohne Freudenbezeugungen abziehen sehen, sie hat uns nie als Freunde betrachtet, aber uns doch achten gelernt und entschieden ihre früher von uns gehabte ungünstige Meinung berichtigt. Wir dagegen sind ohne Haß gekommen und sind ohne Haß, ja mit Achtung vor ihrer Treue geschieden und nun gehen wir, ohne vom Kriege etwas zu ahnen, d. h. ungefolgt von unserem Gegner, zurück.

Ich kann mir nur immer wieder sagen, so einen Krieg hat man noch nicht erlebt, es ist alles anders als es sonst beim Kriege zu sein pflegt. Mit dem Verlassen Jütlands hört auch unser überreicher Verpflegungstarif auf, wir werden gleichsam auf halben Appetit gesetzt; indeß bleibt die Verpflegung immer eine ganz auskömmliche, da die Wirthsleute doch immer noch etwas beisteuern. Mein heutiger Wirth ist seines Ursprungs nach dänischer Zunge, er spricht aber auch deutsch, und es ist ihm ziemlich indifferent, ob Schleswig zum deutschen Bunde geschlagen wird oder nicht; er ist mit mir ganz einverstanden, daß sein Land, so wie es ist, ein glückliches ist. Es thut mir leid, daß ich die dänischen Inseln Seeland, Fünen nicht kennen lernen soll, die noch schöner als die Herzogthümer und besonders Seeland noch viel fruchtbarer sein sollen.

Ebenso leid thut es mir, daß ich einen schon bekannten Weg zurücknehmen

muß; ich hatte eigentlich nur gewünscht, die Stadt Schleswig wiederzusehen, um das Schlachtfeld nochmals besuchen zu können, was der Wunsch aller Offiziere ist, denn Jeder fühlt das Bedürfniß sich besser zu orientiren, als es während des Kampfes möglich ist. Es ist wirklich merkwürdig, was einem da entgeht, weil man zu beschäftigt mit dem ist, was augenblicklich nothwendig. So ist z. B. der General v. Wrangel zu Anfang und Ende des Gefechts beim 2. Regiment gewesen, ohne daß ich auch nur eine Ahnung davon gehabt habe. Doch alles dies sind Nebensachen, die Hauptsache für uns ist jetzt, wie die Politik der Staaten untereinander hier unsere Lage gestalten wird. Darauf ist alles gespannt. Ich halte dafür, daß, da man uns zurückgehen läßt, die Sache hier zu Ende geht, denn wäre das nicht, so würde nichts dieses Zurückgehen rechtfertigen, da Niemand uns dazu gezwungen hat, ja es möchten einst die Opfer, womit der Wiederbesitz des jetzt verlassenen Landes erkauft werden müßte, diejenigen anklagen, welche die jetzige Retirade verschulden. Steht aber der Friede nach außen bevor, dann möge ihm auch bald der im Innern folgen. Wie nützlich dabei die Armee werden könnte, hat sich im Posenschen gezeigt. Mögen solche Kämpfe auch noch so bedauerlich sein, so darf man doch vor ihnen als dem einzigen und radikalen Mittel nicht zurückschrecken. Es läßt sich auch hier sagen, es ist nichts so schlecht, daß, wenn man nur will, sich auch etwas Gutes daran finden läßt. Die Armee hat nach 33 Friedensjahren dort wie hier Gelegenheit gefunden, wenigstens einige Kriegserfahrungen zu machen; wir wollen hoffen, daß hohe Prozente von diesem theuer erkauften Material bei einem einstigen Zusammenstoß mit einer auswärtigen Macht dem Vaterlande zu Gute kommen werden.

M. Q. Bommerlund, den 30. Mai 1848.

Mein letzter Bericht war aus Seggeling, wo wir am 27. Ruhetag hatten. Am 28. ging der Marsch weiter durch Hadersleben über Marstrup nach Haverslund und Rugbjerg. Ich nahm mein Quartier in Haverslund, wo ich zu einem kleinen Gutsbesitzer, Günzel, einer ganz deutschen Familie, kam und außerordentlich freundlich aufgenommen war. Diese Familie war aus dem Holsteinschen hier eingewandert und liefert den Beweis, daß die Haidegegenden, von denen ich früher geschrieben habe, und durch welche auch am 28. größtentheils unser Marsch ging, recht kulturfähig sind, wenn man sie nur in Kultur setzen will. Der Kultur steht aber hier die Einrichtung entgegen, daß die Pastoren eine bedeutende Tantieme von dem Ertrage jedes Ackerbauers, wenn ich recht verstanden habe, die 14. Garbe, von jeder Kuh ein Pfund Butter, zu fordern haben. Dazu kommt dann noch eine mit dem Ertrage im Verhältniß stehende Abgabe an den Staat; diese Abgaben aber sind den Leuten unangenehm und veranlassen sie, weniger Boden urbar zu machen, große Flächen als Haide- und Wiesen- oder vielmehr Weideland liegen

zu lassen und vorzugsweise Viehzucht zu treiben, jedoch nur Jungvieh zu ziehen und damit zu handeln, damit sie der Butterabgabe entgehen. Mein Wirth hatte indeß den Ertrag bedeutend gesteigert, er war nun 8 Jahre auf seinem Besitzthum, hatte im ersten Jahre 30 Fuder, im letzten aber 300 geerntet, ein Beweis, wie ertragsfähig diese Haideländer sind.

Am 29. sollte das 2. Regiment nach Terkelsbüll und Kraulund kommen, die Sache kam aber anders. Die Dänen waren am 28. bei Sonderburg übergesetzt, hatten die ihnen gegenüberstehenden wenigen Truppen des X. deutschen Bundeskorps abgeklopft, und es war ganz in der Ordnung, daß das Armee-Kommando daran dachte, sie wieder auf die Beine nach Alsen zu bringen.

Um ½4 Uhr morgens am 29. trat eine Husarenordonnanz an mein Bett und überreichte mir beiliegenden von mir abgeschriebenen Marschbefehl. Das war ein etwas gewaltsames Erwachen aus dem sanftesten Schlummer, und das schleunige Verlassen meines ganz modernen Himmelbetts, in dem ich auf Sprungfedermatratze ruhte, konnte wahrlich nur durch eine so ernste Nothwendigkeit bewirkt werden. Der Schlaf wurde nun rasch aus den Augen gerieben, zwei Depeschen an die beiden Bataillons per fahrende Ordonnanz expedirt, angezogen, in der Hast zwei Tassen Kaffee, die die freundliche und sorgsame Wirthin gleich bereit hatte, hinuntergestürzt und dann zu Pferde gestiegen. Darüber war es aber doch ¼5 Uhr geworden, und ehe das zerstreut liegende 2. Bataillon, dem ich am nächsten lag, seinen Marsch wirklich antrat, mochte es wohl ¾5 geworden sein. Es ging aber den andern Truppen nicht anders, denn wir trafen bis auf 3 Bataillone, das 1. von mir, eins des 20. Regiments und das Garde-Schützenbataillon, welches entfernt gelegen hatte, fast gleichzeitig auf dem Rendezvous bei Bodum ein; mein 1. Bataillon hatte angeblich den Marschbefehl erst um ½6 Uhr bekommen, obgleich die Husarenordonnanz, welche mir den Befehl gebracht hatte, mit einem zweiten Exemplar sofort nach Rugbjerg, wo mein 1. Bataillon lag, geritten war, und die aus Vorbedacht von mir abgeschickte Regimentsordonnanz soll fast gleichzeitig mit jener dort angekommen sein. Zunächst konnte aus dieser Verspätung eine Trennung des Regiments entstehen, da das zuletzt ankommende Bataillon als Garnison nach Apenrade gelegt werden sollte. Der General v. Bonin, dem ich die Meldung vom Ausbleiben des 1. Bataillons machen mußte, machte die für das Regiment schmeichelhafte Bemerkung, daß es ihm sehr unangenehm sein würde, wenn er heute, wo es jedenfalls mit den Dänen zu thun geben würde, das Regiment dabei nicht ganz haben sollte, und als es sich später ergab, daß mein 1. Bataillon noch später als das Bataillon des 20. Regiments eintraf, so bestimmte der General dennoch letzteres zur Besetzung von Apenrade, indem er, da mein 1. Bataillon wenigstens schon zu sehen, sagte: Nun lasse ich das Regiment doch zusammen,

das 1. Bataillon soll, wenn es auf diesem Rendezvous eine halbe Stunde geruht hat, sofort der Brigade nachfolgen.

Bei Apenrade fielen ein paar Kanonenschuß, wie sich später ermittelte, von zwei dänischen Dampfbooten und einem Kanonenboot, welche auf hannoversche Dragoner gefeuert hatten. Der Marschkolonne der Brigade, mein 2. Bataillon an der Queue, begegnete, was leider im Kriege manchmal vorkommt: sie verfehlte den Weg, weil, wie ich sagen hörte, vorn mit der Avantgarde die Verbindung nicht gut gehalten war. Es war nämlich im Befehl gesagt, wir sollten auf einem Kolonnenwege um Apenrade und nicht durch dasselbe marschiren; im letzten Falle hätten wir unter dem Feuer der dänischen Schiffe, die man hier jedenfalls vermuthen konnte und die auch wirklich da waren, defiliren müssen, da die Chaussee eine bedeutende Strecke längs des Fjord von Apenrade geht. Deshalb war um Apenrade ein Kolonnenweg geführt, auf welchem die Truppen ganz gedeckt marschiren konnten; aber wie gesagt, er wurde, d. h. das Ausbiegen von der Chaussee rechts, verfehlt, und die Folge war, daß die ganze im Defilee steckende Kolonne kehrt machen und zurückmarschiren mußte, um so rauszukommen. Glücklicherweise war mein 1. Bataillon eben angekommen, alles war in Sektions rechts abmarschirt, hatte also im Kehrt das 3. Glied und den linken Flügel vor. Das war mir denn doch für einen Marsch gegen den Feind zu viel; ich ließ daher das 1. Bataillon, um es vorzubekommen, so weit zurückgehen, bis es mit der rechten Flügelsektion an den Kolonnenweg gekommen war, hier front machen und auf diese Weise rechts abmarschirt den Marsch fortsetzen; mein 2. Bataillon wand sich vom rechten Flügel zurück und hing sich in Sektions an das 1. Bataillon. So hatte ich zu meiner Beruhigung mein Regiment wieder in Ordnung und damit in der Hand, und als wenn es bei ernsten Gelegenheiten nicht anders sein könnte, befand ich mich mit demselben an der Tete, obgleich die ursprüngliche Marschordnung uns an die Queue verwiesen hatte.

Der Kolonnenweg war gut geführt, doch mitunter für Fuhrwerk etwas schwierig. Er führte fortwährend durch eine großartige, mannigfach wechselnde Gegend, aufs herrlichste bestanden mit Buchenwaldungen, auch sah ich Kastanien und Eichen. Es war, als sollten wir beim Abschied von dieser Gegend uns noch einmal an ihrer Ueppigkeit erlaben. So schön es aber auch war, so wurde unser Marsch durch diesen Rundgang sehr viel länger und strapaziöser, und ich will gleich hier bemerken, daß meine Bataillone nicht vor 8 bis ½9 Uhr abends in die Quartiere kamen, sie waren daher 15 bis 16 Stunden auf den Beinen und hatten, da sie am Morgen größtentheils nüchtern ausmarschiren mußten, seit 24 Stunden nichts Warmes genossen. Warum wir so starke Rückmärsche, ohne daß wir dazu vom Feinde genöthigt werden, machen, Märsche, die kaum stärker sein könnten, wenn der Feind uns zurückdrängte, höchstens noch als Nachtmärsche empfindlicher sein könnten, ist mir

nicht einleuchtend; das Armeekommando wird aber schon seine Gründe dazu haben.

Auf der Südseite von Apenrade angekommen, wurde geruht. Hier erfuhren wir, die Dänen hätten von ihren Schiffen an den Kommandanten von Apenrade die Nachricht gelangen lassen, daß, wenn nicht in einer halben Stunde die dänische Fahne der Stadt aufgezogen wäre, so würde dieselbe bombardirt werden. Wie schade, daß ich gar nicht dazu komme, eine so freche Anforderung zu beantworten. Welche Antwort ertheilt ist, weiß ich nicht, schießen habe ich nicht gehört. Wie schon gesagt, wir kamen recht spät und mit Staub bedeckt in die Quartiere; glücklicherweise war der Himmel bedeckt, so daß wir wenigstens nicht auch von Sonnenhitze, wie an den früheren Tagen, litten. Heut haben wir Ruhetag, es ist sogar angedeutet, daß unser Aufenthalt hier länger dauern könne. Heut war ein Offizier des mecklenburgischen Garde-Bataillons bei mir, der am Gefecht am 28. d. M. betheiligt gewesen und mir Folgendes darüber mitgetheilt hat: 2 Bataillone Mecklenburger, 2 Bataillone Oldenburger haben mit 10 Sechspfündern unter dem mecklenburgischen Oberst Graf Rantzau eine Brigade gebildet, welche den Dänen auf Alsen gegenüber mit 10 Kompagnien (8 Mecklenburger, 2 Oldenburger) diesseits von Sonderburg deshalb eine so exponirte Position hatten, weil sie von der dänischen Schiffsartillerie nördlich und südlich ganz umfaßt und in der Front aus dem von den Dänen wieder erbauten Brückenkopf von Sonderburg aufs wirksamste beschossen werden konnten. Die übrigen 6 Oldenburger Kompagnien lagen mehr zurück. Da die Dänen, wie gesagt, den Brückenkopf unter den Augen unserer Truppen hergestellt haben und man nicht zweifelhaft sein konnte, daß dies eine Offensivmaßregel sei; da ferner die diesseitige Stellung eine höchst gefährdete war, so hätte man billig unsere Truppen mehr zurückziehen sollen, da sie zu mehr als zur Beobachtung nicht bestimmt sein konnten, was sich ebenso gut durch viel weniger und aus größerer Ferne erreichen ließ. Man hat es nicht gethan und den Truppen dadurch eine moralisch nachtheilig auf sie einwirkende Schlappe zugezogen. Die Dänen landeten am 28. nördlich und südlich von Düppel, beschossen die Mecklenburger von vier verschiedenen Punkten mit Artillerie und haben ihnen eine Menge Leute getödtet und blessirt (darunter 3 Offiziere), ebenso den Oldenburgern. Es sollen 7—9 dänische Bataillone zum Angriff vorgegangen sein und darauf die erst 2 und, nach Herankommen noch eines Bataillons, dann 3 Bataillone starken Truppen über Nübel und dann gegen Quars zurückgegangen, am 29. morgens 5 Uhr aber schon wieder in Verbindung mit den von Apenrade gekommenen preußischen Truppen (Brigade Möllendorff) wieder vor und die Dänen eilig wieder zurückgegangen sein. Letztere haben also einen groben Ausfall gegen einen schwachen Feind gemacht und sind dann vor der Uebermacht selbst wieder gelaufen, und damit steht es wie früher, d. h. sie thun uns nichts und wir können ihnen nicht beikommen.

K. Q. Quars, zwischen Apenrade und Flensburg, den 4. Juni 1848.

Seit dem 2. d. M. morgens 10 Uhr befinde ich mich hier. Die beiden Musketier-Bataillone bilden mit das Soutien der Vorposten. Wir liegen natürlich ziemlich eng, wie es unter solchen Umständen nicht anders sein kann und auch nicht zweckmäßig wäre. Auf dem Hofe, wo ich mich befinde mit dem ganzen Stabe des Regiments, liegen noch 80 Mann. Die Wirthe beköstigen die Leute nicht, wir leben aus Magazinen; für die Offiziere müssen die Wirthe aber doch mancherlei für Geld und gute Worte herbeischaffen, damit einige Abwechselung in die Verpflegung kommt. Da nächstdem Flensburg nicht zu fern ist, von wo unser Weinkeller, der seinen Platz im Stabswagen des Regiments hat, ergänzt wird, so läßt sich subsistiren. Ich bin zwar nur auf eine Stube beschränkt; wenn dieselbe indeß geräumiger, so würde man Mühe haben, sie für eine Bauernstube zu halten. Das ganze Ameublement in derselben ist von Mahagoni, und ich habe schon manchen Verheiratheten sagen hören: „Ich würde gar keine Bedenken tragen, jenen Sekretär in meine Stube zu stellen." In der That ist dies auch ein ganz hübsches Stück in Kapellenform, wie diese in katholischen Kirchen gefunden wird, also gewiß nicht wohlfeil. Das Sopha wie die Polsterstühle sind höchst bequem und trotz Hiltl gepolstert und mit Pferdehaarüberzug. Nur mein Bett in der bekannten dampfschiffartigen Form läßt zu wünschen durch die schweren Bettdecken, die wie ein Alp belästigen, für einen unruhigen Menschen aber jedenfalls den Vortheil haben, daß er still liegen muß, denn von Umdrehen ist keine Rede. Seit gestern indeß habe ich es dahin gebracht, daß ich ein etwas leichteres Deckbett erhalten, aber ich habe noch immer tüchtig zu tragen.

Wie unsere militärische Aufstellung ist, geht aus den abschriftlich beigefügten Befehlen hervor; wir stehen nun zum Theil auf dem Kampfplatz der Mecklenburger und Hannoveraner. — — — —

Nachdem der General v. Wrangel durch die zurückgedrängten Truppen den Feind wieder hat zurückwerfen lassen, was gewiß eine gute Maßregel war, haben wir freiwillig die so sehr aventurirte und nicht haltbare Stellung aufgegeben und stehen nun in der befohlenen bogenförmigen Aufstellung. Unsere rückgängige Bewegung hat unsern Feinden wieder Muth gegeben, besonders ist ihre Marine, der wir freilich nun auch nichts anhaben können, oder doch bei unserm schwachen Kaliber nur sehr wenig, und die überhaupt sehr tüchtig ist, sehr thätig und dreist. Ich hatte Gelegenheit dies gestern selbst zu sehen. Es war nämlich dem General v. Bonin die Nachricht zugekommen, die Dänen beabsichtigten zum 3. d. M. eine Landung bei Gravenstein. Die Vorposten wurden davon in Kenntniß gesetzt, nächstdem aber beorderte der General mein 2. Bataillon zu einer Rekognoszirung zum 3. früh. Er gab offiziell die Richtung nach Apenrade an, weil man durch

frühere Erfahrungen belehrt, die wahre Richtung zu nennen nicht räthlich fand, indem der Feind früher von jeder Bewegung fast so schnell, als die Befehle erlassen, durch die sehr dänisch gesinnte Bevölkerung Kunde erhalten hatte. Die richtigen Befehle erhielt mein Bataillon erst im Moment des Abmarsches, ich hatte selber bis dahin näheres über den Auftrag nicht erfahren; die Richtung war mir indeß bekannt, und so ritt ich den 3. morgens 4½ Uhr mit meinem Adjutanten nach Gravenstein, wo ich auch das 2. Bataillon, jedoch mit zusammengesetzten Gewehren und dem Auftrag vorfand, im Fall es nöthig sein sollte, dem dort auf Vorposten stehenden Füsilier-Bataillon 31. Infanterie-Regiments zur Unterstützung zu dienen; sollte diese aber bis 9 Uhr morgens nicht nöthig werden, so sollte das 2. Bataillon in sein Kantonnement zurückmarschiren.

Der Feind that nichts, wenn auch ab und zu ein Kanonenschuß fiel, so daß es langweilig wurde. Ich ritt daher weiter vor, um mich in dieser reizenden Gegend zu orientiren. Schon der Weg nach Gravenstein war sehr hübsch und wurde, je näher man diesem Ort kam, der am Ekensund und umgeben vom schönsten Buchenpark liegt, immer hübscher. Dazu kam, daß es die Nacht geregnet hatte und am Morgen die Sonne nicht zu heiß schien, so daß man einen recht ungetrübten Naturgenuß hatte, den auch die Dänen artigerweise nicht störten. Das Schloß Gravenstein liegt getrennt von der sehr freundlichen kleinen Stadt an einem See, das Hauptgebäude hat einen Thurm und zwei Flügel. Der Anstrich, ganz weiß, macht, daß es im Grünen sehr freundlich und proper liegt. Die Mecklenburger hatten früher in diesem Schloß gelegen, es aber verlassen, da die Dänen immer ihre Schüsse darauf richteten, so oft es belegt war; das Füsilier-Bataillon 31. Regiments hatte es daher vorgezogen, von Hause aus zu biwakiren; ich hätte dem Feinde nicht den Willen gethan. Wenn man am Schloß vorbei ist, so gelangt man nach kurzer Entfernung zum Städtchen, was noch in tiefer Ruhe war und gar nicht nach Krieg aussah. Am jenseitigen Ende hart an der längs dem Sunde nach Flensburg fortlaufenden und vom Feinde durch seine Marine an mehrfachen Punkten beherrschten Chaussee lag ein sehr freundlich gelegenes Etablissement. Der Besitzer, der sich mir als ein Agent zu erkennen gab, bat uns, wir möchten doch im Trabe an seiner Wohnung vorbeireiten, die Dänen schössen gleich auf Jeden, der sich mit einem Helm sehen ließe, und da könnte sein Haus mitgetroffen werden; überhaupt sei der Weg gefährlich zu bereiten. Ich nahm die Sache natürlich mehr leicht und spaßhaft, und fragte: „Die Dänen lieben wohl unsere Helme nicht?“ Das soll wohl sein, war die Antwort. Nun, entgegnete ich, darauf können wir doch keine Rücksicht nehmen, es ist bei Ihnen hier zu hübsch, und ich könnte es mir gar nicht vergeben, wenn ich mich in dieser herrlichen Gegend nicht umgesehen hätte. Dies schmeichelte dem Manne. Er erkundigte sich, mit wem er die Ehre gehabt zu sprechen und lud uns ein ihn zu besuchen, wenn wir länger

in der Gegend blieben. Dies zusagend, ritten wir weiter über Alnor nach Treppe, wo eine Kompagnie des Füsilier-Bataillons 31 und Garde-Schützen dem Feinde scharf gegenüberstanden. Auf dem Wege dahin traf ich eine Unteroffizier-Feldwache, die, wie mir schien, den Feind etwas zu respektvoll, d. h. etwas aus der Ferne beobachtete, so daß ich mich nicht enthalten konnte, es dem Unteroffizier auszusprechen; hinterher erfuhr ich zwar, daß sie nur die Verbindung mit Treppe halten solle, allein die Posten hätten doch mehr vorgeschoben werden können und sollen.

In Treppe war eine staffelförmige Aufstellung sachgemäß bis zum Strande genommen. Auf etwa 400 Schritt vom Ufer lag ein dänisches Kriegsschiff, dazu kam, während ich dort war, ein Kriegsdampfboot und außerdem lagen noch einige Kanonenböte hier. Wenn man erwägt, welch eine Menge Geschütze des schwersten Kalibers hier stationirt sind, während wir kein einziges Geschütz aufgestellt haben, so kann man sich nicht wundern, wenn die Dänen hier mit einer ziemlich unbestrittenen Superiorität auftraten. Die nächsten Geschütze unsererseits sind 4 Haubitzen, welche in Hackerup stehen. Diese, bei Treppe aufgestellt, konnten nun wohl den dänischen Schiffen schaden, doch würde man dadurch einen sehr ungleichen Kampf provoziren, und wohl deshalb thut man es nicht und wartet lieber, bis die Dänen ihn unvermeidlich machen. Bis dahin spielen die Dänen hier die Herren, begrüßen jede kleine Patrouille mit einem Kanonenschuß, mit denen sie überhaupt, die Kosten gar nicht achtend, sehr freigiebig sind. Glücklicherweise effektuiren die feindlichen Schiffe sehr wenig, weil die Unsern sich mit Vorsicht bewegen, und so fand ich auch unsere Leute nicht eingeschreckt, sondern nur aufmerksam. Besonders hat mir ein Garde-Schütze, den auch der Hauptmann vom 31. Regiment sehr lobte, in der Art, wie er sich äußerte, sehr gefallen. Wenn dieser Posten vom Feinde zurückgeworfen wird, so ist er angewiesen, sich direkt auf Quars zurückzuziehen, und damit der Rückzug aller Vorposten möglichst unbehindert und ebenso ihre Unterstützung erleichtert wird, so hat man mehrfach Kolonnenwege durch die von den bekannten Wällen umgebenen Felder geführt.

Gestern ist leider ein Husarenunteroffizier beim Patrouilliren vom Feinde erschossen, auch sind drei Garde-Schützen bei der Brigade Möllendorff von dänischer Kavallerie überrascht und gefangen worden, dagegen sind den früheren Vorpostentruppen 200 Dänen als Gefangene in die Hände gefallen, und hoffentlich werden wir auch glückliche Koups, auf welche sich jetzt der Krieg beschränkt, ausführen.

Als ein Beweis, wie ein Theil der hiesigen Bevölkerung sympathisirt, bemerke ich, daß bei der gestrigen Expedition auch ein Bauer eingebracht ist, welcher mit einer Fahne den Dänen signalisirte, wenn unsere Patrouillen vor- oder zurückgingen, er soll sogar auf unsere Patrouille selbst geschossen haben, wie mir ein Husar und ein Füsilier, die dabei betheiligt waren, selbst gesagt.

Diesen Bauern fand ich gestern beim Nachhausekommen als Arrestant auf der auf dem Hofe meines Gehöfts aufgestellten Wache, und damit er sehen sollte, daß man mit ihm Ernst machen werde, habe ich ihn gleich an Händen und Füßen binden lassen, was meine Pommern kräftig ausgeführt haben. Nächstdem aber habe ich ihnen auch in seiner Gegenwart gesagt, daß wenn sie einen ähnlichen Fall erführen und so einen Kerl nicht sofort niederschössen, sie es mit mir zu thun bekommen würden. Heut spedire ich den Inkulpaten nach dem Divisionsstabe, nachdem die Species facti eingegangen sind.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meinem gestrigen Ritt zurück. Ich mußte von Treppe denselben Weg zurückreiten, was wieder ganz ungefährdet geschah, obgleich wir nicht aus dem Schritt gekommen sind; ich war um ½9 wieder in Gravenstein, und da es ziemlich gewiß war, daß es zu nichts kam, so ritt ich weiter über Atzbüll, Fischbek, Laygaard nach Quars und hatte so unsere ganze Vorpostenaufstellung beritten und mir die genaueste Kenntniß davon verschafft. Es war ein tüchtiger Ritt, von dem ich so müde nach Hause kam, daß ich am Nachmittag recht sanft geschlafen habe, was auch schon deshalb nicht abzuweisen war, weil man auf Vorposten nie wissen kann, ob und wann man wieder schlafen kann.

Gestern Abend, als ich noch nicht lange zu Bette gegangen war, schien es, als sollte meine Vorsicht Früchte tragen. Es ging um 11½ Uhr die Meldung ein, es sei in Seegaard Alarm geschlagen, doch sei nichts weiter mehr zu hören. Unter diesen Umständen ließ ich nicht auch alarmiren, sondern wartete, welche Nachricht die nach Seegaard abgeschickte Patrouille bringen würde. Diese ist um 1 Uhr zurückgekehrt. Die Alarmirung hatte stattgefunden infolge einer sich als unbegründet erwiesenen Meldung einer Husarenpatrouille, es rücke Infanterie auf der Straße von Apenrade vor. Ich glaube, daß man Unrecht thun würde dies zu rügen, besser einmal zu viel, als zu wenig alarmirt.

Das Zurückgehen der Armee aus Jütland hat nicht bloß auf uns, sondern auch auf den deutschgesinnten Theil der Bevölkerung einen üblen Einfluß gehabt. Eine Menge deutscher Familien, die den Haß der Dänen und infolge dessen eine Arretirung zu fürchten hatten, sind aus Hadersleben und Apenrade geflüchtet, theilweise wollen sie nach Frankfurt a. M., um dem Bundestage ihre Klagen vorzubringen und seinen Beistand anzurufen. Auf Holstein scheint die gute Wirkung hervorgebracht zu sein, daß man mehr Truppen organisiren wird. Diese Maßregel kommt etwas spät und kann kaum Früchte tragen, indeß wird damit doch der Skandal aufhören, daß so viele waffenfähige Männer mit übereinandergeschlagenen Armen zusehen, wie wir Krieg spielen, und als ginge sie dies ganz und gar nichts an. Alles indeß hilft nichts, wenn wir nicht gleichzeitig eine Art Marine bekommen; ohne diese sind wir fortwährend den Chikanen der Dänen ausgesetzt, ohne ihnen selbst beikommen zu können, und dies ist ein fatales Gefühl. Ob die

Politik uns einen geeigneten Alliirten schaffen wird, oder wir ferner auf unsern eigenen Beinen stehen müssen, das ahnen wir kaum, so wenig wissen und erfahren wir, was in den höheren Regionen vorgeht; es scheint, daß wir selbst militärisch nicht immer orientirt sind. — — — — Die in den Jahren 1813 bis 15 oft gehörten Klagen der höheren Befehlshaber, daß das Armee-Kommando zu geheimnißvoll sei, erneuern sich auch hier. Gewiß kann hier zu weit gegangen werden, alles läßt sich aber auch nicht mittheilen, weil ohnedies genug geschrieben wird und sonst kein Ende wäre.

K. Q. Quars, den 4. Juni 1848.

Ich habe meinen Bericht vom heutigen Tage mit der ersten Hälfte diplomatisch geschlossen, weil die zweite Hälfte wie eine Familienangelegenheit nur im engsten Kreise behandelt sein will. Was ich nämlich noch zu sagen habe, betrifft das meiner Führung anvertraute Regiment, dessen richtige Führung mir um so mehr am Herzen liegt, da ich weiß, was in ihm liegt, was es daher werden kann, wenn es richtig geleitet wird. Das ist aber gar nicht so leicht, wenn man es mit einem Truppentheil zu thun hat, von dem abwechselnd bald mit zu großer Strenge, bald zu wenig gefordert ist, wo durch den Wechsel der Kommandeure Sprünge von der größten Strenge zur größten Nachsicht vorkommen, von Spannung zum Sichgehenlassen vorgekommen sind. Vom ersten Tage fiel mir die wenige Anspannung, das Mitsprechen, das nicht lebhafte Eingreifen der Chargen, wenn von oben etwas befohlen wurde, und demgemäß die langsamen Erfolge auf. Ich wurde nicht müde, dagegen durch Wort und That, Ernst und Ueberzeugung anzukämpfen, und die Erfolge blieben nicht aus, konnten auch bei dem guten Material, welches in dem Offizierkorps und in den unteren Chargen sich darbot, nicht ausbleiben, aber es war noch lange nicht das, was ich wünschte und unerläßlich hielt; es war immer, wenn ich etwas wollte, als griffe ich nach einem Aal, der mir unter den Händen entschlüpfte. Das lässige Wesen schrieb ich auf die Trägheit der Pommern, die allerdings karakteristisch ist, ich glaubte indeß nicht, daß ich hier mehr als dies, nicht, daß ich ein Widerstreben zu überwinden haben würde. Darüber sehe ich nun freilich klar, und da ich auch, wie das Folgende darthun wird, wenn auch nicht auf geebneter Bahn, doch über diesen Berg glücklich gekommen bin, so bin ich ganz beruhigt über alles, was noch kommen kann. Das Regiment ist mir jetzt um 100 Prozent lieber, weil ich es um ebensoviel besser geworden erachte.

Doch ich muß wohl endlich zur Sache kommen, wobei ich indeß etwas weit ausholen muß.

Das Regiment hatte früher einen Major — wie es unzweifelhaft, ein schwacher Mann — dem das 2. Bataillon den Spitznamen Taube gegeben hatte,

und nun gurrten und garrten die einzelnen Leute, wenn ihnen etwas von ihrem Major nicht nach ihrem Sinn war, und obgleich dies im Regiment ganz bekannt war, so hatte man die Schwäche und so falsche Begriffe von Disziplin gehabt, daß man diese Indisziplin ruhig hatte einreißen und fortdauern lassen. Dieser Major ist nun zwar fort, aber den Leuten war die Ungezogenheit geblieben und sie hatten kaum eine Ahnung, daß darin ein Unrecht liege, denn Niemand hatte es ihnen gesagt. So war es denn dahin gekommen, daß sie glaubten, es stände ihnen zu, ihre Mißbilligung durch die ihnen bisher durchgegangenen Töne auszudrücken. Ich hatte von diesem Allen gar keine Ahnung, in neuester Zeit fiel mir indeß auf, daß ich beim Passiren des Regiments auf Märschen so oft den Ton „gurr" hörte, und ich glaubte am Ende, daß dies meinem unruhigen Pferde gälte, ich legte darum kein Gewicht darauf, glaubte auch, daß das Ignoriren einer kleinen Ungezogenheit das Beste wäre. Dabei stand in mir ebenso fest, daß, wenn mehr dahinter stecke, so wolle ich die Sache aufs ernsteste anfassen. Ich wartete daher nur auf den geeigneten Moment, und dieser fand sich bei Apenrade, als dort geruht wurde, die Leute zügellos ins nächste Gehöft liefen, sich Lebensmittel daraus verschafften, Niemand im Regiment ernsthaft eingriff, und mir die Aufgabe blieb der Unordnung zu steuern. Ich faßte gleich einen Menschen, der mit einer bedeutenden Quantität Butter ankam, die ihm angeblich geschenkt sein sollte. Daran knüpfte ich an; der Kompagnie-Kommandeur mußte mit diesem Mann nach dem Gehöft gehen, die Sache zu untersuchen. Es ergab sich wirklich, daß die Butter geschenkt worden war. Dagegen läßt sich kaum annehmen, daß alles, was aus diesem Gehöft angebracht wurde, ebenfalls geschenkt worden war, und immer blieb das Hinlaufen ohne Ordnung und Erlaubniß zu rügen. Dies that ich denn auch, und hier hörte ich beim 2. Bataillon wieder die bekannten Zeichen der Mißbilligung. Ich nahm nun sofort die Stabsoffiziere, Kompagnie-Chefs und Kommandeure zusammen, rügte die stattgehabte Unordnung, das Nichteingreifen seitens der Genannten und kam endlich zum indisziplinarischen Verhalten der Leute des 2. Bataillons. Ich verbot aufs entschiedenste den gehörten Ton und machte die Kompagnie-Chefs für die Aufrechterhaltung der Disziplin verantwortlich. Bald darauf wurden die Gewehre in die Hand genommen, das Regiment folgte an der Queue der Brigade, ich war daher außer dem Bereich der andern Truppen. Das Nächste war, daß ich in das 2. Bataillon hineinfuhr, welches mit einiger Unruhe an die Gewehre ging, woran ich andere Erinnerungen anknüpfen konnte. Schon dies wirkte, es herrschte eine lautlose Stille, das Bataillon trat in größter Ordnung an, nicht ein Ton war zu hören, bei der 6. Kompagnie husteten indeß einige Leute beim Vorbeigehen, ich brachte sie mit der einfachen Erinnerung „daß ich Euch den Husten nicht vertreibe", zur Ruhe. Das 1. Bataillon folgte dem 2. in gleicher Stille und Ordnung.

Als ich indeß von der Queue nach der Tete wieder langsam vorritt, hörte ich im 7. Zuge der 4. Kompagnie in der ersten Sektion wieder den gerügten Ton. Ich drehte mich sofort um und fragte: „Wer ist das gewesen?" Nicht der vor der Sektion gehende Offizier noch der Unteroffizier, der auf dem Flügel marschirte, noch irgend ein Mann wollte etwas gehört haben. Während ich noch darüber inquirire, höre ich denselben Ton in der zweiten Sektion. Ich kündige dem Zuge sofort an, daß, wenn ich nicht vor dem Einmarsch in das nächste Kantonnement die Leute, welche ungezogen gewesen, erführe, so solle der ganze Zug ohne Stroh und Holz biwakiren. Hiermit ritt ich weiter vor. Bei der 2. Kompagnie hörte ich ganz sacht mehrere Male denselben Ton, ich sagte darüber einstweilen nichts. Bei der 8. Kompagnie machte sich ein Zug durch Husten bemerkbar; ich diktirte ihm, nachdem ich diese Jungenwirthschaft in ernsten Worten gerügt, daß er, ins Kantonnement angekommen, erst eine Stunde später einquartieren solle. Wir hatten an diesem Tage, wie ich schon geschrieben, einen Marsch von 15 und mehr Stunden. Der Chef der 8. Kompagnie kam später mit Genehmigung seines Bataillons-Kommandeurs an mich heran und bat mich, die Strafe seinen Leuten zu erlassen, da sie nichts Uebles im Sinn gehabt. Ich konnte darauf nur entgegnen, daß, wer so lange wie ich, mit den Soldaten in Berührung gewesen, der kenne auch jeden seiner Ausdrücke, und darum verbliebe es bei meiner Bestimmung; auf wiederholtes Bitten um Erlaß gewährte ich zwar diesen nicht, sondern gestattete nur, daß die Strafe nicht heute, sondern am andern Tage morgens von 8—9 vollzogen werden dürfe; wobei ich ausdrücklich den Leuten zu sagen auftrug, daß sie dies nur der Verwendung ihres Kompagnie-Chefs zu danken hätten.

Am Abend gegen 8 Uhr traf das 1. Bataillon bei Bommerlund ein. Hier ließ ich die 2. Kompagnie und den Zug der 4. Kompagnie vor dem Dorfe halten, gab der ersteren eine ernste Erinnerung und entließ sie dann, den zweiten aber forderte ich auf, den Inkulpaten freiwillig oder durch Anzeige zu nennen. Da sich während 10 Minuten Niemand meldete, so befahl ich, daß der Zug nicht einquartiert würde, sondern ohne Holz und Stroh biwakiren solle, nur dem Offizier ließ ich beides reichen. Am andern Morgen ließ sich der Offizier krank melden und mußte abgelöst werden. Ich ließ den Zug nochmals, wie am Tage vorher, auffordern, mit dem Bedeuten, daß, wenn dies fruchtlos sei, sie weder rauchen dürften, noch Branntwein bekommen würden. Diese Strafe mußte vollzogen werden, da die Aufforderung zunächst fruchtlos blieb. Erst als der den Erkrankten ablösende Offizier jenes Stelle eingenommen hatte, gelang es seiner verständigen Behandlung, den Inkulpaten zu ermitteln, der mir zugeschickt wurde. Es war, wie so oft und in den meisten solchen Fällen, vielleicht der dummste Kerl von allen, der mir unter Thränen seine Reue bezeigte. Es kam hier darauf an, ein, wie es schien, nicht vorhandenes Vertrauen zu den Vorgesetzten zu

wecken. Ich ließ deshalb den Zug sofort in die Quartiere rücken und entließ auch den Inkulpaten ohne Strafe, nur mit einer ernsten Erinnerung. Bald darauf war ich indeß gezwungen, eine neue Strafe zu verfügen. Indem ich bei einem Quartier der 1. Kompagnie vorbei gehe, höre ich zu verschiedenen Malen den verpönten Ton. Ich ließ sofort den Kompagnie-Chef kommen und befahl, daß jenes Quartier, beiläufig gesagt, die halbe Kompagnie, ins Biwak rücken solle. Dies geschah. Es dauerte indeß nicht lange, so wurde mir ein Inkulpat zugeschickt. Nach meiner Meinung mußten es mehrere sein, indeß hier genügte auch einer, aber Strafe mußte eintreten; ich diktirte deshalb 5 Tage strengen Arrest durch Anbinden an einen Baum und Entziehen des Tabak und Branntwein. Diese Strafe wurde auch exekutirt.

Diese stete Wiederholung einer einmal verbotenen Ungezogenheit sprach für eine tiefeingewurzelte Indisziplin und über falsche Ansichten über Disziplin beim Offizierkorps. Ich versammelte daher dasselbe in Bommerlund und Weibek und hielt ihm vor, was geschehen, namentlich auch bei Apenrade, was es dabei selbst, sowohl früher wie jetzt, verschuldet habe, und forderte es zu seiner Pflicht mit dem Hinzufügen auf, daß ich auch nicht ein Haar breit von dem betretenen Wege abweichen und die Disziplin mit der Strenge, die mir nothwendig schiene, und ohne Rücksicht auf Zeitansichten, die für mich nicht vorhanden wären, handhaben würde. Ich würde daher, wie ich jetzt hätte Züge, nöthigenfalls künftig Kompagnien, Bataillons, ja das ganze Regiment in gleicher Weise biwakiren lassen, überhaupt mit Strenge zu Zucht und Ordnung anhalten, bis diese, die ich gänzlich vermisse, und ohne welche alles Gute, was im Regiment wäre, für mich keinen Werth hätte, wieder darin wären. Endlich sprach ich mich noch dahin aus, daß ich nie um die Gunst meiner Untergebenen gebuhlt hätte, es auch hier nicht thun, sondern einfach die Gesetze walten lassen würde, daß ich aber unter diesen Umständen, und bis mir von dem Theil, der gefehlt habe, nicht Reue und Umkehr gezeigt würde, mich nicht mit Freuden an der Spitze des Regiments sehen könne, daß ich aber erwarte, daß mir diese Reue und Umkehr gezeigt, und nicht Nachsicht von mir erwartet werden würde, und daß ich das Offizierkorps auffordern müsse, seine Wirksamkeit nach diesem Ziele zu richten. Dies Alles hat erfolgreich gewirkt. Die 1. und 2. Kompagnie haben förmlich ihr Unrecht bekannt, aber auch alle andern Kompagnien sind wie umgewandelt. Der nächste Marsch des Regiments von Bommerlund hierher geschah anfänglich in tiefem Schweigen, es war, als wenn eine Beschämung auf ihm lastete, Alles hielt mehr als je Ordnung aufrecht, und nicht ein ungezogener Ton wurde hörbar. Ich hatte übrigens auch vorher noch die Gelegenheit wahrgenommen, den Leuten selbst meine Ansichten auszusprechen. So habe ich zur 1. und 4., wie früher zur 2. und 3. gesprochen, dabei ihnen den vollen Ernst neben zulässigem Wohlwollen gezeigt, und ich bin nun fest überzeugt,

daß nie wieder etwas der Art vorfallen wird, und daß ich das Regiment ganz in der Hand habe. Den Offizier der 4. Kompagnie, der sich hatte nach dem Biwak krank melden lassen, habe ich ebenfalls verdientermaßen persönlich zurechtgewiesen und sein Verhalten als ein schwächliches und tadelnswürdiges vor dem Offizierkorps hingestellt; ich bin ganz sicher, es wird sich Niemand mehr eine solche Zurechtweisung zuziehen.

K. O. Baurup, zwischen Apenrade und Sonderburg,
den 8. Juni 1848.

Du wirst recht nach ausführlicher Nachricht über die letzten Ereignisse verlangt haben, ich habe es aber bis heute bei den wenigen Bleistift-Worten bewenden lassen müssen, die ich Dir am frühen Morgen des 6. auf der Wahlstatt geschrieben habe, da mir zu mehr bisher die Zeit fehlte. Ich befinde mich nämlich seit gestern, wo wir um 5 Uhr von Satrup aufbrachen, um wieder Kantonnirungen zu beziehen, angeblich im Repli der Vorposten, in der That aber auf Vorposten selbst; Front gegen den Feind von Apenrade, wo in diesem Augenblicke 1 Fregatte, 2 Dampfschiffe und 2 Kanonenboote der Dänen kreuzen, und, wenn es ihnen gefällig, Truppen ans Land setzen können, da von hier bis zum Strande keiner der Unsern steht. Unter diesen Umständen war es denn doch nöthig, sich im Terrain genau umzusehen, schon um Andere eben dazu zu vermögen; auch mußte der linke Flügel unserer eigentlichen Vorpostentruppen aufgesucht werden, der nach einer, wie mir scheint, sehr alten Karte nach Orten dirigirt war, deren Namen hier auf dem ganzen Erdenrund kein Mensch mehr kannte; ich war daher ganz im Unklaren, wo dieser in seiner Ulyssesfahrt begriffene Flügel sein mochte, da er hierher nicht geschickt hatte. Zu diesen Entdeckungen hatte ich mir den Major v. Clausewitz, der das hiesige Bataillon, den Rittmeister von der Lippe, welcher die hier kantonnirende Eskadron des 3. Husaren-Regiments kommandirt, und meinen Adjutanten beigesellt. Der gestrige Nachmittag reichte gerade aus, um eine nothdürftige Vorposten-Aufstellung zu ermitteln; am heutigen Vormittag ist auf meinem abermaligen Umritt der linke Flügel der Vorposten (12. Regiment) entdeckt, und nun ist alles fest bestimmt; aber es war auch Zeit, da, wie oben gesagt, die Herren Dänen nicht haben auf sich warten lassen. Nächst diesem nothwendigsten Geschäft war Korrespondenz zu erledigen und ist auch der Bericht über die Theilnahme des Regiments an dem Gefecht am 5. anzufertigen, was auch heute noch geschehen soll, so daß ich nur die Zeit finde, um wenigstens die Einleitung zu diesem Bericht zu schreiben.

Den 9. Am 4. abends saß ich in größter Gemüthlichkeit nach eingenommenem Abendbrod mit meinen Quartiergenossen zusammen, als ich um 10 Uhr durch eine Husarenordonnanz zum General v. Bonin beschieden wurde. Daß es etwas Wichtiges sein mußte, war mir gleich außer Zweifel,

doch waren meine Gedanken nicht gerade auf Kampf gerichtet. Es war zum andern Tage eine große Parade zu Ehren des Geburtstages des Königs von Hannover für die Truppen des 10. Bundeskorps angesetzt, woran auch ein paar Bataillone Preußen, jedenfalls nicht die des 2. Regiments, theilnehmen sollten, es konnte hierin etwas geändert sein. General v. Bonin sagte mir, die Parade sei anders angeordnet, sie solle nicht bei Holebüll, sondern bei Quars statthaben und auch das 2. Infanterie-Regiment daran theilnehmen. Wenn einem so etwas im Frieden gesagt wird, so rührt einen fast der Schlag, weil man sich sagt, es ist ja nicht möglich proper zu erscheinen. Hier ließ mich dies Bedenken ganz ruhig, es war faktisch unmöglich etwas zu bessern, die Kompagnien konnten zum Theil erst um 12 Uhr den Befehl bekommen; ich sagte daher mit der höchsten Ruhe, daß ich das Erforderliche sofort anordnen würde, aber natürlich nicht parademäßig kommen könne. „Na", sagte der General, „ich will Sie nicht täuschen, aber Sie dürfen Niemand etwas sagen; es ist morgen keine Parade, aber wir greifen die Dänen morgen an und marschiren über Feldstedt, Baurup, Ulderup, Satrup, es wäre ein Spaß, wenn wir den Brückenkopf nähmen." „Den Brückenkopf?" fragte ich. „Ja", ist die Antwort, „wir müssen mit den Dänen zugleich eindringen."

Ich bitte dies zu behalten, weil später darauf zurückgekommen werden wird. Ich ging nun eilends zu Hause, es war mittlerweile ½11 Uhr geworden, und eigentlich war ich in großer Verlegenheit. Ob man sich zur Parade oder zum Gefecht einrichtet, ist ein großer Unterschied; ich mußte eine Parade ansagen, und doch lag alles daran, daß man gefechtsfähig erschien. Ich habe meinen erlassenen Befehl beigefügt, woraus Du ersehen kannst, wie ich mich durchgewunden habe.*) Es ist darin ein Punkt, das Zusammen-

---

*) Regiments-Befehl: Morgen früh 9 Uhr hat das Regiment große Parade bei Quars und steht zu dem Ende schon um ½9 Uhr in Sektions rechts abmarschirt auf dem Wege von Quars nach Feldstedt, mit der Queue des 2. Bataillons am Ausgange von Quars. Sowie die Bataillone stehen, setzen sie, die linke Seite des Weges freilassend, die Gewehre zusammen und lassen die Leute austreten. Es tritt alles wie zum Gefecht ein. Die Wachen werden um 4 Uhr eingezogen. Die Bataillone werden verantwortlich gemacht, daß bei der Bagage genau die von mir befohlenen Kommandirten verbleiben. Es braucht am Lederzeug nichts geputzt zu werden, das Parademäßige wird vielmehr in der strikten feldmäßigen Ausrüstung gefunden werden. Man wird sich, wie mir bekannt, namentlich überzeugen, ob jeder Mann seine Portion einschl. Fleisch für den einen Tag bei sich, 20 Patronen in der Tasche und 40 im Tornister hat. Die Kompagnien haben daher ihrerseits sich zu vergewissern, daß hieran nicht das Geringste fehlt.

Ich mache bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß eine nicht kleine Zahl Zündhütchen zusammengedrückt ist und in diesem Zustande nicht auf das Piston geht. Solche Zündhütchen sind mit einem Stück Holz oder dergleichen bis morgen wieder aufzuweiten und ersuche ich, dies ja nicht als Nebensache zu betrachten. Die Bagage des 2. Bataillons fährt neben der des 1. Bataillons, welche gleichfalls mit der Bespannung zu versehen ist und vollständig gepackt sein muß, hier in Quars auf. Die Rechnungs-

drücken der Zündhütchenkapseln, erwähnt, auf den ich besonders aufmerksam mache, da meines Wissens bei den Friedensübungen dies in solcher Weise nicht vorgekommen ist, daß fast jedem Zündhütchen wieder Façon gegeben werden mußte. Nachdem ich diesen Befehl in die Welt geschickt hatte, eilte ich zur Ruhe. War es mein schweres Deckbett, oder war es Gemüthsruhe und Vertrauen zu dem, der mich bisher durch alle Gefahren glücklich geleitet hatte, kurz, ich schlief fest und ruhig bis zum andern Morgen.

Schon ehe wir ausrückten, marschirten Truppen aller Waffen durch mein Kantonnement, was natürlich manchen befremdete, andere hatten zwischen den Zeilen meines Befehls zu lesen verstanden und erwarteten, was später eintraf.

Die Linien-Brigade war um ½10 Uhr bei Laygaard versammelt und trat um ¾10 den Vormarsch, nicht über Feldstedt, sondern, um näher zu gehen, über Ulderup an. Das 2. Regiment, eine Batterie zwischen sich, bildete das erste Treffen und gab die Avantgarde. Ich bestimmte dazu die vier Schützenzüge des 1. Bataillons, ein Zug Schützen, ein Zug Husaren wurden beigegeben. Hauptmann Graf Rittberg führte die Avantgarde, von welcher bald ein Zug als Partikular-Bedeckung zur Batterie abgegeben wurde. Die Bataillone traten den Marsch in Reihen aus der Mitte an, da der Weg eine breitere Front nicht gestattete. Die Truppen des 10. Bundeskorps hatten unsere Vorposten bei Gravenstein abgelöst, welche letztere als eine Zwischenkolonne zwischen jener und unserer Kolonne gegen den Feind vorgingen.

Schon um 11½ Uhr war das auf dem rechten Flügel unserer vereinigten Armee eröffnete Gefecht zu hören, und da die Dänen vortrefflich durch Spione bedient sind, daher als gewiß anzunehmen war, daß sie unsern Vormarsch kannten, so war für uns kaum auf ein bedeutendes Gefecht zu rechnen. Da man aber ein Resultat wünschte, so ist mir nicht klar, warum man uns Preußen erst um ¾10 Uhr in Bewegung setzte, man hätte ganz gut ein paar Stunden früher aufbrechen können. Erst als wir gegen Satrup ankamen, schien es, als würden wir etwas zu thun bekommen. Ich bestimmte die Avantgarde gerade gegen den Eingang des Dorfes auf der Hauptstraße vor, die 3. Kompagnie das Dorf links, die 2. dasselbe rechts zu umgehen, die 1. und 4. Kompagnie bildeten, der Avantgarde folgend, die erste Sturmkolonne. Es zeigte sich bald, daß wir uns zu einem Lufthieb ausgelegt hatten, es war kein Feind da; das 1. Bataillon wurde wieder nach der Hauptstraße zusammengezogen, die 3. Kompagnie aber, welche in einem etwas weiten Bogen links gegangen, war zunächst nicht abzulangen und stieß erst später wieder bei Rackebüll zum Bataillon.

Vor diesem Dorfe angekommen, eigentlich bald nach dem Passiren von Satrup, sollte, obgleich schon ein größerer Halt gemacht war, abermals ge-

führer sind und bleiben dabei. Es bleibt also kein Mann im Kantonnement zurück und dürfen auch keine Sachen zurückgelassen werden. Die vom 2. Bataillon vorgehabte Arbeit cessirt selbstredend. v. Steinmetz.

halten werden; es hieß, die Truppen seien ermüdet. Ein solcher Halt hätte auf die rechts von uns im Gefecht begriffenen Bundes- und preußischen Truppen einen moralisch üblen Eindruck machen müssen, sie würden sich leicht gesagt haben, wir wollten nicht anbeißen, ihnen die Schwere des Kampfes allein überlassen. Nächstdem, wenn ein Erfolg zu hoffen, so wurde dieser am sichersten durch unser möglichst frühes Eingreifen in das Gefecht erreicht. Noch schien es möglich, daß wir des Feindes rechte Flanke, obgleich er sich ziemlich schnell abzog, würden fassen können. Alle diese Verhältnisse ließen sich und lassen sich nur bei den Vortruppen erkennen, bei uns war auch Niemand, selbst unser gemeiner Soldat, den ich zur Ausdauer mit Hinweisung auf die wahrscheinlichen Erfolge ermahnt hatte, zweifelhaft, was zu thun. Jeder fühlte, es müsse vorgegangen werden, und war dazu bereit. In den hinteren Theilen der Marschkolonne kann es anders ausgesehen haben, darum war aber, was vorne nöthig schien, nicht unausführbar. Statt jeden Wunsch, den Truppen Ruhe zu gönnen, zu berücksichtigen, hätten hier die Truppenführer mit Ernst darauf hingewiesen werden sollen, daß nun, wo man in den Gefechtsbereich gekommen, nicht Zeit zur Ruhe sei, sondern alle Kräfte zum Schlagen aufgeboten werden müßten, schon allein aus Waffenbrüderschaft gegen die im Gefecht begriffenen Truppen. Nach meiner Meinung wird viel zu wenig von den Truppenführern (bis inkl. Bataillons-Kommandeuren) gefordert, sie werden zu wenig zur Verantwortung gezogen, wenn ihre Truppe nicht das leistet, was sie unter Umständen — und das übersteigt allerdings zu Zeiten das Gewöhnliche sehr — leisten muß. Darum wird auch nicht geleistet, was unter anderen Verhältnissen geleistet werden würde. — Die Leute warten viel zu viel auf Befehle, als ob alles befohlen werden könnte und nicht in den obwaltenden oder eingetretenen Verhältnissen oft aufs deutlichste der Befehl, was eine tüchtige Truppe thun muß, läge. Ein paar solche Truppenführer hinter die Front oder besser nach Hause gejagt, ein paar tüchtige Männer aus den unteren Chargen extraordinär an die Spitze der Truppen gestellt, und es wird Außerordentliches geleistet werden. Dann wird alle Weichlichkeit, alle Unentschlossenheit, alles „Hände in den Schooß legen" aufhören, man wird handeln, und im Kriege kommt es nicht immer darauf an, daß immer das Beste geschieht, sondern daß jeder etwas thut, um dem Feinde zu schaden.

Wäre so auf unserm Marsche verfahren worden, so würde nicht geschehen sein, was eintrat. In Satrup wurden die gerade darin befindlichen Truppen angehalten und ihnen zu ruhen befohlen. Allerdings wurde der Befehl auch gleichzeitig an die Avantgarde und bis zur Tete geschickt, hier erwies es sich aber doch nicht als zweckmäßig und erwünscht. Der General v. Bonin meinte zwar, es müsse gehalten werden, die Truppen seien ja ganz auseinander, und in der That mußte, wie verfahren worden, die Marschkolonne zerrissen sein. Es wurde daher auch eine Zeit lang gehalten; der

Major Graf Oriola vom Generalstabe des General v. Wrangel, im besonderen Vertrauen des letzteren, daher faktisch die Seele der Operationen, was auch aus einer noch später anzuführenden Aeußerung des General v. Stockhausen hervorgeht, kam an die Tete der Avantgarde und gab hier seine Zustimmung zum Weitermarsch, weil er wohl hier die Nothwendigkeit erkannte. Ob darauf auch die hinten ruhenden Truppen in Bewegung gesetzt wurden, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln, da ich wenigstens später mein 2. Bataillon, welches der hinter dem 1. Bataillon marschirenden Artillerie hätte folgen sollen, nicht fand und vergeblich theils selbst suchte, theils suchen ließ; es war nämlich zuerst weit zurück und wurde dann, ohne daß ich darüber etwas erfuhr, in anderer Richtung verwandt.

Doch ich will nicht weiter den Begebenheiten vorauseilen, indem ich die Beschreibung des Marsches von Satrup an wieder aufnehme. Nachdem ich mich mit der Avantgarde und dem 1. Bataillon (ich glaubte, daß alles Uebrige auch folge) von diesseits Rackebüll wieder in Marsch gesetzt hatte, während der Feind rechts von uns vor Düppel Position genommen, kam endlich der Moment zur Wirksamkeit. Ich detachirte die 2. Kompagnie in des Feindes rechte Flanke, er zog sich, obgleich derselbe sehr überlegen, dennoch eiligst nach Düppel zurück. Unterdeß war meine Avantgarde durch Rackebüll passirt, und bekam am jenseitigen Ausgange die Weisung, den Weg rechts nach Düppel einzuschlagen. Mir wurde von dieser Verwendung nichts bekannt, und als das nach Abzug der Schützen und der detachirten 2. Kompagnie, und da die 3. Kompagnie am Osteingang von Rackebüll glücklicherweise angelangt war, nun ca. zwei Kompagnien starke erste Bataillon gleichfalls hier eintraf und Befehl bekam, nicht auch rechts, sondern auf dem Hauptwege geradeaus zu marschiren, befand es sich ohne Avantgarde, die nun aus der 3. Kompagnie formirt wurde. Der Marsch wurde eine halbe Stunde weiter, immer in der Voraussetzung, daß die Marschkolonne im Zusammenhang sei, fortgesetzt und das Gehöft Surlükke erreicht, welches nahe an der Meerenge liegt, welche die Insel Alsen von Schleswig scheidet, und am Fuße der Höhen vor Sonderburg, auf welchen die Dänen eine starke Position durch Anlage eines Brückenforts und vorgeschobener Schanzen eingerichtet und jetzt eingenommen hatten. Hier traf das Bataillon etwa um ½2 Uhr ein. Ihm gegenüber zeigten sich in der Front etwa zwei Bataillone Dänen, welche ein 4—500 Schritt entferntes Gehöft besetzten. Dagegen schlich 1 Unteroffizier und 1 Musketier heran, und mit zwei Gewehrraketen stand es in hellen Flammen. Die Dänen liefen schleunigst heraus, und da das Terrain hier eine Annäherung nicht begünstigte, so blieben sie in der Front in ehrerbietiger Entfernung ab. Dagegen fuhren ein paar dänische Geschütze mehr rückwärts auf und feuerten gegen Surlükke. In der rechten Flanke lag die Hauptposition der Dänen, und hatten sie gegen Surlükke Schützen vorgeschoben, wogegen von unserer Seite gleichfalls Schützen vorgeworfen und sehr günstig

aufgestellt wurden. Es entspann sich nun hier ein bis zum Abend dauerndes ununterbrochenes Schützengefecht, wobei wir, ich glaube, nur zwei Verwundete hatten. Auch das in der Position der Dänen befindliche Geschütz schwersten Kalibers that nicht uns, sondern später der etwas mehr zurückstehenden halben reitenden Batterie, der es einige Pferde tödtete, Schaden. Endlich wurde das Bataillon auch noch von der linken Flanke von einer Strandbatterie auf der Insel Alsen und von einem herangekommenen Kanonenboot beschossen. Von der ersteren wurden Bomben geworfen, größtentheils 80=Pfünder, die einen Ton hatten als wie ein Brummkreisel der bekannten größten Art, in der Regel aber in der Luft mit gellendem Tone platzten und gar keinen Schaden thaten. Das 1. Bataillon, eigentlich hier nur zwei Kompagnien stark, wurde demnach von drei Seiten von Batterien beschossen und beworfen und hatte in jedem Augenblick einen Angriff von vierfach überlegener Infanterie zu gewärtigen. Die Lage schien daher um so bedenklicher, da der ganze Rückweg von einer halben Stunde nach Rackebüll aus der Position der Dänen vom Wasser her unter dänischem Artilleriefeuer lag, unsere halbe Haubitzbatterie wegen Beschädigung später abfahren mußte und kein Mann der Unseren zur Unterstützung bereit stand. Unter solchen Umständen hatte ich gleich von Hause aus das weitere Vorgehen von Surlükke eingestellt und nur befohlen, sich darin aufzustellen und zu behaupten, bis von der Brigade weitere Befehle eingehen würden. Es war verzeihlich, daß mir die exponirte und avantürirte Stellung des Bataillons vorgehalten wurde, aber es war meine innerste Ueberzeugung, daß Zurückgehen schlimmer war als Stehenbleiben, ich schlug daher alle Vorstellungen damit nieder, es falle ja trotz der ungünstigsten Lage, Dank sei es den höchst vortheilhaften Terrainverhältnissen, nicht ein Mann. Dies wirkte, man gewann wieder Vertrauen, und so hat das Bataillon 5 Stunden, allerdings unter denselben bedenklichen Verhältnissen, ausgehalten und so gut wie nichts verloren.

Nachdem ich das Bataillon in gehöriger Haltung sah, ritt ich aus, nach dem 2. Bataillon zu sehen, welches ich jetzt mit einigem Schreck vermißte, und um unter diesen Umständen Befehle von der Brigade zu erbitten. — Das 2. Bataillon war auf dem ganzen Wege nach Rackebüll, wo ich von Infanterie= und Artilleriefeuer begrüßt wurde, nicht zu sehen. Bei Rackebüll traf ich den Fürsten Radziwill, als ich nach Surlükke zu geritten, meinen Adjutanten vergeblich weiter nach Befehlen ausgeschickt hatte und zum zweiten Male selbst wieder ausgeritten war. Er hielt hier mit den beiden Musketier=Bataillonen des 20. Regiments und der Pionier=Kompagnie. Später erfuhr ich, daß die Batterie des Hauptmann v. Decker in Satrup (6 Geschütze) hatte zurückbleiben müssen, alles übrige war bei Düppel im Gefecht, welches in unsern Händen war; die Dänen hatten sich auch hier eiligst zurückgezogen. Namentlich hatten hier die Schützen meines 1. Bataillons, zwei Schützenzüge des 2. Bataillons und meine 2. Kompagnie mit Erfolg gefochten. Die

Dänen, welche hiergegen mit Bataillonsmassen vorgingen, entwickelten keine Bravour, indem sie im fernen Schützenfeuer schon wieder umkehrten. Sie wurden durch ihre auf den Höhen von Sonderburg postirte Artillerie schwersten Kalibers kräftig aufgenommen, und das Gefecht kam hier um $4^1/_2$ Uhr zum stehen und wurde eine Stunde fast nur durch Artillerie unterhalten. Unsere Artillerie, viel schwächeren Kalibers, hatte einen sehr ungleichen Kampf zu bestehen, ein Angriff zweier dänischer Bataillone wurde gegen 7 Uhr abgeschlagen; unsere Artillerie erlitt aber mehrfache Verluste durch die des Feindes, und es war nahe daran, daß ein Geschütz der Batterie des Lieutenant Lübecke, welches die Bespannung verlor, bei dem bald eintretenden Rückmarsch stehen gelassen werden mußte. —

Der Fürst, dem ich in diesem Zeitabschnitt die Verhältnisse meldete, in welchen sich mein 1. Bataillon befinde, und daß ich nicht wüßte was geschehen solle, wollte, daß ich zurückgehen lassen solle. Ich stellte dagegen vor, daß dies einen ungünstigen Eindruck auf die im Gefecht bei Düppel befindlichen Truppen mache, daß die Dänen gleich nachfolgen würden und daß am Ende dadurch größere Verluste herbeigeführt würden, als wenn das Bataillon trotz seiner avantürirten Stellung bliebe wo es sei. Der Fürst entgegnete, daß, wenn ich dafür einstehen wolle, daß das Bataillon nachher zurückkommen könne, so möge es noch dableiben. Eben wollte ich weiter nach Düppel zum General v. Bonin reiten, als dieser zurückkam und mir mittheilte, man wolle nicht weiter vor und bis zum Abend sich behaupten und dann mehr zurückgehen. Ich sah, daß zwischen dem Fürsten und dem General v. Bonin eine große Mißstimmung herrschte, und diese hatte schon den ganzen Tag einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Unternehmung ausgeübt. Der Fürst scheint der Ansicht gewesen zu sein, daß man bei Satrup halten und dem Feind nicht weiter folgen müsse; dies soll auch die Idee höher hinauf gewesen sein, doch kann ich das nicht glauben, da Graf Oriola ja selbst das weitere Vorgehen angeordnet hat. General v. Stockhausen dagegen hat, wie mir der Hauptmann Delius noch gestern mittheilte, zu General v. Bonin noch während des Marsches gesagt, unser ganzes Vorgehen sei Unsinn, allein er werde nicht gefragt, er habe keinen Einfluß. Dies bestätigt, was schon früher über die Stellung des Grafen Oriola gesagt ist. Wer nun das Vorgehen gegen die so feste Position von Sonderburg, die durch zahlreiches und sehr schweres Geschütz noch verstärkt war, angeordnet hat, muß ich dahingestellt sein lassen, genug, es fand statt, und da es stattfand, so war es nicht gut, daß dem General v. Bonin eine Batterie ohne sein Wissen auf andern Befehl genommen und bei Satrup stehen gelassen, wo sie nichts nutzen konnte, während sie vorne später sehr vermißt wurde. Dieses unglückliche Kommandiren Vieler, dieses Eingreifen, ohne doch die Verantwortlichkeit auf sich und dem Nächststehenden abzunehmen, dieses Disponiren über Truppenabtheilungen, ohne daß der nächste Obere davon Kenntniß bekommt, scheint an diesem

Tage recht gang und gäbe gewesen zu sein. So war hier eine Batterie zurückgelassen; ich habe früher angeführt, daß mir das 2. Bataillon, selbst meine Avantgarde aus der Hand genommen wurde, ohne daß ich etwas ahnte. Ueber diese Sachen soll es zwischen dem Fürsten und dem General v. Bonin zu einem kleinen pour parler gekommen sein. — — — —

Endlich aber muß man sich doch über das Zurückgehen verständigt haben, was ja auch des General v. Bonin Ansicht war, nur wollte er nicht gerade vom Platz laufen, auch das demontirte Geschütz nicht zurücklassen, was er mir selbst ausgesprochen mit dem Bemerken, daß er den Rückzug antreten würde, sowie dieses Geschütz nach Rackebüll gebracht wäre. Ich fand dies ganz in der Ordnung und erwiderte: „Lieber noch einmal angreifen, ehe wir ein Geschütz verlieren."

Damit ritt ich wieder zum 1. Bataillon nach Surlükke. Auf dem Wege dahin gab es wieder Feuer aller Art. Betty, die ich an diesem Tage ritt, machte plötzlich einen Seitensprung, weil eine Gewehrkugel dicht bei ihr einschlug und sie durch den Instinkt vor dieser nahen Gefahr gewarnt schien. Wir kamen aber beide glücklich nach Surlükke, wo alles beim Alten stand und keine Verluste stattgefunden hatten. Ich befahl, das ganze Gehöft in Brand zu stecken, wenn der Rückzug angetreten werden müsse, um das Nachdringen der überlegenen dänischen Infanterie und ihr Etabliren in dieser günstigen Lokalität zu verhindern und auf diese einzig mögliche Weise den Rückzug meines gefährdeten Bataillons zu sichern, welches, wegen der fortwährenden Bestreichung des Rückzugsweges durch Artillerie, nur in kleinen Abtheilungen, die successive herausgezogen wurden, sich abziehen konnte. Bei dem Inbrandstecken beider Gehöfte wurden Gewehrraketen angewandt, die sich als recht zweckmäßig und nützlich erwiesen. Mit 1—2 Schuß stand alles in Flammen.

Unterdeß war die halbe Batterie des Lieutenant Petzel I., die rückwärts des 1. Bataillons gestanden hatte, von der feindlichen Artillerie stark gerupft worden; dies hatte unter den bis dahin sehr entschlossenen Leuten doch einen sichtbaren Eindruck hinterlassen, die Geschütze waren abgefahren, Lieutenant Petzel aber war zurückgeblieben, um von den gefallenen Pferden die Geschirre abnehmen zu lassen und selbst dabei thätig zu sein, was unter solchen Umständen leichter klingt, als ausgeführt ist. Dieser Offizier hat einen guten Ruf bei unsern Truppen, und mit Recht. General v. Bonin schickte mir den Befehl, das 1. Bataillon nun ganz von Surlükke wegzunehmen. Ein Bataillon des 20. Regiments wurde ihm zur Aufnahme entgegengeschickt. Vom Kanonenboot wurde diese Bewegung bemerkt, es gab wieder Feuer, zum Glück ohne Erfolg, und wir kamen glücklich in Rackebüll an. General v. Bonin hatte mir aufgetragen, dafür zu sorgen, daß der zweite Wall jenseits Rackebüll gehalten würde, wohl weil die Truppen von Düppel noch nicht zurück waren und gegen Rackebüll drei Kolonnen Dänen vordrangen. — — — —

Was den Rückzug im allgemeinen betrifft, so war er durch die Unhaltbarkeit vor der Position der Dänen vollkommen motivirt und nur zu bedauern, daß man so weit vorgegangen war, daß man nachher nicht stehen bleiben konnte, sondern zurück mußte. Wäre nun wenigstens der Rückzug ordentlich eingeleitet worden! Aber auch das fand nicht statt. Unsere Artillerie wurde bis Satrup nirgends aufgestellt, es war, als wenn wir gar kein Geschütz mehr hätten. Dies gab dem Feinde offenbar Muth, so daß er wirklich nachdrängte, nicht alle unsere Verwundete zurückgebracht werden konnten, sondern zum Theil gefangen wurden. Wunderbar genug ist auch ein Lieutenant Rolla du Rosey vom 20. Regiment mit zwei Blessuren dem Feind in die Hände gefallen, weil er auf dem Kampfsplatz liegen geblieben ist. — — —

Warum man nicht die früher zurückgenommenen Truppen geeignete Aufstellung nehmen ließ, sondern ohne weiteres bis Satrup zurücknahm, warum man nicht einen Ausfall machte, sondern sich drängen ließ, vermag ich nicht einzusehen. Alles, von den Führern bis in die unteren Regionen, war verstimmt durch die retrograde Bewegung, und doch war es noch nicht einmal ein Rückzug, man ließ die Sache ziemlich gehen wie sie wollte. Erst als der Feind auch gegen Satrup drängte, wurden mehr Truppen vorgezogen, Artillerie aber erst dann, als der Feind uns damit bediente. Ich gestehe, daß dieser Rückzug mir sehr mißfallen hat, da er ganz anders sein konnte. Bei Satrup wurde, nachdem das Gefecht endlich auslief, das Biwak bezogen. Meine beiden Bataillone kamen, jedoch an verschiedenen Stellen, zur Unterstützung der Vorposten. Da der Feind sich indeß in der Nacht nach seinem Brückenkopf zurückzog, bekamen wir nichts zu thun.

Wir hatten mehrere dänische Gemeine (Deutsche) gefangen. Sie erzählten, die Dänen hätten hier 13 Bataillone, davon seien das 5. und 12. Schleswiger, die gern übergehen wollten, die Dänen ließen sie aber nicht vor, sondern brauchten sie fast nur zum Schanzen. Auch diese Nacht konnte man hören, daß die Dänen fleißig und thätig waren, bei uns regte sich nichts. Auch am andern Morgen habe ich nicht gesehen, daß Emplacements für Artillerie aufgesucht wurden, daß die Wälle geöffnet und die Hecken geschoren worden wären, welche den Gesichtskreis nach vorn beschränkten. Und doch hatten wir eine Pionier-Kompagnie bei uns, die nicht gefochten hatte. Wir könnten wohl etwas Fleiß von den Dänen lernen, die an diesem Morgen in ihrer Position bei Sonderburg, wie man durch ein Fernglas sehen konnte, wie Ameisen sich bewegten und, wie es schien, ihre Position noch verstärkten. Wir hatten die Nacht ohne Feuer zugebracht, die Leute den ganzen 5., mit Ausnahme des Frühstücks vor dem Ausmarsch, nichts Warmes genossen. Am 6. gleich nach 3 Uhr setzte ich mich zu Pferde, um zu sehen, wie es bei den Vorposten aussah und was die Dänen machten. Von da ritt ich zu meinem 1. Bataillon, welches, in mehrere Abtheilungen getrennt, in Gehöften stand. Auf meine Frage, ob die Leute etwas genossen hätten, wurde mir

gesagt, daß mit Hülfe dessen, was die Gehöfte geboten, gekocht worden sei. Um 4 Uhr ließ ich auch das 2. Bataillon die Portion, welche es im Tornister hatte, abkochen, um 6 Uhr wurde von der Brigade allgemein das Abkochen befohlen; man konnte fast mit Gewißheit sagen, die Dänen würden dies nicht stören, meine Leute waren um diese Zeit fast fertig.

Das 1. Bataillon bekam Befehl, nach Lundsgaard zu marschiren und dies zu besetzen. Besorgliche Gemüther sahen darin eine Rückwärtsbewegung, obgleich Lundsgaard in gleicher Höhe mit Satrup liegt. Ich hatte es mir zur Aufgabe gestellt, soweit ich vermochte, den auf den Gemüthern lastenden Alp zu verscheuchen. Das war auch nicht schwer, es bedurfte nur, daß unsere rückwärtige Bewegung in das richtige Licht gestellt, auf unsere günstige Position bei Satrup aufmerksam gemacht, das gestern Abend erfolgte Eintreffen der Grenadier-Brigade bekannt gemacht wurde. Nach der nächtlichen Ruhe und nachdem der Magen wieder voll war, die Dänen auch ganz still sich verhielten, belebten die Gesichter sich wieder, wir hätten mit ganz guten Erwartungen wieder zum Angriff vorgehen können. Wie mein 1. Bataillon in Lundsgaard stand und sich dort eingerichtet, lag mir jetzt auf dem Herzen; ich machte dabei einen Besuch bei der Grenadier-Brigade. Auch da hing man die Köpfe, vielleicht noch mehr, als man es aussprach. Wunderbar, daß es soviel Schwarzseher giebt! Was soll daraus werden, wenn man, ohne einen Echec erlitten zu haben, sich durch ein paar Schritt rückwärts so niederdrücken läßt? Ich habe gegen die Schwarzseherei überall angekämpft, alles mit dem heitersten Gesicht besprochen und in das freundlichste Licht gestellt. General v. Möllendorff fragte mich: „Sehen Sie immer so freundlich aus?" „Warum nicht", war meine Antwort, und „Gott erhalte es Ihnen", die seinige; es war offenbar, daß auch er mißgestimmt war. — — — — — Wir blieben den ganzen 6. stehen und rückten erst den 7. früh in die gegenwärtigen Kantonnirungen. Als ich nach Lundsgaard zu meinem 1. Bataillon kam, überzeugte ich mich bald, daß hier noch nicht alles, was nöthig, geschehen. Die meisten Menschen überlassen sich zu leicht der Ruhe, kleben an der nächsten Oertlichkeit und unterlassen, sich zu orientiren. Ich halte dies für einen großen Fehler der Truppenführer; die nächste Folge ist eine planlose Verwendung der Truppen, wenn man sie brauchen muß. Die Stellung des 1. Bataillons war übrigens gut, leicht haltbar, die Verbindung mit den Truppen des deutschen Bundeskorps, was weiter rechts stand, war aufgenommen, Rübel-Mühle von ihnen besetzt, in Stenderup kein Feind. Nachdem ich die detachirten Abtheilungen des 1. Bataillons gesehen, kehrte ich zum 2. Bataillon nach Satrup zurück. Wir blieben den ganzen 6. stehen, und die Leute hatten soviel zu essen, daß die Bataillone noch Lebensmittel, als an diesem Tage entbehrlich, zurückschickten. Es war nämlich eine Extraportion durch Requisition bewilligt. Es ging dabei etwas feindlich zu, nicht von meinem Regiment, wohl aber von anderen Theilen. In einem Hause

sah es übel aus. Dies hat auch wohl den General v. Wrangel zu einem Befehl über die Art, in welcher Requisitionen zu machen, veranlaßt. — Ich habe von allen Truppentheilen, selbst, was mich wundert, von der Grenadier-Brigade Leute einzeln nach den Gehöften gehen sehen; das böse Beispiel ist hier sehr ansteckend, und das Uebel nur durch Ernst und Konsequenz auszurotten. Ich bin bemüht beides anzuwenden und hoffe in dem Maße auf Resultat, in dem ich von anderer Seite Unterstützung finde, die jedoch nicht von allen Seiten gleichmäßig ist. In solchem Bestreben, Ordnung zu handhaben, bin ich denn auch dem Marodiren entgegengetreten, welches sich wie ein Krebsschaden nur zu leicht in einer Truppe weiter frißt. Ich muß das 2. Regiment, wenn ich es mit andern Truppentheilen vergleiche, wegen seiner Ausdauer rühmen, aber dennoch haben einzelne Leute auf meine Veranlassung wegen unbegründeten Zurückbleibens bestraft werden müssen. Wenn alle Hauptleute erkennten, wie nothwendig es ist, diesem Unfug mit Ernst und Strenge entgegenzutreten, wenn sie jeden zurückgebliebenen Mann sofort nach seinem Wiedereintreffen ernstlich untersuchen ließen, Vergehen, soweit es ihre Strafgewalt erlaubt, bestraften oder meldeten, so würden entschieden weniger Leute es wagen zurückzubleiben; allein die milde Praxis des Gehenlassens, das mit dem Mantel der Liebe bedecken, das Nichtsehenwollen ist sehr ausgebreitet. Ich habe deshalb im Regiment einschreiten müssen, obgleich, wie schon gesagt, die Marschordnung keineswegs locker ist, aber ich will auch nicht abwarten, bis es dahin gekommen ist. Es will mir übrigens scheinen, daß unsere zügellose Zeit auch auf die alte militärische Zucht und Ordnung einen unterminirenden Einfluß ausübt; vielleicht täusche ich mich, es wäre aber auch kein Wunder, wenn es anders wäre, denn was wird den Leuten heut zu Tage alles vorgeschwatzt und in den Kopf gesetzt.

Um meinen Gefechtsbericht zu schließen, führe ich noch die Verluste des Regiments an. Es hat

an Todten:	— Offz.	3 Unteroffz.	— Spiell.	7 Gemeine,
Verwundete:	4 „	2 „	2 „	32 „
Vermißte:	— „	— „	— „	5 „
Summa:	4 Offz.	5 Unteroffz.	2 Spiell.	44 Gemeine,

wovon allein auf die 2. Kompagnie, die am heftigsten mit dem Feinde engagirt war, ein Verlust von 2 Offizieren, 2 Unteroffizieren, 1 Spielmann und 20 Gemeinen kommt. Wenn dabei die wirklich lebhafte Kanonade in Betracht gezogen wird, so muß man gestehen, daß Gottes Gnade über uns gewaltet hat; ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, in welcher bedrängten Lage das 1. Bataillon war. Was hätte es verlieren können, und was ist sein wirklicher Verlust gegen diese Möglichkeit.

Ich habe das letzte Mal die Zahl der blessirten Offiziere um einen zu wenig angegeben, es sind nämlich: von der Osten-Sacken, v. Meerheimb,

v. Puttkammer IV. und v. Gayl IV. Der erstere befindet sich beim Regiment, da die Verletzung dies zur Zeit noch gestattet. Er bekam nämlich einen Schuß, der durch den langgewickelten Mantel 12 Löcher gemacht, dann den Waffenrock durchschlagen und den Wirbelknochen des Rückgrats so heftig getroffen, daß v. Sacken förmlich zusammenbrach. Offenbar verdankt er sein Leben dem langgewickelten Mantel, wie schon mancher vor ihm; ich möchte daher den Kameraden empfehlen, in ähnlicher Lage die kleine Bürde nicht zu scheuen. Ebenso empfehle ich das Ablegen der Epaulets, wenn es zum Gefecht geht. Für unsern gemeinen Mann sind sie nicht nöthig, er sieht seinen Offizier auch ohne Epaulets, sie sind daher eine unnütze, ja schädliche Zielscheibe für den Feind, wir haben sie deshalb auch bei diesem Gefecht abgelegt. Es ist nicht recht zu begreifen, weshalb man den Offizier durchaus zur Zielscheibe ausrüstet, während man selbst unsern gemeinen Mann instruktionsmäßig anweist, vorzugsweise auf die feindlichen Offiziere zu schießen, und billig annehmen sollte, daß andere Armeen ebenso weise Instruktionen wie wir haben. Es mangelt auch alle Konsequenz, daß wenn man es dem Feinde zur Pflicht macht, sich beim zerstreuten Gefecht möglichst zu decken — und im hiesigen Lande ist fast alles Gefecht ein zerstreutes, aber auch in jedem andern Lande geht der geschlossene Kampf in einen zerstreuten über — man den Offizier, dessen Wirken ihm schon so nicht gestattet an die Sicherung seiner Person zu denken, noch besonders auszeichnet, damit er ja dem Feinde kenntlich ist. Von den Verlusten anderer Regimenter nenne ich nur an Todten Hauptmann v. Seckendorff vom 12. Regiment, v. Warnsdorff vom 31. Regiment und Lieutenant v. Gauvain vom 20. Regiment — wie ich höre, ein Bruder unseres jüngeren Lieutenant v. Gauvain.

In welchen Kantonnements wir stehen, geht aus einer der Beilagen hervor. Das meinige liegt etwa eine Meile von Satrup. Das Detail der Maßregeln in jetziger Stellung ist aus einer andern Beilage ersichtlich. Gestern Abend wurde mir die vertrauliche Mittheilung gemacht, daß in der Nacht etwa um 2 Uhr die Brücke der Dänen bei Ekensund mit glühenden Kugeln beworfen und, wie man hoffte, zerstört werden sollte. Die Expedition ist aber unterblieben, weil sie verrathen sein soll. Wie sie Jemand bekannt, da sie ganz geheim gehalten werden sollte, ist nicht zu verstehen; wahrscheinlich ist unvorsichtig von Wissenden darüber gesprochen worden, und einer der Spione, von denen wir hier umgeben sind, hat die Dänen gleich davon benachrichtigt. Wie gut sie damit bedient sind, hat sich auch am 5. gezeigt, wo wir in Düppel noch das für die Dänen aufgetragene Essen vorgefunden haben, wobei sie überrascht worden sind durch unsern Angriff, den sie deshalb nicht erwarteten, weil sie von der für uns angesagten Parade Kenntniß erhalten hatten. Bis auf ein paar Kanonenschüsse, mit denen die Herren Dänen nach wie vor freigebig sind, wenn sie Patrouillen sehen, ist alles still, wie lange, muß die Zukunft lehren.

Sobald wieder etwas vorfällt, erhältst Du einen Bericht, und vorfallen wird schon etwas, hier denkt noch kein Mensch an Frieden; ginge es nur erst wieder vorwärts, dieses mit der Nase an der Thür stehen ist höchst ärgerlich.

K. Q. Baurup, den 12. Juni 1848.

Seit dem 7., wo wir hier angekommen sind, ist der vollste Friede. Ich habe am Tage nichts weiter als eine Kavallerie-Feldwache von 1 Unteroffizier 12 Husaren in die Ecke des Strandes vorgeschoben, wo man den ganzen Fjord von Apenrade und die Meerenge zwischen Alsen und Schleswig übersehen kann. Ein reizender Punkt, ich war am 10. dort, Kultur und üppiges Grün bis zum Strande, was wir bei unserer Ostsee so sehr entbehren.

Uebrigens ist das Terrain zwischen hier und dem Strande so buckelig und durchschnitten, daß es recht auffordernd zu einer Unternehmung gegen uns ist. Diese wäre auch leicht ausführbar, da während der Nacht der Strand nur mäßig durch Patrouillen bewacht wird, die Feldwache bis auf 20 Minuten von hier zurückgezogen, dann aber durch ein gemischtes Piket von 1 Offizier, 3 Unteroffizieren, 1 Spielmann, 30 Gemeinen von der Infanterie und 1 Unteroffizier 8 Husaren ersetzt wird. Zu unsern Gunsten dagegen ist, daß der Strand fast bis Apenrade sehr seicht, daher zum Anlegen großer Schiffe nicht genügend ist, die nur bei Apenrade und Blans ausschiffen könnten. Auf dem Wasser ist es auch ziemlich still. Wie ich dort war, waren nur zwei dänische kleine Wachtschiffe, welche ihre Seepatrouillen zwischen ihren Vorposten machen, zu sehen. In weiterer Entfernung gegen Sonderburg hin lag ein größeres Schiff, es sollte ein Dampfboot sein. Seitdem ist nur das Hin- und Herfahren einzelner Dampfboote gemeldet, was mich sehr gleichgültig läßt, es rückt darum nicht ein Mann aus, ja es bewegt sich im Kantonnement alles, als geschähe nichts. Wir üben das Berliner Sprüchwort: „Nur nicht ängstlich."

Das 3. Husarenregiment, welches Prinz Solms kommandirt, mit dem ich nun in nähere dienstliche Berührung gekommen bin und dadurch manchen Blick hinein gethan habe, hat recht brauchbare, tüchtige Leute. Der Unteroffizier, den ich auf Feldwache traf, hat mir sehr gefallen, seine beiliegende Meldung ist musterhaft wie seine Thätigkeit. Das sind Leute, die man im Kriege, wenn sie Gelegenheit haben ihre Bravour zu zeigen, befördern sollte, sie sind mir lieber, wie manche Offiziere, die manchmal eine merkwürdige, kaum glaubliche Unfähigkeit und Unbrauchbarkeit darthun und dazu Ansprüche gesellen, denen jede Berechtigung abgeht. Dies würde anders sein, wenn bei uns im Frieden der tüchtige Soldat unter allen Umständen geehrt und nicht gerade manchmal zurückgesetzt würde, weil ihm Friedenstalente abgehen. Das 3. Husarenregiment hat sich mehrfach beim Patrouilliren sehr hübsch be-

nommen. So haben unlängst 2 Husaren 9 dänische Dragoner eine halbe Stunde weit gejagt, was die Pferde nur laufen konnten.

Gestern ging der beiliegende Befehl der Brigade ein, wonach der Major v. Borcke mit zwei Kompagnien des 2. Bataillons und einer Eskadron Husaren eine Rekognoszirung gemacht hat, da man durchaus keine Nachricht vom Feinde hatte. Die Dörfer Rübel, Düppelkirche, Osterdüppel sind unbesetzt, das letztere auch von den Einwohnern verlassen gefunden. Die Rekognoszirung wurde darauf gegen die Höhen vorpoussirt, auf denen die Dänen am 5. vor Sonderburg Position genommen hatten. Aus einer vorliegenden Schanze liefen etwa 70 Dänen eiligst zurück. Die unsern folgten bis auf die höchsten Höhen, von wo sie nach Sonderburg hinunter sehen konnten. Es waren tiefer unten noch zwei angespannte Geschütze und reitende Bedienungsmannschaften zu sehen, außerdem war das Kanonenfeuer von Sonderburg und von den naheliegenden Schiffen zu gewärtigen. Major v. Borke stellte daher die Verfolgung ein. Das Resultat ist, daß ein Däne todtgeschossen wurde und wir zwei Leichtverwundete hatten. Die Hauptsache ist aber, daß es ziemlich gewiß, daß die Dänen sich entweder ganz nach Alsen, vielleicht selbst von dieser Insel zurückziehen; weshalb? um an einem andern Ort aufzutreten, oder aus Gründen der Politik, ist zur Zeit noch nicht bekannt. Welches aber auch der Grund sei, so dürften wir wohl schwerlich noch lange auf diesem gegenwärtigen Punkt bleiben. Vor der Hand befinden wir uns wieder in der ärgerlichen Lage Eines, der bis zu einer Stube gekommen, dem man aber den Eintritt in dieselbe nicht gestattet, sondern die Thür vor der Nase zuschlägt. Das sogenannte einige Deutschland hat wahrlich viel bei uns gut zu machen! Ich denke, wir werden immer noch eine Gelegenheit haben, mit ihm eine kleine Abrechnung zu halten, wenn wir einmal in die Heimat zurückkommen. Vor der Hand üben sich die Leute das Gesangstück: „Abschied von Berlin", welches ich Dir früher geschickt habe. Du nennst es ein rührendes Lied. Es ist wahr, es hat etwas Rührendes, aber dabei auch viel Kerniges.

Das Privatbegegniß, von dem ich Dir letzthin geschrieben habe, hat eine weitere Besprechung gefunden, denn heut wird alles beschwatzt. Mir persönlich ist es sehr gleichgültig, mir thut nur die Indiskretion der dabei betheiligten Person gegen das Ganze leid. Von einer andern Seite ist man gegen die indiskrete Person und seine Eröffnung aufgetreten und will den von dieser betretenen Weg der Veröffentlichung einschlagen. Du wirst aus der Beilage das Detail ersehen.*) Ein anderes Mal mehr.

---

*) Es handelt sich hier um einen Zeitungsartikel aus der Stettiner Zeitung, der die Maßregelung des Major v. Steinmetz in der „Gurr"-Angelegenheit in gehässiger Weise darstellt, und eine vom Hauptmann Graf Rittberg verfaßte Entgegnung. —

K. Q. Baurup, den 15. Juni 1848.

In Ermangelung neuer Begebenheiten lege ich die Berichte über die älteren, nämlich über das Gefecht bei Düppel am 5. und die Rekognoszirung am 11. ds. Mts. bei. Ueber das erstere habe ich heut noch eine bemerkenswerthe Notiz vom General v. Bonin selbst erhalten. Als nämlich der Rückzug auf Satrup beschlossen wurde, so schickte der General gleich seiner in diesem Dorf auf höheren Befehl und ohne sein Wissen zurückgelassenen 6pfündigen Fußbatterie (Hauptmann v. Decker) den Befehl, unter der bei sich habenden Bedeckung nach Düppelkirche vorzugehen und hier zur Protegirung des Rückzuges Position zu nehmen. Als der Rückzug bis dahin gelangt war, fand sich diese Batterie nicht vor, General v. Wrangel hatte sie selbst zurückgeschickt, weil er befohlen habe, es solle sich alles zurückziehen. Dies muß als ein Fehler bezeichnet werden, es zog uns ein unangenehmes, viel Menschen kostendes Rückzugsgefecht zu. Den Dänen wuchs der Kamm, sie drängten, was sie noch nie gethan hatten, weil nichts sie abhielt als Infanterie. Unsere Artillerie war wie auf den Mund geschlagen; dies wirkte moralisch auf unsere Truppen sehr nachtheilig, ließ unsern Rückzug als unvorbereitet erscheinen, was er durchaus nicht war. Wäre unsere Artillerie, wie sie konnte und mußte, aufgefahren, so würde sie mehrfach Gelegenheit gefunden haben, den Feind sehr vortheilhaft zu beschießen. Dies würde ihn in Respekt gehalten haben, und das Gefecht wäre wahrscheinlich schon bei Düppelkirche abgebrochen worden, während es sich nun bis Satrup hingezogen hat. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Gegen das Gefecht bei Düppel spricht dessen Zwecklosigkeit, und daß man nicht aussprach, was man wollte. Der Name Rekognoszirung ist ein Mantel, den man später beschönigend umgehängt hatte. Die Geburtstagsfeier des Königs von Hannover sollte wohl einen andern Ausgang haben, dann mußten die vorhandenen Mittel auch anders gebraucht werden. Jeder der obern Führer zog aber an einem andern Seil, daher war keine Uebereinstimmung.

Seit diesem größeren Ereigniß sind zwei Rekognoszirungen gemacht worden, die erste mit nur 2 Kompagnien und 1 Eskadron am 11. bis vor Sonderburg, d. h. bis in die von den Dänen am 5. innegehabte Position; sie ist als vollkommen gelungen anzusehen. Die zweite am 13. mit 6 Kompagnien 20. Regiments und 2 Eskadrons, durch Prinz Solms unternommen, ist nur bis gegen jene Position gedrungen, weil man den Feind wieder zahlreicher darin aufgestellt gesehen zu haben meinte und ein nachtheiliges Gefecht vermeiden wollte.

Gestern hat die halbe reitende Batterie des Lieutenant Petzel I. (2 Kanonen, 2 Haubitzen) einen hübschen Koup gegen ein Kanonenboot bei Gravenstein ausgeführt, was mir auch um deswillen lieb ist, weil derselbe

den üblen Eindruck verwischt haben wird, den die von der Artillerie bei Düppel erlittenen Verluste auf ihre Leute gemacht zu haben schienen. Das Kanonenboot hatte sich nämlich zwischen Gravenstein und Treppe dem Strande auf höchstens 1500 Schritt genähert und lag sehr sorglos da. Da gab der General v. Bonin dem Lieutenant Petzel den Befehl, es anzugreifen. Dieser läßt seine Batterie zum Exerziren, wie er öfter gethan, zusammen kommen, geht im Trabe durch Gravenstein, dann gedeckt auf einem zu diesem Zweck eingerichteten Kolonnenwege vor, läßt ein paar Durchsichten durch Hecken in kurzer Zeit hauen, und ehe irgend jemand den Dänen die ihnen drohende Gefahr signalisiren konnte, was in der Regel geschieht, wurde abgeprotzt, und gleich die erste Vollkugel schlägt ins Boot. Rasch folgen sich 35 Schuß, ein paar Granaten platzen im Boot, ein paar Schrapnels platzen höchst genau, so daß die Kugeln zu beiden Seiten des Boots ins Wasser, die Mehrzahl natürlich ins Boot schlugen. Auf den zweiten Schuß schon senkte sich die Danebrogfahne, das Kanonenboot kommt nicht dazu, auch nur einen einzigen Schuß zu thun, erleidet an Takelage und Mannschaft einen bedeutenden Verlust und ist in See getrieben, ohne auch nur ein Segel oder Ruder gebrauchen zu können. Seitdem ist dort kein Schiff zu sehen. Wir freuen uns natürlich, daß die impertinente dänische Marine etwas auf die Finger bekommen hat.

Zwischen Sonderburg und wahrscheinlich Hadersleben besteht indeß ein lebhafter Schiffsverkehr. Es heißt, bei Hadersleben ständen jetzt 8000 Dänen und 5000 Schweden. Andere wollen letztere nur auf eine Anzal schwedischer Freischärler beschränken. Nach meiner Ansicht müßte man den Leuten dort etwas ernsthaft auf den Zahn fühlen, ehe noch einmal so viel als jetzt dort versammelt sind. Man scheint in unserm großen Hauptquartier diese Ansicht nicht zu haben, wahrscheinlich fürchtet man, daß die Dänen von Alsen vorgehen könnten und Flensburg dann verloren ginge. Ich sollte aber meinen, daß wir nicht so schwach sind, um nicht etwas zum Schutz von Flensburg zurücklassen zu können. Allerdings müßten wir die Expedition nach Hadersleben in 2 Tagen mit einem Sieg gekrönt haben und dann nöthigenfalls unsern Rücken frei machen. Flensburg wird von unserer Seite verschanzt, wahrscheinlich aber nur mit Strandbatterien, wozu das schwere Geschütz der einen (80pfünder) aus Rendsburg herangeschafft ist. Am 13. wurde diese Batterie gegen in die See ausgesetzte kleine Böte hinsichtlich ihrer Tragweite versucht. Die Dänen scheinen wahrscheinlich diese Batterien sehr zu interessiren, denn sie haben wenigstens ganz gegen ihre frühere Art ungewöhnlich oft nach Flensburg parlementirt und ungewohnte Artigkeiten durch Mittheilung über den Zustand unserer als verwundet in ihre Gefangenschaft gerathenen Leute ausgeübt. Wir sind aber nicht minder neugierig, wie es bei den Herren Dänen aussieht, und haben uns dann auch mit Parlementärs revangirt. Auf diese Weise haben wir denn erfahren, daß in Sonderburg doch viel

Dänen stehen, und auch in der Position des Brückenkopfs davor wieder mehr Truppen sind, und infolge dieser Kenntniß haben wir denn auch die Rekognoszirung am 13. nicht weiter getrieben.

Auf Flensburg zurückgekommen, höre ich soeben, daß 4 Batterien von 80=, 24=, 12= und eine von 6pfündern erbaut sind. Auch ist eine Defensiv-Position bei Bau eingerichtet, welche am 13. von den Hannoveranern, die zu diesem Zweck alarmirt wurden, versuchsweise eingenommen worden ist. Ob diese Position für unsere ganze Armee, oder nur für einen vielleicht zum Schutz Flensburgs zurückzulassenden Theil bestimmt ist, während der andere Theil zur Offensive übergeht, muß die Zukunft lehren.

Unser Wiedervorgehen wird nach den Frankfurter Verhandlungen, und da uns Verstärkungen nachkommen (die preußischen Schützen aus Wetzlar, mehrere Bataillons, 1 Husaren-Regiment Hannoveraner), auch unser Räumen Jütlands die Dänen nicht vermocht hat Schleswig zu räumen, sehr wahrscheinlich. Ist dies aber der Fall, dann theile ich Deine Meinung, daß die Dänen schwerlich freiwillig uns Platz machen werden, und das war ja auch mein erster Seufzer, den ich ausstieß, als wir Befehl zum Rückmarsch bekamen, daß ich vorhersah, welche Opfer die Wiedernahme so mancher starken Position, an denen dies Land so überreich ist, kosten würde. Geht es wieder vor, dann kommt es wesentlich darauf an, die Dänen gleich ordentlich zu fassen, denn hat man sie erst auf dem Trab, dann ist es nicht gerade schwer sie darin zu erhalten. Recht zu bedauern ist es daher, daß die neueste Expedition des Freikorps des Major von der Tann nicht von einer größeren Truppenmasse stattgefunden hatte, um die Erfolge, wovon die Zeitungen ausführlich berichtet haben (1 Kanone, 3 Pulverwagen, eine Anzahl Gefangener und Pferde erbeutet, 1 Kanone vernagelt), weiter verfolgen zu können. Der Koup wurde zwischen Apenrade und Hadersleben ausgeführt, und im letzten Ort, wo angeblich 4000 Dänen waren, soll alles in wilder Flucht davongeeilt sein, obgleich ein Angriff gar nicht stattfand. Das Beste dabei ist, daß eine Anzahl Kranker, die wir, da sie bei unserm Rückmarsch nicht transportabel waren, zurücklassen mußten, wieder in unsere Hände gekommen ist; mein Regiment hat davon auch drei zurückbekommen, von denen ich einen selbst gesprochen habe, der nicht genug erzählen konnte, wie jungenhaft sich die Dänen benommen haben, als sie, nachdem wir Hadersleben verlassen, daselbst eingerückt sind. Die Offiziere benahmen sich gegen unsere Kranken gut, und namentlich ein höherer Offizier sagte ihnen, sie sollten nicht Angst haben. Die Gemeinen waren aber zum Theil sehr aufgebracht, man hörte sie von den deutschen Hunden sprechen. Sie kamen in Haufen, um sich die Preußen und ihre Uniform anzusehen, benahmen sich aber dabei vernünftig. Als das Tannsche Korps seinen Erfolg erlangt hatte, erzählte mein Musketier, habe er nicht genug lachen können, wie eilig sich die Dänen davon gemacht hätten. Jetzt hält das Tannsche Korps Apenrade besetzt.

Ich kann meinen diesmaligen Bericht nicht schließen, ohne noch des Geistes zu erwähnen, der in unsern Truppen ist, und sich je nach der Führung anders ausspricht. So z. B. ist das x^{te} Infanterie-Regiment und das 3. Husaren-Regiment in dem Punkt des Berlinismus wesentlich verschieden. Die Musketier-Bataillone und die Husaren haben Berliner, und da ist auffallend, wie sie hier keine Geltung haben, während sie sich dort noch immer mausig machen. — — — — Im 3. Husaren-Regiment dagegen sind die Berliner wie auf den Mund geschlagen. Früher traten sie auch hier hervor, jetzt will keiner mehr ein Berliner sein, er ist entweder ein Charlottenburger oder aus Pankow oder Schöneberg, nur nicht aus Berlin. Dahin muß es im ganzen Staat kommen, wenn die Berliner nicht zur Raison kommen, Jeder muß sich durch den Titel „Berliner" geächtet erachten. Dann wird es auch besser werden. Ich lege noch ein Bild bei: „Der Preuße in Dänemark", Du kannst herausstudiren, inwiefern die Komposition etwas werth ist.

K. Q. Flensburg, den 19. Juni 1848.

Gestern Abend zwischen 11 und 12 Uhr ist das Regiment in Flensburg eingerückt; der Grund, warum so spät, war, daß die Hannoveraner uns so spät ablösten und das Regiment erst um 3 Uhr von Baurup aufbrechen konnte. Wir sind dabei durch einen Theil der vorbereiteten Position von Bau, nämlich bei Krusau gekommen. Etwas fern uns gegenüber, nämlich bei Kolding, sollen sich die Dänen stark verschanzen, bei Hadersleben aber — nach den Nachrichten, welche die von der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein dem General v. Wrangel beigegebene Zivilperson hat — 13 Bataillone à 800 Mann, 7 Eskadrons und 17 Geschütze haben, d. h. etwa 11- bis 12000 Mann. Wir sind natürlich viel stärker, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir die Expedition des Tannschen Korps nur im größeren Maßstabe wiederholen; denn es ist wohl kaum etwas anderes anzunehmen, daß wir die Dänen schlagen, wenn sie Stand halten, oder treiben, wenn sie gehen. Das würde dann so fortgehen können bis Kolding. Hier könnte sich, wenn wir durch das Gefecht von Düppel nicht klüger geworden sind, auch dies wiederholen, was wir aber nicht wünschen wollen. Man muß daher vernünftigerweise annehmen, daß die Verfolgung bis gegen Kolding reichen würde. Haben wir dann noch so viel Truppen zurück, daß wir damit die Truppen auf Alsen in Schach halten und Flensburg behaupten können, so läßt sich die Möglichkeit absehen, daß wir wieder bis zur jütländischen Grenze vordringen und uns dort behaupten können. Fehlt es uns aber an Truppen, dann würden wir — bei Hadersleben glücklich — doch nach ein- oder zweitägiger Verfolgung nach Flensburg zurück müssen. In diesem ungünstigen Falle sind unsere Kriegsorganisationen also nichts weiter, als ein Hin- und Herschieben, wobei die dänischen Truppen den Krieg lernen, zuletzt uns wieder verfolgen und allmälig den Gedanken fassen, daß sie uns schlagen können.

Ich kann diese Lage nicht günstig nennen, wünsche daher, daß wir nicht eher vorgehen, bis wir im Stande sind, das dann zu gewinnende Terrain auch zu behaupten. Einzelne Truppen des Nachschubs, z. B. die Lübbener (nicht Wetzlarer) Jäger, d. h. nur 2 Kompagnien, im ganzen 300 Mann, sind bereits angekommen, und wie ich aus einer kurzen Unterhaltung mit einem ihrer Offiziere entnommen, scheinen sie kampflustig zu sein, was sehr erfreulich; in 8 Tagen kommen ihre Kriegsreserven, 200 Mann, nach, so daß sie dann die Stärke eines Bataillons von 500 Mann haben. Sie schießen mit Spitzkugeln, welche den Herren Dänen wohlbekommen mögen; ich setze nämlich voraus, daß unsere Jäger gut treffen. Wenn ich an die verbesserten Waffen denke, möchte ich mir die Haare einzeln vor Aerger ausraufen, daß das nichtsnutzige berliner Volk unsern Schatz an solchen Waffen in seine noch nichtsnutzigeren Fäuste bekommen hat. Unserer Geheimthuerei geschieht zwar ganz recht und unserm Dünkel auch. Ich dächte, daß es nicht schwer wäre einzusehen, daß unsere kostbaren Geheimwaffen recht unsicher untergebracht waren; jetzt wird wohl jede Gesandtschaft das Geheimniß für ein paar Groschen erstanden haben und die klugen Preußen auslachen.

Den Dänen haben wir ein Geheimniß anderer Art, was sie selbst wenigstens nicht ausposaunen werden, abgelauscht. Offiziere mit guten Augen wollen gesehen haben, daß die dänischen Offiziere ihre Leute mit der Peitsche vorgetrieben haben (?); es ist nur zu bedauern, daß sie jetzt wieder so weit sind, daß dies hilft; nach dem Gefecht von Schleswig war es anders, da liefen die Dänen, sowie sie hörten die Preußen kommen. Mir hat noch heut ein Flensburger Buchhändler erzählt, in welcher Weise die Dänen aus Flensburg geflohen sind, Artillerie in Karriere durch die Straßen, zum Theil nur die bloße Bespannung, Offiziere auf ungesattelten Pferden rc. Hätten wir die guten Dänen erst nur wieder in solchem Trab, eine gute Lektion thut bei ihnen Wunder. So ist seit der Beschießung des Kanonenboots bei Gravenstein dort kein solches mehr erschienen.

Ich war am 16. mit dem General v. Bonin nach Gravenstein geritten, um mir die Stelle, von der aus die Beschießung stattgefunden hat, anzusehen. Sie ist vor Treppe, sehr nahe dem Strande, und die Aufstellung war nur dadurch möglich geworden, daß infolge des Gefechts bei Düppel die Dänen Ekensund geräumt hatten. So lange dies von ihnen und namentlich von Jägern besetzt war, beherrschten sie das diesseitige Ufer des nur 180 Schritt breiten Sundes so vollkommen, daß an eine Artillerieaufstellung unsererseits gar nicht zu denken war. Sowie ein Mann der Unsern sich sehen ließ, bekam er Infanterie- und Artilleriefeuer. Die Verwüstung, die das letztere an Häusern angerichtet hatte, war sehr bedeutend. Das Dach eines Hauses hatte ein ordentliches Muster von durchgeschlagenen Kanonenkugeln, von einem andern war der ganze Giebel eingeschossen. Jetzt sind wir dort Herren und haben am 16. eine Versenkung von Booten gemacht, um den Sund für

Kriegsfahrzeuge zu sperren, ich glaube indeß, daß dadurch höchstens Kanonenböte abgehalten werden dürften. Dieser Besuch in Treppe erinnerte mich, daß der Menschen Tage gezählt sind; bei meinem ersten Besuch in Treppe fand und sprach ich den Hauptmann v. Warnsdorff vom 31. Regiment, jetzt deckt ihn schon lange die kühle Erde, wie so manchen Andern, der seitdem in Lazarethen an den erhaltenen Wunden gestorben ist. So ist z. B. heut der Hauptmann v. Kowalewski des 12. Regiments hier gestorben, obgleich man sich noch vor ein paar Tagen Hoffnung gemacht hatte, man werde ihn trotz seiner schweren Verwundung durchbringen.

Mein erster Gang heut war durch die hiesigen Lazarethe, deren es vier giebt, um mir die Leute des Regiments aufzusuchen. Ich habe 3 Lazarethe gesehen, alle trefflich eingerichtet, schöne, hohe, luftige, große Räume, gute Kost und gute Pflege, die Kranken alle zufrieden. Die Krankenpflege wird meist von Frauen besorgt, die sehr sorgsam sich zeigen. Den armen Leidenden ist diese Pflege und Sorgfalt aber auch recht nöthig, manche sind außerordentlich leidend, die, denen ein Arm oder Bein abgenommen, sind nicht immer die gefährlichst Kranken, es giebt auch andere, die gar nicht amputirt werden können und nun so langsam hinsterben müssen, wenn Gott nicht ein Wunder thut. Ein junger Däne gehört zu dieser Kategorie, ein Bild des Jammers. Auch ein junger siebzehnjähriger Hamburger, dem man ein Bein amputirt hatte, regte sehr mein Mitleid an, ich konnte seine 17 Jahre und ein langes Leben als Krüppel vor sich nicht vergessen. Der Tod ist hiergegen eine Wohlthat. Von den Leuten des Regiments fand ich schwer Blessirte, doch keinen hoffnungslos, wenn auch so manchen als Krüppel. Ein Mann der 1. Kompagnie, August Kruse aus Pommerendorf, Kreis Randow, war prächtig; eine Kartätschkugel, die er mir lachend zeigte, war ihm aus dem unteren Bein herausgeschnitten; er wird leider nicht wieder dienstfähig werden, vielleicht Jahre lang an Krücken gehen müssen. Sind wohl alle die berliner Hundsfötter, welche uns diesen Krieg auch auf den Hals geladen haben, so viel werth, als ein einziger solcher Soldat?

Meine verwundeten Offiziere fand ich sämmtlich auf dem Wege der Besserung, auch ein Freiwilliger, ein lieber junger Mann, Sohn eines reichen Stettiner Kaufmanns, namens Meister. Ein Doktor Langenbeck, ein berühmter Operateur, welcher an Dieffenbachs Stelle nach Berlin kommt, wenn dies Sodom nicht bis dahin, wie es verdient, untergeht, macht sich um die Blessirten sehr verdient durch seinen chirurgischen Beistand, zu welchem er durch nichts hier verpflichtet ist; ich habe ihn leider heute noch nicht kennen gelernt.

Nach der Lazareth-Visite machte ich meine Meldung bei der hohen Generalität wegen Ankunft des Regiments. General v. Wrangel meinte, ich sei lange in keiner Stadt gewesen, wir würden uns nun ein paar Tage ausruhen können. Dies ist aber nicht wörtlich zu nehmen. Den 22. werden

wir zur versuchsweisen Einnahme der Position von Bau alarmirt und rücken dahin ab; wenn es beim Spaß bleibt, so kehren wir wieder nach Flensburg zurück. Fürst Radziwill meinte, uns würden die jetzigen Tage der Ruhe zur Retablirung gut thun. Wir kamen auf das Gefecht von Düppel zu sprechen

— — — — — — — — — — — — — — — —

Soviel geht wenigstens hervor, gut war das Gefecht nicht und Unrecht hat keiner.

K. Q. Flensburg, den 26. Juni 1848.

Am 21. wurden wir des morgens um 1/2 8 Uhr durch Generalmarsch alarmirt. Das Regiment war in 35 Minuten zum Abmarsch bereit. Eine Kompagnie hatte von ihrem Stellungsplatz bis zum Alarmplatz des Bataillons 25 Minuten Marsch, was in der langgestreckten Lage von Flensburg seinen Grund hat, welches sich in einer Straße längs des Hafens hinzieht. Der Zweck der Alarmirung war ein versuchsweises Besetzen des den Preußen bestimmten Theils der Position von Bau.

Diese Position erstreckt sich vom Meere über Krusau bis links Bau. Bei Krusau soll das 10. Bundeskorps, um Bau die Preußen Position nehmen, während die holsteinschen Truppen, die sich auf diese Position repliiren würden, die Aufgabe zu haben scheinen, den Feind links der Preußen sich nach und vom Meere abzuziehen und dadurch die Gelegenheit für uns herbeizuführen, durch ein Vorgehen aus der Mitte, also durch das Vorgehen der Preußen, den Dänen den Rückweg nach dem Meere zu verlegen. Die Truppen des 10. Bundeskorps hatten schon früher ihre Stellung bei Bau versucht und wurden heute nicht mit herangezogen. Ich habe nur die preußische Stellung bei Bau kennen gelernt, kann daher über die bei Krusau nichts Spezielles sagen.

Das Terrain vorwärts Bau dacht sich sehr sanft ab, man kann den Feind auf tausende von Schritten kommen sehen, und er findet bis an unsere Position nur sehr ausnahmsweise kleine Deckungen. Alles, was ihm als solche wohl hätte dienen können, wie einzelne vorhandene Wälle (Knicks), ist rasirt worden. Vor unserer Front sind drei Epaulements für Artillerie auf Kniehöhe errichtet, wenn ich nicht irre, für 1 1/2 Batterien, in deren Feuer der Feind würde vorgehen und unzweifelhaft viel verlieren müssen, während unsere Infanterie bis zum letzten Augenblick rückwärts der vorgeschobenen Artillerie in Terrainsenkungen dem Auge und Feuer des Feindes entzogen steht. Die Linien-Brigade Bonin, vier Bataillone, drei im zweiten Treffen links debordirend, steht hinter der Artillerie, die Garde-Brigade Möllendorff in der Rendezvousstellung rückwärts der Brigade Bonin, wie mir scheint, unsere einzige Reserve. Wahrscheinlich hat das 10. Bundeskorps eine eben, solche Reserve. Eine allgemeine Reserve kenne ich nicht, wenn nicht etwa das holsteinsche Korps, welches jetzt Avantgarde, dazu bestimmt ist und

sich, nachdem es am linken Flügel der Preußen vorbeigegangen, rückwärts der Position, als Reserve formiren soll. Wie vor der Front, so in der linken Flanke der Preußen, ist das Terrain offen und eben, und ist namentlich für unsere Kavallerie zu wirken angewiesen. Oberst v. Barby soll hier als unser Seydlitz sich bewähren. Von Bau rückwärts bis Flensburg ist das Terrain koupirt, bietet immer neue Aufstellungen, die, wenn sie der Angreifer nehmen will, sehr viel Menschen kosten würden, das Terrain eignet sich also sehr zu einem günstigen Rückzugsgefecht, was auch nicht übel ist, wenngleich wohl Niemand fürchtet, daß es dahin kommen könne; es ist vielmehr die Absicht, den durch unsere Artillerie geschwächten und erschütterten Feind, wenn er dennoch bis gegen die Batterien vordringen sollte, mit unsern durch dieselben vorgehenden ersten, nöthigenfalls zweiten Treffen zurückzuwerfen und so aufs neue in unser wirksames Artilleriefeuer zu bringen, zuletzt aber womöglich vom Meere abzudrängen. Sollte er dagegen uns nicht den Gefallen erweisen, weder unsere Front anzugreifen noch an uns links vorbei zu gehen, sondern sollte er das 10. Bundeskorps durch Landung vom Meere aus hart bedrängen, so würde man uns Preußen und die Holsteiner zur Degagirung des 10. Bundeskorps eine Rechtsschwenkung machen lassen.

So sind die Projekte, es ist aber Hundert gegen Eins zu wetten, daß wie dies schon bei Friedensmanövern stattfindet, je mehr bestimmt wird, desto weniger von dem Erwarteten geschieht. Ich bleibe bei der Ansicht, daß die Dänen sich gar nicht vorsetzen werden uns in einer solchen Position anzugreifen, vielmehr unsern Angriff in ihrer Position erwarten werden; ich glaube aber auch ferner, daß wir es gar nicht so ernstlich mit unserer Position meinen, wie ernstlich wir auch thun, und wie sehr man behauptet, sie sei eine fixe Idee des General v. Wrangel. Ich glaube, er hat ganz Recht so zu thun und versteckt dahinter seinen mir wahrscheinlicheren Angriffsplan, der wohl in diesen Tagen zur Ausführung kommen wird, da nun so ziemlich die erwarteten Verstärkungen herangekommen sein werden. Hat man uns bisher ein bischen stiefväterlich behandelt, so stattet man uns jetzt über unser Erwarten aus, sogar ½ Raketen-Batterie ist von Spandau angekommen, die uns wegen der Leichtigkeit ihrer Aufstellung in den Knicks recht gute Dienste leisten kann, wenn sie da ist, wo sie nöthig sein wird. Ihre Tragweite, wie ich höre 8- bis 900 Schritt, ist etwas kurz. Das Schlimme ist daß unser Vorgehen immer zu keinem großen Resultat führen kann; gelingt es uns die Dänen aus einer Position zu verdrängen, so entschlüpfen sie uns und damit alle Trophäen auf die Schiffe. So kann der erfolglose Krieg noch lange dauern, auch scheint es, daß die Dänen noch gar nicht recht Lust haben Friede zu machen. Nach den Erzählungen eines preußischen Offiziers, Lieutenant Rolla du Rosey vom 20. Regiment, welcher bei Düppel verwundet und gefangen wurde und jetzt ausgewechselt ist, soll in Kopenhagen, das zu besuchen man ihm erlaubt hat, ein wahrer Fanatismus für den Krieg

herrschen. Die Dänen haben ihn, wie unsere letzten Gefangenen, sehr gut behandelt, er hat beim König von Dänemark gegessen, und dieser soll selbst ihm gesagt haben, die Russen würden in unser Land eindringen. Man hat ihm auch gleich einen Zivilanzug machen, ihn nach Malmö fahren lassen, dann hat man ihn nach Christiansfeld gebracht, wo es von Rothröcken wimmeln soll, und endlich mittelst eines Dampfschiffs heut hierher zur Auswechselung. Der dänische Parlementär hat durchaus ans Land gewollt und ist sehr entrüstet gewesen, daß man es ihm nicht gestattet hat. Beim Ankommen dieses Dampfschiffs ist es von unserer Landbatterie durch zwei Schüsse nach Seemannsweise ans Beilegen erinnert worden und soll sich auch sehr schnell gefügt haben; neulich kam dagegen ein englisches Schiff, was minder guten Willen zeigte; es geschah nämlich erst ein blinder Schuß, und als das Schiff nicht Miene machte beizulegen, wurde ein zweiter aber scharfer Schuß darüber weggethan, und als auch dies noch nichts half, der dritte Schuß auf das Schiff selbst gefeuert; dieser ging durch den Bord des Schiffes und das half, der Engländer legte nun eiligst bei. Ein französisches Schiff ist in diesen Tagen ähnlich empfangen, nur hat es den dritten Schuß nicht abgewartet. Solche kleine Thaten sind aber auch das Einzige, was unsern Strandbatterien vorkam, die ich bei einem Bereiten vor einigen Tagen ziemlich kampflustig fand und natürlich noch angestachelt habe; es sind nämlich lauter holsteinsche Artilleristen, die in dieser sonderbaren Kampagne noch nicht einen Schuß gegen den Feind gethan haben. Die entfernteste Strandbatterie besteht aus drei 80pfdrn., die mittelste Batterie aus zwei 80pfdrn., zwei 24- und zwei 12pfdrn. Bei dieser Batterie liegen fortwährend Kugeln auf dem Rost, um mit glühenden Kugeln schießen zu können. Die der Stadt nächste Batterie besteht aus sechs 6pfdrn. Die Dänen scheinen diese Batterien doch sehr zu respektiren; es zeigten sich heut zwei große Dampfschiffe, der „Geyser" und „Hekla", aber sie blieben in großer Entfernung und machten auch dann noch, daß sie fortkamen, sie hatten wohl nur nach dem kleinen Dampfschiff gesehen, mit welchem der dänische Parlementär gekommen war.

Man sucht natürlich nach Möglichkeit, die kaum ganz abzuschneidende Verbindung mit den hiesigen doch sehr dänisch gesinnten Bewohnern zu erschweren und zu überwachen. So sind auch jetzt während dreier Tage alle nach Dänemark über Hamburg und Lübeck dirigirten Briefe auf Befehl des General v. Wrangel auf dem hiesigen Postamt angehalten, geöffnet und dann wieder mit dem Kommandosiegel geschlossen worden. Wenn dies auch nicht ganz hilft, so werden die Bewohner in ihren Mittheilungen wenigstens etwas vorsichtiger gemacht. Dazwischen aber duldet man einen ganz offiziellen Spion, den schwedischen Konsul, und muß ihn dulden, da trotz aller feindlichen Schritte Schwedens der schwedische Gesandte noch in Berlin geduldet wird. Auf der andern Seite sagt man von Schweden, daß es trotzdem, daß es Soldaten nach Dänemark schickt, doch die deutschen Schiffe warnen und

in seine Häfen einlaufen lassen soll, damit sie nicht den Dänen in die Hände fallen. Es scheint also, daß eine Hand die andere wäscht, zuletzt wird man recht begierig zu erfahren, wer denn nun eigentlich über den Löffel balbirt wird, denn Einer muß doch hier der Betrogene sein.

Während die Waffen ruhen, die Politik sich wahrscheinlich abmüht, stirbt jetzt so mancher dahin; heut haben wir einen Offizier des Tannschen Freikorps, einen Hauptmann Corneli, einen Bayern, beerdigt und die Ehrensalven über sein Grab geschossen. Eine Frau steckte die deutsche Fahne nebst einem Kranz auf sein Grab, in welches sie vorher Blumen gestreut hatte, und band zuletzt noch ein flatterndes Band mit den bayrischen Farben in den Kranz; ich habe nicht erfahren können, wie sie dazu kam. Der katholische Militärprediger hielt, wie früher beim Hauptmann v. Kowalewski, eine trockene, herz- und theilnahmlose Leichenrede; ich hörte, er solle geäußert haben, er hätte den Hauptmann v. Kowalewski nicht loben können, weil er ihn eigentlich hätte exkommuniziren müssen, da er die Sakramente nicht verlangt habe. Wir haben solche gottlosen Eiferer auch in unserer Kirche, sie thun mir leid, wenn ich denke, es könnte ihnen einmal mit demselben Maßstabe gemessen werden, den sie an das Leben ihrer Mitbrüder gelegt haben. Der hiesige Kirchhof ist sehr hübsch, hoch und herrlich gelegen, hier giebt es, wie überhaupt in Flensburg, keine unreine Luft, überall herrscht Reinlichkeit, die durch die vielen springenden Brunnen in den Straßen sehr befördert wird.

Den 27. Morgen geht es vorwärts. Dies ist bis heute hier ein Geheimniß gewesen, wunderbarerweise aber dem König von Dänemark schon bekannt, ein Beweis, wie gut er bedient ist. Wie mir der General v. Bonin heute sagte, so hat der König dem Lieutenant du Rosey bei der Entlassung gesagt: „Den 28. gehen Sie wieder vor, da sehen wir uns wohl wieder." Und dennoch behandeln wir so vieles auf offener Straße und sind von einer Harmlosigkeit, als wären wir unter lauter Freunden. Die nächsten Märsche werden wohl stark, eine Umgehung des Feindes in seiner rechten Flanke soll ihr Zweck sein, da seine Front sehr stark zu sein scheint. Hiermit für heute genug.

K. Q. Steppinge westlich Christiansfeld, den 3. Juli 1848.

Das öffentliche Geheimniß des Vormarsches unserer Armee kam am 28. zur Ausführung, der in Abschrift beiliegende Armeebefehl vom 27. enthält die Motive dazu. Man hatte demnach die beste Absicht den Feind zu fassen, war nicht zweifelhaft ihn zu schlagen und strebte diesmal nach erklecklichen Resultaten. In den höheren Regionen war geltend gemacht worden, daß unsere Truppen bisher immer erst nach einem langen ermüdenden Marsch an den Feind gekommen waren, daß es ferner wünschenswerth sei, ehe man angreife, zu wissen, wie der Feind stehe, bisher seien wir darüber immer im

unklaren gewesen, es habe daher kein Plan im Angriff stattgefunden; endlich müsse der Sieg benutzt werden können, der Kampf also so zeitig beginnen, daß der Feind noch an demselben Tage verfolgt werden könne. Um alles dies zu erreichen, wollte man seinen Marsch so einrichten, daß man an demselben Tage, wo man auf den Feind stoßen würde, nicht gleich den förmlichen Angriff, sondern nur eine Rekognoszirung, und auf Grund dieser am folgenden Tage den ernsten Angriff mache. Nach den Aeußerungen des General v. Wrangel hoffte dieser bestimmt, daß der Feind Stand halten würde, man wollte wissen, daß er sich stark verschanzt habe, und der General schloß, der Feind würde sich diese Arbeit nicht gemacht haben, wenn er sich nicht auch behaupten wolle.

Wären diese Vordersätze richtig gewesen, so möchte gegen die Anlage unseres Vormarsches, den man einen systematischen nennen kann, nichts Wesentliches einzuwenden sein, vorausgesetzt, daß man, wenn die Umstände sich anders ergaben, als man erwartete, auch bereit war, das Systematische zu verlassen. Wie man verfahren ist, wird das Folgende zeigen; zum richtigen Verständniß verweise ich noch auf die in Abschrift beiliegende Armee-Eintheilung, wonach die Hauptmasse der Holsteiner den rechten Flügel, das 10. Bundeskorps das Zentrum, die Preußen, insbesondere die Brigade Möllendorff, den linken Flügel hatte, die Brigade v. Bonin, verstärkt durch Holsteiner und Hannoveraner, die Armeereserve bildete, über welche sich der General v. Wrangel die Disposition vorbehalten, und außerdem noch ein detachirtes linkes Seitendetachement (Holsteiner) existirte, welches vom 29. ab ebenfalls unter den direkten Befehl des Oberbefehlshabers zu treten bestimmt war. Gegen Alsen war eine Brigade des 10. Bundeskorps zurückgelassen, deren Stärke ich heute nicht genau angeben kann, aber sie wird an Infanterie 5—6 Bataillone stark gewesen sein. In Flensburg verblieben 2 Bataillone Infanterie, nämlich ein holsteinsches und ein hamburgsches, auch war hamburgsche Kavallerie eingerückt und zum Theil mit Infanterie bis Glücksburg vorgegangen. Die Aufgabe dieser Truppen war, sich einer Landung im Fjord von Flensburg im Verein mit den dort etablirten Strandbatterien zu widersetzen und überhaupt Flensburg zu behaupten. Das Oberkommando über diese und die Truppen in Sundewitt war dem oldenburgschen Oberst Graf Rantzau übertragen. Ich gestehe, daß ich zu der Garnison von Flensburg nicht großes Vertrauen hatte und daß ich gewünscht, ihre militärische Ausbildung möge in keine Versuchung kommen. Jedenfalls halte ich es für eine gute Maßregel, daß der Befehl über alle zurückgelassenen Truppen in eine Hand gelegt war, da nicht zu verkennen, daß die Dänen bei dem guten Gebrauch, den sie von ihrer Marine zu machen verstehen, sehr leicht, während sie vor unserer Hauptarmee zurückweichen, durch Einschiffung von Truppen — sei es, daß sie daran noch genug auf Alsen disponibel hatten, oder auch bei Hadersleben und selbst Heilsmünde — eine wirksame Diversion in unserm

Rücken, namentlich durch eine Landung bei Hollnis und dann durch ein Vorgehen über Glücksburg nach Flensburg machen könnten. Was von unserer Seite noch weiter rückwärts in Schleswig und Eckernförde stationirt war, ist mir unbekannt.

Nach dieser Schilderung der allgemeinen Verhältnisse gehe ich nun zu unserm Vormarsch selbst über. Das Wetter war uns am ersten Tage sehr ungünstig, es hatte schon in der Nacht tüchtig geregnet und dies setzte am Tage fort. Wir führten die nothwendigsten Lagerbedürfnisse, d. h. ein Minimum an Stroh und Holz für ein Biwak mit, doch war kaum zu befürchten, daß wir an diesem Tage, wo wir noch innerhalb unserer bisherigen Vorposten blieben, die über Apenrade hinaus gestanden hatten, biwakiren würden; diese Aussicht ließ den Regen leicht ertragen, der uns außerdem von dem uns bei früheren Märschen so außerordentlich lästig gewesenen Staube radikal befreite und auch durch die verbreitende Frische den starken Märschen, ca. 4 Meilen täglich, die uns bevorstanden, sehr zu Hülfe kamen.

Die Brigade Bonin langte am späten Nachmittag bei Rübel südwestlich Apenrade an und wurde hier und in die nächsten Dörfer in sehr enge Kantonnirungen verlegt. Das 2. Regiment kam mit dem großen Hauptquartier, welches uns vorweg alle guten Quartiere fortnahm, nach Rübel, wir mußten also diese Ehre mit schlechtem Unterkommen bezahlen, aber ein Blick auf den immer grauen Himmel stimmte doch sehr dankbar für Dach und Fach, ja selbst die nächtliche Kampagne gegen ein Heer von Flöhen änderte daran nichts, denn beim Erwachen war es wie gestern und im Moment des Wiederausmarsches am 29. bekamen wir sofort einen erfrischenden Regenguß.

Mein Regiment trat den Marsch am 29. morgens 7 Uhr an, das Rendezvous der Brigade war bei Ries, von da ging es durch eine uns schon von früher bekannte häßliche Haidegegend bei Rugbjerg vorbei nach Ober-Jersdal. Die Brigade Möllendorff marschirte vor uns; es fiel mir auf, daß wir uns eigentlich immer auf den Hacken saßen, ein Beweis, daß man vorne sehr systematisch, d. h. sehr langsam und wie mir schien zu behutsam vorging. Wenn der Avantgarde, die aus der Brigade Möllendorff gebildet war, das Gros derselben, wie hier, und dann noch eine starke Brigade aller Waffen (Bonin, Barby) folgt, so bin ich der Meinung, daß sie dreist vorgehen kann, wodurch das so ermüdende Stutzen, Halten, Auf- und Abmarschiren der folgenden Marschkolonne vermieden und überhaupt Zeit gewonnen wird. Vielleicht haben vorne aber auch andere Gründe, als die aus der Vorsicht entnommenen, bestanden, ich sage nur, wie mir die Sache an der Queue der Marschkolonne, hinter einer holsteinschen schweren Batterie, vorkam, wo man alle Leiden eines Kolonnenmarsches zu tragen hat, die sich, je weiter nach hinten, auf immer empfindlichere Weise potenziren. Zuerst schien es der Tete des Regiments auch gar nicht möglich, in der geschlossenen

Kolonne, d. h. dicht auf die Batterie zu folgen; blieb ich einmal zurück und kam dann wieder an die Tete, so konnte ich sicher darauf rechnen, daß die Tete des Regiments recht bedeutend abgeblieben war; und so wird es im Anfang jeder Truppe gehen, die noch nicht gewohnt ist, in einer großen Kolonne zu marschiren, noch weniger also an der Queue derselben. Es ist, als wenn die Tete einer solchen Truppe die Beine nicht auseinander bekommen kann, es will ihr durchaus nicht in den Kopf, daß sie freiweg gehen muß, weil sie früher gewöhnt worden ist den Schritt zu verhalten, und so geht es durch alle Theile bis nach hinten, denn es ist gar keine Frage, daß die Abtheilungen an der Queue einer großen Truppenkolonne viel angestrengter und schneller marschiren müssen, soll der Zusammenhang nicht verloren gehen, als wenn ein Regiment oder Bataillon für sich marschirt. Nachdem sich hierin die Ansichten berichtigt hatten, was ohne kleine Kämpfe nie abgeht, weil Niemand gern seine Ansicht aufgiebt, war hinfort die Tete des Regiments stets auf die vordere Truppe geschlossen, worin der klarste Beweis liegt, daß es auch möglich war; aber ich wiederhole nochmals, der Marsch war durch das ganze Regiment ein munterer und dadurch allerdings anstrengend. Dies ist und wird immer das Loos einer Truppe an der Queue einer tiefen Marschkolonne sein, und dies zu mildern ist Sache des Kolonnenführers. Sache der Truppe aber wird es immer bleiben, auch mit der größten Anstrengung ihren Dienst zu verrichten. Hätten wir die früheren heißen Tage gehabt, so würde wohl das Tempo der ganzen Marschkolonne etwas haben ermäßigt werden müssen, denn geschah es nicht, so würden viele Leute liegen geblieben sein.

Selbst unter den günstigen Witterungsverhältnissen habe ich von einzelnen Truppentheilen sehr viele Leute aus Krankheit oder Ermüdung zurückbleiben sehen; auch von meinem Regiment sind ca. 20 Mann, meist Fieberkranke oder Rekonvaleszenten, ausgetreten und später erst nachgekommen, obgleich ich die Einrichtung getroffen, daß jeder Austretende ärztlich untersucht und bei nicht ausreichendem Grunde bestraft wird.

Bei Ober-Jersdal angekommen, wo wir die Brigade Möllendorff bereits ruhend fanden, wurde auch von uns gehalten. Wir lagen auf dieser Stelle wohl 1½ Stunden, während die Avantgarde der Brigade Möllendorff gegen Skrydstrup rekognoszirte; wir wurden während dessen verschiedentlich durch Regenschauer eingeweicht. Nach dieser Zeit ging die Brigade Bonin und die Reserve-Kavallerie des Oberst v. Barby durch Jersdal bei der Brigade Möllendorff vorbei, die hier das Biwak bezog, nach Arnlund, wo wir biwakirten; rechts von uns zwischen Högelund und Wittstedt standen die Truppen des 10. Bundeskorps, rechts von diesen die Holsteiner, welche die Dänen nach Hadersleben zurückgedrängt und ca. 30 Gefangene gemacht hatten, ob mit oder ohne Gefecht weiß ich nicht, ich habe auch nicht einen Schuß gehört.

Die Avantgarde der Brigade Möllendorff sollte von Uldal bis Ladegaard die Vorposten besetzen, bei Skrydstrup, hieß es, stände der Feind verschanzt; ein Theil der Avantgarde, ich glaube das Füsilier-Bataillon des Regiments Alexander, war östlich Skrydstrup vorbei gegangen, auf keinen Feind gestoßen und gegen Jägerup patrouillirt, es wurde wieder zurückgenommen; eine Husarenpatrouille war auf dänische Kavallerie gestoßen. Mir thut im Kriege jeder Fuß breit Land leid, den man durch Glück gewonnen und ohne Kampf aufgeben soll; ich würde daher in solchem Fall nur bei den triftigsten Gründen Truppen zurücknehmen und lieber die zurückstehenden an die vorgedrungenen heranziehen, selbst wenn ich mich in ein kleines Gefecht engagiren sollte, ich glaube, daß dabei immer etwas zu gewinnen ist, besonders wenn schlimmstenfalls die Hülfe so nahe ist, als wie an jenem Tage. Es geschah hier umgekehrt, was ich um so weniger billigen kann, da es in der Absicht lag, den Feind nicht aus dem Auge zu verlieren, falls er sich, wie es nun fast wahrscheinlich wurde, des Nachts abziehen wollte. Man mußte also doch zu erfahren suchen, ob man wirklich etwas gegen sich habe, vor dem stehen zu bleiben sich der Mühe verlohne. Dies kann alles ohne Gefecht nicht abgehen, ich habe aber nichts davon gehört und um kurz zu sein, der Feind ist des Nachts abgegangen, wir sind ihm nicht in der Nacht gefolgt, wir scheinen also nichts von seinem Abmarsch erfahren zu haben. Von Hadersleben sollen nach Holsteiner Angaben die Dänen in der Art abgezogen sein, daß sie, um ihren Abmarsch zu verbergen, die Kanonenräder hätten mit Stroh umwickeln, den Pferden die Hufeisen abnehmen lassen.

Bei Hadersleben hatte der Feind die Brücke abgebrannt und ein paar Häuser zerstört, die in deren Nähe lagen; bei Tyrning-Mühle soll er hinter Verschanzungen gestanden haben. Die Hannoveraner waren bestimmt diesen Punkt am andern Tage anzugreifen, die Brigade Möllendorff bei Skrydstrup vorzugehen, die Reservetruppen eine Umgehung in des Feindes rechter Flanke zu machen, was auch aus der ganzen Anlage unseres Anmarsches erkannt werden konnte und durch die Terrainverhältnisse entschieden geboten war.

Am 30. Juni morgens ½6 Uhr brach die Reserve, General v. Bonin, auf, ging über Jägerup, Sommerstedt, Kolstrup, Steppinge bis Frörup unter vielfachem Halten und gutem Wetter, rechts in gleicher Höhe mit uns wurden die Kolonnen des 10. Bundeskorps gesehen, links das holsteinsche Seitendetachement, welches auf Jels sich dirigirte. Nirgends ein Feind. In den Dörfern erfuhren wir, daß die letzten Truppen der Dänen in Jägerup bereits nachts 11 Uhr, in Steppinge morgens etwa um 4 Uhr sich abgezogen hatten. Die Holsteiner, welche auf der Straße Hadersleben—Kolding folgten, ließen Freischärler auf Wagen den Dänen nacheilen, um sie noch zu erreichen, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dies geglückt ist. Es wird erzählt, die Dänen hätten sich bei Tyrning-Mühle behaupten wollen, weil sie geglaubt, daß sie es nur mit Holsteinern zu thun hätten; als sie aber

durch ihre Spione die Nachricht von dem Vorgehen der Preußen in ihrer rechten Flanke erhalten, hätten sie jeden Widerstand aufgegeben.

Als wir bei Frörup eine Zeit lang geruht hatten, kam der Befehl, Kantonnements zu beziehen, in welcher Weise, geht zum Theil aus der Anlage hervor. Mein 1. Bataillon und 1 Eskadron Kürassiere und die holsteinsche schwere Batterie (zwei 24pfünder, das übrige 12pfünder, eiserne und nur mit 6 Pferden bespannte Geschütze) liegen in Steppinge, ich wohne mit Oberst v. Barby und unseren Adjutanten, sowie dem Stabe meines 2. Bataillons bei einem Prediger, wo wir, wie es bei einem geistlichen Herrn in der Ordnung ist, in der Mäßigkeit uns üben; die Leute sind übrigens gut, nur scheinen sie unsere ausgeweiteten Magen noch nicht zu kennen. In Jels steht das holsteinsche linke Seitendetachement, 1 Bataillon, 4 Eskadrons, ½ Batterie, unter Oberst v. Wasmann, früher v. Zastrow, welcher jetzt Kommandeur sämmtlicher holsteinschen Jäger geworden ist. Die Brigade Möllendorf steht zum Theil in, zum Theil vor Christiansfeld, weiter rechts nach dem kleinen Belt die Holsteiner Brigade. Die Dänen sind ganz über die jütländische Grenze zurückgegangen, ob und was sich bei Heilsmünde eingeschifft, ist mir noch nicht bekannt. Die Truppen des 10. Bundeskorps sollen in ihre alte Stellung nach Sundewitt zurückverlegt werden, wodurch ein Uebergehen der Dänen von Alsen verlegt und auch Flensburg geschützt wird. Was ferner geschehen wird, mag Gott wissen, wir stehen wieder, und zwar diesmal an einer uns diplomatisch verschlossenen Thür.

K. Q. Frörup bei Christiansfeld, den 6. Juli 1848.

Es ist eigentlich nichts von Wichtigkeit vorgefallen, daher kann ich nur ein Panaché von Allerlei geben. Nach meiner letzten Mittheilung stand ein Quartierwechsel bevor, ehe derselbe aber am 4. Juli zur Ausführung kam, hatten wir vom 2. zum 3. eine etwas gestörte Nacht. Die hannoverschen Dragoner in Höjrup hatten, als wir gerade im Begriff waren zu Bett zu gehen, dem Oberst v. Barby gemeldet, daß 5000 Dänen bei Oeddisbramdrup seien und für diese Nacht einen Ueberfall unserer Kantonnements, also zunächst von Steppinge beabsichtigten. Ich war bereits am Morgen des 2. mit dem Major v. Clausewitz zum Rekognosziren der Umgegend von Steppinge geritten und um das festzustellen, was zu einer etwa nöthig werdenden Vertheidigung anzuordnen war. Demgemäß waren bis zum Abend die nach dem Feinde zuführenden, früher von den Dänen angelegten Kolonnenwege verhauen worden, ebenso die Wege nach Jels und Höjrup, wo nur Fahrpassagen blieben, welche schnell mit Wagen geschlossen werden konnten; eine Furt war durch hineingelegte Eggen und darüber ein Verhau ungangbar gemacht. Ueber die 4 Kompagnien des in Steppinge kantonnirenden 1. Bataillons verfügte ich in der Art, daß eine Kompagnie, die in einer Häusergruppe am Ausgang

nach Jels lag, diesen, eine andere den nach Höjrup, eine dritte zur Aufnahme jener beiden den mehr rückwärts an der Straße nach Christiansfeld gelegenen Kirchhof, eine vierte eine in gleicher Höhe mehr nördlich gelegene Häusergruppe besetzen sollte. Zwischen den letzten Kompagnien sollte die schwere holsteinsche Batterie, deren Geschütze hier parkirt waren, sich schlagfertig machen.

An diesen Anordnungen fand ich am Abend beim Eingang der Meldung der Hannoveraner nichts zu ändern, dagegen sandte ich sofort den beiliegenden Befehl an mein in Andrup kantonnirendes 2. Bataillon und war entschlossen, mich, wenn es herankam und die Brigade es gestattete, in Steppinge zu behaupten. Oberst v. Barby hatte mittlerweile der Brigade von der Sachlage auch Meldung gemacht, und ich erhielt den beiliegenden Befehl vom 2., welcher in meinen Anordnungen nur das änderte, daß ich eine Kompagnie ganz gegen meine Ueberzeugung nach Höjrup detachiren mußte, was mich veranlaßte, am andern Tage dagegen in der ad marginem bemerkten Weise zu remonstriren. Nachdem alles zum Empfang des Feindes bereitet war, wäre ich gern in mein schönes Bett gestiegen, da mir das Kommen der Dänen sehr zweifelhaft und auch, wenn sie kamen, gar nicht gefährlich, dagegen ein müder Körper sehr unbehaglich schien, allein es sollten noch Meldungen der Kavallerie von Hastrup eingehen, und so blieben wir zusammen und es wurden Geschichten erzählt recht à la campagne. Zuletzt fing uns an tüchtig zu hungern, aber auch dafür gab es Rath, der Rechnungsführer des 1. Bataillons schaffte herrliche Beefsteaks und Weinpunsch herbei; unter dieser konservativen Beschäftigung brach das Morgenlicht an, wo dann alles zu Bette ging.

Die Meldung der Hannoveraner gründete sich auf die Nachrichten zweier Landesbewohner, welche Fuhren für die Dänen gethan hatten, am Abend zurückgekommen waren und den Ihrigen gesagt hatten, sie sollten nur alle Sachen von Werth fortpacken, weil die Dänen in der Nacht uns angreifen wollten. In der That schien dies Vornehmen, vorausgesetzt daß, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Dänen volle Kenntniß von unsern Kantonnements hatten und uns ihr Vorhaben verborgen blieb, gar nicht so übel. Da zwischen Osterbygaard und Höjrup, fast bis dicht an letzteres, welches nur von Kavallerie belegt, Wald war, so konnten die Dänen bis Höjrup sehr unbemerkt herankommen, möglicherweise die Kavallerie hier, ohne einen Schuß zu thun, aufheben und dann auf Steppinge losgehen, wo in der Voraussetzung, daß wir in weiter Linie liegen, keine Feldwache, sondern nur Doppelposten etwas weit bis zu den Verhauen vorgeschoben und die Dorfwache angewiesen war, sich zunächst dahin zu wenden, wo geschossen werden würde, um den dadurch alarmirten Kompagnien Zeit zu gewähren, sich ihrer Aufgabe gemäß zu postiren. Es war daher wohl möglich, daß ein sehr überlegener Feind an Steppinge zu einer Zeit herankommen konnte, wo unsere Infanterie noch

nicht ganz gefechtsfähig war. Dies hätte, wenn auch noch keine Gefahr bereitet, doch ein unangenehmes und ungünstiges Gefecht herbeiführen können, da besonders die Nacht alles viel schlimmer erscheinen läßt, als es wirklich ist. Die Dänen waren aber so vernünftig und ließen uns zufrieden, und ich ließ alles beim Alten, da ich der Meinung bin, daß, wer sich gegen alle Möglichkeiten decken will, zuletzt sich zu Tode deckt, etwas muß der Soldat auch schon dem Glück überlassen. Am andern Tage wurde gemeldet, daß zwischen Osterbygaard und Wamdrup 1 Eskadron und 1 Bataillon Dänen gesehen seien.

Seitdem haben wir die Kantonnements gewechselt, ich stehe mit dem 1. Bataillon in Frörup zur Unterstützung des linken Flügels der Vorposten, habe aber selbst eine ganz ungedeckte linke Flanke, bin also hier selbst auf Vorposten. Am Tage habe ich nur eine gewöhnliche Dorfwache mit zwei Doppelposten in der Front, wodurch aber meine linke Flanke mit übersehen wird, die nächstdem aber auch durch die Patrouillen, welche während des Tages von der bei Oeddis ausgestellten Kavallerie-Feldwache und auch von der in Frörup kantonnirenden Husaren-Eskadron entsendet werden, hinreichend gedeckt ist. Ein fließendes Wasser, die Aue genannt, zieht sich, wohl 1000 Schritt von Frörup entfernt, im Westen längs meiner linken Flanke hin, es führte eine Brücke darüber, die ich habe abtragen und die daneben bestehende Furt durch hineingelegte Eggen habe ungangbar machen lassen. Für die Nacht lasse ich diese Partie nur durch ein kleines Piket von 1 Unteroffizier und 9 Mann beobachten, weiter geschieht nichts.

Da der Feind uns nichts zu thun giebt, so müssen wir uns selbst zu thun machen, damit die Leute nicht matt werden, trotz aller guten Pflege; ich habe deshalb befohlen, daß die Exerzir- und Felddienstübungen wieder aufgenommen werden sollen, was um so nothwendiger ist, da wir doch auch mehrfach Ersatzmannschaften, wenn auch in geringer Zahl, bekommen haben. Die Kombattantenzahl hat auch etwas dadurch zugenommen, daß wir 25 Trainknechte erhalten haben, so daß die Leute, die bisher als solche aus Reih und Glied genommen waren, wieder zurückgetreten. Obgleich wir nun schon drei Monate mobil sind, so sind wir doch noch immer nicht als mobile Truppe ausgerüstet, wir bekommen das Erforderliche förmlich brockenweise. So haben wir z. B. noch keine Kompagnie-Packpferde und auch nur erst Pferde vor den Munitionswagen, so daß die Geschirre für die übrige Bespannung und die Packsättel nun schon drei Monate unnütz mitgefahren werden. Für das Kompagnie-Packpferd kann jede Kompagnie einen zweispännigen Wagen nehmen, wodurch der schon ohnehin große Wagentrain noch mehr wächst. Da stets eine eiserne Mundportion der Truppe nachgefahren wird, so hat jedes Bataillon unter gewöhnlichen Verhältnissen zwölf Wagen. Wird nun noch Holz und Stroh zum Biwak mitgenommen, so sind per Bataillon acht Wagen, und geht es zum Gefecht, drei bis vier Wagen zur Aufnahme Verwundeter gut-

gethan, so daß in diesem besondern Fall ein Bataillon 24 Wagen bedarf. Das macht allein für die Infanterie der preußischen Division 336 Wagen. Daraus läßt sich entnehmen, was das Land jetzt leisten muß allein in Fuhren, und das ist in Kantonnirungen noch schlimmer, da die zum Fortmarsch erforderlichen Fuhren und Anspannungen stets bereit stehen und außerdem noch die Fuhren zum Heranholen der Lebensmittel und Fourage aus den Magazinen, zum Fortschaffen der Kranken nach den Lazarethen, zum Holen von Briefen vom Feldpostamt ꝛc. gestellt werden müssen. Das Land ist glücklicherweise so reich, daß man wirkliche Klagen über Kriegsdruck noch gar nicht gehört hat, ein großer Theil des Reichthums liegt in der Viehwirthschaft. Mein Wirth hat z. B. permanent 120 milchende Kühe; in seiner Milchkammer, die größte, die ich bis jetzt gesehen habe, stehen 200 Gefäße mit Milch, welche acht bis zehn Quart fassen, gebuttert wird mit einer von einem Pferde in Bewegung gesetzten Maschine.

Vorgestern wurde ein Versuch gemacht, wie weit Kanonen- und Raketensignale reichen; es wurden zu dem Ende bei Homdrup hinter Christiansfeld fünf Kanonenschüsse in Pausen von fünf Minuten gethan, und dann stiegen in gleichen Pausen Raketen auf. Es hat sich dabei wieder bewährt, daß dies sehr unzuverlässige Signale sind, indem die Tageszeit und Witterung auf das wesentlichste dabei mitwirken. Die Posten waren von mir angewiesen, genaue Achtung zu geben, und es war ihnen die Zeit gesagt, wann die Signale gegeben werden würden. Dennoch haben nicht alle Posten die Kanonenschüsse gehört, nur die, die sich so stellten, daß der Wind sie nicht traf, der an diesem Tage stark aus Westen kam. Ich ritt mit mehreren Offizieren im Freien, und wir haben sämmtlich auch nicht einen Schuß gehört. Was die Raketensignale betrifft, so sind dieselben nur als kleines weißes Wölkchen erkannt worden und werden dem, der nicht ein sehr gutes Auge hat und Zeit und Richtung des Aufsteigens gekannt hatte, ganz unbemerkt geblieben sein.

— —

Zum Schluß, wie der Krieg vortheilhaft auf das Avancement wirkt. Der gestrige Tag, wo der Allerhöchste Bescheid auf die Beförderungsvorschläge einging, war für das Regiment ein Tag der Freude. Es wurden die Hauptleute Radzom und v. Friedricks zu Majors, die Premierlieutenants v. Mirbach, v. Puttkamer I. und v. Raven zu Hauptleuten, die Lieutenants v. Lepell, v. Dittmer und v. Stülpnagel zu Premierlieutenants befördert. Noch ein Jahr Krieg und der Weizen blüht für Alle, die nicht unter seinen Wurzeln liegen.

K. O. Ostorp, zwischen Kolding und Christiansfeld,
den 14. Juli 1848.

Seit dem 11. d. Mts. befinde ich mich in Ostorp als Kommandeur der Vorposten, welche aus dem 1. Bataillon 2. Regiments, 1 Kompagnie Füsilier-

Bataillons 31. Regiments, 2 Kompagnien Lübbener Jäger und 2 Eskadrons 3. Husaren-Regiments bestehen. Ich habe den Oberstlieutenant Schmidt, Kommandeur des Füsilier-Bataillons 20. Regiments, abgelöst und von ihm die beiliegende Aufstellung und Vertheilung der Truppen, sowie das ebenfalls beiliegende Kroquis zur Vorpostenaufstellung erhalten, welches zwar ein Bild derselben, aber nicht gerade ein richtiges giebt, dennoch aber nützlich ist. Die Dänen stehen jenseits der Königs-Aue, und die einzige Feindseligkeit, die sie üben, ist, daß sie Patrouillen in der Stärke von 9—30 Dragonern nach denjenigen schleswigschen Dörfern schicken, welche der jütischen Grenze zunächst etwa eine Stunde davon entfernt liegen. Wir haben den gemessensten Befehl, die jütische Grenze zu respektiren, aber durch kleine Unternehmungen der Vorpostentruppen, durch mobile Kolonnen aus den Replis derselben das vorliegende Terrain bis zur Grenze vom Feinde zu säubern; daraus entstehen dann kleine Streifzüge, Verstecke, die, wenn auch sehr durch das Terrain begünstigt, doch nur höchstens die Folge haben, daß ein oder ein paar Dänen verwundet werden, wenn ihre Patrouillen unvorsichtig vorgehen, da sie größere Unternehmungen nicht machen und überhaupt auf den ersten Schuß, den sie bekommen, gleich im Kehrt davongehen. Ich wundere mich daher, daß sie diese kleinen, ihnen nur Menschen kostenden Exkursionen nicht ganz lassen.

Auf unserer Seite wird es schwer, die ganze Strenge der Vorpostenform aufrecht zu erhalten, weil bei solcher Kriegsführung die Nothwendigkeit schwer einzusehen ist; ich lasse mich aber dadurch nicht beirren, weil ein Nachlassen in einem Punkt nur zu leicht zu einem vollständigen Sichgehenlassen und zur völligen Sorglosigkeit führen würde, und weil unsere Leute, wenn sie sich in der jetzigen Lage verwöhnen dürften, nur zu leicht in einem künftigen, ernsteren und lebhafteren Kriege glauben würden, ebenso handeln zu dürfen wie ehedem, sie würden also die Verwöhnung künftig theuer bezahlen müssen. Ich sehe demnach die jetzige Zeit, wenn auch wenig kriegerischer Grund vorhanden ist, als eine strenge Uebung des Vorpostendienstes an, habe mich in diesem Sinn ausgesprochen und fordere, was ich fordern müßte, wenn der Feind uns nicht aus dem Auge ließe. Ohne kleine Kämpfe ist das Geforderte bei solchen Verhältnissen nicht zu erreichen, aber schließlich muß es doch geleistet werden und wird gewiß einst seine guten Früchte tragen.

Die kleinen Unternehmungen der Vorpostentruppen werden theils befohlen, theils von den einzelnen Abtheilungen selbstständig unternommen. Dadurch bleiben die Truppen in Spannung und Aufmerksamkeit und gewöhnen sich an Thätigkeit. Es vergeht kein Tag, wo nicht mehrseitig etwas unternommen wird. Kleine Patrouillen von 2—3 Mann werden gegen den Feind gar nicht geschickt, weil sie sich als erfolglos erwiesen haben, sie kommen als zu schwach im Terrain gar nicht vor; die geringste Stärke, in der hier Infanterie-Patrouillen abgeschickt werden, ist 8—10 Mann, geführt von einem Unteroffizier. Außerdem werden stärkere Patrouillen von 20—30 Mann

unter einem Offizier mit besonderen Aufträgen vorgeschickt, und endlich gehen von Zeit zu Zeit, nicht gerade alle Tage aber auch nicht in regelmäßigen Zeitabschnitten, mobile Kolonnen in der Stärke von gewöhnlich 1 Bataillon Infanterie und 1 Zug Husaren zur Absuchung des Terrains zwischen unserer Vorpostenlinie und der jütischen Grenze, besonders wenn aus den eingegangenen Meldungen der Vorposten sich muthmaßen läßt, daß man vielleicht ein dänisches Detachement wird überraschen können. Bis jetzt ist dies aber noch nie gänzlich geglückt, die Dänen sind flink und vermeiden ein Gefecht. Zu den Patrouillen à 10 Mann werden in der Regel Jäger verwandt und ihnen etwas Kavallerie, 6—8 Pferde, mitgegeben. Dies ist im wesentlichen der Karakter der Kriegführung, in welcher wir jetzt begriffen sind, dennoch ist sie nicht ohne Interesse und in mancher Beziehung lehrreich, so namentlich was die Disposition über die Truppen betrifft.

Die ganze Vorpostenfront beträgt 1½ bis 2 Meilen, die speziell zu Feldwachen verwandte Zahl der Mannschaften am Tage 1 Offizier, 8 Unteroffiziere, 100 Mann Infanterie, 1 Oberjäger, 10 Jäger und 5 Unteroffiziere, 41 Husaren, während der Nacht 1 Offizier, 10 Unteroffiziere, 140 Mann Infanterie, 1 Oberjäger und 10 Jäger. Die Kavallerie-Feldwachen sind eingezogen und, wie alle übrigen Truppen, in den Kantonnements in Alarmhäusern zusammengezogen. Von einer zusammenhängenden Vorpostenlinie ist weder am Tage noch bei Nacht die Rede; die nicht durch Posten gedeckten Räume werden durch fortwährend gehende Patrouillen gesichert, wozu circa 6 Oberjäger und 10 Jäger von der kantonnirenden Mannschaft verwandt werden, wovon jedesmal die Hälfte in Bewegung ist. Alle Theorien über das Aussetzen von Feldwachen und Posten werden hier in der Unmöglichkeit, ihnen zu genügen, zu Schanden. Um die ausgedehnte Front durch Posten auskömmlich zu decken, besonders wenn der Grundsatz festgehalten werden müßte, daß zwischen zwei Posten nichts ungesehen und unbeschossen durchgehen kann, würden viel mehr Leute nöthig sein, als hier disponibel sind, besonders da noch im Innern der Kantonnements Dorfwachen nöthig sind und gegeben werden. Man hat also nothgedrungen von der Form abweichen müssen. Das Terrain hat dies begünstigt.

Vor der linken Fronthälfte zieht sich ein schwer passierbarer Bruchstreifen, Aue genannt, vorbei, dessen Uebergänge durch wenig Posten, der andere Theil durch kleine Patrouillen beobachtet werden kann. Die andere Fronthälfte ist durch die hier üblichen Knicks außer den Wegen schwer gangbar; sind daher die Wege mit Posten besetzt, so läßt sich das Zwischenterrain zwar nicht leicht, aber doch überhaupt durch kleine Patrouillen im Auge behalten, die dem, was der Feind hier vorgehen lassen kann, nämlich auch nur kleine Abtheilungen, mehrentheils gewachsen sein würden. Hätten wir einen unternehmenden und thätigen Feind, z. B. die Franzosen, gegen uns, die in der Benutzung des

Terrains Meister sind, so hätten wir gewiß schon manches interessante kleine Gefecht zu bestehen und manche Verwickelung aufzuwickeln bekommen, die Dänen sind aber keineswegs unternehmend; so leben wir denn im halben Frieden, besonders jetzt, wo die Diplomatie wieder mächtig mitspricht. So haben wir z. B. heute von 10 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags Waffenruhe; sie ist gerade, indem ich dies schreibe, abgelaufen, und eben wird mir auch unser bevollmächtigter Minister bei der hohen Pforte, Graf Pourtales, der heute zu meinen Vorposten nach Kolding, wahrscheinlich zu Unterhandlungen auspassirt war, als wieder einpassirt gemeldet. Da ich jetzt keinen Befehl zu fernerer Waffenruhe habe, habe ich die Wiederaufnahme der kriegerischen Thätigkeit der Vorposten befohlen.

Außer durch Graf Pourtales sind in diesen Tagen auch auf andere Weise, durch Depeschen nämlich, Unterhandlungen gepflogen. So ging, wie mir gemeldet, ein holsteinscher Parlementär am 12. nachmittags 3 Uhr durch Wonsild und kehrte kurz vor 4 Uhr zurück. An demselben Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr ging der Lieutenant v. Busch-Münch, Adjutant des Fürsten Radziwill, in gleicher Eigenschaft auf der Koldinger Straße durch meine Postenlinie und passirte um 6 Uhr wieder ein. In der Nacht vom 12. zum 13. um Mitternacht brachte ein dänischer Parlementär zwei Schreiben, eins an General v. Wrangel, das andere an Graf Pourtales, die ich durch meinen Adjutanten, Lieutenant v. Stülpnagel, in Empfang nehmen und sogleich per Husaren-Ordonnanz nach Christiansfeld an General v. Bonin befördern ließ. Gestern Nachmittag 3 Uhr wurde mir ein Schreiben des General v. Wrangel an den General v. Hedemann per Ordonnanz mit dem Auftrag übergeben, damit einen Offizier nebst Trompeter als Parlementär nach Kolding zu senden; ich beauftragte hiermit Lieutenant v. Stülpnagel, welcher sogleich abritt und gegen 7 Uhr wieder zurückkehrte; das Schreiben war ihm bei den dänischen Vorposten, wo er etwa eine Viertelstunde hatte warten müssen, von einem Offizier abgenommen. Dieser, ein zweiter Offizier und ein auf Feldwache befindlicher dänischer Unteroffizier sprachen sämmtlich gut deutsch. In der Nacht von gestern zu heute, etwa um 2 Uhr, brachte ein dänischer Parlementär abermals einen Brief für General v. Wrangel. — — — —

Der diplomatische Verkehr ist also lebhaft genug, um auf das Resultat begierig zu sein. Wie ich heute hörte, soll man den Frieden ernstlich unterhandeln und über die Hauptpunkte schon einig sein, nämlich: Der König von Dänemark erkennt die Zusammengehörigkeit und Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins an. Die provisorische Regierung wird aufgelöst und eine neue Regierung gebildet, wozu der König von Dänemark die Hälfte der Mitglieder, die Herzogthümer die andere Hälfte wählen. Wenn diese und der König wegen des Präsidenten sich nicht einigen können, so ernennt diesen England. Die Gefangenen werden gegenseitig herausgegeben, ebenso die Schiffe, und Däne-

mark bezahlt die Kondemnirten. Wegen der holsteinschen Truppe, namentlich der neuen Kadres, soll man noch nicht einig werden können, man wird wohl bald mehr hören.

K. Q. Ostorp, den 16. Juli 1848.

Seit meinem letzten Briefe ist vom Kriege nichts und nur von diplomatischen Verhandlungen zu schreiben. Nach Ablauf der Waffenruhe am 14. um 5 Uhr war der Kriegszustand wieder eingetreten. Um ³/₄9 Uhr abends wurde mir von der Offizierfeldwache vor Ostorp aber ein Schreiben an General v. Wrangel überschickt, welches eben ein dänischer Parlementär mit dringender Bitte schneller Beförderung übergeben habe; es ging von mir per Husaren-Ordonnanz nebst einer mit drei Kreuzen versehenen Meldung (wonach diese Ordonnanz nur Trab und Galopp reiten sollte) nach Christiansfeld ab. Es erfolgte indeß nichts weiter darauf, als daß am 15. morgens ¹/₄9 Uhr der Major Graf Oriola vom Generalstabe die Vorpostenlinie bei Ostorp nach Kolding passirte und nachmittags zurückkehrte. Mit dem Abendbefehl wurde indeß zugleich eine fernere dreitägige Waffenruhe vom 15. abends 10 Uhr bis 18. abends 10 Uhr bekannt gemacht. Damit sind zugleich einige Ermäßigungen im Vorpostendienst eingetreten, die Zahl der Wachtmannschaft habe ich am Tage bedeutend, des Nachts auch etwas vermindert, da durchaus keine Patrouillen gegen den Feind gemacht werden sollen, und so werden unsere Leute sich doch etwas erholen, die, so lange sie jetzt auf Vorposten sind, Tag und Nacht angezogen, des Nachts auch in Alarmhäusern versammelt waren und mit umgehängtem Lederzeug schlafen mußten, was ich für diese drei Tage auch aufgehoben habe. Ohne Störung der Nachtruhe komme ich aber doch nicht davon. Letzte Nacht wurde ich um 1 Uhr geweckt, weil ein Parlementär wieder zwei Briefe an General v. Wrangel gebracht hatte, welche nach Christiansfeld weiter befördert wurden. Heut Sonntag bis Mittag, wo ich dieses schreibe, ist alles still, und wir harren erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen. Wie ich höre, soll man mit den Friedensbedingungen in den Herzogthümern nicht zufrieden sein, ebensowenig die Deputirten der Herzogthümer in Frankfurt, und es ist wohl möglich, daß dadurch das Ende des Krieges verzögert wird; die vielen Parlementäre, welche hin- und hergeschickt werden, sprechen wenigstens dafür, daß man sich über mancherlei zu verständigen hat. Mir gefällt an den Friedensbedingungen auch manches gar nicht, z. B. daß England den Präsidenten ernennen soll. Sind die Herzogthümer deutsche Bundesländer, so müßte im Fall der Nichteinigung doch mindestens der Deutsche Bund den Präsidenten ernennen. Dann ist die Räumung der Herzogthümer durch die Bundestruppen, wenn sie früher erfolgen soll, ehe alles feststeht, keine kluge Maßregel; endlich würde die Auflösung der holsteinschen Truppen nichts

anderes sein, als die Herzogthümer wieder in die Gewalt Dänemarks geben. Dieselben Bedenken, und nicht mit Unrecht, sind auch bei der Finanzfrage aufgestiegen; wenn die Herzogthümer nicht sicher gestellt werden, so dienen ihre Steuern möglicherweise zu ihrer eigenen Unterdrückung durch Dänemark. Der Gesammteindruck, den ein Friedensschluß unter den bis jetzt bekannten Bedingungen auf mich macht, ist, daß er eines großen Staates, wie Deutschland doch sein will, nicht würdig ist; ich kann daher nicht glauben, daß man sich mit solchen Bedingungen zufrieden geben wird.

Mit dem heut Abend angekommenen Tagesbefehl ist die Verlängerung der Waffenruhe bis Mittwoch Abend 10 Uhr, also um einen Tag, bekannt gemacht. Dies deutet offenbar darauf hin, daß die schwebenden Fragen nicht von den kommandirenden Generalen, sondern von den betheiligten Kabinetten gelöst werden müssen. Ist aber die Entscheidung von Kopenhagen, möglicherweise London, Wien, Frankfurt einzuholen, dann möchten auch vier Tage Waffenruhe nicht genügen. Für uns hat diese Ruhe wenig Gutes. Daß man etwas besser und ruhiger schläft, fällt nicht in die Wagschale, wichtiger ist, daß einige 1000 Reservemannschaften der Garderegimenter in dieser Zeit eintreffen und von den Jägern und unsern schlechten Schützen ein kleines Scheibenschießen statthaben kann.

Den 18. — Am 16. und 17. ist von unserer Seite ein Parlementär, der Lieutenant v. Scharnhorst, Adjutant des Fürsten Radziwill, und der Lieutenant v. Zettwitz des 3. Husaren-Regiments nach Kolding gegangen. Der erstere hat meines Wissens einen dänischen Offizier dorthin gebracht. Von den Dänen, die aus den Herzogthümern etwa 500 Fuhren mitgenommen haben, ist ein Theil derselben zurückgeschickt und sind noch mehrere zu erwarten.

Ich habe heute einem Scheibenschießen der in Groenninghoved kantonnirenden Jäger-Kompagnie mit Thoweninschen Büchsen und mit Spitzkugeln beigewohnt. Es wurde auf 200 Schritt gegen eine mannsbreite Scheibe, auf 300 Schritt auf die gewöhnliche 4 Fuß breite und 6 Fuß hohe Scheibe, auf 400 Schritt gegen eine sektionsbreite Scheibe gefeuert und von 100 Schuß auf diese Distanz, so weit ich es behalten, 55, 58, 50 Treffer, also nicht gerade ein brillantes Resultat erreicht. Das Wetter war indeß auch nicht günstig, indem der Wind stoßweise von rechts vorwärts kam. Die Jäger haben diese Büchsen erst kurze Zeit und noch nicht Zeit gehabt sich damit einschießen zu können.

Im Regiment lasse ich die per Kompagnie 30 mangelhaftesten Schützen 5 Schuß auf 150 Schritt thun und dabei die Gewehre, die seit 4 Wochen denselben Schuß im Lauf haben und oft naß geworden sind, abfeuern, um wieder einmal frisch zu laden und damit des Schusses sicher zu werden. So weit, wie ich bis jetzt gehört, wird wenig über die Hälfte der Schüsse getroffen, und erweist sich das Abfeuern der Gewehre als sehr nothwendig; das Pulver ist mitunter so verdorben, daß einzelne Kugeln beim Abfeuern dicht

vor dem Lauf hingefallen sind, doch hat sich die überwiegend größte Zahl der Schüsse abfeuern lassen und nur sehr wenige haben ausgezogen werden müssen.

Es wurde heut bekannt, daß eine Abtheilung Dänen am 16. bei Hadersleben gelandet sei und eine Rekognoszirung gemacht habe. General v. Wrangel, sagt man, habe sich darüber beim General v. Hedemann bitter beschwert und gedroht, er würde den Waffenstillstand aufheben und in Jütland einrücken, wenn so etwas nicht unterbliebe. Seitdem ist nichts der Art wieder vorgekommen.

Den 19. — Nach einer mir zugekommenen Meldung sollen nach Aussage eines von Dänen aus hiesiger Gegend mit fortgeführten Deutschen, welcher heut aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrt, auf Alsen etwa 4000 Dänen, auf Fühnen von den Schweden nur die zuerst gelandeten 5000 Mann stehen, die Dänen nichts vom Frieden oder Waffenstillstande unter den bekannten Bedingungen hören wollen und sehr kampfesmuthig, die Skandinavier dagegen sehr abgekühlt sein. Wie wir aber die Dänen kennen gelernt haben, so sind sie kampfeslustiger mit dem Munde als mit der That, ich halte daher dafür, daß der Inhalt einer früheren Meldung, wonach die Dänen sich dahin ausgesprochen haben sollen, daß, wenn wir nach Jütland gingen, sie nach Fühnen gehen würden, richtiger ist. —

Die erwarteten höheren Befehle sind heut Abend 6 Uhr hier eingegangen; danach ist der Waffenstillstand bis zum 22. abends 10 Uhr verlängert, und wie ich daraus schließe, daß diesen Nachmittag Graf Pourtales, Major Graf Oriola, Graf Münster-Meinhövel meine Vorposten passirt und nach Kolding gefahren sind, so sind die diplomatischen Verhandlungen wieder in vollem Gange. Also wieder drei langweilige Tage vor uns, in denen man sich den Kopf vergeblich über die Frage zerbricht: was wird nun? Da neben dem Waffenstillstand die kriegerische Vorsicht fortbesteht und auch fortbestehen muß, so leben wir im halben Kriegszustande fort, der auch sein Drückendes für uns wie für die Bevölkerung hat, indem jedes Gehöft doch sehr stark belegt ist, so daß selbst die nothwendigen Räume für die Ernte dadurch geschmälert werden. Dabei ist die Bevölkerung aber immer noch willig und gut, mit Ausnahme einiger besonders dänisch gesinnter Wirthe, auch sehr freundlich gegen ihre Einquartierung, die es häufig so gut hat, daß sie sich später gewiß nach dieser Zeit physischen Wohlbehagens zurücksehnen wird. Anstrengungen werden jetzt auch nicht gefordert, selbst der Vorpostenwachtdienst ist nicht zu angreifend, exerzirt wird wohl, aber weit darf es sich nicht erstrecken. Das Reellste, was jetzt geschieht, ist das Scheibenschießen, welches ich auch in diesen Tagen fortsetzen lasse, und dann kleine Uebungen in der Benutzung des Terrains zur örtlichen Vertheidigung und zum Angriff auf eine schwierige Oertlichkeit. Solche Uebungen sind auch schon um deswillen nöthig, weil wir für unsere verlornen Leute ab und zu Reserve-

Mannschaften bekommen, die in das hiesige Terrain eingeweiht werden müssen. So habe ich für das Regiment vor ein paar Tagen 20 Reservisten, aber merkwürdigerweise ohne Gewehr, Helm, Lederzeug und Tornister bekommen; man hatte geglaubt, es würden sich diese Stücke disponibel in den Lazarethen finden, was allerdings mit der Zeit auch der Fall sein, wenn erst feststehen wird, welche Leute in Folge ihrer Blessuren wirklich invalide sind. Einstweilen habe ich nun diese Leute und weiß nicht, wohin damit. Das Bild meines Regiments hat durch diesen Zuwachs nicht gewonnen, es sah schon vorher durch all die unvollendeten Arbeiten und durch die einzelnen fehlenden Stücke bunt genug aus. Es ist eine rechte Plage, wenn ein Truppentheil mit einer unvollendeten Ausrüstung ausrücken und diese während seiner Hin- und Herzüge ergänzen und regeln muß. Ich sitze noch immer in der Umarbeitung des Lederzeugs nach neuer Form, obgleich ich nach allen Richtungen den Fleiß anstachele. Aber ich muß mich überzeugen, daß es manchmal unmöglich ist vorwärts zu kommen. Die nothwendigen Metalltheile liegen theils in Stettin, theils sind sie dort erwartet, der Bedarf muß also jedesmal erst von dort verschrieben werden. Dies kann aber immer nur in verhältnißmäßig kleinen Quantitäten stattfinden, denn wo soll es auf den Märschen bleiben, da die Wagen schon so überfüllt sind; öfters war auch nicht Zeit selbst diese kleinen Packete heranzuziehen. So stockt natürlich die Arbeit in einem fort und man kommt nicht zum Ende. Dies wird mir um so emfindlicher, als ich die vollste Muße habe an alle diese Sachen zu denken.

Meine Geschäfte auf Vorposten sind sehr gering, wenn ich auch Tag und Nacht herumreite, ich bin immer bald zu Ende. Zu Hause fehlt dann der Umgang, nicht ein Buch zu lesen, so daß ich mich in meiner ganz hübschen Lokalität schon oft gelangweilt habe. Ich wohne bei einem Bauer, dessen Haus im Innern wieder so viel Annehmlichkeiten enthält, daß man eben so gut glauben könnte in einem Städtchen zu wohnen. Ich bewohne eine Art Salon mit Flügelthüren nach dem Flur und nach einem Blumengarten, der hier ziemlich bei allen Häusern ist. An den Salon, den vier Fenstern gegenüber, stoßen zwei Schlafkabinette, von denen ich eins benutze. Der Salon ist tapeziert, enthält gute Möbel, Sopha und Polsterstühle, so daß es an Bequemlichkeit nicht fehlt. Meine Wirthsleute sprechen eigentlich nur dänisch, Mariechen, die Tochter, aber spricht deutsch; sie hat es in der Pension in Christiansfeld gelernt und muß nun den Dolmetscher machen. Unsere Küche wird von ihr und einem der Sache etwas kundigen Unteroffizier besorgt; was fehlt, lassen wir von Christiansfeld, selbst von weiter kommen, so daß uns nichts abgeht. Es läßt sich unter solchen Umständen also wohl leben, aber es ist doch schrecklich langweilig, daher wünsche ich eine Entscheidung, ob Krieg oder Friede ist.

K. D. Ostorp, den 26. Juli 1848.

Im wesentlichen besteht noch immer der alte Zustand, ich befinde mich fortwährend auf Vorposten und seit dem 24. abends 10 Uhr ist, da die Waffenruhe nicht verlängert worden, der volle Kriegszustand wieder eingetreten, der aber bis jetzt noch nicht viel zu bedeuten gehabt hat. Die Dänen haben nach allen Nachrichten, die wir haben, die jütländische Grenze fast ganz verlassen und sich bei Veile zusammengezogen. Was sie damit sagen wollen, scheint man noch nicht recht zu wissen, wenigstens entnahm ich dies den Worten des Fürsten Radziwill und des General v. Bonin, welche beide gestern bei mir waren. Man meint, es wäre den Dänen wohl recht, wenn wir, ihnen folgend, die jütländische Grenze überschritten, weil dies die politischen Verwickelungen vermehren würde, und vielleicht soll uns das Zurückgehen der Dänen zu einem solchen Schritt verleiten. Die Dänen haben verweigert, unter den gestellten Bedingungen (Besetzthalten Schleswigs durch eines unserer Korps und Fortbestehen der provisorischen Regierung der Herzogthümer) einen Waffenstillstand zu schließen; General v. Wrangel dagegen hat den Waffenstillstand auf die bekannten, ich möchte sagen, schmählichen Bedingungen — — — — — — nicht acceptirt, und so haben sich diese Aussichten zerschlagen und wir haben wieder Krieg. Man glaubt, daß wir wenigstens zunächst, und wenn von Frankfurt nicht andere Weisungen kommen, die jütländische Grenze nicht überschreiten werden, um den Diplomaten der intervenirenden Großmächte, die über die Nichtannahme des beinah schon geschlossenen Waffenstillstandes verschnupft sein sollen, Zeit zu lassen, sich wieder etwas zu beruhigen und für neue Bedingungen geneigter zu werden. Die Kriegführung verliert unter obwaltenden Umständen alle Energie und unsere Unternehmung alle Würde. Die Rechtmäßigkeit dieser Unternehmung ganz bei Seite gelassen und nur das Faktum festgehalten, daß das große Deutschland, oder auch nur Preußen und Hannover, oder auch nur Preußen mit dem kleinen Dänemark Krieg führt, so ist es wahrhaft unwürdig, daß, nachdem wir den Mund wer weiß wie weit aufgerissen haben, jedesmal, wenn der Feind sich dadurch nicht beirren und zur Nachgiebigkeit bewegen läßt, wir stehen bleiben und nichts thun. Ich glaube gern, daß es militärisch richtig ist, daß wir nicht vorgehen können, weil uns der Nachschub von hinten fehlt, aber das ist eben unwürdig. Hat man sich einmal in diese Sache eingelassen, und da man sich von der Zähigkeit der Dänen zu überzeugen hinlänglich Gelegenheit gehabt hat, so hätte man auch so viel Kräfte in Bewegung setzen müssen, um seine Zwecke hier mit Nachdruck verfolgen zu können. Nach meiner Meinung war es unser allein würdig, daß in dem Moment, wo Dänemark sich weigerte auf unsere Waffenstillstands-Bedingungen einzugehen, wir sofort die jütländische Grenze überschritten, uns die eigensinnigen Herren aufsuchten und sie auf ihre Schiffe und nach Seeland trieben. Um dies aber zu können, mußten uns etwa 20000 Mann nachgesendet sein,

jetzt schon in Holstein stehen und dies und Schleswig militärisch okkupiren, damit der Feind nicht, während wir in Jütland wären, hinter uns, wie es seine bisherige Taktik war, und wie er, begünstigt durch seine Marine, der wir nichts entgegenzustellen haben, auch ohne Schwierigkeit in Schleswig wieder landen und dort Insulten ausüben könnte, sondern überall in Respekt gehalten würde. Hätten wir diesen Zustand herbeizuführen gewußt, so würde Dänemark schon lange klein beigegeben haben, denn es kann bei seinen Mitteln, und wenn ihm die Hülfsquellen Jütlands auch noch verloren gehen, den Krieg nicht aushalten. Wenn wir aber jetzt, wie geschehen, auf für uns unehrenhafte Bedingungen verhandeln wollen, so können wir uns nicht wundern, wenn den Dänen, wenigstens ihren Diplomaten, der Kamm schwillt und sie uns danach behandeln. Für alle Fälle ist es gut, daß wir nicht auf solche Bedingungen abgeschlossen haben, wenn ich auch glaube, daß wir im Vaterlande auch wichtige Zwecke zu verfolgen haben und vielleicht dort nöthig sind. Auf Spezialien dessen, was hier geschehen, lasse ich mich diesmal nicht ein; wen diese interessiren, der findet auf beiliegendem Bogen in den Befehlen und Meldungen, was er wünscht. Ich schließe daher für diesmal meinen Bericht.

K. Q. Ostorp bei Kolding, den 30. Juli 1848.

Je weniger von den großen Operationen zu sagen ist, desto mehr treten die kleinen Ereignisse hervor, und da diese recht eigentlich im Gefechtskreise und der Wirkungssphäre der Mehrzahl der Offiziere liegen, so sind sie wohl des Besprechens werth. Ich mache sie daher zum Gegenstand meines heutigen Berichts.

Es ist mir recht erfreulich zu sehen, wie verständig sich unsere Leute beim Vorpostendienst benehmen; sie sind recht aufmerksam, thätig und geben vielfache Beweise, daß sie über das, was vorkommt, nachdenken. So machte mir z. B. noch heute ein Soldat des Regiments die Meldung, es sei auf seinen Posten ein Mann von Stenderup gekommen, welcher in die Postenlinie wollte; wäre es ein Bauer, so würde er ihn eingelassen haben (die Posten haben nämlich die Weisung, unverdächtige Leute ein-, Niemand aber ohne Erlaubniß hinauszulassen), aber er sei gut angezogen, habe gestreifte Hosen &c., und da frage er, ob er eingelassen werden solle. Die Bedenklichkeitsgründe klingen freilich mitunter komisch, allein das übersehe ich, es fällt mir nicht ein darüber auch nur ein Wort zu sagen, ich achte die Bedenken als Zeichen des Nachdenkens, das dezidirte Handeln kann unserm geschulten Soldaten nur eigen werden, wenn man ihn nicht durch Festhalten an Formen, die mitunter recht überflüssig sind, und durch Tadel, wenn er sich nicht ganz richtig hierin bewegt hat, ängstlich macht überhaupt zu handeln.

Ich halte auch für nothwendig, der Landbevölkerung gegenüber die Autorität des Soldaten unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, selbst

wo dieser entschieden Unrecht hat. So wurden mir z. B. von einer Patrouille in der Zeit, wo das Regiment bei Baurup und Gegend auf Vorposten stand, zwei Arrestanten gebracht, es waren Bauern aus dem nahe gelegenen Dorfe Warnitz, die zu Pferde in den Bereich meiner Vorposten gekommen waren, angeblich in einem Hause sich befunden hatten, welches verdächtig war mit den dänischen Schiffen zu kommuniziren; es war den Arrestanten aber durchaus keine Schuld zu erweisen, wogegen meine Patrouille angetrunken war und Gott weiß was gesehen und gehört haben konnte; der Zustand der Angetrunkenheit war jedoch so, daß mir die Meldung über die Arretirung ganz verständig gemacht wurde. Trotz meiner Ueberzeugung, daß die Arrestanten unschuldig sein müßten, behielt ich sie doch 24 Stunden als Arrestanten bei mir, schon um den andern Ortsbewohnern begreiflich zu machen, daß sie am klügsten thäten zu Hause zu bleiben; die Leute meiner Patrouille aber wurden wegen der bei der angeordneten Untersuchung sich ergebenden mehrfachen Unregelmäßigkeiten, nicht aber wegen Arretirung jener Bauern mit Arrest bestraft. Diese mäßige Strenge gegen jene Bauern wirkte damals so vortrefflich, daß die andern seitdem viel ängstlicher in ihren Schritten wurden und Anfragen auf Anfragen bei mir eingingen, ob dies oder das geschehen dürfe. Andererseits sahen meine Soldaten, daß ich ihre Schritte nicht öffentlich desavouirte, sie blieben dadurch dreist, und ich kann kein einziges Beispiel von Unentschiedenheit anführen, wohl aber Beispiele richtigen Benehmens.

So wurde mir vor einigen Tagen ein ganz unverdächtiger Mann zugeführt, weil er über die Dänen Auskunft geben könne, da er eben aus Jütland komme. Und in der That hatte dieser Mann auch vielerlei Wissenswürdiges selbst gesehen. Ist Grund vorhanden die Leute mit Recht zu loben, so ist doch auch begreiflich, daß in einer so großen Masse, wie ein Regiment, nicht alles gut ist. Gerade beim Vorpostendienst, namentlich beim Patrouilliren, wo viele Einzelne zur unbewachten Selbstthätigkeit kommen, ist auch gerade am häufigsten die Versuchung zu Ausschreitungen. Diese sind auch nicht ausgeblieben. Wenn von allen Seiten richtig verfahren worden wäre, so würde manches verhütet worden sein. Die Kenntniß der Leute, welche man brauchen will, ist etwas wesentliches; sie hat zum Theil nicht in dem wünschenswerthen Grade stattgefunden, vielleicht auch nicht stattfinden können, da die Kompagnien viel Leute aus der Reserve haben, die schon längere Zeit entlassen waren, zum Theil selbst andern Regimentern angehört. Dann haben auch die sehr zerrissenen ausgedehnten Kantonnements einen Theil der Schuld, es haben danach öfters wohl die nächstbereiten und nicht gerade immer die geeignetsten Leute zu Patrouillen genommen werden müssen; auch mag darin ein Grund gelegen haben, daß der Befehl nicht immer in einer Hand blieb, sondern in gewisser Art sich zerlegte, wo es dann gar leicht möglich ist, daß das nun so fortgeht, immer einer dem andern weiter be-

stellt, was geschehen soll und zuletzt niemand darauf sieht, wie es geschieht, und dann wesentliches unterbleibt.

Zu diesem rechne ich das bestimmte Kommandiren der Leute zu einem Dienst und das ebenso bestimmte Ernennen eines Patrouillenführers. Beides war in einzelnen Fällen nicht so bestimmt gehandhabt, und die Folge war, daß die Leute sich an keinen Befehl gebunden glaubten, ihren Dienst vielmehr als eine freiwillige Privatunternehmung ansahen. Infolge dessen erlaubten sie sich in Wirths- und andern Häusern einzukehren, was so leicht zum Marodiren führen kann, ließen sich Zeit Erfrischungen einzunehmen, die ihnen zum Theil freiwillig, zum Theil für Geld, zum Theil gewiß auch auf ihr Verlangen gereicht wurden, verloren dadurch Zeit ihren Auftrag zu verfolgen. Die Leute einer Patrouille zerstreuten sich ohne genügenden Rechtfertigungsgrund, kamen von einander ab, kehrten einzeln nach dem Kantonnement zurück ꝛc. Diese Unregelmäßigkeiten habe ich bis zu ihrer Wurzel verfolgt, und es hat über die Schuldigen Rügen und Arrest geregnet, wobei ich bemerken will, daß das Anbinden an einen Baum sich wirksamer und empfindlicher gezeigt hat, als ich es mir gedacht habe, obgleich es durchaus nur in gesetzlicher Weise, d. h. nicht als öffentliche, prangerartige Ausstellung, sondern an einer ganz verdeckten Stelle ausgeübt wurde.

Vielleicht mit als Folge der früheren Rügen, vielleicht auch, weil die verschiedenen Elemente im Regiment nach einer mehrmonatlichen konsequenten Handhabung des Dienstes sich mehr zusammengekittet haben, das Ganze eine mehr dienstliche Form gewonnen und namentlich die Reserven, welchen man bei der Einziehung anfänglich wohl zu sehr die Zügel hatte schießen lassen, sich dieser Bändellosigkeit, die ihnen hier nicht gut geheißen wird, entwöhnt und die Verständigkeit der Leute die Oberhand gewonnen hat; ich sage, diesem allem ist es wohl zuzuschreiben, daß gegenwärtig die Führung der Totalität exemplarisch und die Dienstausübung auf Vorposten bis auf kleine Verstöße gut ist. — — — — —

Damit wir indeß die Fehler nicht bloß in den untern Stufen suchen, so will ich auch ein paar Wahrnehmungen etwas hinauf anführen. Sie betreffen junge Offiziere, auf deren Namen und Truppentheil hier nichts ankommt. Der eine, ein braver junger Mann, aber zu wenig besonnen, glaubte vor einer Vorpostenstellung die Dänen im Anrücken zu sehen. Er sieht nicht weiter, wirft sich auf ein Pferd und eilt ventre à terre nach dem Kantonnement. Schon im Ankommen ruft er: „Die Dänen kommen!" verliert seine Mütze vom Kopf und kommt in dieser Auflösung zu seinem Kommandeur. Es war kaum etwas anderes anzunehmen, als daß der Feind ihm auf der Ferse folge; es werden sogleich 60 Mann mit einem Offizier in dieser Richtung ausgeschickt, alles Andere im Kantonnement muß umhängen und sich bereit halten. Es wird auch nicht ein Mann vom Feinde gefunden; wahrscheinlich hatte dieser Offizier abgesessene preußische Husaren, welche ihre

rothen Mützen aufhatten und zum Abschießen ihrer Karabiner abgeschickt waren, aber wegen des gesehenen Roths für Dänen gehalten und erlebte nun eine kleine Blamage, die ihm, wenn er nicht wirklich ein braver Soldat wäre, leicht eine sehr nachtheilige Beurtheilung hätte zuziehen können.

Von einem andern Offizier wurde mir vor kurzem gemeldet, die Dänen seien mit einer bedeutenden Kavallerie, die er auf 4 Schwadronen schätzte, nach Kolding hineingerückt, und zwar nicht auf einmal, sondern in kleinen Abtheilungen mit gewissen Zeitintervallen, so daß es schien, als hätten sie ihr Vorgehen unbemerkbarer machen wollen. Da die Dänen nach allen früheren Nachrichten bis auf ein sehr unbedeutendes Detachement, welches in Kolding zurückblieb, sich nach Veile abgezogen hatten, so mußte dies eine Vorgehen so gedeutet werden, daß sie, da wir ihnen nicht gefolgt waren, was sie durch ihren Rückzug vielleicht provociren wollten, jetzt wieder die jütische Grenze besetzen und vielleicht auch, wenigstens zu kleinen Unternehmungen gegen uns vorgehen wollten. Es kam dazu die Nachricht, der dänische General v. Hedemann sei durch einen andern General im Kommando ersetzt, und letzterer sei ein unternehmender Mann. Mir schien unter solchen Umständen ein kühnes Unternehmen gegen unsere Kantonnements, die der Feind entschieden auf das genauste kennt, wohl eines neuen unternehmenden Führers würdig, und damit niemand dadurch überrascht und zu falschen Maßregeln verleitet werden sollte, so wies ich die Vorposten-Detachements mit einigen Worten auf das Erforderliche hin. Ich dachte zugleich: kommt auch nichts zur Anwendung, so geht es damit ja nur wie mit so vielem andern, was in diesem Kriege geschieht und auch nicht erprobt ist, es ist ein neuer Beitrag zur praktischen Anwendung der Theorie, die dem Soldaten im Frieden gelehrt und zu deren Anwendung ihm hier Gelegenheit geboten wird. Auch kann man nach meiner Kenntniß der Truppen und ihrer Offiziere nicht genug auf das Festhalten von Stellungen bis zur wirklich erwiesenen Nothwendigkeit ihres Verlassens und auf das gemeinsame und überhaupt auf das Handeln getrennter Theile hinweisen. In diesem Sinne lautete denn auch meine Anweisung, und wenn sie auch nicht zur Ausführung kommt, da es sich erwiesen, daß die mir gemachte Meldung unrichtig ist und die 4 Eskadrons in wahrscheinlich nur eine zusammengeschrumpft sind, so halte ich doch meine Instruktion, die durch das bestimmte Verhältniß, für das sie gegeben, allen Theilen verständlich geworden, für ähnliche, künftige Lagen nicht für verloren und darum auch nicht für überflüssig.

Ein dritter Offizier fehlte in anderer und fast unbegreiflicher Weise. Ein Parlementär, der sich durch den Wald vom äußeren Vorposten bis an diese trompetet hatte, reitet, nachdem seine Depeschen abgenommen und er entlassen worden, den geraden Weg nach Wonsild zurück. Hier stößt er auf eine von einem Offizier geführte größere Patrouille, zeigt dem Offizier die ihm von meinem Adjutanten ausgestellte Bescheinigung über die abgelieferten

Depeschen, allein unser Kamerad ist dadurch nicht zufriedengestellt, sondern veranlaßt den Parlementär mitzukommen. Dieser Unglückliche muß also den eben vorgegangenen Weg bis zum Piket von Ostorp zurück. Hier angekommen, bestätigt der wachthabende Unteroffizier, daß der Parlementär derjenige sei, welcher Depeschen an meinen Adjutanten abgegeben und von diesem eine Bescheinigung erhalten habe. Aber der preußische Kamerad ist nicht zu überzeugen, er will den Parlementär durchaus weiterführen. Der wachthabende Unteroffizier macht darauf aufmerksam, daß ich in Ostorp sei und ob der Parlementär nicht zu mir geführt werden könnte. Der preußische Kamerad geht nicht darauf ein, sondern sagt, er müsse den Mann zu seinem Hauptmann bringen, und nun geht er mit diesem, dem er die Augen nicht verbindet, durch drei Kantonnements. Sein Hauptmann, der nun endlich zur Entscheidung kommt, ist natürlich in allen Beziehungen über dies Verfahren außer sich, macht dem Parlementär wegen des Mißverständnisses Entschuldigungen und trägt nun demselben Offizier auf, den unglücklichen Parlementär zur Postenlinie hinauszubringen. Darüber ist die ganze Nacht mit Herumziehen vergangen, es ist Morgen geworden und die Vorposten-Aufstellung ist durch das Wiedervorgehen der stehenden Kavallerie-Patrouillen im Vergleich zur Nachtzeit eine andere geworden. Dies berücksichtigt unser Kamerad wieder nicht, bringt den Parlementär, dem diesmal die Augen verbunden werden, nur bis über die Posten seines Kantonnements, befreit ihn hier von seiner Augenbinde und läßt ihn so zwischen den stehenden Kavallerie-Patrouillen und Infanterie-Pikets weiter ziehen. Dies wurde mir später gemeldet, und um zu wissen, wo der Parlementär nun steckt, muß ich der Husaren-Eskadron in Sjölund aufgeben, in allen Richtungen dem Parlementär Patrouillen nachzusenden. Dieser ist mittlerweile bei einer der stehenden Patrouillen angekommen, trifft hier auch einen vernünftigen Unteroffizier, welcher sich mit der Bescheinigung meines Adjutanten begnügt und den irrenden Ritter nach Kolding passiren läßt.

Endlich ist mir noch der folgende Fall vorgekommen. Es wird mir von meinem Vorposten in Ostorp ein Knecht zugeführt, welcher nach Kolding und wieder zurück will und einen Zettel mit hat, der ihn legitimiren soll. Dieser Zettel war von einem älteren Offizier ausgestellt und enthielt: „Der Knecht sei im Dienst einer näher bezeichneten Dame und solle in Familienangelegenheiten nach Kolding und zurück, es würde daher gebeten, ihn ungehindert pass- und repassiren zu lassen, da der Offizier auf sein Ehrenwort versichere, daß der Knecht nur zu diesem Zweck nach Kolding solle." Da die Vorposten den bestimmten Befehl hatten Niemand hinauszulassen, und überhaupt die Kommunikation mit den Dänen streng untersagt war, die Dänen aber in Kolding standen, so dekretirte ich einfach: „Kann nicht bewilligt werden, da es gegen den Befehl ist, den die Vorposten haben." Es war mir nächstdem nicht zweifelhaft, daß hier ein Mißbrauch mit dem Ehrenwort

getrieben sei, es war im verjüngtesten Maßstabe etwas ähnliches, was Lieutenant Techow gegen den Hauptmann v. Natzmer verschuldet hatte.*) Das Ehrenwort ist der Verordnung gegenüber nie an seinem Platz.

So giebt denn doch dieser Krieg, so wenig ernsthaft er auch bis jetzt gewesen ist, die Gelegenheit manches zu erfahren. Es wird z. B. kaum ein Offizier im Regiment sein, welcher nicht wenigstens eine, ein ganzer Theil aber, welcher mehrere Feldwachen gethan hat, während ich 1813 und 1814 nur zweimal auf Feldwache zu sein Gelegenheit hatte.

Von den Erfahrungen auf Vorposten wende ich mich zu denen auf Märschen. Ich habe darüber schon mehreres bei andern Gelegenheiten eingeflochten. Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich angeben, ich sei mit der Marschordnung schon im Reinen; sie hat mir viel zu schaffen gemacht und noch bin ich nicht am Ziel, aber es ist schon vieles anders, als es war. Das beliebige Austreten während des Marsches ist, ich habe mich sattsam überzeugt, gar nicht zu hintertreiben, wenn nicht mindestens alle Hauptleute die vorgeschriebene Ordnung streng handhaben und als Regel den bestrafen, welcher anders als bei den größeren Halten austritt. Ich habe es trotz aller Ermahnungen und Rügen nicht dahin bringen können und mich endlich genöthigt gesehen anzuordnen, daß einmal nach jedem Marsch die zurückgebliebenen Leute ärztlich untersucht, die nicht Entschuldigten sofort bestraft und mir die Namen der Zurückgebliebenen nebst Angabe der verhängten Strafen oder Entschuldigungsgründe eingereicht werden. Da hat es denn schon eine Anzahl Arreststrafen gegeben, und diese haben wohlthätig auf die Ordnung einzuwirken angefangen. Ebenso schlimm stand es mit dem Wasserholen, wenn gehalten wurde. Es schien fast unmöglich die bekannte Ordnung von gesammelten Trupps unter Führung von Offizieren zu handhaben, es war, als wäre von dieser Ordnung früher nie die Rede gewesen, doch das war nicht der Fall, sondern der Krieg und unsere Zeit, mit der wir auch zu kämpfen, haben eine auflösende Kraft; ich habe gleiche Unordnungen bei unsern Grenadier-Regimentern gesehen, viele Leute gingen auch da einzeln in die Dörfer. Der Grund hiervon liegt, und ich wollte wohl, daß es mir jeder aufs Wort geglaubt, in dem Mangel an Unterstützung, welche die Befehle der Obern bei den Subaltern-Offizieren finden. Es wird auch und ist auch hier von älteren Offizieren gefehlt, die sich nicht Zeit lassen erst Ordnung zu machen, die über Unordnungen wegsehen, thun als sähen sie sie nicht. Dies habe ich namentlich erfahren und ich habe in einem Fall mit meinen eigenen Fäusten dreingeschlagen, als ich sah, daß das Regiment förmlich zu debandiren anfing und die Unterstützung der Nächsten und Folgenden ausblieb, und wunderbar, das half, ich allein brachte es dahin, daß das Regiment wieder zusammenkam, und erst von diesem Tage an wurde mein Be-

*) Zeughaus in Berlin 1848.

fehl, daß die Leute gesammelt Wasser holen und nicht einzeln den Kommandos nachlaufen sollten, befolgt. Mir hat das viel inneren Aerger verursacht, es wäre viel leichter gewesen, wenn andere zur rechten Zeit auch ihre Fäuste gebraucht hätten, da Worte nicht halfen.

Ich breche hier ab, um auch die Gegenwart mit einigen Worten zu berühren. Es ist heut zum 1. künftigen Monats ein Kantonnementswechsel angesagt, man glaubt aber, daß dahinter mehr steckt, zum Theil wird auch eine Besorgniß rege, als könnten sich von oben herab antipreußische Tendenzen geltend machen wollen. Man hat mir, bis jetzt noch unter der Hand, mitgetheilt, daß eine beruhigende Erklärung darüber gewünscht würde, daß uns von oben herab nichts zugemuthet werde, was dem von uns dem Könige geleisteten Eid nicht vollkommen entspräche, namentlich keine dem Reichsverweser geltende Huldigung. Ich freue mich der altpreußischen Gesinnung, aber ich glaube doch den lauten Ausdruck niederhalten zu müssen und habe es mit Hinweisung darauf gethan, daß es uns nicht an höheren Offizieren fehle, die wie wir dächten und denen unser Vertrauen gebühre, bis sie dieses durch Handlungen verscherzt hätten. So schön die Gesinnung, so übel halte ich es doch, wenn sie als Protest oder Deliberation im Militär laut wird; dies muß der letzte Schritt sein.

K. Q. Hadersleben, den 8. August 1848.

Am 1. August wurden andere Truppen zu den Vorposten bestimmt, die bisherigen Vorposten an diesem Tage abgelöst. Es fand gleichzeitig eine veränderte Dislozirung der Truppen statt. Während die frühere Vorpostenlinie gegen Kolding vorgeschoben war, ist die neue um eine gute Stunde zurückgenommen, d. h. bis zur Linie Grönninghoved, Sjölund, Ostorp, also bis dahin, wo früher die Replis der Vorposten kantonnirten, während die jetzigen Replis verhältnißmäßig rückwärts der genannten Linie dislozirt sind. Diese Zurücknahme der Vorposten hängt mit der im ganzen mehr rückwärts verfügten Dislozirung der Armee zusammen, und diese hat, wie ich glaube, ihren Grund wieder darin, daß man wissen will, die Dänen seien wieder in größerer Zahl auf Alsen und den Inseln und möchten wieder einen Einfall in Sundewitt beabsichtigen; man will also für diesen Fall dem 10. Bundeskorps, welches dieser Einfall zunächst berühren würde, näher sein.

Ein zweiter Grund zu unsrer etwas retrograden Bewegung mag auch in der Besorgniß vor einem Angriff unserer linken Flanke liegen, die mir der Fürst, namentlich den Punkt Steppinge, den ich sehr genau kenne, als eine schwache Stelle bezeichnet hat. Ich habe mich dieser Ansicht namentlich damals, als ich in Steppinge kantonnirte, nicht anschließen können, denn damals konnten in Zeit einer halben Stunde 3 Bataillone, 2 Batterien und über ein Regiment Kavallerie dort vereinigt sein; Steppinge war selbst mit einem Bataillon und einer schweren Batterie belegt, die, da der Ort sehr

vertheidigungsfähig war, einen hübschen Widerstand leisten konnten. Unterdeß mußten die andern Truppen herankommen, und unter deren Gefecht konnte sich der Rest der Linien-Brigade und mußte sich die Garde-Brigade konzentriren, und wenn alles dann den Willen hat zu schlagen, also vor- und nicht zurückging, wie eigentlich die Anlage gemacht war, so hätte der Feind doch sehr stark sein müssen, um reüssiren zu wollen; eine solche feindliche Zusammenziehung hätte dann aber schwerlich uns verborgen bleiben können. In diesem Sinne sprach ich mich auch damals gegen den Fürsten aus; heute nun freilich ist die Sache etwas anders, in Steppinge und Gegend kantonnirt jetzt nur ein Bataillon, was ca. ½ Stunde zu seiner Konzentration bedarf, allein weiter westlich stoßen die Holsteiner an, zunächst rückwärts Steppinge in Simmerstedt und Rougstrup kantonnirt mein 2. Bataillon und das 2. Kürassier-Regiment, also zum Ueberlaufen ist es auch jetzt noch nicht, und wenn es jetzt nicht ganz so gut wie früher ist, so ist dies durch die neu eingetretene Rückwärtsdislozirung entstanden, deren Nothwendigkeit ich auf meinem Standpunkt nicht vollkommen einzusehen vermag. Dagegen ist ganz gewiß, daß unsern Gegnern mit jedem Schritt, den wir rückwärts thun, der Kamm wächst, und daß sie sich dadurch eher zu dem aufgefordert fühlen werden, was wir besorgen — nämlich ein energisches Vorgehen mit allen ihren Kräften in unserer linken Flanke, als wenn wir unsere frühere mehr avancirte Stellung behalten hätten. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß wenn die Dänen etwas unternehmen wollen, sie es jetzt thun müssen, wo die zu erwartenden bedeutenden Verstärkungen unserer Armee noch nicht zugekommen sind, daß auch die Dislozirung der letzteren in einer Tiefe von ca. 8 Meilen etwas einladendes hat; allein näher betrachtet, liegt darin für uns keine Gefahr, vorausgesetzt daß niemand davonläuft, sondern wer angegriffen weichen muß, sich fechtend nach dem Rendezvous zurückzieht.

Nachdem heut die mecklenburgische Brigade (5 Bataillone und 1 Batterie) auf unserm linken Flügel angekommen sein wird, kann in Zeit von 4 Stunden die Linien-Brigade bei Moltrup, die mecklenburgische Brigade bei Tyrning-Mühle und Hammeleff, also in erster Linie 12 Bataillone, 3 Regimenter Kavallerie, 4 Batterien einschl. einer Raketen-Batterie, und die Garde-Brigade in zweiter Linie, d. h. 7 Bataillone, 1 Batterie mindesten bei Oester-Lygum konzentrirt sein. Am Abend können diese Streitkräfte auf der Linie Skrydstrup—Hadersleben und in Apenrade und Gegend ein Theil des 10. Bundeskorps stehen. An ein Aufrollen vom linken Flügel her gegen die See, was uns natürlich verderblich werden würde, ist daher nicht zu denken; dagegen hätten wir endlich das von uns so lange Herbeigewünschte, nämlich einen Kampf mit den Dänen ohne deren Anlehnung an die See, und blieben wir dann Sieger, was würde aus der dänischen Armee?! Das werden die Dänen also wohl auch erwägen, ehe sie sich gegen unsern schwächsten Punkt, unsern linken Flügel wenden, und thun sie dies dennoch, so bedarf es größerer

Truppenzusammenziehungen in dieser Richtung, die uns nicht verborgen bleiben können, wenigstens nicht dürfen, was uns auch Zeit zu Gegenmaßregeln gestattet. Was das Oberkommando in einem solchen Fall thun und gethan haben will, hat es in einer nur bis einschl. Regiments-Kommandeuren mitgetheilten Instruktion ausgesprochen.

Ich kehre zu dem Abmarsch der Vorposten am 1. d. Mts. nach Ostorp zurück. Als ich den Abzug der Truppen außerhalb des Dorfes beobachtete, wurde ich von einem dortigen Bauern angeredet, der mir offen sagte, sie hätten früher, wie es hieß, wir würden zu ihnen kommen, große Besorgniß gehabt, aber jetzt wäre er ebenso betrübt uns wieder gehen zu sehen, unsere Leute wären sehr gut, er hätte sich gefreut ihre Bücher zu sehen, das wäre ja ganz ihre (der Schleswiger) Religion. Es geht hieraus hervor, was die Bevölkerung für eine Vorstellung von uns gehabt haben mag und wie sie jetzt über uns denkt. Auf dem weiteren Rückmarsch ereignete sich nichts, vom Feinde war auch nichts gefolgt, wir passirten überdies fast sofort die neue Vorposten-Aufstellung. Das 1. Bataillon des Regiments wurde zu seiner Erholung nach einem dreiwöchentlichen, durch schlechte Witterung beschwerlich gewordenen Vorpostendienst nach Hadersleben und hier in sehr gute Quartiere, das 2. Bataillon mit drei Kompagnien nach Errigstedt und eine Kompagnie nach Wonsbek am Fjord von Hadersleben zur Verhütung von Einlaufen dänischer Schiffe und Beobachtung des Schiffsverkehrs auf dem kleinen Belt verlegt.

Als ich noch die Vorposten hatte, hatte ich infolge der sich später oft als nicht sehr genau herausstellenden Meldungen die Möglichkeit eines Anprallens, selbst Durchbrechens der Kantonnements durch feindliche Kavallerie hingestellt. Gleich am 2. führten sie so etwas, wenn auch im kleinen Maßstabe aus, indem sie, wahrscheinlich durch ihre Freunde in der Landbevölkerung, von unserm Zurückgehen benachrichtigt, mit 40 Dragonern auf der Straße von Kolding nach Aller mit verhängten Zügeln vorbrachen. Die preußische Husaren-Feldwache wäre beinah überrascht worden, da, wie es scheint, die aufgestellte Vedette nicht sehr achtsam gewesen ist, zum Theil auch abgestiegen war; es wurde dabei auch ein Husar, der, weil der Sattel (wahrscheinlich vorher gelüftet) beim Aufsteigen sich unter den Bauch drehte, nicht aufs Pferd kommen konnte, gefangen und nur dadurch, daß ein Husar seinen Karabiner abschoß und dieser glücklicherweise losging, was allerdings zweifelhaft sein konnte, da, wie mir Husaren-Offiziere selbst gesagt haben, seit zwei Jahren an den Karabinern wegen der zu erwartenden neuen Waffen nichts gemacht worden war — wurde die rückwärtige Feldwache alarmirt, sonst wäre wahrscheinlich auch sie gefangen worden. Das sind die Folgen, wenn eine Truppe sich nicht zu allen Zeiten kriegsgemäß ausgerüstet erhält und, wie hier wahrscheinlich, der Vorpostendienst zu leicht betrieben wird. Der Feind folgte nun nicht mehr so dezidirt, und als unsrerseits endlich eine

Husaren-Eskadron vorrückte, war jener nicht mehr einzuholen; er war mit seinen Trophäen, einem Gefangenen, den er, wie man erfuhr, auf einen gerade bereiten Wagen geladen hatte, und dessen Pferd, von dem der belästigende Sattel, da man keine Zeit zum Umsatteln fand, abgeschnitten und von den Husaren gefunden worden war — ventre à terre davongejagt. So unbedeutend der Verlust auch ist, so ist er doch sehr verdrießlich, und daher erfreulich, daß bei einer folgenden Gelegenheit, wo die Dänen naseweis in der Gegend von Aller am 5. gelandet waren, sie etwas durch unsere Jäger abgestraft worden sind. Auch beim Fjord von Hadersleben, an dessen Mündung zwei dänische Kanonenboote liegen, zeigte sich an diesem Tage ein von Norden kommendes und dahin zurückkehrendes Dampfboot.

Am 4. bekam das 2. Bataillon des Regiments Befehl, sofort nach Simmerstedt zur Verstärkung des linken Flügels zu marschiren, auch wurde ihm gestattet, Maugstrup mit zu bequartieren. Dagegen wurde von hier die 3. Kompagnie des 1. Bataillons nach Wonsbek verlegt. Indem ich dies schrieb, wurde ich zum Fürsten Radziwill befohlen. Bei ihm angekommen, erfuhr ich, der Feind habe das Kantonnement Steppinge überfallen. Ich entgegnete: „Ueberfallen, das sei nicht möglich, sonst müsse ja der dort Kommandirende kassirt werden, der sich am hellen Tage (es war um Mittag) überfallen lasse!" Der Fürst sagte: „Lesen Sie selbst!" indem er mir die Meldung des Hauptmann Delius übergab. Darin wurde nun allerdings gemeldet: Der Feind habe mit einem Bataillon Infanterie und zwei Eskadrons das Kantonnement Steppinge überfallen und das 20. Regiment konzentrire sich bei Moltrup. Ob und welche Verluste bei Steppinge stattgefunden, wurde nicht gesagt. Der Fürst hat nun befohlen, daß ich die Kompagnie von Wonsbek sofort heranziehen solle, wozu ich bereits den Befehl gegeben und außerdem eine Patrouille von 1 Offizier 30 Mann zu einer Patrouille nach Moltrup bestimmt habe, um zu erfahren, wie es daselbst steht.

Die Konzentration bei Moltrup verstehe ich nicht, ich würde mit allem, was in und bei Christiansfeld disponibel war, über Andrup gegen Steppinge vorgegangen sein, meinem 2. Bataillon und dem Kürassier-Regiment den Befehl geschickt haben, ebendahin vorzurücken, ich würde den nachtheiligen moralischen Eindruck des Ueberfallenseins durch ein Vorgehen zu verwischen gesucht, nicht aber durch ein so bedeutendes Zurückgehen verstärkt haben, und zwar um so mehr, weil ich glaube, daß der Feind nur eine partielle Unternehmung im Sinne, und wenn er seinen Zweck, wie es scheint, erreicht hat, triumphirend abgehen wird, wenn man ihm die Zeit dazu läßt.

Ich hatte mich hier wieder unterbrochen, weil ich abwarten wollte, was für Nachrichten eingehen würden. Diese sind eben eingegangen. Die Patrouille, welche ich nach Moltrup geschickt, hat gemeldet, dort sei das 1. Bataillon 12. Regiments und das Füsilier-Bataillon 31. Regiments, also nicht das 20., versammelt, mein 2. Bataillon sei von Simmerstedt

nach Steppinge vorgegangen. Das lasse ich gelten. Wahrscheinlich wird auch das vom 20. Regiment disponible auf Steppinge dirigirt sein, und das hat wohl genügt. Der Fürst Radziwill schickt mir wenigstens soeben folgenden Befehl: „Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich hierdurch ganz ergebenst, die Kompagnie von Wonsbek diese Nacht in Hadersleben einzuquartieren, ferner dem Intendanturrath Loor mittheilen zu lassen, daß weitere Vorbereitungen für ein Biwak ꝛc. unnöthig sein würden, indem der Feind bereits wieder über die Grenze zurückgewichen und nicht mehr anzunehmen ist, daß noch etwas Weiteres vorkommen wird. Die Bagage der verschiedenen Truppentheile wollen Wohldieselben von Hadersleben, wohin dieselbe einstweilen dirigirt worden, in die Kantonnements zurückmarschiren lassen."

Das Unternehmen der Dänen scheint übrigens nur die Aufhebung eines unserer von Kürassieren belegten und gar nicht geschützten Quartiers von 30 Mann zum Zweck gehabt zu haben, und es ist kein Zweifel, daß dabei eine Verrätherei der Bewohner im Spiel ist, denn die Dänen sind unmittelbar auf dies Quartier losgegangen, haben es umzingelt und sind dann mit ihrer Beute wieder abgezogen. Wieviel der Unsrigen dabei gefangen worden sind, steht noch nicht fest, sie sollen sich tüchtig vertheidigt haben, aber von 11 Mann steht es doch ziemlich fest, daß sie gefangen sind. Das ist wieder eine Geschichte, um sich die Haare einzeln vom Kopfe auszuraufen.

Nach dieser Abschweifung, welche mir durch die heutige Unternehmung der Dänen auferlegt wurde, kann ich ganz ruhig weiter berichten, was der, der den Krieg nicht kennt und namentlich nicht gesehen hat, wie es hinter der Armee aussieht, kaum erwartet haben würde. Die Bagage der vorwärts kantonnirenden Truppen war sehr richtig zurückgeschickt und passirte Hadersleben. Bei diesem Train giebt es viele Leute, und jeder weiß etwas zu erzählen, aber in der Regel keiner das richtige, und da wird dann gelogen und zugesetzt, daß, wer diesen Leuten glaubt, alles verloren ansehen muß. So kursirten auch hier Gerüchte, der Feind habe nicht bloß bei Steppinge, sondern auch bei Aller angegriffen, und es sei hier eine große Kolonne Infanterie gesehen; ferner unsere Husaren seien mit gezogenen Säbeln eiligst nach Christiansfeld zurückgesprengt. Kurz, ein ganz partieller Angriff mit dem kleinen Ziel der Gefangennehmung eines isolirten und unvorsichtigerweise belegten Quartiers wurde zum allgemeinen Angriff der Dänen umgewandelt, so daß meine Wirthe mich ganz besorgt fragten, wie es denn stände. Glücklicherweise hatte ich eben den Befehl des Fürsten erhalten, und ich konnte ihnen die Lehre geben, daß es hinter der Armee immer schlechter aussieht als bei der Armee selbst; das Zurückeilen von Bagagen und Nichtkombattanten hat immer mehr oder minder das Ansehen eines Rückzuges, besonders wenn noch nachtheilige Gerüchte ausgesprengt werden.

Den 9. — Der gestrige Tag endete noch sehr friedlich mit einem Ball, von den Offizieren arrangirt, und heute steht die Sache wie früher; wir

sehen den in allen Zeitungen angekündigten Verstärkungen deutscher Truppen aller Staaten entgegen, um endlich wieder flügge zu werden und in Jütland einbrechen zu können. Es wurde mir erzählt, daß General v. Wrangel ganz erstaunt gewesen sei, dies Heranrücken von Verstärkungen, was er als Geheimniß behandelt habe, so genau in den Zeitungen angekündigt zu finden, auch gemeint habe, daß vielleicht in acht Tagen ein Waffenstillstand abgeschlossen sein würde; die Zukunft muß lehren, ob sich dies bestätigen wird. Einstweilen bleibt mir wieder, nachzudenken, wie die schöne Zeit zu tödten. Meine bisherige Muße habe ich zu Ausflügen verschiedener Art benutzt. Das erste war, mir die Umgegend von Hadersleben anzusehen, da dieser Punkt jedenfalls gehalten wird, und da vom Regiment jetzt ein Bataillon die Besatzung macht, es darauf ankommen kann, dies nach der Lokalität zu verwenden.

Hadersleben liegt gegen Norden wie gegen Süden für die Vertheidigung sehr ungünstig, nämlich im Grunde, und ist von sehr nahe gelegenen Höhen ganz beherrscht. Wer es vertheidigen soll, muß es darauf ankommen lassen, ob der Gegner ihn herausräuchern will, und thut es dieser, so hat die Vertheidigung ziemlich ein Ende. Schont er dagegen die Stadt, so bietet sie natürlich hinreichende Vertheidigungsmittel, und wie mich ein Blick in die Höfe belehrt hat, auch ein reiches Material zu Barrikaden, die hier zu Ehren kommen könnten. Die Dänen hatten, als sie das letzte Mal Hadersleben im Besitz hatten, doch nicht soviel zur Vertheidigung gethan; sie hatten die Brücke natürlich durch einen Wall gesperrt, und auch rechts und links längs des Wassers, welches gleichsam den nassen Graben bildete, einen ziemlich bedeutenden Wall, auch in ziemlicher Ausdehnung aufgeworfen, auch die dicht an der Brücke liegende Mühle mit Schießscharten versehen. Da auf unsrer Seite Häuser der Vorstadt bis dicht an die Brücke führten, so sahen sich die Dänen genöthigt drei dieser Häuser niederzubrennen. Bei alledem würde aber eine kräftige Vertheidigung nur dann möglich gewesen sein, wenn man den Ruin der Stadt nicht geachtet hätte. Sehr zum Ruhm gereicht den Schleswig-Holsteinern ihre Bereitwilligkeit, wenn sie den Druck des Krieges nicht zu tragen haben, ihn denen zu erleichtern, welche darunter leiden; so bei Lieferungen und so auch hier bei dem Brandunglück. Meine Wirthe sahen es wie etwas, was nicht anders sein könne, an, daß die Bürger Hadersleben's den Abgebrannten ihren Schaden ersetzen müßten, und meinten, das wäre ja ganz natürlich, das ginge ja gar nicht anders.

Ich war nun auch begierig, die ferneren Vertheidigungsanstalten an anderen Orten kennen zu lernen, von denen vor unserem Vorgehen die Zeitungen so großes zu sagen wußten, namentlich bei Tyrning-Mühle. Ich ritt also eines Tages dahin und fand außer einer halb lieblichen, halb romantischen Gegend, daß jene Mühle, die in einem verhältnißmäßig tiefen Thale liegt, hier ein schmales Defilee durch den Grund bildet, zu dessen

besserer Vertheidigung die Dänen auch hier und da einen Wall aufgeworfen hatten; jetzt war aber schon alles fast gänzlich eingeebnet. Der Angriff würde hier natürlich unter diesen Umständen auf Schwierigkeiten gestoßen sein, allein es lag auch nicht in unserer Absicht, diesen Punkt damals zu forciren, sondern nur den Feind daselbst zu beschäftigen und festzuhalten, während die Entscheidung durch eine westliche Umgehung des dort gelegenen Sees, also durch eine Bewegung gegen des Feindes Rücken herbeigeführt werden sollte. Hätten die Dänen damals Stand gehalten, so hätte es hierbei einen hübschen Kampf geben können, da die Umgehung in einem sehr offenen, und wie es mir schien, für alle Waffen, wenigstens zeitweise für alle, praktikablen Terrain hätte stattfinden müssen; jedenfalls konnte die Artilleriewirkung sehr bedeutend sein, da der ganze Anmarsch zu sehen gewesen wäre. Warum die Dänen einen Kampf demnach auch nicht einmal versuchten, begreife ich in der That nicht, und um so weniger, da sie weiter rückwärts, wie mir schien, wieder ein hübsches, der Vertheidigung günstiges Terrain fanden, wenn ihr rechter Flügel zurück mußte. In Hammeleff und Tyrning-Mühle fand ich die Holsteiner, die sich jetzt in Waffenröcke stecken, die ihnen aber ungefähr so sitzen, wie unsern Rekruten die noch unabgeänderte erste Bekleidung. In Tyrning-Mühle war das 1. Bataillon Holsteiner, welches der Hauptmann v. Panwitz des 2. Garde-Regiments als Major kommandirt. Dieser steht wieder unter einem Brigadier, dem Oberst Graf Baudissin, der einen großen Titel, aber nicht die Truppen einer Brigade, sondern nur 3 Bataillone, also nach unsern Begriffen nur ein Regiment hat. Hauptmann v. Panwitz, den ich hier sprach, war von seinem Verhältniß nicht eben erbaut, es fehlt überall die Unterstützung, um etwas schaffen zu können, denn geschaffen muß erst werden. Die Offiziere sind unwissend, deren nur wenige und doch eifersüchtig. Sie sehen in den preußischen Offizieren Personen, die ihnen die Stellen nehmen wollen. v. Panwitz hat auch keine gute Stellung zum Obersten, es scheinen vollständige Antagonisten zu sein. So ist z. B. vom Prinzen von Noer die Einführung des preußischen Exerzir-Reglements befohlen und Hauptmann v. Panwitz hat also auch in seinem Bataillon die Einführung angeordnet, allein einer seiner Hauptleute fand es für gut, noch ferner nach dem dänischen Reglement zu exerziren, und wie ihn Hauptmann v. Panwitz hart darüber anläßt, verklagt er ihn beim Oberst, und dieser befiehlt, es solle das dänische Reglement in Kraft bleiben, er würde erst erwägen, inwiefern das preußische auf die hiesigen Verhältnisse anwendbar. Darauf Klage des Hauptmann v. Panwitz beim Prinzen von Noer, Entscheidung desselben zu Gunsten des Ersteren und nun natürlich vermehrte Spannung zwischen Hauptmann und Oberst. Ein Pröbchen davon: Hauptmann v. Panwitz fragt beim Obersten an, wie weit er sich wohl zum Exerziren von Tyrning-Mühle entfernen dürfe. Darauf bekommt er statt einer Antwort eine Instruktion über Ausbildung der Leute, worin gesagt

wird, daß diese nicht in einem steifen Exerziren bestehen solle, sondern im Gewandtmachen, deshalb sollten die Leute bajonettiren, voltigiren, bockspringen, fechten, tirailliren, wozu das Terrain besonders auffordere und geeignet sei. Der Hauptmann hat auf diese Spitzen auch wieder spitz geantwortet, was er vielleicht nicht so thun sollte, aber was bei diesem fortwährenden Schrauben und der Unfähigkeit der Vorgesetzten auch wieder natürlich ist. Wenn die Sache so fortgetrieben wird, so kann sich eigentlich ein preußischer Offizier nicht geneigt finden bei den Holsteinern zu dienen; überhaupt aber glaube ich, kann aus dieser Truppe nur etwas werden, wenn sie mehrere Jahre ganz unter preußische Offiziere und Unteroffiziere und erst nach dieser Zeit unter mittlerweile gebildete nationale Führer gestellt würde. Die holsteiner Soldaten sind gutmüthige Leute, nicht ohne natürliche Geschicklichkeit, aber verwöhnt, an Wohlleben gewöhnt, weichlich, die erst erzogen werden müssen. Der preußische Premierlieutenant Belitz, der hier die holsteinsche Batterie kommandirt, hat seinen Artilleristen einmal in aller Ruhe eine heilsame Lektion gegeben. Er sieht nämlich, daß seine Artilleristen, die er, glaube ich, zum Exerziren bestellt hatte, ohne Erlaubniß abzuwarten, weil es zu regnen anfängt, Mäntel anziehen. Als sie fertig sind, läßt er Mäntel ausziehen und macht nun im starken Regen einen Uebungsmarsch mit seiner Batterie, die damals in Flensburg stand, nach Bau und zurück, und wie er zurück ist, sagt er den Leuten, so machte man es in Preußen, es ginge auch ohne Mäntel. So etwas verträgt der Holsteiner ganz gut, wird nicht etwa verdrießlich; auch ist nicht zu verkennen, daß in dieser Batterie jetzt schon viel mehr Ordnung ist, als zur Zeit des Marsches von Schleswig nach Wanderup in der holsteinschen Artillerie war; nur das stete Einkehren der Leute in jedes Haus, was an der Straße liegt, hat auch der Lieutenant Belitz bis jetzt noch nicht herausbekommen können.

Zu meinen ferneren Ausflügen in hiesiger Gegend gehören ein paar Ritte ein Mal nach Wonsbek, das andere Mal nach Simmerstedt zur Inspizirung meines 2. Bataillons. Auf dem Ritt nach Wonsbek bestieg ich eine bei Aastrup gelegene Höhe, von welcher man wieder eine der reizendsten und umfassendsten Aussichten auf eine weite, fruchtbare, lachende Landschaft und den schönen kleinen Belt hat; es ist ein ähnlicher Standpunkt wie auf der Skamlingsbank, nur daß man hier den kleinen Belt viel ausgedehnter übersieht. Beide Punkte haben einen wohlverdienten Ruf. Nach Simmerstedt ritt ich am 7. zum Theil nur deshalb, weil man am 6. ganz in unserm Rücken bei Skrydstrup bei der Grenadier-Brigade dänische Kavallerie gesehen haben wollte und seitdem jeder Dänen wittert, ja man wollte eine ganze dänische Postenlinie in unserer linken Flanke gesehen haben, so lauteten wenigstens die Gerüchte. Mir war unbegreiflich, wie man Dänen hatte melden können, ohne die Sache vollkommen gesehen und durch eine angemessene Rekognoszirung ermittelt zu haben. Zuletzt ergab sich, daß man nicht Dänen

sondern drei holsteinsche Dragoner gesehen hatte, und daß das Zurückgehen der holsteinschen Truppen, was hinten unbekannt gewesen sein soll, mit in der Täuschung erhielt. Ein altes Sprüchwort sagt, man soll den Teufel nicht an die Wand malen; gestern haben uns die Dänen, wie ich erzählt, denn wirklich einen Besuch gemacht. Heute, wo man erfahren, daß sie noch bei Oddis stehen sollen, wird eine Expedition gegen sie unternommen, zu welcher mein 2. Bataillon nachts 2¼ Uhr aufgebrochen ist, um um 5 Uhr bei Frörup bereit zu stehen. Vom Erfolge weiß ich noch nichts. Von hier geht heute Mittag eine Kompagnie wieder nach Wonsbek, der alte Zustand ist also hergestellt, aber wir haben durch unser Verschulden vielleicht 30 Pferde verloren und eine große Blamage davongetragen.

K. Q. Hadersleben, den 13. August 1848.

Die am 8. d. Mts. stattgehabte Aufhebung eines von einem Zuge des 2. Kürassier-Regiments belegten Quartiers durch die Dänen ist eine so verdrießliche Sache, daß, wenn sie das von mir kommandirte Regiment betroffen, ich mir die Haare vom Kopfe einzeln ausgerauft hätte; allein so ungern ich mich dieser Unannehmlichkeit erinnere, so ist sie doch in mehrfacher Beziehung so lehrreich, daß sie wohl verdient mehr besprochen zu werden. Ich habe in einem früheren Bericht gesagt, daß ich selbst in Steppinge, dem Dorf, wo jener Ueberfall stattgefunden hat, gelegen habe und daß ich Steppinge für sehr vertheidigungsfähig halte. Das wird durch das Vorgefallene nicht umgestoßen, denn das überfallene Quartier liegt abgebaut von Steppinge. Es gingen von da zwei Wege, der eine nordwestlich nach Höjrup, der andere westlich nach Jels, auch nach Oxenvad; auf beiden Wegen rückten die Dänen vor, und zwar auf dem von Höjrup, um die Infanterie in Steppinge zu beschäftigen, damit diese dem überfallenen Quartier nicht zu Hülfe eilen könne, und auf dem von Jels, an dem das zu überfallende Quartier lag. Beide Wege wurden auf eine Entfernung von zehn Minuten von Steppinge von einem Bach, die Aue genannt, die auf den Wegen überbrückt war, durchschnitten. Die Brücken waren auf Befehl schon zu meiner Zeit verbarrikadirt und ich hatte neben die Brücke auf dem Wege nach Jels, weil daselbst eine Furt war, noch ein paar Eggen legen lassen, um sie ungangbar zu machen. An den Brücken standen die äußersten Vorposten, alles jenseits Liegende lag demnach vor den Vorposten, so auch das unglückliche Kürassierquartier. Ich besinne mich gar nicht dasselbe haben liegen sehen, ein Beweis, daß es selbst nicht mehr an den Vorposten lag, aber das weiß ich, daß wir dasselbe nicht belegt hatten, obgleich, wenn eine Truppe so etwas wagen darf, Infanterie es noch am ersten kann. Auch ist jetzt zur Sprache gekommen, daß die Kompagniechefs damals die Belegung als nicht räthlich besprochen hatten.

Als ferner später das 1. Bataillon 2. Regiments von Steppinge fort und das 2. Bataillon dahin kam, so ist von dem Kommandeur desselben, Major Radzom, wiederum das Gefährliche der Belegung jenes Quartiers anerkannt und dem Rittmeister H. des 2. Kürassier-Regiments, der es zuerst mit einem Zug belegt und daher alles verschuldet hat, ausgesprochen. Der Major Radzom hat hier auch einen Fehler gemacht, er hätte als Aeltester im Ort nicht vorstellen, sondern die Räumung jenes Quartiers befehlen sollen, die Artigkeit gegen einen andern Truppentheil — hier gewiß gar nicht an ihrer Stelle — ließ es aber zu einem solchen Befehl nicht kommen, und gewiß würden sehr viele an seiner Stelle ebenso gehandelt haben. Da Major Radzom sich zu einem Befehl nicht entschließen konnte, so that er wenigstens etwas zur Minderung der Gefahr, er stellte bei jenem Quartier einen Infanterieposten auf, wodurch doch eine Beobachtung des vorliegenden Terrains stattfand, welcher später zurückgezogen zu sein scheint, als das 2. Bataillon Steppinge verließ, nachdem die Füsilier-Kompagnie des Hauptmann Gaedike des 20. Regiments dahingekommen.

Es ist auch bekannt geworden, daß mehrere Leute von jenem Hofe (es wurden sieben genannt), der ein recht bedeutendes Gehöft bildet, was eben die stets für ihre Pferde besorgte Kavallerie verlockt hat, bei den Dänen seien; doch sollte der Hofbesitzer ein ganz Deutschgesinnter sein, was sich aber gar nicht bestätigt, vielmehr scheint man sich geradezu mit der größten Sorglosigkeit in ein Wespennest gesetzt zu haben.

Ein Beweis, wie der Kommandeur der Kürassiere für das gute Liegen seiner Leute und Pferde, nicht aber für die Sicherheit bedacht gewesen sein muß, dazu mag dienen, daß, wie mir der General v. Bonin selbst gesagt, er bei diesem wohl 4 bis 5 Mal die Belegung von Höjrup, welches ebenfalls ganz außerhalb unserer Vorpostenlinie liegt, beantragt und mit Hinweisung auf diesen letzteren Umstand abschläglich beschieden worden ist. Dies hätte entschieden auch zu einer Zurücknahme der Einquartierung auf dem Wege nach Jels leiten sollen, wogegen ganz dieselben Gründe sprechen. Aber nein, es blieb alles beim Alten und die Folgen sind daher wissentlich, also um so schwerer verschuldet, und so wird es immer gehen, wo nicht der Krieg im Auge behalten wird, sondern sekundäre Rücksichten, wie Bequemlichkeit und gutes Leben die Oberhand gewinnen.

Hätten sich die Kürassiere wenigstens das Verfahren der Infanterie zur Norm dienen lassen, welche in solcher Lage Tag und Nacht die erforderlichen Beobachtungsposten ausstellt, des Nachts auch Alarmhäuser bezieht und vor jedem derselben noch wieder einen Posten hinstellt, so würden die Kürassiere sich als fortwährend in einem Alarmzustand befindlich betrachtet und permanent einen Posten stehen gehabt haben. Statt dessen unterließen sie jede Sicherung und, wie sich später zeigen wird, gingen im tiefsten Negligee. Ich will das Faktum indeß einstweilen ruhen lassen, um mich nach einer andern

Seite hinzuwenden, weil, was hier geschah, auf das, was später bei Steppinge eingetreten, nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Es herrscht hier gewissermaßen eine fixe Idee, der Feind werde uns in der linken Flanke angreifen, und diese Idee hat neue Nahrung durch eine für gewisse Eventualitäten von höchster Stelle erlassene Bestimmung erhalten. Diesem Umstande möchte ich es zuschreiben, daß an eben jenem unglückbringenden 8. bei den Truppen der Grenadier-Brigade, die zwischen Hadersleben und Apenrade lagen, insbesondere beim Grenadier-Regiment Kaiser Franz sich der Glaube verbreitete, die Dänen seien in der Gegend von Skrydstrup. Wie mir Fürst Radziwill selbst gesagt, so hat Oberst v. Bequinolles gemeldet, er selbst habe die Dänen gesehen. Daß dabei kein Mißverständniß obgewaltet hat, geht aus folgendem hervor, was mein Adjutant, Lieutenant v. Stülpnagel, den Major v. Griesheim des 3. Husaren-Regiments hier hat erzählen hören und was spaßhaft genug endet. Nämlich die Husaren lagen damals in Bramdrup und Moltrup und der Major v. Griesheim war gerade in der Richtung auf Skrydstrup vorgewesen, als er beim Zurückreiten auf den Oberst v. Bequinolles stößt, der ihm mittheilt, es hätten sich Dänen bei Skrydstrup gezeigt. Major v. Griesheim entgegnet, wenn das so wäre, so hätte er dieselben doch auch sehen müssen, da er ungefähr aus jener Gegend komme. Oberst v. Bequinolles bleibt aber bei seiner Behauptung, infolge dessen sendet Major v. Griesheim den Lieutenant v. Roos des 3. Husaren-Regiments mit einer Anzahl Husaren zum Rekognosziren gegen Skrydsstrup. Als diese Patrouille dorthin kommt, sieht sie einzelne Dragoner hin- und herreiten. Lieutenant v. Roos läßt nun etwas kürzer reiten, um sich zu sammeln, und so gegen Skrydstrup angekommen, sieht er eine Abtheilung Dragoner attackirend sich ihm nahen. An deren Spitze aber bemerkt er einen Offizier mit weißer Mütze und erkennt daran den Prinz Waldemar von Holstein von unserer Gardes du Corps, welcher an der Spitze von holsteinschen Dragonern und in der Meinung, daß er es mit feindlichen Garde-Husaren zu thun habe (also auch hier war der Glaube verbreitet, die Dänen seien da), zur Attacke vorgegangen war. Lieutenant v. Roos rief dem Prinzen entgegen, und nun wurde die Attacke zum Spaß ausgeführt. Was sich hier aber als Spaß aufklärte, wurde bei unsern Vortruppen erst viel später bekannt.

In Steppinge wurde an diesem Morgen die Kürassier-Schwadron des Rittmeister v. Heydebreck durch die des Rittmeister Plehn abgelöst und dabei das bald nachher überfallene Quartier wieder mit einem Zuge unter Lieutenant v. Sandrart belegt. Dieser Zug ist eben eingerückt, hat die Pferde abgesattet, die Leute haben es sich recht bequem gemacht. Der Rittmeister ist zu den Vorposten geritten, um diese auszusetzen, von da nach Frörup, um sich beim Vorposten-Kommandeur zu melden, und hat noch keine Zeit gehabt eines seiner Quartiere zu sehen, sondern hat sich ganz so ge-

bettet wie sein Vorgänger, als von dem Infanterie-Doppelposten an der Brücke auf dem Wege nach Jels die Meldung bei dem mit dem Rittmeister zusammenwohnenden Hauptmann Gaedike des 20. Regiments eingeht, es seien in der Richtung nach Jels Schüsse gefallen. Der Hauptmann Gaedike wirft sich sogleich aufs Pferd, läßt Alarm blasen, wirft die ersten 15 Füsiliere, welche er zusammenbekommt, an jene Brücke, detachirt einen halben Zug in der Richtung gegen Kolstrup nach der nächsten Höhe, einen halben Zug in der Direktion auf Höjrup und läßt den Rest seiner Kompagnie am Kirchhof zusammen. Zugleich entsendet er einen Kürassier nach Andrup zur Heranziehung der dort liegenden Füsilier-Kompagnie. Unterdeß ist auch der Rittmeister zu Pferde und will nach dem exponirten Quartier reiten. Dies ist aber mittlerweiler vom Feinde bereits aufgehoben und dieser hat, zur Festhaltung der Truppen in Steppinge, hiergegen sowohl auf dem Wege nach Jels Jäger geworfen, als er auch auf dem Wege von Höjrup 2 Kompagnien und 1 Eskadron gegen Steppinge vorgehen, jedoch keinen ernsten Angriff machen ließ. Wie genau der Feind unsere Aufstellung kannte, geht auch daraus hervor, daß er von Oeddis auch gegen Frörup mit 1 Bataillon vorging, auch hier nicht zum ernsten Angriff, sondern nur zu verhindern, daß unsere Truppen in Frörup denen in Steppinge zu Hülfe kommen konnten.

Am meisten aber mußte die Sicherheit der Anordnungen des Feindes gegen das überfallene Gehöft auffallen. Es ist nun außer Zweifel, daß der Feind die genaueste Kenntniß von der Oertlichkeit und Belegung hatte, von drei Bauern der Gegend geführt wurde, mit dem Hofbesitzer noch eine halbe Stunde vor dem Angriff kommunizirt hatte, der Hofbesitzer den Dänen vom Dache aus Signale gegeben hat und endlich die Dänen nichts weiter gewollt haben als das Quartier aufheben, denn, sowie dies erreicht, haben sie sich auf- und davongemacht, nur Menschen und Pferde mitgenommen, alles übrige, Kürasse, Helme, Gepäck zurückgelassen.

Unsererseits sind nun mancherlei Fehler gemacht; die abgelöste Schwadron ist abmarschirt, ehe die neue ihre Vorposten vollständig ausgesetzt hatte und die ersten Patrouillen zurück waren. Die Patrouillen der neuen Schwadron sind von keinem Mann der alten begleitet worden, also unkundig im Terrain gewesen. Die neue Schwadron hat sich in die Quartiere gelegt, ehe die Meldungen von den Vorposten zurück waren. Der Rittmeister hat sich um seine Quartiere nicht sofort bekümmert, statt dessen einen recht füglich später statthaften Meldungsritt gemacht. Das überfallene Quartier hat sich, statt zu sehen, ob und wie es gedeckt sei, durchaus der Sorglosigkeit hingegeben, und so konnten die Dänen unter dem Schutz einer hinter Höjrup sich bis in die Westseite jenes Quartiers hinziehenden Waldung diesem Quartier ziemlich unentdeckt nahen.

Dennoch hing das Gelingen am seidenen Faden. Dem Befehl der Brigade gemäß sollten von Infanterie und Kavallerie gemischte Patrouillen,

von jeder Waffe 10 Mann, geschickt werden. Auch dies war hier unterblieben, es war nur eine Kavallerie-Patrouille von 10 Pferden in den bezeichneten Wald, dessen sie, wie schon gesagt, ganz unkundig war, geschickt. Sie stieß hier auf dänische Infanterie, wich nach einer andern Seite aus, stieß wieder auf Dänen, gerieth dann in Sumpf, wich wieder aus und wurde, unter welchen näheren Umständen ist wohl schwerlich bekannt, gefangen. Eine zweite schwächere Kürassier-Patrouille von 4 Pferden reitet unvorsichtig in ein Gehöft, hinter dem der Feind schon ist. Dieser schließt sofort das Thor, schießt hinein, tödtet zwei Pferde, ein Kürassier aber schlägt sich durch. So waren Schüsse gefallen und auch gemeldet. Das überfallene Quartier scheint sie aber nicht gehört, jedenfalls nicht beachtet zu haben, denn es gelang dem nun schnell vorrückenden Feinde auch hier die Thore zu schließen, nachdem er durch den Hofbesitzer eingelassen war. Inzwischen ist Lieutenant v. Sandrart, dessen Bursche ihm rasch ein Pferd gesattelt hat, zu Pferde gekommen und will zum Thore hinaus. Draußen stehen aber zehn Jäger und schlagen auf ihn an. Sein Pferd mag wohl einen hübschen Satz gemacht haben, kurz, er setzt durch, haut einen Jäger in den Nacken, alle schießen auf ihn und keiner trifft ihn. So entkommt Lieutenant v. Sandrart. Im Gehöft entsteht nun ein Kampf, wie rühmlich auch, das Resultat ist die Gefangennehmung der Kürassiere, die mit ihren Pferden sogleich fortgeschleppt werden.

Alles dies wird etwa um 11 Uhr morgens ausgeführt unter dem Schutz eines leichten Gefechts, welches der Feind, auf Steppinge vorgehend, mit den ihm entgegen geworfenen Abtheilungen beginnt, dann zieht er sich sofort zurück. Ein in der zweiten Klasse befindlicher Kürassier soll sich sehr tüchtig benommen und gesagt haben, er wolle sich die erste Klasse erwerben, darauf reitet er, mit der Stalljacke bekleidet, den Dänen nach, haut auf die letzten ein, einen Dänen herunter, haut noch einen zweiten Dänen, dabei kommt das zweite Pferd des Lieutenant v. Sandrart, welches die Dänen fortgeführt hatten, los und läuft nach Steppinge, so daß dieser Offizier Pferde, Mantelsack, kurz alles gerettet hat. Jener Kürassier ist dann mit seinem Beutepferd auch zurückgekehrt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Infanterie in Steppinge, ursprünglich nur eine Kompagnie, erhielt eine halbe Stunde nach ihrer Alarmirung durch die aus Andrup herbeigekommene Kompagnie die erste Verstärkung und ging nun auch dem Feinde nach, allein dieser war fort, das weitere Folgen erschien nutzlos. — — —

Was an diesem Tage für schauderhafte Meldungen gemacht wurden, davon ein Beispiel. Hauptmann v. Schrabisch des 20. Regiments befehligte an diesem Tage zwei Kompagnien der bei Schaarup und Gegend stehenden Vorposten (Musketiere). Er bekommt durch einen Husaren, angeblich vom Kommandeur des Füsilier-Bataillons 20. Regiments, wie ich selbst den Hauptmann v. Schrabisch habe erzählen hören, die Meldung des Angriffs auf Steppinge mit dem Zusatz, $\frac{1}{3}$ Kürassier-Eskadron sei vernichtet, das

Füsilier-Bataillon in Frörup umzingelt. Es ist gar nicht möglich, daß Oberstlieutenant Schmidt eine solche Meldung geschickt haben kann, denn so sah die Sache zu keiner Zeit aus, der Husar muß also zugelogen haben und verdiente zur Verantwortung gezogen zu werden. Es geht hieraus hervor, wie wichtig es ist, die Meldungen schriftlich zu machen, wenn irgend dazu Zeit ist, und so viel Zeit, als zu einer kurzen mit Bleistift geschriebenen Meldung nothwendig, ist immer vorhanden.

Während die Truppen in ihren Quartieren sind, geht die Nachricht ein, der Feind habe bei Oeddis halt gemacht. Darauf beschließt General v. Bonin eine Expedition. Die Truppen werden in der Nacht, mein 2. Bataillon um 1 Uhr beordert. Es ist ein furchtbares Wetter. Um 5 Uhr beginnt die Unternehmung von Frörup aus mit allen Waffen. Der Feind wird nirgends mehr getroffen, man erfährt, er sei so ermüdet gestern bei Oeddis angekommen, daß die Leute nicht mehr fortgekonnt haben und halt gemacht werden mußte, aber um 4 Uhr abends ist er wieder aufgebrochen und uns zum zweiten Mal entschlüpft. Ein dänischer Oberjäger, der aus Ermüdung zurückgeblieben, wird gefangen; von ihm erfährt man, die dänischen Truppen hätten an einem Tage fünf Meilen gemacht, seien von drei Bauern der Gegend geführt worden. Die gefangenen Kürassiere, welche von höheren dänischen Offizieren getröstet und ihnen an der Grenze zu essen angeboten worden, hätten nichts angerührt. Wie stark die Dänen überhaupt gewesen, steht durchaus nicht fest. Nach einer Nachricht sei eine Brigade am 5. von Veile aufgebrochen; es wäre also möglich, daß die Dänen ihre Expedition durch die bei Oeddis im Walde zurückgehaltenen Truppen gedeckt haben. Aber es scheint mir außer Bedenken, daß, wenn man mit dem, was man zunächst disponibel machen konnte, nämlich 3 Bataillone, 1 Regiment Kavallerie (Kürassiere), 1 Batterie auf Steppinge, oder, wenn es hier zu spät war, gleich auf Oeddis vorging, die Gelegenheit zu einem schönen Gefecht mit günstigem Resultat vorhanden war. Es war aber, als wenn an diesem Tage alle Umstände sich gegen uns verschworen hätten, unsere Truppen wurden fatiguirt, durch und durch naß und effektuirten auch nicht das Geringste.

Verstimmt über diese Täuschung kehrte alles nach den Kantonnements zurück und nun wurde von allen Seiten auf die Schuldigen Gift gespritzt. Zunächst ist die Untersuchung wegen des überfallenen Quartiers eingeleitet. Dann hat man sich endlich überzeugt, daß man der Landbevölkerung Ernst zeigen müsse, aber man hat erst abgewartet, bis in der Gegend von Frörup auf einen Offizier und einen Soldaten aus einem Versteck gefeuert worden ist. Man hat eine Haussuchung angestellt, viele Waffen, selbst ganz dienstbrauchbare geladene dänische Gewehre, Patronen, Zündhütchen 2c. gefunden. Die Leute, wo diese Sachen gefunden, sind arretirt, zum Theil, wie auch mehrere bekannte Dänenanhänger aus Hadersleben, deren Korrespondenz aufgefangen, nach Rendsburg geschickt. General v. Bonin ist einer von den

Dänen vollständig organisirten Bande von Bauern auf die Spur gekommen und hat neun derselben mit dem Führer hergeschickt. Wie weit die dänische Gesinnung geht, davon hat Hauptmann v. Schrabisch vom 20. Regiment eine Erfahrung gemacht. Er lag nämlich auf einem guten Gehöft von Schaarup, allein die Wirthsleute thaten, als hätten sie durchaus nichts, so daß er auf die einförmigste Weise sich beschränkt sah. An jenem unglücklichen 8. wurden die Abtheilungen des Hauptmann v. Schrabisch auch bis an die Defileen zurückgezogen, und seine Wirthe mochten nun wohl glauben, sie seien die Preußen los und könnten sich mit den Dänen umarmen, denn als unerwartet Hauptmann v. Schrabisch am Abend nach dem ihm ertheilten Befehl in sein altes Kantonnement rückt, findet er seine Wirthin in Seide gekleidet, schön koiffirt, und ein splendides Mahl für die Dänen bereitet. Die Dame wollte sich gleich wieder entkleiden, er hat aber gebeten, sie möge in ihrer Seide bleiben und nur von jetzt an, da sie es vermöge, für ihn ebenso gut kochen.

Seit jenem 8., der, so klein das Ereigniß, doch vielfache Lehren in sich schließt, haben die Dänen nichts mehr unternommen, sich nur mit kleinen Patrouillen an der Grenze gezeigt; aber das kleine Ereigniß ist weit rückwärts empfunden worden. Ein Bataillon Kaiser Franz hatte bis Hadersleben rücken, ein anderes die Defileen von Tyrning-Mühle besetzen müssen. Der ganze Train der Linien-Brigade passirte durch Hadersleben und wirkte mit den kursirenden Gerüchten rückzugartig auf die Gemüther. Es ist mir wieder recht anschaulich geworden, wie noth eine strenge Polizei hinter der Armee thut, ich würde es aber als eine ihrer Hauptpflichten erachten, jeden, ohne Unterschied der Person, zu arretiren, welcher ein nachtheiliges Faktum ausspricht, oder, was noch viel häufiger geschieht, ausschreit.

M. D. Seegaard, den 3. September 1848.

Der Krieg ist zu Ende. Ueberall sieht und hört man nur von Vorbereitungen zum Rückmarsch nach der Heimat. Dem Regiment ist sogar schon Neustadt-Eberswalde für das 1. und Prenzlau für das 2. Bataillon als einstweilige Garnison zugewiesen, es handelt sich also nur noch um die Art des Rückmarsches. Die Festsetzungen hierüber werden heut erwartet. Da ich über die nächste Zukunft nichts sagen kann, will ich noch einen Blick in die letzte und überhaupt in die Vergangenheit werfen.

Am 17. August fand ein Kantonnementswechsel statt, wodurch das 1. Bataillon von Hadersleben nach Seggeling und Faustrup, ich für meine Person nach Hjerndrup kam, wo zwei Kompagnien des 2. Bataillons und die reitende Batterie lag, die beiden andern Kompagnien lagen in Andrup. Die Kantonnements-Veränderungen waren eine Nachwirkung des Ueberfalls von Steppinge. Man hoffte, die Dänen sollten noch einmal sich hier versuchen, dann wollte man mit ganzer Kraft über sie herfallen. Gegen die

Einwohner von Steppinge, die man als Mitwisser des Verraths ansah, wurde man streng. Niemand durfte auf seine Felder, wenn diese außerhalb unserer Vorposten lagen. Alles dies war gut, aber es kam zu spät. Der gute deutsche Michel hatte seinen Nasenstüber bereits fort, die Dänen wurden gewiß von allen unsern Maßregeln unterrichtet und bis zum 26. August, als die Linien- durch die Garde-Brigade abgelöst wurde, hat sich auch nicht ein Däne mehr blicken lassen. Ich war von Hjerndrup noch einmal nach Steppinge in Begleitung des Oberst v. Barby geritten, um mir das überfallene Gehöft anzusehen. Der Oberst ließ den in Steppinge wohnenden Lieutenant v. Sandrart, der sich am Tage des Ueberfalls in jenem Gehöft befunden und gerettet hatte, herbeikommen und den Vorfall von diesem erzählen. Danach möchte ich glauben, daß allseitig auch von den Ueberfallenen gefehlt wurde. Dem Lieutenant v. Sandrart, der eben, von einem Ritt nach Hause gekommen, es sich in der Stube bequem machte, wurde von einem in demselben Gehöft liegenden Unteroffizier plötzlich gemeldet, es seien Schüsse gefallen. v. Sandrart eilt sogleich in den Stall und befiehlt zu satteln, was die Kürassiere wohl gleich von selbst hätten thun sollen. Es scheint, daß sie aber etwas den Kopf verloren haben, denn v. Sandrart mußte ihnen zurufen ruhig zu bleiben. Der Bursche des Lieutenant v. Sandrart hatte mittlerweile ein Pferd gesattelt, dieser wollte aber ein anderes, und es mußte umgesattelt werden. Als er nun zu Pferde kommt, sieht er die Spitze der Dänen auf dem Wege, in der Höhe des Gehöfts, offenbar war aber darüber auch so viel Zeit vergangen, daß die Kürassiere zu Pferde sein und den Pallasch in der Hand haben, wenn auch nicht vollkommen angezogen sein konnten. Wahrscheinlich hat man aber alles hübsch regelrecht machen wollen und ist im entscheidenden Moment mit nichts fertig gewesen. Mittlerweile sind mehr Dänen, Jäger zu Fuß und Pferde herangekommen und das Gehöft, um welches sich auf etwa 30 bis 50 Schritt auf drei Seiten eins der gewöhnlichen Knicks herumzieht, ist von Jägern umstellt und nun in allen Richtungen auf das Gehöft geschossen worden. Dieses liegt etwa 300 Schritt vor der barrikadirten Brücke, links derselben, etwas näher gegen das Gehöft sind große Sandgruben, welche von Füsilieren des 20. Regiments erreicht wurden, ein Fußsteig führt von da nach dem Gehöft, er wurde vom Lieutenant v. Sandrart bei seinem Entkommen eingeschlagen. Was diesem möglich war, hätten mindestens die Kürassiere versuchen sollen, es wären zwar eine Portion gewiß blessirt, aber doch der größte Theil gerettet worden. Ich äußerte im Gehöft mein Bedenken, ob wohl die Kürassiere alles gethan hätten, was sie konnten. Es wurde mir von den anwesenden Kavalleristen entgegnet, der Kavallerist sähe sich, so lange er nicht zu Pferde sei, für ebenso wehrlos an wie der Infanterist, der sein Gewehr nicht habe, darum sei zunächst gewiß alles zu den Pferden gelaufen. Die Kavallerie sollte sich aus diesem Vorfall die Lehre nehmen, daß es auch nöthig ist ihre Leute darauf hinzuweisen, daß

sie unter Umständen nicht anstehen müssen, den Säbel in der Faust auch selbst auf einem ungesattelten Pferde sich dem Feinde entgegenzuwerfen. Hätten die Kürassiere so gehandelt, so wären Menschen und Pferde entkommen. —

Ich breche hiermit das vielbesprochene Thema ab.

So lange ich in Hjerndrup gewesen bin, war fast fortwährend Regenwetter, die Wege grundlos, mit unserm Schuhzeug, welches entsetzlich litt, fast nicht durchzukommen, dagegen bewährten sich die klumpigen Holzschuhe der Landbewohner, welche unter dem Ballen und Hacken einen ziemlich hohen Absatz haben, welcher mit Eisen beschlagen ist, als sehr praktisch. Mit diesen geht daher auch alles, reich und arm. Mein Wirth, mit Namen Guhl, war ein Mann von 100 000 Thaler, ein Vetter von ihm, in demselben Dorf, war noch reicher, und ein paar andere Besitzer kamen ihm nahe. Dies giebt einen Begriff von dem Reichthum dieses Landes, denn ähnlich ist es in allen Dörfern mit gutem Boden. Da, wo der Boden minder fruchtbar, ist nun zwar nicht dieser Reichthum, aber wie es scheint, auch nirgends Armuth; diese Landstriche sind nur wenig bevölkert.

Am 26. löste die Garde-Brigade uns im Vorpostendienst ab. Ich kam an diesem Tage mit dem 2. Bataillon nach Hadersleben, das 1. Bataillon nach Hoptrup, Norder- und Süder-Wilstrup 2c., am 27. das 1. Bataillon nach Barsmark und Houst, ich mit 1½ Kompagnien des 2. Bataillons nach Hoptrup, die andern Kompagnien nach Scherrebek 2c. Hoptrup ist berühmt geworden durch das Gefecht der Tannschen Freischaar, in welchem den Dänen zwei Kanonen genommen wurden. Ich kam ins Quartier zu dem Pastor Petersen, den die Dänen nach Jütland mitgenommen hatten, weil er des Deutschthums verdächtig sein sollte. Alle Ortschaften, in denen das Regiment kantonnirte, liegen sehr schön. Bei Djernis eine herrliche Aussicht, dagegen fängt bei Gjenner die Haidegegend an, welche sich durch die ganze Mitte Schleswigs erstreckt.

Wir blieben in diesen Kantonnements bis zum 2. d. M., an welchem Tage auf den tags vorher eingegangenen Befehl der Rückmarsch nach der Heimat angetreten wurde. Ich kam nach Seegaard und habe heute hier Ruhetag, die weiteren Befehle gewärtigend. Am 31. August war noch folgender Brigadebefehl eingegangen: „Nach einer soeben eingegangenen Benachrichtigung von Seiten des Armee-Kommandos ist eine Waffenruhe bis auf weiteres und mit 48stündiger Kündigung angeordnet worden. Alle Kommunikationen mit den dänischen Truppen müssen indeß unterbleiben!"

Hiermit schien wohl etwas im Werke, der Abschluß aber doch noch nicht so nahe zu sein, und doch ist heute alles beendet, und sogleich erwachen die Sorgen, wie alles Verbrauchte wiederherzustellen sein wird. Das Regiment hat seine beiden besten Garnituren Waffenröcke, Tuch- und leinene Hosen, Mäntel, Kochgeschirre, Brotbeutel, Drillichjacken so gut wie verbraucht. Das Ministerium hat dagegen jedem Bataillon 500 Tuchhosen und eine Garnitur

Kochgeschirre und Brotbeutel bewilligt, womit den Friedensanforderungen nicht genügt werden kann, es wird nun wohl ans Betteln und Schreiben gehen. Ich habe wieder handgreifliche Beweise bekommen, wie viel durch eine gute Oekonomie erhalten, durch eine mangelhafte geschadet werden kann und wie nothwendig die Mitwirkung aller Vorgesetzten zur Erhaltung eines erträglichen Bekleidungszustandes ist. Es kommt nie mehr als im Kriege darauf an, daß Zeit und Mittel im rechten Moment genutzt werden, denn sonst fällt alles auseinander. Es ist ferner nie mehr als im Kriege die strengste Aufsicht und Kontrole nothwendig, damit nichts stehen gelassen oder fortgeschmissen was noch gut und tragbar, oder gar verkauft werde. Ich habe mich natürlich sehr genau um die Oekonomie meiner beiden Bataillone bekümmern müssen, weil es an Wünschen, Forderungen und Anträgen ihrerseits nicht fehlte, was eine Prüfung der Begründetheit derselben nothwendig machte. Da habe ich denn auch so manche Versäumniß, manche Unregelmäßigkeit, manches Unrecht ermittelt, die unter einigen tausend Menschen nicht auffallen können. Es kommt dies alles aber in dem Maße weniger vor, als in einem Truppentheil durch alle Chargen der Vorgesetzten eine strenge Kontrole geübt, vorhandene Mängel rechtzeitig abgeholfen, Unrecht, wo es begangen, gleich entdeckt und bestraft, gute Oekonomie öffentlich belobt wird.

Das Schuhzeug ist ein höchstwichtiger Artikel, und die Bestimmung, daß jeder Mann ein Paar Schuhe und ein Paar Sohlen im Tornister haben soll, eine auf Erfahrung begründete. Unsere Leute haben dieselbe im Anfang nicht zu würdigen verstanden; es ist vorgekommen, daß Schuhzeug in den Quartieren vergessen, vielleicht auch verkauft worden; ferner, daß anderes Schuhzeug, welches naß geworden, dann zusammengetrocknet war, weil es augenblicklich nicht tragbar schien, fortgeschmissen, gegen schlechtes Schuhzeug vertauscht worden ist; endlich, daß Stiefeln als ausgetragen betrachtet worden und stehen gelassen sind, während sie bei mehr Ordnung noch in Stand gesetzt oder auch als Flickmaterial mitgeführt worden wären. Mangel an Erfahrung der Vorgesetzten, die im Frieden die Beschäftigung mit solchen Sachen zu kleinlich und uninteressant finden und darum keine Kenntniß davon erlangen, aber auch Versäumnisse in der Kontrole, ebenfalls eine Folge davon, wenn man im Frieden dazu nicht angeleitet wird, tragen die Schuld und verursachen dem Staat im Kriege viele Kosten, denn nun liegt die ganze Oekonomie in der Hand des einzelnen Soldaten. Dieser wird nicht eher sorgsam auf seine Sachen, bis er praktisch erfahren hat, daß er durch das Gegentheil leidet. Bis dahin aber ist eine schöne Menge Sachen verwüstet. Nachdem unsere Leute verschiedentlich durch und durch naß geworden, durch grundlose Wege gewatet sind, ist ihnen erst klar geworden, welche Wohlthat ein trockenes zweites Paar Stiefeln ist, und erst seit dieser Zeit legen sie mehr Werth darauf es zu konserviren. Wären jene Unregelmäßigkeiten, wie es bei einer guten Kontrole sein kann, gleich entdeckt und gleich ernst bestraft, so wäre

der Zustand der Ordnung schon früher herbeigeführt und jeder Mann länger im Besitz eines zweiten Paar Stiefeln geblieben. — — — — — — — Zu ermitteln, ob das Rechte geschieht, ist eine Herkulesarbeit, auch macht man sich seinen Untergebenen dabei recht unangenehm, aber es ist doch Pflicht besonders nach 33 Friedensjahren, wo Kriegsroutine fast nirgens zu finden ist. Je mehr im Anfange zu einer Kontrole von oben Gelegenheit ist, desto mehr wird unten Ordnung, Gebrauch von Zeit und Mitteln gelernt, desto eher und desto mehr kann später die Kontrole von oben sich vermindern. So lange in den untern Chargen nicht gesehen wird, daß und was gefehlt wird und wie es zu verbessern oder zu vermeiden ist, so lange kann von Ordnung in einer Truppe nicht gesprochen werden, ich habe es mir daher auch zur Aufgabe gemacht, die vorgekommenen Versehen aufzufinden und zur Belehrung zu benutzen. — — — — —

Die Leute, die im Frieden nicht gelernt haben, alte Sachen zu schützen und zu erhalten, kommen dem Staate im Kriege sehr theuer zu stehen, sie sehen immer nach neuen Sachen aus, während die alten allerdings geflickt, noch lange brauchbar sind. Der Frieden soll eine Vorschule des Krieges sein, er wird es aber nur unter richtiger Leitung, denn nur dieser gelingt es, richtige, im Kriege brauchbare Ansichten zu erzeugen. Was aber im Kriege brauchbar ist, kann nur der wissen, der den Krieg aus eigener Erfahrung oder durch treue Schilderung kennt. Ich bin bemüht gewesen, diese von dem nun beendeten kleinen und freilich unter solchen zum Theil sehr begünstigenden Verhältnissen nicht leicht sich wiederholenden Kriege zu geben. Diese Schilderung ist sowohl für mich gewesen, um mir die Verhältnisse klar zu machen, als für andere, die davon Nutzen ziehen wollen. Ich bin mir wenigstens bewußt die Wahrheit haben geben zu wollen. Ob mir dies geglückt, ist freilich die Frage, da jeder nur durch seine Brille sehen kann.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1878.

Siebentes Heft.

Inhalt:

Die Haupt-Kadetten-Anstalt zu Lichterfelde bei Berlin.

Von

v. Pelet-Narbonne,

Major im Kriegs-Ministerium.

Berlin 1878.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69 70.

Die
Haupt-Kadetten-Anstalt
zu
Lichterfelde bei Berlin
nebst
einem Rückblick auf die Entwickelung
des
Königlich Preußischen Kadettenkorps

von
von Pelet-Narbonne,
Major im Kriegsministerium.

Mit einer Ansicht und einem Grundriß.

Berlin 1878.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Die kürzlich erfolgte Uebersiedelung des Berliner Kadettenhauses nach den neu erbauten Räumlichkeiten auf der Feldmark des von Berlin mit der Anhaltischen und der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn in etwa 15 Minuten zu erreichenden Dorfes Lichterfelde bildet einen so wichtigen Abschnitt in der Entwickelung des mit dem Gedeihen der Armee so innig verbundenen Kadettenkorps, daß dies Ereigniß geeignet scheint, nicht nur in der Armee, sondern auch in allen Kreisen unseres Vaterlandes die lebhafteste Theilnahme zu erwecken.

Die große Bedeutung jener Thatsache kann indeß erst voll gewürdigt werden, wenn man einen Blick auf die Geschichte jenes Instituts, der eigensten Schöpfung der preußischen Könige wirft, und sich so vergegenwärtigt, aus welch kleinen Anfängen unter der steten besonderen Fürsorge unserer Herrscher das Kadettenkorps sich zu dem jetzigen Gedeihen und der gegenwärtigen, wie es scheint, auf längerer Zeit zum Abschluß gelangten Organisation entwickelt hat.

Wie unsere Monarchen, die hohe Bedeutung der Kadettenanstalten für die Erziehung eines tüchtigen Offizierkorps erkennend, sich jederzeit eine unmittelbare Einwirkung auf dieselben vorbehalten haben, so haben auch des jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät den ausgeführten großen Bauten und der theilweise veränderten Organisation der Anstalt nicht nur ein lebhaftes Interesse zugewendet, sondern die Ausführung auch überwacht, oft eingreifend bis in die Details hinein.

Der Schöpfer des preußischen Kadettenthums ist **König Friedrich Wilhelm I.***) — Bei seinem Regierungsantritt bestanden sogenannte **Kadetten-Akademien** zu Berlin, Magdeburg und Kolberg, deren Zweck neben

*) Bei nachstehendem Aufsatze ist, soweit derselbe die geschichtliche Entwickelung des Kadettenkorps bis zum Jahre 1856 berührt, außer Originalquellen, einigen kleineren Schriften und gedruckten Abhandlungen, insbesondere v. Crousaz, Geschichte des Königl. Preußischen Kadettenkorps, Berlin 1857, benutzt worden.

der Ergänzung des Offizierkorps auch derjenige von Wohlthätigkeitsanstalten für den ärmeren Adel des Landes war. — Die Kadetten zu Berlin und Magdeburg*) bildeten in sich geschlossene Kompagnien, während diejenigen der Kolberger Akademie auf die einzelnen Kompagnien der Garnison vertheilt waren. — Die Berliner Akademie, 1701 formirt, befand sich seit 1712 in dem sogenannten Hetzgarten, an derselben Stelle, an der noch gegenwärtig das alte Berliner Kadettenhaus steht. — Die Kadetten zu Magdeburg waren daselbst in der Zitadelle untergebracht, während die Kolberger sich in Privatwohnungen befanden. Die Zöglinge dieser Institute empfingen wohl eine militärische Dressur, doch fehlte es an der Erziehung und wissenschaftlichen Bildung. Die zerstreuten Akademien gestatteten außerdem keine unmittelbare Kontrole des Königs, und da sie ohne organischen Zusammenhang waren, so mußten ihre Resultate sehr verschiedenartige, oft vom Zufall abhängige sein. — Dieser Umstand veranlaßte den König, die Anstalten zu Kolberg und Magdeburg im Jahre 1717 mit derjenigen in Berlin zu vereinigen und so das corps des cadets zu stiften, welches bis 1721 von 130 auf 236 Zöglinge augmentirt wurde.

Bekannt ist, in welch nahes Verhältniß zu dem corps des cadets der Große Friedrich als Kronprinz trat. — Bei der Begründung des Instituts wurde er dessen nomineller Chef und hat, älter geworden, die Uniform des Korps getragen. — Sein erster Lehrmeister im militärischen Exerziren war ein sechszehnjähriger Kadett; die erste Truppe, welche Kronprinz Friedrich Uebungen unter persönlichem Kommando ausführen ließ, war die „Kronprinzliche Kompagnie Kadets“.

Die Erziehung der Kadetten unter König Friedrich Wilhelm I. war eine wahrhaft spartanische, die Strafen auch für geringere Vergehen waren von außerordentlicher Härte, die wissenschaftliche Ausbildung erscheint dem praktischen Militärdienst gegenüber noch sehr vernachlässigt.

König Friedrich der Große ergriff unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zunächst Maßregeln, welche auf eine humanere Behandlung der Kadetten und die Hebung des wissenschaftlichen Unterrichts hinzielten und schritt dann zu erheblichen organisatorischen Veränderungen des Instituts.

Als ein Uebelstand war es empfunden worden, daß das Berliner Kadettenhaus neben den bereits zum Eintritt in das Heer befähigten Zöglingen auch ganz kleine Knaben aufzunehmen hatte, welche meist ohne alle elementare Kenntnisse waren. Dies bewog den König, zunächst die im Potsdamer Waisenhause befindlichen Offizierssöhne in eine besondere Abtheilung formiren, diese verstärken zu lassen, und so eine Filiale des Berliner Hauses von etwa 50 Zöglingen zu bilden. Demnächst aber wurden auch, und zwar

---

*) Vergl. einen Aufsatz von A. v. Witzleben: Die Magdeburger Kadettenkompagnie. Militärische Blätter Bd. XXII., Heft 6.

zugleich als Wohlthätigkeitsanstalten für den ärmeren Adel jener Gegenden 1769 das Kadettenhaus zu Stolpe für 100, 1776 das Kadettenhaus zu Kulm für 60 Zöglinge gegründet. Außerdem stiftete der König, um über dem Institut der allgemeinen Offizierserziehung eine geistige Elite zu versammeln, welche für höhere militärische Zwecke herangezogen werden konnte, die académie militaire, welche sich zunächst lediglich aus den vorzüglichsten Zöglingen des Berliner Kadettenhauses rekrutirte und in einem gewissen Zusammenhange mit dem Kadettenkorps blieb, dessen Chef auch diese Anstalt unterstellt war.

Das Hetzhaus in der Neuen Friedrichstraße war inzwischen bereits sehr baufällig geworden, so daß der König im Jahre 1776 den Bau eines neuen, des bisherigen Gebäudes des Berliner Kadettenhauses beginnen ließ. Dasselbe wurde bereits im Jahre 1779 bezogen. Auf seine Bestimmung deutete das Brustbild der Minerva über dem Portal und die Inschrift hin: „Martis et Minervae alumnis.“

Als der große König starb, enthielten die Kadettenanstalten 392 Zöglinge.

Wie sehr das Kadettenkorps unter diesem Herrscher des heroischen Geistes theilhaftig geworden war, der damals das Offizierkorps der Armee erfüllte, und wie das patriotische Gefühl in jener großen Zeit auch die jüngsten Zöglinge durchglühte, zeigte sich in seltenem Lichte, als im Jahre 1760 infolge der Besetzung Berlins durch die Russen 100 daselbst zurückgebliebene Kadetten im Alter von 10 bis 11 Jahren in russische Kriegsgefangenschaft abgeführt wurden. — Diese Kinder erregten die Bewunderung des Feindes durch ihr muthiges Ausharren im Leiden und ihre stets kühn zur Schau getragene Liebe für König und Vaterland.

Unter König Friedrich Wilhelm II. hörte die Unmittelbarkeit auf, welche bisher zwischen dem Könige und dem Kadettenkorps bestanden hatte, indem das letztere dem neu errichteten Oberkriegskollegium unterstellt wurde. Um den Bedürfnissen der vergrößerten Armee zu genügen, und um den Adel der nach der zweiten Theilung Polens neu erworbenen Provinz Südpreußen zum Dienste in der Armee heranzuziehen, stiftete der König 1793 ein Kadettenhaus zu Kalisch für 100 Kadetten, dessen Rekrutirung durch Zöglinge indeß große Schwierigkeiten bot. — Die Zahl der Kadetten war beim Tode des Königs auf 486 gestiegen.

Die Schicksale des Kadettenkorps unter König Friedrich Wilhelm III. gestalteten sich den Geschicken entsprechend, die in der Regierungszeit dieses Herrschers unser Vaterland betrafen, vielbewegt. — Zunächst erfolgte im Jahre 1800 eine Vermehrung des Berliner Hauses um eine 5. Kompagnie. Ferner wurde 1801 das Potsdamer Institut, in welches das Hofpagenkorps einverleibt worden war, als selbstständige Anstalt errichtet, welche sich zwar noch in einem Seitenflügel des Waisenhauses befand, im übrigen von diesem aber gänzlich gesondert war. — Weiterhin erfolgte im Jahre 1804

eine Augmentation der Kadettenhäuser zu Kulm und Kalisch um je 25 Zöglinge, so daß nunmehr die Gesammtzahl der in fünf Anstalten untergebrachten Kadetten auf 750 stieg. — Unter dem General v. Rüchel, dem die Leitung des gesammten Kadettenkorps anvertraut worden war, machte sich eine lebhafte Geistesthätigkeit bemerkbar, insbesondere wurde das Unterrichtswesen mehrfachen Reformen unterworfen. — Infolge der günstigen Resultate, die das Kadettenkorps erzielte, war auch der Andrang zu den Pensionärstellen trotz des für jene Zeit recht hohen Erziehungsgeldes von 222 Thlrn. 21 Gr. pro Jahr ein beträchtlicher.

Diese günstigen Verhältnisse änderten sich indeß plötzlich, als die Schicksalsschläge der Jahre 1806 und 1807 unser Vaterland heimsuchten. — Das Berliner Haus löste sich fast auf, indem etwa 200 Kadetten unter Oberst v. Lingelsheim vor der Besetzung Berlins durch die Franzosen nach Königsberg überführt und von dort der Armee überwiesen wurden. — Die Kadettenhäuser zu Kulm und Kalisch schieden infolge des Friedensschlusses zu Tilsit aus dem preußischen Staatsverbande und sollten von dem neuen Landesherrn übernommen werden. — Für die Institute folgten nun mancherlei Drangsale. — So fehlten für das Kulmer Haus eine zeitlang sämmtliche Mittel zur Unterhaltung desselben; das Personal sowohl wie die Zöglinge waren harten Entbehrungen ausgesetzt, bis die Regierung des Großherzogthums Warschau endlich die Mittel zur Fortführung der Anstalt auszahlen ließ. — Die Kadetten, welche in den bei Preußen verbleibenden Landestheilen heimisch waren, wurden von Kulm nach Stolpe, von Kalisch nach Berlin übergeführt. — Mit den größten Schwierigkeiten hatte aber das Kadettenhaus zu Stolpe zu kämpfen. — Gelder zum Unterhalt für dasselbe gingen während des Winters 1806 und 1807 nicht ein, der Kredit war erschöpft, und doch vermochte es der Kommandeur der Anstalt, Major v. Bonin, nicht über sich zu gewinnen, die hülflosen, zum Theil verwaisten Kinder aus seiner Obhut zu entlassen. — Man mußte sich den größten Entbehrungen unterziehen, und schließlich konnte doch nur dadurch einer Auflösung des Instituts vorgebeugt werden, daß ein pommerscher Patriot, Herr v. Below, seine letzten Mittel dem Institute als Darlehn bot. — Dem Stolper Hause wurde für das treue Ausharren aber auch eine hohe Anerkennung, indem der Anstalt im Jahre 1810 eine von den Eigenen Händen der unvergeßlichen Königin Luise gestickte Fahne zutheil wurde, welcher kostbare Schatz jetzt dem Potsdamer Kadettenhause angehört.

Dem verminderten Staatsgebiete entsprechend war nach dem Friedensschluß auch eine **Reduzirung** des Kadettenkorps geboten. — Durch A. K.-O. vom Jahre 1809 wurde demnach der Etat des Berliner Hauses auf 4 Kompagnien zu je 52 Köpfen herabgesetzt, auch ging das Potsdamer Haus nach und nach in dem Berliner auf, worauf im Jahre 1811 die Anstalt zu Stolpe, auf 48 Zöglinge reduzirt, nach Potsdam verlegt wurde.

Die Jahre 181[illegible]18 waren Jahre der Reorganisation für das da-

mals nur noch 480 Zöglinge zählende Kadettenkorps. Die Anstalt in Berlin wurde zu 4 Kompagnien zu 60 Zöglingen, die Anstalten zu Potsdam und Kulm, welche letztere nunmehr wieder in preußische Verwaltung gekommen war, in je 2 Kompagnien von der gleichen Stärke formirt. — Die Voranstalten sollten die unteren Klassen und die Zöglinge vom 10. bis zum 14. Lebensjahre, Berlin die oberen Klassen enthalten. — Noch wichtiger als die äußere Reorganisation war die geistige, welche sich unter dem neuen hochverdienten Kommandeur des Kadettenkorps, Oberstlieutenant v. Brause, vollzog und zunächst in der neuen vom Könige im Jahre 1818 erlassenen Instruktion ihren Ausdruck fand.

Infolge des gesteigerten Bedürfnisses der Armee an Offizieren wurde im Jahre 1835 eine weitere Vermehrung der Kadettenanstalten angeordnet und im Jahre 1838 das Kadettenhaus zu Wahlstatt in einem ehemaligen Kloster, im Jahre 1840 das Kadettenhaus zu Bensberg in einem ehemals herzoglich Bergischen Schlosse eröffnet. Auch wurden unterm 21. Juni 1838 vom Könige neue, zum Theil noch jetzt maßgebende Statuten für das Kadettenkorps erlassen, welches nunmehr in dem Hauptinstitut 280, in den 4 Voranstalten 612, im ganzen also 892 Zöglinge enthalten sollte.

Unter König Friedrich Wilhelm IV. gelangten in den Jahren 1844—1846 sehr wesentliche Reformen im Militär-Erziehungs- und Bildungswesen zur Ausführung, welche in den Verordnungen 1) über die Ergänzung der Offiziere des stehenden Heeres im Frieden und die militärische Ausbildung der Offizieraspiranten und 2) über die Organisation des Kadettenkorps ihren Ausdruck fanden.*)

So war das Kadettenkorps im rüstigen Fortschreiten. Von der Huld seiner Könige getragen, von geistvollen Männern an seiner Spitze geleitet, war die Anstalt mit dem Wachsen ihrer Schülerzahl auch hinsichtlich ihres geistigen und wissenschaftlichen Gehalts zu höheren Stufen gelangt. Da überflutete die Bewegung des Jahres 1848 unser Vaterland. Das Kadettenkorps, in dem man mit Recht eine Stätte der Pflege des Offiziergeistes sah, genoß die Ehre, von den revolutionären Elementen, welche damals zur Herrschaft zu gelangen suchten, am besten gehaßt zu werden.

Den Uebelwollenden ein wesentliches Hinderniß zur Durchführung ihrer verbrecherischen Absichten, wurde die Institution des Kadettenkorps in Wort und Schrift auf das heftigste angegriffen.

Am 18. März, vom Aufruhr umtobt, befand sich das Berliner Kadettenhaus in einer gefährlichen Lage. Alles war zur Vertheidigung der Anstaltsgebäude hergerichtet. Es kam indeß nicht zum äußersten, und am 19. März marschirten auf Befehl des Königs sämmtliche Zöglinge mit ihren Gewehren,

*) Auf diese organisatorischen Maßnahmen und auf die Veränderungen, welche dieselben in den Jahren 1849 bis 1852 erfuhren, näher einzugehen, würde leider die Grenzen der uns gestellten Aufgabe überschreiten.

geführt vom General v. Below, nach dem Potsdamer Bahnhofe, von wo sie nach Potsdam gelangten und im dortigen Kadettenhause nothdürftig Unterkunft fanden.

Am 7. April, als die Verhältnisse in Berlin sich günstiger gestaltet hatten, kehrte das Kadettenkorps dorthin zurück. Indeß verließ das Institut die Stadt noch einmal, als im Spätherbst desselben Jahres die Stimmung der Bevölkerung wiederum erregter wurde, und zwar indem der Kommandeur die Zöglinge auf einige Tage nach Fürstenwalde führte. Nach der Rückkehr von dort wurden zum Schutz der Anstalt 3 Kompagnien Infanterie in dieselbe verlegt. Von den Voranstalten waren besonders Kulm und Bensberg gefährdet gewesen und hatten Infanteriebedeckungen erhalten.

Während dieser trüben Zeit hatte sich, wie in vergangenen schweren Tagen wiederum der vortreffliche in dem Kadettenkorps herrschende Geist bewährt. Dies erkannte insbesondere auch der mit den Truppen in Berlin eingerückte sieggekrönte General v. Wrangel an, indem derselbe nach einer eingehenden Besichtigung der Anstalt dem Kadettenhause sein Bild mit einer eigenhändigen Widmung schenkte.*)

Eine Vermehrung der Kadettenanstalten erfolgte unter König Friedrich Wilhelm IV. nicht, doch wurde im Jahre 1854 vom Könige befohlen, daß künftighin eine größere als die bisher auf 1156 Zöglinge normirte Zahl in das Kadettenkorps aufzunehmen und entsprechende Erweiterungsbauten an den Kadettenhäusern auszuführen seien.

Inzwischen war durch die unterm 27. Dezember 1849 sanktionirten Reformvorschläge in der Organisation des Kadettenkorps insofern eine bedeutungsvolle Aenderung eingetreten, als die bisher vorhandenen 360 Freistellen eingingen und bestimmt worden war, daß alle Kadetten Erziehungsbeiträge zu zahlen hätten. Die sogenannten etatsmäßigen Kadetten, deren Zahl 720 betrug, zahlten in Kategorien von je 240 nunmehr jährliche Erziehungsbeiträge von bezw. 30, 60 und 100 Thalern, die Pensionäre 150 bezw. 240 Thaler, Ausländer 324 Thaler.

Der Ersatz, welchen das Kadettenkorps dem Offizierkorps der Armee mit jährlich durchschnittlich 138 Kadetten zuführte, vermochte indeß dem Bedürfnisse keineswegs zu genügen. Solches erkennend und von der Wichtigkeit durchdrungen, dem Offizierkorps einen ausreichenden Ersatz zu sichern, hatten des jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät schon im Jahre 1856 als Prinz von Preußen in einer an den König gerichteten Denk-

---

*) Die Widmung lautete: Am 16. Januar 1849, in einer noch recht bewegten Zeit, habe ich das Kadettenhaus besucht und in dem Korps einen recht guten Geist gefunden. — Aus Kadetten werden Soldaten, aus diesen Krieger und auch Helden, und jeder strebe und ringe nach dem Höchsten und sei bereit sein Blut für den geliebten König und das theure Vaterland zu vergießen; denn will der Himmel mit uns enden, stirbt sichs am besten mit den Waffen in den Händen. — v. Wrangel.

schrift die Nothwendigkeit betont, das Kadettenkorps um das Dreifache zu vermehren. Der Ausführung dieser Maßregel standen indeß Hindernisse finanzieller Natur entgegen, und erst im Jahre 1859, als man hoffen konnte die entsprechenden Mittel flüssig zu machen, befahlen Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent, daß die Vermehrung der etatsmäßigen Stellen des Kadettenkorps um 240 und gleichzeitig auch die Anlage einer fünften Provinzial-Kadettenanstalt im Schloß zu Weißenfels in Aussicht zu nehmen sei. Auch diese Maßregel konnte indeß nicht zur Durchführung gelangen, da der Landtag wiederholt die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel ablehnte, und erst infolge der Ereignisse des Jahres 1866 gelang es, die Erweiterung des Kadettenkorps in einer dem Anwachsen der Armee durch die Organisationen der Jahre 1859 und 1866 entsprechenden Weise ins Leben zu rufen. Durch A. K.-O. vom 9. Mai 1867 wurde nunmehr die Einrichtung von zwei neuen Provinzial-Kadettenanstalten zu je 2 Kompagnien in den Schlössern zu Ploen und zu Oranienstein und die Vermehrung der etatsmäßigen Stellen des Kadettenkorps um 200 befohlen. Die Uebergabe der genannten, im fiskalischen Besitz befindlichen Schlösser an die neu ernannten Kommandeure der Anstalten fand bereits im Monat Juni desselben Jahres statt, und am 1. Mai des folgenden Jahres konnte die Eröffnung erfolgen.

Der Umstand, daß nunmehr aus den Voranstalten eine größere Zahl von Schülern durch Uebertritt in das Berliner Haus gelangten, führte zu der durch A. K.-O. vom Jahre 1868 befohlenen Erweiterung dieser Anstalt auf 6 Kompagnien zu 100 Köpfen. Diese Maßregel war als ein Uebergangsstadium gedacht, und schon damals die Erweiterung der Hauptanstalt auf 8 Kompagnien in 2 Bataillonen projektirt; doch mußte die volle Ausführung dieses Planes der räumlichen Verhältnisse der Anstaltsgebäude halber bis zu der, wie wir sehen werden, bereits seit längerer Zeit in Aussicht genommenen Verlegung des Berliner Hauses aus dem Innern der Stadt vertagt werden. Die Unterbringung der zwei neu formirten Kompagnien erforderte verschiedene bauliche Aenderungen innerhalb der Anstalt, insbesondere wurden die Wohnungen der Lehrer und Unterbeamten für die Unterbringung der Kadetten herangezogen. Im Jahre 1869 mußte aus den vorerörterten Gründen die Errichtung noch einer 7. Kompagnie bei der Hauptanstalt stattfinden; auch wurde infolge der weiter zunehmenden Bedeutung des Kadettenkorps und der eingetretenen Geschäftsvermehrung eine selbstständige Stelle für den Kommandeur des Kadettenkorps mit dem Gehalt eines Generalmajors kreirt und derselbe gleichzeitig von der Leitung des Berliner Hauses entbunden, für welches eine besondere Kommandeurstelle geschaffen wurde, mit der seit dem Jahre 1869 der Rang und die Kompetenzen eines Regiments-Kommandeurs verknüpft sind.

Schon in dem Jahre 1857 war seitens der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesen in Rücksicht auf die infolge des Anwachsens der Großstadt sich immer ungünstiger gestaltende Lage des Ber-

liner Instituts die Verlegung desselben nach einer freien, der Gesundheit zuträglicheren Gegend in Anregung gebracht worden. Durch die demnächst erlassene A. K.-O. vom 20. April 1858 wurde genehmigt, daß vorläufig behufs Feststellung der Kosten eines Neubaues die erforderlichen Ermittelungen eingeleitet würden. Auf Grund derselben wurde hierauf die Erbauung einer Anstalt für 600 Zöglinge und als Bauplatz das Terrain der ehemaligen Pulverfabrik zwischen der Ulanenkaserne, der Spree, der Verbindungsbahn und Moabit ins Auge gefaßt, Grundstücke, welche damals theils zum Ressort des Handelsministers, theils dem Kronfideikommiß gehörten. Behufs Erwerbung des Terrains wurde mit den betheiligten Ministern in Unterhandlungen getreten, doch führten dieselben zunächst zu keinem Resultat. Die Ausführung des Projektes mußte außerdem, weil damals keine Aussicht vorhanden war, von dem Landtage die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel zu erlangen, definitiv vertagt werden. Erst im Jahre 1867 wurde der Angelegenheit wieder näher getreten, als die erfolgte stärkere Belegung des Hauptinstituts den Neubau als ein nicht mehr aufschiebbares Bedürfniß hatte erkennen lassen und auch gehofft werden konnte, die erforderlichen Geldmittel zu erhalten.

Die neue Anstalt sollte, den veränderten Verhältnissen entsprechend, nunmehr zu 800 Kadetten in 8 Kompagnien zu 2 Bataillonen hergerichtet, und die Baukosten sollten zum Theil aus dem Verkaufserlöse des Grundstückes in der Neuen Friedrichstraße gedeckt werden. Für die Errichtung der Anstalt wurde ein im Besitz der Finanzverwaltung befindliches, auf der Charlottenburger Feldmark in der Nähe des Hippodrom gelegenes Terrain in Aussicht genommen. Da dies Grundstück indeß bereits dem Akklimatisationsverein zugesagt war, so konnte dasselbe der Militärverwaltung zu dem vorgedachten Zweck erst überlassen werden, nachdem letztere den gedachten Verein durch ein entsprechendes Grundstück bei Kriegersfelde am Kreuzberge entschädigt hatte. — Nachdem diese Verhältnisse geregelt waren, wurde durch A. K.-O. vom 29. August 1868 die Verlegung des Berliner Kadettenhauses nach dem vorgedachten Grundstücke genehmigt und das Kriegsministerium ermächtigt, die erforderlichen Anordnungen einzuleiten. — Die Bearbeitung von Entwürfen für den Bau wurde zwar begonnen, doch aus verschiedenen Gründen die Absicht, die Anstalt auf jenem Platze zu erbauen, wieder aufgegeben und dem Anerbieten des Rittergutsbesitzers Carstenn zu Lichterfelde näher getreten, welcher sich erbot, für den Fall, daß die Anstalt auf das Terrain seines Rittergutes verlegt würde, nicht nur den Grund und Boden zum Aufbau unentgeltlich herzugeben, sondern auch eine Reihe weiterer Verpflichtungen zu übernehmen.

Die bezüglichen Verhandlungen erlitten eine Unterbrechung durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1870. Dieser große Krieg sowie die vorangegangenen Feldzüge hatten von neuem die hohe Bedeutung des Kadettenkorps für die Armee erkennen lassen, denn wiederum hatten die in

der Armee dienenden ehemaligen Kadetten gezeigt, daß der alte Geist der Tapferkeit und Pflichttreue in den Zöglingen der Anstalt fortlebe. Mehr als sonstige Anführungen es könnten, wird die nachfolgende Zusammenstellung ersehen lassen, welch reiche Steuer an Blut von ehemaligen Kadetten dem Vaterlande in dem letzten Kriege dargebracht worden ist, und wie hervorragend die Leistungen der früheren Zöglinge des Instituts waren.

Ehemalige Kadetten.	Generale.	Stabs-Offiziere.	Hauptleute und Rittmeister.	Lieutenants.	Portepee-Fähnriche.	Summa.	
Den Feldzug machten mit	90	591	738	1842	25	3286	3063
Den Rothen Adlerorden erhielten . .	7	1	—	2	—	10	
Den Königlichen Hausorden von Hohenzollern mit Schwertern	5	5	—	1	—	11	
Den Orden pour le mérite	24	17	—	—	—	41	
Das Eiserne Kreuz I. Klasse	72	213	83	23	—	391	
Das Eiserne Kreuz II. Klasse	85	530	631	1360	4	2610	
Es wurden verwundet	10	103	178	471	5	767	1146
Es sind gefallen	1	24	35	128	10	198	
Es starben infolge der Wunden . . .	—	—	—	—	—	143	
An Krankheiten und Strapazen . . .	—	—	—	—	—	38	

Im Beginn des Jahres 1871 wurden die Verhandlungen mit Herrn Carstenn wieder aufgenommen und fanden demnächst einen ersten Abschluß durch die A. K.-O. d. d. Versailles, den 2. Februar 1871, derzufolge die von Herrn Carstenn*) zum Neubau der Anstalt angebotenen Fläche Landes von etwa 72 Morgen unter der Bedingung angenommen wurde, daß derselbe die jene Anlage erleichternden Anerbietungen in rechtlich bindender Form feststellen werde. — Gleichzeitig wurde die Aufstellung der Bauprojekte befohlen.

Die Nothwendigkeit, die Interessen des Instituts, sollte dasselbe infolge der Verlegung aus der Residenz nicht in seiner Lebensfähigkeit geschädigt werden, nach jeder Richtung sicher zu stellen, hatte zur Folge, daß der Kontrakt zwischen Herrn Carstenn und der Militärverwaltung erst unterm 23. Oktober 1871 zum Abschluß kam. — Diesem Kontrakt zufolge übergab Herr Carstenn dem Militärfiskus ein Grundstück von ca. 84 Morgen auf der Lichterfelder und von 12 Morgen auf der Giesendorfer Feldmark und ging außerdem eine

*) Herr Carstenn wurde später in den Adelstand erhoben.

Reihe von Verpflichtungen ein, welche sich unter andern auf die Entwässerung des Anstaltsterrains und die Wasserversorgung, die Anlage einer Gasanstalt, die Pflasterung der umliegenden Straßen, die Herstellung von Omnibuslinien, einer Telegraphenleitung und die Herbeischaffung von Baumaterial bezogen. Außerdem hatte Herr Carstenn mit der Anhaltischen Eisenbahngesellschaft ein Abkommen über den theils unentgeltlich, theils zu sehr ermäßigten Preisen zu bewirkenden Transport der Angehörigen des Instituts nach Berlin und zurück abgeschlossen, sich zur Zahlung verschiedener Kapitalien nach näherer Bestimmung des Kontraktes verpflichtet, sowie auch eine Kaution von 100 000 Thlr. zur Sicherheit für die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten hinterlegt.

Die Projektbearbeitungen waren inzwischen so weit vollendet worden, daß dem Reichstage bereits in der Session von 1872 mit dem Gesetzentwurf, betreffend die französische Kriegsentschädigung, auch eine von einer eingehenden Denkschrift begleitete Vorlage zur Bewilligung von Mitteln für den Bau einer Zentral-Kadettenanstalt zu Lichterfelde zugehen konnte. Diese Vorlage wurde indeß von dem Reichstage abgelehnt, und demnächst im Jahre 1873 die Mittel zur Erbauung der Anstalt von jener Körperschaft von neuem erbeten, indem ein Gesetzentwurf, betreffend die Erweiterung der Dienstgebäude des Kriegsministeriums und des Generalstabes in Berlin, sowie der Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten, zur Vorlage gelangte. — Die Gesammtkosten des Baues in Lichterfelde waren hierbei auf 2 400 000 Thlr. berechnet, wozu noch ein Betrag von 60 000 Thlr. kam, welcher zur Deckung der Kosten für den Ankauf eines Hauses in Berlin bestimmt war, in dem der Korpskommandeur Dienstwohnung finden sollte. — Von jenen Summen sollten 1 460 000 Thlr. aus den bereitesten Mitteln der französischen Kriegskostenentschädigung und der Rest durch den auf rund eine Million Thaler veranschlagten Erlös aus den Grundstücken des bisherigen Berliner Kadettenhauses Deckung finden. Da der Reichstag die Forderungen bewilligte, konnte nunmehr mit dem Bau, welcher durch die erste erfolgte Ablehnung der Vorlage leider eine Verzögerung von einem Jahre erlitten hatte, rüstig vorgegangen werden. Am 1. September desselben Jahres fand die feierliche Grundsteinlegung in Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers und Königs, der Königlichen Prinzen, der Staatsminister und einer großen Zahl von Generalen, Stabsoffizieren, zahlreichen Deputationen und den Zöglingen des Berliner Kadettenhauses statt.

Der Grundstein, in welchem eine von Sr. Majestät dem Kaiser vollzogene Urkunde über die Grundsteinlegung, Denkschriften, Münzen ꝛc. Aufnahme fanden, wurde unter dem Altar der evangelischen Kirche gelegt. Als Se. Majestät die üblichen drei Hammerschläge vollzogen, sprachen Allerhöchstdieselben die Worte:

„Der Jugend zur Bildung, der Armee zum Heile.“

Diese Königlichen Worte sind in dem Vestibül des Direktionsgebäudes an geeigneter Stelle in Goldschrift aufgezeichnet worden.

Wer den jetzt vollendeten Bau betrachtet, der wird den hier mitwirkenden Beamten die Anerkennung nicht versagen können, daß in den fünf Baujahren Außerordentliches geleistet worden ist.*)

Der mächtige, weithin sichtbare und insbesondere dem auf den unweit vorüberführenden Schienensträngen nach der Hauptstadt Reisenden sogleich in die Augen fallende Gebäudekomplex erhebt sich unweit des Dorfes Groß-Lichterfelde im Kreise Teltow, in trockener gesunder Lage auf einem sandigen, aber kulturfähigen Boden, der sich gegen die Niederung des 2000 Schritt weit davon gelegenen Teltower Sees allmälig senkt.

Die Gebäude sind bis auf einige kleinere Bauten, bei welchen gelbe Verblendsteine Verwendung gefunden haben, im Rohbau von rothen Ziegeln unter Anwendung von Terrakottenverzierungen an den Gesimsen im Style der Renaissance hergestellt. Der größte Theil der Gebäude ist durch bedeckte Hallen verbunden, so daß man jederzeit trockenen Fußes aus einem der Gebäude in die anderen gelangen kann.

Von der Lage der einzelnen Baulichkeiten des Instituts wird der beigefügte Grundriß (s. hinten) eine Anschauung geben.

Erläuterung:

A I, II, III, IV Kasernen zur Unterbringung von je 216 Kadetten. — Dieselben enthalten 36 Wohn- und 36 Schlafzimmer, von denen je ein Wohn- und ein daran stoßendes Schlafzimmer für je 6 Kadetten bestimmt sind. — Außerdem enthalten die Kasernen 2 Kompagnie-Versammlungssäle, 2 Fechtsäle, Sprechzimmer, Zimmer für Musik- und Privatunterricht, 2 Badelokale für 4 Wannen, Montirungsräume, 1 Revierkrankensaal, Handwerksstätten, Bibliothekszimmer und verschiedene Kammern. — Ferner befinden sich in den Kasernen die Wohnungen für die Kompagniechefs, die Feldwebellieutenants, für unverheirathete Offiziere, Gouverneure und Militärlehrer, für Aufwärter, Heizer 2c.

B. Direktionsgebäude. Dasselbe bildet den architektonischen Mittelpunkt der Anstalt, und ist insofern ein besonders interessanter Bau, als es dem Architekten gelungen ist, der sehr verschiedenartigen Bestimmung, der das

---

*) Bei dem Bau haben seit Beginn desselben theils gleichzeitig, theils aufeinander folgend an Baubeamten mitgewirkt: Geheimer Oberbaurath Fleischinger im Kriegsministerium, Intendantur- und Baurath Voigtel, Intendantur- und Baurath Bernhard, Intendantur- und Baurath Steuer, Garnison-Bauinspektor Busse, Post-Baurath Tuckermann, Hof-Bauinspektor Häberlin, Regierungs-Baumeister Doebber und Architekt Grunert, letzterer insbesondere inbezug auf künstlerische Ausschmückung.

Gebäude dienen soll, Rechnung zu tragen und doch einen harmonisch wirkenden höchst imposanten Bau zu schaffen.

Ein mächtiger, sich aus einem Achteck entwickelnder Kuppelbau, von vier kleinen Thürmen flankirt, erhebt sich, von der in Kupfer getriebenen Statue des Erzengels Michael*) im Panzerkleide mit Schild und Schwert gekrönt, über dem Gebäude und erreicht eine Höhe von 61,35m.**) — Durch ein von Säulen aus schwedischem Granit gebildetes Portal, über dem sich die Inschrift befindet: Erbaut unter Kaiser Wilhelm König von Preußen MDCCCLXXIII., und welches die lebensgroßen Bronzestatuen der Könige Friedrich Wilhelm I., Friedrich des Großen, Friedrich Wilhelm III. und des jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät trägt,***) tritt man in ein Vestibül, in welchem die seit dem Jahre 1858 im Besitz des Kadettenkorps befindlichen und jetzt restaurirten Marmorstatuen von Zieten, Seydlitz, Schwerin, Winterfeld, Fürst Leopold von Dessau und Keith†) Aufstellung gefunden haben, und gelangt von hier in die evangelische Kirche. — Dieselbe bietet für 1000 Andächtige Raum und hat durch die Munifizenz Ihrer Majestät der Kaiserin eine sehr würdige Ausstattung erhalten, indem Allerhöchstdieselbe für den Altar ein prachtvoll gearbeitetes 5,50m hohes in Holz geschnittenes Kruzifix, ein Ambon, einen Taufstein, einen Teppich, große, sehr schöne bronzene Leuchter und sonstige Kirchengeräthe geschenkt, während Seine Majestät der Kaiser und König der Kirche eine Prachtbibel mit Höchst eigenhändiger Widmung Ihrer Majestäten sowie ein Bibelpult überwiesen haben.

Das Schiff der evangelischen Kirche bildet den in den Exerzir- und Paradeplatz einspringenden Theil des Direktionsgebäudes. Dasselbe ist in einer der Bedeutung des Baues entsprechenden Weise mit Terrakotten reich geziert, mit Kreuz und Glocke versehen, sowie mit in Thon gebrannten Engelsfiguren geschmückt.††)

Auf den aus dem Vestibül zu beiden Seiten nach oben führenden Treppen gelangt man in die in dem Kuppelbau gelegene katholische Kapelle, welche für 150 Personen Raum bietet. Die Kapelle ist ein sehr harmonisch wirkender quadratischer Raum mit vier halbkreisförmigen Nischen. Das von oben durch matte gelbliche Scheiben einfallende Licht, sowie eine reiche, der Bedeu-

---

*) Modellirt vom Professor Engelhard in Hannover, gegossen von Professor Howald in Braunschweig.

**) Die Kuppel des Königlichen Schlosses in Berlin ist 68,20 Meter hoch.

***) Diese Statuen sind nach Maßgabe der obigen Reihenfolge modellirt von Bildhauer Moser, Professor Wolff, Bildhauer Moser, Professor Keil und gegossen von Gladenbeck in Berlin. — Es wurden zu dem Guß 7000 Kilo Bronze von eroberten französischen Geschützen verwendet.

†) Diese Statuen waren ursprünglich auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichtet worden und sind daselbst durch Statuen in Bronze ersetzt.

††) Von Bildhauer Pohlmann in Berlin modellirt.

tung des Ortes entsprechende Ausmalung*) sind geeignet, das Gemüth zu andachtsvoller Beschaulichkeit hinzuleiten. Auch dieses Gotteshaus ist von Ihrer Majestät der Kaiserin in huldvoller Weise bedacht worden. Außer Altarleuchter und Kruzifix ist von Allerhöchstderselben ein prachtvolles Altarbild, eine Kopie der Madonna des heiligen Sebastian von Corregio aus der Dresdener Gallerie geschenkt worden.

Die weiteren Räumlichkeiten des Direktionsgebäudes füllen Dienstwohnungen für die zwei Bataillons-Kommandeure, einen Militärlehrer, Professoren, den Oberstabsarzt, den evangelischen und den katholischen Prediger, Schreiber u. s. w. aus.

C. Das Unterrichtsgebäude. Der äußere Schmuck, den dasselbe erhalten hat, weist auf seine wichtige Bestimmung hin. Ueber der nach dem Paradeplatz zu gelegenen Front erhebt sich eine Figurengruppe in Zinkguß, die lehrende Minerva zwischen einem jüngeren und einem älteren Krieger darstellend;**) auf den Ecken des Gebäudes je ein ebenso ausgeführter Kampf lustig dreinschauender Krieger,***) während die über dem Portal befindlichen Medaillon-Bilder†) von Scharnhorst, Moltke und Roon die Jugend auf Männer hinweisen, deren Leistungen gleich hervorragen auf dem Gebiet des allgemeinen Wissens, wie in der besonderen Wissenschaft des Krieges.

Das Gebäude enthält die Aula (Feldmarschallsaal), 37 Lehrklassen, das physikalische Kabinet, die Korpsbibliothek, Gesang- und Zeichensäle, das Offizierkasino, einige Wohnräume 2c.

Ein Feldmarschallsaal bestand bereits in dem Lehrgebäude des Berliner Kadettenhauses. Dieser Festraum führte seine Bezeichnung daher, daß in demselben die Bilder sämmtlicher brandenburgisch-preußischen Feldmarschälle Aufnahme gefunden haben, eine in ihrer Art einzig dastehende Sammlung, deren Anblick wohl geeignet ist, in den Herzen der militärischen Jugend einen edlen Ehrgeiz wachzurufen. Außerdem wird in dem Saale eine kostbare Trophäe, der bei Waterloo erbeutete Degen Napoleon I. aufbewahrt, sowie die Porträts der Herrscher unseres erhabenen Königshauses und ein Reiterbild Sr. K. und K. Hoheit des Kronprinzen, ausgeführt vom Professor Steffeck, und von demselben Sr. K. K. Hoheit als Geschenk für die Anstalt übergeben. Der nach dem Oekonomiegebäude zu gelegene und durch zwei Stockwerke ragende 15,20 m hohe Saal hat eine Länge von 32,10 m und eine Breite von 17,10 m. Die Decke desselben zieren die auf goldornamentirtem Grunde gemalten Bildnisse der in allegorischer Weise zur Darstellung

---

*) Dieselbe ist vom Historienmaler Meurer in Berlin ausgeführt, welchem auch die Ausmalung der evangelischen Kirche übertragen war.

**) Modellirt von Bildhauer Drake in Berlin, gegossen von Brix in Berlin.

***) Modellirt von Bildhauer Doppmeyer in Hannover. Zinkguß von Brix.

†) Modellirt von dem verstorbenen Bildhauer Schievelbein in Berlin.

gebrachten militärischen Tugenden,*) während die von der Decke nach der Wand überführende Voute plastische Kränze, Gehänge und Helme zeigt. In den Axpunkten über den Deckenträgern befinden sich in die Posaune stoßende Knabenfiguren,**) welche Wappen halten, geschmückt je mit dem preußischen Adler und dem deutschen Reichsadler. Die Wand ist in 16 Felder getheilt, welche zum Theil durch im Besitz des Kadettenkorps befindliche lebensgroße Oelbilder von Mitgliedern des Preußischen Königshauses geschmückt und an geeigneter Stelle mit folgenden Devisen versehen sind: Nec soli cedit. Pro gloria et patria. Suum cuique. Gott mit uns. Vom Fels zum Meer. Sincere et constanter. In dem reichen Ornament über den 16 Wandfeldern tritt je eine Tafel hervor, welche in goldener Schrift eine in der brandenburgisch-preußischen Geschichte wichtige Jahreszahl zeigt, während zwischen den Wandflächen auf den Hauptpilastern plastisch angebrachte Siegesgöttinnen***) auf vorgehaltenen Schilden den Namen einer besonders bedeutungsvollen Schlacht weisen, und auch auf den zwischen Lorbeerlaub und Siegeskränzen geschlungenen Bändern auf den Nebenpilastern der Name einer wichtigen Kriegsthat verzeichnet ist. Unterhalb der vorerwähnten Figuren der Siegesgöttinnen sind brandenburgisch-preußische Waffentrophäen aus den verschiedenen Geschichtsepochen dargestellt.†)

Die bezeichneten Dekorationsobjekte je einer Axe, die Tafel im Fries, der Schild der Siegesgöttin, die zwei Bänder der Seitenpilaster, die Waffentrophäen des Hauptpilasters wecken in ihrer Gesammtheit Erinnerungen an hervorragende Geschichtsepochen des brandenburgisch-preußischen Staates. An den oberen Theilen der Hauptpilaster wie an den Kapitellen sehen wir plastischen Schmuck, die Königskrone über gekreuzten Feldmarschallstäben, preußische Adler 2c., während in den Zwickeln über den Archivolten sich die preußischen sowie Kriegsorden anderer deutscher Staaten in Rosetten auf Goldgrund gemalt finden.††)

Ein hervorragendes Interesse nimmt der Fries†††) in Anspruch, welcher unter dem Architrav, der den Hauptpilastern als Fußpunkt dient, die Wand ziert. In 13 Feldern von 1,12 m Höhe erblicken wir die figürlich-plastische Darstellung des Feldzuges von 1870/71 mit einem Anfangsstück, welches im Hintergrunde die Front des alten Berliner Hauses zeigend, auf die Ausbildung der Kadetten bezügliche Scenen von dem Eintritt in das Kadettenkorps bis zur Entlassung aus der Anstalt zur Anschauung bringt, sowie einem auf die Einweihung der neuen Anstalt bezüglichen Schlußstück. Auf dem

*) Ausgeführt vom Historienmaler Ludwig Burger in Berlin.
**) Modellirt vom Bildhauer Hundriesser.
***) Entworfen vom Historienmaler Ludwig Burger in Berlin.
†) Modellirt vom Bildhauer Hundriesser, entworfen vom Historienmaler Ludwig Burger.
††) Vom Historienmaler Ludwig Burger.
†††) Vom Bildhauer Pfuhl in Charlottenburg.

letzteren sehen wir Seine Majestät den Kaiser und König umgeben von den Prinzen des Königlichen Hauses und hervorragenden Führern des Heeres die neuerbaute Anstalt dem General-Inspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens übergeben, um welchen sich der Kommandeur des Kadettenkorps, der Kommandeur der Anstalt, Offiziere, Lehrer, Geistliche gruppiren; im Hintergrunde Kadetten, welche das Gewehr präsentiren. Auf diesem Friesfelde sind, sämmtlich mit Porträtähnlichkeit, zur Darstellung gelangt:

Links: Seine Majestät der Kaiser und König, S. K. und K. H. der Kronprinz, J. J. K. K. H. H. die Prinzen Karl, Friedrich Karl, Albrecht, Wilhelm, Heinrich, Friedrich Leopold, August von Württemberg; die Generalfeldmarschälle Graf v. Moltke und Graf v. Roon; die Kommandirenden Generale, welche ehedem Kadetten waren, Generale der Infanterie v. Blumenthal, v. Kirchbach, Groß gen. v. Schwarzhoff, v. Tresckow, v. Fransecky; ferner der General der Infanterie v. Olech, der Generallieutenant und Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements v. Voigts-Rhetz, der Generallieutenant z. Disp. v. Wartenberg und der Geheime Oberbaurath im Kriegsministerium Fleischinger. — Rechts: Der General der Kavallerie und General-Inspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens Baron v. Rheinbaben, der Oberst und Kommandeur des Kadettenkorps v. Haugwitz, der Oberst und Kommandeur der Haupt-Kadettenanstalt Lust, die Bataillons-Kommandeure Majore v. Heimburg und Boeckh, Major Maier, erster Militärlehrer, Professor Herrig, Prediger Bollert, Hauptmann v. Dieskau, Premierlieutenant v. Reichenbach und vier Portepee-Unteroffiziere.

Unter dem Fries befindet sich als Basis des ganzen Saales ein Eichenholz-Panneel, dessen oberer bis zur Höhe von 2,8 m sich erhebender Theil die restaurirten Bilder der Feldmarschälle aufnehmen soll.*) In den Ecken

---

*) Das Kadettenkorps besitzt die Bildnisse von folgenden Feldmarschällen:

Otto Christoph Freiherr v. Sparr, Johann Georg Fürst von Anhalt Dessau, Georg Freiherr v. Derfflinger, Friedrich Graf v. Schomberg, Alexander Freiherr v. Spaen, Heino Heinrich Graf v. Flemming, Johann Albrecht Graf v. Barfus, Alexander Herrmann Graf v. Wartensleben, Leopold Fürst von Anhalt-Dessau, Philipp Carl Graf v. Willich und Lottum, Friedrich Ludwig Herzog von Holstein-Beck, Alexander Burggraf und Graf zu Dohna, Georg Abraham v. Arnim, Dubislaw Gneomar v. Natzmer, Albrecht Konrad Graf Fink v. Finkenstein, Friedrich Wilhelm v. Grumbkow, Adrian Bernhard Graf v. Borcke, Erhard Ernst v. Röder, Kurt Christoph Graf v. Schwerin, Hans Heinrich Graf v. Katte, Friedrich Wilhelm Herzog von Holstein-Beck, Kaspar Otto v. Glasenapp, Samuel Graf v. Schmettau, Christian August Fürst von Anhalt-Zerbst, Leopold Maximilian Fürst von Anhalt-Dessau, Wilhelm Dietrich v. Buddenbrock, Adam Christoph v. Flanß, Friedrich Wilhelm v. Dossow, Henning Alexander v. Kleist, Friedrich Ludwig Burggraf und Graf zu Dohna-Carwinden, Christoph Wilhelm v. Kalckstein, Dietrich Prinz von Anhalt-Dessau, Joachim Christoph v. Jeetze, Jakob Keith, Friedrich Leopold Graf v. Geßler, Hans v. Lehwald, Moritz Prinz von Anhalt-Dessau, Ferdinand Herzog von Braunschweig, Friedrich II. regierender Landgraf von Hessen-Kassel, Karl

des Saales finden Statuen Aufstellung, und zwar eine Statue Friedrichs des Großen in noch jugendlichem Alter, ein Geschenk des Künstlers Bildhauer Sußmann-Hellborn an S. K. und K. H. den Kronprinzen und von Allerhöchstdemselben der Anstalt überwiesen; ferner Modelle der Bronzestatuen des Hauptportals der Könige Friedrich Wilhelm I., Friedrich Wilhelm III. sowie Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Ein fernerer Schmuck ist diesem Festraume durch das Gipsmodell des im Friedrichshain in Berlin aufgestellten Denkmals der im letzten Kriege gefallenen Angehörigen des 5. Berliner Stadtbezirks geworden. Das von dem Künstler, Professor Calandrelli, geschenkte sehr schöne Bildwerk, welches einen für sein Vaterland gefallenen Krieger darstellt, der sein Haupt in glaubensvoller Hoffnung nach oben gerichtet, von einem Engel gen Himmel geleitet wird, hat seine Aufstellung in der Mittelloge über dem Haupteingange gefunden. — Außerdem haben in dem Feldmarschallsaale einen ehrenvollen Platz die Marmorbüsten folgender in den letzten Kriegen gefallener Generale oder in Generalsstellung befindlich gewesener Offiziere erhalten: Generalmajor v. Raven, Generallieutenant Frhr. Hiller- v. Gärtringen, Generalmajor v. François, Generalmajor Frhr. v. Diepenbroick-Grüter, Generallieutenant v. Gersdorf, Generalmajor von der Decken, Oberst v. Kontzky. — Jede dieser Büsten trägt die Inschrift: „Kaiser und König Wilhelm dem Kadettenkorps am 3. September 1873."

D. Oekonomiegebäude. Dasselbe enthält einen Speisesaal für 880 Kadetten, einen Reservesaal, zwei Anrichtezimmer, eine Kochküche mit Dampfkochapparat, Spülküche, Bäckerei, Vorrathsräume und einige Wohnungen. Im Speisesaale befinden sich die Gipsmodelle der Statuen König Friedrich Wilhelm III. sowie der neben und gegenüber der neuen Wache in Berlin aufgestellten Standbilder der Generale Graf York von Wartenburg, Graf Gneisenau, Bülow von Dennewitz und v. Scharnhorst. Außerdem bilden einen Schmuck des Speisesaales eine große Zahl der im Besitz des Kadettenkorps befindlichen Gemälde, darunter diejenigen von elf früheren Kommandeuren des Korps bezw. des Hauses.

Wilhelm Ferdinand regierender Herzog von Braunschweig, Wichard Joachim Heinrich v. Möllendorf, Friedrich I. Eugen regierender Herzog von Württemberg, Wilhelm IX. regierender Landgraf von Hessen-Kassel, Alexander Friedrich v. Knobelsdorf, Ludwig Karl v. Kalckstein, Ludwig Friedrich Alexander Herzog von Württemberg, Wilhelm Magnus v. Brünneck, Friedrich Adolph Graf v. Kalckreuth, Guillaume, René de l'Homme de Courbière, Gebhard Leberecht Fürst Blücher von Wahlstatt, Arthur Wellesley Herzog von Wellington, Hans David Ludwig Graf York von Wartenburg, Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Graf Kleist von Nollendorf, August Wilhelm Anton Neidhard Graf v. Gneisenau, Hans Wieprecht Franz Ernst Karl Graf v. Zieten, Friedrich Karl Ferdinand Frhr. v. Müffling gen. Weiß, Herrmann Leopold Ludwig v. Boyen, Karl Friedrich Baron von dem Knesebeck, Iwan Feodorowitsch Graf Paskewitsch von Erivan Fürst von Warschau, Karl Friedrich Emil Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, Friedrich Heinrich Ernst Graf v. Wrangel.

E. Kommandeurhaus, mit der Wohnung für den Hauskommandeur im ersten Stock, der Wohnung für den Adjutanten, den Büreaus, der Registratur, Kasse 2c. Auf dem zugehörigen Hofe befinden sich Stallung für 6 Pferde und 2 Remisen.

F. Beamten-Wohnhaus, enthaltend Wohnungen für vier Professoren und zwei Wärter.

G I und II. Turnhallen.

H I, II, III. Latrinenräume.

J I. Lazareth-Verwaltungsgebäude mit Wohnungen für drei Aerzte, den Lazarethinspektor und drei Wärter, Räumen für die Dispensiranstalt, Geschäftszimmer 2c.

J II. Massiver Krankenblock mit 3 Sälen und 12 Zimmern zusammen für 57 Betten, ein Saal für Rekonvaleszenten, Badezimmer 2c.

J III. Isolirbaracke. Enthält 2 Säle und 2 Zimmer für zusammen 20 Betten, einen Raum für Rekonvaleszenten, eine offene Halle, Wärterzimmer, Badezimmer 2c.

J IV. Leichenhalle.

K. Wasch- und Bade-Anstalt mit einem gemeinschaftlichen Douchebad, 7 Wannenbädern, Wohnung für einen Hausinspektor, einem Kesselraum für zwei Dampfkessel, einer Dampfwaschanstalt, Maschinenhaus, Trockenboden 2c.

L. Reitbahn und Pferdestall. Enthält eine bedeckte Reitbahn (496 Qm), Stallung für 60 Pferde, Wohnungen für Futter- und Sattlermeister, Kavallerie-Ordonnanzen, Hautboisten 2c.

M. Remise. M I. Schmiede.

N. Schlachthaus und Viehstall.

N I. Schweine- und Geflügelstall.

O. Portierhaus, auch 2 Wohnungen für Handwerker enthaltend.

P. Umfriedigungsmauer.

Q. Verbindungshallen.

X. Lehrerwohnhaus, Wohnungen für 6 Lehrer enthaltend.

Y. Eiskonservirungshaus.

Z. Löwendenkmal aus Flensburg, welches nach der für die Dänen siegreichen Schlacht bei Idstedt errichtet, im Jahre 1864 nach dem Hofe des Berliner Zeughauses übergeführt und demnächst der Haupt-Kadettenanstalt überwiesen wurde.

Die Entwässerung des Anstaltsterrains erfolgt nach einem unweit des Teltower Sees gelegenen Rieselfelde, wohin die Massen aus zwei unweit der Wasch- und Badeanstalt gelegenen Reservoirs vermittelst eines eisernen Druckrohrs durch einen Gasmotor gedrückt werden.

Wenn einerseits, wie wir gesehen haben, den Gotteshäusern und dem Festraume der Anstalt, dem Feldmarschallsaale, eine der Bedeutung dieser Lokalitäten entsprechende reichere Ausstattung zutheil geworden ist, so ist

bezüglich aller anderen Räume, insbesondere der von Kadetten bewohnten, bei einer soliden, dem Wohlbefinden der jungen Leute förderlichen Herstellung doch das Prinzip großer Einfachheit maßgebend gewesen, wie solches dem Karakter einer militärischen Erziehungsanstalt entspricht.

Während der Bau im rüstigen Vorschreiten begriffen war, wurden von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige wichtige organisatorische Bestimmungen für das Kadettenkorps erlassen, welche in Verbindung mit den Veränderungen, die bezüglich der Anstalt durch das Etatsgesetz für das Jahr 1878/79 eingetreten sind, die Entwickelung des Kadettenkorps für längere Zeit als im wesentlichen abgeschlossen erscheinen lassen. — Es ist insbesondere die A. K.=O. vom 18. Januar 1877, welche für das Kadettenkorps von höchster Bedeutung ist.*) — Allseitig wurden namentlich

*) Bei der Wichtigkeit dieser Allerhöchsten Bestimmung lassen wir dieselbe hier im Wortlaut folgen:

Auf den Mir gehaltenen Vortrag bestimme Ich bezüglich der Organisation und des Lehrplans des Kadettenkorps folgendes:

1. Der Lehrplan des Kadettenkorps ist mit dem Lehrplan der Realschule erster Ordnung in Uebereinstimmung zu bringen. — Abweichungen dürfen nur insoweit erfolgen, als solche durch die besonderen Aufgaben des Instituts und die Interessen der Armee für einzelne Lehrfächer erforderlich werden. Auch hierbei ist jedoch thunlichst auf Uebereinstimmung in den Pensen für die korrespondirenden Klassen Bedacht zu nehmen.

2. Die bisherigen Klassen Sexta bis Prima des Kadettenkorps werden den Klassen Quinta bis Obersekunda der Realschule erster Ordnung gleichgestellt und erhalten die entsprechenden Bezeichnungen.

3. In jeder der sechs Voranstalten wird eine Klasse mit dem Lehrplan der Sexta neu errichtet. Im ganzen dürfen in diese Klasse jedoch nicht mehr als 120 Knaben aufgenommen werden. — Bei der Zentralanstalt wird eine Unter= und Oberprima mit dem entsprechenden Lehrplan der Realschule erster Ordnung errichtet.

4. Alljährlich im Frühjahr sind diejenigen Kadetten, welche das 17. Lebensjahr vor dem 1. April des laufenden Jahres vollenden, die Obersekunda zur Zufriedenheit absolvirt haben und die für den Militärdienst erforderliche körperliche Entwickelung besitzen, zur Portepeefähnrichs=Prüfung zuzulassen.

5. Diejenigen, welche die Prüfung bestehen, werden zur Versetzung in die Armee als karakterisirte Portepeefähnriche vorgeschlagen, oder behufs unmittelbarer Vorbereitung zur Offiziersprüfung nach Maßgabe der hierfür gegenwärtig bestehenden Grundsätze in die Selekten des Kadettenkorps versetzt.

6. Diejenigen Kadetten, welche nach Absolvirung der Obersekunda das unter 4 vorgeschriebene Alter oder die ebendaselbst vorausgesetzte körperliche Entwickelung noch nicht erreicht haben, werden in die Unterprima des Kadettenkorps versetzt.

7. Begabte Kadetten von guter Führung sind nach Absolvirung der Obersekunda auf Wunsch der Angehörigen auch dann in die Unterprima aufzunehmen, wenn sie das unter 4 vorgeschriebene Alter oder die entsprechende körperliche Entwickelung bereits erreicht haben. — Zur Portepeefähnrichs=Prüfung sind sie in diesem Fall zunächst nicht zuzulassen.

8. Diejenigen Kadetten, welche die Unterprima mit Erfolg absolvirt haben, sind je nach dem Wunsch ihrer Angehörigen entweder zur Portepeefähnrichs=Prüfung zuzulassen und wenn sie dieselbe bestehen, je nach dem Ausfall der Prüfung und nach ihrer Gesammtführung zur Versetzung in die Armee als patentirte oder karakterisirte Portepeefähnriche oder zur

die Bestimmungen mit großer Freude begrüßt, wonach der Lehrplan des Kadettenkorps mit demjenigen der Realschule I. Ordnung in Uebereinstimmung zu bringen ist. Denn wenn einerseits für den ins praktische Leben tretenden Militär die geistige Bildung, wie solche auf der Realschule erworben wird, besonders zweckentsprechend erscheinen mußte, so stand auch andererseits bei einem Institut, dessen Aufgabe die Heranbildung von Führern für unser Heer ist, nicht zu befürchten, daß die Pflege des Idealen in den Hintergrund treten möchte. — Als ein wesentlicher Fortschritt wurde es ferner angesehen, daß den Kadetten künftighin die Möglichkeit geboten ist, die Abiturientenprüfung in dem Institut zu absolviren.

Durch das Etatsgesetz pro 1878/79 wurden die Mittel zur Durchführung jener Reorganisation gewährt, die Lehrerbesoldungen denjenigen an den Realschulen I. Ordnung entsprechend erhöht, ein einheitlicher Lehreretat für die Institute des Kadettenkorps insgesammt festgestellt, und die Stellen der Zivillehrer um 9 vermehrt. Der Etat der Haupt-Kadettenanstalt wurde von 800 auf 880 Zöglinge erhöht,*) auch wurden aus den Ersparnissen der französischen Verpflegungsgelder die Mittel bewilligt, um 135 Pensionärstellen in ebensoviel Freistellen umzuwandeln. — Nach den Etats der Voranstalten können in dem Kadettenhause zu Kulm 180 Zöglinge Aufnahme finden, in Potsdam 240,

---

Versetzung in die Selekta des Kadettenkorps vorzuschlagen, oder behufs demnächstiger Zulassung zur Abiturientenprüfung in die Oberprima zu versetzen.

9. Diejenigen Oberprimaner, welche sich nach ihrem Gesammtverhalten hierzu eignen, sind zu Portepee-Unteroffizieren zu ernennen. — Unterprimaner sind unter gleicher Voraussetzung zu Unteroffizieren, die unter 7 bezeichneten Unterprimaner ausnahmsweise auch zu Portepee-Unteroffizieren zu befördern. — Primaner sind den Selektanern im Korps nicht unterzuordnen. — Neben der wissenschaftlichen ist auch ihre militärische Ausbildung thunlichst zu fördern.

10. Bei Zulassung eines Kadetten zur Prima soll den Angehörigen desselben, im Falle der Bedürftigkeit, vorzugsweise Berücksichtigung bezüglich der Pensionszahlung, sowie bezüglich der Gewährung von Equipirungsbeihülfen zutheil werden.

11. Diejenigen Kadetten, welche nach Absolvirung der Oberprima das Abiturientenexamen bestehen, sind zur Versetzung in die Armee als wirkliche Portepeefähnriche unter gleichzeitiger Ueberweisung an eine Kriegsschule in Vorschlag zu bringen. Wenn sie demnächst die Offiziersprüfung mindestens mit dem Prädikat „gut" bestehen, so sollen sie bei ihrer Beförderung zum Sekondlieutenant ein Patent vom Tage der Versetzung in die Armee erhalten.

12. Die durch Vorstehendes bedingten Aenderungen in der Organisation und im Lehrplan des Kadettenkorps sind allmälig nach Maßgabe der durch den Etat bereit zu stellenden Mittel und verfügbaren Räumlichkeiten durchzuführen.

Berlin, den 18. Januar 1877.

gez. Wilhelm.
v. Kameke.

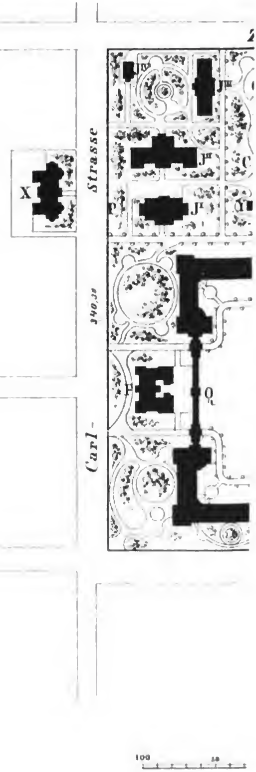
*) Durch den Etat pro 1872 waren bereits die Mittel zur Formirung einer 8. Kompagnie bewilligt und dadurch die Etatsstärke des Berliner Hauses auf 800 Köpfe erhöht worden.

in Wahlstatt 220, in Bensberg 220, in Ploen 140 und in Oranienstein 200, so daß die Gesammtzahl der Kadetten bei voller Belegung der Anstalten 2088 beträgt. — Die 8 Kompagnien des Hauptinstituts sind in 2, je von einem Bataillonskommandeur befehligten, Bataillone formirt worden. Auch hat Allerhöchster Bestimmung zufolge das Institut fortan die Bezeichnung „Haupt-Kadettenanstalt“ zu führen. — Für einen katholischen Anstaltsgeistlichen wurde das Gehalt bewilligt, auch die Kommandirung von 2 Offizieren als Reitlehrer und 36 Pferden mit den nöthigen Ordonnanzen durch die Kavallerieregimenter des Garde- und des 3. Armeekorps befohlen. — Eine Schwimm- und Badeanstalt wird im Teltower See erbaut, ebenso werden besondere Schießstände für die Kadetten hergerichtet.

So ist denn nach bestem menschlichen Wissen Vorsorge getroffen, welche auf ein weiteres Gedeihen des Kadettenkorps hoffen läßt.

Möchte die veränderte Organisation ein neues Aufblühen der Anstalt im Gefolge haben! — Möchte auch in den neuen Räumen der Geist fortwalten, den das Kadettenkorps bisher stets gepflegt und der unser Heer zum rocher de bronce für den Thron unseres erhabenen Herrscherhauses und für unser theures Vaterland hat werden lassen.

Das walte Gott! —



d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin

und in Oranienstei
gung der Anstalten
ind in 2, je von
rt worden. Auc
ie Bezeichnung „
Anstaltsgeistlichen
Offizieren als
durch die Kaval
. — Eine Schwi
nso werden beso

ge getroffen, n

es Aufblühen
n neuen Räum
er stets gepfl
für den Th
theures Vat

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,
General-Lieutenant z. D.

1878.

Achtes und neuntes Heft.

Inhalt:

Festungen und Taktik des Festungskrieges in der Gegenwart.
Militärische Betrachtungen
von
U. v. Bonin,
Generalmajor zur Disposition
Mit einer Skizze.

Berlin 1878.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Festungen und Taktik des Festungskrieges in der Gegenwart.

Militärische Betrachtungen

von

U. v. Bonin.

Generalmajor z. Disposition.

Mit einer Skizze.

Inhalt.

Einleitung.

Eine **Befestigung** ist kriegswissenschaftlich die Verstärkung der Vertheidigungsfähigkeit eines Terraintheiles; ihr Umfang und ihre Intensität richtet sich zwar nach ihrem besonderen Zwecke und nach den für die Ausführung verfügbaren Kräften, Mitteln und Zeiträumen; ihre Aufgabe besteht aber stets darin, die Behauptung des betreffenden Terraintheiles mit geringen Streitkräften gegenüber einem überlegenen Gegner zu ermöglichen.

Von dem Einstoßen von Schießlöchern in eine vorhandene Gartenmauer im Verlaufe einer Feldschlacht, von dem einfachen Schützengraben und Geschütz-Emplacement bis zum Bau großer, stark profilirter und armirter Feldschanzen und weiter bis zum Bau mächtiger mit allen Mitteln der Kunst widerstandsfähig gemachter Festungen durchläuft die praktische Anwendung der Befestigungskunst eine lange Stufenleiter, auf der sich in Beziehung auf den allgemeinen Zweck der Anlage ein einigermaßen scharf begrenzter Abschnitt nicht bezeichnen läßt; und auch in Beziehung auf die Zeitdauer der Ausführung und die verfügbaren Mittel und Kräfte hat solche Abgrenzung in den

meisten Fällen nur eine theoretische Bedeutung,*) denn in der Praxis werden Feldbefestigungen und provisorische Befestigungen, provisorische und permanente Befestigungen oft in einander übergehen und ihre Rollen wechseln;**) es wird auch selten eine permanente Befestigung geben, welche nicht für den Gebrauchsfall durch Feldbefestigungen oder provisorische Ausführungen (fortifikatorische Armirung) ergänzt werden muß.

Die Lehre von der Befestigungskunst — auch hinsichtlich ihrer Anwendung auf den Bau einer Festung in permanentem Karakter — ist eben nichts anderes als die Lehre von einer gesteigerten Benutzung und künstlichen Verstärkung des Terrains und der auf demselben vorkommenden oder herzustellenden örtlichen Gegenstände — die Festungsbaukunst lediglich eine potenzirte Anwendung der Feldbefestigungskunst; der Festungskrieg ist nichts anderes als ein Positionskampf, bei dem der Vertheidiger und der Angreifer in der Wahl ihrer taktischen Anordnungen zwar durch die Natur des Kampf-Objekts etwas beschränkt sind, für den aber im allgemeinen dieselben taktischen Grundsätze maßgebend sind wie für den Feldkrieg.

Diese Annahme findet ihre Bestätigung in der Entwickelung der Befestigungskunst und des Festungskrieges, welche der Entwickelung der Kriegskunst und speziell der Taktik überall folgt.

Bis zur Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen waren die Grundsätze der Befestigungskunst und der Taktik des Festungskrieges militärisch ebenso einfach und wenig veränderlich als diejenigen der Taktik des Feldkrieges; einzeln eintretende Vervollkommnungen gehörten mehr dem technischen als dem taktischen Gebiete an. Die Einführung der Feuerwaffen brachte zuerst eine radikale Umwälzung in jenen Grundsätzen hervor, und die rasche Entwickelung derselben im 16. und 17. Jahrhundert gab Anlaß, die militärische Formenlehre zu einer Wissenschaft zu erheben, welche für den Feldkrieg in den Leistungen eines Turenne, Condé, Prinz Eugen, für den Festungskrieg und die Befestigungskunst in den Ideen eines Vauban einen für damalige Zeit ganz bedeutenden Höhepunkt erreichte.

Wenn man aber an die auf diesem Gebiete damals erlangten wissenschaftlichen und praktischen Resultate den Maßstab der heutigen Zeit anlegt, so kann man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, daß jene Resultate für die Allgemeinheit vorherrschend in der Entwickelung todter Formen bestanden, welche von einzelnen bevorzugten Naturen erdacht und von der großen Masse

---

*) Unsere fortifikatorischen Lehrbücher unterscheiden Feldbefestigung, provisorische Befestigung und permanente Befestigung. Diese Unterscheidung ist berechtigt in Beziehung auf Zeit und Wahl der Mittel für die Ausführung, nur ausnahmsweise aber für den Kriegszweck.

**) Das auffallendste Beispiel hierfür liefert in der Neuzeit Plewna im russisch-türkischen Kriege 1877, wo aus einer einfachen Feldstellung allmälig eine feste Position von großer strategischer Bedeutung wurde.

mechanisch nachgeahmt wurden. Dies trat im Gebiete der Taktik des Feldkrieges in den schablonenartigen Formationen der Truppen und in den üblichen schematischen Schlachtordnungen hervor, mehr noch aber in der Befestigungskunst durch das Erscheinen einer Unzahl von Befestigungs-Manieren, bei deren Entwürfen Lineal und Zirkel sowie rein theoretisch entwickelte Zahlen oft die Hauptrolle spielten.

Selbst Vauban hat sich in den verschiedenen seinen Namen führenden Befestigungs-Manieren von dieser damals allgemeinen Vorliebe für todte Formen nicht frei halten können, und sein Andenken wäre vielleicht ein weniger ruhmvolles, wenn er nicht gleichzeitig einen Theil des Festungskrieges — den Festungsangriff — zu einer Vervollkommnung gebracht hätte, die denselben in damaliger Zeit eine entschiedene Ueberlegenheit über die Festungsvertheidigung sicherte. — Der Vaubansche regelmäßige Festungsangriff mit Parallelen und Approchen, sowie mit Enfilir-, Rikochett- und Demontir-Batterien, trägt zwar durch das Vorherrschen der Form noch vollkommen das Gepräge der damaligen Ansichten auf dem Gebiete der Kriegskunst, ist aber trotz großartiger Fortschritte der letzteren seitdem nicht wesentlich verbessert worden, und seine Grundzüge werden voraussichtlich auch für die folgenden Jahrhunderte unverändert ihren Werth behalten.

Daß Vauban in der zweiten Hälfte seines thatenreichen Lebens sich besonders der Vervollkommnung des Festungsangriffes zuwandte, findet seine Erklärung in dem Umstande, daß die damaligen Kriege Frankreichs ihm vorzugsweise Gelegenheit gaben auf diesem Gebiete Erfahrungen zu sammeln. Daß die Festungsvertheidigung damals und später sich in geringerem Grade der Sympathien genialer Förderer der Kriegskunst erfreute, ist in ihrer Natur begründet; sie trug gegenüber dem Angriff in gewissem Grade einen Karakter der Passivität, der den Soldaten nicht sonderlich anzog. Diese Ansicht hing eng mit der Bedeutung zusammen, welche man der einzelnen Festung in früherer Zeit beilegte.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts betrachtete man eine Festung nicht in Bezug auf einen taktischen oder gar strategischen Zweck, sondern ganz allgemein als festen Punkt; der Befestigungs-Umzug sollte lediglich dem von ihm umschlossenen Raum Schutz gewähren; eine Wirksamkeit nach außen wurde nur in einzelnen Fällen — wo es sich um direkte Beherrschung von Gebirgspässen, Wasserstraßen oder anderer wichtiger Kommunikationen handelte — in Betracht gezogen. Die Festung war Selbstzweck. Man glaubte dabei ein Land am besten fortifikatorisch gesichert, wenn man an dessen Grenze einen doppelten oder dreifachen Gürtel befestigter Städte hatte, welche einem feindlichen Heere das Eindringen verwehren sollten. Die geringe Stärke der damals üblichen geworbenen Heere ließ solchen Befestigungsschutz auch in der That meist als ausreichend erscheinen, da einerseits jede, auch die kleinste Festung als Depot- und Waffenplatz für die kleinen im Felde operirenden

Heereskörper genügte, während letztere andererseits — vorzugsweise auf Magazinverpflegung angewiesen — an solchen kleinen Festungen nicht anstandslos vorüberzugehen wagen durften.

Daneben nöthigte auch die geringe Stärke und die Unzuverlässigkeit der zu den Festungsbesatzungen verwendeten oft aus Deserteuren und Kriegsgefangenen zusammengesetzten Truppen dazu, die Festungsvertheidigung vorzugsweise als einen anhaltenden passiven Widerstand aufzufassen, und dieser Ansicht entsprechend ging das Bestreben der Ingenieure dahin, alle Verbindungen aus der Festung nach außen so sicher als möglich zu verschließen, damit weder der Feind hinein, noch die unzuverlässigen Elemente der Besatzung hinaus könnten.

Friedrich der Große trat in diesen Beziehungen zuerst mit neuen Ansichten auf. Zwar waren seine Erfahrungen in Betreff des Werthes der Festungen für die Landesvertheidigung bei seinem ersten Einmarsch in Schlesien 1740 nicht sonderlich ermuthigend gewesen: die dortigen österreichischerseits besetzten Festungen hatten sich als ganz bedeutungslos für die Vertheidigung der Provinz erwiesen; sie wurden erst nach der Besitznahme des Landes theils durch Ueberraschung, theils durch raschen kräftigen Angriff, theils nach längerer Einschließung genommen, ehe Oesterreich mit genügenden Kräften zur Hand war, um sie zu unterstützen. — Friedrichs Scharfblick schätzte aber dennoch den Werth der Festungen für die Behauptung der neu gewonnenen Provinz, und darum zögerte er nicht, sowohl die vorhandenen Festungen angemessen zu verstärken, als auch in Schweidnitz einen neuen Depotplatz in dem fruchtbarsten Theile Mittelschlesiens und gegenüber den aus Böhmen in diesen Landestheil führenden Gebirgsstraßen, — in Cosel einen gesicherten Oder-Uebergang in Oberschlesien herzustellen.

Bei diesen Ausführungen lassen sich zum ersten Male allgemeine militärische Voraussetzungen als Grundlage der Ideen des Königs erkennen. Man findet darin zum ersten Male eine Sonderung der Festungen in solche von rein lokaler (taktischer) Bedeutung und in solche, welche als Waffenplätze dienen, ihren Einfluß auf einen größeren Landestheil und demgemäß auch auf die strategischen Operationen erstrecken sollten. Die Festungen hörten damit auf lediglich Selbstzweck zu sein; sie mußten für die Folge im Zusammenhange mit den Kriegs-Operationen betrachtet werden.

Der erste Feldzug des zweiten schlesischen Krieges drehte sich um den Besitz der Festung Prag; trotz ihrer Einnahme konnte sich der König in Böhmen weitab von seiner Basis und in einem Lande mit durchaus feindlich gesinnter Bevölkerung, gegenüber den im Anmarsch befindlichen Verstärkungen seiner Feinde nicht behaupten, mußte vielmehr unter Aufgabe von Prag zu Ende des Jahres 1744 nach Schlesien zurückgehen, und die demnächstige feindliche Offensive erwarten, der er dann im letzten Augenblick durch rasche

Offensivstöße zuvorkam, und damit den Krieg beendete, ohne daß eine der schlesischen Festungen zur entscheidenden Aktion gekommen wäre.

Auch dieser geringe Einfluß der Festungen auf den Gang der Ereignisse hinderte aber den König nicht, alsbald nach dem Friedensschluß die vor dem Kriege begonnenen Festungsbauten auf das eifrigste fortzusetzen, und sich persönlich dem Studium des Festungskrieges hinzugeben, der ihm bis dahin ziemlich fremd geblieben war, und von dem er in dieser ersten Regierungszeit sogar eine recht geringe Meinung gehabt zu haben scheint, als er in seinen principes généraux de la guerre am 2. April 1748 schrieb:

„L'art de faire des sièges est devenu un métier comme celui de menuisier et d'horloger. De certaines règles infaillibles sont établies; c'est une routine qui va toujours son train etc."

Es ist aber wohl anzunehmen, daß er bei diesem Ausspruch lediglich den formellen Theil des Vaubanschen förmlichen Angriffes vor Augen hatte. Seine spätere Thätigkeit auf dem Gebiete der Festungsbaukunst und des Festungskrieges liefern genügende Beweise, daß er auch dem Festungsangriff eine höhere Stelle in der Kriegskunst einräumte.

Die oben erwähnte veränderte Anschauung über den allgemeinen militärischen Zweck der Festungen mußte den König — der bekanntlich während seiner ganzen Regierungszeit selbst sein erster Ingenieur war — naturgemäß zu der Nothwendigkeit einer veränderten allgemeinen Konzeption der einzelnen Festung und damit zu neuen Konstruktionstheorien führen. Dabei drängte seine stets auf Aktivität und Offensive bedachte Richtung zugleich entschieden zu einem Verwerfen der bis dahin herrschenden Anschauung über Festungsvertheidigung. Friedrich der Große verlangte, daß auch eine eingeschlossene Festungsbesatzung niemals aufhören dürfe ihren Gegner zu beunruhigen, seine Fortschritte gegen die Festung dadurch zu verzögern und ihn zu ermüden. Allerdings war die vollkommene Ausnutzung solcher Grundsätze gerade während der schlesischen Kriege durch die damalige Zusammensetzung der preußischen Festungsbesatzungen sehr erschwert; sie sollte aber wenigstens durch die Konstruktion der Festungen ermöglicht werden; und aus dieser Ansicht entwickelten sich neue Konstruktions-Grundsätze, deren Nachwirkung sich bis in die neueste Zeit verfolgen läßt. Der König legte bei allen seinen Festungsbauten einen großen Werth auf die räumliche Entwickelung des gedeckten Weges als Basis für Ausfälle, und auf das Vorschieben einzelner kleiner Befestigungen vor die geschlossenen Enceinten, um nicht nur den Angreifenden von letzteren möglichst fern zu halten und „damit er nicht mit gleichem Vortheil gegen jede Front der Festung seinen Angriff richten könne," sondern auch um außerhalb der geschlossenen Enceinte gesicherten Raum zu Truppenaufstellungen für größere Offensivunternehmungen zu gewinnen.

Hiermit waren die Grundideen für Waffenplätze — wie wir sie uns heute denken — gegeben; die damaligen Bauausführungen des Königs ge-

nügten aber freilich eben nur den damaligen Verhältnissen, den kleinen geworbenen Heeren, den unzuverlässigen Garnisonen, der Unvollkommenheit der Feuerwaffen und der Armeeverpflegung vorzugsweise aus Magazinen.

Die Ereignisse des siebenjährigen Krieges sollten die weise Voraussicht des Königs in Betreff der Bedeutung seiner Festungen alsbald bestätigen. Friedrich war nach der kurzen glücklichen Offensive im Feldzuge von 1756, auf allen Seiten von Feinden umdrängt, oft auf eine strategische Defensive angewiesen, wobei ihm und seinen Generalen die Festungen wiederholt von großem Werth waren, und von noch größerem Werth hätten sein können, wenn derselbe immer richtig erkannt und benutzt worden wäre. Im Jahre 1757 fiel nach der wenig rühmlichen Kapitulation von Schweidnitz und nach der gleich darauf folgenden Kapitulation von Breslau — welche wesentlich durch die fehlerhafte Stellung des Herzogs v. Bevern vor dieser Festung und durch die daselbst verlorene Schlacht verschuldet wurde — ganz Mittelschlesien in die Hände der Oesterreicher, und mußte erst durch die Schlacht bei Leuthen und durch die überraschend schnelle Wiedereroberung von Breslau vom Feinde befreit werden. Diese und der glückliche Erfolg der Belagerung von Schweidnitz im Frühjahr 1758 gaben dem Könige ein solches Vertrauen auf die Leistungen seiner Truppen im Festungsangriff, daß er sich zu einem kühnen Vorstoß auf Olmütz entschloß, um hier eine starke Position in der Flanke seines Hauptgegners zu gewinnen. Diese mit ungenügenden Mitteln unternommene Expedition gegen eine gut ausgerüstete und vertheidigte Festung mißlang bekanntlich; ihr folgten andere Unfälle und es gelang dem Könige nur durch die Rückendeckung, welche ihm die erfolgreiche Vertheidigung von Torgau und des provisorisch befestigten Dresdens seitens Schmettaus und Grolmans gewährte, bedenkliche Fortschritte der Oesterreicher in Oberschlesien sowie den Verlust der Festungen Neiße und Kosel zu hindern.

Die Jahre 1759, 1760 und 1761 vergingen unter den nicht immer glücklichen Bemühungen des Königs, sich gegenüber seinen stets anwachsenden Gegnern zu behaupten. In der schwierigsten Lage befand er sich dabei zu Anfang des letzteren Jahres, als ihm die Oesterreicher und Russen vereint in dreifacher Ueberlegenheit in Schlesien gegenüberstanden. Er bezog damals das berühmte Lager von Bunzelwitz, in Anlehnung an Schweidnitz und gleichzeitig zur Deckung dieser Festung, welche für ihn als Depotplatz einen außerordentlichen Werth hatte, und um die sich während des siebenjährigen Krieges wiederholt die Ereignisse drehten. Die Hoffnung des Königs, daß seine Gegner ihn in dieser Stellung angreifen würden, realisirte sich bekanntlich nicht; kaum hatte er letztere verlassen, als es den Oesterreichern durch einen glücklichen gewaltsamen Angriff gelang, sich in den Besitz der Festung Schweidnitz zu setzen und den König zu nöthigen in einem neuen Lager bei Strehlen wenigstens Breslau, Brieg und Neiße zu decken.

Den Feldzug von 1762 füllte im Wesentlichen die denkwürdige zweite

Belagerung von Schweidnitz aus, welche der König mit seiner Armee selbst deckte, und deren erfolgreicher Beendigung bald der Friedensschluß folgte.

Alle diese Ereignisse hatten dem Könige von Neuem den Einfluß zur Erkenntniß gebracht, welchen zweckmäßig angelegte Festungen sowohl durch den direkten Kampf um ihren Besitz, wie durch die Operationen zu ihrer Deckung resp. zu ihrem Entsatz im Falle feindlicher Bedrohung auf den Verlauf der Begebenheiten ausüben können; sie bestimmten ihn, alsbald nach dem Friedensschluß sein Augenmerk wieder auf die Verbesserung der schlesischen Festungen zu richten, deren Zahl er durch die Paßbefestigung von Silberberg vermehrte. Als später die erste Theilung Polens ihn in den Besitz eines Theiles von Westpreußen zu beiden Seiten der Weichsel brachte, schuf er sich durch den Bau der Festung Graudenz eine feste Position am rechten Ufer dieses Stromes.

Bei dem Eifer Friedrichs für die Verstärkung seiner Festungen muß es auffallen, daß er seine schöpferische Thätigkeit in dieser Richtung fast ausschließlich auf Schlesien und auf Graudenz beschränkte, die übrigen Festungen aber — selbst in den von dem Mittelpunkte des Landes entfernten westlichen Provinzen — unbeachtet und theilweise sogar verfallen ließ. Eine Erklärung für diese Erscheinung möchte in den damaligen politischen Verhältnissen zu finden sein, indem er England als muthmaßlich dauernd verbündete Macht, Frankreich als wenig gefährlich und auch Rußland seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth als ungefährlich betrachtete, so daß nur Oesterreich bei neuen Kriegen als Gegner zu fürchten war.

Indessen begnügte sich der König nicht mit der Verstärkung der eintretendenfalls als bedroht anzusehenden Festungen, sondern war — wie schon erwähnt — bemüht die bis dahin ziemlich vernachlässigten Grundprinzipien des Festungskrieges zu klären und mit den Lehren der Befestigungskunst in seiner Armee zu verbreiten. Noch vor dem siebenjährigen Kriege hatte er durch die Festungs-Kommandanten besondere Denkschriften über die Besetzung und Vertheidigung der ihnen anvertrauten Plätze entwerfen lassen; er prüfte und berichtigte diese Arbeiten meist persönlich, wobei ihm seine genaue Kenntniß der einzelnen Festungen und sein außerordentliches Gedächtniß für lokale Verhältnisse zu Hülfe kam. Nach dem siebenjährigen Kriege finden sich in fast allen vorzugsweise für die Infanterie bestimmten Instruktionen des Königs Hinweisungen auf die Wichtigkeit des Studiums der Befestigungskunst und des Festungskrieges, am entschiedensten in der Instruktion für die Kommandeure der Infanterie-Regimenter vom 11. Mai 1763 und in dem von ihm eigenhändig geschriebenen Avant-propos vom 5. Oktober 1771 zu einem ins Deutsche übertragenen, übrigens nicht mehr zu ermittelnden Werke über die Festungskriege zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

In ersterer Instruktion sagt er, daß das Verständniß der Fortifikation das vornehmste für einen Offizier sei, ohne welches ein General von der Infanterie nie ein rechter General sein könne; in dem Avant-propos sagt er:

„Außer den allgemeinen militärischen Kenntnissen darf einem Infanterie-Offizier ohne Beschämung nichts fremd sein, was den Angriff und die Vertheidigung von Festungen betrifft; dieser Dienst liegt allein der Infanterie ob, und es giebt wenig Feldzüge, in denen nicht die Belagerung oder Vertheidigung irgend einer Stadt vorkommt. Dabei bieten sich Gelegenheiten, sich auszuzeichnen; ein Offizier, welcher diese Kunst nicht kennt, kann daraus keinen Nutzen ziehen, weil seine Unwissenheit ihn daran hindert, während ein Offizier, welcher einige Mußestunden dazu verwandt hat, diese Partie gut zu studiren, hundert Gelegenheiten finden wird, sein Verdienst hervortreten zu lassen."

Gegenüber diesem Hervorheben der Wichtigkeit der Kenntniß des Festungskrieges könnte es auffallen, daß keine der zahlreichen Instruktionen des Königs sich direkt mit dem Festungskriege beschäftigt; dieser scheinbare Mangel möchte darin seine Erklärung finden, daß Friedrich mit seinem militärischen Scharfblick die Lehre vom Festungskriege überhaupt nicht — wie es vor ihm vielfach geschehen — als eine besondere Wissenschaft, sondern lediglich als eine Anwendung der allgemeinen Prinzipien der Kriegskunst auf bestimmte gegebene Fälle ansah, und daher das Bedürfniß einer besonderen Instruktion für den Festungskrieg nicht anerkannte.

Die Werthschätzung der Festungen und das Streben nach ihrer Vervollkommnung sowie nach Klarheit in Bezug auf die Grundsätze des Festungskrieges durch Friedrich den Großen scheint aber nach dessen Tode mit so manchen andern Traditionen der preußischen Armee einigermaßen in Vergessenheit gerathen zu sein. Die Rhein-Kampagnen 1792—94 brachten zwar eine denkwürdige Belagerung von Mainz und eine rühmliche Vertheidigung von Wesel, der Feldzug in Polen 1794 eine erfolglose Belagerung von Warschau, aber diese Kriegsbegebenheiten waren unter den damaligen allgemeinen militärischen Verhältnissen nicht besonders geeignet, der öffentlichen Meinung ein hervorragendes Interesse abzugewinnen. Es kamen noch andere Umstände hinzu, welche die Werthschätzung der Festungen nachtheilig beeinflußten.

Die in den Kriegen der französischen Republik aufgestellten zahlreichen nationalen Heere, sowie die gleichzeitige Ausdehnung des Requisitionssystems an Stelle der früheren Magazinverpflegung gaben der Kriegführung einen ganz anderen Karakter. Das große nationale Heer drängte auf Abkürzung der Kriege durch rasche Schläge; das Requisitionssystem bedingte möglichste Beweglichkeit der Kriegführung zur Ausnutzung der Hülfsquellen in Feindesland; die vorhandenen kleinen Festungen verloren dabei größtentheils ihre Bedeutung; sie konnten den auch bei den Gegnern Frankreichs zahlreicher gewordenen Heeren nur selten eine genügende Unterstützung gewähren, und wurden — sofern sie die rückwärtigen Verbindungen des vorgehenden Angreifers zu bedrohen vermochten — durch Detachirungen des letzteren einge-

schlossen oder auch nur beobachtet, ohne den Fortgang der Feldoperationen wesentlich hindern zu können.

Aus diesen Verhältnissen wird zum großen Theil die Geringschätzung herzuleiten sein, mit der Napoleon I. während seiner Feldzüge die gegnerischen Festungen mit wenigen Ausnahmen*) zu behandeln pflegte und die auch in den andern Staaten allgemein Platz griff.

So kam es, daß man in Preußen bei Ausbruch des Krieges von 1806 sich wohl noch an der Erinnerung der glänzenden Siege Friedrichs des Großen im Felde erwärmte, die Bedeutung der Festungen — die Wichtigkeit der Vorbereitung für eine mögliche Defensive dabei aber ganz mißachtete. Ein Zeitgenosse (General v. Reiche) sagt darüber in seinen hinterlassenen Memoiren:

> „Nach dem damals bei uns herrschenden Geiste war die Armee allein die eherne Mauer, die den Staat beschützte und sobald diese geschlagen, könne aller fernerer Widerstand zu nichts anderem führen, als Menschen ohne Zweck unglücklich zu machen."

Dieser Ansicht entsprach es, daß bei Ausbruch des Krieges von 1806 die Mehrzahl der preußischen Festungs-Kommandanten alte gebrechliche Generale waren, die ihren Posten als Versorgungsstelle inne hatten, daß die Besatzungen fast ausschließlich aus Garnison-Bataillonen bestanden, in denen viel unzuverlässiges Volk aus aller Herren Länder steckte, dem Disziplin und ausdauernde Energie fast ganz abging, und daß man an die Armirung der Festungen erst dachte, als die Feldarmee bei Jena und Auerstädt zertrümmert war.

Die Folgen dieser Vernachlässigung sind hinlänglich bekannt. Von den wenigen rühmlichen Festungsvertheidigungen jener traurigen Zeit, konnte nur diejenige von Danzig einigen Einfluß auf den Verlauf der großen Kriegsereignisse ausüben; Kolberg und die schlesischen Festungen lagen für solchen Einfluß zu weit abseits von der Haupt-Operationslinie des Feindes.

Es bedarf aber einer nur oberflächlichen Betrachtung des Verlaufes des damaligen unglücklichen Krieges, um zu ermessen, welchen Einfluß Magdeburg und Stettin hätten ausüben können, wenn sie sich mit gleicher Zähigkeit wie Danzig behauptet hätten.

Die folgenden Jahre der Vorbereitung für die demnächstige Erhebung Preußens steigerten mit der gesammten Wehrkraft des Landes — vorzugsweise durch den Einfluß des Artilleristen Scharnhorst und des umsichtigen Vertheidigers Kolbergs, v. Gneisenau — auch die Werthschätzung der Festungen und des Festungskrieges. Der praktische Erfolg dieser Steigerung konnte aber zunächst nur ein beschränkter sein, da alle wichtigeren preußischen Festungen sich noch im Besitz der Franzosen befanden; man mußte sich damit begnügen,

*) Nur Mantua 1796 und Danzig 1807 hatten es vermocht, einen gewissen Einfluß auf die Operationen Napoleons auszuüben.

die wenigen preußischerseits besetzten Festungen in gutem Armirungs- und Ausrüstungszustande zu halten, und in Instruktionen für die Festungskommandanten diesen ihre Pflichten sehr ernst ans Herz zu legen, auch Uebungen zur besseren Ausbildung der Garnisonen in der Festungsarmirung und Vertheidigung anzuordnen. — Die Feldzüge von 1813 bis 1815 waren aber ganz geeignet, die Bedeutung aller dieser Vorbereitungen als nicht besonders wichtig erscheinen zu lassen, da in denselben Festungen und Festungskriege ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse blieben. Zwar wählte die verbündete Armee nach der Schlacht bei Bautzen eine Defensivstellung unter Anlehnung an Schweidnitz, mußte dieselbe aber ohne Kampf aufgeben, als Napoleon sie durch den Vormarsch auf Breslau umging. Als später der französische Kaiser sich in die Defensive gedrängt sah, legte er zwar großen Werth auf das Vorhandensein energischer Kommandanten und starker personeller und materieller Ausrüstung in den von ihm in Deutschland behaupteten Festungen, verschmähte es aber, die letzteren strategisch oder taktisch auszunutzen. Nur die provisorische Befestigung von Dresden verwerthete er bei dem ersten Vormarsch der verbündeten Hauptarmee nach dem Waffenstillstande mit Erfolg.

Diese Nichtbeachtung der Festungen seitens eines der größten Feldherrn der Neuzeit wurde übrigens im Jahre 1813 auch wohl durch politische Verhältnisse gesteigert. Die damaligen Operationen Napoleons dürften durch die Nothwendigkeit beeinflußt worden sein, seine schon wankenden Verbündeten in Sachsen und im südwestlichen Deutschland zu sichern und deshalb gerade das von Festungen ziemlich entblößte mittlere Deutschland zum Operationsgebiet zu wählen; auch wird dabei das Bedürfniß des französischen Kaisers mitbestimmend gewesen sein, durch rasche große Erfolge sowohl auf seine Gegner wie auf sein Land einen Effekt hervorzubringen, der durch Anlehnen an Festungen weniger wirkungsvoll sich erreichen läßt.

Selbst in den Zeiten seiner größten Bedrängniß, in den Feldzügen von 1814 und 1815, vermied es Napoleon, sich an die vorhandenen französischen Festüngen anzulehnen, zog es vielmehr vor, durch schnelle Offensivstöße gegen seine wenig konzentrirten Gegner partielle Erfolge zu erringen, welche freilich das über ihn hereinbrechende Verhängniß nicht mehr aufzuhalten vermochten.

Wenn demnächst auch die Verbündeten bei ihrem zweimaligen Einmarsch in Frankreich 1814 und 1815 den mehrfachen Festungsgürtel an der französischen Ost- und Nordostgrenze fast anstandslos passiren konnten, so erwies sich dies als ausführbar, weil einestheils die betreffenden Festungen alter Art in der That ziemlich bedeutungslos waren, andererseits die vorangegangenen blutigen Kriege Napoleon dazu genöthigt hatten, fast alle ausgebildeten Truppen aus den Festungen für die Verstärkung der Feldarmee zu verwenden, so daß erstere in der Hauptsache nur mit Nationalgarden und ähnlichen Formationen besetzt waren, von denen eine energische Wirkung nach außen nicht zu erwarten,

und daher der Einfluß dieser Festungen in der That kaum über die Tragweite ihrer Wallgeschütze hinausreichte.

Die neuere Kriegsgeschichte lehrt, daß im Allgemeinen der Werth der Festungen nach jedem größeren Kriege anders beurtheilt wurde, je nachdem in letzterem sich Festungen als mehr oder weniger einflußreich erwiesen hatten. Es wäre daher nicht zu verwundern gewesen, wenn sich nach den erwähnten Vorgängen bei uns eine gesteigerte Geringschätzung der Festungen entwickelt hätte. Daß solche Geringschätzung in der großen militärischen Welt dennoch nicht Platz griff, verdanken wir dem Einfluß einiger hervorragender Männer, wie Gneisenau, Boyen, Rauch, Grolman und Aster, welche alsbald nach den Freiheitskriegen ans Werk gingen, die Landesvertheidigung des aus dem Friedensschluß in sehr ungünstiger Form hervorgegangenen preußischen Staates zu prüfen, und die Nothwendigkeit starker Festungen als Stützpunkte der Landesvertheidigung darzulegen. — Nachdem schon Aster im Jahre 1814 durch eine Denkschrift über das Befestigungssystem Deutschlands gegen Frankreich die Aufmerksamkeit der maßgebenden militärischen Kreise auf die Rheinfestungen und namentlich auf Koblenz gelenkt hatte, war es vor allem Grolman, der durch sein 1816 anfangs anonym verbreitetes „Memoir über die Vertheidigung der Länder am rechten Ufer der Elbe bis zur Weichsel" zuerst klare Grundgedanken über eine der neueren Kriegführung entsprechende Landesvertheidigung durch die Festungen aufstellte, damit allgemeine Theilnahme erregte und die militärische öffentliche Meinung während der folgenden Jahrzehnte beherrschte.

Er bezeichnete dabei als Hauptzweck der Festungen:

1) Die Hülfsmittel des Landes zu sichern, sie dem Feinde zu entziehen und unsere Armee damit zu unterstützen;
2) unserer Armee bei Unglücksfällen Zuflucht, Erholung und Wiederausrüstung zu geben;
3) den Besitz des Landes, wenn auch unsere Heere es verlassen müßten, noch so lange als möglich zu sichern;
4) Angriffsbewegungen ihrer Besatzungen, sobald es die Umstände erlauben.

In weiterer Ausführung dieser Grundsätze bemerkt er, daß es selbst in dem schwierigsten Terrain unmöglich sei, dem Feinde das Eindringen in das Land unmittelbar durch Festungen zu verwehren, und daher sogenannte Festungsgürtel zu verwerfen seien. Jedes Land müßte seine Haupt-Gewerbe- und Handelsstädte befestigen; da liege das Mark und die Kraft des Landes auf einigen Punkten vereinigt; ihr Besitz entscheide und sie allein erfüllen alle Forderungen, welche an Festungen gemacht werden müssen. Diese Ansicht entspreche auch der damaligen Schlachtordnung: man stelle sich nicht mehr in ein, zwei oder drei Treffen, sondern in die Tiefe; daher erscheine es zweckmäßiger auf dem Radius als auf der Peripherie zu befestigen.

General Aster ergänzte diese Darlegungen durch den Ausspruch, daß es

bei Anlage von Befestigungen unter gänzlicher Verwerfung der einseitigen Befestigungsmanieren früherer Jahrhunderte auf sorgfältigste Terrainbenutzung und namentlich auf Aufgeben der beschränkten Idee ankomme, daß eine Festung ein bloßes Sicherungsmittel sei.

Der größte Theil dieser Ansichten war nicht neu, sondern — wie wir gesehen haben — schon von Friedrich dem Großen praktisch ins Leben gerufen; sie wurden hier aber zum ersten Male bestimmt ausgesprochen und bildeten von nun an die Grundlage nicht nur der zunächst von General v. Rauch für die neuen Festungsbauten an das Ingenieurkorps in Preußen erlassenen Bestimmungen, sondern auch aller preußischen Festungs-Neu- und Verstärkungsbauten bis in die Gegenwart.

Unter letzteren nehmen in den beiden ersten Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen die Festungsbauten an der Westgrenze die erste Stelle ein. Gegen das Jahr 1830 treten hierzu noch umfangreiche Festungsbauten im Osten (Posen) und bei diesen entwickelten sich allmälig gewisse Normalformen für die Konstruktion der Befestigungen — eine Befestigungsmethode oder -Manier —, welche sich aber von den Manieren früherer Jahrhunderte wesentlich dadurch unterschied, daß sie nicht bestimmte Linien und Winkel mechanisch in Anwendung bringen wollte, sondern sich den Eigenthümlichkeiten des in jedem einzelnen Falle vorkommenden Terrains anschließen sollte. Als Schöpfer dieser neuen Manier oder Methode, nach der bis gegen Ende der sechsziger Jahre alle Neubauten in Preußen ausgeführt wurden, ist der General Brese anzusehen, welcher die Entwickelung derselben auch in drei in der militärischen Gesellschaft zu Berlin 1844 gehaltenen Vorträgen ausführlich darlegte.

Die Methode ging davon aus, daß bei anzulegenden Befestigungen zunächst die taktisch wichtigen Punkte im Terrain durch starke selbstständige Werke besetzt werden müßten, welche man demnächst durch einfache Retranchements verbinden könnte. Auf diese Weise entstand an Stelle der früher der alten Lineartaktik entsprechenden kontinuirlichen Wallinien, eine frontale Gliederung der Befestigung,*) wie sie die heutige Taktik auch für größere Gefechtsstellungen im Feldkriege annimmt, und welche es verhütet, daß mit dem Verlust eines einzelnen Theiles nicht sogleich die ganze Befestigung verloren geht.

Der nothwendigen Gliederung in die Tiefe, zum Zwecke einer nachhaltigen, schrittweisen Vertheidigung wurde dadurch Rechnung getragen, daß man einerseits vor die nach vorstehenden Grundsätzen konstruirten geschlossenen Enceinten detachirte Forts auf günstige Terrainpunkte 500 bis 1000 Schritt weit vor-

*) Eine solche frontale Gliederung ist übrigens schon von Friedrich dem Großen namentlich bei der äußern Enceinte von Schweidnitz in Anwendung gebracht worden, also zu einer Zeit, wo die Lineartaktik noch Prinzip war.

schob, andererseits die detachirten Forts und die selbstständigen Hauptwerke der Enceinte entsprechend konstruirte. Letztere erhielten als erste äußere Vertheidigungslinie einen durch Reduit-Blockhäuser in den Waffenplätzen verstärkten gedeckten Weg; dahinter als zweite Linie den durch Mauerbekleidung und durch einen aus kasemattirten Räumen gut flankirten Graben sturmfreien Hauptwall; und als letzte Vertheidigungsstellung endlich ein Reduit, ein starkes bombensicher eingedecktes Kasemattenkorps, oft in zwei bis drei Etagen zur Geschützvertheidigung eingerichtet und gegen gewaltsame Unternehmung völlig gesichert. Alles Mauerwerk mußte dem direkten feindlichen Artilleriefeuer entweder durch seine Lage oder durch vorgelegte Erdwälle entzogen sein.

Man erkennt aus diesen Anordnungen, daß es im Plane lag, das materielle Widerstandsvermögen der Befestigung nach Innen zu steigern, indem man von der Ansicht ausging, daß die im Laufe einer Belagerung allmälig geschwächte Vertheidigungskraft besonders für die letzten Stadien der Belagerung der Ergänzung durch vermehrte Stärke der Befestigungen bedürfe. Dieser Ansicht entsprechend hielt man zwar die Linie der vorgeschobenen detachirten Forts für geeignet einen ersten förmlichen Angriff aufzunehmen, erwartete aber erst von der dahinter gelegenen geschlossenen Enceinte den Hauptwiderstand.

Neben der durch diese Methode ins Leben gerufenen und der neueren Kriegführung entsprechenden Entwickelung der Befestigungskunst, durch welche das seit Vauban zu Gunsten des Angriffs alterirte Gleichgewicht zwischen diesem und der Vertheidigung wieder hergestellt werden sollte, sind aus den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen vielfach — namentlich von dem Prinzen August von Preußen angeregte — Versuche bemerkenswerth, durch Einführung zweckmäßiger Uebungen aus dem Gebiete des Festungskrieges die Grundsätze des letzteren in der Armee zu verbreiten. Aber diese Anregungen fanden nicht überall die wünschenswerthe Unterstützung und Theilnahme. In der den Freiheitskriegen folgenden langen Friedensperiode trat zwischen dem Festungswesen — als Repräsentant der Defensive — und der Armee allmälig eine gewisse Entfremdung ein; freie Bewegung im offenen Felde schien Truppen und Truppenführern verlockender, als das Gebundensein an eine bestimmte Oertlichkeit im Festungskriege; die Uebungen aus dem Gebiete des letzteren konnten sich neben den glänzenderen, spannenderen und schneller zu einer Entscheidung führenden Feldübungen nicht ebenbürtig behaupten, und wenn sie schließlich durch eine besondere Instruktion ausdrücklich vorgeschrieben wurden, so betrachteten die Truppen ihre Ausführung doch meist als eine lästige Zugabe der Festungsgarnisonen; die Uebungen konnten um so weniger belehrend auf die Theilnehmer wirken, als sie sich in der Regel auf eine Alarmirung und auf eine kleine Gefechtsübung beschränkten. Prinz August hatte, um für die Uebungen eine angemessene Grundlage zu gewinnen, den Antrag gestellt, für jede Festung einen Vertheidigungsplan ausarbeiten zu lassen. Das Kriegs-

ministerium aber ging auf diesen Antrag — aus dessen Gewährung es eine bedenkliche Beschränkung der Verantwortlichkeit des Kommandanten besorgte — nicht ein.

So war die Werthschätzung der Festungen und der Kenntniß des Festungskrieges, trotz der nach den Freiheitskriegen von bedeutenden Männern gegebenen Anregungen, im großen militärischen Publikum allmälig eine ziemlich geringe geworden, als der orientalische Krieg von 1854/55 der Welt das Schauspiel gab, daß ein großer Krieg, an dem die Mehrzahl der europäischen Staaten sich mit Aufbietung aller ihrer Kräfte betheiligten, eigentlich nur in dem Kampf um eine Festung (Sebastopol) bestand. Dieser Kampf war in vielen Beziehungen ungewöhnlich; es war eigentlich nicht die Festung Operationsobjekt, sondern die von derselben gedeckte russische Kriegsflotte; die Festung war auf einem großen Theile ihres Umzuges unvollendet und zum Theil sogar offen, als der Angreifer vor derselben ankam; eine Armee innerhalb der Festung übernahm die Vervollständigung der Werke und die Vertheidigung; eine zweite Armee außerhalb bedrohte wiederholt den Angriff, für welchen zwei Großmächte und zwei Mächte geringeren Ranges ihre Kräfte vereinigt hatten. Die militärische Welt verfolgte mit steigendem Interesse die außerordentlichen beiderseitigen Anstrengungen in diesem großartigen Positionskampf, welche den Beweis lieferten, was eine umsichtige und zähe Vertheidigung selbst mangelhafter Befestigungswerke zu leisten vermag, man staunte mit Recht darüber, daß sich ein großer Krieg durch energische Behauptung eines einzelnen allerdings hervorragend wichtigen Operationsobjekts derartig völlig lokalisirte.

Als eine indirekte Folge dieses Krieges und weiterhin auch des Krieges von 1859 — in welchem die vereinigten Franzosen und Italiener ihren Siegeslauf in der Lombardei nicht allein durch die Einwirkung Preußens sondern wesentlich auch durch das österreichische Festungsviereck am Mincio aufgehalten sahen — kann es angesehen werden, daß die europäischen Staaten alsbald den Befestigungen und den als Hauptrepräsentanten des Festungskrieges angesehenen technischen Truppen eine vermehrte Aufmerksamkeit schenkten. Die letztere äußerte sich bei uns in Etat-Erhöhungen des Ingenieurkorps — denen später solche der Pioniere folgten —, in zweckmäßigerer Anordnung von Festungsdienst-Uebungen, Aufstellung spezieller Besetzungspläne für die einzelnen Festungen und sorgfältigerer Aufstellung der Armirungsentwürfe für dieselben. Zu gleicher Zeit häuften sich in der Militärliteratur die größeren und kleineren Schriften über Feld-Pionierdienst, Befestigungskunst und ähnliche Gegenstände.

Für die praktische Anwendung dieses gesteigerten Interesses sollte sich für uns in dem deutsch-dänischen Kriege 1864 bald Gelegenheit finden. Die dänische Stellung bei Düppel war zwar keine eigentliche Festung, sondern nur eine durch einzelne provisorische Werke verstärkte Position, die aber — da sie

nicht umgangen werden konnte — durch einen umsichtig geleiteten förmlichen Artillerie- und Sappenangriff genommen werden mußte.

Die Bedeutung selbst solcher in der Eile hergestellten provisorischen Befestigungen trat hier hell ins Licht. Der Erfolg wurde mit Recht der den eigentlichen Kampf-Truppen durch die technischen Truppen gewordenen Unterstützung zugeschrieben, und hiernach sowie nach dem kühnen Uebergange nach der Insel Alsen gelangten Ingenieure und Pioniere in der Armee zu einem Ansehen, dessen sie sich in den vorangegangenen langen Friedensjahren nicht in gleichem Maße hatten erfreuen können.

Der Krieg gegen Oesterreich 1866 änderte aber bald dies Verhältniß. Die entschiedene Offensive Preußens gab den technischen Truppen auf dem im ganzen recht wegsamen und einflußreicher Festungen ganz entbehrenden Kriegsschauplatze wenig Gelegenheit sich nützlich zu machen. Die raschen und außerordentlichen Erfolge der andern Waffen ließen den Gedanken an Festungen, mühsame Festungskriege und die Hülfsmittel der Befestigungskunst in den Hintergrund treten, und man wird wohl annehmen können, daß mancher oberflächliche Beobachter aus diesem Kriege wiederum mit einem Gefühl der Geringschätzung für Festungen zurückgekehrt ist. — Andere Umstände traten gleichzeitig hinzu, um dieser Geringschätzung Nahrung zu geben und sie wohl auch in weiteren Kreisen zu verbreiten.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre hatte die Erfindung der gezogenen Geschütze einen außerordentlichen Fortschritt der Artillerie eingeleitet, der sich durch weitere Vervollkommnungen in den folgenden Jahren noch beträchtlich vergrößerte. Man war sich darüber klar, daß diese Vervollkommnungen, welche im Einzelnen im folgenden Abschnitt besprochen werden sollen, von tiefgreifendem Einfluß auf die Konstruktion der Befestigungen sein müßten. Der Ingenieur bemühte sich für seine Anlagen gegen die außerordentliche Zerstörungskraft der neuen Geschosse durch allerlei Hülfsmittel eine bessere Deckung zu erlangen, welche aber der Artillerist in gerechtfertigter Eingenommenheit für seine Waffe nicht für ausreichend erachtete. Manche Stimmen traten mit der Ansicht hervor, daß die bestehenden Festungen gegenüber den neuen Geschützen überhaupt nicht mehr genügend zu behaupten seien, und diese bedenkliche Ansicht fand bei minder sachkundigen Militärs um so mehr Verbreitung, als auch die Ingenieure sich nicht verhehlen konnten, daß bei der fortschreitenden Entwickelung der gezogenen Geschütze die bis dahin in Anwendung gebrachten Abhülfemaßnahmen nicht ausreichten, vielmehr eine radikale Umänderung der Konstruktionsprinzipien für Befestigungen geboten sei, ohne daß man sich über die Ausdehnung solcher Umänderung alsbald völlig klar zu werden vermochte.

Während in dieser Weise die Ansichten über den Werth der bestehenden Festungen sehr weit auseinander und die Extreme sogar soweit gingen, jede Art von Festungen in permanenter Bauart als wenig widerstandsfähig gegen

die neuen Geschütze zu erklären, brach der Krieg von 1870/71 herein, und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf den Einfluß, den Festungen auf den Gang der Kriegsoperationen ausüben können.

Betrachtet man diesen Krieg im großen Ganzen, so stellt er sich nach den ersten Einleitungsschlachten als eine Reihe großartiger Kämpfe um die Festungen Metz, Paris, Straßburg und Belfort dar. Wenn bei den zahlreich vorgekommenen großen und blutigen Schlachten auch das nächste Ziel naturgemäß die Vernichtung der feindlichen Feldarmee war, so standen dieselben doch auch stets in Verbindung mit einer der genannten Festungen, indem sie entweder die Einschließung der Festung einleiteten, oder durch größere Ausfälle herbeigeführt waren, oder endlich — und zwar der Mehrzahl nach — die Abwehr französischer Entsatzversuche bezweckten.

Daneben hat dieser Krieg dargethan, daß die Hoffnungen für den Angriff und die Besorgnisse für die Vertheidigung, welche die neuen Geschütze nach ihren Erfolgen bei den Uebungen vielfach rege gemacht hatten, für den Ernstfall nach beiden Seiten hin als zu weitgehend angesehen werden können. Abgesehen von den Ereignissen vor Metz und Paris, die in vielen Beziehungen als abnorm angesehen werden müssen, haben die nach alter Art konstruirten kleinen französischen Festungen fast überall dem kräftigen Feuer aus unserer neuen Feldartillerie widerstanden und sind meist erst gefallen, nachdem schweres Belagerungsgeschütz herangeschafft und die Einleitungen zu einem förmlichen Angriff getroffen wurden, so daß die schließliche Kapitulation mehr moralischen Einflüssen als der Wirkung unserer Artillerie zugeschrieben werden muß. Straßburg und Belfort aber widerstanden beide — obwohl für sie französischerseits nichts geschehen, was sie den neueren Geschützen gegenüber hätte widerstandsfähiger machen können — eine beträchtliche Zeit; bei Belfort könnte man diesen Erfolg der Vertheidigung durch die ganz unzulänglichen Kräfte und Mittel des Angriffs begründen; vor Straßburg waren wenige Wochen nach dem Erscheinen der deutschen Truppen vor der Festung recht bedeutende Angriffskräfte und -Mittel vereinigt, und der Leitung und Durchführung der Belagerung wird man Mangel an Umsicht und Energie nicht vorwerfen können; der längere Zeit anhaltende Erfolg der Vertheidigung gründete sich eben auf die reichen Hülfsmittel des großen anfangs noch gar nicht einmal ausreichend armirten Platzes und auf den anfänglich guten Willen der Vertheidigung; ohne den Einfluß unserer Artillerie bei dem schließlichen Erzwingen der Kapitulation zu unterschätzen, kann man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, daß dieser Erfolg weniger der direkten Geschützwirkung, als der moralischen Wirkung der ganzen taktischen Situation gegenüber einer allmälig an Festigkeit verlierenden Garnison zuzuschreiben ist. Die Verluste der Besatzung waren verhältnißmäßig gering, die Festungswerke hatten in ihrer Vertheidigungsfähigkeit wenig gelitten; der Kampf um Straßburg liefert den vollen Beweis, daß eine nach alter Art konstruirte Festung mit gehöriger Ausrüstung auch heute noch ihre Aufgabe erfüllen kann.

Die Großartigkeit der während des Krieges von 1870/71 im Felde — d. h. ohne direkte Einwirkung der Festungen — erzielten Erfolge mag bei dem großen Publikum den Einfluß nicht haben zur Anerkennung gelangen lassen, welchen die Festungen auf den Verlauf der Ereignisse ausübten; dem denkenden Soldaten ist dieser Einfluß nicht entgangen, und je weiter dieser Krieg mit seinen Einzelnheiten in unserer Erinnerung zurückrückt, je mehr wir denselben in seinen großen Zügen betrachten, desto entschiedener wird jener Einfluß und damit die Werthschätzung starker und gut ausgerüsteter Festungen in den Vordergrund treten.

Diese Werthschätzung ist im raschen Steigen begriffen, nachdem der russisch-türkische Krieg 1877 einen neuen Beweis geliefert hat, wie Festungen und befestigte Positionen (Plewna) — selbst bei einer sehr passiven Vertheidigung und ohne direkte Einwirkung nach außen — im Stande sind, schon durch ihr Vorhandensein an richtiger Stelle und durch die Anwesenheit einer starken Garnison, entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben und letztere Monate lang ins Stocken gerathen zu lassen.

Es haben diese neuesten Kriegsereignisse sogar hier und da — namentlich in nicht sachverständigen Kreisen — dahin geführt, die Bedeutung der Festungen und Befestigungen zu überschätzen und das Wesen der neueren Kriegskunst in dem Streben nach Deckung zu suchen. Einer solchen Richtung muß ebenso entschieden entgegengetreten werden, wie der in früheren Zeitperioden wiederholt vorgekommenen Unterschätzung.

Festungen werden — an richtiger Stelle und richtig verwerthet — für jede kriegführende Armee von Werth sein. Nicht nur die strategische Defensive findet in den Festungen Anlehnung und Erstarkung, sondern auch die strategische Offensive kann sie nicht entbehren, wenn sie sich von ihrer natürlichen Basis durch Eindringen in Feindesland weit entfernt, und dort neue Stützpunkte für ihre ferneren Operationen suchen muß. Festungen und befestigte Positionen an sich geben aber in großen Kriegen niemals die Entscheidung; diese fällt immer der Feldarmee zu, welcher die Festung nur materielle Unterstützung und unter Umständen Anlehnung geben soll; beide verfehlen im allgemeinen ihre Aufgabe, wenn die Feldarmee sich durch die Festung in ihrer Bewegungsfreiheit beschränken läßt; im Gegentheil soll die Festung die volle Bewegungsfreiheit der Feldarmee gewährleisten.

Diese Ansichten haben heute bei allen denkenden Militärs Eingang gefunden*) und die Grundlage für die Umwandlung gegeben, welche das Landes-Befestigungssystem Deutschlands nach dem Kriege von 1870/71 erfahren hat.

---

*) Wir können nicht umhin, den Leser hinsichtlich dieses Punktes auf einen im zweiten „Beiheft des Militär-Wochenblattes" pro 1878 abgedruckten Aufsatz: „Festung und Feldarmee. Kriegsgeschichtliche Studie eines Generalstabs-Offiziers" aufmerksam zu machen.

Man ist aber nicht dabei stehen geblieben die Festungen in Bezug auf den großen Krieg angemessen zu würdigen, sondern man hat sich auch mit Erfolg bemüht, die schon früher begonnene Prüfung des Einflusses der bei fast allen europäischen Staaten in wenig verschiedener Vollkommenheit eingeführten neuen Artillerie auf Festungsbau und Festungskrieg fortzusetzen, und zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

Diese Arbeit und die daraus hervorgegangen Resultate lassen sich nicht — wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten — an einen einzelnen Namen knüpfen, der damit auf die Nachwelt übergehen könnte, sondern sie entstammen dem pflichttreuen Zusammenwirken und theilweise kommissarischen Berathungen von Artillerie- und Ingenieuroffizieren, deren Verdienste dabei zwar an maßgebender Stelle anerkannt, deren Namen aber kaum in weiteren militärischen Kreisen bekannt geworden sind.

Die Resultate dieser Arbeiten sollen in den nachfolgenden Blättern kurz dargelegt und durch einzelne Erfahrungen aus den Festungskämpfen 1870/71, welche inzwischen in allen Details bekannt geworden sind, ergänzt werden. Zum besseren Verständniß für solche Leser, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, die Wirksamkeit der neuen Festungs- und Belagerungsartillerie kennen zu lernen, schien es zweckmäßig, in einem ersten Abschnitt diese Wirksamkeit neben anderen Einflüssen auf die Gestaltung der Befestigungskunst und des Festungskrieges in der Gegenwart kurz anzugeben.

I.

Ueber die Einflüsse auf die taktischen Grundsätze der Befestigungskunst und des Festungskrieges der Gegenwart.

Wenn die Feuerwaffen als einer der wesentlichsten Faktoren der Kriegserfolge angesehen werden müssen, so ist ihr Einfluß doch ein verschiedenartiger im Feldkriege und im Festungskriege.

Während im Feldkriege schon ihrer moralischen Wirkung ein bedeutender Antheil an den Erfolgen zukommt, tritt dieselbe im Festungskriege bei sehr vermehrter Deckung der beiden Gegner neben der materiellen Wirkung in den Hintergrund.

Während die Wirkung der Feuerwaffen im Feldkriege nur gleichberechtigt mit andern Faktoren an den Erfolgen partizipirt, nimmt sie im Festungskriege eine hervorragende und mehr oder minder entscheidende Stelle ein.

Während im Feldkriege die Wirkung der Handfeuerwaffen gleichberechtigt

neben derjenigen der Artillerie dasteht, muß im Festungskriege letztere als die wichtigere und oft sogar als die entscheidende angesehen werden.*)

Die außerordentlichen Fortschritte, welche die Technik der Feuerwaffen in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, mußten daher besonders ihren Einfluß auf den Festungskrieg und in weiterer Folge auf die taktischen Grundsätze der Befestigungskunst ausüben. Die Vervollkommnung der Handfeuerwaffen insofern, als die bedeutende Steigerung der Schußweiten und der Treffsicherheit ein vermehrtes Deckungsbedürfniß hervorrief, welches aber für Angriff und Vertheidigung in gleichem Maße hervortrat, ohne auf einer oder der andern Seite einen Systemwechsel zu bedingen. — Die neuesten Fortschritte der Artillerie aber durch Einführung der gezogenen Geschütze nöthigten zu einem Systemwechsel, insofern — abgesehen von der größeren Bedeutung der Artillerie im Festungskriege überhaupt — die eingetretene Vervollkommnung hier sowohl in Bezug auf Schußweite, Trefffähigkeit und Zerstörungskraft eine verhältnißmäßig viel größere war, als bei den Handfeuerwaffen, und namentlich durch die Entwickelung des indirekten Schusses ein ganz neues Thätigkeitsgebiet für die Artillerie sich eröffnete.

Wenn bei den früheren glatten Festungs- und Belagerungsgeschützen die Grenzen des wirksamen Feuers zum Demontiren von Scharten und Geschützen auf 600 Schritt, zum Rikochetiren von Wallinien auf 800 Schritt und die Maximalgrenze für wirksames Artilleriefeuer überhaupt auf ca. 1500 Schritt anzunehmen war, gestattet die große Treffsicherheit der neuen gezogenen Geschütze ein Demontiren auf Entfernungen bis über 2000 Schritt, das Rikochetiren einzelner Wallinien bis über 3500 Schritt, während die wirksame Gesammtschußweite der schweren Kaliber über eine deutsche Meile hinausgeht.

Die Zerstörungskraft der neuen Geschosse überragt ebenfalls bedeutend diejenige der alten Rundkugeln und Granaten; sie setzt sich zusammen aus der Durchschlagskraft (Quadrat der Endgeschwindigkeit mal dem Gewicht des Geschosses) und aus der Sprengwirkung. Es mag in ersterer Beziehung hier anzuführen genügen, daß beispielsweise die Durchschlagskraft des Geschosses des schwersten neuen Belagerungsgeschützes, der 15 cm-Ringkanone, diejenige der Kugel des alten langen 24pfünder rechnungsmäßig um das fünfzigfache übersteigt.

Die größere Sprengwirkung der neueren Hohlgeschosse bei fast gleichen Sprengladungen mit den alten Rundgranaten ist lediglich eine Folge der größeren Eindringungstiefe der ersteren.

Aus der Betrachtung dieser Verhältnisse in Verbindung mit der außer-

*) Man darf dies Verhältniß aber nicht zu Gunsten der Artillerie überschätzen. Vor Straßburg 1870/71 wurden von 45 getödteten und verwundeten Offizieren aller Waffen 22 durch Gewehrkugeln getroffen; nur die Verluste der Artillerie wurden vorherrschend durch Artilleriefeuer herbeigeführt; 15 Prozent dieser Verluste kamen auf Gewehrfeuer.

ordentlich gesteigerten Trefffähigkeit ist das Maß der den neuen Geschützen eigenen größeren Zerstörungskraft zu folgern, welche sich noch durch das zu den neuen Geschossen theilweise verwendete zähere und härtere Material (Gußstahl und Hartguß) namentlich gegenüber den im Festungskriege vorkommenden todten und widerstandsfähigeren Zielen (Mauerwerk) beträchtlich erhöht.

Von viel bedeutenderem Einfluß noch war die mit der Einführung der gezogenen Geschütze begonnene Entwickelung des indirekten Artilleriefeuers.

Auch die frühere Artillerie kannte den indirekten Schuß und wandte ihn — abgesehen vom Bombenwurf — im Feldkriege aus den Haubitzen gegen nicht eingesehenes Terrain, im Festungskriege aus den Rikochet- und Enfilirbatterien an; die Wirkung bestand aber mehr in einer allgemeinen Beunruhigung des beschossenen resp. beworfenen Terraintheils oder Festungswerks, als in einem Erfolg gegen ein bestimmtes Zielobjekt; ein solcher Erfolg konnte in den meisten Fällen kaum anders als ein Zufall angesehen oder nur mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Munition erreicht werden.

Die Einführung der gezogenen Geschütze mit ihrer außerordentlich regelmäßigen Flugbahn der Geschosse führte dahin, auch solche Zielobjekte, welche der Sicht entzogen sind, durch indirekten Schuß mit großer Sicherheit zu erreichen und damit das Deckungsbedürfniß gegen Artilleriefeuer außerordentlich zu erweitern. Das für den indirekten Schuß geeignetste neue Geschütz, die kurze 15cm-Kanone, gestattet bei seiner großen Treffsicherheit und Zerstörungskraft der Geschosse noch ein Breschiren von Mauerwerk bei einem Fallwinkel des Geschosses von 10 Grad und ein wirksames Seitenfeuer gegen Geschützaufstellungen, Deckungen 2c. bei einem Fallwinkel bis zu 20 Grad. Wenn bei größerem Fallwinkel die Trefffähigkeit sich vermindert, so bleibt sie immer noch ausreichend, um mit mindestens gleichem Erfolge wie die älteren Haubitzen die Wallgänge angegriffener Festungsfronten durch Rikochetfeuer zu beunruhigen. — Es ist schließlich zu erwähnen, daß auch die Wirkung des Vertikalfeuers durch die in neuester Zeit erfolgte Einführung schwerer gezogener Mörser eine sehr bedeutende Vervollkommnung erlangt hat. Die bis auf nahezu 7000 Schritt verwendbare und alsdann aus großer Höhe niederfallende 160 Pfd. schwere mit 10 Pfd. Sprengladung versehene Langgranate des 21cm-Mörser hat bei den bezüglichen Versuchen eine so große Treffsicherheit und eine so bedeutende Zerstörungskraft ergeben, daß sie berufen scheint, in künftigen Festungskriegen eine hervorragende Rolle zu spielen. Ihr Einfluß auf die Befestigungskunst wird sich aber mehr in der Technik als in der Taktik geltend machen.

Betrachten wir nun die Einwirkung näher, welche die vervollkommnete Artillerie auf Angriff und Vertheidigung der Festungen ausüben muß, so kommt die große Schußweite, verbunden mit der erhöhten Treffsicherheit auf weite Entfernungen, zunächst dem Angriff in sofern zu Statten, als sie ihm eine große Freiheit in der Auswahl seiner Geschützpositionen gewährt

und ihn dadurch unabhängiger von der Lage der anzugreifenden Befestigungen macht; er ist mit seinen Batterie-Emplacements nicht mehr unbedingt an einen bestimmten und von der Vertheidigung meist vorbereiteten engen Rayon gebunden, sondern kann im reichen Maße die Vortheile ausnutzen, welche das Terrain im weiteren Umkreise der angegriffenen Festung ihm meist gewähren wird, sei es durch das Vorhandensein dominirender Punkte, sei es durch natürliche Terraindeckungen für Kommunikationen und solche Anlagen, welche der Umsicht entbehren können und der Sicht durch die Vertheidigung entzogen werden sollen. — Ein weiterer, in der größeren Entfernung der Positionen von der Festung begründeter Vortheil für den Angreifer besteht darin, daß er oft in der Lage ist, aus denselben Batterien gleichzeitig neben den direkt angegriffenen Befestigungen nach Bedarf auch die den Gang des Angriffs beeinflussenden Kollateralwerke und die etwa vorhandenen rückwärtigen Vertheidigungslinien zu bekämpfen und daher nicht nöthig hat, für jede einzelne der ihm zufallenden Aufgaben besondere Batterien zu erbauen.

Der Vertheidigung gewährt die größere Schußweite neben der Möglichkeit, auch die entfernteren Angriffsbatterien wirksam zu bekämpfen, den Vortheil, die Depots des Angreifers erfolgreich zu beunruhigen, wenn dieselben nicht auf Entfernungen von der Befestigung angelegt werden, welche den Dienstbetrieb des Angriffs und namentlich die Versorgung der Angriffsbatterien mit ihren Bedürfnissen erheblich erschwert. Daneben kann bei großer frontaler Entwickelung der Vertheidigung und bei Terrainformationen, welche die Anlage von Kontre-Approchen begünstigen, die Einwirkung der Kollateralwerke resp. einzelner vorgeschobener Vertheidigungsbatterien auf den Angriff sich beträchtlich steigern. — Von besonderer Bedeutung für die Vertheidigung aber ist die große Treffsicherheit der neuen Geschütze, die ihr, gegenüber den meist sehr kleinen Zielobjekten welche die Angriffsanlagen darbieten, in erhöhtem Maße zu Statten kommt.

Die Vortheile der größeren Zerstörungskraft der neuen Geschosse sind vorherrschend auf Seite des Angriffs. Die Anlagen desselben, Batterien und Trancheen, fast ganz aus Erde und von geringem Relief, bieten einer Zerstörung durch Geschoßwirkung ein geringeres Objekt und gestatten eine viel leichtere Herstellung der durch die Artillerie der Vertheidigung bewirkten Zerstörungen, während die den Horizont bedeutend überragenden, mit zahlreichen Mauer- und Hohlbauten ausgestatteten permanenten Befestigungsanlagen Zerstörungsobjekte sind, bei denen die Wirkung der neuen Geschosse eine viel ausgiebigere sein kann. Nur die mit den Angriffsbatterien zu verbindenden Munitionsbehältnisse erfordern gegenüber der größeren Zerstörungskraft eine vermehrte Sicherung. Hinsichtlich der Einwirkung dieser Kraft bei dem Demontiren der feindlichen Scharten und Geschütze sind die Verhältnisse auf beiden Seiten nahezu gleich.

Ein Gleiches findet in Bezug auf die durch Anwendung des indirekten

Schusses zu erreichende eigene Deckung statt, während in Bezug auf die Wirkung gegen verdeckte Zielobjekte die Vortheile wieder auf Seite des Angreifers vorwiegen. Bei der geringen Tiefenausdehnung der Batterien und Trancheen des Angreifers, hat letzterer das indirekte Feuer des Vertheidigers nur da besonders zu fürchten, wo er für seine Anlagen natürliche Terraindeckungen aufgesucht hat, während die in ihrer Konstruktion viel komplizirteren Festungswerke mit viel größerer Tiefenausdehnung und oft mit hintereinander liegenden Befestigungsabschnitten dem indirekten Feuer des Angriffs ein ungleich günstigeres Wirkungsfeld darbieten. Es tritt dies namentlich da hervor, wo das indirekte Feuer weniger gegen ein einzelnes bestimmtes Zielobjekt gerichtet ist, sondern die Aufgabe hat, den Gegner in seiner Gefechtsthätigkeit, in seinen inneren Kommunikationen ꝛc. zu beunruhigen; in diesem Falle ist der Angriff — mit seinen Anlagen auf einem weiten Raum zerstreut — in einer viel günstigeren Lage, als die theilweise auf enge Festungswerke eingeschränkte Vertheidigung, der gegenüber auch solche Schüsse, welche für den Angriff als Fehlschüsse angesehen werden müßten, in einer oder der andern Richtung immer noch wirksam sein können.

In ähnlicher Weise gestalten sich die Verhältnisse in Beziehung auf die gesteigerte Wirksamkeit der gezogenen Mörser, für deren Zerstörungskraft die zerstreuten Anlagen des Angreifers kaum ein geeignetes Zielobjekt bieten, während die auf engem Raum zusammengedrängten zahlreichen Hohlbauten des Vertheidigers sie in erhöhtem Maße zu fürchten haben.

Es hat aber die Vervollkommnung der Feuerwaffen nicht ausschließlich die neueste Umwandlung der Taktik des Festungskrieges und der Befestigungskunst beeinflußt, vielmehr sind dabei noch andere Einwirkungen vorhanden gewesen, unter denen die neuere Gestaltung der sozialen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse in den europäischen Staaten und die Vermehrung der Kommunikationen, namentlich der Eisenbahnen, genannt werden müssen.

Nachdem in fast allen militärisch einflußreichen Staaten die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden und die heutigen Verkehrsverhältnisse und internationalen Verbindungen eine größere Abhängigkeit der Völker von einander herbeigeführt haben, greift jeder Krieg so tief in den ganzen Lebensorganismus und in das Wohlbefinden der Gesammtbevölkerung ein, daß Kriege von mehrjähriger Dauer kaum mehr möglich sind. Jeder Kriegserfolg muß nothwendig in kürzester Zeit erstrebt und die frühere Nachhaltigkeit der Aktion soweit als thunlich durch größere Energie und durch einen Aufwand von personellen und materiellen Kräften ersetzt werden, welcher in früheren Zeitperioden unbekannt und auch unerreichbar war. — Für den Festungskrieg handelt es sich dabei nicht allein um die Bereitstellung einer größtmöglichen Anzahl von Geschützen und Munition, sowie namentlich auch um dauernde Ergänzung der letzteren — wobei die Eisenbahnen ein beinahe unentbehrliches Hülfsmittel geworden sind —,

sondern die große Erleichterung des Transports auf den Bahnlinien hat auch die früheren Beschränkungen für das Gewicht der Geschütze und Geschosse bedeutend ermäßigt. Als Folge hiervon sehen wir in der Neuzeit für den Festungskrieg Transporte ermöglicht, welche früher als unausführbar angesehen werden mußten; ganz besonders in Beziehung auf die Artilleriemunition, deren Gewicht — bei gleichem Kaliber — sich mehr als verdoppelt hat. Eine den raschen Erfolg beeinträchtigende Sparsamkeit in dieser Richtung hat daher aufgegeben werden können und die neueren Festungskämpfe weisen in der That auch einen Verbrauch auf, über den unsere Vorfahren gestaunt haben würden.*)

Die durch die Eisenbahnen so unglaublich erleichterten Transportverhältnisse kommen dem Vertheidiger für seine Ausrüstung natürlich nur so lange zu Gute, als ihm nicht der Verkehr nach außen abgeschnitten ist. Für den Angreifer, dem die Verbindung nach außen und nach seinen Depotplätzen offen steht, sind sie im Allgemeinen dauernde.

Man kann aus allen diesen Betrachtungen den Schluß ziehen, daß die Einflüsse, welche sich in neuerer Zeit auf den Festungskrieg geltend gemacht haben, im Allgemeinen den Angriff in höherem Grade als die Vertheidigung begünstigen und daß dadurch das Gleichgewicht zwischen beiden, dessen Herstellung nach dem Auftreten des Vaubanschen Angriffes wiederholt und zuletzt mit Erfolg durch die neue preußische Befestigungsmethode angestrebt worden, von neuem gestört war. Unter diesen Umständen war eine gründliche Reformirung der Befestigungskunst, also der materiellen Grundlage der Vertheidigung, unvermeidlich, und mußte entsprechende Aenderungen der Grundsätze für die Durchführung sowohl der Vertheidigung wie des Angriffes nach sich ziehen.

II.

Die Festungen der Gegenwart.

In der Einleitung ist erörtert worden, wie sich aus der früheren Anschauung einer Festung lediglich als Selbstzweck allmälig eine richtigere Beurtheilung derselben nach ihrem Zwecke in Beziehung auf die Kriegsoperationen im Großen herausgebildet und namentlich nach den Freiheitskriegen eine bestimmte wissenschaftliche Gestalt angenommen hat. — Die seitdem verflossene Zeit, die Erfahrungen der inzwischen vorgekommenen großen Kriege haben

*) Vor Straßburg 1870 wurden von der Artillerie über 200 000 Schüsse und Würfe mit einem Metallgewicht von 82 000 Zentnern abgegeben, während man früher für eine besonders große Belagerung von langer Dauer höchstens 20 000 Zentner rechnete.

jene Beurtheilung noch mehr gereift. Betrachten wir die Aufgaben näher, welche heute einer Festung zufallen, so lassen sich dieselben theils als strategische, theils als taktische bezeichnen.

Als Stützpunkte der Landesvertheidigung verlangt man heute große Waffenplätze, welche durch die Befestigung der politischen Zentralpunkte der gefährdeten Landestheile, der bedeutenderen Gewerbe- und Handelsstädte entstehen, und durch eine starke und thätige Garnison*) in der Lage sind, ihren Einfluß auch nach außen über den ganzen Landestheil zu erstrecken. In einem Defensivkriege sollen diese Waffenplätze der nur strategisch defensiv operirenden Feldarmee als Stützpunkte und zur Erlangung einer möglichsten Bewegungsfreiheit, sowie als Depot für die Ergänzung jeder Art von Bedürfnissen dienen. Diese Bestimmung erfordert die Möglichkeit, daß der Waffenplatz sich einerseits auch ohne die Feldarmee, mit einem Minimum von Besatzung einem weit überlegenen Feinde gegenüber mit Erfolg vertheidigen kann, andererseits in der Lage ist, die der Ausrüstungsergänzung oder der Erholung bedürftige Feldarmee vorübergehend aufzunehmen; dazu ist Raum nöthig, der selten von der befestigten Stadt allein, sondern nur durch Hinzufügung eines befestigten Lagers oder durch die Umgebung der Stadt mit einem Gürtel detachirter Forts geboten werden könnte. — Die ausgedehnte Anwendung detachirter Forts zur Fernhaltung und Erschwerung des Angriffs war keine Neuerung; ihre Bedeutung steigerte sich aber durch den Umstand, daß es sich bei den modernen Waffenplätzen eben um Sicherung eines bedeutenden Theiles des Nationalvermögens handelte, welches durch die sehr vermehrte Zerstörungskraft der Artillerie in viel höherem Grade und aus viel weiterer Entfernung gefährdet war als früher. Während man sich daher bis dahin darauf beschränkt hatte, vorzugsweise nur auf den möglichen Angriffsfronten Forts einige hundert Schritte weit vorzuschieben, kam es nun darauf an, die befestigte Stadt, den Kern des Waffenplatzes, ringsherum und auf solche Entfernungen zu schützen, daß sie auch durch einen Angriff auf die Forts noch in keiner Weise gefährdet würde. Auf diese Weise mußte um die befestigte Stadt ein geschlossener Gürtel detachirter Forts entstehen, der nur durch ein auf weite Entfernung hin ganz ungangbares Terrain unterbrochen werden durfte, und dessen Entfernung von der Enceinte der befestigten Stadt, der Tragweite der neuen Geschütze entsprechend, auf 5—6000 Meter bemessen werden mußte.

Bei solcher Entfernung steigert sich die Längenausdehnung des Fortgürtels natürlich außerordentlich; letzterer entbehrte jeder wirksamen Unterstützung durch die dahinter liegende Enceinte, und mußte daher einen ganz

*) General v. Grolman sagt in seinem schon erwähnten Memoir vom Jahre 1816 mit Recht, daß die starken Garnisonen einzelner weniger großer Waffenplätze der Feldarmee noch nicht soviel Kräfte entzögen, als die Summe der Garnisonen in den früheren zahlreichen kleineren Festungen.

anderen Karakter annehmen als früher, wo diese Unterstützung einer der wesentlichsten Faktoren seiner Stärke war. Die große Tragweite der neuen Geschütze gestattete zunächst die Forts weiter auseinander zu legen als früher; bei einer Entfernung von 3—4000 Meter war in übersichtlichem Terrain bei Tage eine ausreichende Beherrschung des Zwischenraumes möglich. In koupirterem Terrain und gegen gewaltsame Unternehmungen zur Nachtzeit nahm man in den Intervallen der Forts kleinere Zwischenwerke an, welche zugleich als sturmfreie Stützpunkte für den äußeren Bewachungsdienst und für die ganze äußere Vertheidigungslinie zu dienen hatten.

Die Loslösung des Fortgürtels von der direkten taktischen Verbindung mit der Enceinte nöthigte dazu, ersteren in Bezug auf seine Einrichtung und Ausrüstung völlig selbstständig zu machen; es geschah dies durch eine bedeutende Vergrößerung der Forts und hatte zur weiteren Folge, daß der Fortgürtel für sich als die erste und zugleich möglichst stärkste Vertheidigungsstellung angesehen werden mußte. Hiermit war nothwendig ein Aufgeben des Grundsatzes der neuen preußischen Befestigungsschule — Zunahme der materiellen Stärke nach innen — verbunden. Die wachsende Bedeutung des Fortgürtels hat sogar dahin geführt, diesen Grundsatz umzukehren, und auf die materielle Stärke der rückwärtigen Vertheidigungsstellungen (der Enceinte) weniger Gewicht zu legen, als auf diejenige der Forts. Wie später in dem Abschnitt über die Taktik der Festungsvertheidigung erörtert werden wird, hat solche Auffassung aus dem Gesichtspunkte einer der heutigen Zeitrichtung entsprechenden lebhaften aktiven Vertheidigung auch eine gewisse Berechtigung; sie darf aber bei einem Waffenplatz, dessen nachhaltige Vertheidigung verlangt werden muß, nicht soweit gehen, die Enceinte nur als sturmfreien Umzug anzusehen, wie er eben durch eine einfache Stadtmauer hergestellt würde. Solche Ansicht wäre gleichbedeutend mit der Annahme, daß nach Oeffnung des Fortgürtels jeder weitere Widerstand aufzugeben sei. Die Enceinte muß vielmehr in der Lage sein, nach feindlicher Durchbrechung des Fortgürtels noch einem zweiten förmlichen Angriff Widerstand zu leisten, und wird diese Aufgabe auch bei einem etwas geringeren materiellen Widerstandsvermögen, als früher zur Anwendung gekommen, lösen können. — Sowohl diese aktive Vertheidigung, wie der Grundgedanke, daß solche großen Waffenplätze unter Umständen Stützpunkte der Feldarmee sein und zu gelegener Zeit die Wiederaufnahme der Operationen der letzteren erleichtern sollen, erfordert es, daß der Fortgürtel im allgemeinen das nöthigenfalls gewaltsame Debouchiren größerer Truppenmassen gestatte und daher den Karakter einer Offensivposition trage.

Es erfordern ferner sowohl diese Verhältnisse wie die nöthige Armirung und Vertheidigung des Fortgürtels das Vorhandensein guter Kommunikationen. Man wird daher stets hinter dem Fortgürtel und möglichst im Terrain gedeckt eine bequeme Zirkularstraße (Gürtelstraße) einrichten, und diese — wo dem Bedürfnisse nicht durch ausreichende öffentliche Verkehrsstraßen genügt ist —

durch Radialstraßen mit dem Festungskern, mit seinen Hauptdepots und Magazinen in Verbindung setzen müssen. — Auf wahrscheinlichen Angriffsfronten und wo Terrain und vorhandene Eisenbahnlinien dazu Gelegenheit bieten, kann man sogar dazu schreiten, die Gürtelstraße durch eine Gürtelbahn zu ersetzen.

Solche großen Waffenplätze*) erfüllen neben ihrer strategischen Aufgabe fast stets auch taktische Zwecke, insofern sie in der Regel die Knotenpunkte der großen Landeskommunikationen und der Eisenbahnen umschließen, auch meist an größeren Strömen liegen und hier einen gesicherten Uferwechsel bieten; ihre geringe Zahl reicht aber in dieser Beziehung für die Beweglichkeit der heutigen Kriegführung — welche namentlich in der strategischen Defensive oft die Unzulänglichkeit der Kräfte ersetzen muß — nicht aus, und muß je nach der Natur des Kriegstheaters durch Festungen für vorzugsweise taktische Zwecke ergänzt werden. Die erfolgreiche Behauptung wichtiger Terrain-Abschnitte, welche durch Ströme, Seen- und Sumpfketten, wenig wegsame Gebirgszüge und dergleichen gebildet werden, erfordert befestigte Uebergänge.

Die Ausbreitung von Eisenbahnnetzen über fast alle europäischen Staaten und der großartige Einfluß, den die Bahnlinien für die Kriegführung neuerdings gewonnen haben, nöthigt ferner dazu, auch außerhalb der großen Waffenplätze sowohl wichtige Linien gegen die Benutzung von Seiten des Feindes abzusperren, als auch bedeutende Defileen und Kunstbauten für den eigenen Gebrauch und gegen die Zerstörung durch den Feind fortifikatorisch zu sichern. Hierzu sind Lokalbefestigungen in einem durch das unmittelbare taktische Interesse vorgeschriebenen Umfange unentbehrlich.

Wenn hier die heutigen Festungen nach ihrem militärischen Werth in strategische und taktische klassifizirt sind, so hat solche Unterscheidung doch nur eine theoretische Bedeutung. Die einzelne Festung läßt sich selten für alle Fälle in eine der angenommenen Kategorien einreihen, vielmehr wird es stets von der allgemeinen Kriegslage abhängen, ob ein großer Waffenplatz nicht vorübergehend lediglich taktischen Zwecken dient, oder ob eine kleinere taktische Position nicht in gleicher Weise eine strategische Bedeutung erlangt. Jedes Land wird sogar Festungen aufweisen, welche von vornherein weder in die eine noch in die andere jener Kategorien zu bringen sind, und die man als Gelegenheitsfestungen bezeichnen könnte.

Wenn viele der aus früheren Jahrhunderten herstammenden kleineren Festungen im Laufe der letzten Jahrzehnte in fast allen Staaten ganz aufgegeben wurden, weil ihr militärischer Werth mit den Kosten ihrer Unterhaltung

*) Die beigegebene schematische Darstellung eines Festungsangriffes und einer Festungsvertheidigung enthält zugleich ein schematisches Bild eines modernen großen Waffenplatzes, welches dazu beitragen wird, dem in fortifikatorischen Dingen weniger erfahrenen Leser die an die allgemeine Konzeption eines solchen Platzes zu stellenden Anforderungen zu verdeutlichen.

und den Lasten an Besatzung und Ausrüstung im Kriegsfalle nicht in richtigem Verhältniß stand, so hat man doch manche derselben vorläufig beibehalten. Man ging dabei von der gewiß richtigen Erwägung aus, daß auch eine nicht gerade an günstigster Stelle gelegene ältere Festung unter Umständen immer noch einen gewissen Werth haben würde, und daß es daher — wenn ihre Erhaltung und Behauptung nicht unverhältnißmäßige Opfer erfordere — praktisch richtiger sei, sie zu konserviren, als sie aufzugeben und möglicherweise mit großen Kosten durch eine neue Festung an etwas günstigerer Stelle ersetzen zu müssen. Der geringere Werth solcher konservirten älteren Festungen — welche oben als Gelegenheitsfestungen bezeichnet sind — fand aber meist in den Bestimmungen über ihre Besetzung und Ausrüstung einigen Ausdruck.

Noch wichtiger als die oben dargestellte allgemeine Konzeption einer Festung der Gegenwart ist die spezielle Konstruktion ihrer einzelnen Theile. Hier kam es darauf an, gegenüber der neuen Artillerie in viel höherem Grade als früher den eigenen Streitkräften und Streitmitteln unbeschadet ihrer Wirksamkeit ein Maximum an Deckung zu verschaffen, und dem Feuer des Angreifers alle wichtigeren Zerstörungsobjekte zu entziehen.

Für die sich hieraus ergebenden Anforderungen dienen die Angaben im vorigen Abschnitt über die Wirksamkeit der neuen Geschütze als Grundlage. Es handelte sich dabei um eine durchgreifende Umänderung der bis dahin zur Anwendung gekommenen Konstruktionsprinzipien.

Das erhöhte Deckungsbedürfniß ist sowohl für die todten Befestigungen wie für die zu ihrer Vertheidigung erforderlichen Streitkräfte und Streitmittel vorhanden. Bei ersteren betrifft es die Mauer- und Holzbauten, sowie leicht verletzbare Erdbauten — wie Geschützscharten, Bonnetirungen und dergleichen; die zur Befriedigung des Deckungsbedürfnisses anzuwendenden Mittel dürfen vor allen Dingen nicht eine der wesentlichsten Eigenschaften jeder permanenten Befestigung — die Sturmfreiheit — beeinträchtigen.

Hiernach hat man bei den neuen Befestigungen zunächst alle Mauer- und Holzbauten so disponirt, daß sie auch durch den wirksamen indirekten Schuß nicht erreicht werden können. Die die Sturmfreiheit sichernden Eskarpenmauern werden durch geringere Höhe, bei gleichzeitiger Vertiefung und geringerer Breite des Grabens, jenem Schuß möglichst ganz entzogen. Die geringere Mauerhöhe steigert die Wichtigkeit einer kräftigen Grabenflankirung; früher wurde diese bei saillirenden Gräben von rückwärts her, also in der Richtung nach außen, durch Kaponnieren ausgeübt; bei dieser Anordnung konnten letztere aber dem indirekten feindlichen Feuer nicht entzogen werden, daher man genöthigt war, sie vorzugsweise in die Saillants zu verlegen und nach rückwärts wirken zu lassen.

Die Geschützwirkung aus kasemattirten Batterien nach außen mußte ganz aufgegeben werden; die früher gebräuchlichen gemauerten oder gar hölzernen bombensichern Geschützstände waren bei der Treffsicherheit und Zerstörungs-

kraft der neuen Angriffsartillerie nicht mehr anwendbar; auch mußte man auf die früher beabsichtigte Haubitzwirkung aus den oberen Geschossen der kasemattirten Reduits in das Vorterrain verzichten, da solche Wirksamkeit der Reduits mit ihrer eigenen Deckung gegen indirektes Feuer nicht vereinbar war. Letzterer Umstand nöthigte aber auch dazu, in den meisten Fällen auf Beherrschung der inneren Räume der Befestigung aus kasemattirten Reduits zu verzichten, da letztere — wenn sie ihren Zweck erfüllen sollten — gegen Einfallwinkel von 10 Grad nicht zu decken waren. Man entschloß sich erklärlicher Weise schwer dazu, auf solche früher sehr geschätzten kasemattirten Vertheidigungsräume zu verzichten*) und machte zuvor Versuche, dieselben durch Eisenpanzerung — wie sie bei Kriegsschiffen mit Erfolg angewendet worden — widerstandsfähiger zu machen. Die Resultate dieser Versuche befriedigten aber wenig. Man mußte sich entschließen, kasemattirte Defensionsräume nur da anzuwenden, wo ihre Deckung auch gegen indirekten Schuß durch die Lokalität zu erreichen war; über eine spätere Anwendung von Eisenpanzerungen für besondere Fälle — namentlich bei Küstenbefestigungen — wird im Anhang besonders gesprochen werden.

Mit den hiernach als unanwendbar erkannten Defensionskasematten fielen unter anderen auch die früher als sehr werthvoll betrachteten Reduit-Blockhäuser des gedeckten Weges, letzterer verlor dadurch seine Bedeutung als Vertheidigungslinie, und seine ursprüngliche Bestimmung als gedeckte Kommunikation für die äußere Bewachung und als Basis für Ausfälle trat wieder in den Vordergrund. Diese Umänderung und der erzwungene Wegfall der kasemattirten Reduits im Innern der Werke hob auch für die spezielle Konstruktion der letzteren das frühere Prinzip der Steigerung des materiellen Widerstandsvermögens nach innen auf; die Wichtigkeit der Wallinie als Hauptvertheidigungslinie trat mit vermehrter Entschiedenheit hervor, und bedingte eine vermehrte Sicherung der Vertheidigungsfähigkeit dieser Linie.

Für diesen Zweck senkte man zunächst, um bessere Deckung zu erreichen, die Geschützaufstellungen und Kommunikationen des Wallganges; für die über Bank feuernden Geschütze gegen gewaltsamen Angriff wurden höhere Laffeten angenommen; die sogenannten Kampfgeschütze gegen förmlichen Angriff wurden vorzugsweise auf den indirekten Schuß angewiesen, da die früher gebräuchlichen tief eingeschnittenen Wallscharten bei der Treffsicherheit der neuen Artillerie

---

*) Weder in Frankreich noch in Oesterreich hat man ganz auf Reduits im Innern der Befestigungen verzichtet. In Oesterreich wendet man offene und durch einen vorgelegten revetirten Graben sturmfreie Erdreduits an; in Frankreich kasemattirte Räume, deren Stirnwand durch eine von Haxoschen Scharten durchbrochene Erdschüttung gedeckt ist. Dies letztere Auskunftsmittel möchte unsere Artillerie kaum für ausreichend halten.

Die Lösung des Problems der Herstellung eines wirksamen und genügend gedeckten Reduits für neuere Befestigungen kann noch als eine Zukunftsaufgabe für den Ingenieur angesehen werden.

nicht mehr anwendbar waren.*) Gegen Seitenfeuer trat eine Vermehrung der Traversen ein, derart, daß auf rikochetirbaren Linien jedes Geschütz zwischen zwei Traversen, auf anderen Wallinien aber höchstens je zwei Geschütze zwischen Traversen aufgestellt wurden. Für den laufenden Bedarf an Munition legte man gesicherte Behälter in der innern Brustwehrböschung oder in den Traversen an; letztere, als gemauerte Hohltraversen konstruirt aber feindwärts durch eine genügend starke Erdumschüttung geschützt, boten zugleich Gelegenheit, die auf dem Wall in Thätigkeit befindlichen Mannschaften und auch einzelne der gegen gewaltsamen Angriff bestimmten leichteren Geschütze bei überwältigendem feindlichen Feuer vorübergehend sicher unterzustellen.

Für die Sicherung der Vertheidigungskräfte blieb der frühere Grundsatz, daß alles nicht direkt in der Vertheidigungsthätigkeit befindliche Personal geschützt untergebracht sein müsse, in voller Geltung und wurde in seiner Anwendung noch verschärft. Von dem unmittelbar im Kampfe thätigen Theil der Besatzung kommt vorzugsweise die Artillerie in Betracht, da die Infanterie anfangs nur mit einzelnen Beobachtungsposten, im weiteren Verlauf der Vertheidigung mit einzelnen Schützen hinter der Brustwehr erscheint, und hier an den Schutzmaßregeln für die Artillerie theilnehmen kann. Das Auftreten größerer Infanterie-Abtheilungen hinter der Brustwehr kommt nur bei Abwehr eines gewaltsamen Angriffes, also vorübergehend vor. Dieselben Maßregeln nun, die oben zum Schutz des Materials angegeben waren — Senkung der Geschützaufstellungen und Anlage von Hohltraversen — kommen auch dem auf dem Wall thätigen oder in unmittelbarer Bereitschaft befindlichen Personal zu Gute. — Sie werden erhöht durch Aufstellung von leichten Schanzkorb-Masken an geeigneten Stellen, um die Mannschaften gegen die Wirkung der Sprengstücke der beim Geschützkampf fast allein noch in Anwendung kommenden Granaten zu sichern. — Für die Sicherung der übrigen Theile der Besatzung müssen — nachdem der früher in kasemattirten Reduits gewährte Schutzraum verloren gegangen — besondere Maßregeln getroffen werden; es eignen sich dazu Reverskasematten unter dem Wallkörper, und — bei selbstständigen Werken mit Kehlschluß — die dem feindlichen Artilleriefeuer nicht ausgesetzten Kehlseiten, wo lediglich zu Wohnzwecken eingerichtete und feindwärts mit Erde umschüttete Kasematten erbaut werden können.

In gleicher Weise wie für das Personal muß auch für die Unterbringung aller Bedürfnisse desselben gesorgt werden; zur Unterbringung des Approvisionnements werden sich geeignete Souterrains und sonstige zu Wohnzwecken nicht zu verwendende Räume finden; für Munitionsmaterialien sind besondere möglichst luftige und trockene Kasematten einzurichten, und zwar nicht nur zur

*) Die Erfahrungen der Festungsangriffe im Jahre 1870 haben von neuem bewiesen, daß die tief eingeschnittenen Wall-Geschützscharten, welche die Franzosen allgemein anwandten, außerordentlich leicht zerstört wurden.

Aufbewahrung, sondern auch zur Bearbeitung. Die komplizirtere Munition der schweren gezogenen Festungsgeschütze läßt sich nicht in größeren Mengen völlig für den unmittelbaren Gebrauch vorbereitet aufbewahren; ihre Fertigstellung aus den einzelnen Bestandtheilen (ungeladenes Geschoß, Pulver, Zündung) erfolgt im Allgemeinen erst kurz vor dem Gebrauch, und sind dazu neben den Pulver- und Geschoß-Aufbewahrungsräumen, besondere Lokale — Geschoßladestellen — nöthig, welche ihren Platz unter den Wallgängen finden und mit darüber gelegenen Hohltraversen durch Hebevorrichtungen in Verbindung stehen, um die fertige Munition ungefährdet von dem feindlichen Feuer möglichst nahe an die Gebrauchsstelle auf dem Wallgange heranschaffen zu können.

Endlich bedarf bei der vermehrten Wirksamkeit der Angriffsartillerie auch die Kommunikation im Innern der Befestigungen einer erhöhten Aufmerksamkeit. Der Zweck wird theilweise schon durch die vermehrte Anwendung von Traversen auf den Wallgängen erreicht; bei stark saillirenden und daher der Umfassung ausgesetzten, namentlich bei detachirten Werken wird man außerdem große Kapital- oder Mitteltraversen nicht entbehren können, welche das Innere der Werke theilen, die einzelnen Linien derselben gegen indirektes Rückenfeuer sichern und zugleich Gelegenheit zur Anlage völlig gedeckter Kommunikationen zwischen der Kehle und den Kasematten unter dem Hauptwall bieten. Bei besonders exponirten Werken wird man sogar dazu schreiten, solche gedeckten Kommunikationen unter dem ganzen Hauptwall herzustellen und mit den Hohltraversen auf dem Wallgange durch Treppen zu verbinden, um bei starkem und konzentrischem feindlichen Feuer den Hof und die offenen Wallrampen für den innern Verkehr ganz entbehren zu können.*)

Es ist heute Aufgabe des Ingenieurs, diesen Anforderungen bei allen Befestigungsanlagen möglichst zu genügen; wenn solches bei vorhandenen älteren Festungen oft Schwierigkeiten haben wird, so ist es bei Neuanlagen doch ohne weiteres durchführbar. Allerdings sind diese Anforderungen und die zu ihrer Befriedigung eingeschlagenen Wege noch nicht ganz unbestritten; es bestehen vielmehr noch gegenwärtig manche Meinungsverschiedenheiten unter den dabei betheiligten Waffengattungen. Die fortifikatorische Konstruktionslehre ist aber überhaupt nichts Unveränderliches, sondern eine der weiteren Entwickelung und Vervollkommnung fähige Wissenschaft; es wird das, was unsere Ingenieure in der Neuzeit geschaffen, immer als eine dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende und daher für weitere Entwickelung ganz geeignete Grundlage angenommen werden können. Es soll daher in folgendem kurz dargelegt werden, wie der Ingenieur die einzelnen Haupttheile einer modernen Festung den obigen Anforderungen angemessen einrichtet.

---

*) In Frankreich scheint man solche durchgehenden bedeckten Kommunikationen unter dem Wallkörper grundsätzlich anzuwenden.

Für detachirte Forts des Fortgürtels eines großen Waffenplatzes kommt gewöhnlich die bewährte Lünettenform in Anwendung mit der Maßgabe, daß der Saillantwinkel möglichst groß angenommen wird (130 bis 145 Grad), einerseits um die Facen dem feindlichen Rikochetfeuer zu entziehen, andererseits um die eigene frontale Feuerwirkung — welche dazu bestimmt ist, das erste Auftreten von Angriffsbatterien erfolgreich zu bekämpfen — zu erhöhen. Die Richtung der Flanken ist von der Lage der Kollateralwerke abhängig, wird sich aber in der Regel wenig von der Parallele zur Kapitale entfernen. In der Kehle müssen die Forts bei der angenommenen großen Entfernung von der hinterliegenden Enceinte durch eine vertheidigungsfähige Walllinie geschlossen werden, welche entweder nach dem Bastionärtracé oder in einer flach gebrochenen Linie geführt wird.

Die Größe der Forts richtet sich nach der Bedeutung, die denselben in dem ganzen Befestigungssystem beizumessen ist. Die Facenlänge wird gewöhnlich zwischen 75 und 125 Meter, die Flankenlänge zwischen 50 und 70 Meter betragen, und dabei das Fort einen Umfang erreichen, der bedeutend über denjenigen älterer derartiger Werke hinausgeht, und der gesteigerten Wichtigkeit derselben in der Neuzeit entspricht.

Bei einem detachirten Fort hat der gedeckte Weg weniger die Aufgabe, Offensivunternehmungen zu erleichtern — welche bequemer in den Flanken des Forts vorgehen werden —, sondern vorzugsweise eine äußere Bewachung der Befestigung bis zu den letzten Stadien der Vertheidigung zu gestatten; er kann also durch einen einfachen Rondengang ersetzt werden, der sich nur in der Kehle als Verbindungsweg nach dem Anschlußglacis (vergl. dessen Bedeutung weiter unten), vor dem Kehlthore aber zu einem Waffenplatz mit Tambour und Blockhaus zur Sicherung der Kommunikation erweitert. Durch diese Anordnung des gedeckten Weges, in Verbindung mit thunlichster Verringerung der Grabenbreite, wird es möglich das Eskarpenmauerwerk der Facen und Flanken gegen indirektes Feuer des Angreifers zu schützen, wenn dasselbe auf eine Höhe von etwa 5 Meter beschränkt wird; da solche Höhe indessen keine genügende Sturmfreiheit gewährt, und die Lage der Forts — meist auf etwas dominirenden Terrainpunkten — die Anwendung von Wassergräben selten erlaubt, so muß die Sturmfreiheit durch gute Grabenflankirung und womöglich durch eine hoch revetirte bezw. mit Minen-Vorhäusern versehene Kontreskarpe vermehrt werden. Die Eskarpe der Kehle, den schweren Angriffsbatterien nicht ausgesetzt, wird zur Anlage von Schutzhohlräumen benutzt und entsprechend höher revetirt.

Die früher für Lünetten üblichen zweiseitigen Schulterkaponnieren zur Grabenflankirung sind heute nicht mehr verwendbar, da sie in der Verlängerung der Facengräben durch indirektes feindliches Feuer ohne weiteres zerstört werden könnten. Sie werden gewöhnlich durch eine Saillantkaponniere zur Bestreichung der Facengräben mit Geschütz, und durch zwei in der Verlängerung der Facen-

Eskarpe gelegene einseitige Schulterkaponnieren zur Bestreichung der kürzeren Flanken mit Gewehr ersetzt. Ist die Kehle nach dem Bastionärtracé konstruirt, so geht die niedere Grabenflankirung derselben von den kasemattirten Flanken aus; die Anwendung einer einfach gebrochenen Linie in der Kehle erfordert die Anlage einer Grabenkaponniere. Alle Kaponnieren sind durch Poternen aus dem Innern des Forts zugänglich.

Die Gründe, welche früher Anlaß zu geben pflegten, die Eskarpe mit einem theuern sogenannten anliegenden Revetement zu versehen, um die Feuerwirkung des Infanteriegewehrs möglichst weit gegen die Glaciscrete vorzuschieben, fallen bei dem neuen Gewehr nicht mehr ins Gewicht; man zieht daher aus ökonomischen Rücksichten vor, die Eskarpe des Hauptwalles auf Facen und Flanken als Erdböschung herzustellen, und die Sturmfreiheit durch eine am Fuße derselben errichtete freistehende Mauer von geringeren Dimensionen zu erreichen.

Das dem Hauptwall über dem Bauhorizonte zu gebende Kommandement richtet sich nach der Formation des vorliegenden Terrains, welches vom Hauptwall aus in möglichster Ausdehnung beherrscht werden soll; es wird selten unter 8 bis 9 Meter betragen; die größere Wirkung der neuen Angriffsgeschütze erfordert eine Vermehrung der Brustwehrstärke auf etwa 7 Meter. Der Kehlwall bedarf eines geringeren Kommandements; es genügt für ihn eine solche Höhe, daß er die Facen und Flanken gegen Rückenfeuer bei gewaltsamen Unternehmungen des Angreifers sichert; die Brustwehrstärke kann hier — wo direktes Feuer aus schweren Belagerungsgeschützen nicht zu erwarten — auf etwa 4 Meter reduzirt werden.

Der Hauptwall wird auf Facen und Flanken von vornherein zur Geschützaufstellung eingerichtet. — Der Kehlwall zunächst nur zur Gewehrvertheidigung vorbereitet, wobei es späteren Perioden einer Vertheidigung vorbehalten bleibt, daselbst auf Erfordern Geschützaufstellungen zu etabliren; der Wallgang der Kehle muß daher bei der ersten Anlage die hierzu nöthige Breite erhalten. — Hinsichtlich der Traversirung und namentlich hinsichtlich der Anlage einer großen Mitteltraverse gelten die schon oben gegebenen allgemeinen Grundsätze. Ebenso in Betreff der sonstigen innern Einrichtung und namentlich des Bedarfs an sichern Hohlräumen.

Die Wohnräume für die ganze Besatzung werden sich in der Regel in einem großen Kehl-Kasemattenkorps herstellen lassen, welches zugleich die bei der nothwendigen Unabhängigkeit der einzelnen Forts unentbehrlichen Lazarethräume sowie in den Souterrains Küchen, Wirthschafts- und Aufbewahrungsräume enthält. Für Wachen und sonstige in Bereitschaft befindliche Mannschaften sind besondere mit genügenden Ausgängen versehene Reverskasematten unter dem Wallgange der Facen anzulegen, welche nöthigenfalls durch den von den Poternen gebotenen Raum ergänzt oder ganz ersetzt werden können. Dieser letztere Raum wird auch ausreichend sein, einen Theil des Materials,

der für die Vertheidigungsthätigkeit nicht unmittelbar benutzt wird und gegen die feindliche Feuerwirkung gesichert werden soll, unterzubringen.

Für vorübergehende Sicherung der auf dem Wall unmittelbar in Thätigkeit befindlichen Mannschaften dienen — wie schon erwähnt — die Hohltraversen.

Jedes Fort bedarf mindestens ein größeres ganz in den Wallkörper eingebautes und für feindliches Feuer unerreichbares Kriegs-Pulvermagazin, und — nach seinem Umfange — zwei bis drei Geschoß-Ladestellen mit je einem Verbrauchs-Pulvermagazin und den nöthigen Aufbewahrungsräumen für die einzelnen Bestandtheile der Artilleriemunition.

Es wird in dem Abschnitt über die Festungsvertheidigung näher erörtert werden, daß gegenüber einem förmlichen Angriff die Durchführung der artilleristischen Vertheidigung nicht eigentlich Aufgabe der detachirten Forts, sondern besonderer Vertheidigungsbatterien ist, und daß man sogar nach Eröffnung des förmlichen Angriffs die anfänglich in den Forts aufgestellten schweren Kampfgeschütze in niedere Batterien in den Flanken der Forts — sogenannte Anschlußglacis — bringt. — Diese niederen Batterien, deren Größe sich nach der für die betreffenden Forts angenommenen Ausrüstung richtet und die an die Kehlpunkte des Fortglacis angehängt zu werden pflegen, werden oft schon im Frieden vorbereitet sein. — Bei ihrer Profilanordnung ist vorzugsweise die Rücksicht auf die eigene Deckung maßgebend; sie erhalten durch Hohltraversen von einander getrennte Geschützaufstellungen für je zwei Kampfgeschütze und auf den äußeren Flügeln Emplacements für einzelne leichte Geschütze zur Abwehr feindlicher gewaltsamer Unternehmungen.

Die Infanteriebesatzung dieser Batterien dient, nachdem der Vertheidiger aus seinen Positionen im Vorterrain durch den Angreifer verdrängt worden ist (vergl. Abschnitt III und IV), zugleich als Feldwache für den äußeren Sicherheitsdienst, und findet — ebenso wie die Artilleriebesatzung in Momenten besonders überlegenen feindlichen Feuers — in den Hohltraversen Schutz.

Hinsichtlich der Munitionsversorgung sind diese Batterien auf die Forts angewiesen, zu denen sie gehören; für den augenblicklichen Bedarf richtet sich die Artillerie an der innern Brustwehrböschung kleine Behälter für fertige Munition ein.

Die in den Intervallen zwischen den Forts nach Umständen zu erbauenden Zwischenwerke sollen — wie schon erwähnt — von vornherein nur als Stützpunkte der Vertheidigung gegen gewaltsame Unternehmungen dienen; die Theilnahme an dem eigentlichen Geschützkampf der Vertheidigung liegt ihnen nicht ob. Demnach müssen sie vor allen Dingen völlig widerstandsfähig gegen gewaltsamen Angriff sein, durch ihre Lage eine gute Feuerwirkung auf das Umterrain zulassen und der eigenen Besatzung möglichste Deckung gegen das feindliche Feuer gewähren.

Diesen Anforderungen wird eine kleine Lünette oder Redoute mit einer Besatzung von 3 bis 4 leichten Geschützen und 50 bis 60 Mann Infanterie

entsprechen. Ein Rondengang an der Kontreskarpe ist bei dem geringen Umfange des Werkes entbehrlich; der schmale Graben wird bei der meist etwas dominirenden Lage in der Regel trocken, und daher die Sturmfreiheit des Profils durch Revetirung der Kontreskarpe, Herstellung einer freistehenden Mauer am Fuße der Eskarpe und Gewehrkaponieren zur Grabenflankirung zu erreichen sein.

Die revetirte Kehllinie erhält ein feindwärts ummanteltes Kasemattenkorps zur bombensichern Unterbringung der Besatzung und ihrer Vorräthe. Eine Geschoß-Ladestelle und Räume für einige Munitionsvorräthe dürfen nicht fehlen; im Uebrigen ist die ganze Einrichtung ähnlich — wenn auch in geringerem Umfange — wie bei den detachirten Forts.

In Betreff der Konstruktion geschlossener Enceinten ist schon früher bemerkt worden, daß man in der Neuzeit solchen durch einen starken Fortgürtel gesicherten Enceinten ein etwas geringeres materielles Widerstandsvermögen zu geben pflegt, als früher. Sturmfreiheit und günstige Verhältnisse für die Aufstellung und Wirkung der Geschütze sind die Haupterfordernisse der Konstruktion, und daneben tritt die Gliederung in der Tiefe in den Hintergrund. Die Enceinten werden in der Regel nach einer einfachen Polygonal-Trace von ungefähr 800 Meter Seitenlänge (doppelte Kartätschschußweite) hergestellt; in den möglichst auf die dominirenden Terrainpunkte zu verlegenden Saillants, oft auch in der Mitte der langen Linien, finden stark profilirte Hauptwerke Platz, welche durch niedere Retranchementswälle verbunden werden. Die einzelnen Fronten werden durch zur Geschützvertheidigung eingerichtete Mittelkaponieren flankirt; diese werden nur bei Anwendung trockener Gräben gegen feindlichen indirekten Schuß genügend zu decken sein, bei nassen Gräben, welche bei geringerer Tiefe meist eine größere Breite haben müssen, um die für die Wallschüttungen erforderliche Erde zu liefern, werden die Kaponieren gewöhnlich durch eine Erdenveloppe gedeckt werden müssen.

Man erkennt in dieser allgemeinen Anordnung der Enceinte ähnliche Grundsätze wie bei der Einrichtung des Fortgürtels; die Hauptwerke der Enceinte entsprechen den Forts und Zwischenwerken, die Retranchementswälle den Anschlußglacis und den erst bei der Vertheidigung herzustellenden Zwischenbatterien. Indessen bedingen die Verhältnisse der Enceinte doch mancherlei Modifikationen im Einzelnen.

Zunächst kann die Enceinte einen geräumigen gedeckten Weg mit Waffenplätzen nicht entbehren, da derselbe nicht nur als Basis für die äußere Bewachung, sondern bei der geschlossenen Befestigung auch als Sammel- und Ausgangspunkt der Ausfälle dienen muß.

Die Einrichtung des Hauptgrabens wird davon abhängen, ob derselbe trocken erhalten werden muß oder mit Wasser gefüllt werden kann. In ersterem Falle wird man — wie bei den Forts — die Kontreskarpe revetiren, am Fuße der Eskarpe eine krenelirte Mauer anwenden; in letzterem Falle

genügt eine Mauer am Fuße der Eskarpe; in beiden Fällen dürfen die Gelegenheiten nicht fehlen, mit Ausfalltruppen den Graben mittelst abschließbarer Rampen bezw. Brücken überschreiten zu können. Die Hauptwerke der Enceinte erhalten eine ähnliche Einrichtung wie die Forts, bedürfen aber bei ihrem direkten Zusammenhange mit den Retranchements und mit der Stadt einer geringeren Selbstständigkeit. Wenn man dabei soweit geht, sie lediglich als erhöhte, in der Kehle offene Wallkörper über die Retranchements hervortreten zu lassen, und auf die frontale Gliederung der früheren preußischen Befestigungsmethode zu verzichten, so ist damit einer energischen Vertheidigung die Möglichkeit erschwert, sich auch nach Durchbruch der Enceinte an einer Stelle noch in der Festung zu behaupten. Es will scheinen, daß die geringen Mehrkosten, welche die Erreichung einer taktischen Selbstständigkeit der Hauptwerke (Abtrennung derselben von den Retranchementswällen und Kehlschluß) bei angemessener Einschränkung der nöthigen Mauerbauten verursachen würden, wenigstens auf wahrscheinlichen Angriffsfronten nicht verloren sein möchten.

Die höheren Wall- und Wallgangskörper der Hauptwerke dienen den ganzen Fronten der Enceinte als große Traversen, und bieten zugleich Gelegenheit zum Einbau derjenigen Hohlräume, welche zur gesicherten Unterbringung der Vertheidigungskräfte und ihrer Bedürfnisse nöthig sind, und welche unter den niederern Retranchementswällen selten Platz finden. Es kommen hier vorzugsweise die Aufenthaltsräume für Wachen und Bereitschafts-Mannschaften, die Munitionsgelasse und Geschoß-Ladestellen in Betracht, da für die ruhenden Mannschaften, für die Verpflegungsbedürfnisse, für größere Vorräthe an Munition u. s. w. sich in einer großen befestigten Stadt meist besondere, durch ihre Lage gesicherte Lokalitäten finden werden.

Im Uebrigen werden die Wälle, sowohl der Hauptwerke wie der Retranchements, durchweg zur Geschützaufstellung nach den oben schon angegebenen Grundsätzen eingerichtet. Die Rücksicht auf Deckung gegen indirekte Feuerwirkung tritt dabei in etwas geringerem Grade hervor, als bei den detachirten Forts. Während letztere auf engem rings umschlossenen Raum ein konzentrirtes Feuer zu erwarten haben, bei dem auch Fehlschüsse selten verloren gehen, bedingt es die große Frontalausdehnung und geringe Tiefe der Enceinte, daß der einzelne Punkt weniger gefährdet ist. Man wird daher die Zahl der Traversen und der Hohlbauten hier unbedenklich etwas vermindern können.

Eine gute Wallstraße innerhalb längs der ganzen Enceinte mit zahlreichen Rampen nach den Wallgängen, muß die Kommunikation überall vermitteln; für Ausfälle, und auch schon zur Verbindung mit den außerhalb des Grabens postirten Bewachungstruppen werden die für den öffentlichen Friedensverkehr vorhandenen Thore nicht ausreichen, und müssen durch geschützt liegende Poternen — im Anschluß an die Rampen oder Brücken im Graben — ergänzt werden.

Die dieser Darstellung zu Grunde gelegte allgemeine Konzeption eines

großen Waffenplatzes, und namentlich die Anordnung der geschlossenen Enceinte, wird in der praktischen Anwendung natürlich vielfachen Modifikationen unterworfen werden. Die Grundrißform der zu befestigenden Stadt, vorhandene bedeutende Wasserläufe und Eisenbahnen, die Gestaltung und Beschaffenheit des Vorterrains, das danach für die einzelnen Theile des Befestigungsumzuges zu bemessende Widerstandsvermögen, und andere Verhältnisse werden stets die Anordnung der Enceinten beeinflussen, und in noch höherem Grade wie bei der früheren preußischen Befestigungsmethode die schematische Anwendung einer bestimmten Manier ausschließen. Bei jeder Befestigung muß das Terrain die zu wählende Konstruktion vorzeichnen, und Lineal und Zirkel nur innerhalb der hierdurch gegebenen Grenzen in Anwendung kommen.

Dieser letztere Grundsatz gilt in gesteigertem Maße für kleinere Festungen von vorzugsweise taktischer Bedeutung. Solche werden in verschiedenartigster Form vorkommen; von dem kleinen Sperrfort auf einer Eisenbahnlinie, namentlich an großen Kunstbauten, oder auf einem Gebirgspaß, bis zu einer befestigten Stadt mittleren Umfanges, die etwa an einem großen Strome die zusammenlaufenden Landeskommunikationen und den Uebergang deckt. Immer aber ist der Werth solcher taktischen Festung nicht so vielseitig, wie derjenige eines großen Waffenplatzes; man wird daher gewöhnlich Bedenken tragen, durch größere räumliche Ausdehnung der Befestigung — als der nächstliegende Zweck erfordert — die Anlage- und Unterhaltungskosten und namentlich den Bedarf an Ausrüstung und Besatzung im Kriege zu steigern. Dennoch wird auch von diesen Festungen — sofern sie nicht lediglich in einem Sperrfort für rein defensive Zwecke bestehen — verlangt werden müssen, daß sie ein offensives Vorgehen größerer Truppenabtheilungen angesichts eines Feindes gestatten; sie werden daher auf besonders günstigen Punkten des Vorterrains einzelne detachirte Forts in der Regel nicht entbehren dürfen, unter deren Schutz sich Truppenmassen für eine Offensive entwickeln können.

Solche einzelnen Forts bei kleinen Festungen gewähren zwar dem Festungskern, der befestigten Ortschaft, einigen Schutz gegen unmittelbare feindliche Beschießung, selten aber in ausreichendem Grade, da sie einestheils nicht den ganzen Umfang des Festungskerns umschließen, anderntheils demselben weit näher zu liegen pflegen, als oben bei großen Waffenplätzen angenommen. Diese Art von Festungen wird daher oft von allen Seiten umfaßt und beschossen werden können; ihr geringerer räumlicher Umfang läßt innerhalb derselben keine Stelle finden, wo das Personal und Material der Vertheidigung schon durch die Lokalität geschützt wäre; es muß daher dieser Schutz in erhöhtem Grade durch besondere Sicherheitsbauten aller Art angestrebt werden.

Bei Neuanlagen von kleineren taktischen Befestigungen wird dies auch in der Regel geschehen; bei Konservirung alter Festungen für vorzugsweise taktische Zwecke — und namentlich auch solcher alten Festungen, welche oben als

Gelegenheitsfestungen bezeichnet wurden — scheut man aber wohl oft die großen Kosten zahlreicher neuer Sicherheitsbauten, um so mehr als die Räume in den meist engen Festungsstädten dazu nicht disponibel zu sein pflegen, und der Werth einer solchen Festung doch meist nur ein relativer ist. Man überläßt alsdann die nothwendige Ergänzung in dieser Beziehung bei Eintritt einer Kriegsgefahr der fortifikatorischen Armirung. — Unumgänglich aber ist bei solchen alten Festungen die Prüfung der Konstruktionen ihrer Werke in Bezug auf die Verwendbarkeit der neuen Geschütze und in Bezug auf das materielle Widerstandsvermögen gegen deren Wirkung. Die Festungswerke müssen für erstere Verwendbarkeit aptirt und gegen letztere Wirkung in ihren verletzbaren Theilen geschützt werden. Solche Schutzmaßregeln können bei ungenügend gedeckten Revetements, bei dem Vorhandensein zahlreicher Vertheidigungskasematten und anderer gegen indirekten Schuß nicht genügend gedeckter Mauerbauten sehr groß und schwierig werden; Revetements sind nur durch Hebung der deckenden Erdmasken (Glacis) zu sichern, womit wieder eine Umänderung der ganzen Profilverhältnisse der Befestigungen verbunden ist; unzureichend gedeckte Kasematten bedürfen der Ummantelung durch eine Erdschüttung, womit theilweise ihre Benutzbarkeit überhaupt, immer aber ihre Vertheidigungsfähigkeit in Frage gestellt wird. — Hier steht der Ingenieur vor einer Aufgabe, welche oft mehr Scharfsinn erfordert, als der Entwurf einer neuen Festung, deren Lösung aber nicht zu umgehen ist, wo man nicht ohne Weiteres das Alte vernichten und mit unbeschränkten Mitteln Neues schaffen darf, sondern wo es darauf ankommt mit möglichst geringen Mitteln das Alte für die Ansprüche der Neuzeit umzuformen.

Wieweit bei solcher Korrektur einer konservirten älteren Festung gegangen wird, hängt von den Erwägungen über die allgemeine militärische Bedeutung derselben ab, von der Wahrscheinlichkeit ihrer Kriegswirksamkeit überhaupt, und von der wünschenswerthen Dauer der letzteren. Man wird dabei berücksichtigen dürfen, daß die Dauer des Widerstandes einer Festung durch die materielle Stärke der Werke zwar beeinflußt, aber nicht entschieden werden kann, die Entscheidung liegt in der Umsicht und Energie der Vertheidigung, vorausgesetzt, daß derselben genügende Kräfte und Mittel zur Verfügung stehen.

III.

Die Taktik des Festungsangriffes.

Ein Festungsangriff hat im allgemeinen eine erfolgreiche strategische Offensive zur Voraussetzung; seine Durchführung kann sich sehr verschieden gestalten, je nach der Bedeutung und dem Widerstandsvermögen des Objekts,

und je nach den zur Bewältigung des letzteren zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften.

Es wird hier nicht weiter auf die Operationen eingegangen, welche man in den Lehrbüchern als „Ueberraschung" und „gewaltsamen Angriff" bezeichnet; ihr Gelingen gegenüber einer als Festung angesehenen Position setzt immer Mangel an Umsicht in den Anordnungen der Vertheidigung oder Nachlässigkeit in der Ausführung derselben voraus — Faktoren, die sich jeder Berechnung entziehen. In den folgenden Erörterungen soll nur die systematische Ueberwältigung einer normalen, hinlänglich ausgerüsteten und pflichtmäßig vertheidigten Festung betrachtet werden.

Eine rein taktische Festung oder eine Gelegenheitsfestung im Sinne der früher gemachten Unterscheidung wird stets leichter zu bewältigen sein, als ein strategischer Waffenplatz; es ist denkbar, daß man ersteren meist weniger umfangreichen Plätzen gegenüber — namentlich wenn vorangegangene entscheidende Feldschlachten den moralischen Werth des Vertheidigers nachtheilig beeinflußt haben — durch eine kräftige Beschießung mit Feldgeschütz zum Ziele kommt;*) jedenfalls wird es sich in den meisten Fällen verlohnen, einen Versuch in dieser Richtung zu machen, um möglicherweise durch die damit verbundene moralische Einwirkung, durch Einschüchterung der Besatzung im Verein mit der theilweisen Zerstörung der innerhalb der Festung gelegenen Stadt und der dadurch verursachten Erregung der Bevölkerung zum Ziele zu gelangen. Gelingt dieser Versuch nicht und gestattet die allgemeine militärische Situation nicht, sich auf eine einfache Beobachtung der Festung zu beschränken, so wird man sich vor der letzteren festsetzen und das Eintreffen von schweren Geschützen abwarten müssen, um mit einem planmäßigen Angriff vorzugehen. Auch dieser aber wird nur in den seltensten Fällen einen schulgemäßen Verlauf nehmen; je nach der Intensität des Widerstandes wird der Angreifer bemüht sein, einzelne Perioden des schulgemäßen (sogenannten förmlichen) Angriffs abzukürzen oder ganz zu überspringen, bezw. bei günstigen Gelegenheiten überraschende oder gewaltsame Unternehmungen zur Erlangung partieller Erfolge zu Hülfe nehmen, und es wird sich daraus in der Praxis eine ganze Stufenleiter von möglichen Operationen — von einem kräftigen Bombardement**) aus schweren Festungsgeschützen bis zur völligen Durchführung

---

*) Gegenüber den kleineren französischen Festungen 1870 führte dieser Weg auch nach den Schlachten bei Metz und Sedan fast durchweg nicht zum Ziele. — Die Kämpfe im Orient 1877 haben von neuem dargethan, daß die Feldartillerie auch selbst provisorischen Befestigungen gegenüber ziemlich ohnmächtig ist. Man wird dies vorzugsweise der der Feldartillerie mangelnden Entwickelung des indirekten Schusses zuschreiben können, welcher gegen einen durch Befestigungen gedeckten Gegner allein wirksam sein kann.

**) Die allgemein übliche Bezeichnung „Bombardement" entspricht eigentlich nicht mehr den heutigen Verhältnissen, nachdem durch den indirekten Schuß der Granate aus gezogenem Geschütz ein viel wirksameres Zerstörungsmittel gegeben ist, als in dem früheren

eines förmlichen Angriffes mit systematischem Artilleriekampf, Herstellung gedeckter Annäherungswege, Minenkrieg und Erstürmung durch Breschen — ergeben.

Gegenüber einem mit allen Hülfsmitteln der Neuzeit eingerichteten und ausgestatteten großen strategischen Waffenplatz darf bei einigermaßen kräftiger Vertheidigung eigentlich nur ein derartig völlig durchgeführter förmlicher Angriff zum Ziele führen. Wenn in dem französisch-deutschen Kriege 1870/71 gegen Metz und Paris andere Wege eingeschlagen wurden, so lag dies in den obwaltenden besonderen Umständen: in beiden Fällen befanden sich in den Festungen große feindliche Armeen, wodurch der Angreifer in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, auf allen Seiten dauernd auf eine taktische Defensive vorbereitet zu sein; in beiden Fällen konnte darauf gerechnet werden, durch feste Einschließung und durch Aushungerung — bei verhältnißmäßig geringeren Verlusten — ziemlich ebenso schnell zum Ziele zu gelangen, als durch einen förmlichen Angriff; in beiden Fällen endlich verdankte der Angreifer den schließlichen Erfolg seiner bedeutenden moralischen und taktischen Ueberlegenheit, seinen zweckmäßigen Dispositionen und dem Ungeschick seines Gegners. — Mag man nun zur schließlichen Bewältigung einer feindlichen Festung den Weg der festen Einschließung und Aushungerung, oder denselben Weg in Verbindung mit einem Bombardement, oder endlich den Weg eines mehr oder weniger abgekürzten förmlichen Angriffs wählen — immer wird man dabei nach ziemlich gleichen Grundprinzipien verfahren müssen, deren Modifikation im einzelnen Falle nur durch materielle, personelle oder moralische Verschiedenheit der streitenden Parteien motivirt werden kann. Diese Grundprinzipien sind in einem völlig durchgeführten förmlichen Angriff am bestimmtesten ausgeprägt, daher als Beispiel für die folgenden Betrachtungen nur ein solcher Angriff und zwar gegen einen großen Waffenplatz neuerer Art, also gegen eine große Festung, welche in Entfernung von etwa 5000 Meter mit einem Gürtel starker detachirter Forts umgeben ist, angenommen werden kann. Das Verhältniß zwischen Angriff und Vertheidigung wird dabei als ein normales vorausgesetzt, und angenommen, daß beide in ausreichender Zahl mit modernen Kampfmitteln ausgerüstet sind, der Angreifer infolge seiner erfolgreichen strategischen Offensive moralisch und für seine Aufgabe entsprechend numerisch überlegen ist.

Die ersten Operationen für den Angriff einer Festung sind die Berennung und die Einschließung (Zernirung) der letzteren; beide werden als

---

Bombenwurf. Insofern übrigens eine Hauptaufgabe jedes Bombardements in der Entzündung von Feuersbrünsten in der befestigten Stadt besteht, ist hier die Bemerkung am Platze, daß sich bei den Bombardements im Kriege 1870 die alte Erfahrung bestätigt hat, wonach die Beschießung entstandener Brände und damit die Hinderung der Löscharbeiten meist wirksamer ist, als das Bombardement selbst.

Einleitungen eines ernstlichen Angriffs auch künftig nöthig sein, aber bei ihrer Ausführung einige Modifikationen gegen früher erleiden.

Die **Berennung** fällt vorzugsweise der Kavallerie zu; sie hat die Aufgabe, durch überraschendes Erscheinen auf möglichst allen Seiten der Festung Schrecken und Aufregung zu verbreiten, die Fouragirungen des Vertheidigers außerhalb der Festung zu hindern, und die Verbindungen desselben nach außerhalb zu unterbrechen.*) In letzterer Beziehung sind die Eisenbahnen ein wichtiges Objekt für die Aufmerksamkeit der Berennungstruppen geworden; die Verbindung derjenigen Bahnen, auf welchen der Festung möglicherweise von rückwärts her noch Verstärkungen oder Approvisionnements-Bedürfnisse zugeführt werden könnten, sind alsbald möglichst entfernt von der Festung zu unterbrechen. Die Ausdehnung solcher Unterbrechung darf aber nicht dem Gutdünken untergeordneter Führer überlassen bleiben, sondern muß hier wie bei den Operationen im Felde stets von der oberen Armeeleitung vorgeschrieben werden, damit nicht Bahnen, welche möglicherweise in nicht zu ferner Zeit für eigene Zwecke nutzbar werden können, durch Zerstörung großer Kunstbauten für einen über das Bedürfniß hinausgehenden Zeitraum unbrauchbar werden. Die Unterbrechung der Bahnverbindungen durch Berennungstruppen wird sich in den meisten Fällen auf eine Zerstörung des Oberbaues auf eine angemessene Streckenlänge beschränken, und von jedem Kavalleristen ohne besondere technische Kenntniß bewirkt werden können.

Früher wies man auch schon den Berennungstruppen die Aufgabe zu, die etwa noch im Gange befindlichen Armirungsarbeiten der Festung zu stören oder zu hindern; die Tragweite der heutigen Feuerwaffen wird die Erfüllung dieser Aufgabe gegenüber einer einigermaßen thätigen Vertheidigung selten mehr gestatten;**) die Berennung wird es als einen ausreichenden Erfolg ansehen können, wenn es ihr gelingt, die Zuführung von Materialien aus der Umgegend und bezw. den Bau neuer weit vorgeschobener Befestigungen zu hindern. Weitere Störungen der Armirung müssen der demnächstigen Einschließung der Festung durch stärkere aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Truppenabtheilungen überlassen bleiben.

Die **Einschließung** soll einen festen Gürtel um die feindliche Festung ziehen, jede Verbindung der letzteren mit der Außenwelt abschließen, und den

---

*) Die rein taktischen Einleitungsoperationen für einen Festungsangriff unterscheiden sich gar nicht von den Aufgaben, welche den Truppen im Felde zufallen. Es schien daher bei den folgenden Darlegungen überflüssig auf die Truppenverwendung für diese Operationen näher einzugehen.

**) Daß 1870 vor Toul einzelne Schwadronen bei der Berennung bis an den Festungsgraben gelangen, und daselbst Stauwerke zerstören konnten, gehört zu den Ausnahmen, die man nicht als Regel hinstellen kann. Jene kühnen Wagnisse wurden nur dadurch möglich, daß die Vertheidiger es verabsäumt hatten, den Rayon frei zu machen und namentlich die ziemlich dichten Pflanzungen auf dem Glacis zu beseitigen.

Vertheidiger möglichst auf den von den Festungswerken unmittelbar gesicherten Raum einschränken, ohne selbst erheblich von der Feuerwirkung der Festung leiden zu dürfen. Letztere Bedingung erfordert bei der heutigen Artilleriewirkung überall da, wo nicht besondere Terrainverhältnisse oder vorhandene örtliche Gegenstände (Wälder, Ortschaften u. dergl.) ein näheres Heranrücken gestatten, eine Entfernung der Einschließungslinie von etwa 5 — 6000 Meter von der äußersten Befestigungslinie. Dadurch wird die Gesammtlänge der Einschließungslinie natürlich beträchtlich größer als früher; nimmt man den Durchmesser der ganzen Befestigung eines großen Waffenplatzes auf etwa 10 000 Meter an, so erhält die Einschließungslinie eine Länge von gegen 9 deutsche Meilen.*) Diese Linie wird ferner selten durchgehende bequeme Zirkularverbindungen haben, sondern in der Regel durch Stromläufe und andere Bewegungshindernisse unterbrochen sein. Will man daher für die Erfüllung der Aufgabe der Einschließung, also für die dauernde Behauptung derselben gegenüber Offensivunternehmungen der Besatzung, welche gegen einzelne Punkte der Einschließung konzentrirt vorgehen können, nicht unverhältnißmäßig viel Kräfte aufwenden, so bleibt nur übrig, die Einschließungslinie fortifikatorisch zu verstärken, und womöglich auch mit Geschützen schwereren Kalibers auszurüsten, welche das Vorterrain bis gegen die Festung hin beherrschen können. Es handelt sich bei solchen fortifikatorischen Verstärkungen nicht um zeit- und kraftraubende Herstellung förmlicher regelrecht erbauter Schanzen, sondern um successive Verstärkung des Terrains — bei den taktisch wichtigern Punkten anfangend — zunächst durch Schützengräben und Geschütz-Emplacements, Einrichtung der im Einschließungsumzuge vorkommenden örtlichen Gegenstände für die Vertheidigung, und allmälige Verstärkung und Vervielfältigung dieser Anlagen bezw. bis zu mehreren hinter einander liegenden Linien, nach Maßgabe der zu Gebote stehenden Zeit und Arbeitskräfte. Die Einrichtungen vor Metz und Paris 1870, und neuerdings 1877 die Herrichtung der türkischen Stellung von Plewna haben in dieser Beziehung vortreffliche Beispiele gegeben.

Weitere wichtige Maßnahmen zur Sicherung der Einschließung sind die Herstellung mehrfacher guter Zirkularverbindungen, Ueberbrückung von Wasserläufen, Anbringung von Orientirungszeichen (Wegweiser) u. s. w, um jederzeit eine gegenseitige Unterstützung der einzelnen Theile der Einschließung ermöglichen zu können. Die leichte Befehls- und Nachrichtenvermittelung erfordert längs der ganzen Einschließungslinie telegraphische Verbindung, welche durch Kavallerierelais ergänzt werden kann. — Für die Beobachtung des Gegners sind Observationsstellen auf hohen Terrainpunkten oder Kirchthürmen der Umgegend einzurichten und telegraphisch mit dem Hauptquartier zu verbinden. Die vielfach empfohlene Anwendung von Ballons captifs für diesen

*) In koupirtem bessere Deckung gewährenden Terrain wird sich diese Linie meist verkürzen lassen; vor Metz 1870 betrug sie 5½ Meilen.

Zweck hat sich in der Praxis nicht sonderlich bewährt, da diese Ballons bei der geringsten Luftbewegung derartig schwanken, daß eine Beobachtung mittelst Fernröhren von ihnen aus nicht möglich ist; dazu bedarf es eines unbeweglichen Standpunktes.

Eine so eingerichtete Einschließungsstellung würde im Stande sein, die Festung für den offenen Verkehr zu isoliren; es muß aber auch jeder heimliche Verkehr gehindert werden; unterirdische Telegraphenverbindungen der Vertheidigung sind aufzusuchen und zu zerstören, die Flußläufe ober- und unterhalb der Festung zur Verhütung von Mittheilungen in schwimmenden Körpern (Flaschen, Blasen) durch Drahtnetze zu sperren, und dergleichen mehr. Es muß endlich alles versucht werden, was dem Vertheidiger Abbruch thun und seine Widerstandskraft schwächen könnte. Dazu gehört die Absperrung von Wasserleitungen oder Wasserläufen, welche zur Versorgung der befestigten Stadt oder auch zur Speisung der Festungsgräben mit Wasser dienen, und vor Allem die Störung der etwa noch rückständigen Armirungsarbeiten der Festung. Für letzteren Zweck eignen sich die in der Einschließungslinie etablirten schweren Batterien und namentlich Alarmirungen durch Feldartillerie und Infanterie, bei deren Benutzung man aber vorsichtig verfahren muß, um sich nicht durch ungedeckte Vorführung größerer Truppenmengen erheblichen und mit dem zu erwartenden Erfolg nicht im richtigen Verhältniß stehenden Verlusten durch die Feuerwirkung der Festung auszusetzen. Diese Rücksicht ist von Seiten des Angreifers bei allen in das Gebiet der Alarmirung gegenüber der Festung gehörigen Unternehmungen zu beobachten; es dürfen bei der heutigen Feuerwirkung nie mehr Kräfte exponirt werden, als für den beabsichtigten Zweck unbedingt erforderlich; die Wichtigkeit dieses schon im Feldkriege gültigen Grundsatzes steigert sich im Festungskriege, wo der Gegner in erhöhtem Grade gedeckt ist.

Die Wirksamkeit der Alarmirungen hängt vorzugsweise von dem überraschenden Eintreten derselben ab; letzteres ist nur ausführbar, wenn der Angreifer sich in möglichster Ausdehnung in den Besitz des Terrains zwischen der Einschließungslinie und den Befestigungen gesetzt hat.

Die Besitznahme dieses Terrains ist aus mehreren Gründen erforderlich. Zunächst trägt dieselbe in hohem Grade zur Sicherung der langgestreckten Einschließungslinie bei; ferner wirkt das Andrängen des Angreifers moralisch deprimirend auf den zur Aufgabe von Vorterrain genöthigten Vertheidiger; die Besitznahme von Terrain und Oertlichkeiten in größerer Nähe der Befestigungen gestattet ein dauerndes erfolgreicheres Stören der noch rückständigen Armirungsarbeiten, und endlich auch ein sorgfältiges Rekognosziren des ganzen Terrains bis zu den Festungswerken. Letzteres Motiv ist als das wichtigste anzusehen, denn es handelt sich da um ein Terrain, auf welchem — mag man sich mit einer Einschließung begnügen oder demnächst zu einem förmlichen Angriff übergehen — sich alle ferneren Aktionen des Festungskampfes abspielen

werden; diese Aktionen finden außerdem vorzugsweise zur Nachtzeit statt; es ist daher Bedürfniß für alle Führer der Einschließungstruppen, dies Kampfterrain genau zu kennen. Dies Bedürfniß steigert sich, wenn die Einschließung als Einleitung eines förmlichen Angriffes anzusehen ist; die alsdann eintretende Nothwendigkeit, das günstigste Terrain für den förmlichen Angriff auszuwählen, erfordert gebieterisch die Besitznahme desselben, und zwar nicht nur auf einzelnen, möglicherweise zu wählenden Angriffsfronten, sondern — um den Vertheidiger über die Wahl im Unklaren zu lassen — in solchem Umfange, als die Kräfte des Angreifers und die Zähigkeit des Vertheidigers es irgend erlauben. — Diese Besitznahme wird sich bei Tage günstigstenfalls bis auf wirksame Gewehrschußweite von den Befestigungen erstrecken können; in recht übersichtlichem Terrain genügt es auch, wenn bei Tage von den Positionen der Einschließung aus das Terrain bis zu den Festungswerken genügend übersehen werden kann. Zur Nachtzeit muß ein näheres Herangehen an die Werke angestrebt werden;*) die Grenze desselben ergiebt sich aus dem Widerstandsgrade des Vertheidigers. Bei der Durchführung dieser Besitznahme werden zu Anfang die Batterien der Einschließungslinie erfolgreich mitwirken können, weiterhin fällt dieselbe der Infanterie — in geeignetem Terrain durch ambulante Feldgeschütze unterstützt — zu, und können dabei schwere Batterien der Einschließung nur insofern indirekt mitwirken, als sie das Feuer der Festung auf sich zu ziehen pflegen und dadurch von den kämpfenden Truppen ablenken. — Ist die Besatzung der Festung zahlreich und thätig, und wird das Vorterrain von den Werken weit hinaus gut beherrscht, so werden hier zahlreiche und blutige Einzelnkämpfe bevorstehen,**) in denen der Angreifer nur allmälig Terrain gewinnen kann, indem er successive von Position zu Position vorgeht, nachdem er sich in jedem dazu geeigneten Terrain fortifikatorisch eingerichtet hat.

Soll nun aus der Einschließung zum förmlichen Angriff übergegangen werden, so muß man sich über die für solchen Angriff günstigste Front der Festung klar machen. Es kommen bei dieser Wahl zwar auch heute noch dieselben Gesichtspunkte in Betracht wie früher, ihr Verhältniß unter einander hat sich aber etwas geändert. Die Nothwendigkeit, hinter dem Angriff in möglichster Nähe gute Kommunikationen, namentlich Eisenbahnen rückwärts nach den heimatlichen Depotplätzen zu haben, hat sich durch den neuerdings eingetretenen bedeutend größeren Aufwand von materiellen Streitmitteln für einen Festungsangriff gesteigert; das Bedürfniß günstiger Aufstellungspunkte

*) In den deutscherseits 1870 durchgeführten Festungsangriffen wurde dieser Grundsatz selten befolgt, indem die Vorposten der Einschließung meist ganz außerhalb der Schußweite der Festung blieben; es erklärt sich dies durch den Umstand, daß die Kräfte der Einschließung namentlich zu Anfang derselben in der Regel nicht ausreichend für ihre Aufgabe waren.

**) Interessante Beispiele hierfür bietet der Kampf um Belfort 1870/71.

für die Belagerungsartillerie ist ein anderes geworden: während die Haupt-Artillerie-Aufstellungen früher wenige hundert Schritte von den angegriffenen Befestigungen gewählt wurden, erstrecken sie sich — wie wir später sehen werden — heute auf eine Zone von etwa 1200 bis 2500 Meter von den letzteren; während früher für die Angriffsbatterien fast ausschließlich dominirende Punkte gesucht wurden, zieht die heutige Artillerie unter Verwerthung des indirekten Schusses gedeckte Aufstellungen vor, und wählt dominirende Punkte vorzugsweise nur für solche Batterien, welche gegen etwaige Offensivunternehmungen des Vertheidigers mitwirken sollen.

Das Vorhandensein eines für die Annäherungsarbeiten günstigen Terrains bis an die Befestigungen heran ist heute ebenso sehr eine Nothwendigkeit wie früher. Trotz aller Steigerung der Wirksamkeit der Artillerie wird dieselbe doch nicht im Stande sein, für sich allein eine gut vertheidigte Festung zu erobern; es bedarf dazu der Mitwirkung des präziseren Infanteriefeuers, also näherer Aufstellungen gegenüber der Festung, als oben angegeben; vor Allem aber der gedeckten Annäherungswege an letztere, um im letzten entscheidenden Moment Sturmkolonnen gedeckt heranführen zu können. Diese Annäherungswege werden ganz unentbehrlich, wo man nach Lage der Verhältnisse eine Minenvertheidigung erwarten muß, deren Bekämpfung einen Minenangriff erfordert, oder wo beim Sturm Wassergräben zu überschreiten sind, was nicht ohne mühsame und zeitraubende Vorbereitungen erfolgen kann, für deren Ausführung eine genügende Deckung durchaus nöthig.

Neben diesen Hauptgesichtspunkten für die Wahl der Angriffsfront treten andere neuerdings mehr in den Hintergrund. Das materielle Widerstandsvermögen der Festungswerke der einzelnen Fronten kann zwar nicht ganz unbeachtet bleiben; indessen wird man schwerlich Anstand nehmen, eine auch materiell stärkere Front zum Angriff zu wählen, wenn jene Bedingungen vor derselben besonders günstig sind; auch die Rücksicht auf die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen und gegen feindliche Entsatzversuche wird man neben jenen Hauptbedingungen um so eher zurücktreten lassen, als der umfangreiche Apparat, den die förmliche Belagerung einer großen Festung heute mehr als früher erfordert, den Entschluß zu einer solchen Belagerung in der Regel davon abhängig macht, daß man auf dem betreffenden Kriegstheater vollständig Herr im freien Felde ist, also andauernde Störungen der eigenen Verbindungen bezw. Entsatzversuche des Feindes nicht zu befürchten hat.

Hat man sich nach allen diesen Rücksichten für eine bestimmte Front der Festung zur Durchführung des förmlichen Angriffes entschieden, so wird man dabei zugleich geeignete Punkte für Anlage der großen Belagerungsparks sowohl für die Artillerie wie für die Ingenieure ermittelt haben. Diese Parks, in welchen alles Material für die Durchführung des Angriffes angesammelt bezw. vorbereitet wird, müssen ganz besonders nahe an benutzbaren Eisenbahnlinien liegen und werden bezw. mit solchen sogar durch Feldbahnen

in direkte Verbindung gebracht. Sie müssen gegen das Festungsfeuer unbedingt gesichert sein, und werden daher selten viel näher als eine deutsche Meile an die Festungswerke herangeschoben werden können. Da nun aber die Angriffsbatterien und Laufgräben, welche hinsichtlich aller ihrer Bedürfnisse auf die Parks angewiesen sind, in beträchtlich geringerer Entfernung von den Festungswerken Platz finden, so ist es nöthig, daß von den Parks aus in das Angriffsfeld bequeme und womöglich auch gegen Sicht von der Festung her gedeckte Kommunikationen entweder schon vorhanden sind, oder mit leichter Mühe hergestellt werden können. Bei der hier wie bei allen folgenden Angriffsoperationen erforderlichen Sicherung gegen Sicht hat man übrigens als feindliche Beobachtungsstellen nicht nur die Festungswerke, sondern auch hochgelegene Punkte, wie Kirchthürme, zu berücksichtigen.*)

Der rege Verkehr, welcher zwischen den Parks und den weiter vorwärts auszuführenden Belagerungsarbeiten namentlich zur Nachtzeit nöthig ist, macht es außerdem wünschenswerth, daß erstere möglichst hinter der Mitte der letzteren Platz finden, um Kreuzungen des Verkehrs und damit Stockungen zu vermeiden.

Dennoch wird es bei der Entfernung der Parks von den Angriffsarbeiten nicht zu umgehen sein, in größerer Nähe der letzteren Zwischendepots einzurichten, um den Zeitverlust zu vermeiden, der bei der Heranschaffung des augenblicklichen Bedarfs durch die Entfernung der Hauptdepots erwachsen würde.

Sobald die Parks eingerichtet und mit den für den ersten Bedarf namentlich an Geschützen und Munition erforderlichen Beständen ausgerüstet sind, kann zum eigentlichen förmlichen Angriff geschritten werden. Das frühere Verfahren der Eröffnung einer ersten Parallele unter gleichzeitiger Erbauung der ersten Angriffsbatterien auf 800—1000 Schritt von der Festung ist heute nicht mehr anwendbar. Eine nur einigermaßen thätige und noch ungeschwächte Vertheidigung würde die Arbeiten bald entdecken und die Ausführung durch ihre Feuerwirkung hindern; die heutige Artillerie erkennt auch das Bedürfniß nicht an, sich den Festungswerken soweit zu nähern und die Batterien dem Gewehrfeuer der letzteren auszusetzen. Man hat daher einen andern Gang des förmlichen Angriffes angenommen, indem man zunächst durch eine starke Artillerie-Aufstellung in angemessener Entfernung die völlige Beherrschung des Angriffsfeldes und eine allgemeine Schwächung der Vertheidigung erreichen will, bevor man gleichzeitig mit einer zweiten für den Nahkampf bestimmten Artillerie-Aufstellung die Trancheen eröffnet und mit letzteren nach Maßgabe des durch die Batterien erlangten Uebergewichtes gegen die Festung vorgeht.

*) Bei der Belagerung Straßburgs 1870 ist die von dem Vertheidiger auf dem Münsterthurm eingerichtete Beobachtungsstation für den Angriff oft von nachtheiligem Einfluß gewesen.

Für die erste Artillerie-Aufstellung*) gegen die Befestigungen wählt man eine Entfernung, in welcher die Schußweite und Trefffähigkeit der neuen Geschütze noch gut ausgenutzt werden kann, ohne letztere den Offensiv-Unternehmungen des Vertheidigers oder dem Gewehrfeuer desselben aus vorgeschobenen Positionen auszusetzen, also etwa eine viertel deutsche Meile. Es ist anzunehmen, daß das betreffende Terrain — zwar meistens beträchtlich vorwärts der Einschließungsposition, aber doch innerhalb desjenigen Rayons liegt, der durch den Angreifer direkt beherrscht wird, so daß die Auswahl der Batterie-Emplacements keine Schwierigkeit hat. Nach alter unveränderlicher Regel muß die erste Artillerie-Aufstellung gegen eine Festung von vornherein so stark sein, daß sie den Kampf mit den Festungsgeschützen erfolgreich eingehen kann; da nun die Zahl der letzteren in neuerer Zeit fast überall vermehrt ist, ihre große Tragweite auch eine ausgedehntere Mitwirkung der Kollateralwerke der Angriffsfront zuläßt, so erfordert die erste Angriffsstellung in neuerer Zeit eine sehr bedeutende Geschützzahl, welche bei uns — außer den gleichzeitig gegen gewaltsame Unternehmungen des Vertheidigers aufzustellenden leichteren Geschützen — auf etwa 150 Stück angenommen wird.

Es ist einleuchtend, daß die für solche Geschützzahl erforderlichen Batterien nicht gleichzeitig in einer Nacht erbaut und armirt werden können; dennoch ist bei dieser ersten direkten Angriffsoperation die Ueberraschung des Gegners ein sehr wünschenswerther Bundesgenosse. Der Vertheidiger soll bis zum letzten Moment darüber im Unklaren gelassen werden, gegen welche Seite der Festung der Angriff gerichtet wird; aus diesem Gesichtspunkte ist es doppelt erwünscht, schon in der Zernirungslinie einzelne Batterien schwerer Geschütze zu etabliren, deren Feuer die Festungswerke erreichen und den Vertheidiger über die beabsichtigte Angriffsfront täuschen kann. Letzterer wird in seiner Unsicherheit nicht in der Lage sein, umfangreichere Vorbereitungen für die Armirung gegen den förmlichen Angriff, für die zahlreichen Batterie-Anlagen dagegen zu machen; tritt daher der Angreifer mit einer bedeutenden Geschützzahl überraschend gegen die erwählten Angriffsfronten auf, so steigt nicht nur für ihn die Wahrscheinlichkeit, im ersten Artilleriekampf bald ein entscheidendes Uebergewicht über die Vertheidigung zu erlangen, sondern er wird auch die demnächstige Etablirung neuer Kampfbatterien der letzteren auf der Angriffsfront in hohem Grade erschweren können.

Und das überraschende Auftreten wenigstens einer bedeutenden Macht ist in der ersten Geschützaufstellung des Angriffs bei der nöthigen Vorsicht wohl möglich. Die Entfernung der Batterie-Emplacements von der Festung macht schon genaue Beobachtungen der Vorbereitungen des Angreifers sehr schwierig; mit seltenen Ausnahmen werden letztere in einem einigermaßen wellenförmigen

*) Es wird für die Verdeutlichung der folgenden Betrachtungen auf die beigegebene schematische Darstellung Bezug genommen.

Terrain theilweise gedeckt ausgeführt werden können, um so mehr wenn die Emplacements der schweren Batterien — deren Herstellung besonders mühsam — der Sicht entzogen sind, um mittelst indirekten Schusses zu wirken. Ist der Materialienbedarf vorher aus den Parks in gegen Sicht (durch Gebüsch, Terrainerhebungen, Häuser 2c.) gedeckte Zwischendepots in der Nähe der gewählten Batterie-Emplacements rechtzeitig und geheim herangeschafft,*) so wird es möglich sein, in einer Nacht eine beträchtliche Anzahl von Batterien zu erbauen, zu armiren und für den kommenden Morgen schußbereit zu haben. Ist dies unter ungünstigen Umständen (schwer zu bearbeitender Boden, sehr kurze oder mondhelle Nächte, unbequeme Transportverhältnisse und dergleichen) nicht ausführbar gewesen, so kommt es darauf an, dem Vertheidiger am folgenden Tage die unvollendeten Arbeiten zu verheimlichen; diese Aufgabe werden theilweise das Terrain und die auf demselben befindlichen örtlichen Gegenstände übernehmen, unter deren Schutz die Batterien angelegt sind; wo solche natürliche Deckungen nicht vorhanden, genügen auf einem mit Vegetation bedeckten Terrain erfahrungsmäßig eingesteckte grüne Reiser, um die für die Batteriebrustwehr frisch aufgeschüttete Erde — welche am leichtesten von der Festung aus zu erkennen — zu verdecken.

Dennoch wird man selten geeignete Kräfte zur Verfügung haben, um für die Gesammtzahl der in die erste Artillerie-Aufstellung disponirten Geschütze gleichzeitig Batterien zu erbauen und zu armiren; man nimmt daher von vornherein eine Ausführung in zwei Abtheilungen (Staffeln) an, von denen die zweite etwas vorgeschoben wird, und damit zugleich ein durch seine moralische Wirkung nicht zu unterschätzendes Avanciren des Angriffes zum Ausdruck bringt.

Die frontale Ausdehnung der beiden Staffeln der ersten Geschützaufstellung richtet sich nach derjenigen des Angriffsobjektes, welches sie natürlich überflügeln muß; in der Regel werden mindestens zwei Forts eines größeren Waffenplatzes gleichzeitig angegriffen werden müssen. Die einzelnen Batterien, denen man aus Rücksicht auf eine zweckmäßige Feuerleitung nicht über sechs Geschütze giebt, werden zur besseren Uebersicht und nöthigenfalls zur Konzentrirung ihres Feuers in Gruppen von drei bis vier zusammengelegt; sie dürfen aber innerhalb jeder Gruppe nicht zu eng liegen, um dem Feuer des Vertheidigers nicht günstige Zielpunkte zu gewähren. Die Gruppen der zweiten Staffel legt man zweckmäßig vor die Lücken zwischen den Gruppen der ersten Staffel. Batterien sowohl wie Gruppen werden untereinander und mit den rückwärts gelegenen Depots durch gedeckte Kommunikationen verbunden, und

---

*) Die Erfahrungen vor Straßburg und Belfort 1870 haben von neuem bewiesen, daß die Herstellung und die Armirung einer größeren Anzahl von Angriffsbatterien, selbst bei dem Vorhandensein ausreichender Arbeitskräfte, in einer Nacht nur ausführbar ist, wenn sie durch vorherige Einrichtung von Zwischendepots in der Nähe vorbereitet sind.

die ganze Artilleriepoſition gegen Offenſiv-Unternehmungen von der Feſtung aus durch eine vorgeſchobene Vertheidigungsſtellung (Schützengräben für Infanterie, Emplacements auf dominirenden Punkten für Feldgeſchütze) geſichert, welche aber — ebenſo wie die vorerwähnten Kommunikationen — derart disponirt ſein müſſen, daß ſie auf Erfordern ein offenſives Vorgehen geſchloſſener Deckungstruppen zur Abwehr bezw. Verfolgung von Ausfällen des Vertheidigers geſtatten.

Die Aufgabe dieſer erſten Artillerie-Aufſtellung iſt es nun, das Feuer der bis dahin ſchußbereiten Artillerie des Vertheidigers zu dämpfen, die Aufſtellung neuer Vertheidigungsgeſchütze (Armirung gegen den förmlichen Angriff) thunlichſt zu hindern, und die dauernde Beſitznahme des Angriffsfeldes in weiterem Umfange vorzubereiten, als es bis dahin von der Einſchließung aus gelungen. Die Durchführung letzterer Aufgabe fällt vorzugsweiſe der Infanterie zu und kann erſt mit Erfolg unternommen werden, wenn die Angriffsartillerie ein gewiſſes Uebergewicht über die Vertheidigungsartillerie erlangt hat; ſie iſt unerläßlich für eine Durchführung der ferneren Angriffsoperationen mit möglichſt geringen Opfern, und muß daher mit äußerſter Energie angeſtrebt werden.

So lange der Vertheidiger noch Terrainpoſitionen im Angriffsfelde vorwärts der eigentlichen Befeſtigungen im Beſitz hat, iſt der Angreifer auf Gewehrſchußweite von dieſen Poſitionen in allen ſeinen Unternehmungen im hohen Grade behindert; dieſe Behinderung tritt ohnehin ein, ſobald letzterer bei ſeinem Vorgehen in den Gewehrſchußbereich der Befeſtigungen gelangt, und nöthigt ihn da zu den mühſamſten und zeitraubendſten Deckungsarbeiten; wo ſie ſich aber im weiteren Vorterrain findet, muß ſie unter allen Umſtänden beſeitigt werden, um den Angriff nicht ſchon in weiter Entfernung von dem eigentlichen Angriffsobjekt zu gleichen Arbeiten zu zwingen und die Dauer der ganzen Operation außerordentlich zu verlängern.

Ein weiteres Motiv für die völlige Beſitznahme des Angriffsfeldes liegt in der Nothwendigkeit der Aufſtellung eines genauen Planes für die Annäherungsarbeiten. Am Tage iſt das Angriffsfeld im Bereiche des Gewehrfeuers des Vertheidigers für rekognoszirende Offiziere nicht zugänglich; die ſpeziellen Rekognoszirungen für die Wahl der näher an die Feſtung heranzuſchiebenden Batterien und für die gedeckten Annäherungswege (Laufgräben) müſſen daher zur Nachtzeit erfolgen, wo jede Umſicht fehlt; die Entſcheidung über die Ausführung aller ſolcher Angriffsarbeiten kann ſich daher nur auf eine Kombination von Tagesbeobachtungen aus der Ferne und nächtlichen Ermittelungen an Ort und Stelle gründen, erſtere werden außerordentlich erleichtert, letztere überhaupt erſt möglich gemacht durch den Beſitz des betreffenden Terrains; ihre Wichtigkeit bedarf nach den vielfachen Beiſpielen in der Geſchichte der Feſtungskriege — wo fehlerhafte Batterie-Anlagen*) oder unzweckmäßig

*) Vor Straßburg 1870 kam es infolge ungenauer Rekognoszirungen wiederholt vor, daß Batterien an unrichtiger Stelle erbaut wurden.

alignirte Trancheen große Opfer und bedauerliche Zeitverluste erfordert haben — keiner näheren Begründung. Man wird den beabsichtigten Zweck im allgemeinen für die vorliegende Angriffsperiode genügend erreichen, wenn die Vorposten des Angreifers bei Tage bis auf 5—600 Meter von den Festungswerken in Schützenlöchern oder Gräben vorgeschoben werden können; in dunkeln Nächten müssen sie versuchen, bis zum Fuß des Glacis vorzudringen, um alle Bewegungen des Vertheidigers in seinen Positionen zu beobachten.

Die sich hieraus ergebenden Kämpfe um das nahe Vorterrain der Festung können gegenüber einer thätigen und durch Terrainvortheile unterstützten Vertheidigung sehr mühsam und zeitraubend werden; ihre Durchführung fällt hauptsächlich in die Nachtzeit, wo die Vertheidigungsartillerie weniger wirksam eingreifen kann; sie entbehren dabei freilich auch der direkten Mitwirkung der eigenen Artillerie, welche die vordringende Infanterie nur indirekt durch Deckung ihrer Flanken unterstützen kann.

Ist auf diese Weise die völlige Besitznahme des Angriffsfeldes und nach sorgfältiger Rekognoszirung desselben die Aufstellung eines genauen Angriffsplanes erfolgt, so kann zur Eröffnung einer ersten Parallele als Basis für den Nahangriff und als Deckung für die gleichzeitig auszuführende zur wirksamen Zerstörung der Vertheidigungsfähigkeit der Festung bestimmte zweite Artillerie-Aufstellung geschritten werden.

Bei diesen Operationen ist eine Ueberraschung in Bezug auf den Ort nicht mehr vorauszusetzen, nachdem die Angriffsfront durch die erste Artillerie-Aufstellung deklarirt worden; wohl aber kann der Angreifer in Bezug auf den Zeitpunkt der Ausführung noch überraschen, und nur hierdurch im Verein mit einer vorauszusetzenden Schwächung der Vertheidigung durch den bisherigen Artilleriekampf auf eine glückliche Durchführung seiner Operationen ohne allzugroße Verluste rechnen.

Die erste Parallele wird wie früher ihren Platz zweckmäßig 600—700 Meter von den angegriffenen Werken finden, einerseits, damit die Arbeiter möglichst außerhalb des wirksamen Gewehrschusses des auf seine Werke beschränkten Vertheidigers bleiben, andererseits, damit die wenige hundert Meter dahinter herzustellenden Batterien der zweiten Geschützaufstellung günstige Schuß-Distanzen erhalten. Die Parallele ist dabei jedenfalls innerhalb desjenigen Rayons, der sich zur Nachtzeit im unbestrittenen Besitz des Angreifers befinden muß.

Die Eröffnung der Parallele selbst und der von derselben nach rückwärts führenden gedeckten Kommunikationen erfolgt mittelst der gemeinen Sappe durch Infanteriemannschaften, denen zur Leitung und Aufsicht Ingenieuroffiziere und Pioniere zugetheilt sind; nur zu einzelnen besonders schwierigen Strecken der Laufgräben, z. B. zum Durchschneiden von Steinchausseen, Mauerfundamenten ꝛc., pflegt man die in solchen Arbeiten geübteren Pioniere unmittelbar zur Eröffnung zu verwenden, und diese nothwendig mit größerem Geräusch

verbundenen und daher verrätherischen Arbeiten auch erst vorzunehmen, sobald die Arbeiter bei den übrigen Theilen der Parallele schon einige Deckung in der Erde erlangt haben. Die Eröffnung muß mit um so größerer Präzision vor sich gehen, als der Vertheidiger darauf einigermaßen vorbereitet ist, und der Arbeit nach ihrer Entdeckung voraussichtlich mit kräftiger Feuerwirkung entgegentreten wird. Es ist daher in allen Fällen zu empfehlen, das Formelle der Ausführung, die Anstellung der Arbeiter, mit den darin unerfahrenen Infanteristen vorher fleißig einzuüben. Uebrigens sind die näheren Bestimmungen über die Ausführung, über die erforderlichen Sicherungsmaßregeln und über die Einrichtung der Parallele — welche eine geschlossene Vertheidigungsstellung bilden soll und daher möglichst einen solchen Platz erhält, daß von ihr das vorliegende Terrain gegen die Festung hin übersehen werden kann — in den betreffenden Dienstreglements gegeben.*)

In derselben Nacht, in welcher die erste Parallele eröffnet wird, muß auch zum Bau und zur Armirung wenigstens eines großen Theiles der Batterien der zweiten Artillerie-Aufstellung geschritten werden. Diese Aufstellung enthält die eigentlichen Kampfgeschütze, deren erste Aufgabe darin besteht, die Vertheidigungsartillerie durch Seitenfeuer und durch Kampf von Geschütz gegen Geschütz zum Schweigen zu bringen, also derjenigen gleich ist, welche bei dem früheren Festungsangriff den Rikochet- und den Demontirbatterien zugewiesen war; die Unterscheidung zwischen letztere beiden Batteriearten war schon früher nicht scharf, insofern man Rikochetbatterien auch gleichzeitig zum Demontiren geeignet liegender Festungslinien verwandte, und umgekehrt; in neuerer Zeit ist sie ganz verwischt, indem die größere Entfernung von den Werken es erlaubt, jede einzelne Batterie nach Bedarf zum Rikochetiren, Demontiren oder weiteren Zwecken zu verwenden. Als solche weiteren Zwecke sind die Vertreibung der Mannschaften von den Festungswerken und sonstigen Vertheidigungsanlagen — um das Vorschreiten des Sappenangriffs zu erleichtern — ferner die Versuche zu bezeichnen, die durch indirektes Feuer erreichbaren gedeckten Flankirungsanlagen, Schutz- und Hohlräume der Vertheidigungswerke, Schleusenwerke welche die Anspannung der Wassergräben oder der Inundationen der Festung bewirken, und dergleichen mehr zu zerstören, und endlich günstigstenfalls auf gleichem Wege an geeigneter Stelle Bresche in in die Eskarpenmauern zu legen.

Die Batterien dieser zweiten Aufstellung werden etwa 150 bis 200 Meter hinter der Parallele erbaut, damit sie nicht bei jedem Offensivunternehmen des Vertheidigers gegen letztere alsbald in Mitleidenschaft gezogen werden,

---

*) Eine alte und in den Festungsangriffen 1870 bestätigte Regel schreibt vor, daß bei Eröffnung der Parallele nur die Flügelbatterien des Angriffs feuern, die Frontalbatterien aber schweigen, weniger um die eigenen Arbeiter nicht zu gefährden — was durch hohe Bogenschüsse vermieden werden könnte —, als um das Feuer der Vertheidigungsgeschütze in das Angriffsfeld nicht herauszufordern.

auch durch ihr Feuer nicht die vorliegenden Laufgräben belästigen; sie werden ähnlich wie diejenigen der ersten Aufstellung in Gruppen zusammengelegt und unter sich sowie mit der ersten Aufstellung durch gedeckte Kommunikationen (Laufgräben) verbunden, welche sich denjenigen der Parallele anschließen können. Die zweite Aufstellung erfordert bei der größeren Nähe an der Festung schon eine aufmerksamere Flankensicherung; dieselbe wird — wo das Terrain sie nicht bietet — einestheils durch die übergreifenden Flügelbatterien der ersten Aufstellung, anderentheils durch Anlehnung der eigenen Flügel an die Flügel der Parallele, durch Herstellung von Emplacements für Feldgeschütze und event. durch besondere fortifikatorische Anlagen daselbst erreicht. — Man will auch die Kampfbatterien der zweiten Aufstellung vorzugsweise indirekt feuern lassen, also die Geschütze gedeckt etwa in Terrainfalten oder hinter örtlichen Deckungen aufstellen; da es aber bei dem Demontirschuß darauf ankommt, die Trefffähigkeit der Geschütze aufs äußerste auszunutzen, so wird man sich die Möglichkeit der Anwendung des direkten Schusses nicht ganz verschließen dürfen, und wenigstens einen großen Theil der Batterien auf Terrainerhebungen erbauen, wo sich dennoch oft Gelegenheit zu theilweiser Deckung — durch niederes Buschwerk, bestandene Getreidefelder u. s. w. — finden und dem Gegner dadurch das Zielen erschwert werden kann.*)

Die hauptsächlichsten Aufgaben aller dieser Batterien erfordern die vorzugsweise Verwendung der mittleren Kaliber der Festungsartillerie in denselben; man kann den Bedarf für die zweite Aufstellung auf ungefähr 200 Rohrgeschütze annehmen, von denen indessen die Hälfte aus den in dieser Angriffs-Periode weniger wichtigen Batterien der ersten Aufstellung zu entnehmen ist; in dieser letzteren verbleiben vorzugsweise nur die schwersten Belagerungsgeschütze (15cm Ringkanonen und gezogene Mörser), deren Wirksamkeit aus der zweiten Aufstellung bei der Nähe des Zielobjekts nicht genügend ausgenutzt werden kann.

Es ist einleuchtend, daß der Bau und die Armirung der Batterien für gegen 200 Geschütze nicht gleichzeitig in einer Nacht auszuführen ist, um so weniger, als beide Arbeiten bei der vorauszusetzenden größeren Uebersichtlichkeit des Terrains in der Nähe der Festung nicht in gleichem Grade durch Anlage von Zwischendepots vorbereitet werden können, wie der Bau und die Armirung der Batterien der ersten Aufstellung. Die successive Ausführung wird auch erleichtert durch das bis dahin schon wirksam gewesene und fortdauernde Feuer der letzteren Batterien. Dennoch muß es angestrebt werden, in der Nacht der Paralleleneröffnung wenigstens so viele Geschütze schußfertig

---

*) Da auch der Vertheidiger in der Gegenwart seine Kampfgeschütze meist hinter Deckungen hervor indirekt feuern läßt, so wird zwar der direkte Demontirschuß immer mehr in den Hintergrund treten; indessen haben die Festungsangriffe 1870 genügend bewiesen, daß derselbe auch heute noch nicht ganz zu entbehren ist.

zu machen und mit der erforderlichen Munition zu versehen, um alsbald den Kampf mit den Festungsgeschützen mit einiger Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Man wird dies am ehesten erreichen, wenn man die in der Eröffnungsnacht erbauten Batterien mit den aus dem Park heranzuziehenden neuen Geschützen armirt, während alle Batterien der ersten Aufstellung noch im Feuer bleiben und erst in den folgenden Nächten nach Maßgabe der Zahl der inzwischen erbauten neuen Batterien der zweiten Aufstellung theilweise geräumt werden, um Geschütze für letztere abzugeben.

Nachdem die erste Parallele vertheidigungsfähig eingerichtet und der größte Theil der Batterien der zweiten Aufstellung in Wirksamkeit getreten ist, schreitet man unter dem Schutz der letzteren und der in einzelnen Schützengräben inzwischen entsprechend vorgeschobenen Vorposten zur Eröffnung der zweiten Parallele und der Verbindungen derselben mit der ersten Parallele.

Die Längenausdehnung der zweiten Parallele richtet sich wesentlich nach der Natur des Angriffsobjekts; ist letzteres eine geschlossene Enceinte, so wird die Parallele die Angriffsfront noch umfassen müssen, und nur auf den Flügeln zur Flankendeckung von der ersten Parallele überragt werden; ist das nächste Angriffsobjekt aber ein Gürtel detachirter Forts, so wird man sich in der Regel damit begnügen, die zweite Parallele in kürzeren Stücken vor jedem der förmlich anzugreifenden Forts auszuführen, und von da ab gegen jedes der letzteren einen besonderen Sappenangriff durchzuführen, während die erste Parallele als Hauptbasis dieses ganzen Angriffs sich zusammenhängend über die ganze Angriffsfront erstrecken mußte.

Die Ausführung der zweiten Parallele erfolgt in ähnlicher Weise wie diejenige der ersten Parallele. Da man aber nunmehr in den Bereich des wirksamen Gewehrfeuers der Vertheidigung gelangt, so steigert sich das Bedürfniß der schnellen Herstellung einer Deckung der Arbeiter. Man wird daher gegenüber einer thätigen Vertheidigung für die Ausführung der zweiten Parallele die sogenannte flüchtige Sappe wählen müssen, bei der zunächst Sappenkörbe in der Richtung der Parallele niedergesetzt und rasch mit Erde gefüllt werden, um den Arbeitern wenigstens einige Deckung zu gewähren.

In früherer Zeit war die zweite Parallele der Hauptstützpunkt für die Demontirbatterien gegen die Festung; die heutige Artillerie vermag — wie schon gesagt — ihre Aufgabe in dieser Richtung aus ihrer zweiten Aufstellung hinter der ersten Parallele vollständig zu erfüllen. Es liegt daher für sie im allgemeinen kein Bedürfniß vor, mit ihren Kampfbatterien weiter vor und in das lästige Gewehrfeuer der Vertheidigung hineinzugehen. Unter diesen Umständen werden vorwärts der ersten Parallele als Angriffsbatterien nur noch Wurfbatterien für glatte Mörser angenommen, deren große Wirksamkeit gegen das Innere der angegriffenen Festungswerke sich in dem Kriege von 1870 von neuem bewährt hat. Daneben erfordert der Schutz der vorschreitenden Sappen gegen Offensivstöße die Einrichtung von Emplacements

für Feldgeschütze, die gewöhnlich unmittelbar vor der ersten Parallele und namentlich vor den Flügeln derselben zur Flankensicherung des vorgehenden Sappenangriffs Platz finden.

Die grundsätzliche Beschränkung der Angriffsbatterien auf das Terrain hinter der ersten Parallele ist aber — wie die Erfahrungen bei der Belagerung von Straßburg 1870 erwiesen — nicht immer streng durchzuführen. Es können Fälle nicht ausbleiben, in denen die Sappenarbeiten — namentlich wenn sie das Glacis erreicht haben — entweder maskirend wirken oder durch das eigene Feuer ernstlich gefährdet sind;*) auch kann eine erhöhte Ausnutzung der Trefffähigkeit der Geschütze gegen einzelne Zielobjekte wünschenswerth werden. In solchen Ausnahmefällen wird man dazu schreiten müssen, einzelne besonders wichtige Angriffsbatterien weiter vorzuschieben, ohne daß damit der obige Grundsatz alterirt würde.

Nachdem in der vollendeten zweiten Parallele eine neue den Befestigungen bis auf 300 bis 400 Meter näher gerückte Basis für den Sappenangriff gewonnen ist, wird man für die weiteren Annäherungsarbeiten im wirksamsten Gewehrfeuer des Vertheidigers**) nur ausnahmsweise flüchtig arbeiten können, und im allgemeinen auf die Herstellung der Trancheen durch die völlige Sappe angewiesen sein. Die früheren kunstvollen Sappen mit dem Wälzkorbe sind der heutigen Artillerie gegenüber nicht mehr verwendbar; die mühsam und langsam vorschreitende Erdwalze wird allein Terrain gewinnen können, und zwar — obwohl sie den Arbeitern auf allen Seiten Deckung gewährt — bei einigermaßen thätiger Vertheidigung auch nur des Nachts. Wollte man aber den ganzen ferneren Angriff in dieser Weise durchführen, so wäre hierzu ein außerordentlicher Zeitaufwand erforderlich, daher es Aufgabe der leitenden Ingenieure ist jede Gelegenheit zu benutzen, um in der Nacht mittelst der flüchtigen Sappe stückweise schneller Terrain zu gewinnen. Die Erfahrung lehrt, daß dies fast stets gelingt, namentlich wenn die Angriffsartillerie volles Uebergewicht erlangt hat, und infolge dessen bei der Vertheidigung eine gewisse Ermattung eingetreten ist. Es genügt aber schon eine mäßige Erhellung des Terrains durch Mondschein oder durch Schnee, um solche Arbeiten zu verrathen; auch wird man wohlthun, in allen Fällen dabei mit Vorsicht zu verfahren und insbesondere nur stückweise flüchtig vorzugehen, da eine Beleuchtung

---

*) Vor Straßburg 1870 kam es wiederholt vor, daß die Arbeit in den vorgeschrittenen Trancheen durch das eigene Artilleriefeuer gefährdet wurde, und man je nach den Umständen die Arbeit oder das Feuer einstellen mußte. Auch waren die Fälle nicht selten, wo das eigene Feuer vorliegende fertige Trancheen demolirte und dadurch zu mühsamen Herstellungsarbeiten nöthigte.

**) Versuche vor Belfort 1870, dies Feuer zur Nachtzeit durch regelmäßiges Gewehrfeuer gegen die Festungswerke zu dämpfen, hatten keinen Erfolg.

des Vorterrains*) seitens der Vertheidigung die Situation in einem Momente ändern, und bei Aufstellung zahlreicher ungedeckter Arbeiter empfindliche Verluste für den Angreifer herbeiführen kann.

Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Angriffsperiode auch die ganz genaue Bekanntschaft aller leitenden Ingenieuroffiziere mit dem Terrain des Angriffsfeldes. Eine vorherige Absteckung oder Tracirung der Annäherungs-Trancheen vorwärts der zweiten Parallele ist natürlich selten möglich; der Ingenieur muß — namentlich bei flüchtiger Herstellung einzelner Strecken — im Stande sein, in dunkelster Nacht den Arbeiten das richtige Alignement zu geben, um nicht versehentlich durch eine auf Festungswerke treffende Direktion die spätere Benutzbarkeit des Laufgrabens zu gefährden. Wenn bei der bei Tageslicht vorzunehmenden Feststellung des Alignements für die in der nächsten Nacht auszuführenden Sappenschläge auch vorhandene örtliche Gegenstände — wie Bäume, Häuser und dergleichen — mit benutzt werden können, so darf die Feststellung sich doch nicht allein auf solche Gegenstände stützen, hinsichtlich derer in dunkler Nacht Täuschungen vorkommen können,**) muß vielmehr dabei stets auch die spezielle Terraingestaltung vergleichend berücksichtigen. — Von großem Werth für den Fortgang der Sappenarbeiten ist es, wenn die vorwärts derselben für die Vorposten hergestellten Schützengräben und Schützenlöcher derart disponirt waren, daß sie demnächst zu Trancheen erweitert und benutzt werden können. Es ist dies aber nur bei sorgsamster Anlage der ersteren auf Grund vorausgegangener ganz genauer Terrainrekognoszirungen möglich.

Mit der Vollendung der zweiten Parallele tritt auch das Infanteriegewehr als wirksamer Faktor in den unmittelbaren Festungskampf ein. Die Artillerie ist geneigt, im Vertrauen auf die eigene Wirksamkeit diejenige des Infanteriegewehrs im Festungskriege zu unterschätzen; in der That wird die Angriffsartillerie wenig von dieser Wirksamkeit berührt, denn die Entfernung auf welche sie heute den Geschützkampf durchführt, läßt sie außerhalb des erfolgreichen Infanteriefeuers der Vertheidigung. Wenn die Angriffsartillerie aber auch in der Lage ist, die Vertheidigungsartillerie durch Demontiren ihrer

---

*) Bei den Festungsangriffen im Jahre 1870 kam es wiederholt vor, daß die in der befestigten Stadt durch das Angriffsfeuer entzündeten Feuersbrünste das Vorterrain in einer Weise beleuchteten, daß jede ungedeckte Arbeit unmöglich war. — Solche Feuersbrünste nöthigten auch mehrfach dazu, ungenügend gedeckte Vorposten in der Nacht weiter zurückzuziehen.

**) Vor Straßburg 1870 hatte man unter anderm eine Feuersbrunst bei der Stadt als Alignementspunkt für einen Sappenschlag angenommen. In der Nacht war dieselbe gelöscht und ein anderer Brand in der Stadt ausgebrochen, den der leitende Offizier nun irrthümlich als Alignementspunkt nahm. Der Sappenschlag war infolge dessen nicht horizontal defilirt, und dieser Umstand kostete am folgenden Tage zwei höheren Ingenieuroffizieren und mehreren Leuten das Leben.

Geschütze und Vertreibung der Bedienungsmannschaften zum Schweigen zu bringen, auch größere Ansammlungen von Vertheidigungsmannschaften in den Festungswerken zu hindern, so vermag sie doch nicht zu verhüten, daß in gedeckten Aufstellungen, hinter Walltraversen eine beträchtliche Anzahl von feindlichen Schützen in Thätigkeit bleiben, welche im Stande sind, wenigstens bei Tage alle Arbeiten in den näher gerückten Laufgräben außerordentlich verlustreich zu machen und zu erschweren.*) Solche Schützenaufstellungen sind aber nur durch Gewehrfeuer zu bewältigen, und wie das Vorgehen des Sappenangriffes überhaupt erst durch das Erlangen eines vollen Uebergewichtes der Angriffsartillerie möglich wird, so hat das Vorgehen von der zweiten und namentlich von der dritten Parallele ab die vollständige Herrschaft des Infanteriegewehrs des Angreifers zur nothwendigen Vorbedingung. Ist auch diese erlangt, so wird eine große Zähigkeit der Vertheidigung nöthig sein, um den weiteren Fortschritten des Angriffs ernstlich hinderlich zu sein. Abgesehen von dem nach der Fertigstellung der dritten Parallele in geeignetem Terrain durchzuführenden Minenkriege, der gewissermaßen eine Aktion für sich bildet und auf dessen Verlauf die neueren Verbesserungen der Feuerwaffen ohne Einfluß geblieben sind, handelt es sich noch um die Krönung des Glacis der angegriffenen Werke und den Graben-Niedergang und -Uebergang. Bei diesen Operationen ist neben der etwa noch konservirten Feuerwirkung der Vertheidigung besonders die Störung und bezw. Vernichtung der Angriffsarbeiten durch kleinere Ausfälle zu besorgen, in denen ein noch thätiger Vertheidiger bei geeigneter Konstruktion der Befestigungen ein wirksames Mittel zur Verzögerung seiner Ueberwältigung finden kann, wie zahlreiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte beweisen.

Die erwähnten letzten Angriffsoperationen sind aber als Vorbereitung der Erstürmung der Werke unentbehrlich: die Glaciskrönung zur gedeckten Ansammlung der Sturmkolonnen und ihrer Reserven, Graben-Niedergang und -Uebergang als Kommunikationen bis zu dem zu erstürmenden Wallkörper. Ist letzterer durch Mauerwerk sturmfrei und aus bedeckten Räumen (Kaponnieren) flankirt, so bedarf es für die schließliche Erstürmung noch einer weiteren Vorbereitung durch Herstellung einer Bresche in der Eskarpenmauer und durch Vernichtung der Flankirungsanlagen. In Festungen älterer Art hat man sich gewöhnlich begnügt, die Eskarpenmauern nothdürftig gegen Sicht und also gegen den direkten Schuß zu schützen; die Flankirungsanlagen sind — wie schon früher erwähnt — in der Regel rückwärts in der Verlängerung des

---

*) Wie einflußreich dies Feuer auch in der Neuzeit im Festungskriege ist, ergiebt sich aus dem Resultate, daß vor Straßburg 1870 von dem Gesammtverlust an Offizieren aller Waffen die Hälfte durch Gewehrfeuer veranlaßt ist. Vor Neu-Breisach in demselben Jahre hatten dagegen 3500 Artillerieschüsse gegen Fort Mortier dem Vertheidiger nur einen Verlust von 2 Todten und 7 Verwundeten beigebracht.

flankirten Grabens zu finden. Solche Anlagen sind fast stets mit wirksamem indirekten Schuß zu erreichen, und werden durch das Feuer der Artillerie-Aufstellungen des Angreifers meist breschirt, bezw. zerstört sein können,*) ehe der Sappenangriff zum Graben gelangt ist, so daß alsdann dem Sturm event. nach geringer Nachhülfe der Bresche nichts entgegensteht.

Hat man es aber mit einer Festung neuerer Konstruktion zu thun, so ist weder den tiefer gesenkten Eskarpenmauern noch den meist in den Saillants gelegenen flankirenden Anlagen aus der Ferne mit indirektem Schuß erfolgreich beizukommen. Auch der direkte Schuß aus Bresch- und Kontrebatterien alter Art in der Glaciskrönung wird selten anwendbar sein, da namentlich bei trockenen Gräben die Profilverhältnisse zwischen Geschützstand und Ziel eine Senkung der Geschütze erfordern würden, welche entweder gar nicht, oder nur durch bedenkliche Exponirung der letzteren zu erreichen wäre. In solchen Fällen wird bei trockenen Gräben die Mitwirkung des Mineurs nicht zu entbehren sein, der nach Herstellung des Graben-Niederganges zunächst die Saillant-Kaponnieren und nach erfolgtem Graben-Uebergange das Eskarpen-Revetement durch Sprengung öffnet. Bei nassen Gräben ist dies Verfahren aber selten anwendbar; es wird da nur übrig bleiben zur Vernichtung der Kaponniere eine versenkte Geschützaufstellung in der Kontreskarpe einzurichten, in der ein bis zwei Geschütze leichteren Kalibers genügen, das Kaponnieren-mauerwerk zu öffnen, während die Breschirung der Eskarpenmauer nach Herstellung eines Grabenüberganges durch den Mineur oberirdisch erfolgen muß.

Ein erfolgreicher Sturm und die Verbauung in dem eroberten Werke wird dann die Angriffsoperationen in der Regel beenden, da es der in den letzten Perioden übermächtigen Angriffsartillerie wohl gelungen sein wird, etwa vorhandene Reduitanlagen vorher zu vernichten und die Herstellung von inneren Abschnitten zu hindern.

Ist nun der ganze vorgeschriebene Angriff — wie gegenüber einem modernen größeren Waffenplatz angenommen werden muß — gegen einen Fortgürtel durchgeführt worden, so ist der Angreifer durch denselben zunächst nur in den Besitz von wahrscheinlich zwei Forts gelangt. Die Wirksamkeit etwa vorhandener kleinerer Zwischenwerke ist damit aber gelähmt, und werden dieselben ebenso wie die in den Intervallen der permanenten Befestigungen im Terrain etablirten Zwischenbatterien der Vertheidigung ohne Weiteres geräumt werden müssen. Der Angreifer kann nun bei der in neuerer Zeit angenommenen großen Entfernung zwischen dem Fortgürtel und der hinterliegenden geschlossenen Enceinte nicht darauf rechnen, letztere durch den bisherigen An-

*) Vor Straßburg 1870 gelangen mehrere Breschelegungen durch den indirekten Schuß in den Eskarpen angegriffener Werke ohne unverhältnißmäßigen Munitionsaufwand; dagegen hatten Versuche, durch indirekten Schuß die Stauschleusen der Festung zu zerstören, unter allerdings sehr ungünstigen lokalen Verhältnissen (die Wirkung der Schüsse konnte nicht beobachtet werden), keinen Erfolg.

griff wesentlich geschädigt zu haben, wird daher gegen die Enceinte einen neuen förmlichen Angriff durchführen müssen, bei dem ihm zwar ein durch den bisherigen Erfolg zweifellos erlangtes moralisches Uebergewicht zu statten kommt, bei dem er aber mit der Erschwerniß zu kämpfen hat, daß der Vertheidiger in den in seinem Besitz gebliebenen Seitenforts von vornherein starke Flankenpositionen gegenüber dem Angriff hat, und sich in dem weiten Terrain zwischen diesen Forts und der Enceinte deren neue schaffen kann, welche dem weiter vorgehenden Angreifer sehr lästig werden müssen.

Die Gestaltung dieses Terrains wird sogar einem zähen Vertheidiger oft gestatten, in demselben und in Anlehnung an jene Flankenstellungen eine provisorische zweite Vertheidigungsstellung einzurichten, deren Bewältigung dann dem Angriff auf die Enceinte vorangehen muß.

In allen Fällen wird der Angreifer genöthigt sein, vor weiterem Vorgehen von dem Fortgürtel aus sich durch Wegnahme von noch ein oder zwei Seitenforts eine breitere Basis und eine bessere Flankensicherung zu verschaffen. Diese Aufgabe wird ihm dadurch erleichtert, daß der Angriff gegen diese Seitenforts sich nicht nur gegen die Front, sondern — von den genommenen Forts aus — auch gegen eine Flanke und möglicherweise gegen den Rücken derselben richten kann. Die Wegnahme je eines Seitenforts beraubt dann in der Regel die etwa im Terrain vorbereitete zweite Stellung des Vertheidigers der Anlehnung und erleichtert damit auch die Wegnahme dieser zweiten Stellung; sie verschafft dagegen dem Angreifer eine gute Flankenanlehnung für die Einleitung seines weiteren Angriffs, die ihn freilich nicht davon entbindet, bei dem Fortgang desselben dauernd auf die Sicherung seiner Flanken durch fortifikatorische Hülfsmittel in höherem Grade bedacht zu sein, als es bei dem förmlichen Angriff gegen den Fortgürtel nöthig war.

Der Umfang, der den Angriffsoperationen gegen die Enceinte alsdann zu geben ist, richtet sich zunächst nach der von der Vertheidigung noch zu erwartenden und allgemein theoretisch nicht zu berechnenden Widerstandskraft, dann aber nach der Entfernung des durchbrochenen Fortgürtels von der Enceinte. — Beträgt diese Entfernung — wie bei älteren Festungen noch oft der Fall — nur mehrere hundert Schritt, so wird vielleicht schon der Angriff auf die Forts, die Fehlschüsse gegen letztere und gegen die Zwischenbatterien einige Schwächung der Widerstandskraft der Enceinte herbeigeführt haben; alsdann können auch die Batterien der zweiten Artillerie-Aufstellung gegen die Forts ohne Weiteres als erste Aufstellung gegen die Enceinte benutzt werden und die Operationen gegen letztere kürzen sich erheblich ab. Diese Vortheile für den Angriff verringern sich natürlich mit der Zunahme der Entfernung zwischen Fortgürtel und Enceinte; beträgt diese Entfernung — wie meist bei Neuanlage großer Waffenplätze — 5—6000 Meter, so muß ein zweiter förmlicher Angriff, ähnlich wie derjenige gegen die Forts, durchgeführt werden. Aber auch hierbei neigen sich die Verhältnisse wohl meist zu Gunsten des

Angriffes; man wird es zu den Ausnahmefällen rechnen dürfen, wenn der Vertheidiger diesem zweiten Angriff gegenüber noch dieselbe Zähigkeit entwickelt wie dem ersten; seine Streitkräfte und Streitmittel werden in einem gewissen Grade erschöpft, der moralische Werth der ersteren aber vermindert sein. Dazu kommt, daß die unmittelbare Bedrohung der befestigten Stadt und die damit verbundene Erregung der Einwohnerschaft erfahrungsmäßig ungünstige Einflüsse auf die Garnison und daher auf die Vertheidigung herbeizuführen pflegt, denen sich auch ein energischer Kommandant über eine gewisse Grenze hinaus nicht ganz zu entziehen vermag. Es wird daher zu den Seltenheiten gehören, wenn es der Vertheidigung gelingt, den Widerstand gegen einen zweiten Angriff auf die geschlossene Enceinte ebenso in die Länge zu ziehen, wie denjenigen gegen den vorliegenden Fortgürtel.

Wie weiter gegen die in der befestigten Stadt etwa hergestellten Abschnitte zu verfahren ist, läßt sich kaum allgemein erörtern. Die Verhältnisse solcher Abschnitte können zu verschieden sein, bei dem Kampfe um dieselben tritt der moralische Werth der kämpfenden Parteien und die mehr oder minder umsichtige Leitung zu sehr in den Vordergrund, als daß sich besondere Regeln dafür aufstellen ließen; hier muß das militärische Urtheil der Führer je nach der augenblicklichen Situation entscheiden. Es kann der Angriff solcher Abschnitte zwar verlustreich werden, wird aber nach den vorangegangenen Erfolgen des Angreifers das Endresultat des ganzen Kampfes — die Eroberung des Platzes — selten bedeutend verzögern.

IV.

Die Taktik der Festungsvertheidigung.

Es giebt — wie schon bei früheren Gelegenheiten bemerkt worden — keine als Festung bezeichnete militärische Position, welche nicht vertheidigungsfähig wäre; und es ist durchaus unrichtig, wenn man — wie dies hier und da geschehen und wohl noch heute geschieht — dieser oder jener Festung die Vertheidigungsfähigkeit abspricht. Der Grad der Vertheidigungsfähigkeit ist aber allerdings in Bezug auf ihre Zeitdauer verschieden; letztere hängt ab von der materiellen Stärke der zu vertheidigenden Befestigungen, von der quantitativen und qualitativen Stärke ihrer Besatzung und Ausrüstung, von den Kräften und Mitteln, über welche der Angreifer verfügt, vor Allem aber von der bei ihrer Durchführung aufgewendeten Umsicht und Energie.

Die Festungswerke selbst vertheidigen sich nicht, sondern die Besatzung und Ausrüstung hat diese Aufgabe zu lösen, wobei die Festungswerke nur schützend und dadurch begünstigend mitwirken.

Wenn man in früheren Jahrhunderten die mögliche Dauer des Widerstandes einer Festung nach Tagen und Stunden im Voraus berechnete, so war diese Arbeit schon damals ohne praktischen Werth; heute denkt Niemand mehr an solche Berechnung. Die früher übliche passive Festungsvertheidigung ist längst verurtheilt; man hält heute nach Friedrichs des Großen Lehren auch im Festungskriege ein lebhaftes aktives — unter Umständen selbst offensives — Verfahren für die Grundlage einer guten Vertheidigung; die Defensive soll auch hier nur ein vorübergehender Zustand und die Vorbereitung für gelegentliche Offensive sein. Allerdings sind durch solche zeitweise Offensive im Festungs-Vertheidigungskriege meist nur partielle Erfolge zu erzielen; aber die Summe solcher kleinen Erfolge kann leicht zu einem großen Erfolg werden; überdies kommen auch die kleinen Erfolge dem Hauptzweck jeder Vertheidigung — dem Zeitgewinn — zu statten.

Man würde aber irren, wenn man aus dieser Betrachtung den Schluß ziehen wollte, daß die Konstruktion der Festungswerke neben der Thätigkeit der Besatzung unwesentlich sei. Beide sollen sich ergänzen. Der Thätigkeit der Besatzung wird zwar stets ein vorbedachter allgemeiner Plan zu Grunde liegen, die Einzelnheiten der Ausführung aber sind — wie in der Feldschlacht — in der Regel Sache der momentanen Eingebung; sie können selten vorbedacht und vorbereitet sein, sondern ergeben sich erst aus den Maßnahmen des Angreifers und der daraus für den Vertheidiger geschaffenen Situation. Die Konstruktion der Festungswerke aber wird vorher im Frieden reiflich erwogen, kann daher den Bedürfnissen einer guten Vertheidigung angepaßt werden; die Festungswerke sind der Rahmen, in den bis zu einem gewissen Grade die Vertheidigung eingezwängt ist; ist derselbe zweckmäßig konstruirt, so kann er letztere außerordentlich erleichtern, ist er unzweckmäßig konstruirt, so wird er zur Fessel — die eine gute Vertheidigung erschweren, aber immerhin nicht unmöglich machen kann, da letztere Wege finden muß, auch unter schwierigen Verhältnissen entsprechende Erfolge zu erreichen.

Auch unter der Voraussetzung, daß eine Festung sich in gutem Bauzustande befindet, muß ihre Widerstandsfähigkeit gegen einen feindlichen Angriff immer noch durch eine Armirung gesteigert werden, da die Rücksichten auf die Friedensverhältnisse, auf die Konservirung des kostbaren Kriegsmaterials 2c. es nicht erlauben, sie dauernd in einem kampfbereiten Zustand zu erhalten. Man unterscheidet die Armirung gegen den gewaltsamen Angriff und die Armirung gegen den förmlichen Angriff. Erstere umfaßt alle diejenigen Maßregeln, welche für die allgemeine Sicherstellung der Festung gegen Ueberraschung oder gegen gewaltsame Unternehmungen nöthig sind; dahin gehören in Betreff der Festungswerke (fortifikatorische Armirung): Instandsetzung

der Wälle, Verstärkung nicht ganz sturmfreier Wälle durch Hindernißmittel,*) Anspannung von Wassergräben und Inundationen, vermehrte Sicherung der Thorverschlüsse bezw. Schließung der für die Vertheidigung entbehrlichen Oeffnungen, Freilegung des Rayons**) und Hereinschaffung der im Frieden gewöhnlich in leichten Gebäuden außerhalb der Festung aufbewahrten Munitionsbestände in die dafür bestimmten Kriegsräume. — Die artilleristische Armirung gegen den gewaltsamen Angriff umfaßt die Aufstellung derjenigen Geschütze, welche das Vorterrain und namentlich die Zugangswege zur Festung beherrschen sollen, sowie der flankirenden Geschütze; ferner die Einrichtung der Munitionsräume für diese Geschütze.

Die fortifikatorischen Bedürfnisse für diese Armirung sind theils vorhanden, theils müssen sie (z. B. Pallisaden und andere Holzmaterialien) im Bedarfsfalle beschafft werden. Die artilleristischen Bedürfnisse pflegen in den Festungen vorräthig gehalten zu werden. Die Zusammensetzung des Festungsstabes und der Garnison wird gewöhnlich erst mit dem wirklichen Beginn des Krieges erfolgen, indessen das im Frieden in der Festung vorhandene Personal für die Behauptung derselben gegen Ueberfall oder gewaltsamen Angriff stets ausreichen. Die Approvisionnements-Bedürfnisse für die Garnison (Lebensmittel, Fourage, Lazarethbedürfnisse, Brennmaterial 2c.) sind meistens vorhanden und bedürfen nur der Ergänzung. Die gesicherte Unterbringung der Garnison und aller ihrer Bedürfnisse ist in dieser Armirungsperiode noch nicht dringlich, vielmehr sind die Friedenslokalien dafür noch ausreichend zu erachten. Da aber die Maßnahmen für diese Unterbringung in Festungen, in denen letztere nicht durch das Vorhandensein zahlreicher kasemattirter Räume schon im Frieden sichergestellt ist, einen bedeutenden Zeitaufwand erfordern, so dürfen sie nicht bis zum Beginn der Armirung gegen förmlichen Angriff ausgesetzt bleiben, müssen vielmehr schon in der ersten Armirungsperiode auf Grund des im Frieden vorbereiteten fortifikatorischen Armirungsentwurfs mit Eifer begonnen worden. Ueber den Umfang dieses Theils der Armirung haben sich die Ansichten im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß der Verhältnisse geändert. Früher nahm man allgemein an, daß $1/3$ der Garnison (der ruhende Theil) bombensichere Unterkunft in der Festung haben müsse; die Munitionsbedürfnisse verlangten natürlich völlige Sicherstellung gegen jede Art von feindlichem Feuer; für die Approvisionnements-Bedürfnisse hielt man

*) Die seit dem deutsch-dänischen Kriege 1864 in Aufnahme gekommene Verwendung von Draht als Hindernißmittel hat seitdem allgemein eine große Ausdehnung erhalten. Namentlich spielten unter den Vertheidigungs-Einrichtungen der Franzosen vor Paris Drahtgeflechte — besonders zwischen den Baumstubben abgeholzter Glacis — eine große Rolle.

**) Die Freilegung der Rayons der Festung, durch welche vielfache öffentliche und Privatinteressen berührt zu werden pflegen, stößt gewöhnlich auf große Schwierigkeiten, die — da die Freilegung meist bis zum letzten Moment des Bedarfes hinausgeschoben wird — die Energie des Kommandanten in hohem Grade in Anspruch nehmen.

den Schutz durch eine bombensichere Decke für ausreichend. Heute geht man in dieser Beziehung wesentlich weiter: in der Erwägung, daß eine eigene bestimmte Lagerstelle für den ohnehin schon bei der Vertheidigung einer Festung vielfachen Entbehrungen unterworfenen Soldaten von großem Werth ist, strebt man die Beschaffung bombensicherer Kasernen für die ganze Garnison an; daneben aber werden in den Festungswerken oder in unmittelbarer Nähe derselben Schutzräume für alle diejenigen Mannschaften vorgesehen, welche zwar für Vertheidigungszwecke bereit sein müssen, aber für diesen Zweck nicht dauernd in Thätigkeit sind. — Für die Approvisionnements-Vorräthe kommt es heute weniger auf Schutz gegen Bombenwurf als auf Sicherung gegen indirekten Schuß und gegen Feuersgefahr an. In Festungen von geringem Umfange, welche von allen Seiten beschossen werden können, muß der Schutz der Garnison und aller ihrer Bedürfnisse ein absoluter sein; in sehr großen Festungen bringt der Umfang derselben und die Schwierigkeit für einen Angreifer, den ganzen innern Raum zu bedrohen, schon eine gewisse Erleichterung in dieser Beziehung; es wird oft zulässig sein, einen Theil der Garnison und ihrer Bedürfnisse in solche Stadttheile zu verlegen, welche von feindlichem Feuer voraussichtlich nicht viel erreicht werden, wo es dann besonderer Sicherungsmaßregeln nicht bedarf; in allen Fällen aber wird man wohlthun, die Approvisionnements-Bedürfnisse der Garnison nicht — wie im Frieden aus Verwaltungsrücksichten gewöhnlich der Fall — in einem einzigen Magazin-Etablissement zusammen zu belassen, wo eine Feuersbrunst den ganzen Vorrath zerstören kann,*) sondern sie womöglich auf mehrere Punkte der Stadt vertheilen.

Die außer der gesicherten Unterbringung der Garnison und ihrer Bedürfnisse erforderlichen Maßnahmen der Armirung gegen den förmlichen Angriff müssen zwar durch das Vorhandensein der dazu nöthigen Kriegsbedürfnisse, Materialien 2c. rechtzeitig vorbereitet sein; auch werden artilleristischerseits — wie wir weiter unten sehen werden — schon im Falle einer allgemeinen Bedrohung der Festung besondere Sicherungsmaßregeln getroffen; im Uebrigen aber bleibt diese Armirung ausgesetzt, bis die Absichten des Feindes erkannt sind und danach die größtentheils vorbedachten Gegenmaßregeln getroffen werden können.

Es wird aber dem Kommandanten auch schon vor Erscheinen eines Feindes die Verpflichtung obliegen, eine Reihe von Vorbereitungen theils für direkte Vertheidigungszwecke, theils in Bezug auf die Einwohnerschaft der Festungsstadt zu treffen. — Zu ersterem gehört die Vorsorge, daß alle Offiziere und womöglich auch die Unteroffiziere der Garnison mit dem ganzen Umterrain

---

*) Die Franzosen hatten 1870 in Straßburg ihre gesammten Zündervorräthe in dem Arsenal in der Zitadelle aufbewahrt; dies Gebäude wurde von Kehl aus in Brand geschossen und damit ging der ganze Zündervorrath verloren.

der Festung genau vertraut sind, sowie daß für alle Vertheidigungspositionen sowohl mit der Zentralstelle (Kommandantur) wie unter sich gute Kommunikationen und für schleunige Meldungen telegraphische Verbindungen bestehen.

Hinsichtlich der Einwohnerschaft ist die Verproviantirung zu überwachen, bezw. nach Einschließung der Festung die Vertheilung der vorhandenen Vorräthe zu ordnen.*) Unsichere Elemente sind aus der Festung zu entfernen, und gleichzeitig zu verhindern, daß — wie wohl bei der Annäherung des Feindes zu geschehen pflegt — die Bewohner der Umgegend nicht in die Festung hineinströmen. Daneben sind Organisationen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung in den Straßen der Festungsstadt, zur Bekämpfung von Feuersbrünsten 2c. erforderlich. Die Erfahrung lehrt zwar, daß solche nicht rein militärische Organisationen in schwierigen Lagen oft den Dienst versagen; indessen können sie doch bei guter Leitung nützlich sein und sind darum nicht zu vernachlässigen.

Legen wir nun der Betrachtung des Verlaufes einer Vertheidigung in der Gegenwart — wie beim Angriff geschehen — einen großen, mit einem Gürtel detachirter Forts umgebenen modernen Waffenplatz zum Grunde,**) so kann vorausgesetzt werden, daß derselbe als ein Objekt von Wichtigkeit bei Annäherung eines Feindes mit allen Bedürfnissen und namentlich mit einer für die Vertheidigung ausreichenden Garnison versehen ist. — Die Zusammensetzung der letzteren wird heute eine andere sein wie vor hundert Jahren; die zivilisirten Staaten formiren nicht mehr aus Ueberläufern und Kriegsgefangenen besondere Garnison-Bataillone, die sie für die Festungsbesatzungen verwenden. Dennoch liegt es in der Natur der Sache, daß auch heute noch zu letzteren vorzugsweise die weniger dienstgeübten Truppen — Landwehr- und Reserve-Formationen — verwandt werden, bei welchen entweder die früher durchgemachte praktische Dienstschule schon wieder einigermaßen in Vergessenheit gerathen ist, oder welche nur eine nothdürftige Ausbildung im Frieden erhalten haben. — Für die große Masse der Besatzung reichen diese Truppen auch vollkommen aus; für das namentlich bei der Vertheidigung eines großen Waffenplatzes unerläßliche aktive Auftreten ist aber die Beigabe einiger Abtheilungen gut durchgebildeter Linientruppen durchaus erwünscht.

Die allgemeine Verwendung der Garnison für den Vertheidigungsdienst wird eine etwas andere sein wie im Feldkriege, da sie durch die Lokalität (die Festungswerke) in erhöhtem Grade beeinflußt ist; es ist bei ersterer namentlich eine weitergehende Gliederung in mehr oder minder selbstständige Unterabtheilungen nöthig.

Zunächst wird der Fortgürtel mit dem davor und dahinter gelegenen

*) Die Vertheidigungen von Straßburg und Paris 1870 bieten in dieser Beziehung vortreffliche Beispiele.

**) Es wird auch für die Besprechung der Vertheidigung auf die hier beigefügte Skizze Bezug genommen.

Terrain in Abschnitte zerlegt, deren radiale Abgrenzung sich möglichst der Terrainbildung anschließt. Jeder Abschnitt untersteht einem besonderen Unterkommandanten, der ein dem Umfange des ersteren und der Lokalität entsprechendes Truppenkorps zur Verfügung hat. Aus diesem Korps werden die ständigen Besatzungen der Forts und der etwa vorhandenen, im permanenten Charakter erbauten Zwischenwerke von Infanterie und Artillerie unter besonderen Lokalkommandanten gegeben. Für die Bemessung der Stärke der Infanteriebesatzung dient der Bedarf an Wachtmannschaften als Grundlage; die Stärke der Artilleriebesatzung richtet sich nach der Zahl der zu besetzenden Geschütze; Pioniere werden nach Bedarf beigegeben. Der Rest des Truppenkorps, — vorzugsweise Infanterie, welcher etwas Kavallerie für den Patrouillen- und Meldedienst, event. auch einige Ausfallgeschütze und Pioniere zugetheilt werden — bildet die Abschnittsreserve, kantonnirt oder lagert in angemessener Entfernung hinter dem Fortgürtel und übernimmt bei dem letzteren den äußeren Bewachungsdienst, indem er Vorposten sowohl im Vorterrain, bezw. in fortifikatorisch vorbereiteten Stellungen, wie in den Intervallen der Forts und Zwischenwerke ausstellt. Der zu diesen Vorposten und zu ihrer regelmäßigen Ablösung erforderliche Bedarf an Mannschaften ergiebt die für die Abschnittsreserve nöthige Minimalstärke.

Auch die befestigte Stadt wird in Abschnitte (Sektoren) mit besonderen Truppenabtheilungen unter einem Unterkommandanten getheilt, und die Besatzung für die einzelnen Theile in ähnlicher Weise normirt, wie für die Forts; die zugehörige Abschnitts- oder Spezialreserve ist nur zum Dienst im Innern der Enceinte bestimmt.

Neben diesen eigentlichen Besatzungstruppen ist eine Generalreserve nöthig, einestheils zur späteren Verstärkung der förmlich angegriffenen Fronten, anderntheils für größere Offensivunternehmungen und für unvorhergesehene Fälle. Von dieser Generalreserve ist ein kleiner Theil, aus Infanterie, etwas Kavallerie und einigen Ausfallgeschützen bestehend, als Piket zur unmittelbaren Verfügung des Kommandanten innerhalb der Enceinte dislozirt, ebenso die noch disponiblen Fußartilleristen für die General-Geschützreserve und die Pioniere; der größere Theil der Generalreserve mit der Mehrzahl der Kavallerie und den Ausfallgeschützen kantonnirt als aktive Operationstruppe an geeigneter Stelle in dem weiten Rayon zwischen Fortgürtel und Enceinte, um zu Aufgaben jeder Art, zur Verstärkung oder Ablösung stark angegriffener Theile der eigentlichen Besatzungstruppen oder nach Umständen zum offensiven Vorgehen bereit zu sein.

Eine nach diesen Grundsätzen berechnete Besatzung wird für einen großen Waffenplatz recht beträchtlich werden; ist die ermittelte Kopfzahl eintretendenfalls nicht vorhanden, so wird zunächst eine Verringerung der Generalreserve eintreten müssen; diese letztere aber ganz aufzugeben ist nicht angängig, daher im Bedarfsfalle auch die Abschnittsreserven zu reduziren sind, und die ver-

ringerte Zahl der Vertheidigungskräfte durch gesteigerte Energie und Thätigkeit ergänzt werden muß.

Kommen nun feindliche Truppen in die Wirkungssphäre der Festung — was durch herumstreifende Kavallerie-Abtheilungen und durch Kundschafterverbindungen in den benachbarten Orten bald entdeckt werden wird —, so gehen ihnen entsprechende Theile der Generalreserve entgegen, einestheils um ihre Stärke und ihre Bewegungen zu beobachten, anderntheils um zu hindern, daß kleine feindliche Streifpartien die nächste Umgebung der Festung beunruhigen und die Ausrüstung der letzteren stören. Die Entfernung, bis zu welcher die Truppen der Generalreserve vorgehen können, richtet sich nach ihrer Stärke und nach den Terrainverhältnissen, wird aber selten über einen kleinen Tagemarsch betragen dürfen. Der Führer dieser Truppen darf bei seinen Bewegungen nie vergessen, daß die Sicherstellung der Festung seine Aufgabe ist; er darf sich daher in kein ernstes Gefecht mit stärkeren feindlichen Abtheilungen einlassen, aus dem größere Verluste im Kampf oder durch Abschneiden von der Festung für ihn erwachsen könnten. Stärkeren feindlichen Kräften gegenüber geht er vielmehr, unter beständiger Beachtung seiner oben angegebenen Aufgaben, langsam soweit zurück, bis er durch die Festungswerke den Rücken und in gewissem Grade auch die Flanken gesichert hat. Hier können die Truppen in einer taktisch günstigen Stellung länger aushalten und den Angreifer zur Entwickelung größerer Kräfte nöthigen, hier können sie sich unter Umständen dauernd festsetzen und ihre Stellung fortifikatorisch sichern, um wichtige Terrainpunkte möglichst lange zu behaupten und eine demnächstige Einschließung der Festung durch den Angreifer zu verzögern und zu erschweren. — So einflußreich solche Festsetzungen im weiteren Vorterrain aber auch für die Verzögerung der ganzen Angriffsoperationen durch Erschwerung der Rekognoszirungen und der Wahl der Angriffsfront, und so sehr sie zur Hebung des moralischen Elementes der Vertheidigung geeignet sind, so finden sie doch ihre Grenze in der für den Vertheidiger bestehenden Nothwendigkeit, mit seinen Kräften haushälterisch umzugehen und bei Festhalten von Außenpositionen stets zu erwägen, ob der damit zu erzielende Gewinn mit dem möglichen Verlust an Streitkräften, welcher in der Regel nicht ersetzt werden kann, im richtigen Verhältniß steht.

Gleichzeitig mit diesen Einleitungsoperationen, und sobald die Vertheidigung einen ernsten Angriff zu erwarten hat, wird der Kommandant an geeigneten Punkten (Kirchthürmen) Beobachtungsstationen einrichten, von denen aus das Umterrain in größerer Ausdehnung übersehen werden kann, als von den Festungswerken. Die Artillerie wird nicht zögern, ihre Armirung weiter auszudehnen, indem sie auf allen denjenigen Seiten der Festung, gegen welche möglicherweise ein ernster Angriff gerichtet werden könnte, die äußere Vertheidigungslinie — also die detachirten Forts — so stark mit Geschützen schweren und mittleren Kalibers besetzt, als der Raum es gestattet. Der

Zweck dieser Maßregel ist die Bereitschaft zum Kampf gegen eine vom Angreifer zu erwartende erste Geschützaufstellung gegen die Festung, der von vornherein mit möglichst starken Kräften entgegengetreten werden muß um ihr den Erfolg streitig zu machen.

Ist es nun aber dem Angreifer mit sehr überlegenen Kräften gelungen, die außen fechtenden Truppen des Vertheidigers bis unter die Kanonen der Festung zurückzudrängen und die Einschließung der letzteren zu vollziehen, so hört damit der Kampf im Vorterrain noch lange nicht auf. Der Vertheidiger wird — nunmehr in kleineren Abtheilungen — unter dem unmittelbaren Schutz der Feuerwirkung der Forts vielfach Gelegenheit finden im Vorterrain, in den daselbst vorkommenden örtlichen Gegenständen sich einzunisten und fortifikatorisch zu verstärken, von hier aus die Besitznahme des Vorterrains durch den Angreifer zu hindern und die Rekognoszirungen des letzteren, die Wahl der Angriffsfront 2c. zu verzögern. — Eine solche Thätigkeit des Vertheidigers, verbunden mit Alarmirungen der feindlichen Vorposten und kleinen Offensivstößen gegen letztere wird sich nicht nur in dieser, sondern auch in allen folgenden Perioden der Vertheidigung außerordentlich wirksam erweisen; es gehören dazu aber durchgebildete und gewandte Truppen, so daß man für diesen beschwerlichen und auch gefahrvollen Dienst vorzugsweise Linientruppen verwenden wird.*)

Ist die Generalreserve stark und manövrirfähig, so kann man in dieser Vertheidigungsperiode auch den Versuch machen, durch einen großen Ausfall die Einschließung zu durchbrechen und einzelne Abtheilungen der Einschließungstruppen zu schlagen, ehe dieselben Unterstützung von seitwärts her erhalten. Solche Unternehmungen — die bei vorauszusetzender numerischer Ueberlegenheit des Angreifers meist mehr einen moralischen als materiellen Erfolg haben — sind am besten in den ersten Tagen der Einschließung auszuführen, wo letztere noch nicht ihre lokalen Einrichtungen beendet hat; später — nach guter fortifikatorischer Einrichtung der Einschließungsposition — vermindern sich nothwendig die Chancen des Vertheidigers auf einen Erfolg in dieser Richtung und können nur wieder steigen, wenn der Angreifer entweder zur Verstärkung der Truppen auf der eigentlichen Angriffsfront, oder aus anderen Gründen die Kräfte in einzelnen Theilen der Einschließungslinie verringern sollte.

Ein sehr wesentlicher Nutzen der möglichst andauernden Behauptung des Vertheidigers im Vorterrain besteht in dem frühzeitigen Erkennen der Absichten des Gegners. Einem umsichtigen und gewandten Vertheidiger wird schon die Einrichtung des Parkes des Angreifers nicht entgehen, und er dadurch einen Schluß auf die Richtung des Angriffes ziehen können. Jedenfalls aber wird der Beginn des Baues der ersten feindlichen Artillerie-Aufstellung frühzeitig erkannt werden können, um diesem Bau und später dem Feuer der Angriffs-Geschütze alsbald mit genügenden Kräften entgegenzutreten.

*) Paris und Belfort gaben 1870 Beispiele, daß der Vertheidiger angesichts des Angreifers noch Terrain vorwärts gewann, sich daselbst fortifikatorisch einrichtete und lange Zeit behauptete.

Es stehen dem Vertheidiger für diesen Zweck zunächst die bereits in den Forts aufgestellten Kampfgeschütze zur Verfügung; wo die Terrainbildung den Bau der Angriffsbatterien auf ganz bestimmte Punkte hinweist, welche dem Vertheidiger nicht fremd sein werden, ist es wohl denkbar, daß das Feuer der Forts trotz der nächtlichen Dunkelheit während der Arbeit genügt, um den Bau empfindlich zu stören; es wird aber kaum in der Lage sein den Bau ganz und gar zu hindern; Ausfälle zu diesem Zweck würden bei der Entfernung der Baustellen von den Vertheidigungspositionen nur mit bedeutenden Kräften unternommen werden können, und alsdann die Feuerwirkung der Forts für längere Zeit lähmen. Unter diesen Verhältnissen wird der Vertheidiger es als günstigstes Ergebniß seines Widerstandes ansehen können, wenn er den Angreifer zwingt, auf den Bau und die Armirung der Batterien seiner ersten Artillerie-Aufstellung mehrere Nächte zu verwenden. Ist dieser Bau aber einmal gelungen und treten die Angriffsbatterien mit einer sehr überlegenen Geschützzahl in den Kampf, so würde sich dieser trotz der Entfernung der beiden Geschützstellungen von einander auf die Dauer zu Ungunsten der Vertheidigung gestalten müssen, welche mit ihren auf engem Raum zusammengedrängten Geschützen in einer dominirenden Position bessere Zielpunkte abgiebt, als die in einem weiten Umkreise zerstreuten, theils ganz verdeckten, theils mit bloßen Auge kaum erkennbaren Batterien des Angriffs. Der Vertheidiger wird daher dahin streben müssen, sich schleunigst neue und für den Geschützkampf besser geeignete Positionen zu schaffen, und den Forts in der Hauptsache nur die Aufgabe lassen, die gegen gewaltsamen Angriff gesicherten Stützpunkte der Vertheidigungsposition zu sein. — Zunächst bringt der Vertheidiger die mittleren und beweglicheren Kaliber der Fortausrüstung in die theilweise wohl schon im Frieden ausgeführten, an die Kehlpunkte der Forts angehängten sogenannten Anschlußglacis, wo sie in tieferer und gedeckterer Stellung weniger dem feindlichen Feuer ausgesetzt sind. Nur die leichteren zur Armirung gegen gewaltsamen Angriff bestimmten Geschütze (Kartätschgeschütze) und die nicht leicht transportirbaren schwersten Geschütze — welche fortfahren, die entfernteren feindlichen Positionen zu beunruhigen — verbleiben in den Forts.

Daneben kann nunmehr, nachdem die erste Artillerie-Aufstellung des Angreifers keinen Zweifel mehr über die Wahl der Angriffsfront läßt, zur Armirung gegen den förmlichen Angriff geschritten werden. Dem Ingenieur fällt dabei die Aufgabe zu, die im Bereich des Angriffs liegenden Werke durch etwa nöthige Vermehrung der Deckungen,*) namentlich aber die im Vorterrain zu behauptenden Punkte möglichst zu verstärken, und den Artilleristen in der Herstellung einer geschlossenen Vertheidigungsposition zwischen den das Angriffsfeld beherrschenden Forts und Zwischenwerken zu unterstützen.

*) Hierher gehört auch die Aufstellung sogenannter Splitterwehren in den Werken; Reihen von übereinander gestellten und mit Erde gefüllten Schanzkörben zum Schutze der Mannschaften gegen Granatsplitter. Es sind damit in den letzten Kriegen sehr günstige Erfahrungen gemacht worden.

Diese Position besteht im wesentlichen aus Kampfbatterien, welche unter möglichster Benutzung des Terrains und der sich darbietenden örtlichen Gegenstände gedeckt erbaut werden, aus Emplacements für einzelne Feldgeschütze auf dominirenden Punkten, um gewaltsamen feindlichen Unternehmungen entgegenzutreten, und aus einzelnen für die deckende Infanterie bestimmten Stützpunkten. Alle diese Anlagen werden unter sich und mit den nächsten permanenten Festungswerken durch gedeckte Kommunikationen (Laufgräben) verbunden, bei deren Anordnung aber die Möglichkeit eines offensiven Vorgehens nicht ausgeschlossen bleiben darf.

Die Auswahl der Terrainpunkte für diese Anlagen, namentlich für die Kampfbatterien, wird auf den möglichen Angriffsfronten wohl schon im Frieden vorbereitend getroffen sein; es sind dafür dieselben Grundsätze maßgebend, wie für die Artillerie-Aufstellungen des Angreifers. Da diese Vertheidigungslinie an sich nicht sturmfrei ist, bedarf sie der wirksamsten Flankirung durch die sturmfreien Forts und Zwischenwerke und zur Erlangung einer starken frontalen Feuerwirkung einer ausreichenden Infanteriebesatzung, welche von der aus der Generalreserve zu verstärkenden Abschnittsbesatzung hergegeben wird.

Die Armirung der Zwischenbatterien erfolgt aus der General-Geschützreserve der Festung, die Munitionsversorgung aus besonderen Munitions-Zwischendepots, welche ihren Platz, durch das Terrain oder durch Erdaufwürfe gedeckt, etwa 1000 Schritt hinter den Batterien finden und mit diesen durch gedeckte Kommunikationen verbunden sind.

Der Vertheidiger wird schließlich seine erste Kampfposition dahin vervollständigen, daß er den Kampfgeschützen der auf das Angriffsfeld noch einwirkenden Kollateralwerke eine dieser Richtung entsprechende Aufstellung giebt, auch bei geeigneten Terrainverhältnissen von Kollateralwerken aus neue die ganze Angriffsfront flankirende Batterien vorschiebt.

Die Ausführung dieser ganzen Vertheidigungsmaßnahmen muß aufs äußerste beschleunigt, und wird sehr erleichtert werden, wenn es dem Vertheidiger gelungen ist, sich möglichst weit vorwärts im Vorterrain zu behaupten, also die Arbeiten soweit zu decken, daß ein großer Theil derselben auch bei Tage ausführbar ist. Die Vertheidigungsposition wird dennoch kaum dazu gelangen, noch mit dauerndem Erfolg die erste Angriffsaufstellung zu bekämpfen, da diese stets einen bedeutenden Zeitvorsprung bei ihren Einrichtungen und voraussichtlich auch die Mittel hat, sich nach Bedarf zu verstärken; erstere muß aber jedenfalls völlig kampfbereit sein, ehe der Angreifer weiter vor- und zur Eröffnung der ersten Parallele sowie zur Erbauung und Armirung seiner zweiten Artillerie-Aufstellung schreitet.

Das rechtzeitige Erkennen dieses Moments ist Sache der im Vorterrain eingenisteten Infanterie und deren Patrouillen; ohne energische Behauptung des Vorterrains in möglichst weitem Umfange würde dem Angreifer eine überraschende Eröffnung der Parallele nicht schwer fallen, und für den Vertheidiger der Moment für eine erfolgreichste Wirksamkeit verloren gehen; eine

selbst opfervolle Zähigkeit und Umsicht der Infanterie in dieser Periode aber gestattet nicht nur den Moment richtig zu erfassen, sondern wird auch den Angreifer nöthigen, seine erste Parallele in größerer Entfernung von den Festungswerken zu eröffnen und damit den bis zu letzteren mit Trancheen mühsam zurückzulegenden Weg zum Vortheil der Vertheidigung zu verlängern.

Haben die im Vorterrain stehenden Vertheidigungstruppen den Beginn näherer Angriffsarbeiten und die Ansammlung der dazu nöthigen großen Massen von Arbeitern und Deckungstruppen, womöglich auch die genauere Lage der Arbeiten und damit ihre Entfernung von der Vertheidigungslinie erkannt, so ziehen sie sich eiligst zurück, und letztere eröffnet alsbald gegen die meist ungedeckten Menschenmengen des Angreifers ein energisches durch Beleuchtung des Vorterrains unterstütztes Geschützfeuer, nach dessen Wirksamkeit ein kräftiger Ausfall mit Truppen der inzwischen herangezogenen Generalreserven die Pläne des Angreifers vereiteln kann.

Wenn es aber auch dem letzteren gelingt, sich durch Herstellung der ersten Parallele und seiner zweiten Artillerie-Aufstellung in größerer Nähe der Festung festzusetzen, so darf der Vertheidiger darum den aktiven Kampf noch nicht aufgeben. Die nun näher gelegene Angriffsposition kann gegenüber dem flachen Kreisbogen des Fortgürtels eines großen Waffenplatzes wenig umfassend wirken; der Kampf wird mehr ein frontaler, und hierbei sind die bis dahin voraussichtlich völlig fertig gestellten Vertheidigungsbatterien gegenüber den erst allmälig erstehenden Angriffsbatterien im Vortheil. Die Vertheidigungsartillerie muß daher mit dem Tagesgrauen den direkten Kampf aufnehmen, und es ist wohl denkbar, daß es ihr unter den obwaltenden Verhältnissen gelingt, für geraume Zeit die Oberhand zu behalten, namentlich wenn sie durch kräftige nächtliche Ausfälle unterstützt wird, welche bei der größeren Nähe der feindlichen Arbeiten ein außerordentlich wirksames Mittel sind, die feindlichen Arbeiten aufzuhalten und günstigen Falles zu zerstören.

So lange die Angriffsartillerie nicht ein entschiedenes Uebergewicht über die Vertheidigungsartillerie erlangt hat, darf der Angreifer nicht daran denken, mit seinen Annäherungsarbeiten weiter vorzugehen. Ist aber ersterer Fall eingetreten, so erwächst für die Vertheidigungsartillerie neben der dauernden Bekämpfung der Angriffsbatterien eine neue Aufgabe in der Hinderung der Sappenarbeiten bei Tage und möglichst auch des Nachts.

Nachdem die erste Parallele und die Batterien der zweiten Angriffsaufstellung vollendet, wird es für die Vertheidigung kaum mehr durchführbar sein, Vorterrain im eigentlichen Angriffsfelde direkt zu behaupten; dennoch wird letzteres nicht ganz preiszugeben, sondern zur Nachtzeit durch in Schützenlöchern gedeckte vorgeschobene Posten und durch Schleichpatrouillen dauernd zu beobachten sein, um sowohl feindliche Arbeiten rechtzeitig zu erkennen, als auch feindliche heimliche Rekognoszirungen hindern zu können. Vor den Kollateralfronten wird der Vertheidiger aber bemüht sein müssen, seine Positionen im Vorterrain, die flankirend auf den Angriff wirken und Ausfälle gegen letztere sehr begünstigen können, zu behaupten.

Hat nun der Angriff mit seiner Artillerie das angestrebte entschiedene Uebergewicht über die Vertheidigung erlangt, so kann er mit seinen Annäherungsarbeiten weiter vorgehen und zunächst zur Eröffnung der zweiten Parallele schreiten. Das Verhalten des Vertheidigers dabei ist dasselbe wie bei Eröffnung der ersten Parallele, mit dem Unterschiede, daß nunmehr gegenüber der meist nur 3—400 Meter von den Festungswerken entfernten zweiten Parallele auch das Infanteriegewehr in Wirksamkeit tritt, und im Verein mit der Artillerie die feindlichen Arbeiten zu hindern sucht. Energische Thätigkeit der Vertheidigung in diesem Momente kann sehr wohl diese Arbeiten stören, und glücklichen Falles den Angreifer zwingen, schon die zweite Parallele wenigstens theilweise mit der langsam vorschreitenden Erdwalze herzustellen.

Schon nach Eröffnung der ersten Parallele wird der Vertheidiger daran denken müssen, mit der Einrichtung rückwärtiger Positionen vorzugehen, in denen er den Angriff auch nach Durchbruch des Fortgürtels noch aufhalten kann. Das weite Terrain zwischen Fortgürtel und Enceinte wird in der Regel Gelegenheit bieten, eine zweite Vertheidigungsstellung von feldmäßig erbauten Werken und Batterien vorzubereiten; diese zweite Linie findet in den nicht dem förmlichen Angriff ausgesetzten Kollateralforts eine gute Flügelanlehnung und gewinnt an Stärke durch ihre konvexe Grundform. Nach Eröffnung der zweiten Parallele ist der Moment gekommen, auch an die Armirung dieser Stellung, bezw. an die Erweiterung der Armirung der rückliegenden Enceinte zu denken. Es werden die nöthigen Geschütze hierzu zunächst aus den Forts der nicht förmlich angegriffenen Fronten entnommen; später — etwa nach Festsetzung des Angreifers auf dem Glacis der angegriffenen Forts — wird man auch dazu schreiten, einen Theil der Zwischenbatterien des Fortgürtels zu räumen, um die Geschütze in der nächst rückwärtigen Position zu verwenden, von wo aus sie übrigens bei nicht zu großer Entfernung dieser Position von dem Fortgürtel noch mit indirektem Schuß den Angriff auf den letzteren bekämpfen können. Dieser Moment muß aber so lange als möglich hinausgeschoben werden; die Vertheidigungsartillerie hat die Pflicht, den Entscheidungskampf mit den Angriffsbatterien mit der äußersten Energie durchzuführen, und alle Morgen — nach nächtlicher Ausbesserung der erlittenen Schäden — von neuem zu beginnen. Dennoch wird der Moment eintreten, wo dieser Kampf für den Vertheidiger keine anderen Resultate hat, als eigene Verluste, und wo es nur noch möglich ist, mit einzelnen besonders gut gedeckten Geschützen bei Tage gelegentlich namentlich gegen die Trancheen aufzutreten. Kommt zu dieser erzwungenen Passivität die Gefahr, daß durch einen erfolgreichen Sturm auf die in dieser Periode wohl schon stark mitgenommenen Forts die ganze erste Vertheidigungslinie und damit die dort aufgestellten und im letzten Momente nicht mehr zurückzuziehenden schweren Geschütze verloren gehen könnten, so ist es geboten, die noch brauchbaren schweren Geschütze der Zwischenbatterien durch Zurücknehmen in die dahinter gelegenen Positionen für den ferneren Kampf zu konserviren.

Von der zweiten Parallele aus wird der Angreifer mit seinen Sappenarbeiten im allgemeinen nur unter völliger Deckung, also mit der Erdwalze vorgehen können. Am Tage kann diese Arbeit durch einzelne glückliche Granatschüsse aus ambulanten leichteren Geschützen gehemmt werden; zur Nachtzeit kommt es darauf an, den Angreifer zu hindern, zeitweise ungedeckt mit der flüchtigen oder gemeinen Sappe vorzugehen, um schneller Terrain zu gewinnen. Es geschieht dies durch regelmäßiges Bestreichen des Arbeitsterrains mittelst Gewehrfeuers, welches nunmehr als Vertheidigungsmittel in den Vordergrund tritt; der gedeckte Weg oder der Rondengang sind für die Nachtzeit die geeignetsten Aufstellungspunkte für die Schützen.

Kleine überraschende Ausfälle werden auch beträchtliche Verzögerungen des Vorgehens mit der Erdwalze zur Nachtzeit herbeiführen; die Wichtigkeit solcher Ausfälle steigert sich mit dem Heranrücken der Angriffsarbeiten, und mit der hierdurch eintretenden Verkürzung der Entfernung, welche Ausfalltruppen aus ihren gedeckten Stellungen bis zu den Angriffsarbeiten zurückzulegen haben. Die Ueberschreitung dieser Entfernung sowohl beim Vorgehen wie beim Zurückgehen erfordert geringe Zeit; die Wirkung der Angriffsbatterien ist nur gegen größere Ausfälle in die Flanken des Angriffes von Bedeutung, gegenüber kleinen frontalen Ausfällen ist sie durch die eigenen Arbeiten und die eigenen Mannschaften beschränkt. Gelingt es, mit derartigen Ausfällen zur Nachtzeit überraschend aufzutreten, so werden nicht nur die Angriffsarbeiten für geraume Zeit unterbrochen, sondern es werden auch beträchtliche Zerstörungen der vollendeten Arbeiten ausführbar sein, ehe das in der Dunkelheit unsichere Feuer der Trancheewachen oder das Herankommen der Reserven den Ausfall zum Rückzuge nöthigt. In solchen Unternehmungen liegt in den letzten Vertheidigungsperioden das Hauptwiderstandsmittel; sie müssen durch vermehrte Sorgfalt der äußeren Bewachung vorbereitet werden, um sowohl den richtigen Moment dafür zu erkennen, als auch um Ueberraschung zu ermöglichen, welche nicht leicht gelingen kann, wenn man die Vorposten des Angreifers zu nahe herankommen läßt und auf diese Weise ihnen gestattet, alle Vorkommnisse auch innerhalb der Befestigungen zu beobachten.*)

An Kräften zu zahlreichen Ausfällen wird es dem Vertheidiger kaum fehlen, da er in dieser Periode die große Masse der Generalreserve, unbeschadet der dauernden sorgfältigen Bewachung der anderen Fronten, hauptsächlich zum Widerstande gegen den förmlichen Angriff und gegen dessen letzte Operationen disponiren kann.

Der Minenkrieg wird auch hier außer Betracht gelassen, da dieser Theil des Festungskampfes — wie schon früher erwähnt — durch die neueren Fortschritte der Waffentechnik wenig berührt worden ist.

*) Die Franzosen versäumten es in ihren Festungsvertheidigungen von 1870 fast überall, den gedeckten Weg zur Nachtzeit mit Vorposten zu besetzen. Die Angreifer konnten daher ungefährdet die kühnsten Rekognoszirungen bis in den Festungsgraben hinein vornehmen, und mehrfach selbst auf dem Glacis Arbeiten unentdeckt ausführen.

Ist es dem Angreifer nun ungeachtet aller Anstrengungen des Vertheidigers dennoch gelungen, mit seinen gedeckten Kommunikationen und Logements bis zur Eskarpe des Hauptwalles vorzudringen, die flankirenden Kaponieren und die Eskarpenmauer durch indirekten Breschschuß aus der Ferne oder durch den Mineur zu zerstören bezw. zu öffnen, so wird der Vertheidiger darauf denken müssen, gegenüber der nächsten Angriffsoperation, dem Sturm, soviel aktive Kräfte bereit zu halten, als er innerhalb des Angriffsobjektes und seitwärts desselben irgend aufstellen kann. Gewöhnlich wird dem Sturm ein energisches konzentrisches Feuer auf das Angriffsobjekt vorausgehen; die in Bereitschaft zu haltenden Vertheidigungskräfte müssen daher gut gedeckt sein, um nicht schon vor der eigentlichen Aktion bedeutende und ihre moralische Kraft erschütternde Verluste zu erleiden; solche Deckung ist in den meist umfassend beschossenen Forts schwer zu erreichen; sind diese daher nicht mit Reduits versehen, welche den direkten Widerstand gegen die Erstürmung der Bresche unterstützen und bezw. das feindliche Festsetzen auf letzterer und auf den nächsten Walltheilen hindern können, so werden die in unversehrten Kasematten, Poternen ꝛc. bereit gehaltenen Mannschaften um so weniger im Stande sein, für sich allein die gewaltsame Wegnahme des Forts zu hindern, als sie bei zweckmäßigen Dispositionen des Angriffes kaum früher aus ihren Deckungen heraus an der Bresche erscheinen können, als der Angreifer. Man muß daraus den Schluß ziehen, daß die Vertheidigung unserer neueren detachirten Forts gegen den letzten Angriffsakt, den Sturm, vorzugsweise durch offensives Vorgehen der bereit gehaltenen Theile der Generalreserve in den Flanken des Angriffsobjektes erfolgen muß.

Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Konstruktion unserer modernen Forts auch ohne Reduit eine abschnittsweise Vertheidigung ermöglicht. Die fast überall gebräuchliche Anwendung großer Mitteltraversen, welche das Innere des Forts in zwei Hälften theilen, gestattet bei geringen Vorbereitungen dem meist gegen eine Face gerichteten Sturmangriff einen zwar nicht sturmfreien, aber dennoch widerstandsfähigen Abschnitt entgegenzustellen, der bei angemessener Vorbereitung dazu beitragen kann, das Festsetzen des Angreifers in dem erstürmten Werke zu hindern, und im Verein mit den außen offensiv auftretenden Vertheidigungskräften den Sturm abzuschlagen. Daß die schon früher üblichen Hülfsmittel zur Vertheidigung der Bresche: Flatterminen, Rollbomben, Fußangeln ꝛc. auch heute noch als wirksame Bundesgenossen anzusehen sind, wird der Vollständigkeit wegen und mit dem Zusatze erwähnt, daß die Anwendbarkeit solcher Vertheidigungsmittel sich steigert, wo die Breschlegung durch indirekten Schuß aus der Ferne erfolgt, also der Erstürmung meist einige Zeit vorangegangen ist, welche dem Vertheidiger zu seinen Vorbereitungen gegen den Sturm zu statten kommt.

Ist nun dem Angreifer dennoch die Wegnahme einzelner Forts und damit die Durchbrechung der ersten Vertheidigungsstellung gelungen, so tritt die vorbereitete **zweite Vertheidigungsstellung** in Wirksamkeit, um die Einrich-

tung der eroberten Position durch den Angreifer zu hindern oder doch zu erschweren, wobei die schweren Geschütze der noch im Besitz der Vertheidigung verbliebenen Kollateralforts und einzelner unter deren Schutz hergestellter Batterien kräftig mitwirken können. Bei der heute üblichen Konstruktion der Forts und deren Kehlschluß durch ein mit Erde beschüttetes Kasemattenkorps wird es kaum möglich sein, das Verbauen des Angreifers in dem Fort zu hindern; es fehlen hier aber günstige Punkte, die ohne weiteres für Geschützaufstellungen benutzt werden können; solche muß der Angreifer in den Intervallen der Forts suchen, und findet hier zwar einige Deckung durch die verlassenen Laufgräben und Batterien des Vertheidigers, ist aber dennoch zu umfassenden Einrichtungs- und Armirungsarbeiten genöthigt, auf welche das Feuer der zweiten Vertheidigungsstellung und der Kollateralwerke sehr störend einwirken kann. Die Lage wird für den Angreifer um so schwieriger, sobald er aus der Position des Fortgürtels weiter vorgehen will, wo er sich durch die Vertheidigungsanlagen umfaßt sieht. Unter diesen Umständen wird er — wie schon bei Besprechung des Angriffs erwähnt — wahrscheinlich dazu schreiten müssen, seine Angriffsbasis durch Wegnahme noch eines Forts auf jeder Seite zu erweitern, um sich gegen die umfassende Feuerwirkung des Vertheidigers zu schützen. Der Verlust dieser Kollateralforts, welche gewöhnlich die Flankenanlehnung der zweiten Vertheidigungsstellung bildet, schwächt diese in hohem Grade und kann im Hinblick auf den Umstand, daß dieser Stellung die sturmfreien Stützpunkte fehlen, dazu nöthigen, dieselbe frühzeitig aufzugeben, um das darin aufgestellte Artilleriematerial für die Vertheidigung der letzten Stellung, der geschlossenen Enceinte, zu retten.

Für die Vertheidigung dieser letzteren sind nun alle Kräfte zu konzentriren. Dieselbe befindet sich materiell in einer durchaus nicht ungünstigen Lage; es pflegen sich bei ihrer Durchführung aber allerdings moralische Einflüsse geltend zu machen, welche sie im hohen Grade erschweren.

Die durch die geschlossene Enceinte gebildete Vertheidigungsposition ist gewöhnlich überall sturmfrei, und gestattet auf ihren langen, meist nicht rikochetirbaren Linien die Aufstellung einer großen Geschützzahl. Der Angriff gegen dieselbe muß in gleichem Umfange wie gegen den Fortgürtel systematisch durchgeführt werden, ist dabei aber in hohem Grade durch den Umstand genirt, daß das seitwärts zwischen den nicht eroberten Forts und der Enceinte gelegene Terrain sich noch im Besitz des Vertheidigers befindet, der hier gefährliche Flankenstellungen nehmen und überraschende Offensivstöße mit der Generalreserve durchführen kann, auf welche sich der Angreifer durch ausgedehnte fortifikatorische Sicherungsmaßregeln und durch dauernde Bereithaltung starker aktiver Kräfte vorbereiten muß.

Auf der andern Seite ist die moralische Kraft des Angreifers durch die bisherigen Erfolge gewachsen, diejenige des Vertheidigers wahrscheinlich etwas gesunken; die Vorräthe der Festung an Munition und Proviant haben sich gemindert, ihrem vorzeitigen Verbrauch muß oft durch Einschränkungen des

Konsums entgegengetreten werden. Die befestigte Stadt selbst wird durch die Zerstörungskraft der feindlichen Geschosse direkt in Mitleidenschaft gezogen; die steigende Aufregung der Bevölkerung führt zu Versuchen einer ungünstigen Einwirkung auf die Garnison und auf den Kommandanten, und es gehört oft eine sehr gute Disziplin der Vertheidigungstruppen und eine ungewöhnliche Energie des Kommandanten dazu, um allen diesen Einflüssen zu widerstehen.*)

Diese beiden Vorbedingungen einer guten Festungsvertheidigung müssen aber immer als vorhanden vorausgesetzt werden, und damit rechtfertigt sich die Behauptung, daß die zweite Hauptperiode des Festungskampfes, der Kampf um die geschlossene Enceinte, dem lokal und fortifikatorisch begünstigten Vertheidiger noch viele Chancen für einen andauernden Erfolg bietet.

Ob es für den Vertheidiger angängig ist, nach deklarirter Ueberlegenheit der Angriffsartillerie auch gegen die Enceinte sich noch neue völlig gedeckte Geschützemplacements hinter dieser zu schaffen, um von hier aus über letztere hinweg das Vorschreiten des Angriffs zu bekämpfen; ob ferner die Herstellung seitlicher Abschnitte in der zusammenhängenden Enceinte angängig ist, um die Ausbreitung des Angreifers nach erfolgtem Durchbruch an einer Stelle zu erschweren — hängt von der Lokalität ab. Ebenso werden die Bauart der durch die Enceinte umschlossenen Stadt, das Vorhandensein natürlicher Abschnitte in derselben durch bedeutende Wasserläufe u. s. w. dafür entscheidend sein, ob es sich empfiehlt, für den Fall des Verlustes der Enceinte eine neue Abschnittsvertheidigung vorzubereiten.

In den meisten Fällen wird mit dem Verlust der Enceinte die Kraft des Vertheidigers erschöpft, und der Kampf beendet sein. Es läßt sich aus der vorstehenden Darstellung aber wohl der Schluß ziehen, daß dieser Kampf bei einer nach neueren Grundsätzen eingerichteten und ausgerüsteten Festung (großer Waffenplatz) sowie bei umsichtiger und energischer Vertheidigung ein recht langwieriger sein und dem Vertheidiger viele Chancen für den andauernden Erfolg seiner Thätigkeit bieten kann.

Aber auch eine kleinere oder aus älterer Zeit beibehaltene (taktische oder Gelegenheits-) Festung wird bei angemessener Ausrüstung ihre Aufgabe erfüllen können, umsomehr, wenn — wie wohl von fast allen Staaten geschehen — dem durch die neuen Feuerwaffen gesteigerten Deckungsbedürfniß durch entsprechende Korrekturen an den Werken einigermaßen Rechnung getragen ist. Allerdings wird von einer kleinen auf allen Seiten zu umfassenden Festung nicht ein Widerstand von gleicher Zeitdauer erwartet werden können, wie von einem großen Waffenplatze. Der Widerstand überhaupt ist aber angängig und daher geboten; seine Dauer ist infolge der Mängel seiner materiellen Grundlage (der Befestigungen) in noch höherem Grade von der Energie des Kom-

*) Es haben sich diese Einflüsse bei allen französischen Festungsvertheidigungen im Jahre 1870 mehr oder minder entscheidend geltend gemacht. Ganz besonders muß die Kapitulation von Straßburg mehr der eingetretenen Verwilderung der Bevölkerung und schließlich auch der Garnison, als den direkten Erfolgen des Angriffes zugeschrieben werden.

mandanten und von der Tüchtigkeit der Garnison abhängig als bei einem großen Waffenplatze;*) Zeitgewinn ist ja aber eine der Hauptaufgaben der Festungsvertheidigung, und somit wird selbst die elendeste kleine Festung, welche eine Eisenbahn oder eine andere wichtige Kommunikation sperrt, nicht werthlos sein, selbst wenn sie nur im Stande wäre, den Angreifer zur Heranziehung schwerer Artillerie für ihre Bewältigung zu zwingen, und ihm dadurch einen Zeitverlust zu bereiten, der dem oberflächlichen Beurtheiler vielleicht geringfügig erscheint, der aber für die allgemeine Kriegslage von großer Bedeutung sein kann.

Anhang.

Ueber Panzerungen und Küstenbefestigungen.

Es ist schon oben im II. Abschnitt der Versuche gedacht worden, der Stoßkraft der Eisenmassen der neuen Geschütze mit dem gleichem Material entgegenzutreten, und exponirte Theile der Befestigungen gegen das Eindringen der Geschosse durch Eisenpanzerung zu schützen.

Es handelt sich dabei um eine Frage nicht der Taktik, sondern der Technik; indessen sind die Panzerungen eine so eigenthümliche und einflußreiche Neuerung in der Befestigungskunst, ihre Natur bisher in weiteren militärischen Kreisen auch wohl noch so wenig bekannt, daß es gerechtfertigt schien, sie hier zu besprechen, um so eher, als sie ein wesentlicher Bestandtheil namentlich der neueren Küstenbefestigungen geworden sind.

Die Anwendung von Eisenpanzerungen zur Erhöhung des Widerstandsvermögens gegen feindliche Geschosse findet sich zuerst in der Marine, ging von dieser auf die Küstenbefestigungen über, und entwickelte sich in Deutschlang ziemlich eigenartig. Es ist zum Verständniß dieser Entwickelung wünschenswerth den Verlauf der bezüglichen Experimente in der Marine kurz anzugeben.

Die erste Anregung zur Eisenpanzerung von hölzernen leicht verwundbaren Schiffskörpern scheint dem Kaiser Napoleon III. oder seinen Rathgebern zu entstammen; im Krimkriege 1855 — also zu einer Zeit wo kaum die ersten Ideen über Konstruktion gezogener Geschütze auftauchten — traten drei französische gepanzerte schwimmende Batterien im Schwarzen Meere (namentlich vor Kinburn) auf, ohne indessen hervorragende Leistungen aufweisen zu können. Nach dem damaligen orientalischen Kriege verfolgten sowohl Frankreich wie England diese Anregung, deren Zukunfsbedeutung sich durch die

*) In den Kriegen von 1815 und von 1870 war die Bewältigung mehrerer Festungen nur dadurch möglich, daß der Angreifer mit den ersten kapitulirenden feindlichen Festungen schwere Geschütze und Munition gewann, womit er die anderen Festungen angreifen konnte. Diese Erfahrungen sollten jedem Kommandanten, der von dem Werth der ihm anvertrauten Festung keine große Meinung hat, eine Lehre sein.

gleichzeitigen Erfolge in der Konstruktion gezogener und viel wirkungsfähigerer Geschütze steigerte. Man beschränkte sich anfangs auf die Herstellung und Vervollkommnung gepanzerter schwimmender Batterien für den Küstenkrieg, ging aber bald zu Versuchen der Panzerung großer Schlachtschiffe über. Auch hierbei scheint Frankreich vorangegangen zu sein. Gleichzeitig aber tauchte daneben in England das Projekt des Kapitän Coles auf, für den Küstenkrieg ganz flache wenig oder gar nicht über den Wasserspiegel hervorragende Fahrzeuge zu bauen, welche die Bestimmung hatten, eine oder mehrere glockenförmige eiserne Kuppeln zu tragen, in denen Geschütze schwersten Kalibers völlig gesichert Platz fanden.

Die Erfolge, welche mit Panzer- und mit Kuppelschiffen (Monitors) im nordamerikanischen Secessionskriege erreicht wurden, wendeten diesen Neuerungen die Aufmerksamkeit aller Marinen zu, und es entspann sich infolge dessen zwischen den Panzerungen einerseits und der Schiffs- und Küstenartillerie andererseits ein Wettstreit, der namentlich in England durch das Hineintragen der Interessen der großen Eisenindustrie eine enorme Ausdehnung gewonnen hat. Von Jahr zu Jahr stellte die Eisenindustrie mächtigere Maschinen zur Herstellung immer stärkerer und größerer Panzerplatten auf; von Jahr zu Jahr konstruirte die Waffentechnik schwerere Kaliber für den See- und Küstenkampf, bis man in England und in neuester Zeit auch in Italien Riesengeschütze schuf, welche fast nur noch durch Dampfkraft bedient werden können.

Wenn nicht mancherlei Anzeichen täuschen, so ist man gegenwärtig in dieser Richtung auf einen Höhepunkt angelangt, der dem praktischen Fachmann bedenklich scheint, und den Ausgangspunkt für eine gewisse Reaktion geben könnte. Es hatte aber die bei den bisherigen Versuchen eingetretene Steigerung der Kaliber und der Geschoßwirkung der Marinegeschütze — bei denen die Transportfähigkeit weniger in Betracht kam, als bei den Geschützen für den Landkrieg — nothwendig zur Folge, daß auch dem materiellen Widerstandsvermögen der Küstenbefestigungen eine vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet wurde; und diesmal war es England, welches — seine Landesvertheidigung vorherrschend auf Marine und Küstenbefestigungen basirend — mit umfangreichen bezüglichen Versuchen vorging, und in wenigen Jahren eine Reihe bedeutender Befestigungen herstellte, bei denen das Eisen in Panzerform in der ausgedehntesten Weise in Anwendung kam, und zwar sowohl als Panzerschild vor den Geschützen offener Strandbatterien, wie als Schild in kasemattirten Steinbatterien und als Mantel für ganze Küstenforts.

Bei allen diesen Ausführungen, denen — soviel bekannt — nur Rußland in größerem Maßstabe folgte, während die übrigen Seestaaten sich noch darauf beschränkten, die englischen Versuche zu überwachen und aus ihren Resultaten möglichst Nutzen zu ziehen, wurde nur gewalztes oder gehämmertes Schmiedeeisen verwendet, welches allein die Zähigkeit zu besitzen schien, den schweren Marinegeschossen Widerstand zu leisten, indem es dem Eindringen derselben allmälig ein Ziel setzte, ohne selbst zertrümmert zu werden. Zu den

ersten Panzerungen sowohl von Schiffen wie von Küstenbefestigungen begnügte man sich mit Walzeisenplatten von wenigen Zollen Stärke, wie sie die Eisenindustrie auf ihrem damaligen Standpunkte in guter Qualität herzustellen vermochte. Als diese durch dahinter gelegte Holzwände verstärkten Platten sich bei der successiven Vergrößerung der Durchschlagskraft der Geschosse neu konstruirter Geschütze nicht mehr ausreichend erwiesen, ohne daß die Industrie alsbald im Stande gewesen wäre, bedeutend stärkere Platten zu liefern, behalf man sich damit, die Eisenplatten zu verdoppeln und zu verdreifachen, und machte dabei bald die Erfahrung, daß solche aus einzelnen stark gewalzten Platten zusammengesetzten Panzer widerstandsfähiger waren, als diejenigen aus einer Platte von gleicher Dicke, weil das Metall in letzteren trotz mächtiger Walzwerke weniger gut zusammengewalzt werden konnte, als bei dünneren Platten. Die immer fortschreitende Entwickelung der See-Artillerie nöthigte aber — wie schon gesagt — zu immer neuen Panzerverstärkungen, und spornte den Ehrgeiz der Eisenindustrie zu immer neuen Anstrengungen für die Herstellung stärkerer und größerer Panzerplatten an, so daß man gegenwärtig dahin gelangt ist, Panzerplatten bis zu 8 Zoll (etwa 23 cm) Stärke in vorzüglicher Qualität herzustellen, die verdoppelt und durch zwischengelegte Holzwände verstärkt, allerdings im Stande sind, den bis jetzt in den meisten Staaten wirklich eingeführten schwersten Marinegeschützen Widerstand zu leisten.

Preußen bewahrte gegenüber diesen Versuchen und Ausführungen gleich den meisten andern Staaten eine abwartende Haltung, einerseits in Rücksicht auf seine damals noch wenig entwickelte Marine, andererseits weil seine finanzielle Lage ihm nicht erlaubte, dem in großartigem Maßstabe gegebenen Beispiel Englands in Bezug auf die Küstenbefestigung zu folgen. Die besondere Entwickelung der preußischen Artillerie und die enorme Steigerung der Zerstörungskraft ihrer Geschosse auch gegen unsichtbare Ziele, ließ hier aber — wie schon im II. Abschnitt angedeutet — bald den Gedanken auftauchen, ob das Widerstandsvermögen der dem indirekten Schuß ausgesetzten wichtigen Mauerbauten (Reduits, Flankenbatterien, Kaponieren u. s. w.) seiner zahlreichen Festungen nicht durch Anbringung von Eisenpanzerungen zu erhöhen sei. Das nähere Eingehen auf diesen Gedanken ließ indessen erkennen, daß seine Realisirung nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten habe. Einerseits wäre dazu ein außerordentlich großer Kostenaufwand nöthig gewesen, andererseits standen der nöthigen engen Verbindung von Eisenschilden und Mauerwerk technische Bedenken gegenüber; endlich mußte befürchtet werden, daß im Gebrauchsfalle bei der so verschiedenen Elastizität beider Materialien die Widerstandskraft des Bauwerkes schnell verloren gehen könnte. Man entschloß sich daher, von der Panzerung gefährdeter Mauertheile abzusehen, und die Sicherung der letzteren — wie wir früher gesehen haben — bei allen Neubauten darin zu suchen, daß man sie durch ihre Lage der feindlichen Geschoßwirkung ganz entzog oder — wo dies nicht angängig — durch Umschüttung mit Erde schützte. — Nur für ganz besondere Fälle wurde für Landbefestigungen

Panzerung in Aussicht genommen, wo es sich darum handelte, auf hervorragend wichtigen Punkten, meist in dominirender Lage, eine möglichst unverwundbare Geschützposition zu haben. Außerdem sollte sich aber auch bei uns bald Gelegenheit zu ausgedehnterer Anwendung von Panzerungen bei der Küstenbefestigung finden, nachdem das durch den Krieg von 1870/71 geeinigte Deutschland in die Lage gekommen war, für seine langen Küstenstrecken ein den neueren Verhältnissen entsprechendes Befestigungssystem in Angriff zu nehmen.

Die Küstenbefestigungen können — abgesehen von denjenigen Anlagen, welche zugleich einem Landangriff zu begegnen haben — nach ihrem Zwecke in zwei Kategorien eingetheilt werden: in solche, welche eine größere Meeresfläche beherrschen sollen, die dem Gegner günstige Aufstellungspunkte für eine Landung oder für Beschießung unserer Etablissements bieten könnte, und in solche, welche eine Passage, eine Strom- oder Hafenmündung sperren sollen.

Erstere Küstenbefestigungen bedürfen eines weiten Gesichtskreises sowohl wegen des räumlichen Umfanges ihres Wirkungsbereiches, als auch deshalb, weil der angreifende Gegner in der Lage ist, mit seinen Schiffen zu manövriren, der Zielpunkt der Batterien also in jedem Augenblick wechselt. Dieser Anforderung kann nur eine offene Erdbatterie entsprechen, in der die Geschütze über Bank feuern. Die Sicherstellung des Personals und Materials der Batterie wird durch den Umstand erleichtert, daß der Angreifer in der Regel aus offener See und aus der Bewegung sein Feuer abgiebt, und letzteres daher in Bezug auf Treffwahrscheinlichkeit demjenigen der Küstenbatterie erheblich nachsteht. Außerdem aber ist bei solchen Batterien für die Möglichkeit eines schnellen Untertretens der Mannschaften und einer völlig sichern Munitionsversorgung auf Anlage von Hohltraversen zwischen den Geschützen Bedacht zu nehmen. Die Munitionsversorgung ist hier schwieriger als bei den Landbefestigungen, weil die Heranführung der schweren gegen Panzerschiffe bestimmten Geschosse der Küstengeschütze (bei der deutschen Artillerie 21 und 28 cm Geschütze) maschinelle Kräfte erfordert.

Die Küstenbefestigungen, welche eine Passage, eine Fluß- oder Hafenmündung vertheidigen sollen, bedürfen für ihre bestimmt vorgezeichnete Aufgabe eines kleineren Gesichtsfeldes; sie werden meist in Verbindung mit Sperren (Tau-, Ketten- oder Torpedosperren) angewandt, welche ein gewaltsames Durchdringen des Angreifers hindern sollen. Diese Befestigungen werden im Angriffsfalle einen zwar kurzen aber heftigen Geschützkampf mit einem bis zur Sperre vorgedrungenen Angreifer bestehen müssen, und ist hier die Herstellung kasemattirter Batterien am Platze, welche zweckmäßig mit Eisenpanzerung versehen werden, da Mauerwerk dem aus dem Zustande der Ruhe sicherern Schuß der schweren Marinegeschütze nicht ungedeckt gegenüber gestellt werden kann, auch in vielen Fällen die kostspielige Fundamentirung solcher oft der Wasserbewegung (Ebbe und Fluth oder Wellenschlag) zugänglichen Batterien die Reduktion ihrer Grundfläche auf ein Minimum erfordert. Hier werden auch Panzerkuppeln — wie die Monitors in der Marine sie

zeigen — Verwendung finden, sei es als oberes Geschoß über Panzerbatterien, sei es als selbstständige Geschützposition. Solche Panzerkuppeln richtet man für ein bis zwei schwere durch sogenannte Minimalscharten feuernde Geschütze und drehbar ein, so daß sie ihr Feuer nach allen Richtungen abgeben können, ohne die Besatzung und Ausrüstung irgendwo dem feindlichen Feuer auszusetzen. Aehnliche Kuppeln werden ein geeignetes Modell für die oben erwähnten in in besonderen Fällen für Landbefestigungen anzuwendenden gepanzerten Geschützpositionen abgeben.

Während nun die Eisenindustrie sich bemühte, immer stärkere Panzerplatten aus Walzeisen herzustellen, wurde in Deutschland durch die Darstellung des sogenannten Hartgusses*) eine Erfindung gemacht, welche sowohl für Panzerungen wie für die Fabrikation von Artilleriegeschossen von großer Wichtigkeit war. Die Verwendung von Gußeisen als Panzermaterial machte es möglich, nicht nur ohne Preissteigerung zu sehr bedeutenden Panzerstärken überzugehen, sondern auch die letzteren in den einzelnen Konstruktionstheilen je nach ihrer Inanspruchnahme beliebig zu regeln. Die bisherigen Versuche mit den Hartgußpanzerungen haben in der That ihre volle Widerstandsfähigkeit gegen die gebräuchlichen schwersten Marinegeschütze dargethan, und berechtigen zu der Annahme, daß diese Panzerungen — bezw. nach angemessener Verstärkung — auch bei weiterer Steigerung der Zerstörungskraft der Marinegeschütze dem Bedürfniß genügen werden. Auf den Marinen sind — soweit bekannt — Panzerungen aus Hartguß noch nicht zur Anwendung gekommen, weil die Herstellung des Materials in gerundeten Blöcken sich für den Schiffsbau nicht eignet; auch würde die bedeutend stärkere und darum schwerere Hartgußpanzerung wohl das Tragevermögen des Schiffskörpers zu sehr in Anspruch nehmen. Bei allen Küstenbefestigungen — bei denen es auf das Gewicht der Panzerung nur in ökonomischer Beziehung ankommt — sind aber die Panzerungen aus Hartguß vorzuziehen, während für die Panzerungen bei Landfestungen, welche Geschützfeuer nur aus kleineren Kalibern zu erwarten haben, auch in beträchtlich geringeren Eisendimensionen herzustellende Panzerthürme aus Walzeisen ausreichende Sicherung gewähren.

Die Dimensionen aller gepanzerten Hohlräume müssen aus ökonomischen Rücksichten auf das geringste Maß beschränkt werden; letzteres findet seine Grenze in der Nothwendigkeit der Aufstellung und Bedienung der Geschütze. Um die Unverwundbarkeit des Panzer-Geschützstandes thunlichst zu erhöhen und in Rücksicht auf das Shrapnellfeuer der Marinegeschütze und die Treffsicherheit der Handfeuerwaffen sind die Schartenöffnungen in den Panzerwänden so klein zu machen, daß eben nur der Geschützrohrkopf darin Platz hat, und darüber der nöthige Spielraum für das Richten des Geschützes ver-

*) Der Hartguß oder Schalenguß von Grüson in Buckau bei Magdeburg erhält durch ein eigenthümliches von dem Erfinder als Geheimniß behandeltes Abkühlungsverfahren auf seiner äußeren Fläche eine sehr große Härte, ist aber bisher nicht in geraden Platten, sondern nur in runden Formen herzustellen.

bleibt (Minimalscharten). Veränderung der Seitenrichtung wird hierbei in Panzerbatterien durch entsprechende Grundrißkonstruktion der Kasematten und durch Erweiterung der Scharte nach innen und außen, bei Panzerthürmen durch die Drehvorrichtung derselben ermöglicht; Veränderungen der Elevation sind durch Anwendung sogenannter Minimalscharten-Laffeten zu erreichen, bei denen der Drehpunkt des Geschützrohres in den Kopf desselben verlegt ist, und Elevationsveränderungen durch Heben und Senken des Schildzapfenlagers erzeugt werden. Diese etwas komplizirten Laffeten bedingen eine verhältnißmäßig große lichte Höhe der Panzerkasematten. Da nun diese letzteren selbst keinerlei Raum für die Ueberbringung von Mannschaften, Munition und sonstigen Vorräthen sowie als Arbeitsstellen bieten, so ist es unerläßlich, daß sie stets in Verbindung mit andern Hohlräumen angelegt werden.

Panzerbatterien bilden gewöhnlich die äußere Stirn eines in Mauer-usgeführten und auf allen exponirten Seiten mit Erde ummantelten Kasemattenkorps, welches die nöthigen Wohn-, Vorraths- und Arbeitsräume aller Art enthält.

Die Batterie selbst besteht in Stirnwand und Decke aus Hartgußblöcken, welche an den exponirtesten Stellen, zunächst der Scharten, die Stärke von 0,80 cm erreichen und mittelst einfacher Falzen lose zusammengesetzt sind. Das große Eigengewicht der Blöcke sichert diese Verbindung gegen jede Störung durch anschlagende feindliche Geschosse.

Panzer-Drehthürme werden gewöhnlich kavalierartig über einem gemauerten und auf den exponirten Seiten mit Erde ummantelten Kasemattenkorps aufgestellt, welches die nöthigen Hülfsräume enthält. Die Thürme bestehen aus der eigentlichen Panzerkuppel, dem Unterbau mit der Drehvorrichtung und der Vorpanzerung.

Die kreisrunde Panzerkuppel hat nur den oberen Raum des Geschützstandes, das Rohr, zu schützen und die Scharten aufzunehmen. Bei Anwendung von Walzeisenpanzerung besteht sie aus einer senkrechten Wand von etwa 1 m Höhe aus einfachen oder verdoppelten Platten; auf diesen Plattenkranz ist eine flach gewölbte und mit einem Luftabzugsloch versehene Decke von verdoppelten Eisenplatten aufgesetzt. Bei Anwendung von Hartguß ist die Panzerkuppel ähnlich konstruirt, wie die eben beschriebene Panzerbatterie.

Der untere Kuppelrand wird bei beiden Kuppelkonstruktionen von einem Gerüst aus Walzeisen und Winkeleisen unterstützt, welches seinerseits fest auf der in gleicher Weise konstruirten und zugleich die Laffeten tragenden Drehscheibe ruht. Unter der Drehscheibe befindet sich der auf Mauerwerk aufliegende Rollenkranz, auf welchem mittelst starker Scheibenräder oder mittelst Zahnräder die Drehscheibe und damit der ganze Panzerstand drehbar ist.

Die Vorpanzerung ruht fest auf Mauerwerk und umgiebt den Fuß der eigentlichen Panzerkuppel auf allen denjenigen Seiten, gegen welche etwa feindliches Feuer zu erwarten. Sie schützt das Tragegerüst der Kuppel und den Drehmechanismus, und bildet zugleich einen etwa 1,5 m breiten gedeckten Um-

gang um die Drehkuppel, der bei dem beschränkten innern Raum der letzteren für den Dienstbetrieb, namentlich für die Munitionsversorgung, und bei Walzeisenkuppeln auch für die Handhabung der Drehvorrichtungen unentbehrlich ist. — Die leichteren Walzeisenkuppeln werden nämlich gewöhnlich einfach durch Menschenkraft gedreht; die viel schwereren Hartgußkuppeln sollen zwar für den Nothfall in gleicher Weise in Bewegung gesetzt werden können, indessen wird bei ihnen stets auch auf Maschinenkraft Bedacht genommen; die betreffenden Motoren finden ihren Platz in den Kasemattenkorps unter dem Panzerthurm, und werden oft dazu benutzt, zugleich ein Herablassen der schweren Geschütze und ein Auswechseln derselben nach eingetretener Beschädigung zu ermöglichen. In den Kasemattenkorps befinden sich auch die Räume zur Aufbewahrung und Zubereitung der Munition, welche mittelst Hebevorrichtungen nach dem Umgange um die Panzerkuppel gehoben und von hier aus in die Kuppel gebracht werden kann.

Der ganze Panzerstand wird schließlich bis zum oberen Rande des Vorpanzers, also bis nahe unter die Schartensohle mit großen Granitquadern oder mit Cementbeton ummauert.

Es ist einleuchtend, daß eine so neue Konstruktion, wie diejenige der gepanzerten Geschützstände, noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann. — Die Fortschritte der Eisentechnik und fernere praktische Versuche werden jedenfalls zu Verbesserungen und möglicherweise auch zu ausgedehnterer Anwendung dieser wichtigen passiven Kampfmittel führen. — Bei der vorliegenden Frage, wie auf allen Gebieten menschlicher Kunst und menschlichen Wissens giebt es keinen Stillstand. Rastlos müssen wir nach weiterer Vervollkommnung streben, und namentlich hat der Ingenieur die Aufgabe, auf seinem Thätigkeitsgebiet nicht nur mit den andern Waffen gleichen Schritt zu halten, sondern denselben vorauszueilen.

d'Arçon sagt sehr richtig: „En fait de fortification il faut toujours voir au moins un demi siècle d'avance.“ Ein Festungsbau soll nicht einem augenblicklichen Bedürfniß abhelfen, sondern dem Lande auf Jahrhunderte hinaus Schutz gewähren; seine Anordnung darf daher nicht allein dem augenblicklichen Stande der Kriegskunst entsprechen, sondern muß so weit als thunlich den möglichen Fortschritten der letzteren Rechnung tragen.

Für die Offiziere der andern beim Festungskriege betheiligten Waffen — der Infanterie und der Artillerie — genügt das Verständniß der augenblicklichen Lage. Die Artillerie hat die gesteigerte Bedeutung der Sache durch die neuerdings bei uns durchgeführte Trennung der Festungsartillerie von der Feldartillerie anerkannt. Für die Infanterie, von welcher schon Friedrich der Große in vielen seiner Instruktionen ein sorgfältigeres Studium des Festungskrieges verlangt, haben die neueren Kriege die gesteigerte Bedeutung dieses Zweiges der Kriegskunst überzeugend dargethan.

---

werk a:

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,

General-Lieutenant z. D.

1878.

Zehntes Heft.

Inhalt:

Leben des General Karl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz geb. Gräfin v. Brühl von Karl Schwarz.

Von

Theodor v. Bernhardi.

Berlin 1878.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Leben des General Karl v. Clausewitz
und der
Frau Marie v. Clausewitz geb. Gräfin v. Brühl
von
Karl Schwarz.

Machiavelli, del arte della guerra: — E chi sa bene presentare al nimico una giornata, gli altri errori qu'egli facesse nei maneggi della guerra sarebbero sopportabili; ma chi manca di questa disciplina, ancora che negli altri particulari valesse assai, non condurra mai una guerra ad onore. Perche una giornata che tu vinca, cancella ogni altra tua mala azione.

(Wer dem Feinde eine entscheidende Schlacht wohl zu liefern weiß, dessen anderweitige Fehler, wenn er deren in der Führung des Krieges beginge, würden zu ertragen sein; der aber, dem diese Fähigkeit fehlt, wird, und wenn er auch in allen anderen Zweigen [der Kriegführung] sehr tüchtig wäre, niemals einen Krieg zu ehrenhaftem Ende führen. Denn eine Hauptschlacht, die Du gewinnst, hebt die Folgen aller Fehler auf, die Du anderweitig begangen haben magst.)

Vor vierhundert Jahren hat einer der bedeutendsten Männer seiner und aller Zeiten, Nicolo Machiavelli, diese merkwürdigen Worte niedergeschrieben. Wir erinnern, indem wir uns von dem Leben und Wirken des verewigten Clausewitz Rechenschaft zu geben suchen, mit Bedacht an diese Worte. Sie sind vier Jahrhunderte über unbeachtet geblieben — und unverstanden. Clausewitz ist es, der, ohne Machiavelli zu kennen, der gewichtigen Wahrheit, die sie aussprechen, zu ihrem Recht verholfen hat, indem er sie an die Spitze der Lehre vom Kriege stellt, ihre ganze Tragweite zu würdigen weiß und die Theorie des Krieges in ihrer Gesammtheit von diesem leitenden Gedanken abhängig macht.

Welche eigenthümlichen Wege ist die Theorie gegangen von Machiavelli bis auf Clausewitz! — Wir dürfen wohl sagen, auf was für seltsame Abwege ist sie vielfach gerathen! — Um sich Rechenschaft davon zu geben, zu welcher

Höhe sich Machiavelli in der theoretischen Auffassung der Erscheinungen des Kriegs über seine Zeitgenossen nicht nur, sondern auch über die Vertreter späterer Zeiten erhebt, braucht man nur seine sieben Bücher vom Kriege und gar manchen inhaltsschweren Satz, den sie in wenigen Worten aussprechen, mit allem zu vergleichen, was die nächstfolgenden Jahrhunderte in Beziehung auf Krieg und Kriegführung zu Tage gefördert haben, — und selbst mit einer großen Mehrzahl der Schriften und Werke, die in neuerer Zeit darüber belehren wollten. Nehmen wir einen der bedeutendsten militärischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts zur Hand, etwa den ehrlichen Leonhard Frunsperger, der mehr als ein halbes Jahrhundert nach Machiavelli lebte und schrieb. Er darf in seiner Zeit hervorragend genannt werden und trägt uns doch in einem ansehnlichen Folianten lediglich den Handwerksbrauch der Landsknechte als Theorie vor, ohne nach irgend einer Richtung hin darüber hinaus zu gehen.

In dieser handwerksmäßigen Weise behandeln auch die militärischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts ihren Gegenstand. In eigenthümlicher Weise tritt unter ihnen eigentlich nur Montecuccoli hervor. Er geht, gleich allen seinen Zeitgenossen, auf alle Einzelnheiten der Truppenformation und elementaren Taktik ein, ja er verweilt, eben auch gleich allen seinen Zeitgenossen, vorzugsweise bei dem, was die Kriegsführung voraussetzt, aber auch lehrt er nicht einfach den Handwerksbrauch; wir möchten sagen, er beschränkt sich nicht darauf, vorzutragen, was die Zunft gutgeheißen hat, sondern er tritt überall mit einem wirklichen, unabhängigen Urtheil, persönlichen Ansichten und eigenen Ideen ein. Bei gänzlich veränderter Bewaffnung kann natürlich alles, was er über Elementartaktik sagt, nur noch ein geschichtliches Interesse haben, und dasselbe gilt auch von seinen Lehren in Beziehung auf die höhere, angewendete Taktik, die das Schlachtfeld in seiner Gesammtheit umfaßt. In Beziehung auf die Kriegführung im Allgemeinen, auf das, was wir gewöhnt sind, in dem schwer zu definirenden und schwer zu umgrenzenden Begriff der Strategie zusammen zu fassen, enthält das überhaupt epigrammatisch gehaltene Werk Montecuccolis nur einzelne Andeutungen und Winke, die dann aber allerdings nicht nur sehr geistreich sind, wie wir das von dem geistreichen Italiener erwarten müssen, sondern auch ein umfassendes und eingehendes Verständniß aller Elemente verrathen, aus denen im Kriege die Entscheidung hervorgeht. — Der bekannte, oft angeführte Satz Montecuccolis, daß zur Kriegführung drei Dinge gehören, nämlich Geld, noch einmal Geld und ein drittes Mal Geld, ist von denen, die sich auf diese Worte berufen, nicht immer vollständig verstanden worden, zum Theil so wenig, daß man glauben muß, die Herren wüßten nur von Hörensagen darum. So wie Montecuccoli diese Worte wirklich gemeint und niedergeschrieben hat, sind sie der Ausdruck einer bitter sarkastischen Stimmung und sprechen vor Allem aus, wie der kluge, erfahrene Mann seine Zeit beurtheilte und die Menschen, mit denen er lebte.

Sie lauten nämlich wie folgt: „L'argent est cet esprit universel qui, se repandant partout, anime et remue tout; il est virtuellement toutes choses: c'est l'instrument des instruments, il sait enchanter l'esprit des plus sages, et calmer la fureur des plus féroces.

L'argent produisant tant d'effets merveilleux, dont les histoires sont remplies, faut-il s'étonner si un certain homme étant enquis combien de choses étaient nécessaires à la guerre, il répondit trois: l'argent, l'argent, l'argent.“

Montecuccoli fügt noch hinzu: Mais, comme il est aussi l'ame et le sang des hommes, et qu'à cause de cela on a bien de la peine à persuader aux peuples de le donner pour l'entretien des troupes, il faut leur représenter l'utilité et la nécessité de ces contributions, et leur promettre de les soulager en temps et lieu — und dabei mochte er wohl unter Anderem auch daran denken, welche Mühe „Haus Oesterreich“ meist hatte, von den Ständen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation „Römer-Monathe“ wirklich zu erhalten, selbst wenn sie versprochen waren. Wir anderen können dadurch auch wohl an die eine und die andere parlamentarische Verhandlung neuerer und neuester Zeit erinnert werden.

Zu den bemerkenswerthen Dingen, die Montecuccoli sagt, rechnen wir diese so oft in verkehrter Weise zitirten Worte natürlich nicht. Auch daß er in seinen Lehren von dem Satz ausgeht: „Der Zweck des Krieges ist der Sieg“, sagt an sich noch sehr wenig und giebt uns, so hingestellt, nicht den Schlüssel zum Verständniß seiner Ansicht vom Kriege. Wohl aber wird er bedeutend durch die Art, wie er ihn im weiteren Verlauf des Werks mittelbar kommentirt, und wir stoßen da auf manche treffende Bemerkung, in der wir den erfahrenen Mann erkennen, der seine Erfahrungen in großen und großartigen Verhältnissen gemacht hat.

Unter Vielem dieser Art, das sich anführen ließe, wollen wir nur der Lehren gedenken, die Montecuccoli (im 3. Kapitel seines ersten Buchs) in Beziehung auf die allgemeinen Anordnungen zum Kriege giebt:

1) „Consulter lentement, exécuter promptement.

2) Se faire une loi suprème du salut de l'armée.

3) D o n n e r q u e l q u e c h o s e a u h a z a r d (was ein berechtigtes Selbstvertrauen voraussetzt).

4) Profiter des conjonctures.

5) Donner de la réputation à ses armes (worunter Montecuccoli versteht, daß man suchen müsse, eine moralische Ueberlegenheit über den Gegner zu gewinnen).

6) C e l u i q u i p e n s e à t o u t n e f a i t r i e n; celui qui pense à trop peu de choses, est souvent trompé.“

Die Sätze, daß man reiflich überlegen, in der Ausführung aber rasch und entschlossen sein, — daß man dem Glück vertrauen und auch ihm etwas

überlassen müsse, — daß man nicht allzu ängstlich Alles und Jedes, alle Möglichkeiten überdenken dürfe, wenn man je zu einer entschlossenen That kommen will — diese Sätze werden dann in gewichtiger Weise ergänzt durch die Lehren, die Montecuccoli im 1. Kapitel seines zweiten Buchs aufstellt:

„Après la résolution une fois prise, ne plus écouter ni doutes, ni scrupules, et supposer que tout le mal qui peut arriver, n'arrive pas toujours, soit que la miséricorde Divine le détourne, ou que notre adresse l'évite, ou que l'imprudence de nos ennemis ne profite pas de l'occasion.“ — Der Mann, der das schreibt, weiß Bescheid im Leben, in der Welt der Thaten!

Zu dem einleitenden Satz, daß der Sieg der Zweck aller kriegerischen Operationen ist, gehören die Regeln, die Montecuccoli für den Angriffskrieg giebt: „Donner des batailles, jetter la terreur dans le pays — — — S'imaginer de faire de grandes conquêtes sans combattre, c'est un projet chimérique.“

Hierher gehören auch die Worte, mit denen er das Kapitel von den Schlachten einleitet: „Les batailles donnent et ôtent les couronnes, décident entre les Souverains sans appel, finissent la guerre et immortalisent le vainqueur.“

Vergleicht man mit diesen Lehren, die Erfahrung und Kühnheit athmen, den Gang des einen und des anderen der Feldzüge, die Montecuccoli wirklich geführt hat, so könnte es freilich wohl scheinen, als sei dieser kluge und erfahrene Italiener der Aufgabe, seiner eigenen Theorie gemäß zu handeln, nicht durchaus gewachsen gewesen. Besonders der Feldzug 1673, in dem er den großen Kurfürsten und dessen Brandenburger unter allerhand ziemlich leeren Vorwänden thatenlos in der Irre herumführte, bis es endlich später Herbst und Zeit war, die zwecklosen Operationen einzustellen, könnte wohl zu solcher Schlußfolgerung verleiten. Doch wäre es ein Fehlschluß. Der nicht nur kluge und erfahrene, sondern auch gewandte und verschlagene Italiener wußte nämlich so gut wie Clausewitz, daß der Krieg „eine Fortsetzung der Politik" ist, und verstand es vortrefflich, seine Kriegführung der Politik, den geheimen Absichten seines Hofes anzupassen. Das ist es, was dieser Feldzug beweist!

Aber so treffend und von so bedeutender Tragweite auch viele Aeußerungen Montecuccolis geachtet werden müssen, sind sie doch nicht methodisch geordnet; ja mehr, seine Lehrsätze sind nicht erschöpfend durchdacht, nicht auf ihren letzten, eigentlich maßgebenden Grund zurückgeführt, nicht zu einer organischen Einheit verbunden.

Doch wie dem sei, die nächsten Nachfolger Montecuccolis auf dem Gebiet der Theorie des Krieges — unter denen wir Feuquières und den jüngeren Puységur als hervorragende nennen — stehen gar merklich gegen ihn zurück. In Montecuccolis kleinem Werk werden wir vielfach gewahr, daß der Verfasser ein Mann ist, der eine weltgeschichtlich bedeutende Zeit durchlebt hat. Er

hatte in der That den ganzen 30jährigen Krieg erlebt und an dem größten Theil der Feldzüge dieses Krieges thätigen Antheil genommen; er hat diese wild auflodernden Kämpfe gesehen, in denen Deutschland leidenschaftlich mit sich selbst um die höchsten Güter rang; in denen es sich vielfach um das Dasein der Staaten — der Religionsparteien, um Gewissens- und Geistesfreiheit oder geistige Knechtschaft handelte; — in denen kein Verhältniß geschont wurde. — In Feuquières dagegen erkennen wir den Zeitgenossen einer Periode, die nur Kabinetskriege kennt; Kriege, die mit mäßiger Anstrengung und ohne Leidenschaft um sekundäre, lediglich dynastische Interessen, geführt werden. Alles, was er sagt, bezieht sich ausschließlich auf eine solche Zeit und ist auch nur auf die vorausgesetzten Bedingungen des Staatenlebens anwendbar. Eben daraus, daß Montecuccoli in diesem Sinn einen viel weiteren Horizont beherrscht und innerhalb gewisser Grenzen bei weitem mehr als alle früheren sowohl, als selbst die späteren bis auf die neueste Zeit herab auch die Elemente der Entscheidung zu würdigen weiß, die im Gemüthsleben des Menschen wurzeln, ergiebt sich, daß er Vieles sagt, das nicht veraltet ist und in der That niemals veralten kann, während Feuquières und Puységur und unzählige Andere jede Bedeutung für das thätige Leben längst verloren haben.

Feuquières fällt ganz in die handwerksmäßige Behandlung seines Gegenstandes zurück, wenn er auch ungleich mehr als seine Vorgänger, die Schriftsteller der Landsknecht-Periode, die höheren Aufgaben des Handwerks im Auge hat. Er will nicht bloß Lehrlinge und Gesellen, sondern auch die Meister des Handwerks belehren. Das Handwerksmäßige aber in der Auffassung der Aufgaben der Kriegführung sowohl, als in der Unterweisung, wie sie zu lösen seien, zeigt sich vor Allem darin, daß er mit trockener Zuversicht, wir möchten sagen, Rezepte zu kriegerischen Operationen vorschreibt, ohne sie sonderlich tief zu begründen oder Zweifel und Fragen, die sich aufwerfen ließen, dialektisch zu erörtern. Er sucht sie nur in einem zweiten Theil seines Werks durch Beispiele aus der Geschichte seiner Zeit zu illustriren. — In Einzelnheiten werden wir nebenher gewahr, daß er sein Buch zu einer Zeit geschrieben hat, wo er, verstimmt durch die Zurücksetzung, die er erfahren hatte, wie so mancher Andere in ähnlicher Lage, geneigt war, die Gegenwart und Alles, was ihr angehörte, zu tadeln; wo er, geistig alt geworden, wie so mancher in den Gewohnheiten und Vorurtheilen seiner Jugendzeit befangene Handwerker, unzugänglich geworden war für jede Neuerung. Als ein Zeichen dieses geistigen Stillstandes, zu dem er gekommen war, macht es uns, den Söhnen einer bewegteren Zeit, die Größeres erlebt hat, einen fast komisch befremdenden Eindruck, daß Feuquières — in einer beiläufigen Bemerkung — das Mißgeschick, das die Waffen Frankreichs im spanischen Erbfolgekrieg erfuhren, wenigstens zum Theil daraus herleiten will, daß die Infanterie nicht mehr wie zu Ludwigs XIV. glänzender Jugendzeit in sechs Gliedern rangirte, sondern nur in vieren!

Puységur bildet in gewissem Sinn einen geraden Gegensatz zu Feuquières. Er sucht sich von der handwerksmäßigen Auffassung los zu machen und eine wissenschaftliche — sogar eine streng wissenschaftliche — Behandlung der Lehre vom Kriege einzuleiten und ist deshalb merkwürdig. Feuquières geht von dem Satz aus, daß das Kriegshandwerk unstreitig nur durch die Erfahrung erlernt werden könne — und fügt nur in bescheiden fragender Form hinzu, ob nicht doch einige, eben der Erfahrung entnommene Regeln vermittelnd und erleichternd nützlich sein könnten; damit kommt er dann auf seine Reihe von Rezepten. Puysegur stellt vor Allem die Forderung auf, daß die gesammte Kriegführung auf sicher festgestellte theoretische Grundsätze zurückgeführt werde. In Beziehung auf die taktischen Evolutionen verlangt er, daß man sich stets die geometrischen Bedingungen vergegenwärtige, unter denen sie ausführbar sind und genau in einander passen; er weist die Verwirrungen und Verzögerungen nach, die zu seiner Zeit nicht selten daraus hervorgingen, daß man sich von dem den Evolutionen zum Grunde liegenden geometrischen Schema, oder davon, wie die Bewegungen in Zeit und Raum in einander greifen müssen, nicht streng und genau Rechenschaft gab. In demselben Geist soll dann die Theorie des großen Krieges nicht aus vereinzelten, zusammenhangslosen, ohne allgemeines maßgebendes Prinzip der nächsten besten Erfahrung entlehnten Verhaltungsregeln bestehen. Sie soll organisch aus einer gründlichen Erwägung aller Bedingungen der Kriegführung hervorgehen. Den maßgebenden Grundgedanken, die einfachen und allgemeinen Grundgesetze der Kriegführung, auf die er verweist, weiß dann aber Puysegur selbst nicht zu finden; er muß zu Beispielen, namentlich zu einem hypothetischen Krieg, der zwischen Seine und Loire vorausgesetzt wird, seine Zuflucht nehmen, um auf solchem Umweg mittelbar anschaulich zu machen, was er meint; in der Anwendung zu zeigen, was er abstrakt nicht in bestimmter Form festzustellen weiß. Die gestellte Aufgabe bleibt so ohne eigentliche Lösung.

Unter den Späteren hat der Marschall von Sachsen geistreiche „Träumereien" geschrieben, wie er sie selber nennt; sie enthalten neben eigenthümlichen Phantasien auch manches Wort von weitreichender Bedeutung — bleiben aber doch im Ganzen ein etwas lockeres Gewebe.

Friedrich den Großen glauben wir hier ganz übergehen zu müssen, weil der Geist seiner Kriegführung, wie wir an einem anderen Ort nachzuweisen gedenken, von seinen Zeitgenossen und den Epigonen in der allerseltsamsten Weise mißverstanden und falsch gedeutet worden ist.

Herrschend wurde namentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine bis in die geringfügigsten Einzelnheiten ausgesponnene Theorie, die, scheinbar diesem Mißverständniß entnommen, es eigentlich veranlaßte. Der Krieg wurde darin lediglich als eine Sache der Kabinete aufgefaßt; es wurde dabei stillschweigend, ja ohne daß man sich ausdrücklich davon Rechenschaft gegeben hätte, aber entschieden vorausgesetzt, daß der Krieg immer nur um sekundäre

Interessen geführt werde, welche die Völker im Grunde gleichgültig lassen oder doch nur mäßig erregen, und selbst die Regierungen nicht veranlassen, das Aeußerste zu wollen und zu wagen. Infolge dessen ist nicht mehr, wie Montecuccoli sagt, „der Sieg“ — das heißt die Entwaffnung des Feindes, die Vernichtung seiner Streitkräfte — der Zweck aller militärischen Operationen, sondern es kommt darauf an, mit möglichst geringen Opfern, und indem so wenig als möglich gewagt wird, in den Besitz der angestrebten örtlichen Vortheile zu gelangen. Der einzige und letzte Zweck aller militärischen Operationen wurde „Terrain“ zu gewinnen, für die wissenschaftlich gebildeten Theoretiker namentlich in den Besitz gewisser Oertlichkeiten zu gelangen, welche die Theorie als „strategische Punkte“ bezeichnete. Man begnügte sich sogar nicht damit, anzunehmen, daß der Besitz der so bezeichneten Punkte wichtig sei, indem er gewisse Vortheile gewähre — was sich in vielen Fällen nachweisen ließ — sondern gerade in den Schriften und Aeußerungen der gelehrtesten Adepten dieser Art von Strategie tritt häufig die Vorstellung hervor, daß der Besitz dieser Punkte schlechthin entscheidend sei, und zwar ohne daß man uns jemals klar und bestimmt sagte, weshalb und wodurch. Es bleibt immerdar eine halb mystische, unbestimmt-allgemeine Vorstellung, deren Realität als erwiesen vorausgesetzt wird. In der Anwendung ergab sich die Bestimmung der Punkte, die als entscheidende angesehen werden sollten, sehr häufig daraus, daß Anschauungen und Erfahrungen, die auf dem Gebiet der Taktik gewonnen waren, auf das Gebiet der Strategie übertragen wurden. Welche Vortheile im taktischen Bereich der Besitz das Gelände beherrschender Höhen gewährt, das wußte man aus vielfacher Erfahrung, und es ist an sich anschaulich. Dieselben Bodenverhältnisse wurden auch als maßgebend für die Kriegführung im Großen erachtet; man suchte die entscheidenden strategischen Punkte auf den Höhen, und man glaubte sie vorzugsweise in den „dominirenden Plateaus“ einer mehr oder minder bedeutenden Wasserscheide zu finden. — Die Eroberung eines Landstrichs, der durch die Mittel der Strategie in militärischen Besitz genommen war, mußte dann natürlich durch die Belagerung und Einnahme der Festungen, die er enthält, vollendet und gesichert werden.

Die siegreiche Entscheidung im wirklichen Kampf, in offener Feldschlacht, und die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte in ihr, sollte demgemäß nicht um ihrer selbst willen gesucht werden, sie galt, wie gesagt, nicht als letzter Zweck aller militärischen Operationen, sondern nur für eines der Mittel, vermöge deren der Zweck erreicht, örtliche Vortheile, der Besitz strategischer Punkte, gewonnen werden konnten — als ein Mittel unter mehreren möglichen, aber keineswegs etwa als das beste, vielmehr als das gewagteste und unsicherste von allen. Unzählige Male wird uns gesagt, daß der Erfolg eines Treffens immerdar unsicher und ganz unberechenbar sei, sogar vielfach vom Zufall abhänge, daß man sich mithin — abgesehen von ganz außerordentlich günstigen Verhältnissen — niemals ohne Noth auf ein so überaus gefährliches

Wagniß einlassen müsse. Wir lesen wiederholt in den Schriften der damaligen Theoretiker, namentlich in ihren kritischen Erörterungen, buchstäblich Worte wie diese: „Welcher besonnene Feldherr wird je, um seinen Zweck zu erreichen, zu einem so unsicheren und gewagten Mittel, wie eine Schlacht ist, seine Zuflucht nehmen, so lange ihm noch andere zu Gebote stehen!"

Das strategische Manöver war es, von dem man alle Erfolge erwarten wollte — und zwar sollte, selbstverständlich, das Manöver nicht etwa dazu dienen, die günstigsten Verhältnisse für den Entscheidungskampf herbeizuführen — das hieße ja nur durch ein Mittel die Anwendung eines anderen vorbereiten —: es sollte unmittelbar zum Ziele führen, indem es den Feind nöthigte, die wichtig geachteten Stellungen und Oertlichkeiten ohne Kampf aufzugeben.

Das strategische Manöver sollte dann aber in einer gewissen Einengung des Feindes bestehen, die seinen möglichen Unternehmungen vorzubeugen suchte; in Bedrohung solcher entlegnerer Punkte, die ihm wichtig sein mußten — vor Allem aber in Gefährdung seiner rückwärtigen Verbindungen mit seinen Hülfsquellen jeder Art — wobei immerdar Verpflegung der feindlichen Armee wie der eigenen aus rückwärts gelegenen Magazinen vorausgesetzt wurde. So stellte die Theorie so zu sagen Umgehungen und Abschneidereien ohne Ende in Aussicht. In der Ausführung kam dem Manöver vielfach zu Hülfe, daß auch hier wieder Vorstellungen, die der Taktik entnommen waren, in die Strategie übertragen wurden. Auf dem Schlachtfelde „zwischen zwei Feuer genommen" zu werden, war verderblich, das stand außer Zweifel; nun konstruirte man sich in der Idee ein strategisches „zwischen zwei Feuer genommen werden", das in den kritischen Erörterungen jener Zeit eine große Rolle spielt, ohne daß man sich streng davon Rechenschaft gegeben hätte, ob diese Vorstellung überhaupt eine Realität habe — oder inwiefern und unter welchen Bedingungen die gegenseitigen Verhältnisse, die man in solcher Weise mehr malerisch als treffend bezeichnete, eine wirkliche Gefahr herbeiführten. Wie man eben überhaupt im Leben vielfach unter der Herrschaft der Vorstellungen steht, an die man sich einmal gewöhnt hat, sahen die Theoretiker sehr leicht diese Gefahr in jeder Umgehung und glaubten ihr künstlich vorbeugen oder sich ihr entziehen zu müssen, ohne sich immer zu fragen, ob sich der umgehende Feind nicht selbst bei seinem Manöver durch Verzettelung seiner Truppen bedenkliche Blößen gab; ob nicht ein naturalistisches Dareinfahren und entschlossener Angriff das strategische Spinngewebe zerreißen und die Verhältnisse geradezu umkehren konnte. Wer die kritischen Besprechungen wirklicher Feldzüge durchgeht, die aus dieser Schule herstammen, wird gewahr werden, daß diese Frage gar oft auch da nicht aufgeworfen wird, wo sie sehr nahe zu liegen scheint.

Gerade wie die älteren Schriftsteller, die uns das Handwerk der Landsknechte lehren, wie Feuquières und Puységur, ignoriren auch die Theoretiker

dieser Schule auf das vollständigste alle moralischen Elemente, die den Erfolg mitbestimmen. Von unserem jetzigen Standpunkt aus erscheint es höchst seltsam, daß man Jahrhunderte lang bei dieser beschränkten Anschauungsweise hat stehen bleiben können, während in Wahrheit der Krieg doch gewiß unter allen Gebieten menschlicher Thätigkeit dasjenige ist, das des Menschen Gemüthsleben auf das allergewaltigste in Anspruch nimmt.

Ein Kriegsschauplatz ist wohl ein Schachbrett — échiquier — genannt worden, eine Bezeichnung, die besonders den Franzosen geläufig ist. Da liegt es denn nahe, einen Feldzug mit einer Schachpartie zu vergleichen, und das wäre die unwahrste und verkehrteste aller spielenden bildlichen Vorstellungen — eben weil die Schachsteine, Springer, Läufer, Thürme und was sonst, unter allen Bedingungen stets einen und denselben unveränderten Werth behalten; sie sind nie begeistert oder von hoffnungsreicher Zuversicht beseelt, nie physisch und moralisch erschöpft, nie entmuthigt. Und doch ist es nicht deshalb, daß die Adepten dieser strategischen Schule diese spielende Vorstellung nur hin und wieder ausnahmsweise leicht andeutend berühren, ohne sie weiter zu verfolgen. Was sie abhält, auf diese Anschauungsweise tiefer einzugehen, die mehr von Laien als von Fachmännern ausgesprochen wird, ist vorzugsweise der Umstand, daß die Schachsteine sich der glücklichsten Bedürfnißlosigkeit erfreuen, während die Strategie dieser Theoretiker es vorzugsweise mit den „Verbindungen", das heißt mit der Bedürftigkeit der Armeen zu thun hat.

Wie vollständig die moralischen Elemente ignorirt werden, die im Kriege ihr entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen, das tritt in allen Besonderheiten von neuem hervor; so namentlich darin, daß die Truppenzahl, die zur Vertheidigung einer Stellung, eines Postens erforderlich ist, immer nur nach der Oertlichkeit bemessen wird, niemals nach den Streitkräften, die der Feind zum Angriff dagegen führen kann. Der Gedanke, daß eine Truppe, die genügt, einen Angriff zurückzuschlagen, endlich doch wiederholten, mit frischen Truppen unternommenen Angriffen, physisch und moralisch erschöpft, erliegen muß, bleibt in der Theorie ausgeschlossen — und da sind wir denn doch der Ansicht ziemlich nahe gekommen, die Truppenkörper wie Schachsteine glaubt verwenden zu können! — In der kritischen Besprechung einzelner kriegerischer Ereignisse muß dann freilich nicht selten — mittelbar — erklärend oder selbst rechtfertigend zugegeben werden, daß es sich — für diesmal — in der Wirklichkeit merklich anders verhalten habe — aber solche Erfahrungen wirken nicht umgestaltend auf die Theorie, auf die Lehre a priori zurück.

Auch daß diese Theoretiker in ihren taktischen Anordnungen auf dem Schlachtfelde sehr wenig darauf bedacht sind, sich nachhaltige Reserven aufzusparen, hängt auf das engste mit dieser Vorstellungsweise zusammen. Sie bilden wie im Allgemeinen so auch hier wieder stillschweigend, ja ohne sich dessen bewußt zu werden, einen geraden Gegensatz zu dem alten erfahrenen

Montecuccoli, der darauf dringt, daß man sich durch die taktische Ordnung der Truppen die Mittel zu mehrfach wiederholten Kämpfen sichere.

Seltsam erscheint zuletzt, wenn man die Gesammtheit dieser Vorstellungen übersieht, die immer als der einstimmige Ruf der ganzen Schule und strategischen Genossenschaft wiederkehrende Forderung, daß die Politik der Kriegführung durchaus fern und fremd bleibe, daß sie gleichsam einstweilen stillstehe und sich auf ein mehr oder weniger gespanntes Zusehen beschränke, wenn der Krieg einmal ausgebrochen ist, während die Führung des Krieges überhaupt und jeder einzelnen Operation insbesondere „rein militärisch" behandelt werden soll. Das ließe sich begreifen, wenn diese Theoretiker ausschließlich an einen mit gewaltiger Leidenschaft geführten Krieg dächten, der mit äußerster Anstrengung rücksichtslos den äußersten Erfolg, die gänzliche Vernichtung des Gegners erstrebt; da sie aber im Gegentheil lediglich einen sehr zahmen Kabinetskrieg im Sinn haben, der in der Absicht geführt wird, mäßige Vortheile zu gewinnen, muß die Forderung, daß nicht die Politik bestimmen soll, welche Vortheile man erlangen will, welche politischen Verhältnisse zu benutzen, welche anderen zu berücksichtigen und zu schonen sind, dem unbefangenen Sinn wohl als eine sehr seltsame entgegentreten. Wir dürfen sagen, die mit solcher Zuversicht ausgesprochene Forderung, daß der Krieg unter allen Bedingungen in allen Weltlagen „rein militärisch", das heißt immer in denselben Normen geführt werden solle, hat geradezu etwas Absurdes. Es spricht sich in ihr eine Unklarheit aus, die nicht zu unterscheiden weiß, was eine unbedingte und allgemeine, was nur eine bedingte und beschränkte Geltung haben kann. In gewissem Sinn verbirgt sich dann aber auch unter dieser Forderung einer „rein militärischen" Behandlung der strategischen Aufgaben wieder jene andere, daß alle moralischen Elemente unberücksichtigt bleiben sollen, auch die, die außerhalb der Armeen walten und wirksam werden.

Eine Kriegführungsweise, auf die sich diese Theorie berufen, aus der sie ihre Beispiele entnehmen, deren Einzelnheiten sie in ihrer Weise besprechen konnte, hatte die Weltlage seit den Tagen Ludwigs XIV. hervorgerufen —: als denjenigen, der die formlosen Anschauungen dieser Theorie in bestimmterer Form zusammenfaßte und sie somit — wenn auch in kritisirender, nicht in eigentlich didaktischer Weise — in gewissem Sinn vollendete, müssen wir den General Lloyd nennen, einen kosmopolitischen militärischen Dilettanten, der als Freiwilliger, als Amateur, und so weit man auf ihn hörte, auch als Faiseur Feldzüge unter den verschiedensten Fahnen mitgemacht hatte.

Wie viel Unheil diese Theorie angerichtet hat, indem sie sich für eine allgemeine und unter allen Bedingungen gültige ausgab, ist leicht nachzuweisen. Es zeigt sich namentlich darin, daß gerade die gelehrtesten Krieger der Zeit ihrer Herrschaft — und wenn sie sich auch in mancher Beziehung als geistreiche Männer erwiesen — die allerunglücklichsten Feldherren und Faiseurs geworden sind. Wir dürfen nur an Mack erinnern, an Veirother, von dem

die wunderbaren Operationspläne zu Wurmsers und Alvintzys Feldzügen in Italien, die beinahe noch wunderbareren Dispositionen zu den Schlachten bei Hohenlinden und Austerlitz herrühren; — an Massenbach, den Helden von Prenzlau; — an Phull, der noch 1812, wenn man ihn bis an das Ende schalten ließ, die russische Armee im Lager bei Drissa unfehlbar in eine Katastrophe verwickelt haben würde, wie sie die französische in unseren Tagen bei Sedan erlebt hat. Auch der unglückliche Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig muß hierher gerechnet werden. War er doch, wie Behrenhorst seufzt: „Ach, nur zu sehr!" eingeweiht in alle Mysterien der damaligen Theorie des Krieges, und wir sehen ihn auch ihren abstraktesten Lehren gemäß handeln. Glaubte er doch 1792 Wunder was zu erreichen, wenn es ihm gelang, das französische Heer kunstreich aus dem Argonner Wald hinaus zu manövriren — selbst wenn dieses Heer ganz intakt entkommen sollte — und dann hatte er vor lauter strategischer Weisheit weder Auge noch Sinn für den Sieg in entscheidendster Form, den ihm das Schicksal ohne sein Zuthun auf den Hügeln bei Valmy entgegenbrachte. Er hintertrieb den Angriff, den der König von Preußen bereits angeordnet hatte, stürzte die preußische Armee dadurch in einen Abgrund von Elend und Gefahr, und wurde gerade dafür, daß er hier hemmend eingriff, von den strategischen Gesinnungsgenossen höchlich bewundert. Einer dieser Doktrinärs, der eben diesen Feldzug in der Champagne, diese Begebenheit bespricht, sagt (Magazin der neuesten und merkwürdigsten Kriegsbegebenheiten 2, 68), daß die Benennung eines Helden „von allen, die je diesen Namen geführt haben, keinem mit größerem Recht von der denkenden Menschheit gebührt, als dem Herzog von Braunschweig". — Ein anderer erklärt in einem in seiner Art gar nicht unbedeutenden Buch, das im Jahr 1805 erschienen ist (Geschichte der vier ersten Feldzüge des französischen Revolutionskrieges), den Herzog „ohne Schmeichelei" für den ersten zur Zeit lebenden Feldherrn. Das im Jahre 1805! — als die Welt bereits, von Anderem zu geschweigen, Napoleons Feldzüge in Italien (1796 und 1800) erlebt hatte.

Schon daraus geht zur Genüge hervor, wie wenig die Adepten dieser Schule geneigt waren, sich durch Erfahrungen irre machen zu lassen, die nicht in ihr Schema paßten. Die Laienwelt erklärte sich die Erfolge der französischen Waffen durch die unwiderstehliche Begeisterung der französischen Nationalgarden und Freiwilligen, von der die französischen Zeitungen in hochtrabenden Redensarten sprachen, während die französischen Generale bitterlich klagten über die Unzuverlässigkeit und mangelhafte Kriegstüchtigkeit dieser improvisirten Truppen. Die Kriegsgelehrten suchten zum Theil sich selbst und der Welt darzuthun, daß die strategischen Ungehörigkeiten, welche die französischen Feldherren sich zu schulden kommen ließen, nur dadurch zu Erfolgen führten, daß auf Seiten der Gegner fort und fort die gröbsten Fehler begangen wurden. Einige sahen demgemäß in den Erscheinungen, die ihnen neu waren, nichts als eine Entartung und Verwilderung — einen Rückschritt der Kriegskunst.

Andere dagegen sprachen bewundernd von Carnots tiefsinnigen Operationsplänen, die Alles bewirkt haben sollten, und die man sich ziemlich willkürlich deutete und ausmalte, so daß sie sich in den Kreis der gewohnten Vorstellungen einfügten.

So störte denn die weltgeschichtliche Erfahrung die Theoretiker in der That weit weniger als ein geistreicher, ja genialer Skeptiker — Behrenhorst nämlich — der gegen das Ende des 18. Jahrhunderts mit seiner durchaus verneinenden aber treffenden und vernichtenden Kritik hervortrat und den gesammten Bau der herrschenden Lehre mächtig erschütterte. Er wies nach, daß die Erfahrungen, auf welche die Theorie sich vorzugsweise berief, in Wahrheit etwas sehr wesentlich anderes gewesen seien, als herkömmlich angenommen, daß sie eine ganz andere Bedeutung gehabt hatten, als ihnen willkürlich beigelegt wurde; daß Schlachten niemals in der Wirklichkeit einen solchen Verlauf genommen hatten, wie die Schule voraussetzte, sich niemals als eine Reihe von genau berechneten Evolutionen abgespielt hatten, niemals durch die kleinen taktischen Kunststückchen gewonnen worden seien, welche die Manöver auf den Feldern bei Potsdam interessant machten, und in denen man das Geheimniß des Sieges zu sehen glaubte. Behrenhorst zeigte ferner, daß das, was niemals geschehen war, auch niemals geschehen könne; daß es ein leerer Wahn sei, den Sieg von dem zu erwarten, was man Manöver nannte, d. h. von einer Kombination von Evolutionen, die eigentlich der Elementartaktik angehörten — oder den Erfolg eines Feldzugs von eben so wesenlosen strategischen Manövern, in denen dieselbe Willkürlichkeit konventioneller Vorstellungen, dieselbe Befangenheit des Geistes waltete.

Indem nun aber Behrenhorst alles zertrümmerte, was der Stolz der herrschenden Schule war, setzte er eigentlich gar nichts Positives an dessen Stelle. Man forschte vergebens in seinen geistreichen „Betrachtungen" nach neuen Rezepten, die er etwa für besser ausgebe, als die zur Zeit geltenden. Er deutet wohl an, daß noch ganz andere Mächte, als die von den Theoretikern seiner Zeit ausschließlich berücksichtigten, ihren gewaltigen Einfluß auf die Entscheidung üben, aber er nennt diese Mächte nicht bei Namen. Er verweist wohl auch darauf, daß in außerordentlichen Menschen, in großartig angelegten Naturen — zu denen er eigentlich nur ungern auch Friedrich den Großen rechnet — in Männern wie der Feldmarschall Münnich, wie Suworow waren, etwas Dämonisches waltet, das dem Schicksal zu gebieten scheint, aber er geht nicht tiefer darauf ein, in welcher Weise diese Macht sich geltend macht. So bleibt denn doch Alles im Unbestimmten — und das letzte Wort der Entscheidung scheint schließlich — nicht etwa ein trivial und kleinlich gedachter Zufall — wohl aber das Fatum, das Schicksal der Nationen zu sprechen.

Behrenhorsts Werk ist vielleicht unter allen, die über den Krieg geschrieben worden sind, das glänzendst geistreiche, und infolge dessen anziehend in einem hohen Grade. Es ist, als es zuerst erschien, sehr viel gelesen worden — und

dennoch hat es zunächst nur zum Verwundern wenig bewirkt. Die leitenden Geister der militärischen Kabinete ließen sich durch dergleichen in ihren Anschauungen nicht stören; sie wurden gar nicht davon berührt; die Feldzüge der Jahre 1805 und 1806, selbst Phulls vielbesprochener Operationsplan 1812 beweisen es mehr als zur Genüge. Ohne unmittelbaren Einfluß auf das wirkliche Leben, auf die Welt der Thaten, bewirkten Behrenhorsts Schriften vorläufig und im Allgemeinen nichts weiter, als daß sie eine lebhafte Polemik hervorriefen — und der gereizte Ton, in dem dieser Federstreit von den Gegnern geführt wurde,. läßt keinen Zweifel darüber, wie sehr man sich über ein Buch ärgerte, das aus dem Kreis gewohnter Vorstellungen herausnöthigen wollte, in dem man sich behaglich herum drehte; das die subtilen strategischen Kombinationen, die noch subtileren taktischen Kunststückchen, auf die man die beste Zeit seines Lebens verwendet hatte, für werthlos erklärte. Nebenher wurde ganz in der alten Art weiter theoretisirt. Es ist gar merkwürdig, in welcher Weise noch während der ersten Jahre dieses Jahrhunderts in militärischen Zeitschriften und dergleichen nicht selten von Napoleon die Rede war. Von Pichegrus Feldzug in Holland, von Moreaus Rückzug aus Schwaben wurde mit Anerkennung gesprochen; von „Buonaparte" dagegen sagte man vielfach zweifelnd, daß er ungemein viel Glück gehabt habe, wobei dann durchschimmert, daß dieses Glück des verwegenen jungen Mannes möglicherweise auch wohl ein unverdientes sein könne. Im Hintergrunde steht unausgesprochen der Gedanke, daß man über Buonapartes wirkliche militärische Bedeutung wohl erst dann werde mit Bestimmtheit urtheilen können, wenn er einmal einem gewiegten Feldherrn — etwa dem Herzog von Braunschweig — werde gegenüber gestanden haben. Es pflegt eben Fachmännern, die den Meistergrad in ihrem Handwerk erworben zu haben glauben, nichts verdrießlicher zu fallen, als wenn epochemachende Erscheinungen auf dem Gebiet ihrer Wissenschaft sie zwingen wollen, die Dinge gleichsam umzulernen, sich von allem Gewohnten loszusagen, und ihre Lehrlingszeit von vorne anzufangen. So gehörte denn auch nicht weniger dazu, als die gewaltigen Schläge von 1805 und 1806, die Jünger der herrschenden Theorie aus ihrer Befangenheit aufzuschrecken.

Schon etwas früher, ehe dies geschah, waren zwei militärische Schriftsteller aufgetreten, die ein wirkliches, ein vollständiges System der Strategie entwickeln wollten, während die Früheren in ihren didaktischen Werken nur Einzelnheiten aneinander gereiht, in ihren geschichtlich-kritischen die Grundlehren, von denen sie ausgingen, als selbstverständlich vorausgesetzt hatten. Wir brauchen Bülow und Jomini kaum ausdrücklich zu nennen. Den Einen von diesen beiden, und seltsamerweise gerade denjenigen, der den „Geist der Zeit" auf das Titelblatt seines Hauptwerkes geschrieben hat, — Bülow nämlich — müssen wir freilich als einen Epigonen der älteren Schule bezeichnen, der seine leitenden Gedanken der Kriegführungsweise einer damals schon vergehenden oder selbst vergangenen Zeit entlehnt, der die kriegerischen Ereignisse seiner

eigenen Tage in der allerwillkürlichsten und allerwunderlichsten Weise auslegt, ja diese Ereignisse geradezu in wesenlose Hirngespinnste umdeutet, um sie im Sinn seines Systems erklären und rechtfertigen zu können. Im Wesentlichen setzt er die Verpflegung der Armeen im Felde aus Magazinen voraus — was gerade in seinen Tagen die unwahrste aller Voraussetzungen geworden war — und die Abhängigkeit der Heere von ihren rückwärtigen Verbindungen, die sich daraus ergiebt, ist in seiner Vorstellung allein und unbedingt maßgebend für die gesammte Kriegführung. Er denkt sie sich das ganze Gebiet strategischer Kombinationen in einer Weise beherrschend, die weit über ihre wirkliche, thatsächliche Bedeutung hinausgeht. Das Irrthümliche dieser Anschauungen wird dann besonders dadurch gesteigert, daß die Kriegführung nicht bloß im Allgemeinen, im Großen und Ganzen — sondern auch in jedem einzelnen Augenblick der kriegerischen Thätigkeit durch diese Abhängigkeit beherrscht gedacht ist — so daß eine zeitweilige Vernachlässigung, oder vollends ein momentanes Aufgeben der rückwärtigen Verbindungen, gar nicht unter irgend einer Bedingung als zulässig, als möglich gedacht ist. Daneben spielen auch die beherrschenden strategischen Punkte, die auf den Wasserscheiden gesucht werden, ihre unklar gedachte mystische Rolle. Gänzlich fehlt dagegen Sinn und Verständniß für die Bedeutung der taktischen Entscheidung, des Sieges im wirklichen, entscheidenden Kampf. Ausschließlich mit seinem Gerüst von Linien und Winkeln beschäftigt, verliert Bülow gänzlich aus dem Auge, was Machiavelli und Montecuccoli so klar und bestimmt wußten, nämlich daß ein Sieg in offener Feldschlacht — una giornata che tu vinca — alle strategischen Nachtheile aufhebt und ausgleicht. Es ist ihm — und mit Recht — auch von Gegnern das Verdienst zugestanden worden, daß er die früher ziemlich formlosen Begriffe von Basis und Operationslinien mit der Bestimmtheit festgestellt hat, welche eine wissenschaftliche Auffassung der Strategie fordert — aber, indem er die Vortheile auseinander setzt, die eine Basis von gehöriger Breite gewährt — besonders wenn sie nebenher auch noch einen eingehenden Bogen bildet — da von ihr aus gezogene Operationslinien an dem strategischen Objekt der Operationen, dessen Besitz erstrebt wird, in einem angemessenen, im besten Fall in einem rechten Winkel zusammentreffen, so daß sie durch Richtung und Lage möglichst gesichert sind — indem er diese Gedankenreihe ausschließlich verfolgt, geht ihm mehr selbst als irgend einem Anderen die gesammte Kriegführung vollständig in Sicherstellung der eigenen Verbindungslinien, in Bedrohen der feindlichen auf. Es scheint, als müßten alle künftigen Kriege sich lediglich in solchen strategischen Manövern abspinnen; wenigstens hat Bülow fast unmittelbar nach den Tagen von Marengo und Hohenlinden, fast unmittelbar vor den Schlachten bei Austerlitz und Jena, die seltsam merkwürdigen Worte geschrieben: „Schlachten werden nicht mehr geliefert!“

Die Art, wie dann Bülow in seinen späteren, eilig und mühelos, ohne viel Nachdenken zusammengeschriebenen Werken die Unfehlbarkeit seines Systems

in den Kriegsereignissen der Zeit nachweisen will, verfällt nicht selten geradezu in das Kindische. Er spielt da in sinnlos willkürlicher Weise mit ganz imaginären Linien und Winkeln. Um darzuthun, daß Napoleon seine Erfolge auch im Jahre 1800 einer richtigen Anlage seiner Basis und seiner Operationslinien verdanke, bezeichnet er Genf und Chur als die Endpunkte seiner Basis — als ob Frankreichs Hülfsquellen in Graubündten lägen! als ob Frankreichs Heere in Italien von dort aus mit allem Kriegsbedarf versehen werden könnten! — Die Fußpfade — oder Gemsjägerpfade — über den großen Bernhard und den Splügen müssen dabei als Operationslinien gelten.

Jomini, der etwas später (1805) auftrat, entnimmt die Anschauungen, in denen er sich bewegt, vorzugsweise den Erfahrungen, welche Napoleons Feldzüge in Italien an die Hand gaben. Die Begriffe von Basis und Operationslinien sind im Wesentlichen aus Bülow entlehnt, dann aber gewinnt Jominis System dadurch eine tüchtige Grundlage, daß er, wenn auch nur mittelbar, das wirkliche Gefecht und den Sieg in ihm als das eigentlich Entscheidende im Kriege anerkennt. Er thut das, indem er den Satz aufstellt, die leitende Regel, die eigentliche Aufgabe aller strategischen Kombinationen müsse sein, die größte mögliche Macht — die größte unter den gegebenen Umständen mögliche Masse Streitkräfte — auf den entscheidenden Punkten zu vereinigen; er thut es eingehender, indem er die Vortheile auseinandersetzt, die eine sogenannte „innere Operationslinie" — eine Operationslinie innerhalb einer ausgedehnteren feindlichen Aufstellung — gewähre, indem sie eben die Vereinigung einer augenblicklichen entscheidenden Ueberlegenheit in einem gegebenen Augenblick und auf einem entscheidenden Punkt möglich mache — ja einleite. Dieser Gedanke wird aber doch eben nur mittelbar ausgesprochen; er ist keineswegs mit vollkommener Klarheit aufgefaßt, vor Allem nicht erschöpfend und bis zu einem Abschluß durchdacht. Das zeigt sich namentlich in der Weise, in der Jomini den Satz erläutert, daß der Zweck aller militärischen Operationen sein müsse, in den Besitz der entscheidenden Punkte oder eines der entscheidenden Punkte zu gelangen, die das Kriegstheater beherrschen. Diese Punkte sind natürlich geographische. Sie sind da zu suchen, wo sich mehrere Thäler und eine Mehrzahl von Heerstraßen vereinigen und einen sogenannten Straßenknoten bilden. Leipzig wird als entscheidender Punkt auf dem sächsischen Kriegstheater bezeichnet. Entscheidend kann als strategischer Besitz auch das Thal eines Stromes sein; eine Gebirgsgruppe — eine Gruppe von Festungen. — So werden also Kampf und Sieg doch wieder, wie in den Vorstellungen der älteren Schule, lediglich ein Mittel, das zu dem Besitz der entscheidenden geographischen Punkte verhelfen soll. Fern bleibt der Gedanke, daß etwa das feindliche Heer unmittelbar selbst das strategische Objekt sein könnte, das es gilt zu fassen; daß alle Operationen darauf gerichtet sein könnten, dieses feindliche Heer unter ungünstigen Bedingungen zum Entscheidungskampf zu zwingen — und zwar um des Kampfes, um des Sieges willen; — um in

ihm die feindlichen Streitkräfte zu zertrümmern und den Gegner wehrlos zu machen. Jomini hatte in Napoleons Feldzügen alles Mögliche gefunden, nur diesen einfachen Gedanken nicht.

Auch mittelbar führt ihn ein Umweg nur scheinbar auf diesen Gedanken. Es giebt nämlich ihm zufolge, außer jenen entscheidenden Punkten, deren Bedeutung eine allgemein gültige ist und unter allen Bedingungen dieselbe bleibt, auch noch entscheidende Manöverpunkte, deren Besitz den Erfolg des Manövers sichert, das zum Ziele führen soll. Diese Punkte sind nicht, wie die geographischen, ein für allemal durch die Gestaltung des Landes gegeben. Sie werden erst durch die jedesmaligen obwaltenden Verhältnisse, durch die Stellung und die Maßregeln des Feindes, zu entscheidenden Punkten. Wir werden belehrt, daß sie meist auf einem der Flügel des Feindes liegen, und zwar auf demjenigen, von dem die wichtigsten Verbindungen des Feindes ausgehen. Der Besitz eines solchen Punktes setzt uns in den Stand, diese Verbindungen zu unterbrechen und den Gegner in die ungünstigste Lage zu versetzen. — Ist aber die strategische Stellung des Feindes eine zu ausgedehnte, dann liegt der entscheidende Manöverpunkt in der Mitte seiner Linie; wir können seine Stellung hier durchbrechen, die einzelnen Theile seines Heeres trennen und die getrennten Theile einzeln mit Uebermacht angreifen und schlagen — im glücklichen Fall bis zur Vernichtung.

Ist nun aber hier diese Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte in Jominis Augen der eigentliche Zweck des strategischen Manövers? — Keineswegs! — Wir werden bei genauerer Erwägung seiner Lehren bald gewahr, daß sie auch hier wieder nur ein Mittel ist, in den Besitz der entscheidenden geographischen Punkte zu gelangen. Allerdings ein vor allen durchschlagendes. Aus der kritischen Besprechung wirklicher Feldzüge ersehen wir freilich, daß es ihm zufolge nicht gleichgültig ist, ob die entscheidenden Punkte mit oder ohne Kampf und Sieg gewonnen werden; er legt — nebenher — großen Werth auf den taktischen Sieg, der gleichsam unterwegs davon getragen wird — aber er stellt sich eigentlich niemals die Frage: „Weshalb?“ und beantwortet sie sich infolge dessen auch nicht. Diese Anschauungen bleiben gleichsam außerhalb seines Systems — für sich — bestehen in einer Geltung, deren Gründe als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Wollte man sich die Antwort auf die nicht gestellte Frage aus der Gesammtheit seines Systems konstruiren, so würde sie ungefähr dahin lauten, daß der taktische Sieg, den man über den Feind davongetragen hat, ihn außer Stand setzt, die verlorenen entscheidenden Punkte wieder zu gewinnen.

So ist und bleibt denn das System ein beschränktes, in einer gewissen Halbheit befangen und — trotz der Faßlichkeit, in der es sich darstellt — eigentlich unklar gedacht. — Unklar, weil keine der Gedankenreihen, die darin entwickelt werden, bis auf ihren letzten Grund und eigentlichen Abschluß verfolgt ist. Die leichte Faßlichkeit verdankt das System eben dem Umstand,

daß die Erörterung sich immer so ziemlich auf der Oberfläche der Dinge hält, ohne je die Erscheinungen des geschichtlichen Lebens der Völker, zu denen der Krieg gehört, mit wahrem Ernst um ihr eigentliches Wesen zu befragen.

Einseitig und beschränkt bleibt das System besonders auch, weil es gleich den früheren und eben wie Bülow alle moralischen Elemente des Erfolges unbeachtet und außer Berechnung läßt. Jomini sendet zwar der Erörterung der verschiedenen strategischen Linien eine Abhandlung voraus, die er, etwas anspruchsvoll „Philosophie des Krieges" nennt, aber wir werden bald gewahr, daß wir uns auch hier wieder in einem willkürlich abgeschlossenen und nicht allzu weit gezogenen Kreise bewegen; daß diese Philosophie keine übermäßigen Forderungen an unseren Geist stellt. Ein Kapitel von der „Politik des Krieges", das sie einleitet, belehrt uns, daß der Krieg entweder ein Angriffs- oder ein Vertheidigungskrieg sein kann — und in diesem letzteren Falle auch wohl ein Vertheidigungskrieg seiner politischen Absicht — ein Angriffskrieg seiner strategischen Form nach; — daß er mit oder ohne Verbündete — auf einem einzigen Kriegstheater, oder auf mehreren zugleich geführt werden; — daß er auch von verschiedener Art, z. B. ein Volkskrieg, ein Religionskrieg, ein innerer Krieg sein kann — und daß die militärischen Maßregeln immer dem politischen Zwecke des Krieges zu entsprechen haben. Die Philosophie des Krieges soll dann alles umfassen, was sich auf den Krieg bezieht und nicht in das Gebiet der Diplomatie, der Strategie oder der Taktik gehört, als z. B.: Militär-Geographie und Statistik! — Sie schreibt vor, die moralischen Eigenschaften der Nation zu erwägen, mit der man Krieg beginnen will; — den Grad von Anhänglichkeit, mit dem sie ihrer Regierung ergeben ist; — die militärischen Einrichtungen und die Finanzlage des feindlichen Staats; — den persönlichen Karakter seines Regenten; — den persönlichen Karakter und die Fähigkeiten des feindlichen Feldherrn; — den Einfluß, den etwa der Hof oder ein Hofkriegsrath auf die Operationen der feindlichen Armee zu üben pflegen; — die Art der Kriegführung, die bei dem Feinde üblich ist; — Zustand und Bewaffnung seiner Armee u. dergl. m.

Es ist gewiß sehr löblich, wenn alle diese Dinge mehr oder weniger — je nach ihrer Bedeutung — erwogen werden — seltsam aber, daß damit nach Jominis Meinung die Philosophie des Krieges und überhaupt alles erschöpft ist, was außerhalb der geometrischen Kombinationen der Strategie und Taktik liegt. Es ist also schließlich doch, als ob der Krieg lediglich eine Sache des Verstandes wäre — und keine anderen Ansprüche an den Menschen mache! — Unbeachtet bleibt der mächtige Einfluß, den Anstrengung und Gefahr, erschöpfend, ja aufreibend auf den Einzelnen, auf die Führer, auf die Menge üben; unbeachtet der erhebende, alles erleichternde Eindruck eines Sieges, des Erfolges, — wie das alle Spannkraft so leicht brechende, die physischen und mehr noch die moralischen Kräfte erschöpfende Gewicht einer erlittenen Niederlage; — unbeachtet, wie das freudige Bewußtsein, daß man dem Feinde

moralisch überlegen sei, über alle Beschwerden und alle Schwierigkeiten hinweg hilft — ja hebt — und wie leicht dagegen der lähmende Gedanke, daß man dem Gegner nicht gewachsen sei, wenn er der Führer oder der Menge Herr wird, die Einen wie die Andern um Zuversicht und Selbstvertrauen bringt, und den kriegerischen Werth des Ganzen in solcher Weise herabdrückt, daß unmöglich wird, was unter anderen Bedingungen leicht wäre; daß die Truppen selbst materiellen Anstrengungen erliegen, die unter der Herrschaft einer günstigeren Stimmung wohl zu ertragen wären.

Was die Leitung eines Krieges im Großen und Ganzen betrifft, gleitet diese Anschauungsweise über deren eigentliche Schwierigkeiten hinweg, ohne sie auch nur gewahr zu werden. Der alte Montecuccoli wußte besser, wo sie liegen, als Jomini, der Theoretiker der napoleonischen Zeit. Sie liegen darin, daß die Regungen des Seelenlebens, welche die kriegerische Thätigkeit überhaupt erschweren, zum großen Theil den Geist des Feldherrn mit verdoppelter Macht anpacken. Er soll entschlossen und mit Zuversicht handeln in einer Lage, die er doch immer — mehr oder weniger — nur unvollständig kennt — und das mit dem Bewußtsein und unter dem Druck einer jedenfalls gewichtigen Verantwortung, die unter Umständen selbst zu einer weltgeschichtlichen von unabsehbarer Tragweite werden kann; unter dem Gewicht einer Last, unter der selbst ein großer Geist nur dann Herr aller seiner Fähigkeiten und ihres leichten Spiels bleibt, wenn er von einem großen Karakter getragen wird. Einer Last, der zumal dann, wenn der Kampf über ernste und tief greifende Interessen des Völker- und Staatenlebens zu entscheiden hat, nur ein wahrhaft großartiger Karakter gewachsen ist. Denn sie macht sich begreiflicherweise im gegebenen Fall um so gewichtiger geltend, je größer Ernst und Bedeutung des Krieges sind, um den es sich handelt. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein Condé und Turenne in den Kabinetskriegen ihrer Tage leichter daran zu tragen hatten, als Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege, wo wir ihn bewundern, weil er sich ihr gewachsen zeigte; — oder der unglückliche Herzog von Braunschweig, der ihr 1806 erlag; — oder der Marschall Mac-Mahon, der unverkennbar auf dem Wege von Rheims nach Sedan unter ihr zusammenbrach. Montecuccoli deutet auf die Schwierigkeiten, die der Karakter des Feldherrn zu bekämpfen und zu besiegen hat, indem er einschärft, daß man, wenn einmal ein Entschluß gefaßt ist, keinem Zweifel mehr Raum geben soll. Zweifel stellen sich im Lauf der Ausführung einer wichtigen militärischen Operation nur zu leicht ein, da die Lage der Dinge sich in der Regel mehr oder weniger anders erweist, als man sie vorausgesetzt hatte; — da etwas Unerwartetes selten ausbleibt — aber Wehe dem, der darüber in das Schwanken geräth! — Darin hat Montecuccoli Recht! —

Da nun auf alle diese, die kriegerische Thätigkeit bedingenden Erscheinungen des Lebens bei Jomini, trotz aller Philosophie des Krieges und des Kapitels, das sie einleitet, keinerlei Rücksicht genommen wird, kommen wir am Ende

doch auch bei ihm wieder auf eine Anschauungsweise, die den Krieg so ziemlich wie eine Schachpartie auffaßt. Er sagt sogar gern und öfter als irgend ein anderer „Schachbrett“ — échiquier — anstatt „Kriegsschauplatz“.

Der Erzherzog Karl von Oesterreich ist als militärischer Schriftsteller nicht epochemachend. Wir können ihn nicht einmal originell nennen. Seine Lehren, wie er sie in einem kleinen didaktischen Aufsatz skizzirt, berühren vielfach die Ideenkreise Bülows sowohl als Jominis und die Betrachtung geht nirgends über das geometrische Gerüst von strategischen Linien und Winkeln hinaus. Waren es Rücksichten auf die Aengstlichkeit, mit der zu seiner Zeit jede geistige Regsamkeit, jede Besprechung öffentlicher Zustände in Oesterreich beobachtet wurde, die den fürstlichen Feldherrn bewogen, sich innerhalb so enger Grenzen zu halten? — Waren es Rücksichten auf seine persönlichen Verhältnisse am Hofe und der Regierung gegenüber, die ihn, da er sich mißtrauisch überwacht wußte, bestimmten, so harmlos wie möglich aufzutreten? — Oder dachte er wirklich nicht weiter? — Das wäre immerhin seltsam genug, gerade in seinem Fall, da er nicht wie die große Mehrzahl aller derer, die zum Kommandostab gelangen, seine Bildungszeit in subalternen Verhältnissen verlebt, sich vielmehr von frühester Jugend an in großen Weltverhältnissen bewegt hatte, wie das seine Geburt mit sich brachte. Er mußte die nicht tangiblen Mächte, die sich im Kriege entscheidend geltend machen, aus eigener Erfahrung kennen; er hatte selbst ihr ganzes Gewicht empfunden! Geht doch aus seinem Verhalten während der verhängnißvollen Apriltage 1809 in Bayern erkennbar genug hervor, wie sehr er sich durch das Bewußtsein, daß ihm der siegesgewaltige Napoleon gegenüber stehe, moralisch gedrückt und gelähmt fühlte! — Doch wie dem sei, da er in seiner Skizze Kampf und Sieg und dessen unmittelbares Ergebniß — die größere oder geringere materielle und moralische Zerrüttung oder Zertrümmerung des feindlichen Heeres — gar nicht unter den Faktoren des endlichen Erfolgs als einen selbstständigen — geschweige denn als den vor allen entscheidenden anführt; — da er auch in seinen militärisch-geschichtlichen Werken diesen unmittelbaren Ergebnissen eine so geringe Bedeutung beilegt, daß er ihrer nirgends gedenkt; — da er endlich im Lauf seiner Feldzüge niemals darauf bedacht gewesen ist, diese Ergebnisse durch eine energische Ausnutzung des Erfolgs zu steigern, sich vielmehr immerdar, wie Clausewitz rügt, mit dem abstrakten Begriff eines Sieges begnügt hat: — so ist der Vorwurf, daß er von einer „grundfalschen Ansicht“ des Krieges ausgehe, wenigstens nicht so leicht abzuweisen, wie einige subalterne Verehrer des Erzherzogs sich das Ansehen zu geben glauben; er ist jedenfalls nicht durch die Redensart: daß selbst der Tadel dem erlauchten Feldherrn nur durch eine Reihe von Siegen zu folgen vermöge — oder dergleichen beseitigt.

So stand es um die Theorie, als Clausewitz in die Schranken trat! — Nicht daß etwa die That sich nicht über das Maß dieser Anschauungen erhoben hätte! — Im Gegentheil! die That hatte sich niemals großartiger entfaltet, als eben während der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Nicht nur, daß Napoleon in dieser Zeit als maßgebender kriegerischer Genius gewaltet hatte — auch ihm gegenüber hatten sich Feldherren gefunden, die alle Elemente des Erfolges mit freiem Geist zu erfassen, der weltgeschichtlichen Bedeutung jener Kämpfe gerecht zu werden, groß und kühn zu handeln wußten. Aber die Theorie hatte jetzt so wenig wie in den Tagen Friedrichs des Großen die Thaten, die Ereignisse um ihren wirklichen Inhalt, um ihre wahre Bedeutung zu befragen gewußt. Sie war im besten Fall unvollständig und einseitig auf halbem Wege stehen geblieben — sie war zum Theil, jetzt wie früher, gar manchem Mißverständniß verfallen. Gerade die großartigsten und glänzendsten Erfahrungen der Zeit wollten in ihr dürftiges Schema nicht passen. Insofern sie besonnen blieb und nicht zu phantastischen Deutungen ihre Zuflucht nahm, wie Bülow, wußte sie sich dann nicht anders zu helfen, als daß sie dergleichen Erscheinungen für Ausnahmen, für geniale Abweichungen von aller und jeder Regel der Kriegführung erklärte; für ein Wagniß, das sich jeder Berechnung entziehe — und das sich eben darum nur der Genius erlauben dürfe. Das sagt namentlich der Erzherzog Karl mehr als einmal in solchem Fall. Es ist aber in der That nur eine leere Redensart, eines jener Worte, die sich gerade da „zu rechter Zeit" einstellen, „wo Gedanken fehlen". In welchem seltsamen Licht erscheint die Theorie, wenn der höchste Erfolg im Kriege nur dadurch gewonnen werden kann, daß man sich von ihr lossagt, ja ihr geradezu Hohn spricht! — So enthält denn der Ausspruch des Erzherzogs eigentlich nur das unwillkürliche Geständniß der Unzulänglichkeit seiner Theorie, die sich absichtlich abschließt gegen Alles, was außerhalb ihres einmal gezogenen Kreises liegt und was sie nicht zu beherrschen weiß. Mit Recht wendet Clausewitz dem Erzherzog ein, daß im Gegentheil gerade, was der hervorragende Genius durch seine Thaten lehrt, das höchste Gesetz, die höchste Regel der Theorie an die Hand geben muß.

So also stand es um die Lehre vom Kriege, als bekannt wurde, was Clausewitz darüber gedacht und gesagt hatte — und wenn ein flacher Nachbeter Jominis, wie der schweizerische Oberst Le Comte, den eigenen Mangel an Verständniß — wir dürften vielleicht sagen, die eigene Imbecilität — dadurch beurkundet, daß er äußert, Clausewitz habe gar nichts Neues, ja eigentlich überhaupt gar nichts gelehrt, müssen wir im Gegentheil anerkennen, daß zwischen der von ihm aufgestellten Theorie und jeder früheren ein Abgrund liegt, und daß sein Werk zündend wirkte in dem Kreise aller derer, die ihn zu verstehen wußten.

Das Bedürfniß, die eigenen Ansichten zu vollkommener Klarheit auszuarbeiten, tritt bei Clausewitz schon darin hervor, daß er vor Allem den Begriff des Krieges in scharf ausgeprägter Form festzustellen sucht und gleichsam

den Krieg selbst um Wesen und Zweck befragt. Eine durchgehende Unklarheit, oder wenn man es anders nennen will: eine unsicher schwankende Unvollständigkeit, oder eine ganz willkürlich begrenzte Beschränktheit der Ansichten, entsteht bei allen früheren Theoretikern wesentlich dadurch, daß diese Fragen gar nicht aufgeworfen werden. Der Begriff des Krieges ist bei ihnen stets als selbstverständlich vorausgesetzt — und man wird bald gewahr, daß sie ihn, je nach der Zeit und den Umständen, unter deren Einfluß sie denken und schreiben — immer unbestimmt — dabei aber sehr verschieden umgrenzt denken. Es ließe sich sogar nachweisen, daß ein und derselbe theoretisirende Schriftsteller nicht immer folgerichtig bei einer und derselben Ansicht von dem Wesen des Krieges und seiner Umgrenzung stehen bleibt, vielmehr den Begriff, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, gelegentlich in sehr verschiedener Weise auffaßt und seine Kreise bald enger bald weiter zieht.

Clausewitz geht auf den Begriff des absoluten Krieges zurück, dessen Wesen sich in dem unbedingten Streben ausspräche, den Feind zu vernichten; darin, daß er rücksichtslos zu allen Mitteln griffe, die solchem Zwecke entsprechen mögen — aber er fügt sofort hinzu, daß der Krieg, selbst in den frühesten Stadien der Entwickelung des Völkerlebens, eigentlich nie in dieser absoluten Gestalt zu wirklicher Erscheinung kommt. Ueberall, so weit die Geschichte reicht, sehen wir die wirkliche Kriegführung in Beziehung auf die Mittel, deren sie sich bedient, durch Sitte und Rechtsgewohnheit mehr oder weniger beschränkt, so daß Manches ausgeschlossen bleibt, was wohl im Wesen des absoluten Krieges läge. (Wie z. B. der Gebrauch vergifteter Waffen; Vergiftung der Brunnen und Quellen u. dergl.).

Der Krieg wird in der Wirklichkeit mit größerer oder geringerer Energie und Intensität, mit mehr oder weniger energischer, vollständiger und rücksichtsloser Verwendung und Verwerthung der Mittel der Kriegführung geführt werden, je nachdem die Interessen, um die gekämpft wird, mehr oder weniger ernst und tief in das Leben der Staaten und Völker eingreifen; mehr oder weniger die Leidenschaften der Gesammtheit herausfordern und in Thätigkeit bringen.

Er kann sich zu solcher Leidenschaftlichkeit steigern, daß selbst die konventionellen Grenzen, die Sitte und Rechtsgewohnheit der Kriegführung gezogen haben, nicht geachtet, daß sie überschritten werden; er kann um verhältnißmäßig so geringfügige Interessen geführt werden, daß keine der kämpfenden Parteien sich aufgefordert fühlt, viel oder vollends das Aeußerste darum zu wagen, daß beide eben deshalb die wirkliche, letzte Entscheidung im offenen Kampf auf dem Schlachtfelde meiden — und sich lediglich mit möglichst geringen Opfern in Besitz eines mäßigen Vortheils zu setzen suchen. Dabei waltet dann immer, wenn auch nicht immer mit voller Klarheit gedacht, die Vorstellung, daß der Feind nicht vermögend sein werde, uns diesen Vortheil wieder zu entreißen, eben weil auch er den entscheidenden Kampf meidet und es nicht auf solchen Kampf und dessen mögliche Folgen wird wagen wollen.

Immer aber ist und bleibt die Vernichtung des Feindes der eigentliche, letzte Zweck des Krieges, der nur im gegebenen Fall mehr oder weniger vollständig angestrebt wird — und eben deshalb ist der unmittelbare wirkliche Kampf das eigentliche Wesen des Krieges, die mehr oder weniger vollständige Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte im Kampf das, was im Kriege entscheidet. Mit eminentem Scharfsinn hat Clausewitz nachgewiesen, daß der Kampf, die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte in der Schlacht — mittelbar — auch dann das eigentlich entscheidende Moment ist, wenn der Krieg mit geringer Intensität geführt und die Entscheidung in offener Feldschlacht gemieden wird. Es ist dann nämlich die Scheu vor der wirklichen, blutigen Entscheidung auf dem Schlachtfelde, die entscheidet. Mit vollkommener Klarheit tritt uns hier die wirkliche, reale Bedeutung des strategischen Manövers entgegen — die bei allen Früheren, und namentlich bei denen, die das strategische Manöver als das Letzte und Höchste in der Kunst des Krieges preisen, so unbestimmt und unklar gedacht erscheint, daß sie sich eigentlich ganz in das Undefinirbare, Unfaßbare verliert. Das strategische Manöver besteht, wie Clausewitz darzuthun weiß, einfach darin, daß man sich in den Besitz gewisser örtlicher oder durch die Oertlichkeit bedingter Vortheile setzt — und es dem Feinde überläßt, oder vielmehr ihn in die Nothwendigkeit versetzt, die Initiative zu ergreifen und zu wagen, wenn er sie uns wieder entreißen — wenn er z. B. eine eingeschlossene Festung befreien oder eine wichtige Verbindung wieder gewinnen will. Dabei waltet natürlich die Voraussetzung, daß der Feind, besonders unter ungünstig gewordenen Bedingungen, eben nicht wagen, die Entscheidung durch die Waffen nicht herausfordern wird. Wenn nun das wirkliche Wesen des strategischen Manövers in dieser Weise klargestellt ist, ergiebt sich folgerichtig, daß alle Vortheile, die ohne Kampf, ohne Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte, lediglich durch Manöver gewonnen werden, doch eigentlich nur eine vorläufige und bedingte Bedeutung haben, die nur insofern schon an sich Geltung und Werth einer endgültigen und bleibenden erhält, als der Feind wirklich, wie vorausgesetzt wird, vor der wirklichen Entscheidung auf dem Schlachtfelde zurückbebt. Thut er das nicht, fordert er den Kampf heraus, dann offenbart sich die Bedeutung des Manövers sofort als eine bedingte, das wirklich entscheidende Element, das wirkliche Wesen des Krieges, treten in ihre Rechte — und die Frage an das Schicksal der Nationen wird nun erst gestellt. Wir werden hier wieder an Machiavellis Worte erinnert: „una giornata che tu vinca, cancella ogni altra tua mala azione.“

In überzeugender Weise folgert dann Clausewitz aus der Natur der im Kriege endgültig entscheidenden Momente, daß Werth und Bedeutung einer siegreichen Schlacht nicht — wie unsere Weisen lehrten — davon abhängig ist, wo sie gewonnen wird, — auf einem sogenannten strategischen Punkt oder auf dem unmittelbaren Weg zu einem solchen — sondern einfach von der

größeren oder geringeren Vollständigkeit des erfochtenen Sieges an sich, oder mit anderen Worten, von der größeren oder geringeren physischen und moralischen Zertrümmerung oder Zerrüttung der feindlichen Streitkräfte, die er bewirkt hat. Und da die Trophäen eines Sieges, eroberte Geschütze und Gefangene, die ein Sieg gewährt, hauptsächlich in der Verfolgung gewonnen werden, da auch der entmuthigende Eindruck einer Niederlage, wie die materielle Zertrümmerung des besiegten Heeres, durch eine rastlose Verfolgung, die keine Sammlung, keine Herstellung gestattet, und der Zuversicht, dem Selbstvertrauen keinen Raum läßt, neu zu erwachen, immer in das Weite, nicht selten in das geradezu Unberechenbare hinaus gesteigert wird — lehrt Clausewitz, daß der Werth eines Sieges vorzugsweise in dessen Ausnutzung durch eine energische Verfolgung liegt.

So naheliegend diese Folgerung heutzutage scheinen mag — nämlich nachdem Clausewitz gesprochen hat — müssen wir doch ziemlich weit zurückgehen in der militärischen Literatur, um Andeutungen zu finden, die Aehnliches, wenn auch weniger klar und bestimmt andeuten. So sagt freilich Machiavelli: „Quando si vince, si dee con ogni celerita seguire la vittoria“ — und auch der Marschall von Sachsen deutet in seiner kecken, mitunter humoristischen Weise an, daß man, nach einem entscheidenden Siege, in Folge des moralischen Uebergewichts, das man eben durch den Sieg über den Feind gewonnen hat, kühn und selbst verwegen in der Ausbeutung des Sieges sein dürfe — ja müsse. „Après la victoire tous les manoeuvres sont bons — hors les sages“ — sind seine Worte. Auch wußten Männer der That, welche die großartigen Kriege unseres Jahrhunderts gebildet hatten — Männer, die in Thaten lehrten, wohl was ein Sieg und dessen materielle Ergebnisse bedeuten, wie er ausgebeutet werden könne und müsse — wie denn vor allen die von Gneisenau geleitete Verfolgung des französischen Heeres nach der Schlacht bei Waterloo — selbst ohne Beispiel in der Geschichte — ein Beispiel für alle Zeiten geworden ist.

Doch die Theorie, die nicht an die unmittelbare Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte als letzten Zweck aller militärischen Operationen dachte, der Kampf und Sieg nur als ein Mittel galt, in den Besitz örtlicher Vortheile zu gelangen — die wiederholte im Gegentheil bis auf unsere Zeiten herab gern die Lehre, daß man dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen müsse. Und auch in der Welt der Thaten, in den Kreisen derer, denen die Leitung der Kriege und das Schicksal der Nationen anvertraut ist, haben sich die Lehren dieser Theorie mitunter selbst in dem Kampf um die höchsten Interessen der Völker in überraschender Weise geltend gemacht. So fehlte es 1813 in dem Rath der gegen Napoleon verbündeten Monarchen ganz und gar nicht an hochgestellten und gewichtigen Männern, die eine Entscheidungsschlacht bei Leipzig gern vermieden hätten, die den Feind aus seiner dortigen Stellung heraus manövriren wollten, und ihm herzlich gern goldene

Brücken gebaut hätten, wenn er nur geruht hätte, an den Rhein zurück zu gehen. Der Fürst Schwarzenberg und sein Mentor — oder manuductor — Langenau, der einflußreiche General Duca, kurz das ganze schwarzenbergische Hauptquartier huldigte solchen Ansichten — zusammt seinem Vertrauten, dem englischen General Sir Robert Wilson, wie wir unter anderem auch aus dem eigenen Tagebuch dieses Letzteren ersehen.

Indem nun Clausewitz in solcher Weise die hohe Wichtigkeit der materiellen Ergebnisse eines Sieges hervorhebt, zeigt er doch zugleich in überzeugend dem Leben selbst entnommener Weise, daß sie nicht durch sich allein entscheidend wirken, sondern in Verbindung mit den Lebenserscheinungen moralischer, geistiger Natur, die aus ihnen hervorgehen: mit dem moralischen Eindruck, den einerseits das freudige Bewußtsein des Sieges macht, und weit mehr noch auf der anderen Seite alles vielfach Entmuthigende, das in dem Bewußtsein einer erlittenen Niederlage liegt. Er zeigt, daß eine Niederlage in dem Maße endgültig entscheidend wirkt, in dem sie Entmuthigung, lähmende Hoffnungslosigkeit bei dem Besiegten hervorruft; indem in den Reihen der Besiegten die Vorstellung und das Gefühl herrschend wird, daß man dem Gegner nicht gewachsen, daß jedes weitere Opfer vergeblich, jede weitere Anstrengung hoffnungslos sei. Es knüpft sich die gewichtige, weit reichende Lehre daran, daß die mathematischen Kombinationen der Strategie — an sich von beachtenswerther Wichtigkeit — doch ihre Bedeutung nur gleichsam in zweiter Linie haben; daß die moralischen Faktoren des Erfolgs — mit denen sich alle früheren Theoretiker in der That gar nicht beschäftigen — die eigentlich und in letzter Instanz entscheidenden sind. Damit ist die Theorie geradezu und vollständig umgestaltet; sie ist auf einen höheren Standpunkt erhoben, von dem aus sie den ganzen Bereich aller Lebenserscheinungen beherrscht, die sich im Kriege geltend machen. Die unselige Vorstellung von einer Schachpartie und die Rezepte sind beseitigt.

In innerem Zusammenhang mit diesen Lehren führt Clausewitz den Begriff der „Friktion" in die Lehre vom Kriege ein — einen Begriff, der alles zusammenfaßt, was die kriegerische Thätigkeit — die so leicht, man möchte sagen kinderleicht, wäre, wenn es sich dabei bloß um die mathematischen Kombinationen der Strategie handelte — zu der schwierigsten von allen macht, die dem Menschen überhaupt auferlegt sein können; — alle Elemente, aus denen sich die erschwerende Atmosphäre — das erschwerende Medium zusammensetzt, in dem sich die kriegerische Thätigkeit bewegt, mit dem sie zu kämpfen hat. Das Bewußtsein der größten möglichen Verantwortung — die Nothwendigkeit, unter dem Druck dieses Bewußtseins, in einer Lage, deren wirkliche Bedingungen immerdar nur mehr oder weniger unvollständig und zumal nur unsicher bekannt sind, innerhalb einer gegebenen, kurz bemessenen Spanne Zeit Entschlüsse zu fassen, deren Tragweite meist nicht mit einem irgend genügenden Grad von Bestimmtheit zu übersehen ist, Zweifel, die so leicht

erwachen, aufreibende Sorge, Anstrengung und Gefahr, physische und moralische Erschöpfung. Es wird nachgewiesen, daß diese hemmenden Mächte sich vom Heerbefehl an, durch alle vermittelnden Behörden hindurch, bis in die Menge der schlichten Krieger herab, die endlich den Gedanken zur That machen soll, auf jeder Stufe von neuem geltend machen und besiegt werden müssen. Gar manches Ereigniß, das die Geschichte der Kriege aufzuweisen hat — und das unerklärlich bliebe, wenn es sich um so etwas wie eine Schachpartie handelte, — findet seine Erklärung in dem, was hier als Friktion bezeichnet wird, und erst, wenn wir uns Rechenschaft von der ganzen Bedeutung dieser hemmenden Mächte gegeben haben, vermögen wir zu ermessen, welche Festigkeit und Energie in großartigen Verhältnissen erfordert wird, um sie zu besiegen.

Doch genug um anzudeuten, in welcher Weise und wie weit Clausewitz' Lehre vom Kriege alle früheren Versuche einer Theorie überflügelt; in welcher Weise Clausewitz unter allen zuerst diese Theorie mit klarem Bewußtsein auf die Grundlage versetzt hat, auf die sie hingehört, während selbst die bedeutendsten früheren Lehrer der Kriegskunst die eigentlich maßgebenden Prinzipien — wir sind versucht zu sagen, das Wort des Räthsels — theils in unbestimmter Weise voraussetzen — theils nur beiläufig, fast wie zufällig, im Lauf der Erörterung einzelner Fragen und Probleme berühren. Mehr würde hier zu weit führen.

Da uns nun Clausewitz in solcher Weise epochemachend auf dem Gebiet der Theorie, der Lehre vom Kriege, entgegentritt, ist es natürlich für uns von hoher Wichtigkeit, den eigenen Lebenslauf, besonders den Bildungsgang des merkwürdigen Mannes, kennen zu lernen; nicht nur, daß uns schon an sich interessiren muß, zu wissen, in welcher Weise sich eine so bedeutende Persönlichkeit herangebildet hat — in der Geschichte seines Bildungsganges liegt auch die Entstehungsgeschichte seiner Theorie — und unser Verständniß solcher Erscheinungen auf dem Gebiet des intellektuellen Lebens wird wesentlich ergänzt, wenn wir verfolgen können, inwiefern und in welcher Weise sie sich aus früher geltenden — weiter ausbildend oder polemisch und bekämpfend — zu voller Selbstständigkeit entfaltet haben.

So begrüßen wir denn mit großer Befriedigung ein Werk, das uns über das Leben des Generals v. Clausewitz Auskunft giebt — mit um so größerer, weil es sich als ein gründlich und gewissenhaft gearbeitetes erweist, im Ganzen mit Umsicht und richtigem Takt zusammengestellt ist, und in seinen Rahmen so vieles aufnimmt, das unmittelbar von Clausewitz selbst herrührt.

Dankbar für das in so würdiger Weise Gebotene, möchten wir uns nur eine Bemerkung erlauben — nämlich daß wir gewünscht hätten, den Stoff in ein und anderer Beziehung etwas anders gruppirt zu sehen. Was ist es, das in dem Lebenslauf eines Mannes wie Clausewitz vorzugsweise Interesse und Theilnahme in Anspruch nimmt? — Es ist die stufenweise Entwickelung seines Geistes und seiner Ideen, — und sofern diese Ansicht als maßgebend gelten

durfte für die Anordnung des Ganzen, mußten die eingewebten Urkunden — Briefe, Aufsätze u. dergl. — als Zeugnisse dieser fortschreitenden Entwickelung benutzt und einzeln an den Stellen eingefügt werden, an die sie in diesem Sinn gehören. Das ist nicht durchaus folgerichtig geschehen. Wir finden z. B. Clausewitz' Briefe an seine Gemahlin gruppenweise in besonderen Kapiteln zusammengestellt. Namentlich die Briefe aus den Jahren 1806 bis 1809 in ununterbrochener Folge, nachdem von den früheren Lebensverhältnissen der Frau v. Clausewitz und von ihrer Vermählung im Jahre 1810 Rechenschaft gegeben worden ist. Der Zweck des Verfassers bei dieser Anordnung war, uns das schöne Verhältniß anschaulich zu machen, das zwischen Clausewitz und seiner Gemahlin bestand. Deshalb die Briefe in solcher Weise zusammenzustellen war aber in der That nicht nöthig. Der Adel des gedachten Verhältnisses zeigt sich vollständig und in seiner Gesammtheit in jedem einzelnen derselben. Dagegen enthalten diese Briefe auch einige nicht unwichtige geschichtliche Notizen — und besonders gar manches Wort, das den Standpunkt erkennen läßt, zu dem sich Clausewitz in dem Augenblick, in dem er es schrieb, bereits erhoben hatte; das einen Anhaltspunkt geben kann, wenn wir der Entfaltung seines Geistes in ihren verschiedenen Phasen zu folgen suchen. Wir hätten deshalb gewünscht, sie dort eingereiht zu sehen, wohin sie der Zeit nach gehören. Aus denselben Gründen hätten wir den Aufsatz über den Feldzug 1806, den Clausewitz in die damals von Archenholtz herausgegebene „Minerva" einrücken ließ, nicht in einen literarischen Anhang an das Ende des zweiten Bandes verwiesen; wir würden es zweckmäßiger gefunden haben, ihn — wie in Beziehung auf den am 12. Oktober 1806 zu Dennstädt bei Weimar geschriebenen Aufsatz geschehen ist — in die Darstellung der Lebensperiode Clausewitz' aufzunehmen, der er angehört.

Indem wir nun auf Einzelnes übergehen, das uns vorzugsweise besonderer Beachtung werth scheint, wollen wir nur im Vorbeigehen bemerken, daß „Clausewitz" nicht Klaussohn heißt, und auch nicht nothwendigerweise auf slavische Abstammung hindeutet. Eine slavische Abkürzung Klaus von Nikolaus giebt es nicht. Ein slavischer Familienname, der die Bedeutung Klaussohn hätte, könnte — je nach der Verschiedenheit slavischer Stämme und Dialekte — wohl nur Nikolayewitsch, Nikolitsch, Nikolew oder Nikolin lauten. Besonders aber hat die Endung witz, die in den Namen ostdeutscher und böhmischer Familien vorkommt, nichts mit den Patronymicis auf -witsch zu schaffen, die bei den Südslaven — Kroaten, Serben ꝛc. — allerdings häufig zu Familiennamen geworden sind. „Witze" (wice, verwandt mit dem lateinischen vicus, dem griechischen *οἶκος* u. s. w. bis zum Sanskrit hinauf) heißt in mehreren slavischen Mundarten ein Dorf — namentlich im Polnischen und im Wendischen. Die Namen, die auf witz endigen, sind Besitzungen — oder überhaupt Oert-

lichkeiten entnommen, und daher erklärt es sich, daß viele Familien notorisch deutschen Ursprungs, in früher slavischen Gegenden angesiedelt, solche Namen tragen; so z. B. Seydewitz und die fränkischen Reichsritter v. Redwitz.

Von größerer Bedeutung, als eine unrichtige Deutung und Ableitung seines Namens, ist wohl für eine Lebensgeschichte des verewigten Clausewitz der Umstand, daß die Aufsätze in der „Minerva" über den Feldzug 1806 aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, wie allgemein angenommen wird und auch der Verfasser des hier zu besprechenden Werks wiederholt, die erste literarische Arbeit des Generals sind. Im 9. Bande der von Porbeck herausgegebenen „Neuen Bellona" (Jahrgang 1805) findet sich ein anonymer Aufsatz, in dem wir mit unbedingter Ueberzeugung Clausewitz als Verfasser zu erkennen glauben. Er ist überschrieben: „Bemerkungen über die reine und angewandte Strategie des Herrn v. Bülow, oder Kritik der darin enthaltenen Ansichten" — und wer ihn mit einiger Aufmerksamkeit überliest, wird, wir glauben unfehlbar, gleich uns zu dem Schluß kommen, daß im Jahr 1805 kein anderer als Clausewitz der Verfasser gewesen sein kann. Auffassung und Haltung, die knappe Präzision des Ausdrucks, selbst die schonungslose Schärfe des Tadels gestatten nicht an Scharnhorst zu denken und verweisen unbedingt auf Clausewitz. Der Aufsatz ist merkwürdig, weil er die Ansichten vom Wesen des Krieges und der im Kriege entscheidenden Faktoren, die Clausewitz der Welt tiefsinnig und klar in umfassender Weise vorgetragen hat, nicht etwa nur im Keim, sondern bereits zu großer Bestimmtheit ausgearbeitet enthält. Clausewitz hebt darin hervor, daß in Bülows System lediglich Rücksichten auf die Verpflegung als maßgebend gedacht werden, und infolge dessen der Gang jedes Krieges in Sicherung der eigenen und Gefährdung der feindlichen Verbindungen aufgelöst. Dieser verkehrten Ansicht, dem seltsamen Ausspruch Bülows: „Schlachten werden nicht mehr geliefert" — dem mehrfach wiederholten: „Gefechte entscheiden nichts mehr" gegenüber, macht Clausewitz schon hier ganz wie in seinen späteren Schriften die Bedeutung des Gefechts geltend, des Sieges, der alle strategischen Nachtheile aufhebt. Er weist schon hier ganz in derselben Weise wie in dem Werk vom Kriege nach, worin der Grundirrthum dieser Anschauungsweise liegt, die bei Bülow auf die Spitze getrieben, zur Karrikatur wird, in weniger greller Weise aber auch in den theoretisirenden Erörterungen der damals vorzugsweise gefeierten Strategen hervortritt. Schon hier sieht Clausewitz den Grundirrthum, der die ganze strategische Rechnung fälscht, darin, daß einerseits die mächtige materielle und zumal moralische Wirkung des Gefechts unberücksichtigt bleibt — andererseits jedes strategische Manöver, jede Umgehung, jede Gefährdung der feindlichen Verbindungen als augenblicklich wirksam gedacht wird, während es in der Wirklichkeit eines gewissen Maßes von Zeit bedarf, ehe die Nachtheile, die es dem Feinde bereiten kann, wirklich und fühlbar werden. Um anschaulich zu machen, wie in verschiedener Weise je nach den Umständen die Zeit, die dazu

erfordert wird, in Anschlag gebracht werden muß, verweist er mit einem Verständniß der Kriegführung Friedrichs des Großen, das damals keineswegs allgemein verbreitet war, auf das Verhalten des Königs den Russen gegenüber während des siebenjährigen Krieges. Er deutet an, warum der König suchen mußte — wie er wirklich that — in jedem Feldzug mit den Russen durch eine Hauptschlacht fertig zu werden; daß er aller Wahrscheinlichkeit nach zu Grunde gegangen wäre, wenn er sich den Russen gegenüber hätte die Zeit nehmen wollen, zu manövriren, und sein gefährlichster Feind Oesterreich darüber auf längere Zeit freie Hand behalten hätte.

Endlich hebt Clausewitz schon hier mit demselben Nachdruck wie später hervor, wie sehr es das Wesen des Krieges verkennen heißt, wenn der moralische Eindruck, den glückliche oder unglückliche kriegerische Ereignisse erhebend oder entmuthigend machen, die moralischen Faktoren des endlichen Erfolgs — die eigentlich entscheidenden — unberücksichtigt bleiben, wie das bei Bülow und bei allen Gleichzeitigen der Fall ist. Clausewitz spottet darüber, daß man urtheilt — klügelt — und wie namentlich Bülow thut, im Namen der besiegten Feldherren Projekte macht, als könne man ohne weiteres mit einer geschlagenen Armee Alles und Jedes unternehmen, was allenfalls mit einer siegreichen auszuführen wäre.

Nun erwäge man, daß Clausewitz, als er diesen Aufsatz schrieb, erst 25 Jahre zählte; daß er den wirklichen Krieg nur als 13jähriger Knabe gesehen hatte, daß die napoleonischen Feldzüge, denen sich die gewichtigsten Lehren entnehmen ließen, damals nur sehr unvollkommen, kaum anders als aus den Zeitungen bekannt waren — daß alles, was Clausewitz hier sagt, theils der damals herrschenden Theorie geradezu widerspricht, theils wenigstens ganz unabhängig von ihr dasteht — und man wird gestehen müssen, daß eine so frühe Reife und Selbstständigkeit der Ansichten eine gar seltene Erscheinung ist! Es bedurfte für ihn nicht wie für so unzählig viele Andere der gewaltigen Erfahrungen, die das Jahr 1806 brachte, um ihn aus gewohnten Vorstellungen aufzurütteln!

Wir kommen nun auf das verhängnißvolle Jahr 1806 und müssen da zunächst bemerken, daß der Verfasser des Buchs, das wir hier zu besprechen haben, in den einleitenden Worten in einen Irrthum verfällt, der nicht gleichgültig ist, weil er Verhältnisse berührt, die im Kriege zu den allerwichtigsten gehören. Die französische Armee wird da (I. 44) zu 200 000 Mann, die preußische am Thüringer Wald zu 165 000 — die sächsischen Hülfstruppen zu 20 000 angeschlagen, so daß die Franzosen nur eine unbedeutende Uebermacht gehabt hätten. Wären die Zahlenverhältnisse wirklich solcher Art gewesen, so möchte vielleicht doch der unglückliche Feldzug — trotz allem, was in der preußischen Armee veraltet war, trotz der besinnungslos unsicheren höheren Führung und des dadurch erschütterten Selbstvertrauens der Armee — nicht ganz so verlaufen sein, wie geschehen ist. Aus dem, was General Höpfner

aus den authentischen Quellen in zuverlässigster Weise zusammengestellt hat, hätte der Verfasser ersehen können, daß die preußische Armee am Thüringer Wald — ohne das kleine Reservekorps des Herzogs Eugen von Württemberg, das noch auf dem Marsch war, und das auch Herr Schwartz nicht mitzuzählen scheint — mit den Sachsen zusammen nur etwa 130 000 Mann zählte. Napoleon wußte, daß er über eine an Zahl gewaltig überlegene Macht verfügte — sprach es wiederholt aus — und baute seinen Feldzugsplan darauf. Auch bestand seine Armee nicht zu einem Fünftheil aus Rheinbundtruppen. Unter den 208 000 Mann, die er unmittelbar heranführte, waren nur 8000 Bayern und 6000 Hessen-Darmstädter; die übrigen Rheinbundtruppen rückten erst später nach und steigerten die Uebermacht des französischen Heeresfürsten.

Im Laufe des Feldzugs 1806 war es Clausewitz vergönnt — und zwar bei Prenzlau, an dem unglücklichsten Tage dieses unglücklichen Feldzugs — neben dem tapferen Prinzen August, dessen Adjutant er zur Zeit war, an der Spitze eines Grenadier-Bataillons zu zeigen, was man auch von der damaligen, vielfach auch zur Ungebühr verunglimpften preußischen Armee trotz aller Mängel, die ihr anhafteten, erwarten durfte, wenn sie mannhaft und entschlossen geführt wurde.

In den Briefen, die Clausewitz während des Feldzugs, auf dem Marsch, aus Kantonnirungsquartieren, aus dem Feldlager an seine nachherige Gemahlin richtete, tritt uns mancher schöne Zug entgegen, manches bedeutende Wort, manches, worin sich dieselbe Ansicht vom Wesen des Krieges zeigt, die uns in dem vorhin erwähnten Aufsatz in der „Bellona" überrascht hat. Dahin gehört namentlich, was Clausewitz, lebhaft an den siebenjährigen Krieg erinnert, da ihn der Marsch auf das Schlachtfeld von Roßbach führt, über die Schlachten bei diesem Ort und bei Leuthen sagt, besonders über die letztere. Er bewundert mit Recht den heroischen Entschluß des Königs, in einer Lage, die wohl entmuthigen konnte, die Entscheidungsschlacht mit dem Rest seines schwer geprüften Heeres gegen eine dreifache Ueberlegenheit zu wagen, als höchste Weisheit —: „in diesem leidenschaftlichen Muth — der nichts ist als der Instinkt einer kräftigen Natur — liegt die höchste Weisheit. Die ruhigste Ueberlegung des glänzendsten Kopfes kann, entfernt von jeder Gefahr und jedem leidenschaftlichen Antriebe, auf kein anderes Resultat kommen. Davon bin ich ganz überzeugt. — — In dieser ganzen Zeit sieht man den König mit einer Freiheit des Geistes und Heiterkeit handeln, die mich bis zur leidenschaftlichsten Bewunderung hinreißt."

Um diese Auffassung nach ihrem ganzen Werth zu würdigen, muß man sich erinnern, was für Stimmen sich gerade zu dieser Zeit, die wir als Clausewitz' Bildungsperiode betrachten müssen, aus dem Freundeskreise des Prinzen Heinrich erhoben, und nicht ganz ohne hin und wieder Anklang zu finden. Man war da bemüht, den Prinzen Heinrich als den weisen,

besonnenen, fein kalkulirenden und manövrirenden Strategen, zum eigentlichen Helden des siebenjährigen Krieges zu stempeln. Während König Friedrich in seiner großartigen Weise seinem Bruder nachrühmte, er sei der einzige Feldherr, der im Lauf des denkwürdigen Krieges keinen Fehler begangen habe, pflegte der Prinz an der eigenen gastlichen Tafel etwas wegwerfend zu wiederholen: „mein Bruder wollte immer batailliren, das war seine ganze Kriegskunst!" — Und seine Anhänger waren eifrig bemüht, die Welt zu überzeugen, daß der König, durch den bösen Winterfeld verleitet, den siebenjährigen Krieg muthwillig herbeigeführt, daß er dann durch sein thörichtes Batailliren den preußischen Staat an den Rand des Abgrunds gebracht habe, und bei Leuthen nur durch die Tapferkeit seiner Armee und ein unverdientes Glück gerettet worden sei. Alle Stimmen aus diesem Kreise suchen diese Ansicht geltend zu machen; Gaudy in seinem ungedruckten Tagebuch, Schmettau, der sogenannte Retzow, Graf Henckel, der nachherige Feldmarschall Kalckreuth — alle.

Den moralischen Muth, den Clausewitz an dem großen König bewundert, bewährte er selbst auch nach der furchtbaren Katastrophe bei Prenzlau. Sein Muth war nicht gebrochen, er verzweifelte nicht wie so viele Andere an der Zukunft des Vaterlandes. Er empfand das Unglück Preußens schmerzlicher und tiefer als die Menge, oder selbst als die Mehrzahl der unmittelbar Betheiligten — und doch schrieb er der Freundin wenige Wochen nach dem erschütternden Erlebniß, er habe schmerzliche Erfahrungen gemacht, seinem Gemüth seien blutige Wunden geschlagen — „aber der große Grundstein meiner Hoffnungen, auf den ich allein mit Sicherheit gerechnet habe, dieser steht noch fest und unangetastet. Freilich gilt das weniger von meinem Individuum, als von meinem Vaterlande. — Ein Menschenleben ist nur ein kleiner Punkt in dem Maßstabe, womit die Allmacht die Geschicke der Völker ordnet." Und dann wieder am 13. Dezember 1806, er sei weit entfernt, den Kranken — Preußen nämlich — für unheilbar zu erklären, „wie so viele thun, die in der edlen Kunst pfuschen", — er glaube vielmehr, daß die gewaltige Krisis „der ordentliche Weg der Heilung" sei; er hofft und sieht voraus, daß das erlebte Unglück als ein mächtiges Reizmittel wirken und alle schlummernden Kräfte wecken werde.

Tritt uns nun hier in diesen Briefen so manches entgegen, das uns die höchste Achtung vor Clausewitz' Geist und Karakter einflößt, so können wir dagegen keineswegs Allem beistimmen, was er in den Aufsätzen in der „Minerva" über den Feldzug 1806 sagt. Wir sehen vielmehr in diesen Aufsätzen einen Beweis, daß Clausewitz damals dem Mittelpunkt der Heeresleitung zu fern stand, um den Zusammenhang der Dinge gehörig zu übersehen — vielleicht auch nicht den Grad von Erfahrung erlangt hatte, der ihn befähigen konnte, die richtigen Ansichten vom Kriege im Allgemeinen stets mit Sicherheit auf den gegebenen Fall anzuwenden.

So müssen wir gleich zu Anfang bekennen, daß uns das, was Clausewitz

über die Stellung der preußischen Armee am nördlichen Fuß des Thüringer Waldes sagt, über die Vortheile, die sie bieten, und über Alles, was von dieser Stellung aus weiter unternommen werden konnte oder mußte, nicht überzeugt. Wir sehen freilich, daß Clausewitz auch in späterer Zeit bei der hier angedeuteten Ansicht stehen geblieben ist und sie aller Wahrscheinlichkeit nach in seinem noch ungedruckten Werk über den Feldzug 1806 sogar weiter ausgeführt hat, — daß allem Anschein nach auch Scharnhorst sie theilte — aber unsere Zweifel sind dadurch nicht gelöst — und Autoritäten können in der That solche Zweifel nicht lösen.

Die preußische Armee war dadurch, daß man anfänglich eine Offensive nach Franken und in das Fuldaische beabsichtigte, in diese Stellung gekommen, die, wenn man sich auf die Vertheidigung beschränkt sah, und der Feind durch das Voigtland vorging, zu einer Flankenstellung auf dem linken Ufer der Saale wurde. Höpfner sucht in seinem Werk über den Feldzug 1806 die Vortheile nachzuweisen, welche diese Stellung gewähren konnte, und was er darüber sagt, ist wahrscheinlich dem eben erwähnten Manuskript Clausewitz' entnommen. Es wird uns da (Höpfner I, 167 u. fgde.) gezeigt, welche Bedenken eine Versetzung der preußischen Armee auf das rechte Ufer der Saale haben mußte, besonders da sie, wie die Dinge lagen, nicht zu früh unternommen werden durfte, so lange man nämlich nicht wissen konnte, ob der Feind im Westen oder im Osten des Thüringer Waldes herankommen werde; — es konnte darüber leicht zu spät werden, eine solche Bewegung ungefährdet auszuführen.

Dann heißt es weiter, kam der Feind über Hof, so konnte man ihn in der ungemein festen Flankenstellung auf dem linken Saale-Ufer erwarten. „Die Franzosen hatten zwischen der Saale und Böhmen einen so schmalen Strich Landes, durch welchen ihre einzige rückwärtige Verbindung lief, daß sie trotz ihrer großen Ueberlegenheit fast nothwendig jene Stellung beachten und sie in der Front angreifen mußten" — was dann unter für die Franzosen ungünstigen Bedingungen zur Schlacht führte.

Ganz gut! — aber „fast!" — dieses „fast" erregt Zweifel und fordert zu weiteren Fragen auf. — Wie, wenn der Feind dennoch im Vertrauen auf seine Uebermacht, in der Zuversicht, daß er des taktischen Sieges gewiß sei, einzig darauf bedacht wäre, diesen Sieg in der entscheidendsten Form herbeizuführen, dennoch an dieser furchtbaren Flankenstellung vorbeiginge, und sich nicht scheute, seine eigenen Verbindungen für die kurze Zeit bis zum entscheidenden Tage preiszugeben, um die preußische Armee vollständig zu umgehen?

Dann ging man preußischerseits über die Saale, um den Feind in Flanke und Rücken anzugreifen, antwortet Clausewitz; bei Höpfner ist der Gedanke weiter ausgeführt, und Scharnhorst scheint, wie sich aus seinem Brief

an den General Rüchel entnehmen läßt, wirklich an Ort und Stelle an ein solches Manöver gedacht zu haben.

Wir können das als ganz allgemeine, abstrakte Vorstellung wohl gelten lassen — schwerlich aber in Beziehung auf den gegebenen wirklich vorliegenden Fall; schwerlich, wenn es an Ort und Stelle vorgeschlagen worden wäre. Im preußischen Hauptquartier war man weit entfernt, an ein so gewagtes Unternehmen zu denken, und hegte Scharnhorst so kühne Pläne, hoffte er sie ausgeführt zu sehen, so müßten wir ihn tadeln. Man darf sich in so ernster Lage nicht in allgemeinen Vorstellungen ergehen, man darf nicht mit abstrakten Größen rechnen. Wäre es uns gestattet, ein etwas triviales Gleichniß anzuwenden, so würden wir sagen: man muß in der Wirklichkeit die Partie mit den Karten spielen, die man wirklich hat, und sein Spiel seinen Karten gemäß berechnen. Die Kritik darf, ja sie muß sich ganz frei bewegen in der Erörterung dessen, was zu thun blieb, wenn dies oder das geschah; anders, wenn es sich um ein Gutachten handelt, das man einem Kriegsrath vorlegen soll, dessen Zusammensetzung gegeben und nicht zu ändern ist. In solchem Fall sind mancherlei Verhältnisse zu berücksichtigen, welche die wissenschaftliche Kritik als unberechtigte abweisen, in ihrem Urtheil unbeachtet lassen kann — deren Bedeutung sich aber in der Wirklichkeit gar sehr geltend macht. Wenn Scharnhorst wirklich die Kriegführung in Bahnen zu leiten bedacht war, die schließlich zu solchem Wagniß führen konnten, dann mußte er sich, glauben wir, auch die Frage vorlegen, ob die Führer des preußischen Heeres auch Männer waren, denen man solche Aufgaben stellen durfte; — ob man von ihnen die rastlos kühne, ja verwegene und nachhaltige Energie erwarten konnte, die dann unerläßlich war, wenn das gewagte Beginnen nicht den Untergang des preußischen Heeres zur Folge haben sollte; — ob das preußische Heer überhaupt gehörig dafür ausgerüstet war.

Aber auch abgesehen von jedem Bedenken, das sich ergeben mußte, sobald alle diese Verhältnisse erwogen wurden, — die Frage ganz objektiv behandelt, könnten wir es nicht angemessen finden, sich erst umgehen zu lassen, um dann dem Feinde in Flanke und Rücken zu fallen. Wie die Machtverhältnisse lagen, wurde dabei für Preußen zu viel auf das Spiel gestellt, und die Wahrscheinlichkeit des Gelingens stand nicht in einem richtigen Verhältniß zu dem Wagniß. Besonders aber lag, wie uns scheint, in den allgemeinen Verhältnissen keine Veranlassung zu verwegenen Entschlüssen, die wohl auch als Entschlüsse der Verzweiflung bezeichnet werden könnten. Eine entschlossene Offensive nach Franken, um die Versammelung der französischen Armee zu stören, hätte immerhin einen bedeutenden Erfolg haben können und war wohl, bei Zeiten unternommen, das beste, was versucht werden konnte — aber nachdem Karakterschwäche, bange Zweifel und die zögernde Hoffnung, dem Krieg trotz Allem und Allem vielleicht doch noch zu entgehen, einmal bewirkt hatten, daß die Gelegenheit dazu versäumt war, — da man sich infolge dessen auf die

Vertheidigung angewiesen sah, konnte es eher geboten scheinen, nicht das Aeußerste zu wagen, so lange das russische Hülfsheer nicht herangekommen, nicht das Mißverhältniß der Streitkräfte wenigstens einigermaßen ausgeglichen war.

Bei der Rathlosigkeit in dem Hauptquartier des unglücklichen Herzogs von Braunschweig und in der persönlichen Umgebung des Königs blieb vielfach eine Vorstellung herrschend, um die Clausewitz natürlich nicht wissen konnte, deren aber auch Höpfners großes Werk nur im Zusammenhang mit früheren Berathungen gedenkt. Wie wir aus Gentz' Aufzeichnungen aus den verhängnißvollen Oktobertagen 1806 ersehen, waren mehrere einflußübende Offiziere des preußischen Heeres, auch als das Hauptquartier nach Erfurt verlegt war, noch immer der Meinung, daß es unter allen Möglichkeiten die erwünschteste für Preußen sei, wenn der Feind über Hof jenseits der Saale vordringe. Namentlich sprach sich der vielgenannte und zur Zeit gefeierte kriegsgelehrte General Phull in diesem Sinne aus. Daß Napoleon unmittelbar in der preußischen Armee selbst das strategische Objekt sehen, und wenn er die erwähnte Richtung einschlug, die Absicht haben könnte, eben dieses Heer in seiner Linken zu umfassen und zu erdrücken, daran dachten diese Strategen nicht; und ebensowenig daran, daß er, im Bewußtsein der Uebermacht, in dem Bewußtsein, daß es von ihm abhing, das Gesetz zu geben auf dem Kriegsschauplatz und den Gang des Feldzugs zu bestimmen, auf Leipzig und Berlin losgehen und es der preußischen Armee überlassen könnte, ob sie sich mit geringer Aussicht auf Erfolg und Sieg und bei augenscheinlicher Gefahr in solchem Unternehmen ihren vollständigen Untergang zu finden, in seinen Rücken werfen — oder ob sie versuchen wolle, ihm vermöge verderblich beschleunigter Märsche rückwärts zuvorzukommen und wieder in den Weg zu treten. Man glaubte, wenn etwa Napoleon über Hof und die Hochebene zwischen dem Thüringer Wald und dem Fichtelgebirge in das Voigtland einrücke, könne dies nur in der Absicht geschehen, seinen Marsch auf Dresden zu richten — und noch am 8. Oktober — zwei Tage vor der Niederlage des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, — fügten General Phull und seine Gesinnungsgenossen mit triumphirendem Bewußtsein hinzu, es werde in diesem Fall ein leichtes sein, das französische Heer durch einen Flankenangriff an das Erzgebirge und die böhmische Grenze zu drängen. — Der Minister Graf Haugwitz erging sich noch am 10. — dem Tage des Treffens bei Saalfeld — in solchen angenehmen Vorstellungen.

Gentz' Aufzeichnungen sind auch heute noch nicht werthvoll nur, sondern beinahe unentbehrlich für einen Jeden, der sich in die Zeit versetzen, der sie vor seinen Augen lebendig werden sehen will — wie man muß, wenn man sich ein wirkliches Urtheil über kriegerische Ereignisse bilden will. Wir sehen da besser, lebendiger als in irgend einer anderen Darstellung, welchen niederschmetternden, für manchen der Betheiligten nahezu vernichtenden Eindruck am 10. und 11. Oktober die Kunde von der Niederlage bei Saalfeld im preußischen

Hauptquartier und in der ganzen Armee machte. Der Herzog von Braunschweig verlor darüber die wenige Fassung, die ihm allenfalls noch geblieben war; der Krieg, den er immer noch gehofft hatte vermieden zu sehen, war nun da in seiner furchtbaren Wirklichkeit; das war zu viel! — Der Eindruck war überwältigend und ging über das Maß seiner Kräfte hinaus. Gentz sah ihn und König Friedrich Wilhelm III. zusammen an dem Gasthofe zum „Erbprinzen" in Weimar vorüberreiten und berichtet: „Der Herzog schien ganz aus der Fassung zu sein; der König war ruhig, sah aber ernst und nicht so freundlich aus wie in Erfurt." — Die Hauptarmee hatte schon am 10. bei Blankenhain Stellung nehmen sollen, und in schwankender unbestimmter Weise hatte dabei die Absicht gewaltet, dem Feinde auch noch weiter entgegenzugehen — möglicherweise — aber auch nur möglicherweise auf das rechte Ufer der Saale; — das Alles schien nicht mehr rathsam; — ein Nachtmarsch führte die schon ermüdeten Truppen nach Weimar zurück, wo nun Stellung genommen werden sollte. „Ich wußte", bemerkt Gentz, „daß der Herzog von Braunschweig gleich bei der ersten unglücklichen Nachricht von einem panischen Schrecken ergriffen, bei dieser seiner retrograden Bewegung, und der Eile hier ein Lager aufzuschlagen, keinen anderen Zweck hatte, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, sich von seiner ersten Bangigkeit zu erholen und Rath zu suchen (nicht bei seinen Generalen . . . . .), sondern bei seiner eigenen individuellen Ungewißheit und Furcht."

Man hatte bereits erfahren, daß Napoleon sein Heer um Bamberg versammelte, schon hatte Tauentzien bei Schleiz ein unglückliches Gefecht bestanden; man wußte demnach, daß eine feindliche Heeresmacht über Hof in die dortige Gegend vorgedrungen sei, aber noch immer dachte man sich nichts weiter dabei, als daß ein französischer Heertheil auf Dresden eile. Diese Ansicht wurde namentlich fort und fort in der Umgebung des Grafen Haugwitz ausgesprochen — aber freilich sah Niemand mehr die Dinge so rosenfarben wie noch den Tag zuvor; Niemand dachte mehr daran, diesen feindlichen Heertheil in der Flanke anzugreifen und in das Erzgebirge an die österreichische Grenze zu treiben. — Warum nicht? — Darauf giebt einerseits der Umstand die Antwort, daß man die wenigen Bataillone Tauentziens genügend achtete Dresden zu decken, andererseits die Stellung, die der preußischen Armee am 11. Oktober angewiesen wurde (Rüchels Heertheil bei Erfurt, die Hauptarmee bei Weimar, Hohenlohes Heer bei Jena). Man glaubte an maßgebender Stelle nur einen entsendeten Heertheil des Feindes in Bewegung auf Dresden und erwartete seine Hauptmacht und den Angriff über den Thüringer Wald her. Eines solchen Angriffs gewärtig, durfte man freilich nicht selbst dem Feind die Flanke bieten, indem man links abmarschirte, um jenen untergeordneten Heertheil in der Richtung nach der sächsischen Hauptstadt hin aufzusuchen.

Freilich erwachte so ziemlich Alles zu dem Bewußtsein einer in nächster Nähe drohenden Gefahr, und die Meisten erkannten nachgerade, daß sie von

der linken Flanke hereinbrechen werde, aber wie ihr zu begegnen sein möchte, darüber gingen die Ansichten weit auseinander, und es kam zum Verwundern wenig Zweckmäßiges, desto mehr aber vollkommen Abenteuerliches zur Sprache. Scharnhorst scheint allerdings die Lage aufgefaßt zu haben, wie sie wirklich war, und jetzt überzeugt, daß an eine kühne Offensive in den Rücken des Feindes nicht zu denken sei, forderte er schon seit ein paar Tagen den Uebergang auf das rechte Ufer der Saale — aber stromabwärts — um dem Feinde den Weg nach Berlin zu vertreten und die Verbindung mit Dresden nicht zu verlieren. Da der Herzog von Braunschweig sich auch dazu und überhaupt zu nichts rasch und zu rechter Zeit entschließen konnte, entzweite er sich darüber mit Scharnhorst. — Der General Kalckreuth sprach die Ueberzeugung aus, daß starke feindliche Streitkräfte auf Leipzig zögen — und daß man das schlimmste erleben werde, wenn man zulasse, daß der Feind sich der Kösener Brücke bemächtige — aber er beschränkte sich in seiner bösartigen Weise darauf, laut und öffentlich Unglück zu prophezeien, die Leitung des Heeres, die Feldherren so ziemlich vor aller Welt als unfähig, alle getroffenen Maßregeln als verkehrt herabzusetzen und so das Vertrauen des Heeres auf das tiefste zu erschüttern — Alles, ohne jemals einen Rathschlag an die Hand zu geben, ohne je zu sagen, wie man es wohl besser machen könnte. Von Scharnhorst sprach er als von einem Fremden, der gar nicht nach Preußen gehöre, als von einem Günstling des Herzogs von Braunschweig, der großentheils an allen Verkehrtheiten Schuld sei. — Eine der seltsamsten Rollen in diesem endlosen Wirrsal spielte der General Phull. Auch er glaubte nun zu sehen, welcher Gefahr man verfallen sei, wenn er auch diese Gefahr weder mit wirklicher Klarheit noch in ihrem ganzen Umfang zu fassen wußte. Er sprach laut und zornig — wie es scheint auf der Straße — gegen Gentz und natürlich nicht gegen ihn allein aus, Alles müsse unvermeidlich so schlecht als möglich gehen, „denn sie haben den Kopf verloren!" — die Führer nämlich. Aus den vollkommen aberwitzigen Vorschlägen aber, mit denen er nun in einer Denkschrift hervortrat, dürfen wir folgern, daß er selber den Kopf ganz eben so vollständig verloren hatte als irgend ein Anderer. Er verlangte nun unverzüglich eine Entscheidungsschlacht. Und in welcher Form wollte er diese Schlacht annehmen oder aufsuchen? — Wollte er etwa die schwierigen Pässe vertheidigen, die aus dem Thal der Saale auf die thüringische Hochebene heraufführen? — Wollte er den Feind, der irgendwo durchdrang und heraufkam, mit gesammter Macht angreifen und zum Kampf in ungünstiger Stellung zwingen, den Felsenthalrand der Saale unmittelbar im Rücken? — Keineswegs! — Die preußische Armee sollte auf das rechte Ufer der Saale hinübergehen und den Feind dort angreifen — doch wohl seine Hauptmacht? — denn anders war keine Entscheidung herbeizuführen. Außerdem sollte die preußische Armee, auch in ihrer Gesammtheit dem Feinde an Zahl weitaus nicht gewachsen, dazu nicht einmal vollständig vereinigt werden. Nur der größere Theil der durch Rüchels Bataillone verstärkten Hauptarmee sollte auf dieses

Abenteuer ausziehen. Dieser Theil soll „unter Protektion des Korps des Fürsten Hohenlohe" — das bei Jena stand — den Uebergang zwischen Jena und Kamburg ausführen. Ob Hohenlohes Armee auch ganz oder theilweise über die Saale gehen sollte, ist aus Phulls wirren Worten nicht zu entnehmen. Kurz, der größere Theil geht zum Angriff über die Saale — der kleinere bleibt zwischen Weimar und Jena stehen, um von dieser Stellung aus — eine Diversion nach der Gegend von Rudolstadt zu unternehmen!

Was möchte wohl Phull geantwortet haben, wenn man ihm die einfache Frage vorgelegt hätte: „wozu?" — Wenige Zeilen vorher hatte er uns gesagt, daß es nicht mehr an der Zeit sei, „auf die feindlichen Kommunikationen zu operiren."

Dem zweiten angeblichen Genie im preußischen Heere — Massenbach — darf man nachrühmen, daß er schon wiederholt noch absonderlichere Rathschläge zum besten gegeben hatte.

Man möge uns hier eine beiläufige Bemerkung gestatten, die wir nicht zu unterdrücken vermögen. Wenn man sich vergegenwärtigt, was alles geschehen war, um die preußische Armee physisch zu erschöpfen — die Hin- und Hermärsche, den Mangel, den die Truppen litten, da die schwerfällige Heeresverwaltung es nicht verstand, ihre Maßregeln den beständig wechselnden Planen des Hauptquartiers anzupassen; — die Nächte, die unnützer Weise hungernd unter den Waffen zugebracht wurden; — wenn man erwägt, welche moralische Abspannung schon aus der physischen hervorgehen mußte — und vor allem daraus, daß die rathlose Unsicherheit der Führung einem jeden, bis zum Tambour herab sichtbar werden mußte; — wenn man hinzufügt, was alle Gegner des Herzogs von Braunschweig — Kalckreuth, Phull, Massenbach — theils aus Bosheit, theils aus Thorheit thaten, um durch lauten Tadel und noch lauter ausgesprochene Unheil verkündende Prophezeiungen den Geist der Armee vollends zu brechen — wenn man sich das alles vergegenwärtigt, dann ist man fast verwundert zu sehen, daß diese so vielfach auch zur Ungebühr verunglimpfte alte preußische Armee sich denn doch, wie mangelhaft organisirt, ausgerüstet und ausgebildet sie auch war, tapfer geschlagen hat. Die Schlacht bei Jena war bei alledem keine „Hasenjagd", als welche Napoleon sie, mit dem rohen Uebermuth, der ihm eigen war, zwei Jahre später verspottete.

Napoleons Feldzug 1806 ist in hohem Grade lehrreich — besonders als ein Beweis, daß man unter Umständen auch auf einer Stufenleiter von irrthümlichen Voraussetzungen zu dem vollständigsten und glänzendsten Erfolg gelangen kann, wenn man nur stets rasch entschlossen mit ganzem Willen und unbedingter Energie zu handeln weiß.

Die Ansichten von denen Napoleon ausging, die Motive die ihn bestimmten, lassen sich in seinem nun vollständig bekannten Briefwechsel genau verfolgen, während der kritischen Periode des Feldzugs von Tag zu Tage, beinahe von Stunde zu Stunde.

So wenig Napoleon das Jahr zuvor — 1805 — als er seine Heere

von den Küsten der Nordsee aufbrechen ließ, um an die Donau zu marschiren, daran gedacht hatte — oder hätte denken können — die österreichische Armee in Ulm einzuschließen — so wenig hatte er jetzt im Sinn, die preußische Armee auf der Hochebene zwischen dem Thüringer Wald, der Saale und der Unstrut zu umfassen. Daß man ihm das möglich machen würde, war in keiner Weise vorher zu sehen. Sein ursprünglicher Plan war, wie immer auf die taktische Entscheidung gerichtet, sehr einfach; er wollte sein Heer bei Bamberg versammeln und von dort zwischen dem Frankenwald und Erzgebirge hindurch auf dem kürzesten Wege nach Berlin vordringen — überzeugt, daß die preußische Armee ihm auf dieser Linie irgendwo in den Weg treten — und zur Rettung der preußischen Hauptstadt eine Hauptschlacht wagen — und verlieren müsse. Schon am 6. September — schon in dem Augenblick also, in dem ein unmittelbarer Ausbruch des Krieges wahrscheinlich wurde, schrieb er dem Marschall Berthier: „envoyez des officiers du génie faire de bonnes reconnaissances, à tout hasard, sur les débouchés de chemin qui conduisent de Bamberg à Berlin.“

Wie dann dieser Plan nach und nach verändert wurde, indem er bestimmtere Formen annahm, das läßt sich in Napoleons Briefwechsel, wie gesagt, von Stufe zu Stufe verfolgen. Als dieser Heeresfürst anfangs Oktober wirklich von Bamberg aufbrach, wußte er im Allgemeinen wohl, daß die preußische Armee sich um Erfurt versammelte, aber er war weit entfernt zu glauben, daß sie ihn dort erwarten werde. Er glaubte an der oberen Saale, auf der Linie Saalburg—Hof, entschlossenen Widerstand zu finden und bereitete sich auf ernste Kämpfe vor, die dort seiner Meinung nach stattfinden mußten. Dann, als er hier den erwarteten Widerstand nicht fand, rechnete er darauf, daß die preußische Armee suchen werde, sich bei Gera zu vereinigen, in einer Stellung, in der sie den geraden Weg nach Berlin sperrte und zugleich Dresden deckte, insoweit eine Flankenstellung solcher Uebermacht gegenüber decken kann. Alle Kolonnen des französischen Heeres erhielten die Richtung auf Gera, zur entscheidenden Schlacht. Napoleon dachte auch am 10. Oktober, vier Tage vor der Doppelschlacht bei Jena, noch nicht entfernt, daß er die Entscheidung auf der Thüringer Hochebene zu suchen haben könnte; so wenig, daß er gar keinen Werth darauf legte, bereits auf dem linken Ufer der Saale festen Fuß gefaßt zu haben, was doch der schwierigen Pässe des Saalethals wegen gewiß nicht unwichtig war. Marschall Lannes, der bereits auf dem linken Ufer stand und dort am 10. Oktober das siegreiche Gefecht bei Saalfeld hatte, mußte es wieder verlassen, um über Neustadt auf Gera zu der dort erwarteten Schlacht zu marschiren. Napoleon rechnete um so sicherer auf den Sieg, weil er Gera zu erreichen hoffte, ehe die preußische Armee vollständig dort versammelt sein konnte; er dachte seinen Stoß mitten in die marschirenden Kolonnen seiner Gegner hineinzuführen. Eigens um die einzelnen Theile des preußischen Heeres für den entscheidenden Tag nach Möglichkeit getrennt zu halten, hatte

er bereits dem Prinzen Louis Ferdinand, den er mit seiner Schaar bei Saalfeld wußte, den Weg über Pösneck und Neustadt nach Gera verlegt.

Wie aus allem hervorgeht, erfuhr Napoleon am 11. Oktober erst spät zu Auma, daß die gesammte preußische Armee, nicht in dem vorausgesetzten Marsch nach Gera begriffen, noch immer auf dem linken Ufer der Saale stehe — und wieder machte er sich ein falsches Bild von der augenblicklichen Lage der Dinge! — Natürlich genug! denn was von preußischer Seite wirklich geschah, oder vielmehr in rathloser Unschlüssigkeit nicht geschah, das konnte wahrlich Niemand vorhersehen. Er dachte sich die Preußen in der Bewegung, die Scharnhorst wirklich vorgeschlagen hatte: in vollem Rückzug an der Saale abwärts, und ließ dem gemäß die eigene Armee am folgenden Tage (12.) eine Linksschwenkung ausführen, um die Marschkolonnen der Preußen einerseits zu verfolgen, andererseits möglicherweise in der Seite anzufallen.

Davoust mußte nach Naumburg marschiren und dort erkunden, ob die preußische Armee wirklich bereits im Marsch sei; Murat mit der Reiterei und Bernadotte mit seinem Korps einstweilen nach Zeitz; Lannes von Neustadt nach Jena; der Nachsatz, dem zufolge er von dort aus Parteien gegen Weimar vorsenden sollte, beweist, daß Napoleon bei Jena keine preußische Heeresmacht vermuthete; er dachte sich die Preußen im Rückzug aus der Gegend bei Erfurt und Weimar an und über die Unstrut. Dazu stimmen auch die Befehle, die Augereau erhielt, dessen Heertheil, als der letzte von allen, auf dem linken Ufer der Saale aus Franken heranrückte. Er sollte nunmehr nicht, wie früher bestimmt war, auf das rechte Ufer herüberkommen, sondern auf dem linken nach Kahla vorrücken, sich mit Lannes in Verbindung setzen und Parteien nach Magdala und Blankenheim vorsenden. Beide waren offenbar bestimmt das preußische Heer auf der Spur zu verfolgen und den Nachtrab zu drängen.

Napoleons Garden und die Heertheile unter Ney und Soult versammelten sich in abwartender Bereitschaft bei Gera, Ronneburg und Mittel-Pölnitz, um von hier aus weiter verwendet zu werden, sobald sich ergeben hatte, wohin der entscheidende Stoß zu führen sei. — Auch am 13. Oktober sehen wir Napoleon einen großen Theil des Tages in Ungewißheit befangen, ohne bestimmte Nachrichten und ohne eine bestimmte Vorstellung von der Lage der Dinge und den Operationen seines Gegners, und seine eigenen Anordnungen haben infolge dessen zunächst weder einen sehr wesentlichen Inhalt noch einen entschiedenen Karakter. Es zeigt sich darin nur das Abwarten einer weiteren Aufklärung der Lage. Davoust, Bernadotte, Murat hatten Naumburg und die Umgebung erreicht; sie sollten dort den Tag über ruhen; Lannes blieb in Bewegung auf Jena; die Masse, die Napoleon um Gera versammelt hatte, im wesentlichen unbeweglich in ihrer abwartenden Stellung, denn daß Ney von Mittel-Pölnitz nach Roda vorrücken mußte, wollte wenig sagen und war noch nicht die Einleitung zu einem bestimmter gedachten und geplanten Manöver; Ney kam dadurch nur in gleiche Höhe mit Soult und

den Garden. Aber in dem Maß, wie Lannes' Berichte einlaufen, nimmt alles in Napoleons Geist eine bestimmtere Gestalt an. Zuerst meldete der Marschall Lannes, daß er am Abend vorher auf eine preußische Avantgarde gestoßen sei und sie auf Jena zurückgetrieben habe; dann, daß er, nach siegreichen Theilgefechten im Besitz der Stadt Jena, auf dem rechten Ufer der Saale auf dem Landgrafenberg Fuß gefaßt — aber sehr bedeutende feindliche Streitkräfte vor sich habe, die er auf 50 000 Mann schätzte, und noch vor dem Abend angegriffen zu werden fürchte.

Schon auf die ersten Meldungen des Marschalls hin hatte Napoleon für seine Person den Weg nach Jena eingeschlagen; doch erwartete er — so viel sich aus seinen Anordnungen entnehmen läßt — dort noch immer nicht mehr als ein Treffen mit einem starken preußischen Nachtrab. Zunächst erhielt nur Soult den veränderten Befehl, mit einer seiner drei Divisionen und seiner Reiterbrigade nach Roda zu marschiren, und selbst in dem etwas späteren Befehl, seine beiden anderen Divisionen nach Köstritz vorrücken zu lassen, zeigt sich noch dieselbe Ungewißheit; die eine dieser Divisionen sollte bei Köstritz auf der Straße nach Jena biwakiren, die andere auf der Straße nach Naumburg.

Erst die letzten Berichte Lannes' erweckten in Napoleons Geist die Vorstellung, daß der Entscheidungskampf jenseits der Saale in der Gegend über Jena zu suchen sei, und während er die preußische Armee, zur Zeit als sie unbeweglich bei Weimar und Jena stand, im Marsch abwärts an der Saale geglaubt hatte, wähnte er sie jetzt, wo sie wirklich zum Theil diesen Marsch angetreten hatte, gerade umgekehrt, unbeweglich und vereinigt zur Schlacht auf der Hochebene zwischen der Saale und der Ilm. Auf diese Voraussetzungen waren alle seine Anordnungen gegründet. Die Hauptmasse seiner Streitkräfte, das gesammte französische Heer mit Ausnahme der Schaaren unter Davoust und Bernadotte, die bereits zu weit entsendet waren, erhielt die Richtung auf Jena. Zu der Aussicht auf eine entscheidende Hauptschlacht in der dortigen Gegend gesellte sich, in diesem Sinne bestimmend, die Vorstellung, daß Lannes von der ganzen preußischen Armee angegriffen, eine Niederlage erleiden könnte, wenn man nicht schleunigst ihn zu verstärken eilte. Ganz im Sinn dieser Anschauungen erhielten Davoust und Bernadotte die Weisung, bei Naumburg über die Saale und auf die thüringische Hochebene nach Apolda vorzugehen, in den Rücken der zwischen Saale und Ilm aufgestellten preußischen Armee — und überhaupt wurde Napoleon über den wahren Sachverhalt erst nach der Doppelschlacht aufgeklärt, als er zu seiner nicht geringen Ueberraschung erfuhr, daß Davoust bei Auerstädt eine eigene Schlacht geschlagen und gewonnen habe.

Angesichts des ungeheuern Erfolgs, den Napoleon hier davontrug, scheint es müßig, beinahe verkehrt, zu fragen, ob der französische Heerführer nicht zweckmäßigere Verfügungen treffen konnte, die einen solchen Erfolg wirklich sicherten — vorausgesetzt natürlich, daß er durch irgend einen Glücksfall bei

Zeiten von der wirklichen Sachlage unterrichtet und nicht genöthigt war, seine Maßregeln auf falsche Voraussetzungen hin zu treffen. Ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, nicht den kleineren, sondern den größeren Theil seiner Heeresmacht auf Naumburg und an die Unstrut zu lenken, mit der Weisung, die thüringische Hochebene, wie von Kösen, so auch von Freiburg und Laucha aus zu ersteigen. Die Frage ist so müßig nicht, wie sie scheint. Denn so wie die Ereignisse sich wirklich entwickelten, war Napoleons glänzender Erfolg bei weitem weniger das Ergebniß seiner eigenen Anordnungen, als der vollkommen rathlosen Führung des preußischen Heeres; das dürfen wir nicht vergessen. Die Schwäche des Herzogs von Braunschweig, die Unselbstständigkeit des Fürsten Hohenlohe, die wirre und sinnlose Phantasterei eines Massenbach — und wie vieles andere noch! mußte zusammentreffen, um dergleichen möglich zu machen. Es gehörte dazu auch noch so vieles einzelne, das wahrlich nicht in Napoleons Berechnungen liegen konnte. Es gehörte dazu, daß Massenbach am 13. Oktober den Angriff auf den Landgrafenberg hintertrieb, den der Fürst Hohenlohe beabsichtigte, und der Lannes' Vortruppen ohne Zweifel von dem westlichen Thalrand wieder in das Saalthal hinunter warf. Es gehörte nicht minder dazu, daß der Fürst Hohenlohe in der seltsamen Vorstellung, der Feind werde von Magdala her angreifen, in der Stellung zwischen Kapellendorf und der Schnecke stehen blieb, die dem Feinde auf dem Landgrafenberg den Rücken zuwendete — und endlich, daß General Rüchel, als die Schlacht unwiederbringlich verloren war, anstatt die feindliche Verfolgung bei Kapellendorf aufzuhalten, durch Massenbach und vielleicht mehr noch durch den eigenen Dünkel verleitet, durch den Engpaß zum Angriff vorging und sich in das Verderben stürzte.

Es gehörte, nach der anderen Seite hin, dann auch noch dazu, daß die preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig vier Stunden später aufbrach, als sie sollte und konnte, langsam in einer einzigen Kolonne marschirte und in der schmählichsten Weise versäumte, dem Marschall Davoust den Paß bei Kösen zu vertreten, wozu sie übrig Zeit hatte. Es gehörte endlich auch noch dazu, daß man — nachdem so versäumt war, was der Schlacht bei Auerstädt unbedingt vorgebeugt und den weiteren Marsch des preußischen Heeres sicher gestellt haben würde — in der Schlacht selbst einen Sieg, auf den man gar wohl hoffen durfte, wenn man die 20 000 Mann Reserven, die noch zur Verfügung standen, kühn und entschlossen einsetzte, kleinmüthig aus der Hand gab und zu einer Niederlage werden ließ, indem man in wachsender Entmuthigung den Entschluß zu einem letzten Wagniß, überhaupt einen wirklichen Entschluß nicht mehr zu fassen wußte und es für einen Entschluß hielt, daß man sich beschied, zu weichen und die Dinge über sich ergehen zu lassen.

Und hier treffen wir auf einen Punkt, wo wir dem *jungen* Clausewitz, dem Verfasser der Aufsätze in der „Minerva", nicht beistimmen können. Er billigt es nämlich, daß man die Reserven bei Auerstädt nicht daranwagen wollte.

Er geht dabei freilich von einem geschichtlichen Irrthum aus — doch würden wir gerade, wenn sich die Dinge so verhalten hätten, wie er voraussetzt, seinen Folgerungen am entschiedensten widersprechen müssen. Er vermuthet nämlich, der Ausgang der Schlacht bei Jena sei dem König von Preußen, der sich bekanntlich bei der Hauptarmee befand, schon bekannt gewesen, als man das „Defilee" bei Auerstädt erreichte, und fährt fort: „da war es denn allerdings nicht rathsam, noch die letzten 20 000 Mann daranzusetzen, um alles wiederzugewinnen." — So verhielten die Dinge sich nicht; was bei Jena vorgefallen war, erfuhr man bei der Hauptarmee erst spät abends, als längst der Rückzug angetreten war; ja man hatte sich zum Rückzug nicht sowohl entschlossen als bestimmen lassen, weil man seltsamerweise bei Auerstädt die Hauptmacht der Franzosen vor sich zu haben wähnte, den Fürsten Hohenlohe gar nicht angegriffen glaubte und dessen Heer bei der Vereinigung ganz unberührt vorzufinden hoffte.

Doch gesetzt, man hätte vor Auerstädt bereits um die Ereignisse bei Jena gewußt: darin hätte nach unserer Meinung gerade ein Grund mehr gelegen, hier den Sieg um jeden Preis zu erzwingen und zu solchem Ende das Aeußerste zu wagen!

Clausewitz meint freilich, ein Sieg bei Auerstädt hätte zu gar nichts helfen können. Wir sind anderer, ja einer gerade entgegengesetzten Meinung und glauben, daß ein Sieg bei Auerstädt die ganze Kriegslage sehr wesentlich verändert haben würde. Clausewitz ist der Ansicht, daß der Rückzug der preußischen Armee unter allen Bedingungen auf Magdeburg gehen mußte; das ist in seinen Augen in dem Grade selbstverständlich, daß er es nicht nöthig achtet, Gründe dafür anzuführen. Nach einem Siege bei Auerstädt, sagt er dann weiter, hätte der Feind die preußische Hauptarmee freilich nicht verhindern können, den kürzesten Weg nach Magdeburg einzuschlagen, aber man hätte diese Freiheit preußischerseits doch nicht benützen können — denn: die Hohenlohesche Armee war auf Weimar zurückgeworfen worden und durch Uebermacht und Stellung darauf angewiesen, den Weg nach Magdeburg über den Harz zu suchen, und — „mußte man nicht suchen, sich mit dieser Armee zu vereinigen? Diesen Vereinigungspunkt bis Magdeburg hinauszuschieben, würde wohl Niemand gethan haben, gesetzt auch, es wäre, reiflich erwogen, das beste gewesen, was sich thun ließ." —

Soll diese letztere Erwägung als Grund gelten, der bestimmen mußte, auch nach einem Siege auf dem Wege, auf dem man gekommen war, wieder nach Weimar zurückzugehen, so ist die objektive Kritik wohl berechtigt, dergleichen ohne weiteres abzuweisen. Die unmittelbare Vereinigung mit Hohenlohes zertrümmertem Heer mußte die Hauptarmee, wenn sie nur durch einen solchen Rückzug zu bewirken war, überhaupt nicht suchen, sondern meiden. Denn unter solchen Bedingungen auf einem solchen Rückzuge wäre das Siegesbewußtsein der Hauptarmee wohl nicht so unerschüttert geblieben, daß die zertrümmerten Schaaren Hohenlohes sich daran hätten wieder aufrichten und

ihre frühere Haltung wiedergewinnen können. Weit eher stand zu befürchten, daß umgekehrt die gänzliche Zerrüttung dieser Truppen entmuthigend, ansteckend und auflösend einen unheilvollen Einfluß auf die Hauptarmee übte. Dafür, daß diese Besorgniß gewiß nicht eine müßige gewesen wäre, lassen sich aus der Geschichte der Kriege nur zu viele Erfahrungen anführen.

Ueberhaupt aber will uns nicht einleuchten, daß der Rückzug der preußischen Hauptarmee nothwendigerweise auf Magdeburg gehen mußte, auch wenn der Kampf bei Auerstädt ein siegreicher wurde. Davousts Stellung konnte durch die preußischen Reserven (die 4. und 5. Division) in ihrer Rechten umgangen werden, und dann fielen die eisernen Würfel höchst wahrscheinlich zu Preußens Gunsten, ja man darf das wohl fast als gewiß ansehen. Man erwäge nur, daß Davoust schon in dem Kampf mit drei preußischen Divisionen seine ganze Macht hatte einsetzen müssen, daß er keine Reserven mehr, aber bereits ein volles Viertheil seiner Mannschaft verloren hatte. Viel mehr vermochten seine Truppen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zu leisten. Verlor er aber die Schlacht, so wurde ohne Frage für ihn die vollständigste aller Niederlagen daraus. Das ist schon im Allgemeinen das unvermeidliche Ergebniß, wenn man Alles bis auf das letzte Bataillon eingesetzt hat, um den Sieg zu erzwingen, und dennoch unterliegt; wenn man dann nichts mehr übrig hat, um den Rückzug zu decken. Hier nun vollends kämpfte Davoust — den steilen Thalrand und die Saale unmittelbar im Rücken — unter den allerungünstigsten Bedingungen. An einen geordneten Rückzug den steilen Abhang hinunter zum Fluß war gewiß in keiner Weise zu denken — und am allerwenigsten daran, daß Davoust auch nur ein Stück seiner Artillerie hätte retten können.

In welcher ganz anderen Verfassung und Stimmung trat dann die preußische Hauptarmee in die späteren Phasen des Feldzugs ein, wenn sie mit dem erhebenden Bewußtsein eines erkämpften vollständigen, glänzenden Sieges auf den Spuren eines fliehenden Feindes bei Naumburg über die Saale ging und sich dann auf dem weiteren Rückzug mit dem ganz intakten Reservekorps vereinigte, das unter dem Herzog Eugen von Württemberg bereits bei Halle stand. Daß der Rückzug weiter fortgesetzt werden mußte, versteht sich von selbst, aber er brauchte dann nicht nach Magdeburg zu gehen; er konnte und mußte unseres Erachtens auf Roßlau und Wittenberg gerichtet werden. Den Rückzug der Hohenloheschen Armee deckte die Hauptarmee am besten, wenn sie den Feind durch ihre Haltung in die Nothwendigkeit versetzte, sich vorzugsweise gegen sie zu wenden. Da ein Abfall Sachsens von dem preußischen Bündniß zu erwarten stand, mußte man auf kurze Zeit eine preußische Besatzung nach Wittenberg zu werfen suchen, jedenfalls die dortige Elbbrücke gründlich zerstören; ein Theil der bei Halle versammelten Truppen konnte zu solchem Ende unmittelbar von dort aus nach Wittenberg in Marsch gesetzt werden. Wie viel war an Zeit — wie viel überhaupt gewonnen, wenn dem Feinde der Uebergang über die Elbe auf der Strecke zwischen Wittenberg und

der Mündung der Saale gewehrt, wenn Napoleon genöthigt wurde, den Uebergang über den Strom oberhalb Wittenberg zu suchen! Wurde dann der Rückzug an die Oder — vielleicht nach Freienwalde — in gemessener Haltung fortgesetzt, dann gelang es ohne Zweifel, auch den Marsch Hohenlohes von Magdeburg an die Oder ohne Unfall auszuführen. Hohenlohes Heer war dann keinem Angriff in der Flanke ausgesetzt; dem unseligen Massenbach hätte jeder Vorwand gefehlt, den Marsch desselben in heillose Verwirrung zu bringen, wie er wiederholt gethan hat. Auch brauchte dieser Marsch dann vielleicht nicht auf Stettin zu gehen; er konnte möglicherweise die Richtung z. B. auf Schwedt einschlagen.

Es ist gar merkwürdig zu sehen, wie das gänzliche Verderben der preußischen Armee wesentlich dadurch herbeigeführt wurde, daß an einem und demselben Tage auf den beiden verhängnißvollen Schlachtfeldern die beiden gerade entgegengesetzten Fehler begangen wurden: bei Auerstädt, wo die Verwendung der Reserven den Sieg herbeiführen konnte, ja höchst wahrscheinlich den glänzendsten Sieg zur Folge hatte, bebte man vor dem Entschluß zurück und gab damit die Schlacht kleinmüthig verloren; — bei Jena dagegen stürzte Rüchel in einem Augenblick, wo es gar keine Möglichkeit mehr gab, das Schicksal des Tages zu wenden, wo nur noch davon die Rede sein konnte, die feindliche Verfolgung zu stauen, die letzten Reserven mit der sinnlosen Verwegenheit eines Thoren in das offene Verderben, indem er sich vermaß, mit seiner, man möchte sagen handgreiflich ungenügenden Macht, das gesammte französische Heer anzugreifen. Es ist bezeichnend für Rüchels Dünkel, daß er dabei die Melodie „Marlborough s'en va-t-en guerre“ zu spielen befahl, während die Truppen „en éventail“ deployiren sollten, um „en échelons aus der Mitte“ anzugreifen, wie das auf den Manöverplätzen bei Potsdam üblich war.

Können wir somit nicht in allem Einzelnen dem beistimmen, was Clausewitz über die Führung dieses unglücklichen Feldzugs sagt, so dürfen wir doch diese Aufsätze in der „Minerva“ nicht verlassen, ohne andererseits der frühen Reife des Karakters zu gedenken, die sich darin kundgiebt; der Selbstständigkeit der Bildung, die sich Clausewitz schon vollendet angeeignet hatte und die ganz unberührt blieb von der in der Zeit herrschenden Strömung. — Deutschland stand damals noch vielfach — und bei weitem mehr als irgend ein anderer Theil der europäisch zivilisirten Welt — unter dem Einfluß der Ideen Rousseaus — die noch dazu oft genug mißverstanden, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in die dürftigste Prosa übersetzt wurden. Den „Leiden des jungen Werther“ und Romanen wie „Siegwart, eine Klostergeschichte“ waren Jean Pauls empfindsame Ueberschwenglichkeiten gefolgt, Ifflandsche Familiengemälde u. dergl. — und übten auf die Menge, gerade weil sie zugänglicher waren, einen größeren Einfluß als Goethe oder Schiller; und während die Romantiker vollends nur wenige Anhänger gewannen, waren Pädagogen ohne Zahl, wie Campe, Salzmann und wer sonst nicht alles, unablässig bemüht,

vermöge einer unübersehbaren Kinder-Literatur ein armseliges Geschlecht zartfühlender Philantropen heranzubilden, die außerdem auch noch recht ausdrücklich Kosmopoliten sein sollten. Die preußischen Offiziere waren damals, insofern sie sich einer gewählteren Bildung beflissen, wie Goethe von einzelnen bemerkt, mehr ästhetisch als philosophisch gebildet; die Tagesliteratur war die Quelle ihrer Bildung, wie das eben zu sein pflegt, und es kamen mitunter seltsame Erscheinungen vor, wie jener Oberstlieutenant vom Regiment Wegnern, der mit Goethe nichts zu thun haben wollte, weil ihm der rüstige Dichterfürst nicht blaß und elegisch genug aussah. Es ist ein gar seltsames Schauspiel, wie Empfindelei und Philantropismus, die Rohheiten, welche die damalige Disziplin mit sich brachte, und die lockeren Sitten der Zeit Hand in Hand und gelegentlich durcheinander gehen!

Die häufig wiederkehrenden Ermahnungen, unnützes Blutvergießen zu vermeiden, die unschuldigen Bürger der befestigten Städte nicht unglücklich zu machen, deuten darauf, daß auch diese Stimmungen, diese Art der Bildung oder Verbildung, ihren Einfluß auf die unseligsten Ereignisse der Zeit, auf mehr als eine der Kapitulationen geübt haben, die einander in so langer Reihe folgten. Die Leute waren eben nicht dazu erzogen, sich heroisch gegen ein mit Macht hereinbrechendes Unglück zu erheben! — Man sehe nur nach, in welchen Worten Massenbach, seiner eigenen Angabe nach, bei Prenzlau den Fürsten Hohenlohe beschwor, zu kapituliren, oder in welcher Weise die schmählichste aller Kapitulationen, die Uebergabe von Küstrin, herbeigeführt wurde. Die Behörden in Schlesien erhielten bekanntlich von der Landesverwaltung den Befehl, an Ort und Stelle zu bleiben, dem Feinde überall „freundlich entgegen zu kommen" und allen seinen Forderungen nach Möglichkeit zu entsprechen, um größeres Unglück zu verhüten; — Blücher aber wurde von vielen Stimmen getadelt, deshalb, daß er „in der Schlacht bei Lübeck so viel Menschen und das Glück einer blühenden Handelsstadt in Gefahr setzte, ohne etwas gewinnen zu können, weil er der Gefangenschaft nicht mehr entrinnen zu können schien."

Clausewitz meint zwar: „Dieses Urtheil ist verzeihlich, seit der Philantropismus, der es erzeugte, so allgemein geworden ist, daß man ihn keinem Einzelnen mehr zum Vorwurf machen kann" — er selbst aber, ein Schüler Kants urtheilt anders. Er nennt den Tadel engherzig; eine blutige Schlacht, in hoffnungsloser Lage einzig um der Ehre willen gefochten, war in seinen Augen eine erhebende That, ein Ereigniß, an dem sich der gebrochene Muth der Nation wieder aufrichten konnte, und er schließt mit den Worten: „Wer solche Dinge nicht in Betrachtung zu ziehen weiß, ist unfähig, über die großen Angelegenheiten der Nationen zu richten."

Nach dem Unglückstag bei Prenzlau mußte Clausewitz den Prinzen August von Preußen als Gefangener nach Frankreich begleiten, gewiß das schmerzlichste, was ihm begegnen konnte. Doch führte ihn dieses Unglück in Lebenskreise, die

ihm neu waren, wo viel zu beobachten war und gar manches den Kreis seiner Erfahrungen erweiterte.

Natürlich war sein Geist stets mit dem Schicksal seines Vaterlandes beschäftigt; er hoffte, Oesterreich werde im Frühjahr 1807 wieder zu den Waffen greifen und sich mit Preußen und Rußland verbinden; er erwog, was dann möglich, was zweckmäßig sein könnte, und entwarf einen eventuellen Operationsplan für Oesterreichs Heere. Nur wenige Monate oder Wochen liegen zwischen den Aufsätzen in der „Minerva“ und diesem Operationsplan; da ist es denn natürlich, daß wir ihn hier und dort auf einem und demselben Standpunkt oder vielmehr auf einer und derselben Stufe geistiger Entwickelung finden, und in der That begegnen wir auch hier wieder einem und anderem, das sich, wie wir glauben, bestreiten läßt.

Clausewitz geht nämlich in diesem Operationsplan von der Erwägung aus, daß Oesterreich schon vermöge seiner geographischen Lage das Kriegstheater der französischen Armee in seiner rechten Flanke umfaßt, und er scheint dabei nicht bloß die unmittelbare Stellung der Armee Napoleons, wie sie damals war — mit dem linken Flügel an der Ostsee, mit dem rechten an Bug und Narew und in Schlesien — in das Auge gefaßt zu haben, sondern auch die rückwärtigen Verbindungen bis an den Rhein, die allerdings von Böhmen her zum Theil gefährdet waren. Napoleon muß demnach, wenn Oesterreich in den Krieg eingreift, nach zwei Seiten hin Widerstand leisten. Es bleibt ihm dabei freilich der Vortheil der inneren Operationslinie; doch, meint Clausewitz, können die Vortheile einer solchen strategischen Lage nur dann zu wirklicher Geltung kommen, wenn sich die Kriegführung auf einem Schauplatz von mäßiger Ausdehnung bewegt, der weder zu eng noch zu weit ist.

Auf einem zu engen Kriegsschauplatz behält die dem Feinde nicht gewachsene Heeresmacht, der die Vertheidigung der einen Seite zeitweilig überlassen bleiben muß, damit man auf der anderen ein Uebergewicht gewinnen könne, nicht den Raum zum Ausweichen, dessen sie bedürfte, um sich entscheidenden Kämpfen zu entziehen, oder sie kann wenigstens nicht ausweichen, ohne wesentliche Theile des Kriegsschauplatzes preiszugeben.

Auf einem zu ausgedehnten Kriegstheater wird es dagegen unmöglich, mit der Schnelligkeit von der einen Seite zur anderen überzugehen, die erforderlich wäre, um auf der einen Seite den Feind überraschend zu treffen oder auf der anderen zeitweise geschwächten rechtzeitig wieder einzutreffen, um drohendem Unheil zu wehren.

So weit wäre nichts einzuwenden. Doch nun folgert Clausewitz: um den Franzosen den Vortheil ihrer Lage zu nehmen, müsse man ihr Kriegstheater entweder nach Möglichkeit beschränken — oder so weit als möglich ausdehnen. Das erstere würde geschehen, wenn Oesterreich mit seiner gesammten Macht in Galizien aufträte — allein das sei der Verpflegung, des Unterhalts der Truppen wegen sehr schwierig; wie es scheint, soll es für nahezu unthunlich gelten. Außerdem habe die Erfahrung bewiesen, daß es nicht rath-

sam sei, die Armeen verschiedener verbündeter „Puissancen" auf einem und demselben Punkt in Thätigkeit zu setzen. — Er hat die Erfahrungen von 1792 bis 1794 und von 1799 im Sinn.

Es bleibe also nichts übrig, als den Kriegsschauplatz in die größte mögliche Weite auszudehnen, und zu solchem Ende verlangt dann Clausewitz eine Verwendung der österreichischen Streitkräfte, die er selbst zu einer späteren Zeit ganz gewiß nicht gebilligt haben würde. Zum Theil mag ihn dazu verleitet haben, daß er sich die Heeresmacht Rußlands viel größer dachte, als sie zur Zeit war — doch scheinen uns seine Vorschläge auch dadurch keineswegs gerechtfertigt.

Er schlägt Oesterreichs Kriegsheer auf 250 000 Mann an; davon sollen 100 000 Oesterreichs Hauptstadt decken und im Norden mitwirken; zur Hälfte dadurch, daß sie von Galizien aus dem Marschall Massena, der an der Weichsel, Bug und Narew den Befehl führte, in die rechte Flanke fallen; — zur anderen Hälfte, indem sie in Schlesien eindringen und dort die preußischen Festungen entsetzten — so viele deren noch nicht in die Hände der Franzosen gefallen wären. — Die Hauptmacht Oesterreichs aber (150 000 Mann stark) soll zu einer Offensive durch das südliche Deutschland, nach der Schweiz und — Italien verwendet werden!

Wir glauben, daß eine solche Offensive sich ohnmächtig erwiesen hätte, selbst wenn sie auf Frankreich gewendet wurde; sie hätte selbst da den Schwerpunkt der französischen Macht nicht zu treffen vermocht. Eine Offensive nach Italien vollends wäre wohl das ohnmächtigste gewesen, was sich zu der Zeit unternehmen ließ. Wie entschieden hätte Clausewitz selbst — ja gerade er vor allen — zu einer späteren Zeit solche allzuweit ausholende Diversionen als nutzlose Verschwendung von Streitkräften, die dann im eigentlichen Brennpunkt des Krieges fehlen, unbedingt verworfen! Wie würde gerade er nachgewiesen haben, daß solche Diversionen jedenfalls erst viel zu spät wirksam werden können; erst lange nachdem die Entscheidung im Brennpunkt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, da wo die Hauptmacht mit der Hauptmacht ringt, endgültig gefallen sein muß. Wollten wir auch zugeben, daß eine solche Diversion einen vorsichtigen oder schüchternen Feldherrn, der sich in unklar gedachten konventionellen Vorstellungen herumdreht, allenfalls irre machen konnte — so war doch Napoleon am allerwenigsten der Mann, dem dergleichen imponirte. Der wußte klar und bestimmt wie kein anderer, wo und worin die Entscheidung lag. Erinnern wir uns nur, daß er im Jahr 1813 kurz vor der Eröffnung des Herbstfeldzugs dem Marschall Gouvion St. Cyr schrieb: wollten die Verbündeten etwa von Böhmen aus gegen den Rhein vorgehen, so solle ihm das sehr erwünscht sein, er würde sie ruhig ziehen lassen; sie würden auch bald genug wieder umkehren, an der Elbe liege die Entscheidung. —

Bei dem, was Clausewitz sonst noch zu der Zeit in Frankreich und von dort her geschrieben hat, können wir nicht weiter verweilen, als nur um im Vorbeigehen zu bemerken, wie sich sein Blick für die Verhältnisse des fremden

Landes übte und schärfte, und wie er von der Gegenwart, die er sah, auf die revolutionäre Vergangenheit Frankreichs zurück zu schließen wußte.

Gewöhnt, die französische Revolution — wenn auch nicht in allen ihren Phasen — doch im allgemeinen zu idealisiren, erklärte man sich, namentlich in Deutschland, auch das Kriegsglück der Franzosen während der ersten Feldzüge unter den dreifarbigen Fahnen der Republik in entsprechender Weise durch eine mächtige Begeisterung, die das französische Volk ergriffen habe. Durch den Heldenmuth, die beispiellose Kühnheit eines freiheitsstolzen, für die edelsten Güter der Menschheit begeisterten „Volks in Waffen" dachte man sich die „Söldlinge" Oesterreichs und Preußens besiegt. Von dem eigentlichen Hergang wußte man wenig oder nichts. Höchstens hatte man die Großsprechereien der Franzosen gelesen.

Clausewitz sieht die Dinge anders; er sieht weder Begeisterung noch Energie darin, daß ein Volk sich durch den Schrecken, durch die Furcht vor der Guillotine in das Feldlager und auf das Schlachtfeld treiben ließ — und ebensowenig darin, daß „eine Million beute- und raublustiger Menschen", durch eine Schreckensregierung an die Landesgrenze getrieben, einem Feinde gegenüber, dem sie an Zahl vierfach überlegen ist, „mit abwechselndem Glück" kämpft. Er erinnert daran, daß die Franzosen der Revolutionszeit keine einzige Großthat aufzuweisen haben wie etwa die der Schweizer bei St. Jakob; daran, daß die französischen Heere keinen einzigen Sieg gegen eine Uebermacht erfochten, dagegen sich mehr als einmal vor einer kleinen Anzahl Gegner „schimpflich" zur Flucht gewendet hatten, und fügt zum Schluß die Bemerkung hinzu: „das reelle militärische Selbstvertrauen, was sie — die Franzosen — in der Folge gezeigt haben, ist ein Werk genievoller, glücklicher Führer, nicht der Revolution, nicht des Nationalkarakters."

Er hätte hinzufügen können: es ist das Werk langer Kriegsgewohnheit und militärischer Zucht.

Ich wüßte nicht, daß auch andere Stimmen sich zu der Zeit in solchem Sinn ausgesprochen hätten wie hier Clausewitz. Der seltsame Wahn, der den improvisirten Armeen der ersten Revolutionsjahre eine unerhörte, beispiellose Heldenhaftigkeit andichtet, so ziemlich von der ganzen Generation getheilt, die jene Jahre selbst erlebt hatte, ohne unmittelbaren Antheil an den Kämpfen zu nehmen, ist selbst in unseren Tagen nicht ganz verklungen. So ist in Schlossers und Kriegks „Weltgeschichte", die auf dem Titelblatt ausdrücklich dem deutschen Volk bestimmt ist, (XVII, 296) buchstäblich zu lesen: die gegen Frankreich verbündeten Mächte hätten keine Ahnung davon gehabt, wie schnell sich dort „aus den Trümmern der alten Generation ein Geschlecht voll Gigantenmacht und Titanenkühnheit erheben werde"; die Kräfte der französischen Nation hätten eben durch die Aufregung, in die sie versetzt war, den höchsten Grad der Spannung und eine furchtbare Energie erlangt —: „Das sich neu bildende Heer der Franzosen war von Freiheitsfanatismus, von Ehrgefühl, von Nationalgeist und der Hoffnung, emporzusteigen, beseelt. Es

zog nach undenklicher Zeit zum erstenmale wieder nicht für die Ruhmbegierde eines Königs, für die politischen Pläne eines Kabinets oder für die Interessen eines einzelnen Standes, sondern für das Vaterland selbst in das Feld. Dazu kam noch, daß seine Führer (Carnot wird etwas später besonders hervorgehoben) ein ganz neues System der Kriegführung erdachten (!!), auf welches die Feinde nicht vorbereitet waren." — Wie hätten „Miethlinge" und „ausgehobene" Rekruten solchen Männern widerstehen können! — Keine Ahnung davon, wie leicht sich diese Giganten und Titanen unter Umständen zur Flucht wendeten; — keine Ahnung davon, daß die französischen Freiwilligen sich vielfach selbst als „volontaires forcés" bezeichneten; — kein Wort von den Räubereien und Plünderungen, die das hochherzige Ehrgefühl besagter Titanen einigermaßen zweifelhaft machen! — Diese Seltsamkeiten sind im Jahr 1855 gedruckt zu Frankfurt a/M.

Noch aus dem Jahr 1871 wüßte ich selbst von einem Diplomaten einer außerdeutschen Macht zweiten Ranges zu berichten, der das schlechte Glück der von Gambetta improvisirten Armeen räthselhaft finden wollte und das Räthsel auf eine etwas komplizirte Weise lösen zu müssen glaubte. Er fand die Erklärung in der Vervollkommnung der Feuerwaffen. Er setzte als selbstverständlich voraus, daß die gezwungenen Freiwilligen Gambettas von demselben Löwenmuth begeistert seien, der die gezwungenen Freiwilligen Dantons und Robespierres unwiderstehlich gemacht habe. Aber die Bewaffnung sei nicht mehr dieselbe. Die Freiwilligen der ersten französischen Republik hätten sich, meinte dieser Diplomat, immerdar sofort mit der blanken Waffe, mit dem Bajonett auf den Feind gestürzt und ihn unfehlbar in die Flucht geschlagen. Jetzt aber mache das Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs diese heroische Taktik unmöglich.

Freilich waren weder Schlosser noch Kriegk, noch dieser Diplomat je in den Fall gekommen, die Heldenhaftigkeit jener Republikaner aus eigener Anschauung zu beurtheilen; — Clausewitz dagegen hatte ihnen, wenn auch als Knabe, gegenüber gestanden und kannte ihre Haltung in den Jahren 1793 und 1794 aus eigener Erfahrung. Auch was im Jahr 1807 unter seinen Augen in Frankreich geschah, imponirte ihm sehr wenig. Er hatte da Gelegenheit zu sehen, wie zwei oder drei Gensdarmen 30—40 Konskribirte, an einem einzigen langen Strick zu zweien und zweien zusammengebunden, auf die Präfekturen führten —: ein Schauspiel, in dem sich allerdings sowohl die Abneigung gegen den Militärdienst als die Willenlosigkeit aussprach, die dem französischen Landvolk eigen ist.

Die Abneigung gegen die Konskription und den Militärdienst war allerdings zur blutigen Zeit Napoleons, wo jeder Rekrut als verloren, als unwiderruflich einem frühen Tode verfallen betrachtet wurde, besonders groß in Frankreich, und sie steigerte sich von Jahr zu Jahr. So ist leicht nachzurechnen, daß im Herbstfeldzug 1813 bei den französischen Armeen in Deutschland, Italien und Spanien zusammen gegen 120 000 Mann junge Mannschaft

weniger zur Verwendung kamen, als den Winter vorher ausgehoben worden waren. So überraschend dieses Ergebniß im ersten Augenblick auch ist, erklärt es sich doch, wenn man dann erfährt, daß die Zahl der „réfractaires", der Konskribirten, die das Loos getroffen hatte, die sich aber — besonders im Süden und in den westlichen Provinzen, Vendée und Bretagne — durch die Flucht dem Dienst entzogen hatten und in den Wäldern und Bergen verborgen hielten, von den Behörden selbst auf achtzigtausend angeschlagen wurde.

Das waren freilich außerordentliche Zustände. Doch wer auch in ruhigeren Zeiten — nicht in der Hauptstadt, wo dergleichen in dem wogenden Leben verschwindet, sondern in den Provinzen — eine Konskription mit angesehen hat, der weiß, wie ungern der Franzose im Allgemeinen Soldat wird. Wer irgend, wenn auch nur mit schweren Opfern, konnte, kaufte sich frei, wenn ihn das Loos traf, so lange das gestattet war — und selbst jetzt wissen die Wohlhabenderen Mittel, sich für Geld untauglich zum Dienst befinden zu lassen.

Der Franzose ist ein guter Soldat, das unterliegt keinem Zweifel; doch macht ihn erst die militärische Erziehung im Regiment dazu. Das Landvolk ist keineswegs sehr kriegerisch gesinnt oder gestimmt. Die französischen Generale mögen daher, beiläufig bemerkt, so unrecht darin nicht haben, daß sie auf einer Dienstzeit von vier einhalb oder fünf Jahren bei der Fahne bestehen.

Das Jahr 1809 macht Epoche in dem Leben Clausewitz'; wir erkennen hier den Punkt, wo er mit sich selbst und mit seiner Ansicht von Krieg und Kriegführung ganz in das Reine kam.

Der zu Tilsit geschlossene Friede hatte ihn wie den Prinzen August von Preußen aus der Gefangenschaft befreit, und bald darauf sah er sich zu dem Kriegsdepartement in einen bedeutenderen Wirkungskreis versetzt. Er war thätig in der Kommission, die unter der Leitung seines väterlichen Freundes Scharnhorst die Neubildung des preußischen Heeres auf veränderter Grundlage bewirken und eine künftige Erhebung Preußens in Waffen vorbereiten sollte, die über jedes Maß, an das man bis zur Zeit gewöhnt war, weit hinausging. Die ersten Entwürfe zur Bildung einer Landwehr rühren bekanntlich von Clausewitz her. Auch führte diesen hier sein Geschick zuerst mit Gneisenau zusammen, mit dem ihn bald eine ernste und treue Freundschaft verband.

Diese persönlichen Beziehungen, die ernsten Beschäftigungen und die großen Ereignisse des Jahres, an die sich so viele vergebliche Hoffnungen knüpften und denen er mit der größten Spannung folgte, vollendeten, scheint es, Clausewitz' geistige Entwickelung und brachten sie auf ihren Höhepunkt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Clausewitz zu denen gehörte, deren sehnliches Verlangen dahin ging, daß auch Preußen zu den Waffen greife und sich mit Oesterreich verbinde.

Als Offizier kann er natürlich Schills Unternehmen nicht billigen — aber er folgt ihm mit Theilnahme — denn seine Sympathien sind eben immer mit der heroischen Gesinnung, die das Schicksal entschlossen in die Schranken ruft — und er zürnt den Leuten, die Schill — theils aus knechtischer Furcht vor Frankreich und seinem Kaiser, theils aus Furcht vor den exzentrischen Dingen, die da kommen könnten, wenn das waghalsige Beginnen Erfolg hätte — schonungslos verurtheilten.

Clausewitz' eigene Ungeduld, den Franzosen wieder in offenem Kampf gegenüberzustehen, war leidenschaftlich, und so klar er auch in Frankreich gesehen hatte, gewahren wir doch, daß er in solcher erregten Stimmung wohl gelegentlich einem Irrthum verfallen konnte, der gerade edlen Karakteren nahe liegt; nämlich die eigene Stimmung konnte ihn dann wohl bewegen, das Thun und Treiben derer, die er als Parteigenossen ansehen mußte und in denen er Gesinnungsgenossen zu erkennen glaubte, unverdienterweise zu idealisiren. Er sieht Deutschlands und Europas Schicksal ganz in Oesterreichs Hand; daß dieses konservative Oesterreich unter seinem streng, mehr als monarchisch gesinnten Kaiser Franz auch revolutionäre Mittel und Zettelungen nicht gescheut hatte, um Preußen — wie Tyrol — allenfalls auch gegen den Willen seines Königs mit in den Krieg zu reißen — das konnte Clausewitz, allem Treiben fremd, das sich im Dunkel gefällt, natürlich nicht wissen. Daß der österreichische Oberst Steigentesch, der nach der Schlacht bei Aspern in Königsberg erschien, um Preußen, nachdem anderes mißlungen war, auf diplomatischem Wege zum Waffenbunde mit Oesterreich zu bestimmen —: daß der sein Geschäft in nichts weniger als redlicher Weise betrieb, das wurde Clausewitz in seinem Eifer gar nicht gewahr.

Steigentesch wollte nämlich Preußen zu dem gewünschten Waffenbunde zwingen und zwar dadurch zwingen, daß er es Frankreich und seinem Gewaltherrn gegenüber in der frevelhaftesten Weise bloßstellte, „kompromittirte", wie man das mit dem technischen Ausdruck nennt. Selbst am offenen Sonnenlicht that er in diesem Sinn, was irgend in solcher Oeffentlichkeit möglich war. Er zeigte sich viel und nie anders als in der österreichischen Militär-Uniform, um geflissentlich seinen Verkehr mit den preußischen Ministern und mit dem König persönlich so auffallend zu machen, daß er den Spähern Napoleons ja nicht entgehen könne. Besonders aber ließ er sich angelegen sein, den sogenannten westfälischen Gesandten — den Bevollmächtigten des Karnevalkönigs von Westfalen, Hieronymus Buonaparte — aufzusuchen und dem jedes Wort zu wiederholen, das der König von Preußen im tiefsten Vertrauen zu ihm gesprochen hatte! — Die Absicht ist nicht zu verkennen.

Eigentlich war dies Gebahren des österreichischen Sendboten vor lauter List und Arglist recht verkehrt und ganz und gar nicht dazu angethan, den Zwecken Oesterreichs zu entsprechen. Es konnte nur dann Preußen zur Theilnahme am Kriege zwingen, wenn etwa Napoleon, natürlich durch den westfälischen Gesandten sofort von allem unterrichtet, sich bewegen ließ, Preußen

augenblicklich, und noch ehe der Krieg mit Oesterreich zu Ende geführt war, in solcher Weise zur Rede zu stellen, daß keine Wahl blieb. Das aber geschah ganz gewiß nicht; es war nicht die Art des klugen Italieners Napoleone Buonaparte. Wer seine Handlungsweise irgend kannte, mußte vorher wissen, daß er schweigen werde, bis der Kampf mit Oesterreich vollständig ausgefochten war. Bis dahin schwieg er ohne Zweifel und ließ die preußische Regierung gar nicht gewahr werden, daß sie ihm gegenüber „kompromittirt" sei.

Die List, die Steigentesch so in nicht gerade ritterlicher Weise aufwendete, that es also gewiß nicht, wenn die Sache sonst nicht ging. Sie konnte zu nichts dienen, als Preußen einer künftigen Rache Napoleons zu bezeichnen.

Clausewitz sieht mit Betrübniß, daß Steigentesch aus Königsberg entfernt, daß seinem etwas unsauberen Treiben ein Ende gemacht wird. — Doch verliert er auch nach der Schlacht bei Wagram den Muth nicht, da den Oesterreichern seiner Meinung nach immer noch bedeutende Kräfte bleiben und gegründete Hoffnungen auf einen endlichen Erfolg. Freilich sehen wir ihn nun auch nach einer anderen Seite hin idealisiren.

England sendete damals das mächtigste Heer, das es je zu kriegerischer Thätigkeit auf dem europäischen Festlande ausgerüstet hat, an die Küsten Seelands, nach der Insel Walcheren — und Clausewitz äußert in einem Brief an die Gräfin Brühl: Die Engländer könnten eine „mehr oder weniger bedeutende Diversion" machen, „obgleich auf einem ganz falschen Punkt gelandet", nämlich eben an der niederländischen Küste, von wo aus ihre Unternehmungen nicht leicht auf den Stand der Dinge an der Donau Einfluß üben konnten, nicht an den Mündungen der Weser und Elbe, wo in der That viel eher Großes zu bewirken war. Warum sie „auf einem ganz falschen Punkt" landeten, weiß Clausewitz nicht zu durchschauen, weil er „eine wahrhaft großmüthige Gesinnung" der englischen Nation und ihrer Regierung voraussetzt und infolge dessen von beiden Opfer und Thaten erwartet, die vollkommen selbstlos auf die Förderung der allen gegen Frankreich verbündeten Nationen gemeinsamen Interessen gerichtet, die Befreiung Europas in ganz objektiver Weise zum Zweck hätten. Er hatte keine Ahnung davon, daß bei einer jeden solchen Unternehmung ein unmittelbarer, handgreiflicher Gewinn und Vortheil Englands in Aussicht stehen mußte, wenn sie dort zu Lande die Zustimmung der öffentlichen Meinung gewinnen sollte, und daß es diesmal darauf abgesehen war, das Arsenal und die Docks zu Antwerpen zu zerstören, was den Engländern näher lag, als eine hochherzige Theilnahme an europäischen oder kosmopolitischen Interessen. In solchem Irrsal befangen, hoffte Clausewitz auf etwas „Unerwartetes"; denn nur ganz besondere Gründe und Aussichten konnten die Engländer nach seiner Meinung bewogen haben, „das stark befestigte Holland dem offenen Deutschland vorzuziehen." Als dieses Unerwartete scheint ihm eine Erhebung der Niederlande zu Gunsten der Oranier und der alten Unabhängigkeit vorzuschweben, und er nimmt im Stillen an, daß die

Regierung Englands bestimmte Gründe habe, auf eine solche Erhebung zu rechnen.

Gar merkwürdig aber ist in diesem selben Brief vom 21. August 1809 eine leicht hingeworfene, aber tief gedachte Aeußerung. Im Zusammenhang mit der Bemerkung, daß den Oesterreichern auch nach Wagram noch sehr bedeutende Mittel des Widerstandes bleiben, sagt hier Clausewitz: „ich trage die feste unerschütterliche Ueberzeugung in meiner Brust, daß die Gefahr für ihn (Napoleon) an den Grenzen Siebenbürgens größer ist als an der Grenze Bayerns.“

Zum erstenmal ist in diesen Worten ein Gedanke angedeutet, der bis zu der Zeit der Theorie des Krieges durchaus fremd geblieben, der nie, weder in der Literatur der Kriegswissenschaften und der Kriegsgeschichte, noch in Berathungen, die sich auf Krieg und Kriegführung bezogen, berührt worden war. Der Gedanke, daß der Raum, die weite Ausdehnung eines Kriegsschauplatzes in das Landes-Innere an sich und ohne alle anderweitigen Beziehungen ein mächtiges Element der Vertheidigung werden könne, tritt hier zum erstenmal hervor. Um so merkwürdiger, da Wellingtons berühmter Feldzug in Portugal (1810), der zu den Linien von Torres Vedras zurückführte und der auf mehr oder weniger verwandte Ideenverbindungen leiten konnte, damals noch gar nicht stattgefunden hatte.

Natürlich ist der Gedanke in dem Brief an eine Dame nicht weiter ausgeführt; aber Clausewitz spricht von einer „festen, unerschütterlichen Ueberzeugung“ — es handelt sich also — da hier ein ernster, denkender Mann spricht — um eine wohl überlegte, ernst durchdachte Ueberzeugung.

Und wer mag nun in dem Freundeskreise, in dem sich Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz zusammenfanden, diesen Gedanken zuerst gefaßt haben? — Allem Anschein nach eben Clausewitz, denn er spricht hier eine durchaus persönliche Ueberzeugung aus.

Jedenfalls wissen wir nun, wie er sich (1812) die zweckmäßige — nothwendige Ordnung des entscheidenden Feldzugs dachte, nachdem Rußland sich einmal entschlossen hatte, ihn vertheidigungsweise innerhalb seiner eigenen Grenzen zu führen, und daß er Phull, freilich vergebens, auf den Gedanken eines weiteren Rückzugs über Drissa hinaus zu führen suchte, kann uns so wenig überraschen, als was er mit dem Grafen Liewen und dem General Toll während der verschiedenen Phasen des Kriegs gelegentlich in diesem Sinn zur Sprache gebracht hat. Es ging das alles einfach und folgerichtig aus dem einmal festgestellten Grundgedanken hervor.

Uebrigens entnehmen wir die Ueberzeugung, daß Clausewitz' Ansichten vom Kriege eben zu dieser Zeit zu voller Reife gelangten, nicht etwa nur diesem so leicht hingeworfenen Gedanken, wenn wir diesen auch wohl mit allem Fug und Recht einen genialen nennen dürfen. Diese Ueberzeugung geht für uns aus den Aufsätzen hervor, die Clausewitz um diese Zeit entwarf und die als Leitfaden dienen sollten bei den Vorträgen über Krieg und Kriegführung,

die er dem damaligen Kronprinzen von Preußen zu halten hatte. Sie gehören zu dem allerbesten, was Clausewitz überhaupt geschrieben hat.

Das gewaltige Jahr 1812 nahte heran, und es trieb Clausewitz wie manchen anderen — und wahrlich nicht die schlechtesten unter uns — aus der Heimat in fremde, in russische Dienste: ein Schritt, den Scharnhorst bekanntlich sehr entschieden mißbilligte. Clausewitz wurde wie mehrere andere — wie Dohna, Boyen, Chasot, Tiedeman, Hofmann — durch das ungestüme, leidenschaftliche Verlangen getrieben, dem übermüthigen Feind des Vaterlands so bald als möglich und um jeden Preis im Kampf auf Tod und Leben gegenüber zu stehen. Es kam aber auch ein Irrthum hinzu, der die nur allzu natürliche schmerzlich leidenschaftliche Stimmung steigerte und sie zürnend gegen gar manches wendete, das sich allerdings und sogar geräuschvoll in Preußen regte; ein Irrthum, der sich durch den übrigens in mehr als einer Beziehung schön zu nennenden, „Bekenntnisse" überschriebenen, Aufsatz hinzieht.

Clausewitz, gleich den anderen eben genannten, dadurch, daß Preußen im Februar 1812 in ein Bündniß mit Napoleon gegen Rußland willigte, zur Auswanderung bestimmt — nicht eingeweiht in das Treiben der Politik — weit weniger selbst, als man nach seinen persönlichen Beziehungen zu Scharnhorst vermuthen könnte, geht darin von der Vorstellung aus, daß Preußen eine Wahl gehabt habe; daß es ihm freigestanden habe, sich entweder Frankreich oder auch in heroischer Entschlossenheit Rußland zuzuwenden. — Gleich vielen anderen Patrioten zweifelte er nicht entfernt daran, daß Rußland freudig auf ein Bündniß mit Preußen eingehen würde, wenn man es ihm anbot, und noch weniger daran, daß England alsdann die Verbündeten in der großartigsten Weise mit Geld, mit Lieferungen von Waffen und Kriegsbedürfnissen und durch eine Landung in Deutschland unterstützen würde. Er erwartet von dort aus eine Unterstützung, welche die außerordentlichen Bedürfnisse Preußens noch überträfe; „die Lage und der Reichthum Englands, die wahrhaft großmüthige Gesinnung dieser Nation und ihrer Regierung" — das heißt Georgs IV. und Castlereaghs — verbürgt nach Clausewitz' Meinung solche Hülfe, „wie noch nie etwas in der politischen Welt verbürgt gewesen ist."

In solchen Vorstellungen befangen, konnte Clausewitz in dem Bündniß mit Napoleon nichts anderes sehen, als die That eines kleinmüthigen Zagens, das Werk einer Partei, die der patriotischen als Widersacher gegenüberstand, die „an keine Möglichkeit glaubte, Frankreich von seiner Höhe gestürzt zu sehen und deswegen ein enges Anschließen an dasselbe für den einzigen Rettungsweg ansah"; — die „an die Nothwendigkeit einer Allianz ohne Bedingungen, einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, endlich einer Entsagung auf den Vorzug eines eigenen Fürstenhauses" glaubte.

So beschämend ein solches Geständniß auch sein mag, müssen wir doch einräumen, daß es eine solche Partei in Preußen allerdings gab, und daß sie

leider! in den höheren Schichten der Gesellschaft, in der vornehmen Welt am stärksten vertreten war und am geräuschvollsten auftrat. Wir älteren Zeitgenossen haben ja Reste und Trümmer dieser Partei noch persönlich gekannt. Es ließen sich Fürsten und Feldmarschälle nennen, deren sich wohl ein jeder erinnert. Aber diese Partei übte nicht den Einfluß, den Clausewitz voraussetzt, und das peinliche Bündniß ward am allerwenigsten durch sie herbeigeführt.

Clausewitz wußte eben nicht, was in der That kritische Forschung erst in der allerneuesten Zeit vollständig festgestellt hat, nämlich wie oft und wie entschieden der Kaiser Alexander das von Preußen dringend, ja man kann sagen, bittend angebotene Bündniß abgelehnt hatte; wie bestimmt er sich geweigert hatte, den unvermeidlichen Krieg mit Frankreich an der Oder und Elbe zu beginnen; wie bestimmt er selbst für den Fall, daß Preußen den Kampf allein begann oder von Napoleon angegriffen wurde, jeden Beistand verweigert hatte. Die Form, in der diese Weigerung zuletzt ausgesprochen wurde, konnte über die Sache nicht täuschen. Der Kaiser Alexander ließ nämlich dem General Scharnhorst nach vielem Hin- und Herreden und manchem ablehnenden Bescheid zuletzt versprechen, daß, wenn Preußen von Napoleon angegriffen würde, zu Preußens Schutz zehntausend Russen — bis an den Pregel vorrücken sollten!

Der Kaiser Alexander lebte eben in Beziehung auf Polen und Deutschland in einem seltsamen Wahn, den eigentlich Niemand zu durchschauen wußte als der, dessen Interesse es war, ihn in diesem Irrsal zu erhalten. Es war ein seltsames Gewebe von willkürlichen Vorstellungen und Träumen, die sein angeblicher Freund, der Fürst Adam Georg Czartoryski, mit schlauer Berechnung und vieler Kunst früh in ihm erweckt hatte. Die Herstellung Polens schwebte ihm als die schönste That vor, die sein Leben und seine Regierung verherrlichen könne. In seiner Vorliebe für die Polen, die er weit höher stellte als seine Russen, stattete er sie in seiner Vorstellung mit allen schönen und erhabenen Eigenschaften aus, die den Menschen adeln können; von ihnen und ihrer Begeisterung erwartete er Wunder, wenn sie bewogen werden konnten, sich unter Rußlands Fahnen für die Herstellung ihres Vaterlandes zu erheben. Von dem, was deutsches Phlegma etwa leisten könnte, hatte er dagegen eine sehr mäßige Vorstellung; dafür hatte namentlich seine polnische Umgebung gesorgt. So wollte er denn auch im Jahr 1812 den Krieg nur unter einer Bedingung angriffsweise führen. Nämlich wenn die Polen im Herzogthum Warschau sich bewegen ließen, ihre Waffen in patriotischer Begeisterung mit denen Rußlands zu vereinigen. Sowie er dieser mehr als seltsamen Hoffnung entsagen mußte, war er unwiderruflich entschlossen, den Krieg vertheidigungsweise innerhalb der Grenzen des eigenen Reichs zu führen und hier den Feldzug Wellingtons in Portugal und die Linien von Torres Vedras zu wiederholen.

Ebenso täuschte sich Clausewitz in Beziehung auf England; er wußte nicht,

wie wenig man dort die Verhältnisse des europäischen Festlandes in einem großen Sinn aufzufassen und zu beurtheilen wußte; daß man dort in Oesterreich den natürlichen Bundesgenossen Englands sah, Preußen dagegen mit Abneigung und Mißtrauen betrachtete. Wenn ihm Jemand damals gesagt hätte, England werde, auch wenn die Entscheidung in Rußland gefallen wäre, und nachdem Preußen sich mehr als mannhaft in Waffen erhoben hätte, unter dem Einfluß des Hannoveraners Grafen Münster vorzugsweise darauf bedacht sein, dieses Preußen niederzuhalten; daß es ihm Hülfe und Beistand nur in der allerspärlichsten Weise gewähren würde, und nur gegen schmerzliche Opfer, die zu Gunsten Hannovers gefordert wurden —: wie wenig Glauben hätte Clausewitz einer solchen Prophezeiung beigemessen.

So trat denn Clausewitz, durch Scharnhorst und den Grafen Liewen gut empfohlen, in russische Dienste —: in Beziehung auf seine persönlichen Verhältnisse nicht zu seinem Vortheil. Hätte er die Heimath nicht verlassen, so wäre ihm wohl ohne Zweifel in Preußens großem Jahr 1813 ein bedeutenderer Wirkungskreis zugewiesen worden als der, mit dem er sich bei Walmodens Heertheil an der unteren Elbe begnügen mußte.

Was nun aber Clausewitz' Erfahrungen und Erlebnisse während des Feldzugs in Rußland betrifft, so hätten wir wohl gewünscht, sie vollständiger zusammengestellt und ausführlicher behandelt zu sehen. Sie sind von hoher Bedeutung. Warum hat Herr Schwarz sich gescheut, aus Clausewitz' eigenen Aufzeichnungen (dem VII. Band seiner Werke) zu entnehmen, was wir hier ungern vermissen, ja sogar wörtlich wiederzugeben, was vorzugsweise wesentlich zu achten ist? — Das Lebensbild, das uns vorgelegt wird, soll doch wohl ein vollständiges sein? — Und gerade da, wo es sich um die vor allen prägnanten Momente handelt, scheint es uns nicht gerathen nur, sondern in vielen Fällen geboten, die Quellen selbst sprechen zu lassen. Nur vermöge eines solchen Verfahrens ist man gewiß, die Stimmungen des Augenblicks und der handelnden Personen ohne jedes fremde Element oder Beiwerk treu wie im Spiegel wiederzugeben. Eben deshalb hätten wir es lieber gesehen, wenn Clausewitz' Sendung nach dem verschanzten Lager bei Drissa und der Bericht, den er dem Kaiser Alexander darüber zu erstatten hatte, hier in seinen eigenen Worten wiedererzählt wäre. Diese Ereignisse haben unter der Feder des Verfassers eine nicht unwesentlich veränderte Färbung angenommen. Clausewitz, nach Drissa gesendet, um zu sehen, wie weit die Arbeiten dort gediehen und wie sie ausgefallen seien, hat, als er von dort zurückgekehrt war, dem Kaiser Alexander **nicht**, wie hier erzählt wird, „ganz offen und unverhohlen" von der strategischen Unzweckmäßigkeit dieses Lagers — das heißt von der Verkehrtheit des angenommenen Operationsplans gesprochen. Das konnte er gar nicht — ganz abgesehen natürlich davon, daß Phull gegenwärtig war, als Clausewitz seinen Bericht erstattete; die nothwendige Strenge militärischer Disziplin machte das unmöglich; es würde gewiß sehr bedenklich stehen um eine Armee, in der ein Jeder bei jeder Veranlassung über Alles und Jedes

mitsprechen könnte. Ein Offizier in Clausewitz' Stellung konnte und durfte nur über das berichten, was sein Auftrag war; über anderes konnte und durfte er seine Meinung nur dann sagen, wenn der Kaiser ihn darum fragte; das aber that der Kaiser in diesem Fall nicht. So war es denn das Aeußerste, was Clausewitz sich erlauben durfte, daß er in seinem schriftlichen Bericht die Schwierigkeiten, in die man zu Drissa „verwickelt werden könnte, leise andeutete." Der Wortlaut seiner eigenen Aufzeichnungen führt auf die Vermuthung, daß er sich auch dabei innerhalb der Grenzen zu halten wußte, die ihm durch die Verhältnisse vorgeschrieben waren; daß er sich nicht in strategischen Erörterungen erging, die ganz außerhalb seines Auftrags lagen; daß er nur solcher Dinge gedachte, wie der Leichtigkeit, mit der das verschanzte Lager bei Drissa vermöge der Furten in der Düna taktisch umfaßt werden konnte. Keine Spur zeigt sich in seinen eigenen Aufzeichnungen, daß er etwa dem Kaiser bei dieser Gelegenheit davon gesprochen hätte, die ungeheuere Ausdehnung Rußlands als Mittel des Widerstands zu verwerthen, und von der Nothwendigkeit, den Feind immer tiefer hinter sich her in das Land hineinzuziehen oder „zu locken", wie das in der Sprache derer heißt, die wir in Beziehung auf Krieg und Kriegführung Laien nennen dürfen. Es konnte ihm also auch gar nicht gelingen, den Kaiser von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen, wie dem Verfasser zufolge geschehen wäre. Der Kaiser Alexander ist zu solcher Einsicht überhaupt gar nicht gekommen; selbst am Schluß des Feldzugs nicht, als die französische Armee bereits auf dem furchtbaren Rückzug ihren Untergang fand; dafür liefert der Brief, den er am 24. November 1812 an den General Barclay richtete, den schlagendsten Beweis; denn noch in diesem Brief bespricht es der Kaiser als einen Fehler und ein Unglück, daß man nicht bei Smolensk standgehalten habe, daß der Rückzug weiter fortgesetzt worden sei. Ebensowenig hat Clausewitz damals auch nur bewirkt, daß das Lager bei Drissa und damit Phulls Operationsplan aufgegeben wurde. Dazu gehörte sehr viel mehr, und es gelang erst bedeutend später.

Dagegen war Clausewitz allerdings bemüht, den General Phull für die Idee eines großartiger angelegten Rückzugs zu gewinnen; und dieses Umstands wird in dem Werk, das wir hier besprechen, gar nicht gedacht. Clausewitz suchte den Umstand, daß Graf Liewen ganz begeistert für die Idee eines solchen Rückzugs, der in Scharnhorsts Kreisen eingehend besprochen worden war, aus Berlin im russischen Hauptquartier eintraf und mit großem Eifer dafür sprach, in diesem Sinn zu benutzen, aber vergebens. Phull war und blieb vollkommen unzugänglich für den Gedanken, in dem Grade sogar, daß er gar nicht veranlaßt werden konnte, ihn irgend ernstlich in Erwägung zu ziehen; er wies ihn ohne weitere Ueberlegung oder Gründe kurz und einfach mit der Behauptung ab, das sei eine Uebertreibung. „Phull war unter allen Menschen derjenige, welcher fremde Ideen am schwierigsten auffaßte und in sich aufnahm" — sagt Clausewitz; und in der That war Phull noch, als er im Jahr 1819 seine Aufzeichnungen dem einen und dem anderen mittheilte, voll-

kommen davon überzeugt, daß es ein arger Fehler gewesen sei, das verschanzte Lager bei Drissa zu verlassen und den Rückzug über diesen Punkt hinaus fortzusetzen; vollkommen überzeugt, daß Napoleon erst, nachdem diese drohende Flankenstellung verlassen war, gewagt habe, gegen Witepsk und weiter in das Innere Rußlands vorzudringen; daß er so etwas erst wagen konnte, nachdem dieser ärgste aller Fehler begangen war. Gerade wie er Napoleons frühere Feldzüge und ihre Ergebnisse gar nicht überdacht, gar nichts aus ihnen entnommen hatte, waren auch die unerhörten Erfahrungen des Jahres 1812 unverstanden und spurlos an diesem seltsamen Träumer vorübergegangen, ohne seine Gedankenkreise irgend zu erweitern oder zu stören! —

Wir kommen hier auf einen Punkt, den auch Herr Schwartz berührt, ohne jedoch näher auf die Sache einzugehen: auf den Widerspruch, den der verstorbene Herzog Eugen von Württemberg gegen Clausewitz' Darstellung des Feldzugs erhoben hat. Clausewitz hatte in überzeugender Weise dargethan, daß der Rückzug bis an die Thore Moskaus nicht Plan, nicht beabsichtigt gewesen, sondern von Tag zu Tag, von Schritt zu Schritt durch die Umstände herbeigeführt worden sei. Der Herzog stellte dagegen den Satz auf, der Rückzug in das Innere sei dennoch Plan oder gewissermaßen Plan gewesen. Dieser Satz konnte aber doch bei dem Unbefangenen um so weniger Eingang gewinnen, da dann wieder in den eigenen „Erinnerungen" des Herzogs gar vieles vorkommt, das ihm geradezu und so bestimmt wie möglich zu widersprechen scheint. So die Worte des Grafen Kutaissow bei Borodinò, die der Herzog ohne eine widerlegende oder berichtigende Bemerkung wiedergiebt, also zu den seinigen macht. Kutaissow äußerte nämlich, es müsse dem Unkundigen unbegreiflich scheinen, daß im Inneren des Landes nichts geschehen sei, eine nachhaltige Vertheidigung vorzubereiten, und fügte dann erklärend hinzu: „Der Kaiser hat die Möglichkeit des Rückzuges bis Moskau nicht von Anfang an ins Auge fassen können, und den Obergeneral zu nichts direkt ermächtigt, was außer den Voraussetzungen lag. — — Zuerst war also Drissa der Rückzugspunkt. Sie haben die Beschaffenheit desselben erkannt. An S m o l e n s k d a c h t e d a m a l s k e i n M e n s c h. Als wir hinkamen, war keine Zeit zu Schutzmaßregeln, das einzige Heil in der Retraite. Nun aber schien diese der Meinung des Heeres so entgegen, daß Barclay täglich in Zweifeln erlag. — — So hat denn im Allgemeinen wohl das System des Rückzugs, das uns jetzt fast gleich stark mit dem Feinde macht, und das, wie sie wissen, von Anfang an im Plane lag (!) seine Vortheile bewährt; doch in den Details der Befolgung hat uns stets die dringende Nothwendigkeit und fast nie ein eigener Entschluß angetrieben."

Wie diese Rede überhaupt dem vom Herzog aufgestellten Satz, widerspricht auch deren Schluß ihrem eigenen Anfang und verirrt sich in den schon von Clausewitz gerügten Irrthum, der jeden beliebigen Rückzug von der Landesgrenze nach irgend einem beliebigen in der Nähe gelegenen verschanzten Punkt dem Sinn und der Bedeutung nach für identisch halten will, mit

dem Rückzug in die Weite, der nicht auf verschanzte Stellungen und Diversionen rechnet, um die Entscheidung vorzubereiten, sondern auf die Macht des Raums.

Fast möchte ich glauben, daß ich selbst mehr als vielleicht irgend ein anderer in der Lage bin, Auskunft darüber zu geben, was der Herzog Eugen eigentlich im Sinn hatte, wenn er sagte, der Rückzug sei Plan gewesen, und wie diese Widersprüche auszugleichen sind. Wer die betreffenden Kapitel in Tolls Leben überliest, wird wohl ohne weiteres überzeugt sein, daß dieser Punkt im persönlichen Verkehr zwischen dem hochverehrten Herzog Eugen und mir ernst und eingehend zur Sprache gekommen sein muß. Es war freilich auch im persönlichen Verkehr nicht ganz leicht zu fassen, was der Herzog eigentlich sagen wollte, wenn er die eben erwähnte Ueberzeugung aussprach, denn er ging doch nie ganz ohne Rückhalt und unumwunden gerade auf diese Frage ein, so daß man sich aus Einzelnheiten, die er erzählte, zusammensetzen mußte, was er schließlich im Sinn hatte. Der Herzog war nämlich auch früh schon zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein die taktische Entscheidung weit im Raum und lange in der Zeit hinhaltender Rückzug das Mittel der Vertheidigung sei, das gegen Napoleon angewendet werden müsse. Ein schon im Jahr 1809 geschriebener Aufsatz, der unter Wolzogens Namen geht, der aber wohl eigentlich von dem Herzog herrührt, oder den vielleicht beide gemeinschaftlich ausgearbeitet haben, deutet darauf, daß ihn dergleichen Ideen beschäftigten. Freilich spielt dabei auch ein unangreifbar gedachtes verschanztes Lager seine Rolle. Man könnte sagen, das hier aufgestellte System der Vertheidigung bleibt zwischen demjenigen, das Wellington in Portugal befolgte — einem anderen, das auf Diversionen hofft — und demjenigen, das einfach auf die Macht räumlicher Verhältnisse rechnet, etwas unbestimmt in der Schwebe, indem es doch am Ende mehr zu dem ersten und dem zweiten als zu dem dritten neigt. Der Herzog suchte diesen Ideen an maßgebender Stelle Eingang zu verschaffen; doch bei seiner Jugend und der ungünstigen Wendung, die sein persönliches Verhältniß zu dem Kaiser Alexander genommen hatte, konnte er das unmittelbar auch nicht einmal versuchen. Er suchte durch Wolzogen dahin zu wirken. Doch Wolzogen hatte auch nicht bei dem Kaiser Alexander den Grad von Einfluß, der dazu nöthig gewesen wäre, und hätte dergleichen wohl nur dann mit Aussicht auf Erfolg unternehmen können, wenn es gelungen wäre, den unzugänglichsten aller Menschen, den General Phull, zu gewinnen. Dem Herzog schien der Rückzug nach Drissa zu kleinlich angelegt und bemessen; er machte seinem Freunde Wolzogen Vorwürfe darüber, daß er diesem Plane zugestimmt habe — und suchte auch seinerseits darauf hinzuwirken, daß diese Stellung verlassen, dem Rückzug ein weiteres Ziel gesteckt wurde. In dem Kriegsrath zu Drissa, in dem der Rückzug nach Witepsk beschlossen wurde, erregte Wolzogen die allgemeine Verwunderung dadurch, daß auch er diesem Beschluß beistimmte. Aufgefordert, die Gründe anzugeben, durch die man bewogen worden sei, die Stellung bei Drissa zu wählen, und

die überhaupt maßgebend in Beziehung auf die Anlage des Feldzugs gewesen seien — sagte er sich im Gegentheil los von Phulls Operationsplan, den man allgemein auch als den seinigen ansah. Dazu hatte ihn der Herzog Eugen bestimmt, bei einer verabredeten Zusammenkunft in einer Scheune, wo sie ohne Zeugen mit einander sprechen konnten.

In solcher Weise war der Herzog bemüht, so viel an ihm lag, die Kriegführung in die Bahnen zu leiten, die ihm als die richtigen vorschwebten. Mir blieb indessen diesen Andeutungen gegenüber doch stets gegenwärtig, daß Ideen und Ueberzeugungen, die einer der im Heere angestellten Generale — wenn auch einer der in jeder Beziehung ausgezeichnetsten — in der Stille hegt; mit denen offen hervorzutreten er aber keine Gelegenheit findet, deren Grundgedanken er gar nicht aussprechen darf — denen er nur auf Nebenwegen Einfluß auf den thatsächlichen Gang der Ereignisse zu verschaffen suchen kann; — daß solche Ideen jedenfalls etwas ganz anderes sind, als ein vom Kriegsherrn und seinem militärischen Areopag angenommener und festgestellter wirklicher Operationsplan, dessen Ausführung von maßgebender Stelle aus vorbereitet und angeordnet wird. Auch tritt in dem Gang der Ereignisse sehr entschieden hervor, daß es die Macht der Umstände war, die den fortgesetzten Rückzug von Schritt zu Schritt herbeiführte, nicht irgend ein persönlich geübter Einfluß. Schon in dem Kriegsrath zu Drissa wäre der Entschluß, das verschanzte Lager aufzugeben, ohne Zweifel gefaßt worden, auch wenn Wolzogen anders stimmte.

Zu den Erlebnissen Clausewitz', die wir in diesem Lebensbild ungern vermissen, da sie in demselben theils ganz mit Stillschweigen übergangen, theils nur in ungenügender Weise angedeutet sind, gehören die Scenen in dem in gewissem Sinn improvisirten Kriegsrath zu Widzy (Clausewitz VII, 30—33). Sie sind ungemein karakteristisch für Araktschejews, Wolkonskys und Phulls, wie für Clausewitz' eigene Haltung — für das ganze Wesen und Treiben im kaiserlichen Hauptquartier während dieser ersten Periode des Feldzugs. Ferner rechnen wir hierher, was Clausewitz im Lauf der Schlacht bei Borodinó persönlich erlebt und erfahren hat; die Unterhandlungen zwischen Miloradowitsch, Murat und Sebastiani, denen Clausewitz beiwohnte und in denen die Uebergabe Moskaus verabredet wurde — noch einiges andere, und fast vor allem die wiederholten Gespräche, in denen Clausewitz und Toll ihre Ideen austauschten über die Richtung, welche der Rückzug der russischen Armee über Moskau hinaus einschlagen müsse (VII, 175—179).

Auch einige Irrthümer wären hier zu rügen, die zum Theil darin ihre Erklärung finden mögen, daß der Verfasser unseres Werks eben nicht Mann vom Fach, nicht Kriegsverständiger ist. Zum Theil aber sind sie auch von solcher Art, daß eine umfassende und aufmerksame Benutzung der Quellen auch ohne Fachkenntnisse genügt hätte, sie zu vermeiden.

In diesem Sinn wären die wenigen Zeilen zu tadeln, die sich auf die Schlacht von Borodinó beziehen; diese Schlacht blieb nicht „ohne eigentliche

Entscheidung"; sie ging für die Russen verloren, wenn auch Napoleon versäumte, ihre Armee in eine vollständige Niederlage zu verwickeln, wie er gar wohl gekonnt hätte. Besonders aber sind die Worte: „da die Franzosen zwar wohl die Wahlstatt behaupteten, die Russen aber in vollkommener Ordnung auf Moskau abziehen lassen mußten", geeignet, ein ganz falsches Bild von dem Hergang und der Bedeutung dieser Schlacht zu geben. Die Wahlstatt behaupten kann überhaupt nur derjenige, der sich vertheidigt, hier aber schritten die Franzosen zum Angriff und es handelte sich für sie darum, die Wahlstatt — nicht zu behaupten — sondern zu erobern. Das ist ihnen im wesentlichen gelungen; am Abend des blutigen Tages waren auf dem linken Flügel und in der Mitte des russischen Heeres alle haltbaren Punkte des Schlachtfeldes in ihren Händen, und die Russen hatten keine Stellung mehr, die sich vertheidigen ließ. Besonders aber war in dieser Schlacht, die sich in sehr einfachen Formen bewegte, der Verlust an Streitkräften von größerer Bedeutung als alles Uebrige, und da fiel die Zerrüttung der sogenannten zweiten Armee — unter Bagration — die fast schon an Vernichtung streifte, ungemein schwer in das Gewicht. Die Russen hatten auch nicht mehr die Mittel, den verlorenen Boden wieder zu erkämpfen — oder die alte Hauptstadt des Reichs durch eine zweite Schlacht zu schützen. Auch mußte Napoleon sie keineswegs unbehelligt in vollkommener Ordnung abziehen lassen; es stand im Gegentheil durchaus in seiner Macht, ihre Niederlage durch einen letzten Angriff mit frischen Truppen zu vollenden. Aber er achtete den Sieg genügend auch ohne das.

Besonders hätte wohl der Flankenmarsch auf die Straße nach Kaluga nicht mit den Worten abgefertigt werden müssen, daß die Russen sich nach der Schlacht von Borodinó „in südwestlicher Richtung auf Kaluga wandten." Das geschah bekanntlich nicht vom Schlachtfelde aus, sondern erst, nachdem die Armee durch Moskau bis Bronitzy auf der Straße nach Räsan zurückgegangen war; auch ging der Marsch nicht nach Kaluga, wie man nach den Worten des Verfassers glauben könnte. Dann aber auch war dieser Flankenmarsch, zu dem der alte Kutusow nicht ganz ohne Mühe bewogen wurde, ein immerhin merkwürdiges strategisches Manöver, durch das die russische Armee eigentlich unmittelbar nach dem Verlust von Moskau in eine Art von Offensive überging. Es wäre ganz an seinem Ort gewesen, auch in einem Leben unseres Clausewitz etwas eingehender davon zu sprechen, da Clausewitz, von dem Obersten Toll um seine Meinung befragt, diesem Manöver lebhaft zustimmte und dabei strategische Ansichten entwickelt, die ihm eigenthümlich sind.

Als eine Kleinigkeit erwähnen wir nur im Vorbeigehen, daß es nicht zwei Regimenter, sondern nur zwei Schwadronen preußischer Ulanen waren, denen Clausewitz an den Thoren Moskaus begegnete. Es war überhaupt nur ein preußisches Ulanen-Regiment bei der französischen Armee.

Ernsteren Einspruch haben wir dann aber wieder gegen einiges andere zu erheben. So namentlich gegen die Behauptung, daß Napoleon durch Friedens-

unterhandlungen aufgehalten worden sei, bis die böse Jahreszeit herannahte. Das ist nicht geschehen. Er verweilte da, in Täuschungen befangen, die lediglich Schöpfungen seines eigenen Geistes waren. Ebensowenig können wir zugeben, daß er auf seinem Rückzug auf die verwüstete Straße über Wiäsma, die er gekommen war, zurückkehren mußte, weil ihm die russische Armee bei Malo-Jarosslawetz den südlicheren Weg vertreten hatte. Da Kutusow hier wie später bei Wiäsma und Krasnoie vor dem Gedanken an einen Entscheidungskampf zurückbebte und nach Gonczarewo auswich, konnte Napoleon ganz gut über Medyn auf Juchnow und weiter auf Jelnia marschiren, und er wäre dabei jedenfalls besser gefahren als auf dem Weg, den er wirklich nahm. Im russischen Hauptquartier war man, als Napoleon bei Malo-Jarosslawetz umkehrte, in dem Grade überzeugt, daß er um jeden Preis die verödete Straße über Wiäsma meiden werde, daß man entschieden glaubte, er wolle nun die Richtung nordwärts auf Subtzow nehmen.

Vor allem aber möchten wir mit dem geehrten Verfasser deshalb etwas strenger ins Gericht gehen, daß auch Er jetzt noch die alte Fabel wiederholt, der entsetzliche Feldzug sei den Franzosen „bei dem ungewöhnlich früh eintretenden und äußerst strengen Winter“ verderblich geworden. Diese Fabel ist von Napoleon selbst und der ganzen Meute der buonapartistischen Schriftsteller, die man wohl mit allem Fug und Recht als politische Partei-Agenten bezeichnen könnte, auf das geschäftigste verbreitet und wiederholt worden — damit die Welt nicht gewahr werde, welche arge Thorheit Napoleon beging, indem er, in eigensinnigen Täuschungen befangen, zu Moskau säumte, ohne mit den weltbekannten klimatischen Verhältnissen des Landes zu rechnen. Aber es wäre endlich Zeit, sie aus der Geschichte zu verbannen — denn die einfache Wahrheit ist, daß Napoleon, im Gegentheil, durch die Jahreszeit begünstigt wurde, wie er es gar nicht erwarten durfte. Der Winter trat ungewöhnlich spät ein — brachte doch erst die Nacht vom 6. zum 7. November den allerersten Frost — und er war dann auch nicht strenger als gewöhnlich. Sir Robert Wilson, der den Feldzug mitgemacht hat, nennt in seinen täglichen Aufzeichnungen die Jahreszeit, gerade wie Napoleon, eine unerhörte — a season unknown to Russia — aber in einem gerade entgegengesetzten Sinn. Napoleon aber hatte so lange gezögert, daß selbst ein ungewöhnlich langer und milder Herbst sein Heer nicht mehr retten konnte — und ein russischer Winter, wenn er endlich hereinbrach, mußte seinen nur für einen Sommerfeldzug ausgerüsteten, zum Theil in Lumpen gehüllten, durch Mangel entkräfteten Soldaten verderblich werden, auch wenn er ein ganz gewöhnlicher war. Es giebt in Rußland keinen Winter, in dem das Thermometer nicht gelegentlich bis auf — 20° R. und noch tiefer fiele, und das ist eine Temperatur, die natürlich kein hungernder Mensch in abgetragenen Sommerkleidern aushalten kann. Daß die mittlere Jahrestemperatur in Moskau nur + 4,3° R. beträgt, ist bekannt genug; Napoleon mußte es wissen und hätte schon danach berechnen können, wann dort zu Lande der Winter eintritt und wie er sich gestaltet.

Ebenso hätten in Beziehung auf die denkwürdigen Ereignisse, die in den ersten Wochen des weltgeschichtlichen Jahres 1813 zu Königsberg stattfanden, hier nicht Angaben wiederholt werden sollen, die allerdings lange Zeit über für sicher verbürgt galten und in bedeutenden geschichtlichen Werken Aufnahme gefunden haben, die aber jetzt entschieden als irrthümlich nachgewiesen sind. Dahin gehört namentlich, was sich auf Steins Auftreten und Thätigkeit zu Königsberg bezieht. Der Minister Stein, heißt es hier wie in so manchem anderen Buch, habe gewissermaßen als russischer Diktator auftreten und die Streitkräfte des Landes auf Grund seiner russischen Vollmacht aufbieten wollen, sei aber damit auf den entschiedensten Widerstand sowohl seitens der höchsten Zivilbehörden als des Generals York gestoßen. Der Regierungspräsident v. Schön habe ihn dann bewogen, jedem Antheil an den Dingen in Ostpreußen — hochherzig — zu entsagen und sofort unverrichteter Dinge wieder abzureisen, um alles den Einheimischen zu überlassen. Da, wo diese Dinge umständlicher erzählt werden, findet sich meist noch einiges Malerische hinzugefügt, so daß Schön schon zu Gumbinnen, wo er den durchreisenden Stein und dessen Vollmacht sah, auf das entschiedenste erklärte: „nicht einen Schritt auf Grund dieser Vollmacht" — die solle Stein nur „wegstecken"; — und dieser habe denn auch endlich versprochen, sie nicht geltend zu machen, ja sogar sie „unter keinen Umständen bekannt werden zu lassen." Auch die ständische Versammlung habe sofort in ihrer ersten Sitzung „dem russischen Bevollmächtigten jede Gestellung auf Veranlassen des fremden Gouvernements" entschieden verweigert.

Diesen effektvollen Schilderungen, die in so kräftigen Zügen hingestellt werden, stehen aber nun die einfachen, unzweifelhaften Thatsachen gegenüber, daß Stein sich in dem Schreiben an den Landhofmeister v. Auerswald, in welchem er die Einberufung des preußischen Landtags fordert, ausdrücklich auf die ihm „von Sr. Majestät dem Kaiser — (von Rußland) — ertheilte Generalvollmacht" beruft; — daß Auerswald darauf in dem Konvokations-Schreiben vom 23. Januar 1813 als Grund der Berufung des Landtags anführt, daß er „von dem Herrn Geheimen Staatsminister Freiherrn v. Stein, als Beauftragten Sr. kaiserlichen Majestät von Rußland" aufgefordert worden sei, die Stände zu versammeln; — daß dann eben wieder Auerswald in dem erläuternden Schreiben an die Landräthe vom 25. Januar 1813 amtlich erklärt, die Stände würden berufen, um die Eröffnungen zu vernehmen und zu berathen, „welche der Bevollmächtigte Sr. Majestät des Kaisers von Rußland Herr Staatsminister Freiherr v. Stein machen wird;" — daß den versammelten Ständen zuvörderst die Mittheilung der (russischen) Vollmacht Steins zugesagt wurde; — daß die Berathungen der Stände durch Verlesung eines kurzen Schreibens dieses Staatsmanns eröffnet wurden, in welchem er sich auf seine früheren Mittheilungen an Auerswald, mittelbar also auf seine Vollmacht beruft; — daß endlich die den Ständen mitgetheilte Vollmacht Steins noch heute bei den Landtags-Akten liegt.

Auch hat Stein Königsberg nicht eher verlassen, als bis seine Geschäfte dort erledigt waren; bis die Stände die Landesbewaffnung beschlossen hatten. Er hatte da auch sonst auf Grund seiner Vollmacht wichtige Verfügungen getroffen, die man sich nicht ungern gefallen ließ. Namentlich hatte er das Kontinental-System aufgehoben und die preußischen Häfen dem Handel geöffnet. Er durfte sich dazu berechtigt glauben, selbst wenn man nicht berücksichtigen wollte, daß er im Interesse und im Sinn der preußischen Regierung handelte. Denn noch war kein Bündniß Preußens mit Rußland geschlossen, Ostpreußen konnte demnach als ein feindliches Land behandelt werden, das einstweilen durch die Waffen in die Gewalt Rußlands gekommen war. — Zu Konflikten ist es allerdings gekommen, aber sie hatten andere Gründe und waren anderer Natur, als in den hier gerügten Darstellungen angenommen wird. Da auch Clausewitz einen sehr bedeutenden Antheil an dem genommen hat, was zu Königsberg geschah — an der Landesbewaffnung — wäre es wohl in einem Werk, das uns Leben und Wirken dieses trefflichen Mannes vergegenwärtigen soll, angemessen gewesen, wenn nicht näher, doch in zutreffenderer Weise darauf einzugehen und irrige Angaben, deren Unhaltbarkeit die Kritik entschieden nachgewiesen hat, zu meiden anstatt sie von neuem vorzubringen. Der Verfasser hätte wohl auch hier die Quellen in vollständigerem Umfang zu Rathe ziehen und namentlich nicht übersehen sollen, was Max Lehmann (Knesebeck und Schön) auf Grund der Urkunden ermittelt hat. Dort hätte er auch genau nachgewiesen gefunden, was von Clausewitz' Entwurf einer Landwehr- und Landsturm-Organisation so gut wie buchstäblich in die schließlich genehmigten „Festsetzungen" übergegangen ist, und es wäre wohl nicht überflüssig gewesen, in einem Leben des Generals auch darauf genauer aufmerksam zu machen. Die Voraussetzung, daß Clausewitz in diesem Entwurf lediglich Scharnhorsts Ideen wiedergegeben habe, die ihm von dem früheren persönlichen Verkehr her gegenwärtig gewesen seien, scheint etwas willkürlich; etwas geistige Selbstständigkeit und einigen praktischen Sinn dürfen wir auch wohl bei unserem Clausewitz voraussetzen. Längere Zeit und große Weltereignisse lagen zwischen dem erwähnten persönlichen Verkehr und dem Augenblick, in welchem Clausewitz seinen Entwurf niederschrieb; es ist wohl kaum anzunehmen, daß solche Ereignisse spurlos an ihm vorübergegangen sein sollten. Auch beruft sich Clausewitz in dem Entwurf ausdrücklich auf die eigene Erfahrung, und das ist, wie uns scheint, ein Umstand, der berücksichtigt zu werden verdient. Clausewitz hatte die russischen Milizen gesehen und zwar bei Wittgensteins Heer, die einzigen, die im Jahre 1812 zu wirklicher Verwendung kamen. Indem er nun vorschlägt, die Landwehren nicht in Regimenter, sondern für die Verwendung im Felde nur in Bataillone einzutheilen, und jedem Regiment der Linien-Infanterie ein Landwehr-Bataillon als bleibenden Bestandtheil für den Feldzug zuzutheilen, fügt er erklärend hinzu: „Diese Einrichtung hat sich bei der Wittgensteinschen Armee bewährt." — Und auch wenn er sagt, daß neben dem Gewehr „ein Ränzel, eine Patrontasche und eine

Art" die unentbehrlichsten Stücke der Ausrüstung eines Landwehrmannes sind, schweben ihm ohne Frage Anschauungen vor, die er in Rußland gewonnen hatte.

Fast jeder russische Bauer ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein Naturzimmermann, in dem Sinn, in dem man von Naturärzten spricht. Er versteht das Handwerk und versteht es ganz gut, ohne je eine regelmäßige Lehrzeit durchgemacht zu haben. Baut er doch sein Haus, seine Scheune, seine Ställe selbst, ohne dabei Rath oder Anleitung zu bedürfen. In der Regel weiß er das Beil sogar mit großer Geschicklichkeit zu handhaben; das Schnitzwerk an dem Giebel seines Hauses ist einfach mit dem Beil gemacht — das so ziemlich sein einziges Werkzeug ist und nach dem er bei allen Gelegenheiten greift. Daß man dem russischen Milizmann kein Seitengewehr gab und ihm dafür ein tüchtiges Beil in den Gürtel steckte, war sehr zweckmäßig — lag aber auch sehr nahe. — —

Während des Frühjahrsfeldzugs 1813 stand Clausewitz in Wittgensteins Hauptquartier wenigstens inmitten der großen Ereignisse — während des Herbstfeldzugs war er auf einen Nebenschauplatz an der unteren Elbe verwiesen, wo die Entscheidung nicht lag und etwas Namhaftes gar nicht vorfallen konnte, wie die Dinge einmal eingeleitet waren. Natürlich genug, daß ihn die Ereignisse in Sachsen, wenn auch nicht mehr beschäftigten, doch mehr interessirten als der Nebenkrieg, an dessen Leitung er selber Antheil zu nehmen hatte. Seine Briefe aus jener Zeit enthalten mehr als einen Zug, der auch militärisch bemerkenswerth ist. So erwartet er einige Zeit über, Napoleon werde nach seiner vierfachen Niederlage bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz, Davousts verhältnißmäßig zahlreichen und wohl erhaltenen Heertheil — nachdem der Stoß auf Berlin, bei dem dieser Heertheil mitwirken sollte, schon bei Großbeeren gescheitert war — auf das linke Elbe-Ufer herüber und zu sich heran, auf das entscheidende Kriegstheater im Meißener Lande ziehen. In der That möchte das wohl das Zweckmäßigste gewesen sein, was Napoleon in seiner damaligen Lage thun konnte. Freilich mußte dabei Hamburg einem Angriff der Verbündeten bloßgestellt werden, aber damit war es doch noch nicht ohne weiteres verloren, die unmittelbare Verbindung zur See mit England für die Verbündeten noch nicht eröffnet. Die Mittel, die dem Grafen Walmoden zum Angriff zu Gebote standen, waren so gering, daß man es von Seiten der Franzosen wohl darauf wagen konnte. Und wenn auch Hamburg darüber verloren gegangen wäre! Napoleon war nach seinen Niederlagen nicht mehr in der Lage, Alles und Jedes behaupten zu können; er konnte, ja er mußte sich vielmehr aufgefordert fühlen, allenfalls auch Hamburg aufzugeben, um dreißigtausend Mann mehr in seiner zentralen Stellung an der mittleren Elbe zu haben, wo sie von ganz anderer Bedeutung waren, als in einer defensiven Stellung an der Stecknitz.

Wir können bei dieser Gelegenheit eine oft gemachte Bemerkung nicht unterdrücken. Wie seltsam, in wie verkehrter Weise werden vielfach, namentlich auch in den berühmtesten und gelesensten geschichtlichen Werken militärische

Ereignisse dargestellt und beurtheilt! — Es ist das freilich, wenn man will, natürlich genug und leicht zu erklären; es rührt eben daher, daß vielen, ja wohl den meisten unserer Historiker alle militärischen Kenntnisse durchaus fehlen und daß dadurch eigentliche Quellenkritik und ein Urtheil über den Werth oder Unwerth militärischer Maßregeln für sie vollkommen unmöglich wird. Aber die Erscheinung ist darum, daß sie sich in solcher Weise erklären läßt, gewiß nicht weniger zu beklagen und nicht weniger streng zu tadeln. Warum fällen die Herren Urtheile in Dingen, die sie nicht verstehen? — Es ist gewiß nichts weniger als gleichgültig, daß dem großen Publikum der Gebildeten in den Schriften, aus denen sie ihre geschichtlichen Kenntnisse und Ansichten schöpfen, unwahre Vorstellungen und ein verkehrtes Urtheil an die Hand gegeben werden!

Wir erlauben uns auf ein Beispiel zu verweisen, das gerade hier naheliegt. Napoleon war 1813 nach der vierfachen Niederlage, deren wir bereits gedacht haben, einer unverkennbaren Rathlosigkeit verfallen und führte den Krieg einen ganzen Monat über, das heißt die Hälfte der Zeit, die von der Eröffnung des Feldzugs bis zur Entscheidung verging, in vollkommen planloser Weise, wie er das eigentlich in einem merkwürdigen Gespräch mit dem Marschall Gouvion St. Cyr selbst eingeräumt hat. Er nennt da sein Verfahren selbst ein „va et vient“; er wendete sich rastlos, man könnte sagen, er lief rastlos bald gegen den einen bald gegen den anderen seiner drei Gegner ohne jeglichen Plan, lediglich in der Hoffnung, dieser oder der andere — oder vielleicht der dritte werde eine Blöße geben, die Gelegenheit zu einer siegreichen Schlacht, die alles wieder gut machen könne. Und er erwartete die günstige Gelegenheit in der That vom blinden Glück; in seinen eigenen Anordnungen liegt nichts, das darauf angelegt gewesen wäre, sie herbeizuführen.

Gerade in diesem vollkommen rathlosen Treiben glaubt nun der berühmte Geschichtschreiber Schlosser das überlegene Talent, die großen Feldherrneigenschaften Napoleons, von neuem und glänzend bewährt zu sehen. Gerade in diesem „rastlosen“ — aber auch planlosen — Hin- und Herziehen, meint Schlosser, habe der französische Kaiser von neuem die Eigenschaften gezeigt, die ihn groß gemacht hatten; gerade dadurch habe er die ganze gegen ihn vereinigte militärische Aristokratie von Europa „beschämt“. — Daß Napoleons eigene Armee darüber sehr rasch zu Grunde ging, wird der Geschichtschreiber gar nicht gewahr!

Kriegsverständige freilich urtheilten schon zur Zeit der Ereignisse und an Ort und Stelle wesentlich anders. So schrieb Knesebeck eben im September 1813 seinem Freunde Müffling: „Wenn das so fort geht, muß seine — Napoleons — Armee durch das bloße Hin- und Herlaufen zu Grunde gehen;“ — und schon am 9. September schreibt Clausewitz, Napoleon führe den Feldzug wie ein verlierender Spieler, der mit seiner letzten Geldrolle die Bank sprengen will. Das ist das treffende Wort; es geht tiefer und er-

klärt mehr, als Clausewitz vielleicht selbst in dem Augenblick im Sinn haben mochte.

Daß kühne, unternehmende Krieger zugleich leidenschaftliche Spieler sind, ist eine nicht seltene Erscheinung; die Freude am Wagniß, die auf dem Schlachtfelde den Geist erhebt, führt leicht auch an den Spieltisch. Napoleon war wesentlich eine Spielernatur; aber die Spielerleidenschaft wendete sich bei ihm ausschließlich auf den Krieg, auf das Schlachtfeld; das war sein grüner Tisch! Er liebte den Krieg um des Krieges, um des Nervenreizes, um der Gemüthsbewegungen willen, die er mit sich bringt, und wir glauben zu gewahren, daß in seinen letzten Jahren die Spielerleidenschaft mehr und mehr Herr wird über die Besonnenheit, die früher seine Kühnheit begleitete. —

Ueber den Feldzug 1815 bringen Clausewitz' Briefe keinen Aufschluß über den einzigen Nebenpunkt in der Geschichte dieses kurzen und merkwürdigen Krieges, der noch einer Aufklärung bedürfte. Clausewitz war bekanntlich während dieses Feldzugs Chef des Generalstabs bei dem III. preußischen Armeekorps unter Thielemann, das, während drei andere preußische Armeekorps bei Waterloo siegten, ein sehr merkwürdiges Gefecht bei Wawre gegen eine mehr als doppelte Ueberlegenheit ehrenvoll bestand. Dieses Gefecht wurde am folgenden Tage — 19. Juni — erneuert, und daß der preußische Heertheil den Rückzug antrat, als es eine ungünstige Wendung zu nehmen drohte, konnte nur gebilligt werden. Doch daß dieser Rückzug bis St. Achtenrode fortgesetzt wurde, ohne daß man sich umgesehen hätte, ob der Feind auch folge, ist später Gegenstand mancher Fragen und eines tadelnden Befremdens geworden. General Thielemann suchte sich damit zu entschuldigen, daß Clausewitz sehr schwarz gesehen und den fortgesetzten Rückzug für unerläßlich erklärt habe. Es hat immer etwas Bedenkliches, wenn ein kommandirender General einen anderen als Sündenbock vorschieben will, und sehr schwarz zu sehen war hier kaum möglich, da man bereits um den glänzenden Sieg bei Waterloo wußte. — Doch wir werden uns wohl dabei beruhigen müssen, daß dieser Punkt unaufgeklärt bleibt.

Etwas auffallend ist, daß Clausewitz sich unzufrieden über Blüchers und Gneisenaus schroffe Haltung in Frankreich — in Paris — und namentlich gegen die Bourbons ausspricht. Er meint, da man unmöglich etwas anderes wollen konnte, als die Bourbons wieder auf den Thron Frankreichs zurückführen, hätte man das wenigstens „de bonne grace“ thun sollen. Er begreift nicht, was Blücher und Gneisenau eigentlich wollten. Offenbar zeigt sich Clausewitz hier nicht vollständig unterrichtet. Er wußte nicht, daß die preußische Regierung ganz und gar nicht gesonnen war, den Krieg ohne alle Rücksicht auf Preußens und Deutschlands eigene Interessen lediglich im Dienst der Bourbons zu führen; daß die Herstellung Ludwigs XVIII. überhaupt in dem Augenblick, in dem das preußische Heer vor Paris eintraf, nichts weniger als eine ausgemachte Sache war, da weder Rußland noch Oesterreich — überhaupt Niemand als Englands Aristokratie mit dem Prinzregenten an der

Spitze — sie entschieden wollte. Blücher und Gneisenau wollten vor allen Dingen, daß Preußen und Deutschland nicht ohne allen Gewinn aus diesem Kriege hervorgehe, wie das nach dem Willen der englischen und der russischen Regierung geschehen sollte. Sie waren erbittert, theils dadurch, daß Ludwig XVIII., vom Herzog von Wellington geleitet, mit großer Verschlagenheit die Dinge stets so zu nehmen und zu wenden suchte, als ob Preußens Heer gleichsam zu seiner Verfügung gestellt, in seinem Dienst lediglich seine persönlichen Interessen zu verfechten hätte — theils dadurch, daß die ganze diplomatische Welt — eben weil Preußen nichts gewinnen sollte — unablässig bemüht war, allen Ruhm des Sieges auf den Herzog von Wellington zu vereinigen, den in der That überwiegenden Antheil der Preußen an Kampf und Erfolg dagegen gänzlich zu ignoriren. Man wollte nicht in Preußen den Sieger sehen, weil man ihm keine Rechte zuerkennen wollte!

Die späteren Lebensjahre Clausewitz' fielen in eine längere Friedensperiode und konnten nicht so reich an äußeren Erlebnissen sein wie die früheren; ihre Ergebnisse aber liegen in seinen Werken, die eingehender im einzelnen zu besprechen hier nicht unsere Aufgabe ist.

Nur über zwei bisher nicht bekannte Aufsätze von Clausewitz, die aus dieser Periode herrühren, von denen der eine „Umtriebe", der andere „Ueber die politischen Vortheile und Nachtheile der preußischen Landwehr" überschrieben ist, und die sich hier in den zweiten Theil dieses Lebensbildes eingeschaltet finden, wäre manches zu sagen; doch verweilen wir dabei nicht, da wir an dieser Stelle vorzugsweise den Strategen Clausewitz im Auge haben. Wir beschränken uns demgemäß darauf, Aeußerungen über Krieg und Kriegführung, denen wir in seinen Briefen aus dieser Zeit begegnen, der Aufmerksamkeit zu empfehlen, die sie verdienen.

Da fällt uns vor allem auf, daß Clausewitz, als ihn 1825 eine Reise nach Marienbad über die Schlachtfelder in Thüringen führte, namentlich die Schlacht bei Auerstädt sehr wesentlich anders beurtheilte als neunzehn Jahre früher in der „Minerva". Er ist nun auch der Meinung, daß die preußische Armee sich hier vor allen Dingen den Rückzug über die Unstrut — bei Freiburg und Nebra — sichern und ihre Manöver darauf berechnen mußte, da sie unter keiner Bedingung nach Weimar zurückgehen durfte; er spricht die Ueberzeugung aus, daß eine zweckmäßige Verwendung der Reserven unter Kalckreuth — über Popel und Spielberg zum Angriff in Davousts rechte Flanke — den Sieg für Preußen entschieden hätte, und ist — obgleich er sich darüber nicht weiter ausspricht — offenbar auch nicht mehr in der Ansicht befangen, daß ein solcher Sieg an der allgemeinen Kriegslage eigentlich nichts geändert hätte.

Sehr treffend — man ist versucht zu sagen, nur zu treffend — sind einige Bemerkungen über die Schlacht bei Jena. Besonders verbreitet eine

geistreiche Bemerkung das hellste Licht über die Gemüthsverfassung, aus der das wirre Treiben Hohenlohes und seines Generalquartiermeisters Massenbach hervorging. Daß die „fieberhafte Unruhe und Verworrenheit" dieses letzteren hier das maßgebende Element war, ist bekannt. „Massenbach", sagt Clausewitz, „dachte wachend und träumend nur an die Fehler des Herzogs (von Braunschweig) und ging ganz auf in der Rolle, ihn von dem Abgrunde zurückzureißen; darüber wurde es ihm unmöglich, einen überlegenden Blick auf die Lage der Hohenloheschen Armee zu werfen und das zu thun, was ihm am nächsten war. Er riß den Fürsten in diesen Ideenkampf dermaßen mit fort, daß auch dieser nichts weiter sah und hörte, und beide wie ein paar Menschen, die eifrig im Gespräch begriffen nicht sehen, wohin sie den Fuß setzen, in den Abgrund stürzten." —

Am Schluß seines Lebens finden wir Clausewitz noch einmal als Chef des Generalstabs — 1831 — bei Gneisenau in Posen in bedeutender Stellung. Auch aus dieser Zeit findet sich in seinen Briefen gar manche gewichtige Bemerkung; aber wir dürfen — müssen vielleicht diese Aeußerungen hier übergehen, weil sie nur in Beziehung auf Karakter und Gang der Ereignisse in Polen, nicht in Beziehung auf Clausewitz' eigene, vollendete geistige Entwickelung lehrreich und wichtig sind.

Clausewitz ist früh gestorben zur Betrübniß seiner Freunde und aller, die um seinen Werth wußten! — Er hatte kaum das einundfünfzigste Lebensjahr überschritten!

Zu früh und doch nicht zu früh! — Denn wer hätte sein Tagewerk vollständiger gethan als Clausewitz? — Er hinterläßt uns das Ergebniß eines ganzen reichen Menschenlebens. — Mag sein Werk unvollendet geblieben sein — es genügt auch in dieser Gestalt; — sein geistiger Gehalt tritt uns auch in ihr als ein Ganzes entgegen. Es hat auch in dieser Gestalt fort und fort zündend und bildend gewirkt wie kaum ein anderes! — Es ist eine erhebende Lehre vom Krieg und seinem Wesen, von den Forderungen, die er an den Krieger stellt, und von den Pflichten, die er ihm auferlegt.

Theodor v. Bernhardi.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Witzleben,
General-Lieutenant z. D.

1878.
Elftes Heft.

Inhalt:

Uebungen der kombinirten Kavallerie-Division I. Armeekorps bei Marienwerder vom 23. August bis 4. September 1878.

Mit einer Karte.

Berlin 1878.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70

Uebungen der kombinirten Kavallerie-Division I. Armeekorps bei Marienwerder vom 23. August bis 4. September 1878.

Mit einer Karte.

Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 15. April 1878 war die Zusammenziehung der 5 Kavallerie-Regimenter des I. Armeekorps, des Pommerschen Husaren-Regiments (Blüchersche Husaren) Nr. 5 vom II. Armeekorps und der reitenden Abtheilung Ostpreußischen Feldartillerie-Regiments Nr. 1 zu einer dreizehntägigen Uebung im Brigade- und Divisionsverbande auf dem rechten Weichselufer befohlen worden. Mit der selbstständigen Leitung dieser Uebungen, welche in der Zeit vom 23. August bis 4. September stattzufinden hatten, war Allerhöchsten Orts der Kommandeur der 2. Garde-Kavallerie-Brigade, Generalmajor v. Drigalski, beauftragt worden.

Mit Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit, die Kulturverhältnisse und die Unterbringung der Truppen war ein Uebungsplatz zwischen Marienwerder und Riesenburg zu beiden Seiten des Liebeflusses ausgewählt worden. Durch die außerordentlich heftigen Niederschläge in der letzten Augustwoche mußte jedoch der nördlich des Liebeflusses gelegene Theil des Platzes gänzlich aufgegeben werden, weil derselbe, aus theilweise schwererem Boden bestehend, so aufgeweicht war, daß ein Fortbewegen in schnelleren Gangarten für Kavallerie und Artillerie nicht möglich war.

Die Uebungen wurden daher mit Ausnahme der beiden ersten Brigade-Exerzirtage in dem etwas beschränkten Raume zwischen dem Liebeflusse und der Chaussee Marienwerder—Riesenburg abgehalten.

Für den Marsch ins Uebungsterrain war angeordnet worden, daß von den Regimentern, unter Leitung ihrer Brigadekommandeure, Uebungen im Aufklärungs- und Sicherheitsdienste in größerem Maßstabe vorgenommen wurden. Trotz hierdurch hervorgerufener theilweise erheblicher Marschleistung trafen die Truppen in sehr guter Verfassung in ihren Kantonnements ein.

Am Tage des Einrückens in die Quartiere bei Marienwerder trat die umstehende Ordre de bataille in Kraft. In Rücksicht darauf, daß die Brigaden bis dahin noch nicht Gelegenheit gehabt hatten in ihrer theilweise neuen Zusammensetzung zu üben, waren ihnen 2 Tage zu ihrer Einübung als Treffenglieder belassen worden.

Ordre de bataille
der kombinirten Kavallerie-Division I. Armeekorps.

Kommandeur: Generalmajor v. Drigalski, Kommandeur der 2. Garde-Kavallerie-Brigade.
Generalstabsoffizier: Major Frhr. v. Stosch, vom Generalstabe der Garde-Kavallerie-Division.
Adjutant: Rittmeister und Eskadronchef v. Knebel Doeberitz vom 2. Garde-Ulanen-Regiment.

1. Treffen:

Kommandeur: Generalmajor Arent, Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade.

Litthauisches Ulanen-Regiment Nr. 12. Oberstlieutenant Rudolphi.	Ostpreußisches Kürassier-Regiment Nr. 3 Graf Wrangel. Oberstlieutenant v. Schäffer.

2. Treffen:

Kommandeur: Generalmajor v. Waldow, Kommandeur der 2. Kavallerie-Brigade.

Ostpreußisches Ulanen-Regiment Nr. 8. Oberstlieutenant Kutscher.	1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1. Oberst v. Oetinger.

3. Treffen.

Kommandeur: Oberst v. Bomsdorff, Kommandeur der 4. Kavallerie-Brigade.

Pommersches Husaren-Regiment (Blüchersche Husaren) Nr. 5. Oberstlieutenant v. Thiele.	Dragoner-Regiment Prinz Albrecht v. Preußen (Litthauisches) Nr. 1. Oberstlieutenant Manché.

Reitende Abtheilung Ostpreußischen Feldartillerie-Regiments Nr. 1.
Major v. Krüger.

ı¦ı ı¦ı ı¦ı ı¦ı   ı¦ı ı¦ı ı¦ı ı¦ı   ı¦ı ı¦ı ı¦ı ı¦ı

Anmerkung: Das Pommersche Husaren-Regiment (Blüchersche Husaren) Nr. 5 sowie das Litthauische Ulanen-Regiment Nr. 12 erschienen bei den Uebungen zu 5 Eskadrons, während die anderen Kavallerie-Regimenter nur 4 Eskadrons stark waren.

Am 26. und 27. August wurden, unter Zugrundelegung der für die späteren Uebungen gültigen General-Idee, den mit Artillerie ausgestatteten Brigaden Aufträge ertheilt, wie sie im Kriege an dergleichen selbstständige bezw. detachirte Truppenkörper herantreten. Bei diesen Uebungen sollte die Treffengliederung in kleinere Verbände hauptsächlich zum Ausdruck gebracht und hierdurch den Regimentskommandeuren Gelegenheit geboten werden, ihre Regimenter als Treffenglieder in dem Rahmen der Brigade selbstständig zu führen.

Für die Anordnung der Uebungen in der Division war der Gedanke maßgebend gewesen, die große Kavalleriemasse als einen einheitlichen Körper zu verwenden, welcher, in die Wagschale der Entscheidung geworfen, sein volles Gewicht zur Geltung bringt.

Bei der großen Friktion, die ein jeder größerer Truppenkörper zu überwinden hat, sind es aber nur die einfachsten Bewegungen und Evolutionen, welche vor dem Feinde mit Vortheil ausgeführt werden können. Es war deshalb auch das Hauptbestreben, während der Uebungszeit nur die einfachsten Formen zur Darstellung zu bringen. In diesen sollten sich aber Führer und Truppen so befestigen, daß dieselben ihnen in jedem Augenblicke, in jedem Terrain und unter allen Verhältnissen zu Gebote standen und mit Sicherheit auf die richtige Ausführung derselben gerechnet werden konnte.

Als Grundlage für die Ausführung der Uebungen diente lediglich das Exerzirreglement. Die Bestimmungen des 8. Abschnitts bildeten eine vortreffliche Handhabe, um die Bewegungen einer Kavallerie-Division zu leiten. Die Uebungen selbst wurden ohne jede Vorbesprechung oder Ausgabe von Dispositionen ausgeführt. Den Führern und Truppen waren nur die General- und Spezial-Idee, sowie die Rendezvous tags vorher bekannt gemacht worden. In dem hierdurch gegebenen Rahmen wurden die Truppentheile allein durch kurze mündliche Befehle dirigirt. Die Ueberbringung derselben geschah durch Ordonnanzoffiziere, welche den Wortlaut des Befehls vor dem Abreiten stets zu wiederholen hatten.

General-Idee

für die Uebungen der kombinirten Kavallerie-Division I. Armeekorps am 26., 27., 30. August, 2., 3. und 4. September 1878.

Eine in breiter Front gegen die Weichsel vorrückende Ost-Armee hat zur Deckung ihrer rechten Flanke dem Ost-Korps und einer Kavallerie-Division die Direktion über Deutsch-Eylau gegen Marienwerder gegeben.

Eine bei Konitz im Aufmarsch begriffene West-Armee hat zum Schutze der Ostbahn und der unteren Weichsel ein West-Korps südlich Marienburg formirt.

Die vorstehende General-Idee war eine für die ganze Uebungsdauer gültige, mit Ausnahme des 31. August, an welchem Tage Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz geruhten, von Marienwerder aus den Uebungen der kombinirten Kavallerie-Division I. Armeekorps beizuwohnen.

Zur Darstellung des markirten Feindes, unter Befehl des Majors Freiherrn v. Hammerstein vom Ostpreußischen Ulanen-Regiment Nr. 8, wurde je eine Eskadron des Pommerschen Husaren-Regiments (Blüchersche Husaren) Nr. 5 und des Litthauischen Ulanen-Regiments Nr. 12 verwandt.*)

Vor dem Eingehen auf die Ausführung der einzelnen Uebungstage mögen noch einige allgemeine Anordnungen Erwähnung finden, welche an Ort und Stelle befohlen und als zweckmäßig anerkannt wurden.

1) Bei dem sehr welligen Terrain hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, daß jedem attackirenden Treffen Unterstützungs-Eskadrons folgen. Wenn diese Maßregel auch auf den ebenen Exerzirplätzen überflüssig erscheint, so dürfte dies doch nicht der Fall sein bei einem nur einigermaßen bewegten Terrain, in welchem es nicht leicht ist immer die Direktion festzuhalten. Es war deshalb angeordnet worden, daß, wenn einem zur Attacke vorgehenden Treffen nicht aus einem hinteren Treffen Unterstützungs-Eskadrons zugewiesen waren — was in der Regel geschah — diese dann stets der eigenen Stärke entnommen werden mußten. Diese Unterstützungs-Eskadrons sind sehr häufig in der Lage gewesen, in die attackirende Linie einrücken zu müssen.

2) Als praktisch und leicht handlich erwies sich die Formation des 2. Treffens in Regimentskolonnen mit Entwickelungsraum so lange bis das 1. Treffen aufmarschirte. Zu diesem Zeitpunkt oder wenn es in feindliches Feuer gerieth, mußte das 2. Treffen zu Eskadronskolonnen auseinanderziehen.

Das 3. Treffen war bis zu jenem Moment am zweckmäßigsten in Regimentskolonnen ohne Entwickelungsraum formirt.

3) Die Vorhut-Eskadrons, in der Regel zwei bei der vereinigten Division unter einem etatsmäßigen Stabsoffizier, wurden dem 1. Treffen entnommen und griffen bei der Attacke denjenigen feindlichen Flügel an, gegen welchen das diesseitige 2. Treffen nicht wirken konnte.

4) Die im § 222 des Exerzirreglements vorgeschriebene entscheidende Attacke von mehreren Brigaden nebeneinander wurde auf zweierlei Art ausgeführt.

Nachdem jede Brigade ein Regiment ins 1. Treffen genommen, folgte das zweite Regiment, nach Abgabe einer Unterstützungs-Eskadron, als 2. Treffen dem 1. Treffen direkt und attackirte auch hinter diesem in derselben Front gegen diejenigen feindlichen Abtheilungen, welche von dem ersten Echelon durchritten waren.

---

*) Als praktisch bewährte sich eine stete Verbindung des Führers des markirten Feindes mit dem Divisionskommandeur, um schnell, der öfter veränderten Situation entsprechend, andere Instruktionen für die Aufstellung des markirten Feindes geben zu können.

Die andere Art bestand darin, daß das 2. Treffen debordirend folgte und im Galopp in Eskadrons in Halbkolonnen abbrach, sobald beim vorderen Treffen Galopp geblasen wurde. Die Attacke des 2. Treffens fand dann hinter dem 1. Treffen in schräger Front mit Eskadronsechelons statt.

Die zweite Art der Attacke hatte den Vortheil, daß die Wucht des Stoßes des 2. Treffens durch die gestürzten und gefallenen Leute und Pferde aus dem 1. Treffen nicht gebrochen wurde.

29. August.

Von den für die Divisionsübung zur Disposition stehenden 6 Tagen wurde der erste (29. August) zu rein reglementarischen Evolutionen der Division verwendet. Es war deshalb keinerlei Gefechts-Idee ausgegeben worden. Der markirte Feind hatte sich im gegebenen Moment lediglich als Scheibe für eine gegen ihn gerichtete Attacke aufzustellen.

Das Rendezvous war östlich Gorken hart nördlich der Chaussee Marienwerder—Riesenburg, Front nach letzterem Ort, bestimmt.

Brigade Arent 1. Treffen;

Brigade v. Waldow 2. Treffen;

Brigade v. Bomsdorff 3. Treffen;

Die Artillerie hinter dem 1. Treffen.

Die Treffen in Regiments-Kolonnen ohne Entwickelungsraum auf Vordermann hintereinander.

In dieser Rendezvous-Formation wurden sowohl einige Vorwärts- wie Seitwärtsbewegungen gemacht, um einestheils den Truppen den Eindruck der Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen zu geben, es auch andererseits öfters vorkommen wird, daß der Divisionsführer seine Truppen geschlossen dahin führen muß, wo er sie zur Gefechtsformation zu entwickeln und zu verwenden beabsichtigt.

Nachdem die Division hierauf, unter Voraussendung einer Vorhut, zur Treffengliederung mit vorschriftsmäßigen Abständen auseinander gezogen war, wurden einige Direktionsveränderungen ausgeführt. Bei der sich hieran schließenden Attacke griff das 1. Treffen frontal an, das 2. Treffen machte mit dem inneren Regiment einen Flankenangriff, mit dem äußeren eine Flankendeckung. Das 3. Treffen blieb, in Eskadronskolonnen auseinander gezogen, zur Diposition des Führers. Nach einer kurzen Verfolgung des 1. Treffens sammelte sich die Division nach vorwärts wieder in dem richtigen Treffenverhältniß und machte hierauf eine Frontveränderung mit Treffenwechsel. In der neuen Front wurde nun eine Attacke geritten, bei welcher das 1. Treffen durch das 2. Treffen degagirt wurde. Das 3. Treffen ließ in der verlassenen Front beobachten und nahm in einer Flankenstellung das zurückgehende 1. Treffen auf.

Es kam nunmehr ein treffenweiser Abzug und eine Attacke auf Infanterie

zur Ausführung. Bei letzterer griffen zwei Brigaden nebeneinander an, jede in sich in zwei Treffen formirt. Die 3. Brigade betheiligte sich zum Schluß mit einem Regiment an dem Gefecht der beiden andern Brigaden.

Die Artillerie wurde zur Vorbereitung der Attacken vorgezogen, bei Frontveränderungen fand dieselbe ihren Platz auf dem inneren Flügel.

30. August.

General-Idee (siehe S. 467).

Spezial-Idee.

West-Korps. (Markirter Feind.)

Das West-Korps hat mit seinen Teten von Stuhm aus Marienwerder erreicht und schließt in sich auf.

Die Kavallerie (sechs Regimenter und eine Batterie) hat die linke Flanke des Korps zu schützen, die feindliche Kavallerie von der Liebe abzuhalten und nach Süden aufzuklären. Dieselbe hat bei Brakau und Schadau die Liebe zu überschreiten.

Ost-Korps. (Kavallerie-Division.)

Das heute morgen aus der Gegend von Freistadt und Jankowitz (Straße Freistadt—Graudenz) gegen Marienwerder aufgebrochene Ost-Korps hat die Kavallerie-Division auf Littschen vorgeschickt mit dem Auftrage, die rechte Flanke des Korps zu decken, die feindliche Kavallerie zurückzuwerfen und sich in den Besitz der Liebe-Uebergänge zu setzen.

Die Division ist um 9 Uhr früh mit den Brigaden v. Waldow, v. Bomsdorff und der Artillerie-Abtheilung bei Littschen, mit der Brigade Arent bei Solainen eingetroffen.

Rendezvous.

Die Division steht am 30. August früh 9 Uhr ausgeruht und abgesessen an folgenden Punkten:

1) Brigade Arent westlich Solainen an der Straße von Oschen in Marschkolonne, Front nach letzterem Ort, eine Eskadron als Vorhut bis an den Wald vorgeschoben, Beobachtung in der Richtung auf Oschen.

2) Brigaden v. Bomsdorff und v. Waldow westlich Littschen, Front gegen die Chaussee Marienwerder—Riesenburg, in Regiments-Kolonnen ohne Entwickelungsraum nebeneinander.

Brigade v. Bomsdorff, welche eine

Eskadron als Vorhut zur Beobachtung gegen die Liebe über die Wiesenniederung bis an die Waldparzelle südlich des Weges Gr. Krebs—Solainen vorschiebt, steht auf dem rechten Flügel.

3) Die Artillerie-Abtheilung steht hinter der Brigade v. Bomsdorff.

4) Ich befinde mich bei der Brigade v. Bomsdorff.

Offiziere meines Stabes werden die genauen Rendezvous-Plätze an Ort und Stelle angeben.

gez. v. Drigalski.

Ausführung.

Die Division überschritt in drei getrennten Kolonnen die vorliegende Wiesenniederung und zwar: Brigade v. Bomsdorff und die Artillerie-Abtheilung auf dem Wege Littschen—Oschen, Brigade v. Waldow auf einem zwischen Littschen und Gr. Krebs rekognoszirten Wege, die Brigade Arent auf dem Wege Solainen—Oschen. Während des Debouchirens meldeten die Vorhut-Eskadrons die Annäherung feindlicher Kavallerie an die Liebe-Uebergänge bei Brakau und Schadau.

Die Division formirte sich südlich Oschen, den Weg Gr. Krebs—Solainen vor der Front, in Treffengliederung:

1. Treffen Brigade v. Bomsdorff;
2. Treffen Brigade Arent, rechts debordirend;
3. Treffen Brigade v. Waldow, links debordirend;

Die Artillerie-Abtheilung hinter dem 1. Treffen.

Eine feindliche Kavallerie-Brigade nordöstlich Oschen im Marsche nach Süden wurde sichtbar, augenscheinlich die linke Flankendeckung einer bei Brakau sich der Liebe nähernden feindlichen Kavallerie-Division.

Die reitende Abtheilung wurde unter Bedeckung der Vorhut-Eskadron der Brigade v. Bomsdorff nach einer Kuppe südwestlich Oschen vorgezogen, während die formirte Division zur Attacke anritt.

Das diesseitige 1. Treffen wurde zur Frontalattacke disponirt, das 2. Treffen sollte nach Abgabe zweier Unterstützungs-Eskadrons an das 1. Treffen mit einem Theil seiner Kräfte gegen die linke Flanke der feindlichen Kavallerie eingreifen.

Das 3. Treffen hatte in seinem Verhältniß zu folgen und besonders die linke Flanke aufzuklären.

Um 9 Uhr 51 Minuten erfolgte die Attacke östlich Oschen in der be-

fohlenen Weise. Das 2. Treffen hatte zwei Kürassier-Eskadrons als Unterstützungs-Eskadrons bestimmt und griff mit den anderen beiden Eskadrons dieses Regiments und der bisherigen Vorhut-Eskadron der Brigade Arent flankirend ein. Drei Eskadrons des Litthauischen Ulanen-Regiments Nr. 12 wurden auf dem rechten Flügel zurückgehalten.

Das 3. Treffen gelangte bis südlich Oschen.

Nach stattgehabtem Handgemenge übernahm das 1. Treffen die Verfolgung in der Richtung auf Schadau. Nach dem Sammeln dieser Brigade wurde eine Eskadron mit der weiteren Beobachtung des geworfenen Feindes beauftragt.

Die Division sollte nun in der Richtung auf Brakau die Rekognoszirung fortsetzen und wurde eine Frontveränderung mit Treffenwechsel nach der linken Flanke — Marschrichtung Brakau — befohlen.

Es wurde: Brigade v. Waldow 1. Treffen;

2. Treffen, links debordirend, Brigade Arent;

3. Treffen, rechts debordirend, Brigade v. Bomsdorff.

Nach angetretenem Vormarsch erschienen die Theile der bei Brakau über die Liebe gegangenen feindlichen Kavallerie-Division an der Brakauer Schlucht. Eine feindliche Batterie beschoß den diesseitigen Marsch.

Die reitende Abtheilung wurde gegen den neu erscheinenden Gegner ins Feuer gesetzt und die Division nahm um 10 Uhr 25 Minuten durch eine Direktionsveränderung auf die Richtungs-Eskadron des 1. Treffens die Marschrichtung gegen den Feind. Vor dem überlegenen Artilleriefeuer wich die feindliche Division gegen Ludwigshof aus. Die diesseitige Kavallerie folgte und entwickelte sich nach Ueberschreiten der Brakauer Schlucht zum Angriff.

Um 10 Uhr 34 Minuten erfolgte der Zusammenstoß östlich Ludwigshof. Vom 1. Treffen wurde ein Frontalangriff ausgeführt, wobei die Vorhut-Eskadrons gegen den feindlichen linken Flügel eingriffen. Das 2. Treffen machte unter Sicherung seines eigenen äußeren Flügels einen Flankenangriff gegen feindliche Reserven (das hinter dem feindlichen rechten Flügel folgende 2. Treffen).

Das 3. Treffen hatte sich gefechtsbereit gemacht und ließ bis nördlich des Liebeflusses aufklären.

Die Attacke reüssirte. Der Feind ging, verfolgt vom 1. Treffen, in der Richtung Kamiontken zurück. Die Verfolgung kam durch die Flankenstellung eines neu erscheinenden feindlichen Kavallerie-Regiments zum Stehen.

Die Division formirte sich in der Marschrichtung Kamiontken wieder mit normalen Treffenabständen und nahm die Artillerie den abziehenden Gegner unter Feuer.

Bei Ludwigshof traf nun die Meldung ein, daß das Ost-Korps Marienwerder genommen habe und der Feind sich auf der Straße nach Stuhm abzöge.

Die Kavallerie-Division sollte infolge dessen in mehreren Kolonnen die Liebe überschreiten, um gegen die Rückzugslinie des Gegners vorzubrechen. Der durch vielen Regen aufgeweichte Boden hatte aber eine große Ermüdung der Pferde hervorgerufen und wurde deshalb die Gefechtsübung auf dem Plateau von Ludwigshof abgebrochen.

31. August.

General-Idee.

Eine West-Armee beabsichtigt zwischen Marienwerder und Graudenz die Weichsel zu überschreiten.

Eine Ost-Armee steht in der Gegend von Osterode*) bereit, der über die Weichsel debouchirenden West-Armee entgegenzutreten.

Spezial-Idee.

Ost-Armee. (Markirter Feind.)

Zum Schutze der Eisenbahn Marienburg—Riesenburg, auf welcher noch Verstärkungen an Mannschaften und Material herangeschafft werden, ist eine Kavallerie-Division (4 Regimenter und 1 Batterie) in Riesenburg aufgestellt worden. Dieselbe hat durch ihre Vortruppen die Linie Honigfelde — Schadau — Oschen — Littschen—Brandau besetzt.

Auf die Meldung der gegen die Weichsel vorgetriebenen Rekognoszirungen, daß am 30. August feindliche Truppen in Marienwerder eingerückt seien, erhält der Divisionskommandeur den Befehl, gegen diese Stadt vorzugehen und das Terrain möglichst bis zur Weichsel aufzuklären.

Zur Unterstützung der Kavallerie werden am 31. August früh drei Bataillone Infanterie in Schadau eintreffen.

West-Armee. (Kavallerie-Division.)

Die Avantgarde des linken Flügelkorps — West-Korps — hat nebst einer Kavallerie-Division die Weichsel bei Kurzebrack am 30. August überschritten und Marienwerder besetzt.

Der Uferwechsel der übrigen Theile des Korps ist für den 31. August bestimmt.

Die Kavallerie-Division erhält den Auftrag, am 31. August gegen Riesenburg und den Liebefluß aufzuklären.

Rendezvous.

Die Division steht am 31. August früh $10\frac{1}{2}$ Uhr unmittelbar südlich der Chaussee Marienwerder—Riesenburg, nordöstlich des Vorwerks Semmler, Front nach Norden, zum Vormarsch bereit. Die drei Brigaden in Regimentskolonnen ohne Entwickelungsraum nebeneinander. Brigade Arent auf dem rechten Flügel, daneben Brigade v. Waldow, dann Brigade

*) 10 Meilen südöstlich Marienwerder.

v. Bomsdorff, die Artillerie auf dem linken Flügel.

Die genauen Plätze werden an Ort und Stelle durch den Generalstabsoffizier der Division angewiesen.

gez. v. Drigalski.

Ausführung.

Die Division wurde aus ihrer Rendezvous-Aufstellung einheitlich in der Richtung auf Tiefenau vorgeführt und alsdann zur Treffengliederung entwickelt.

1. Treffen Brigade v. Waldow (2 Eskadrons Leib-Husaren zur Vorhut);

2. Treffen, rechts debordirend, Brigade Arent;

3. Treffen, links debordirend, Brigade v. Bomsdorff;

Die Artillerie-Abtheilung hinter dem 1. Treffen.

Die in der Linie Brakau—Gr. Krebs stehenden Vorposten meldeten um 11 Uhr, daß sie auf ihrem linken Flügel angegriffen und von stärkerer feindlicher Kavallerie aus Brakau verdrängt worden wären.

Durch eine Direktionsveränderung nach der halben rechten Flanke gewann die Division die Marschrichtung auf Brakau. — Auf dem Plateau zwischen Brakau und Ludwigshof wurden die Spitzen einer feindlichen gegen Marienwerder rekognoszirenden Kavalleriemasse sichtbar. Die reitende Abtheilung wurde unter dem Schutze der Vorhut bis unmittelbar nördlich Ludwigshof vorgezogen und beschoß den Feind.

Um 11 Uhr 16 Minuten ging die Brigade v. Waldow westlich um Ludwigshof zum Angriff der feindlichen sechs Eskadrons starken Front vor, während das 2. Treffen, östlich um Ludwigshof herumgehend, mit einem Regiment einen Flankenangriff gegen das drei Eskadrons starke 2. feindliche Treffen, mit dem anderen Regiment eine Flankendeckung auszuführen hatte.

Das 3. Treffen gab zwei Unterstützungs-Eskadrons an das 1. Treffen und blieb nordwestlich Ludwigshof in Gefechtsbereitschaft zur Disposition.

Die feindliche Kavallerie wurde geworfen und durch das 1. Treffen verfolgt. Letzteres mußte jedoch durch Appell zurückgerufen werden, da es in das Feuer feindlicher Infanterie gerieth, welche zur Aufnahme ihrer Kavallerie die Höhen südwestlich Brakau und den Brakauer Wald besetzt hatten.

Die diesseitige Artillerie nahm nun den Brakauer Wald unter Feuer und die Kavallerie-Division sammelte sich östlich Ludwigshof in der ursprünglichen Treffengliederung außerhalb des Gewehrfeuers.

Von dem West-Korps war während dieser Zeit die Mittheilung eingegangen, daß eine Infanterie-Brigade, im Liebethale aufwärts vorgehend, Kamiontken passirt habe und Brakau vom Feinde zu säubern beabsichtige.

Die Division sollte nunmehr ihrem Auftrage gemäß in der Richtung

Riesenburg aufklären. Sie führte zu dem Ende eine Frontveränderung mit Treffenwechsel nach der ganzen rechten Flanke aus und ging um 11 Uhr 32 Minuten in der neuen Marschrichtung vor.

1. Treffen Brigade Arent;

2. Treffen, rechts debordirend, Brigade v. Bomsdorff;

3. Treffen, links debordirend, Brigade v. Waldow.

Um den Abzug der im Brakauer Walde kämpfenden Infanterie des Ost-Korps zu sichern, erschien von Streitwinkel kommend eine feindliche Kavallerie-Brigade, 10 Eskadrons stark, in mehreren Treffen.

Während die diesseitige Division die Direktion gegen den Feind nahm, bereitete die reitende Artillerie-Abtheilung die Attacke durch ihr Feuer vor. Um 11 Uhr 45 Minuten griff Brigade Arent (1. Treffen) mit einer Frontalattacke an, die Brigade v. Bomsdorff (2. Treffen) führte mit dem Husaren-Regiment Nr. 5 einen Flankenangriff gegen feindliche Reserven aus. Das Dragoner-Regiment Prinz Albrecht folgte als Flankendeckung im langen Galopp auf dem rechten Flügel und hatte auch hier noch gegen schwächere feindliche Kräfte einzugreifen.

Die Brigade v. Waldow (3. Treffen) hielt die Verbindung mit der Infanterie des West-Korps und blieb zur Disposition.

Die diesseitige Attacke reüssirte. Der Verfolgung über die Brakauer Schlucht hinaus wurde aber durch feindliches Artilleriefeuer von Oschen her Einhalt gethan.

Die Brigade v. Bomsdorff und die Artillerie folgten bis Streitwinkel und stellten das Verbleiben der feindlichen Kavallerie bei Oschen fest.

Die reitende Abtheilung nahm von südlich Streitwinkel den Brakauer Wald, in welchem noch der Infanteriekampf hörbar, und die feindliche Artillerie unter Feuer.

Die Brigaden Arent und v. Waldow wurden nun gedeckt in der Schlucht nördlich Streitwinkel bis zu den östlichen Häusern des Ortes geführt, um von hier aus der feindlichen Infanterie den Rückweg aus dem Brakauer Walde zu verlegen.

Um 12 Uhr 5 Minuten mußte die Infanterie des Ost-Korps, durch umfassenden Angriff von Norden gezwungen, den Brakauer Wald verlassen und auf Oschen abziehen. — Diesen Moment benutzte die Kavallerie-Division. Brigaden Arent und v. Waldow formirten sich ungesehen in der Schlucht nebeneinander, jede in zwei Treffen, zum entscheidenden Angriff auf Infanterie und brachen von hier aus um 12 Uhr 10 Minuten gegen die zurückgehende feindliche Infanterie vor.

Die bei Oschen stehende feindliche Kavallerie wollte nun den diesseitigen rechten Flügel angreifen, wurde aber ihrerseits von der rechts debordirend folgenden Brigade v. Bomsdorff von ihrem linken Flügel her aufgerollt.

Schließlich wurden zwei schnell gesammelte Eskadrons Litthauischen Ulanen-Regiments Nr. 12 zur Wegnahme einer bei Oschen ohne Bedeckung stehenden Batterie beordert.

2. September.

General-Idee (s. Seite 467).

Spezial-Idee.

Die Kavallerie-Division hat von ihrem bei Stuhm stehenden West-Korps den Auftrag erhalten, gegen die Verbindungen des Ost-Korps, welches seit dem 30. August Marienwerder besetzt hält, in der Richtung Littschen vorzugehen. In Ausführung dieses Auftrages hat die Division am 2. September früh 9 Uhr die Liebe bei Schadau passirt und steht am Wege Schadau—Oschen zum weiteren Vormarsch bereit.

Rendezvous.

Die Division steht am 2. September früh 9 Uhr südlich des Liebeflusses am Wege Schadau—Oschen. Front nach Süden in Regimentskolonnen ohne Entwickelungsraum.

Brigade Arent westlich, Brigade v. Bomsdorff östlich genannten Weges.

Brigade v. Waldow als Avantgarde nördlich Oschen — zwei Eskadrons als Vorhut vorgeschoben — Beobachtung gegen Ludwigshof—Littschen—Solainen.

Die Artillerie-Abtheilung steht hinter Brigade v. Waldow.

gez. v. Drigalski.

Ausführung.

Für diesen Tag war keine Spezial-Idee für den markirten Feind ausgegeben worden. Derselbe erhielt vielmehr an Ort und Stelle kurze Instruktionen für seine Aufstellung durch die zugetheilten Generalstabsoffiziere.

Um 9 Uhr 4 Minuten meldete die Vorhut die Anwesenheit einer stärkeren Kavalleriemasse am Ostausgange von Streitwinkel im Vormarsch auf Oschen.

Unter dem Schutze der bis Oschen vorgehenden Avantgarde, Brigade v. Waldow, fuhr die reitende Abtheilung westlich Oschen auf.

Es wurde beabsichtigt, mit der Avantgarde gegen die feindliche Front, mit dem Gros der Division gegen den feindlichen rechten Flügel vorzugehen. Zu dem Ende formirte sich Brigade Arent östlich Oschen als 1. Treffen, Brigade v. Bomsdorff, links debordirend, als 2. Treffen. Front nach Süden.

Um 9 Uhr 15 Minuten brach die Avantgarde von westlich Oschen, wo sie bisher gedeckt seitwärts der Artillerie hinter der Höhe gestanden hatte, gegen die feindliche Kavallerie, zum Schutze der diesseitigen Artillerie vor. Aus dem Handgemenge mußte jedoch Brigade v. Waldow vor den überlegenen Kräften des Feindes zurückgehen.

Brigade Arent, welche östlich um Oschen herumgehend gegen die rechte Flanke des Gegners disponirt war, degagirte in diesem Moment durch eine Echelon-Attacke die Brigade v. Waldow. Brigade v. Bomsdorff machte auf dem äußeren Flügel die Bewegung der Brigade Arent mit und beobachtete gegen Littschen.

Brigade v. Waldow hatte die Unterstützungs-Eskadrons dem eigenen Treffen entnommen, während Brigade Arent solche von der Brigade v. Bomsdorff erhalten hatte.

Der Feind war durch das Degagiren der Brigade Arent gezwungen worden, auf den Wald nördlich Gr. Krebs zurückzugehen; die Verfolgung wurde von der Brigade Arent ausgeführt. Die Artillerie wurde nunmehr auf die Höhe nordöstlich Streitwinkel vorgezogen.

Um 9 Uhr 30 Minuten meldeten Gefechtspatrouillen aus der rechten Flanke, daß von Marienwerder in der Richtung auf Brakau feindliche Kavallerie und Artillerie erschiene.

Durch diesen Marsch in der rechten Flanke bedroht, machte die Division eine Frontveränderung nach der rechten Flanke, wodurch

Brigade v. Waldow 1. Treffen,

Brigade Arent, links debordirend, 2. Treffen,

Brigade v. Bomsdorff, rechts debordirend, 3. Treffen wurde.

Die diesseitige Artillerie beschoß von ihrer zeitigen Aufstellung den an der Brakauer Schlucht erschienenen Gegner, der seinerseits eine Batterie südlich des Brakauer Waldes aufstellte.

Da sich aber auch die feindlichen Truppen am Walde von Gr. Krebs wieder bemerklich machten, so beschloß der Divisionsführer über die Liebe zurückzugehen, vorher aber durch einen Vorstoß sich noch Luft zu verschaffen.

Brigade v. Bomsdorff und die Artillerie-Abtheilung wurde deshalb über Schadau auf das rechte Liebe-Ufer zur Aufnahme der Division zurückgeschickt. Die Uebergänge bei Schadau und Wolla wurden durch abgesessene Schützen gesichert.

Die Brigaden v. Waldow und Arent gingen dem Gegner entgegen und attackirten denselben um 9 Uhr 42 Minuten, und zwar erstere Brigade mit einem Regiment in der Front, mit dem anderen in der linken Flanke. Brigade Arent machte mit dem inneren Regiment einen Flankenangriff und deckte mit dem äußeren gegen den Wald von Gr. Krebs. Der markirte Feind wurde geworfen. — Um 9 Uhr 55 Minuten wurde die Brigade Arent bis südlich Oschen zurückgenommen, während die Brigade v. Waldow vor dem sich verstärkenden Feind regimenterweise in der Art abzog, daß ein Regiment frontal in der Richtung auf die Nordspitze von Oschen, das andere in Staffelformation in derselben Richtung so zurückging, daß es bei einer Attacke gegen den linken feindlichen Flügel eingreifen konnte. An der Nordspitze von Oschen deckte Brigade v. Waldow den weiteren Abzug der Brigade Arent auf Wolla durch eine Flankenstellung und ging dann bei Schadau über die Liebe.

Um 10 Uhr 25 Minuten attackirte der jetzt stärker drängende Feind noch die Brigade Arent zwischen Oschen und Wolla, wurde aber durch rechtzeitiges Eingreifen des noch diesseits der Liebe befindlichen Leib-Husaren-Regiments geworfen.

Die Division bezog nunmehr ein Biwak, und zwar mit dem Gros am Orkuschsee, mit dem Gros der Avantgarde (Pommersches Husaren-Regiment [Blüchersche Husaren] Nr. 5, einer reitenden Batterie, Pionier-Detachement) bei Laskowitz. Die Vorposten (Dragoner-Regiment Prinz Albrecht) sicherten den Liebe-Abschnitt durch abgesessene Mannschaften und vorgeschobene Feldwachen. Dorf Brakau auf dem rechten und Schrammen auf dem linken Flügel wurden angemessen besetzt. Den diesseitigen Vorposten standen die des markirten Feindes auf der Linie Gut Brakau—Oschen—Solainen gegenüber.

3. September.

General-Idee (s. Seite 467).

Spezial-Idee.

Ost-Korps. (Markirter Feind.)

Nach dem Gefecht am 2. September hat die Kavallerie des West-Korps über den Liebefluß zurückgehen müssen. Die Uebergänge bei Wolla und Schadau befinden sich in feindlichen Händen.

Das Ost-Korps hat Marienwerder und die Liebe-Uebergänge flußaufwärts bis Gut Brakau besetzt und sich zur Vertheidigung eingerichtet.

West-Korps. (Kavallerie-Division.)

Das West-Korps wird mit seinen gesammten Kräften zum Angriff gegen Marienwerder vorgehen.

Die Kavallerie-Division soll den Angriff durch Einwirken gegen den feindlichen rechten Flügel unterstützen.

Rendezvous.

Die Brigade v. Bomsdorff behält die Uebergänge bei Schadau und Wolla besetzt. Der Rest der Brigade und eine Batterie sind am 3. September früh 8 Uhr hinter dem rechten Flügel konzentrirt. Aufklärung nach der rechten Flanke.

Die Brigaden Arent und v. Waldow stehen mit zwei reitenden Batterien am 3. September früh 8 Uhr südlich Laskowitz neben dem Wege von Wolla nach Laskowitz in Regimentskolonnen ohne Entwickelungsraum auf Vordermann. Brigade Arent im 1. Treffen, Brigade v. Waldow im 2. Treffen, dahinter die Artillerie. Das 1. Treffen hält Verbindung mit Wolla, das 2. Treffen sichert die linke Flanke.

gez. v. Drigalski.

Ausführung.

Um 8 Uhr morgens ging der markirte Feind gegen den Uebergang bei Schadau vor und drängte die diesseitigen Dragoner-Feldwachen über den Liebefluß zurück. Der Angriff wurde aber von den abgesessenen Schützen des Dragoner-Regiments Prinz Albrecht im Verein mit der Artillerie, welche nördlich Schadau vereinigt wurde, abgewiesen.

Der Divisionsführer beabsichtigte im Anschluß an das West-Korps zunächst mit der Brigade v. Bomsdorff und der Artillerie die Debouchеen über die Liebe in der Front festzuhalten und mit den andern beiden Brigaden gegen die rechte Flanke des Feindes vorzugehen.

Brigade v. Waldow erhielt demzufolge Befehl, über eine südlich Wolla von den Pionieren geschlagene Brücke über den Liebefluß vorzugehen, während die Brigade Arent zu gleichem Zweck die Furt bei Wolla benutzte.

Um 8 Uhr 30 Minuten waren die beiden Brigaden auf dem südlichen Liebe-Ufer vereinigt, Brigade Arent als 1. Treffen, Brigade v. Waldow, links debordirend, als 2. Treffen.

Feindliche Kavallerie, welche vor dem diesseitigen Artilleriefeuer gedeckt südlich Oschen gestanden hatte, wandte sich nun gegen die beiden Brigaden. Um 8 Uhr 40 Minuten kam es zur Attacke, wobei das 1. Treffen gegen den feindlichen linken Flügel, das 2. Treffen gegen die feindliche Front angesetzt wurden.

Nicht allein diese Attacke, sondern auch das Erscheinen der Spitzen der zum Ueberschreiten des Flusses befohlenen Brigade v. Bomsdorff südlich des Defilee von Schadau, beinahe im Rücken des Feindes, nöthigten letzteren, bis südlich Streitwinkel zurückzugehen.

Brigade Arent übernahm die Verfolgung.

Die Division konzentrirte sich bei Oschen, Front nach Streitwinkel:

Brigade Arent 1. Treffen südlich Oschen;

Brigade v. Bomsdorff 2. Treffen nordwestlich Oschen;

Brigade v. Waldow 3. Treffen, links debordirend zur Brigade Arent, Beobachtung gegen die Chaussee Marienwerder—Riesenburg;

Die Artillerie-Abtheilung hinter der Brigade v. Bomsdorff.

Um 9 Uhr traf vom West-Korps die Mittheilung ein, daß dasselbe Marienwerder und die Liebe-Uebergänge genommen habe und die feindliche Infanterie in der Richtung auf Gr. Krebs zurückginge.

Gegen letztere wandte sich nunmehr die Division. Nachdem die Artillerie-Abtheilung von einem Standpunkt westlich Oschen die Attacke vorbereitet hatte, erreichten die Brigaden v. Bomsdorff und Arent, jede in sich nach der Tiefe in zwei Treffen gegliedert, die gegnerische Infanterie in der Stärke von drei Bataillonen nördlich Streitwinkel und zersprengten sie.

Brigade v. Waldow folgte, links debordirend, als 3. Treffen der Attacke und beobachtete nach der Richtung, wohin die feindliche Kavallerie abgezogen war.

Die Division schlug die Direktion gegen die Chaussee Marienwerder—Gr. Krebs ein und machte hierzu eine Frontveränderung mit Treffenwechsel. Es wurde:

Brigade v. Bomsdorff 1. Treffen (zwei Eskadrons Vorhut);

Brigade Arent, links debordirend, 2. Treffen;

Brigade v. Waldow, ebenfalls links debordirend, 3. Treffen.

Letzteres Treffen wurde zur Beobachtung gegen den vom Feinde besetzten Wald von Gr. Krebs belassen.

Die Artillerie folgte dem 1. Treffen.

Der Division östlich von Ludwigshof entgegentretende feindliche Kavallerie, welche den Abzug ihrer Infanterie von Baldram auf Gr. Krebs sichern sollte, wurde angegriffen. Das 1. Treffen benutzte eine Terrainmulde und wandte sich, unter Sicherung seines eigenen äußeren Flügels, gegen die feindliche linke Flanke, während das 2. Treffen die feindliche Front attackirte.

4. September.

General-Idee (s. Seite 467).

Spezial-Idee.

West-Korps. (Markirter Feind.)

Das West-Korps hat sich in den Besitz von Marienwerder und den Liebe-Uebergängen gesetzt und will den Erfolg des Tages durch energische Verfolgung ausbeuten.

Ost-Korps. (Kavallerie-Division.)

Das Ost-Korps ist gezwungen gewesen, Marienwerder und die Liebe-Uebergänge zu räumen. Dasselbe zieht sich auf der Chaussee nach Freistadt und auf der Straße nach Jankowitz zurück. Die Kavallerie-Division erhält den Auftrag, den Rückzug zu decken.

Rendezvous.

Die drei Brigaden und die Artillerie-Abtheilung stehen morgen früh 9 Uhr nördlich Gr. Krebs. Die genauen Plätze werden an Ort und Stelle angewiesen werden. Die Brigaden in Regiments-Kolonnen ohne Entwickelungsraum nebeneinander. Brigade Arent auf dem rechten Flügel, Brigade v. Bomsdorff in der Mitte, Brigade v. Waldow auf dem linken Flügel. Die Artillerie hinter der Brigade v. Bomsdorff. Letztere Brigade schiebt zwei Eskadrons bis an den Nordrand des vorliegenden Gehölzes — Beobachtung gegen Marienwerder und die Liebe. gez. v. Drigalski.

Ausführung.

In Ausführung ihres Auftrages ging die Division auf drei Wegen durch den vorliegenden Wald in der Richtung auf Kamiontken vor. Verdeckt durch das Terrain wurden:

Brigade v. Bomsdorff nördlich des Waldes von Gr. Krebs als 1. Treffen,

Brigade Arent, rechts debordirend, als 2. Treffen an dem Wege Gr. Krebs — Brakau an der Waldecke,

Brigade v. Waldow an der Westspitze des Waldes als 3. Treffen aufgestellt.

Auf die Meldung, daß feindliche Infanterie von Kamiontken in der Richtung auf Gr. Krebs vorginge und sich in der Höhe von Ludwigshof befände, begann die reitende Abtheilung, welche der Brigade v. Bomsdorff gefolgt und links neben derselben aufgefahren war, das Feuer. Um 9 Uhr 45 Minuten ging Brigade v. Bomsdorff in zwei sich einander folgenden Treffen gegen die Front des Feindes vor, während Brigade Arent, verdeckt in einer Schlucht gegen die linke feindliche Flanke, ebenfalls in zwei Treffen, vorgeführt wurde.

Brigade v. Waldow folgte, links debordirend, als 3. Treffen.

Die Attacke gelang und vom 1. Treffen wurde die Verfolgung aufgenommen. Dieselbe konnte aber nur bis zu den Uferhöhen der Liebe ausgedehnt werden, da das Feuer feindlicher Schützen die Brigade nöthigte, sich rückwärts zu sammeln.

Die Division sammelte sich östlich Ludwigshof außerhalb des Gewehrfeuers — Front Kamiontken — und beschoß mit der vorgezogenen reitenden Batterie das vom Feinde besetzte Terrain.

Feindliche Kavallerie, welche, von Oschen kommend, ihre Infanterie degagiren wollte, nöthigte die Division zur schnellsten Frontveränderung mit Treffenwechsel nach der rechten Flanke, wobei

Brigade Arent 1. Treffen,

Brigade v. Waldow, rechts debordirend, 2. Treffen,

Brigade v. Bomsdorff, links debordirend, 3. Treffen wurde.

Letztere Brigade verjagte durch einen kurzen Vorstoß die noch auf dem südlichen Liebe-Ufer befindlichen feindlichen Schützen. Die Artillerie fuhr auf dem diesseitigen rechten Flügel auf.

Beim Vorgehen zur Attacke gab Brigade v. Bomsdorff zwei Unterstützungs-Eskadrons hinter das 1. Treffen und ließ in der alten Front gegen die zurückgehende feindliche Infanterie beobachten.

Da die in der neuen Front erscheinende feindliche Kavallerie sich auf ihrem rechten Flügel verlängerte, so wurden auch diesseits zwei Eskadrons aus dem 3. Treffen zur Frontverlängerung vorgezogen.

Um 10 Uhr 5 Minuten stießen die beiden Linien nördlich Streitwinkel aufeinander.

Das diesseitige 1. Treffen wurde trotz Verlängerung seiner Front geworfen und griff nun Brigade v. Waldow statt mit einem Flankenangriff, wie angeordnet war, rechtzeitig mit dem Ulanen-Regiment Nr. 8 degagirend ein. Das äußere Regiment (Leib-Husaren) wurde als Flankendeckung hinter dem äußeren Flügel des Ulanen-Regiments Nr. 8 zurückbehalten.

Vor den sich entfaltenden überlegenen Kräften ging der Feind in der Richtung auf Oschen zurück.

Das diesseitige Ost-Korps hatte unterdessen Neudörfchen und Klostersee erreicht und beschloß der Divisionsführer nun ebenfalls zurückzugehen. Die Brigade v. Waldow erhielt deshalb den Auftrag, mit dem Husaren-Regiment den nordöstlichen Theil des Waldes von Gr. Krebs zu besetzen, mit dem Ulanen-Regiment Nr. 8 den Abzug der Division zu decken.

Die Artillerie-Abtheilung wurde auf eine Höhe an der nordöstlichen Waldecke beordert.

Die Brigade v. Bomsdorff ging hinter der Brigade Arent an die Westecke des Waldes zurück.

Die Brigade Arent wurde auf ihrem Rückmarsch nach dem Walde von Gr. Krebs vom Feinde gedrängt, machte sich aber im Verein mit dem Ulanen-Regiment Nr. 8. um 10 Uhr 30 Minuten durch einen kurzen Vorstoß Luft und schwenkte verdeckt hart nördlich des Waldes front.

Ein Vorgehen feindlicher Kavallerie von Streitwinkel her wurde durch das Feuer der abgesessenen Husaren und der Artillerie abgewiesen.

Die feindliche Kavallerie, welche die Defileen von Littschen angesichts der diesseitigen Division nicht passiren wollte, beabsichtigte augenscheinlich über Ludwigshof in der Richtung auf Gr. Krebs vorzugehen.

Diesen Moment, in welchem der Feind der Division die Flanke bot, benutzte der Führer, um noch einmal aus seiner augenblicklichen verdeckten Aufstellung vorzubrechen.

Unter Belassung des abgesessenen Husaren-Regiments am Walde, ging um 11 Uhr die Brigade Arent mit einem Frontalangriff gegen den sich schnell, südöstlich Ludwigshof, nach der linken Flanke entwickelnden Gegner vor. Brigade v. Bomsdorff wurde in des Feindes rechte Flanke gegen das 2. Treffen desselben disponirt. Das Ulanen-Regiment Nr. 8 folgte als 3. Treffen rechts debordirend und hatte, indem es die rechte Flanke der Division deckte, gegen feindliche Schützen in der Richtung auf Brakau zu attackiren.

Ein Parademarsch fand nach Beendigung dieser Uebung, wie an allen vorhergehenden Tagen, statt. Auf Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl, Höchstwelcher an fünf Tagen bei den Uebungen der kombinirten Kavallerie-Division I. Armeekorps anwesend war, wurden die Parademärsche entweder im Trabe oder Galopp ausgeführt.

Auch der Inspekteur der 2. Armee-Inspektion, Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, wohnten, ebenso wie Se. Exzellenz der Herr Kriegsminister, den Uebungen vom 2. September ab bei.

Die beiden kommandirenden Herren Generale des I. und II. Armeekorps waren während mehrerer Tage bei den Uebungen anwesend.

Erwähnt sei noch, daß den Meldungen der Gefechtspatrouillen eine große Wichtigkeit beigelegt wurde; dieselben waren meist vortrefflich. Größtentheils wurde von denselben die Stärke des markirten Feindes, dessen Treffengliederung und auf welchem Flügel die hinteren Treffen folgten, richtig erkannt und gemeldet. Auch thaten in dem sehr welligen Terrain, welches hier und da mit Gräben und Torflöchern durchsetzt war, die Ekläreure ihre volle Schuldigkeit.

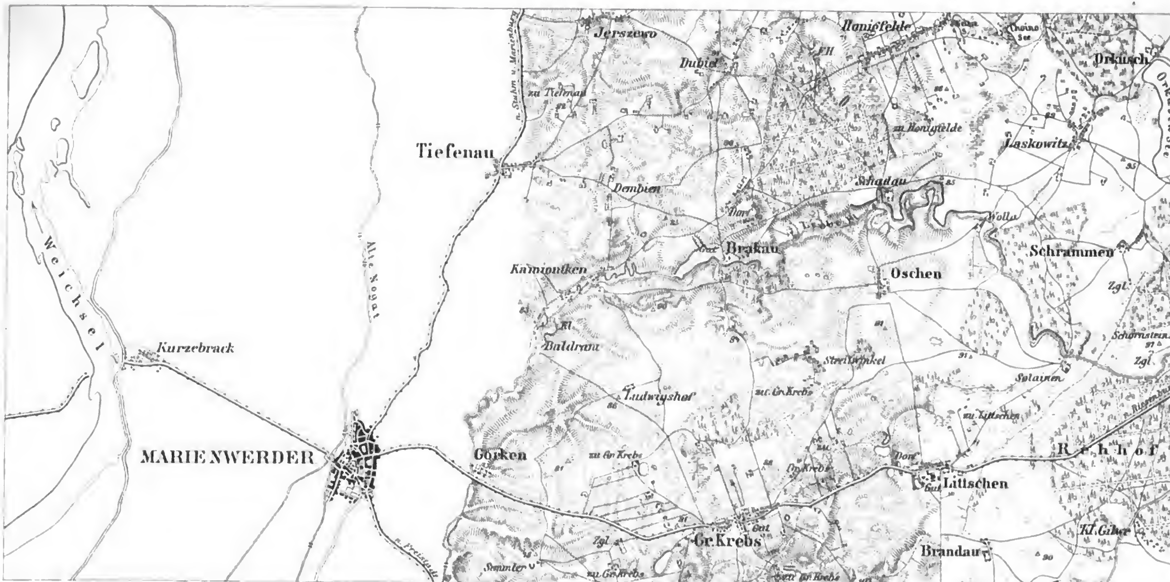
Das der Division beigegebene Pionier-Detachement fand durch Schlagen zweier Brücken über den Liebefluß, und durch Ausbessern mehrerer Furten und Brücken seine Verwendung.

Der Ueberzeugung sei schließlich noch Ausdruck verliehen, daß nur allein durch öftere Wiederholung dergleichen Uebungen die Kavallerie-Divisionen für ihre Thätigkeit als Auge des Feldherrn bei den großen Operationen sowie für ihre Aufgaben auf dem Schlachtfelde vorbereitet und geschult werden können.

Druck von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70.

Karte zu den Uebungen der komb. Kavallerie-Division bei Marienwerder 1878.

Militair-Wochenblatt 1878. Beiheft.



Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, (Kochstr. 68/70)
Lith. Institut v. Wilh. Greve, Berlin.

Maaßstab $\frac{1}{100000}$ der natürl. Länge

1000 500 0 1000 2000 3000 4000 5000 6000 7000 8000 Meter = 8 Kilometer

Druck von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70.

Karte zu den Uebungen der komb. Kavallerie-Division bei Marienwerder 1878.

